Die Barbarakapelle in Poysdorf

Zur Zeit des 30ährigen Krieges stand zwischen der Landstraße und dem Radaweg eine kleine, unansehnliche Kapelle, von der niemand etwas wusste, wer sie gebaut und welchen Zweck sie hatte. Die Felder gehörten zu den Häusern 152/364 und 154/368.

Da faßte eine Frau Barbara Dibiok den Entschluß, hier eine größere Kapelle zu Ehren der heiligen Barbara zu erbauen, die ja in unserem Volke eine große Verehrung genoß; war sie doch die Schutzpatronin der Artillerie und der Bergleute und die Fürsprecherin für eine ruhige und selige Sterbestunde. Darum weihte man ihr Altäre und Kapellen, gründete Bruderschaften (z. B. in Hohenau), unternahm Wallfahrten zu den Barbarakirchen – eine solche gab es in Hüttendorf bei Mistelbach. Das Sterben wurde ja manchem recht schwer gemacht in jener Zeit, da die Menschen durch den Krieg ganz verroht waren und die Folter und Marterei herrschten. Die Frau hatte die schreckliche Zeit erlebt, mit eigenen Augen die Greueltaten gesehen, vielleicht manches Missgeschick erduldet; zuerst war sie mit dem Ratsbürger Paul Lamprecht verheiratet (dieser Name findet sich um 1630 auf der Maxendorfer Feldmühle), nach seinem Tode vermählte sie sich mit dem Trautsohnischen Grundrichter Johann Dibiok.

Der Stiftsbrief für die Barbarakapelle wurde am 4. Dezember 1663 ausgestellt; sie (die Frau Barbara Dibiok) erkannte klar und deutlich die Vergänglichkeit dieser Welt, in ihrem Alter betrachtete sie nur die Ewigkeit und dachte an das ewige Seelenheil. Gott gab ihr den Gedanken, bei dem Bürgerspital eine kleine Kirche zu erbauen, die der heiligen Barbara geweiht sein sollte; es war eine Filiale der Poysdorfer Pfarrkirche. Was der Bau kostete, bezahlte die Stifterin. Sie tat noch mehr; sie kaufte den Altar, die Messgewänder, Kelch und anderes Zugehör für die neue Kapelle. Die Geistlichkeit übernahm die Verpflichtung, jeden Monat eine Seelenmesse für die Stifterin, für die beiden Ehewirte und für die Freunde zu lesen, am 4. Dezember müsse aber in der Kapelle ein feierliches „Barbara-Amt“ abgehalten werden. Die 12 heiligen Messen kosteten 6 fl, das Amt 3 fl, der Schulmeister erhielt für seine Mühe 3 fl – zusammen betrugen die Ausgaben 12 fl. Dafür stiftete die Wohltäterin ein neu erbautes Preßhaus, einen Keller, einen Kasten und ein Stück Acker in der Ziegelgstetten – dies alles warf einen jährlichen Nutzen von 20 fl. ab. Die Stiftung verwaltete der Marktrat, die Aufsicht führte der Pfarrer, der auch die Stiftsmessen und das Amt zu lesen hatte. Mit dem Restbetrag von 8 fl. mußte das Preßhaus sowie die anderen Gebäude in gutem Bauzustand erhalten werden. Für die Paramente und Beleuchtung spendete die Wohltäterin 200 fl, die bei der Gemeinde zu 5 Prozent Zinsen auf ewig angelegt wurden, das waren 10 fl; davon bestimmte sie 4 fl für die Gebäude, 3 fl für die Kerzen, 3 fl für Paramente, Wäsche und Leinwand. Die Richter und der Rat von Poysdorf versprachen auch, für alle Zeiten den Willen der Verstorbenen zu erfüllen. Unterschrieben sind die drei Stiftsbriefe von dem Passauer Offizial Jodocus Höpffner, von dem Poysdorfer Pfarrer Wolfgang Sigismund Fischer und dem Poysbrunner Verwalter Georg Singer von Singermühl; ein Stiftsbrief lag beim Konsistorium, der zweite unter dem Antipendium der Barbarakapelle und den dritten besaß der Poysdorfer Marktrat.

Den Keller mietete die Gemeinde für den Ratswein; denn in der guten alten Zeit mußte jede Amtshandlung mit Wein begossen werden und die Ratsherren verschmähten keineswegs einen guten Tropfen. Für das Geld von 200 fl legte der Marktrat einen Weingarten von drei Gwanten Ausmaß in den „Freibergen“ an, setzte 25.000 Stock aus, die 50 fl kosteten, und teilte den Weingarten in 5 Viertel. Der Wilfersdorfer Herrschaft reichte die Gemeinde alle Jahre 5 kr Dienst. Der Acker, der 30 fl kostete, war 1666 angekauft worden. Sechs Jahre später erstand die Gemeinde noch eine halbe Gwanten Acker um15 fl.

Im Jahre 1691 erhielt die Kapelle eine Glocke; wer sie anschaffte, ist nicht bekannt. Viele Jahre vergingen, bis man an eine Ausbesserung der Filialkirche schritt; sie wird zwar nicht erwähnt, vermutlich erfolgte sie um 1770.

Kaiser Josef II. verbot 1784 den Gottesdienst in allen Kapellen; seither unterblieb das „Barbara-Amt“, die Kapelle verfiel in einen Dornröschenschlaf; nur zur Einsegung der Toten, die in dem nahen Friedhof beerdigt wurden, diente sie bis zu dem Zeitpunkte, wo auch der Friedhof aufgelassen wurde.

1865 ließ die Gemeinde den Turm neu herrichten. Erst 1912 geschah eine gründliche Ausbesserung; innen und außen wurde sie gefärbelt, auch den Turm vergaß man nicht. Die Kosten betrugen 769 Kronen 70 Heller. Vier Jahre später fasste der Gemeinderat den Beschluß, daß das Opfergeld für die Erhaltung der Kapelle dienen sollte; man fand damals im Opferstock 72 Kronen 71 Heller.

Die Bewohner des Bürgerspitals pflegten früher in der Kapelle den Rosenkranz zu beten; nach dem Weltkriege beanspruchte die „Jungfrauen-Kongregation“ den Raum, sie sorgte auch für die Reinigung und hält hier ihre Andachten ab.

Beachtung findet der Altar, der im Barockstil gehalten ist. Das Bild stellt „Die Krönung der heiligen Barbara“ dar und stammt von dem Maler G. Gahsebuer, der es 1778 vollendete. Der Meister ist uns unbekannt, sein Name findet sich in keiner Kunstgeschichte. Die Farben haben trotz der vielen Jahre nicht gelitten, das Bild ist gut erhalten. Auf beiden Seiten des Altares bemerkt man die zwei Heiligen, die im Mittelalter bei unserem Volke sehr beliebt waren: die heilige Margareta mit dem Drachen und die heilige Katharina mit dem Rade. Einige Forscher vermuten, dass in diesen drei Jungfrauen eine Erinnerung an die drei Nornen aus der Germanenzeit nachklingt.

Hinter dem Hochaltar liegen einige geschnitzte Statuen, auch eine Krippe war früher vorhanden.

Bei dem Bilde der heiligen Apollonia verrichteten die Gläubigen, die von Zahnweh geplagt wurden, in früherer Zeit eine Andacht und opferten auch Zähne, um von den Zahnschmerzen verschont zu bleiben. Die Heilige wurde im Jahre 248 in Alexandria gemartert, man riß ihr alle Zähne aus. Da auch in der Pfarrkirche ein Bild dieser Heiligen hängt, waren die Zahnschmerzen in der Gemeinde stark verbreitet.

Das Bild des heiligen Rochus aus dem Jahre 1733 dürfte ein Gelöbnisbild eines unbekannten Bürgers sein, sowie das Sebastianibild in der Pfarrkirche. Unter dem Bilde stehen die Worte: „dum grassatur Pestis, sis solamen noestis“ (solange die Pest wütet, mögest du ein trauriger Trost sein).

Gottesdienst findet in der Kapelle nicht statt, sie ist stets versperrt.

Quellen:

Das Poysdorfer Gemeindegedenkbuch und das der Pfarrkirche.

Veröffentlicht in: „Deutsche Heimat“, 1947, S. 54 ff

Die Barockzeit.

Nach dem 30 jährigen Krieg zeigte sich in Oesterreich eine neue Kunstrichtung, die nicht nur die Malerei und Baukunst, sondern auch die Lebensweise, das Denken und Fühlen des Menschen beeinflusste; es war der Ausdruck der siegreichen Gegenreformation. Der evangelische Glaube war zurückgedrängt, die katholische Kirche hatte in Oesterreich ihre alte Stellung erobert; dazu kam dann einige Jahre später der Sieg über die Türken. Diese beiden geschichtlichen Ereignisse bildeten den Hintergrund jener gewaltigen Kunstentfaltung, die um 1700 mit voller Kraft einsetzte. Ihr Leitspruch war: „Alles zur größeren Ehre Gottes.“ Die Kunst stellte sich in den Dienst der Religion.

Der Mittelpunkt dieser neuen Richtung war die Stadt Wien. Der kaiserliche Hof übernahm die Rolle der Führung, so wie es einst die Babenberger getan hatten. Adel, Klöster, Geistliche und die wohlhabenden Bürger folgten dem Beispiele. Die Träger und Vorkämpfer des Barockstiles waren anfangs Ausländer, vor allem Italiener. Erst später erstanden aus unserer Heimat bedeutende Männer wie Fischer von Erlach, Prandauer, Munkenast, Rottmayr, Paul Troger, Johann Bergl, der Kremser Schmidt, Anton Maulpertsch und Raphael Donner. Die Edelleute selbst waren im Bauwesen wohl bewandert, hatten durch ein gründliches Studium und durch weite Reisen ihren Kunstsinn geschärft und ausgebildet, so waren die Fürsten Liechtenstein selbst tüchtige Baumeister, die ihre Schlösser dem Geist der neuen Zeit entsprechend umbauten. Ihre Grundform war das Rechteck; die Säulen trugen reich verzierte Kapitelle, die Giebel waren geschweist, in den Mauernischen standen große Vasen, und Fruchtschnüre schmückten die Wände. Ueber dem Eingangstor ruhte auf Fahnen, Waffen und Kanonenrohren das Wappen, Herolde verkündeten mit Trompetenschall den Ruhm des Fürsten. Oft hielten das Wappen zu beiden Seiten mächtige Löwen, die gar schreckliche Grimassen machten.

Im Inneren wurde eine Pracht und ein Prunk entfaltet, wie ihn keine Zeit früher sah: große Säle, eine ganze Flucht von Zimmern mit verschieden gefärbten Tapeten – darum das blaue, das grüne, das rote Zimmer – breite Stiegen, weite Höfe, an den Wänden oder an der Decke Stukkaturen; die Beleuchtung erfolgte durch große Glasluster, auf denen Honigwachskerzen brannten. Zum Schloß gehörten in der Regel eine Bildergalerie, ein Porzellan- oder Spiegelkabinett, eine Münzen-, Medaillen- oder Waffensammlung. Der weite Schlossgarten entsprach dem Geiste der Zeit: die Bäume waren beschnitten und zugestutzt, die Gänge breit, farbenprächtige Blumen wechselten mit ausländischen Gewächsen ab, Ruinen und künstliche Wasserfälle, Grotten und Höhlen mit Wasserkünsten, Irrgärten, Aussichtswarten und Tiergärten gaben dem Ganzen eine reiche Fülle von Anregungen. Man wollte sich ja unterhalten, ergötzen, nicht aber langweilen. Der Wille des Schlossherrn war maßgebend, sein Wunsch war Befehl; das Volk hatte keinen Zutritt in diese Herrlichkeit, eine hohe Mauer schloß den Garten ab.

Das Leben im Schloß bewegte sich nach festgesetzten Regeln; in Wien war das spanische Zeremoniell die Richtschnur für das Hofleben. Streng ausgezirkelt und angemessen mußte jede Bewegung, die Haltung und der Blick sein, nichts Natürliches, Freies und Ungebundenes gab es zu sehen. Der Kaiser und der Landesfürst war ein kleiner Herrgott; die Untertanen mussten vor ihm das Knie beugen, der Bauer hatte seinem Gutsherrn die Hand zu küssen, die Kinder in der Schule dem Geistlichen. Eine Beleidigung des Kaisers war ein schweres Verbrechen.

Auch die Eheleute zeigten Steifheit im Verkehr miteinander, es fehlte die natürliche Herzlichkeit; sie lebten neben und nicht miteinander, sprachen sich mit „Sie“ an. Der Vater war der Herr, die Mutter eine Dienerin, sie mußte sich in allen Dingen fügen und Gehorsam war ihre höchste Tugend; Kinder redeten die Eltern mit „Sie“ an, die Erziehung war eine strenge. An manchen Fürstenhöfen herrschte im Familienkreise eine eisige Kälte. Auch in den Bürgerkreisen gab es solche Zustände, die Frauen waren nicht frei, sie wurden mit Arbeiten überhäuft; der Vater bestimmte, wen die Tochter heiraten muß, Geld und Stand spielten eine wichtige Rolle, Gefühl und Herz wurden nicht gefragt.

Das Idealbild der weiblichen Schönheit war damals die Wohlbeleibtheit.

In der Kleidung richtete sich alles nach dem Vorbilde der Franzosen: die Perücke, die Schnallenschuhe, Reifrock und Mieder bei den Frauen, lange Schleppen bei Festlichkeiten, Goldhauben, Schminke und Wohlgerüche, der Degen und der Stock – ein Vorrecht des Adels – kennzeichnen die Tracht. Auf Reinlichkeit und Körperwaschungen legte man geringen Wert; in und unter den Perücken hielt sich viel Ungeziefer und, kam so etwas zum Vorschein, so regte man sich nicht sonderlich darüber auf; nur vor der Mahlzeit wuschen sich die Edelleute die Hände, weil sie alle Speisen mit der bloßen Hand ergriffen. Zum ersten Mal tauchte jetzt das Tischtuch auf. Das Tabakschnupfen artete bei den Männern und Frauen zu einer Leidenschaft aus; diese Sitte kam von Frankreich. Beim Grüßen bürgerte sich der Brauch ein, die Kopfbedeckung herabzunehmen. Die Schminke trug man selbst den Toten fingerdick auf.

Die Freuden am Leben und der Genuß des irdischen Daseins brachte es mit sich, dass große Feste gefeiert wurden; man wollte sich unterhalten, aber nicht langweilen. Der Kostenpunkt war Nebensache; da gab es Pferderennen, Ballspiele, Feuerwerk, Hausbälle, Karten- und Kegelspiel, Maskenbälle zur Faschingszeit; es war immer ein farbenprächtiges Bild, wenn die Edelleute in ihrer bunten Kleidung umgeben von den Dienern in den hellerleuchteten Sälen sich dem Frohsinn hingaben. Es gehörte zum guten Ton, wenn der Fürst sich in galante Abenteuer einließ, wenn er neben seiner Frau noch eine Maitresse besaß. Der Hof in Dresden, Stuttgart, Paris usw. war in dieser Hinsicht berühmt und berüchtigt. Im Sommer huldigte man dem Jagdvergnügen. Da waren es die bekannten Hetzjagden, bei denen der Adel hoch zu Roß in prächtiger Kleidung erschien.

Was aber dem Edelmann gestattet war, das galt für den Armen als Sünde; hier verlangte man einen sittlichen Lebenswandel und, der einen Fehltritt beging, wurde am Pranger angebunden oder mußte vor der Kirchentür stehen, wo er dem Spott der Mitmenschen ausgesetzt war.

Die Schaubühne stand ganz unter dem Einfluß des Auslandes; in Wien war Italien das Vorbild, in Berlin und den anderen deutschen Städten Paris. Dem Volke war der Zutritt verschlossen, nur Braunschweig hatte schon 1690 eine öffentliche Bühne für die Bürger der Stadt: Die einzelnen Stücke kosteten den Hofbühnen viel Geld, da man auf die Ausstattung mehr Wert legte als auf den Inhalt; darum liebte man auch solche Stücke wie Seeschlachten, Kanonaden, Tierhetzen, Ballette mit bengalischer Beleuchtung, Ritter- und Räuberstücke und Göttererscheinungen; wichtig war es, dass das Kaiserhaus verherrlicht wurde. In den Opern und Balletten traten der Adel und die kaiserlichen Prinzen und Prinzessinnen auf und wirkten selbst mit: Ein Dirigent war damals noch eine unbekannte Erscheinung. Die einzige Stadt Hamburg pflegte die deutsche Oper. Die Edelleute verfassten selbst Musikstücke, lernten musizieren, spielten auch mit bei Aufführungen; verlangt wurde in der Musik die Vielstimmigkeit; bei der Einweihung des Salzburger Domes führte der Domchor eine 54 stimmige Messe auf. Dem Zeitgeiste entsprach am besten die Fuge, die auch von den Komponisten eifrig gepflegt wurde. Die Orgel galt in der Kirchenmusik als das führende Instrument. Der Organist war der erste Musiker. Frauen hatten weder auf der Bühne noch in der Kirche mitzuwirken; dafür wählte man die Kinderstimmen, vor allem die Knaben mit ihrem reinen und frischen Gesang. Jedes Kloster, jeder Dom besaß ein eigenes Sängerkonvikt, aus dem tüchtige Meister hervorgingen, z.B. Haydn und Schubert. In Italien wirkten Kastraten als Chorsänger.

Eine führende Stellung im geistigen Leben hatten die Jesuiten inne; die Erziehung des Adels lag in ihren Händen, die Hochschulen besetzten sie mit ihren Leuten, ja dem ganzen Bildungswesen drückten sie ihre Eigenart auf. Ihre Schauspiele hatten eine lehrhafte Wirkung, da in der Regel das Gute belohnt und das Böse bestraft wurde; diese Aufführungen waren auch eine gute Schule für die Zöglinge, da sie ein feines Benehmen und sichereres Auftreten erlernten. Das Jusuitentheater in Wien fasste 3000 Zuschauer, sehenswert war auch das der Schotten; immer kam es auf den äußeren Glanz an, der mit bezaubernder Gewalt auf das empfängliche Gemüt unseres Volkes wirkte und der den guten Eindruck der Schule erhöhte; denselben Zweck verfolgten die prunkhaften Feierlichkeiten am Schluß des Schuljahres, die öffentlichen Prüfungen, die zeigen sollten, was in den geistlichen Anstalten gelehrt und gelernt wurde.

Das Volk aber liebte die Hanswurstkomödien, die Mord- und Hinrichtungsstücke, die Zauberspiele, in denen die Geister, die Dämonen und Ungeheuer erschienen; es wollte ja staunen, sich wundern, dabei auch lachen und weinen. Die Sitten waren in dem langen Kriege verwildert; die Hinrichtungen und Hexenverbrennungen waren öffentlich; die Köpfe der Verurteilten wurden zur Schau ausgestellt, um auf diese Weise ein abschreckendes Beispiel zu zeigen. In den Kirchen bemerkte man Bilder von der Hölle und dem Fegefeuer, die recht bunt gemalt und die Schrecknisse des Sünders im Jenseits allzugrell darstellten; so ein Wandgemälde hatte die Pfarrkirche von Falkenstein noch bis zum Jahre 1930. Man mußte starke Mittel in der Darstellung wählen, um das Volk auf den rechten Weg der Tugend zurückzuführen. Die Heiligen auf den Bildern verraten in den Bewegungen der Arme, in den fliegenden Gewändern, in dem Gesichtsausdruck die innere Erregung; Engelköpfe, Wolkenballen, Sonnenstrahlen, Blumen und Früchte, ein Wechsel von Hell und Dunkel kennzeichnen die Bilder dieser Zeit. Neben religiösen Bildern erscheinen auch solche aus der griechischen und römischen Götterlehre. Beliebt sind die Sinnbilder: Löwe – Zorn, Hund – Neid, Pfau – Hoffart, Rabe – Geiz, Schlange – List, Esel – Trägheit usw.

In der Religion trat bei den Katholiken die Marienverehrung mehr in den Vordergrund; sie ist nicht allein die Mutter Christi, sondern die Königin des Himmels und nach dem Jahre 1683 die Hilfe der Christen; darum sehen wir sie auf den Pestsäulen und Türkenkreuzen, ihr zu Füßen liegt der türkische Halbmond; zahlreiche Marienwallfahrtsorte und Gnadenbrunnen erstehen, Wallfahrten gehen an die Gnadenorte, vor allem nach Maria Zell, das eine überragende Stellung einnimmt. Neue Heilige treten an Stelle der alten; Johann von Nepomuk wird an Stelle des hl. Christoph der Brückenwächter, der hl. Alois, Leopold, Franz Xaver und Karl Borromäus gewinnen eine größere Verehrung, dafür tritt die hl. Dreifaltigkeit mehr zurück. In den Kirchen stellte man neue Altäre auf, entfernte die alten gotischen, alles erhielt einen Anstrich von Barock. Der Kuppelbau – Karlskirche in Wien – ist ein Muster dieses Stiles, der in das Unendliche drang, der dem Andächtigen in der Kirche das Bild des gewaltigen Himmelsdomes vor Augen rückte.

Der Gottesdienst wurde feierlich gehalten; Augen und Ohr sollten geblendet sein von dem Glanz und der Pracht; der Hochaltar erstrahlte in einem Meer von Licht. Die buntfarbigen Bilder, die vergoldeten Statuen, die schneeweißen Wolkenballen, die vielen Kerzen, der künstliche Blumenschmuck und die Priester in den farbenprächtigen Meßkleidern, das alles wirkte auf das Volk und zog es wieder zurück zur katholischen Kirche; die rauschende Musik und der Gesang erhöhte die festliche Stimmung; die Trompeten schmetterten, die Pauken donnerten und die Orgel brauste durch das Gotteshaus, wenn die Ministranten, die Windlichtträger in roten Mänteln und der Geistliche im vollen Ornat zum Hochaltar trat; das war der Gottesdienst – die Missa solemnis. Die Weihnachtsmette fand um Mitternacht statt; da hörte man den Kuckuck rufen und den Nachtigallengesang, Schalmeien ertönten, die Gemeinde sang die alten Volks- und Kirchenlieder und seitwärts erstrahlte im Lichterglanze die Krippe, die so reich ausgestattet war. Zu Ostern in der Karwoche gab es den Posaunenkreuzweg; eine einfache schlichte Melodie, von Bläsern vorgetragen, begleitete die Gebete des Priesters. Das schönste Fest war aber der Fronleichnamstag, das ganz unter dem Leitspruch stand „Alles zur größeren Ehre Gottes“; niemand durfte sich bei schwerer Strafe ausschließen, alles erschien in Festtagskleidern: die Jugend, die Burschen und Mädchen, Frauen und Männer, Handwerker und Zünfte mit ihren Fahnen und Abzeichen.

Die Geistlichen verstanden es, ihr Ansehen und ihre Stellung, die sie im Reformationszeitalter verloren hatten, wieder zu gewinnen. Die Primiz gestaltete sich immer zu einer großen Kundgebung, an der sich die ganze Heimatgemeinde beteiligte. Um den Primizsegen zu empfangen, sollte man nach der Meinung des Volkes soweit gehen, dass ein Paar neue Schuhsohlen zerreißen. Die Dörfer und Städte wetteiferten in dem Bau von Oelbergen, Bildstöcken, Urlauberkreuzen, Kalvarienbergen und Marienstatuen; die jungen Leute drängten sich in die Klöster, viele konnten gar nicht aufgenommen werden; da entstanden die Einsiedeleien. Das Volk erlebte die großen Feste des Kirchenjahres in dramatischen Aufführungen und Spielen: Oster-, Passions-, Fest- und Weihnachtsspiele. Eifriger als früher pflegten die Dichter das geistliche Lied; die Zeit war eine andere geworden; nicht mehr beseelte nach dem großen Kriege die Leute eine frische Kampfesstimmung, die aus dem Liede „Eine feste Burg ist unser Gott“ zu uns spricht; im Gegenteil man war in sich gekehrt, ruhig und ernst geworden. Das Lied „O Haupt voll Blut und Wunden“ drückt den Geist der Protestanten aus und die Pietisten entfalteten auf dem Gebiete der Jugendfürsorge eine weitgehende Tätigkeit.

Die Predigt in den katholischen Kirchen spiegelt den Geist der Barockzeit; die Sprache ist schwulstig und derb, Wortspielereien, Wortverdrehungen und Witze kennzeichnen die Predigt, die in ihrem Aufbau und in der Form großen Eindruck machen mußte. Der bedeutendste Prediger dieser Zeit ist der Wiener Abraham a Santa Clara, der viele Nachahmer fand. Die Predigt sollte nicht nur belehren, sondern auch unterhalten, man wollte auch lachen, darum mußte der Prediger auch Witze erzählen.

Selbst in der Wahl der Taufnamen drückte sich der Geist der Zeit aus; nicht einen Namen gab man dem Kinde, sondern mehrere, ja man wählte für Knaben auch den Namen der Jungfrau Maria.

Die Erziehung stand ganz im Dienste der Kirche; die Jesuiten- und Piaristenschulen waren das Vorbild der Zwang und der Drill waren das Allheilmittel jener Zeit.

Das Heerwesen erhielt eine neue Gestalt; man ging zum stehenden Heer über; der Landesfürst entließ nach dem großen Kriege nicht alle Regimenter, einige behielt er zurück. In der Kriegsführung waren die Holländer und Franzosen unser Vorbild. Im Exerzieren und in der Disziplin die Spanier und in der Anlage der Festungen die Franzosen und Italiener. Wallenstein und die anderen Feldherrn benutzten als Verkehrsmittel noch die Sänfte, die dann durch den Wagen abgelöst wurde. Die großen Prunkwagen mit ihrer überladenen Pracht sind noch heute sehenswerte Schaustücke in Schönbrunn. Barock heißt ja schnörkelhaft und diese Schnörkeln, Schleifen, Bogen und Verzierungen sieht man in den Unterschriften jener Tage, die fast eine halbe Bogenseite erfüllen. Es mußte alles übermäßig verziert werden, wie langatmig waren die Titel, die Anreden, wie strenge mußte man die Unterschiede im Rang einhalten, ob einer hochgeboren oder hochwohlgeboren ist; es war etwas Unnatürliches.

Die deutsche Sprache mußte der lateinischen, französischen und italienischen weichen; es hatte den Anschein, als ob unsere Heimat eine Kolonie des Auslandes werden sollte. Die Quellen des Volkstums waren geschlossen, der völkische Gedanke schlummerte aber nur und er erwachte wieder im Zeitalter der Aufklärung, als ein frischer und neuer Lebenshauch die Menschheit aufrüttelte.

Veröffentlicht in: „Niederösterreichisches Lehrerblatt“, 15. 9. 1934, S. 24

Die Bauernregeln

Die Bauernregeln sind entweder allgemeine oder besondere, die sich an bestimmte Tage anschließen. Bekannt ist es, dass die Schwalben, wenn sie niedrig fliegen, einen Regen verkünden, da die Insekten nahe bei der Erdoberfläche bleiben, damit sie sich, sobald die ersten Tropfen fallen, rasch in Sicherheit bringen können. Sind die Fliegen wild und unbändig, schnappen die Tiere auf der Weide nach Luft, recken sie den Schwanz in die Höhe, so erscheint bald ein Gewitter. „Abendrot bringt Brot. Morgenrot fällt in den Kot. Frühregen und frühe Bettelleut´ bleiben nicht, bis man zwölfe läut. Ist der Himmel gar zu blau, kleidet er sich bald ins Grau. Hat Sonne und Mond einen Ring, gar bald ein Regen kommt oder ein Wind. Scharren sich die Mäuse im Herbste tief ein, wird ein harter Winter sein.“ Regenwetter tritt ein, wenn die fernen Berge nahe und blau erscheinen, wenn man die Glocken der entlegenen Dörfer hört, wenn die Steine der Kellerstiege feucht sind und wenn der Misthaufen stinkt.

Manche Regeln sind unrichtig: „Morgenrot am Neujahrstag bringt Ungewitter, Krieg und Plag. Wie das Wetter in den 12 Rauhnächten (d. s. die Weihnachten), so ist es in den 12 Monaten des Jahres. Wie das Freitagwetter, so der Sonntag. Schaltjahr – Kaltjahr. Fallen die christlichen Ostern mit den jüdischen zusammen, dann kommt ein fruchtbares Jahr. Gerste soll der Bauer am Donnerstag säen. Regen am Karfreitag bedeutet ein gutes Jahr. Erdäpfel, die am Gründonnerstag gelegt werden, geraten sehr gut.“ Veraltet ist auch heute die Ansicht, dass der Mond Einfluss auf das Wetter hat.

Wein und Getreide verlangen nicht dasselbe Wetter; denn der Weinstock ist eine Steppenpflanze und liebt die Hitze und Trockenheit, während das Getreide den Regen oft sehr notwendig braucht. Im allgemeinen ist es für die Feldfrüchte gut, wenn ein kalter, schneereicher Winter ist; denn auf die Weise gehen viele Feinde der Pflanzen zugrunde, die dem Wachstum und Gedeihen nur schaden. Ist aber der Winter nass und warm, dann bleiben die Schädlinge am Leben und richten an den Feldfrüchten viel Unheil an. Das drücken auch die Bauernregeln aus : „Schneejahr – reiches Jahr. Im Jänner Schnee und Wind – dem Bauersmann willkommen sind. Ohne Schlittschuh und Schellengeläut ist der Jänner ein böses Heut. Jänner warm, dass Gott erbarm. Jänner nass, leer das Fass. Jänner muss vor Kälte knacken, wenn die Ernte soll gut sacken. Kotjahr – Notjahr. Sonnenjahr – Weinjahr. Jänner je kälter und heller, Scheuer und Fass desto völler. Sind im Jänner nicht viel Fröste und Schnee, so kommen sie im April und Mai. Schnee auf dem gefrorenen Boden ist gut, auf dem nassen schadet er. Nasse und warme Winter lassen das Getreide stark bestocken, sodass es sich dann lagert. Bleibt der Winter fern, nachwintert es gern. Tanzen im Jänner die Mucken, muss der Bauer nach Futter gucken. Winzenzi Sonnenschein bringt viel Korn und guten Wein (22. Jänner). Schnee oder Regen zu Pauli Bekehrung bringt teure Zeiten (25.). Pauli bekehr dich, halb Winter scher dich!“ Am 25. Eismond ist der halbe Winter verstrichen.

Februar (Hornung): „Geht´s Hörndl (Hornung) ein mit Saus und Braus, so halten es Mann und Ross leicht aus. Geht´s aber ein in der Still, so haben Ross und Mann net viel. Ist der Februar am Anfang warm, so kommt noch immer ein kaltes und den Saaten gefährliches Wetter.“ Der Lichtmesstag spielt eine große Rolle. Die Arbeit beginnt, der Tag wird länger, die Sonne hat schon eine große Kraft; darum gilt dieser Tag als Beginn des Vorfrühlings. Maria erwärmt die Erde. Maria bläst das Licht aus, der Michel zündet es an. „Bescheint an diesem Tag die Sonne den Priester auf der Kanzel, dann wird ein gutes Jahr. Solange die Lerche vor Lichtmess singt, ebenso lange schweigt sie darnach. Donner im Winterquartal bringt Eiszapfen ohne Zahl. Zu Weihnachten wächst der Tag, soweit die Fliege gähnen kann, zu Neujahr, soweit ein Hahn schreiten kann, zu Lichtmess, soweit ein Hirsch springen kann. Ist es an Lichtmess hell und rein, wird ein langer Winter sein; wenn es stürmt und schneit, ist der Frühling nicht mehr weit. Weißer Feber stärkt die Felder. Feber hat seine Mucken, baut auf Eis feste Brucken. Sonnt sich der Dachs am Lichtmesstag, so muss er noch auf 4 Wochen in das Loch; regnet es aber, dann bleibt das Wetter schon so. An diesem Tag muss der Bauer noch die Hälfte des Winterfutters haben. Nordwinde im Hornung bringen ein fruchtbares Jahr. Bleiben sie aus, so kommen sie im April. Spielen die Mücken im Hornung, so kommt ein kaltes Frühjahr. Das Wetter an den 3 Faschingstagen ist gleich dem an den Ostertagen. Faschingskrapfen in der Sunn, rote Eier in der Stub´n. Wie die 3 Faschingstage, so die 3 Ostertage. Wenn der Nordwind im Februar nicht will, kommt er sicher im April. Ist es zu Petri Stuhlfeier (22.) kalt, so hat der Winter noch lange Halt. Mattheis bricht´s Eis, hat er keins, so macht er eins. Wenn Matthias kommt herbei, legt die Gans das erste Ei.

Der März (Lenzmond) ist ein wichtiger Monat, der nicht feucht sein soll, sondern warm und trocken. Der Boden, der im Winter genug Feuchtigkeit erhalten hat, muss gut durchgewärmt sein, wenn die Feldfrüchte wachsen sollen. „Märzenstaub bringt Gras und Laub. Märzenregen wenig Segen. Tau im März und Pfingsten Reif, im August ein Nebelstreif. Nasser März ist des Bauern Schmerz. Märzenschnee tut den Saaten weh. Märzenstaub ist Goldes wert. Trockener März, nasser April, kühler Mai füllt den Keller mit Wein und die Stadeln mit Heu. Soviel Tau vor Ostern, soviel Reif nach Ostern und soviel Nebel im August. Ein nasser und regenreicher März bringt selten ein gutes Jahr. Auf Märzregen folgt ein dürrer Sommer. Märzenstaub ist über Gold und Silber. Soviel Nebel im März, soviel Platzregen im Sommer. Regnet es im März, so regnet es im Juni. Ein später Frühling bringt einen frühen Winter. Gewitter im Märzen gehen dem Bauer zu Herzen. Märzenferkel, Märzenfohlen alle Bauern gerne wollen. Märzenblüte ist ohne Güte. Kunigund (3.) macht es warm und Kunigunde tränenschwer, bleibt manchem die Scheune leer. Wie das Wetter auf 40 Märtyrer fällt, 40 Tage dasselbe hält (10.). Gregor (12.) macht den Tag gleich der Nacht. St. Gregor hell und klar, gibt ein fruchtbares Obstjahr. Am Gregoriustag fliegt der Storch übers Meer und der Frosch öffnet sein Maul. Ist es an Longinus (15.) feucht, bleiben die Kornböden leicht. Es führt St. Gertraud (17.) die Kuh zum Kraut, die Bienen zum Flug. Sieht St. Gertraud Eis, wird das ganze Jahr nicht heiß. Gertraud die Erde von unten taut. Kommt Gertraud sonnig, so wird’s dem Gärtner wonnig. Friert´s zu Gertrud, der Winter noch 40 Tage nicht ruht. Wenn´s einmal um Josefi ist, endet auch der Winter gewiss. Ist´s am Josefitag klar, folgt ein fruchtbares Jahr. Ist es um Judika (21.) feucht, bleiben die Kornböden leicht. Zu Maria Verkündigung kommen die Schwalben wiederum. Maria Verkündigung hell und klar verspricht ein gutes Jahr. Am Marienfeste kommen die Schwalben als Frühlingsgäste. Schneit es noch zu Amos (31.), wird’s dem Bauer trostlos. Der März soll eingehen wie ein Wolf und ausgehen wie ein Lamm. Ist an Ruprecht (27.) der Himmel rein, so wird er´s auch im Juni sein.“ Hundert Tage nach dem ersten Märznebel kommt das erste Gewitter.

Der April (Ostermonat) muss feucht sein; Schnee schadet nicht; nachteilig sind zu große Wärme, Trockenheit und Wind. „Aprilschnee düngt, Märzschnee frisst. Dürrer April ist nicht des Bauern Will. Nasser April verspricht der Früchte viel. Aprilregen bringt dem Felde viel Segen. Wenn der April Spektakel macht, gibt’s Heu und Korn in voller Pracht. Ist der April noch so gut, er schneit dem Bauer auf den Hut. Donner im April lässt keine Reife mehr befürchten. Zu St. Tiburtsius (14.) sollen die Felder grünen. Tiburtsius mit Sang und Schall bringt den Kuckuck und die Nachtigall. Ein spätes Frühjahr schadet nicht, ein baldes ist oft nicht gut. Donnert es über den nackten Wald, so kommt ein gutes Jahr. Ist der April schön und rein, wird der Mai desto wilder sein. Amsel zeitig, Bauer freu dich! Sind zu Georgi (24.) die Reben noch blind, freut sich Mann und Kind. Ist zu Georgi das Korn so hoch, dass sich ein Rabe darin verstecken kann, so erwartet man ein fruchtbares Jahr. St. Georg und St. Marks bräuen oft viel Args. Solange die Frösche vor Markus schrein, solange schweigen sie hernach. Wie die Kirschen blühen, so blüht auch der Wein. Warmer Aprilregen – ein großer Segen. Legst mich im April, komm ich, wann ich will – dies gilt von den Erdäpfeln – legst mich im Mai, komm ich glei.“

Der Mai (Wonnemonat) muss kühl sein. „Ist er kalt und trocken, so treibt er dem Bauer den Angstschweiß heraus. Ist der 1. Mai schön und sind oft Gewitter, so ist ein gutes Jahr zu erhoffen. Gewitter im Mai – schreit der Bauer juchhei. Kühler Mai und Juni nass, füllt die Stadeln und das Fass. Regen im Mai gibt für das ganze Jahr Brot und Heu. Im Mai fällt der gesündeste Tau. Ein Bienenschwarm im Mai ist soviel wert wie eine Fuhre Heu. Ist der Mai wohl bewind, so gefällt es dem Bauer geschwind. Pankraz (12.) und Urban (25.) ohne Regen folgt ein großer Weinsegen. Vor Servaz (13.) kein Sommer, nach Servaz kein Frost. Nasse Pfingsten, fette Weihnachten. Wenn die Kirschen gut verblühen, wird der Roggen auch gut blühen. Regen am Himmelfahrtstage zeigt eine schlechte Heuernte an. Märzengrün nie gut, Aprilgrün halb gut, Maigrün ganz gut.“

Der Juni (Brachmonat) soll warm und trocken sein. Ist er kalt und nass, so verdirbt er das ganze Jahr. „Juni trocken mehr als nass, bringt gut Nass dem Winzerfass. Regenbogen am Morgen macht dem Schäfer Sorgen. Regenbogen am Abend ist dem Schäfer labend. Südwinde im Juni schaden dem Korn. Regen am Johannistag (24.), schlechte Ernte kommen mag. O heiliger Veit (15.) regne nicht, dass es uns an Gerste nicht gebricht. St. Paulus (29.) hell und klar bringt ein gutes Jahr. Vor dem Johannestag keine Gerste man loben mag. Peter und Paul machen dem Korn die Wurzel faul.“

Ein wichtiger Lostag ist der Johannestag (24.) und der des hl. Veit. Es ist die Zeit der Sonnenwende. Glühwürmchen fliegen in der Dunkelheit herum, Sonnwendfeuer lodern auf Bergeshöhen, die Natur zeigt ihre größte Pracht und Schönheit und die Sonne hat ihren höchsten Stand am Himmel erreicht. „Vor Johanni bitt´ um Regen, nachher kommt er ungelegen. Regnet es zu Johanni auch nur leise, so regnet es Mäuse. Tritt auf Johanni Regen ein, so wird der Nusswachs nicht gedeihn. Johannesregen ohne Segen. Nach Johanni Kuckucksgeschrei, zieht eine teure Zeit herbei. Regnet´s am Johannestag, so regnet es noch 14 Tag. Johannesregen bringt eine schlechte Ernte. Wenn Johannes ist geboren, gehen die langen Tage verloren. Johannisblut (Wein) tut immer gut. St. Veit legt das Blatt auf die Seit. St. Veit ändert die Zeit. St. Veit bringt die Fliegen mit.“ In dieser gefährlichen Zeit zündet der Bauer Feuer an, die als Sonnwend-, Johannes- oder Veitsfeuer allgemein bekannt sind und die mehr einen abwehrenden Einfluss hatten gegen alle feindlichen Mächte der Natur.

Der Juli (Heumonat) muss heiß und trocken sein; denn es ist der Erntemonat, im Gebirge führt der Bauer das Heu ein. „Ist der Juli trocken, hat der Bauer gute Brocken. St. Kilian (8.) stellt die Schnitter an. Regen an Maria Heimsuchung fällt den Bäckern in den Backtrog. Am Margaretentag ist der Regen eine Plag. Nacht Regen, Tages Sonne füllt Scheuer, Sack und Tonne. Regen am Margaretentag macht schlechte Nüsse. Bauen die Ameisen ihre Haufen hoch und weit, so kommt ein früher und kalter Winter. Was der Juli nicht kocht, kann der September nicht braten. Wie der Juli, so der nächste Jänner. Regen am Jakobitag (25.) verdirbt die Eicheln.

Der August (Erntemonat) muss große Hitze bringen. Da es oft lange nicht regnet, ist der Tau für die Pflanzen sehr notwendig. „Der Tau ist dem August so not als jedem Mann sein täglich Brot. Ist die erste Augustwoche heiß, bleibt der Winter lange weiß. Ist Hitze an St. Dominikus (4.), ein strenger Winter kommen muss. Schöner Laurentius (10.) und Himmelfahrtstag bringen guten Wein. Wenn der Kuckuck lange nach Johanna (21.) schreit, so rufet er die teuere Zeit. Der Bartholomäustag (24.) gibt das Herbstwetter an. An Augustin (28.) ziehen die Wetter hin. Regen an Johannes Enthauptung (29.) verdirbt die Nüsse, die zwei letzten Tage des August und die zwei ersten des September zeigen das Herbstwetter an. Soll der Heurige gut geraten, muss der August die Trauben kochen und der September sie braten.“

Der September(Herbstmonat) ist wichtig für die Saaten und den Wein; er muss warm sein und nicht zu sehr trocken. „Donner im September verkündet viel Getreide im kommenden Jahr. Viel Eicheln im September, viel Schnee im Dezember. Späte Rosen im Garten, schöner Herbst und der Winter lässt warten. Ein schöner Aegiditag (1.) bringt guten Wein. Wenn es am 11. nicht regnet, kommt ein dürrer Herbst. Matthai (21.) schön und klar, bringt ein gutes künftiges Jahr. Weinhändler auf Matthäus achten, des Michaels Wetter sie auch beachten. Ziehen die Zugvögel spät fort, so kommt ein schöner warmer Spätherbst. Mit Michaeli (29.) ist der Sommer beendet.“ In früherer Zeit zahlte der Bauer die Abgaben an diesem Tage der Herrschaft. Nach Michael hält der Bauer keine Jause auf dem Felde, da die Tage schon zu kurz sind. „Soviel Reif und Schnee vor Michael, soviel nach Walpurgis (1. Mai). Michaeli Wein ist Herren Wein, St. Gallus Wein ist Bauern Wein (16. Oktober) Wenn im September Donner und Blitz dir dräuen, magst nächstes Jahr an Obst und Wein dich freuen.“

Der Oktober (Weinmonat) ist für die Weinlese wichtig; er soll noch warm und trocken sein. „Donner im Spätherbst verspricht teure Zeiten. Frost und Schnee im Oktober bringen einen linden Jänner. Viele Eicheln bedeuten einen starken und schneereichen Winter. Ist Oktober und November warm, dann wir der Jänner und Februar kalt und frostig. Kommen die Wintervögel sehr bald, dann erscheint ein strenger Winter. Ist die Krähe nicht mehr weit, wird’s zum Sähen hohe Zeit. Auf St. Gallus (16.) muss jeder Apfel in seinen Sack. Gießt St. Gallus wie ein Fass, wird der nächste Sommer nass. An St. Gall muss die Kuh in den Stall. Der Ursulatag (21.) kennzeichnet den kommenden Winter. Bleibt das Laub lange an den Bäumen, so kommt ein harter Winter. Scharren die Mäuse tief sich ein, wird’s ein strenger Winter sein. Oktober Donner ist fürwahr noch besser als der im Februar.“

November (Nebelmonat): Die Natur bereitet sich auf den Winter vor; Nebel wogen durch das Land, Stürme reißen die letzten Blätter von den Bäumen, nass und kalt ist die Witterung. „Nasse Allerheiligen bringen viel Schnee. Bringt Allerheiligen einen Winter, dann bringt Martini (11.) einen Sommer. Ist es zu Martini wolkig, dann kommt ein unbeständiger Winter. Martin kommt auf weißem Ross geritten. Fällt zu Martin Schnee, so ist ein strenger Winter zu befürchten. Der November tritt oft hart herein, braucht nicht viel dahinter sein. Andreasschnee (10.) tut dem Korn weh. Wie es zu Cäcilia (22.) ist, so wird der ganze Winter sein. Wie das Wetter zu Katharina (25.), so ist der Dezember.“

Der Dezember (Christmonat) muss kalt sein und Schnee bedeckt die weite Flur. „Ein milder Christmond verkündet oft einen strengen Jänner und Februar. Dezember veränderlich und lind, bleibt der ganze Winter ein Kind. Finstere Metten, lichte Scheune, helle Metten, dunkle Scheune. Weihnachten im Klee, Ostern im Schnee. Grüne Weihnachten, weiße Ostern. Hängt zu Weihnachten Eis an den Weiden, kannst du zu Ostern Palmen schneiden. Geht der Wind am Stephanstag, so zeigt es, dass der Wein nicht wohl gerat. Geht in der Christnacht der Wein in den Fässern über, so kommt ein gutes Weinjahr. Silvesternacht Wind und früh Sonnenschein bringt selten guten Wein.“

Nebst diesen Regeln hatte der Bauer noch eine Reihe von sogenannten Lostagen, die auf längere Zeit das Wetter beeinflussen. Dabei spielt die uralte astrologische Einheit von 40 Tagen eine wichtige Rolle. Die Krankheit braucht 40 Tage, ehe sie ausbricht. 40 Tage dauert die Fastenzeit, 40 Tage währt die tiefe Trauer. Solche Lostage sind: der Matthiastag (24. Februar) , das Fest der 40 Märtyrer (10. März), der Medardustag (8. Juni) der 27. Juni, der 2. Juli (Maria Heimsuchung), der 22.Juli (Magdalena), der 8. September (Maria Geburt) und der 21. September (Matthäustag). Diese Regeln lassen sich durch unser ozeanisches Klima erklären. Regnet es einmal, so hält dieses Wetter besonders im Sommer längere Zeit an.

Wetterglas, Wind- und Regenmesser und die wissenschaftliche Wetterbestimmung haben die alten Bauernregeln vergessen lassen. Gewiss aber nicht Unrecht. Ein Funke Wahrheit liegt in diesen uralten Regeln, nach denen sich unsere Ahnen durch Jahrhunderte hielten und ihr Tun und Handeln richteten.

Die Bestimmung des „hundertjährigen Kalenders“, den der Abt Dr. Mauritius Knauer von dem Kloster Langheim bei Kulmbach um das Jahr 1700 aufgestellt hatte, ist eigentlich eine siebenjährige. Damals schrieb man den 7 Wandelsternen – mehr kannte man um diese Zeit noch nicht – einen großen Einfluss auf die Witterung zu. So hieß es: „Der Saturn ist kalt, der Jupiter warm und feucht, der Mars hitzig und trocken.“ Wie die Sterndeuterei damals das ganze Menschenleben erfüllte und jeder in den Gestirnen sein Schicksal und seine Zukunft suchte, so hielt man auch felsenfest an der Einwirkung der Himmelskörper auf das Wetter. Heute hat der hundertjährige Kalender seine Bedeutung verloren.

Handschrift von Franz Thiel

Die Beleuchtung

Vor 100 Jahren war die Straßenbeleuchtung auf dem Lande etwas Unbekanntes. Die Leute regelten ihre Arbeit nach der Sonne, standen also im Winter spät und im Sommer sehr früh auf. Dasselbe galt vom Schlafengehen. Nur die großen Städte hatten eine Straßenbeleuchtung, die aber ihren Zweck kaum erreichte. Gab es doch wichtige Stimmen dagegen, die da meinten, es wäre gegen die göttliche Einrichtung, wollte man die finstere Nacht erhellen. Andere hatten wieder sittliche Bedenken, weil die Menschen aus dem Gleichgewicht ihres Lebens kämen und die kostbare Zeit durch Müßiggang, durch Spiel und Trinken zum Schaden ihres Körpers und ihrer Seele vertändeln.

Bei festlichen Anlässen gab es doch eine Beleuchtung, z.B. im Jahre 1820, als der Kaiser Franz II. in Poysdorf übernachtete. Da bewilligte der Rat, obwohl die Gemeindekasse leer war, einen Betrag für mehrere Lampen, die den Dreifaltigkeitsplatz auf einige Stunden erhellten.

Erst im Sturmjahre 1848 sollte unser Markt eine Straßenbeleuchtung erhalten. Die Nationalgarde, die den Markt schützte, mußte im Herbste aufgelöst werden und mit dem Gelde, das der Rat für die Musikinstrumente dieser Garde erhielt, kaufte er 8 Öllampen, die an den Straßenecken angebracht wurden. Unsere Urgroßeltern waren genügsam und bescheiden, sie begnügten sich mit diesen Lampen durch 30 Jahre. Die Gstetten, der Grazerberg und die Badgasse brauchten kein Licht. Erst 1885 bewilligte der Gemeinderat 7 weitere Lampen, das waren schon Petroleumbrenner. Die Bedienung kostete 15 fl. monatlich und der Anzünder hatte auch noch die Straßen und Plätze zu reinigen und den Mist wegzuführen. Einige Jahre später gewährte ihm die Gemeinde eine Aufbesserung von 9 fl. Laternenanzünder - diese Gestalt ist längst verschwunden und nur die Alten erinnern sich an den Mann, der mit der Leiter und der Petroleumkanne jeden Tag sein Amt versah und seine Pflicht erfüllte. Zur Zeit des Vollmondes war er seiner Arbeit enthoben, weil es da ohnedies genug hell in den Straßen des Marktes war.

1896 übernahm die Gemeinde drei Straßenlaternen mit Gasglühlicht. 1901 bestand eine Zeitlang Auerlicht auf dem Josefs- und Dreifaltigkeitsplatz. 1903 verlangte die Gemeinde einen Kostenüberschlag für eine Gasbeleuchtung, die aber von der Mehrheit abgelehnt wurde. 1904 wurde zum ersten Male das elektrische Licht in der Gemeindestube erwähnt, doch fand es keinen Anhänger. Jahre vergingen mit Erwägungen und Beratungen, doch konnte man zu keinem festen Entschluss kommen. Weil mit den Lampen viel Unfug zur Nachtzeit getrieben wurde, stellt die Gemeinde im Jahre 1906 vier Beleuchtungskontrollore auf, die öfters einen Rundgang durch den Markt machen sollten. Zwei Männer waren für die Straße rechts des Poybaches, zwei für die links des Baches bestimmt. Im gleichen Jahre führte man zur Probe zwei Lampen des Washingtonlichtes ein und zu gleicher Zeit trat ein Ausschuss zusammen, der sich mit der Straßenbeleuchtung befassen sollte. Hier waren die Meinungen u. Ansichten geteilt. 1907 schwärmte man für das Azetylenlicht, das die Gemeinde Gaweinstal und Wolkersdorf besaßen. Von Wien erschienen Vertreter der Baugesellschaft Krückl u. Komp., die den Gemeinderäten dieses Licht einredeten. Das Werk wurde aber nicht gebaut.

Im Jahre 1909 fuhren mehrere Herren des Gemeinderates nach Eggenburg und Gumpoldskirchen, andere nach Retz und Oberhollabrunn, um hier die elektrische Beleuchtung anzuschauen. Bürgermeister Schwayer erstattete in einer Gemeinderatssitzung einen ausführlichen Bericht. Jetzt war man einig, dass eine elektrische Beleuchtung die beste ist, und 1910 fasste der Gemeinderat auch den Entschluss, ein Werk zu erbauen. Von der Firma Siemens-Schuckert wurde ein Überschlag verlangt, von der Grazer Waggonfabrik kam ein Vertreter, die Gemeinde nahm einen Betrag von 150.000 Kronen auf und schrieb den Bau aus. Es meldeten sich zwei Bewerber, und zwar von Wien Siemens-Schuckert und eine Fabrik in Müglitz (Mähren). Die erste erhielt den Bau und sie spendete dem Verschönerungsverein 1.500 Kronen. Den Bau selbst führte Baumeister J. Mattner durch, der erste Betriebsleiter war J. Himml. Die Maschinen erzeugten einen Gleichstrom von 2 mal 110 Volt. Am 16. Oktober 1910 erstrahlte zum ersten Male die elektrische Beleuchtung im Markte. Allgemein war man erstaunt über die fabelhafte Lichtstärke und, obwohl viele schimpften und wetterten, freute sich doch die Bürgerschaft. Erst jetzt konnte man von einer wirklichen Straßenbeleuchtung sprechen.

Damals erlaubten sich viele den Spaß, dass sie am Abend, wenn die Wiener Post kam, auf dem Dreifaltigkeitsplatz die Zeitung lesen. So gut war das Licht, dass man auf der Straße eine verlorene Stecknadel fand. 1913 kaufte die Gemeinde einen neuen Motor an, den die Leobersdorfer Maschinenfabrik lieferte.

Der Krieg hat auch unserem Werke geschadet. Die Sammler (Akkumulatoren) wurden außer Betrieb gesetzt. Die Lieferung des Rohöles war eine mangelhafte. Die Maschine arbeitete oft ein tiefes Dunkel in den Straßen und auf den Plätzen des Marktes. Bevor der Maschinist den Motor abstellte, gab er 10 - 15 Minuten früher ein Zeichen, indem er auf einige Sekunden das Licht ausschaltete. Die Gasthausbesucher zahlten rasch und eilten nach Hause. Nur bei Unterhaltungen lief der Motor oft die ganze Nacht. Zeigt sich aber ein Fehler im Werke, der nicht sofort gutgemacht werden konnte, dann hatte der Markt durch mehrere Tage kein Licht. Kerzen und Petroleum waren Luxusartikel, die man nur im Schleichhandel erhielt. Dafür gab es verschiedene Formen von Karbidlampen, die ja in der Not ganz gut halfen.

Auch diese schwere Zeit ging vorüber. Die Stadtgemeinde ging einen Schritt weiter und baute das Werk zu einer Kraftzentrale aus. Der Plan dazu war schon im Jahre 1920 aufgetaucht, doch gab es damals recht viele Dunkelseher, die das Ende unserer Kultur voraussahen und den baldigen Untergang unserer Neuerungen ahnten. Viel trug zu dieser Mutlosigkeit auch unsere Lage bei, wie Geldentwertung, Sanierung, Arbeitslosigkeit, Einbrüche usw. Erst im Jahre 1924 schritt man zur Vergrößerung des Werkes, das auch größere Maschinen erhielt. Weil der Gleichstrom für eine Fernleitung nicht taugt, musste Drehstrom erzeugt werden. Viele Gemeinden schlossen sich an das Poysdorfer Werk an, die Leitung geht bis nach Absdorf und Ringelsdorf und auf der anderen Seite nach Bernhardstal.

Zwei Maschinen stehen heute im Werk, die eine hat 200, die andere 100 Pferdekräfte zählt. Am besten beleuchtet ist die Bundestraße, was ja bei dem großen Kraftwagenverkehr eine Notwendigkeit ist. Im Mai 1934 erfolgte der Anschluss an die “Newag”, sodass jetzt ein gegenseitiger Austausch des Stromes möglich ist. Von Jahr zu Jahr stellt man an die Maschinen größere Ansprüche, die oft gar nicht die Strommenge erzeugen konnten, die gebraucht wurde. Fast alle Orte der Umgebung haben jetzt das elektrische Licht und selbst die kleinste Gemeinde besitzt eine Straßenbeleuchtung.

Es ist ein weiter Weg von den 8 Öllampen bis zu den 125 elektrischen Glühlampen und es hat genug geistige und körperliche Arbeit gekostet, bis das Werk in der heutigen Gestalt fertig war. Wichtig war auch die Geldfrage, die der Gemeindeverwaltung genug Kopfzerbrechen kostete.

Die Besitzer von Wilfersdorf

*Laut Zettelsammlung Franz Thiel*

Die ersten Burgherren, die das feste Haus auf dem heutigen Hl. Berg besaßen und das aus Holz bestand, waren die Herren von Wilfersdorf ihnen folgten die Herren von Mistelbach, die aus Bayern ( ..amer Mark) stammten: es waren dies

Hugo von Mistelbach

Erlewin de Mistelbach (1127),

Heinrich von Mistelbach

Konrad von Mistelbach

Heinrich von Mistelbach (1139 – 1179) nannte sich auch „canis de mistelbach“ (= Hund von Mistelbach) und besaß Wilfersdorf, wo sich schon eine Maut befand. Seine zweite Tochter war mit Hadmar von Kuenring verheiratet, der am 21. Juli 1218 starb.

Hadmars Tochter Gisela vermählte sich mit Ulrich von Falkenberg, der drei Söhne hatte: Rapot, Alber und Hadmar, dessen Tochter – er hatte sieben – den Marchart I. von Hintberg heiratete.

Marchart II. „der Alte von Mistelbach“, der 1284 erwähnt wird, besaß auch teilweise Bullendorf.

1319 wird in Klein Hadersdorf ein Hof genannt, den das Stift Heiligenkreuz hatte.

1330 ist zum ersten Mal die Rede vom Haus in Wilfersdorf; in diese Zeit fällt der Kriegszug des Böhmenkönigs Johann in das nördliche Niederösterreich (1328 – 1330).

Marchart III. von Mistelbach lebte 1319 – 1333

Marchart IV. und seine Frau Ofemia (1320 – 1371)

Das Gut Wilfersdorf, den Meierhof und die Turmühle verkauften die Herren von Mistelbach an Jans und Leutold von Kuenring.

Mit dem Jahre 1371 starb das Geschlecht der Herren von Mistelbach aus. Wernhard von Meissau erbte den Besitz und nach dessen Tod die Stuchsen.

Die Herren von Meissau (1114 – 1440) gehörten zu den bedeutendsten Familien unseres Landes , da es reich begütert war und in die Geschichte der Heimat mit starker Hand eingriff, es hieß ursprünglich Missov, Missav, Myssov, Myssow, Meissow, Meissav, Maissa; diese Herren waren Wohltäter mehrerer Klöster, vor allem Klosterneuburgs, beteiligten sich an den Turnieren des Minnesängers Ulrich von Liechtenstein, der als Frau Venus 1227 durch unser Land zog.

Otto II. von Meissau, der in der Umgebung des Königs Przemysl Ottokar als Zeuge bei verschiedenen Amtshandlungen tätig war, wurde 1265 gefangen und sollte den Hungertod sterben; da er ein eigenes Fleisch benagte, wollte man ihn enthaupten, doch wehrte er sich mit aller Gewalt sodaß ihn die Feinde mit Stroh umgaben und verbrennen ließen.

Stephan I. von Meissau (+1316) verteidigte ....sendorf gegen Ottokar, kämpfte bei Dürnkrut mit, wurde dann oberster Marschall – diese Würde bekleideten viele Meissauer – begleitete Rudolf auf seinen Zügen.

1307 kaufte er Güter in Veczlinsdorf ?? und Asparn; am 21 Jänner vermachte der Graf Chunrad von Schaunberg im Falle, dass er kinderlos sterben sollte, dem Schwager Ulrich von Meissau (+ 1362, einem Sohne Stephans I.), das Haus Ernstbrunn mit Zugehör, das Eigen zu Sulz ?, das Dorf Leutoltsdorf und Großmugel.

1334 kaufte Stephan von Meissau mehrere Gülten zu Wetzleinsdorf.

1336 verwüsteten die Tschechen die Besitzungen der Meissauer, die sich der verfolgten Juden annahmen; ihr Reichtum befähigte sie zu wichtigen Amtshandlungen – sie waren Schiedsrichter, Zeugen bei Kauf- und Tauschverträgen und machten viele Stiftungen in Klosterneuburg, Altenburg, Zwettl, Pernegg und Aggsbach.

1342 besaßen sie das Gericht in Mistelbach

1348 kauften sie von Albert von Puchaim eine Gült zu Streifing,

1351 erwarben sie die Anwartschaft auf Pernhofen, Ameis und Zlabern, da Chunrat von Schaumberg kinderlos starb.

1353 kaufte Wernhart von Meissau Güter um Lanzendorf von Wülfing von Sonnberg,

1358 den Anteil an der Feste Mistelbach, das Gericht, Maut und Zoll daselbst, den Wein– und Getreidezehent zu Eibesthal, Bullendorf und Mistelbach und 192 Pfund Geldes auf behaustem Grund und Überländ zu Ober-, Nieder-Eibesthal und Mistelbach.

1369 verkaufte Wernhart seinem Vetter Heidenreich eigene Güter zu Wilfersdorf und Bullendorf, auch der Maut daselbst, die er vom Landesfürsten Albrecht zu Lehen hatte, 3 Pfund Geldes, den Zehent von 17 ½ Lehen zu Bullendorf; ehemals Passauer Lehen.

1360 hatte Heidenreich von Meissau schon Lehen und Zehente zu Wülfleinsdorf gekauft,

1366 Zehente von Bullendorf von Hans von Haslau ? um 146 Pfund Pfennige,

1371 erwarb er um 156 Pfund Gülten zu Wilfleinsdorf von den deutschen Herren.

Als Heidenreich 1381 starb, fand er neben seiner Frau Anna von Kuenring seine letzte Ruhestätte in der von ihm gestifteten Kartause Aggsbach.

Leutold I. besaß 1368 vorübergehend Asparn a .d .Z.

Stephan II. bestätigte 1364 die Privilegien der Bürger Gaweinstals.

1365 verlieh Rudolf der Stifter dem Wernhart die Anwartschaft auf Hohenau und auf alle Lehen daselbst, die im Besitz der Witwe Paumgartners waren; die Urkunde bestätigte 1367 Herzog Albrecht

Leutoldsthal und Blumenthal besaß Wernhart, der als Landmarschall Zeuge auf der Stiftungsurkunde der Wiener Hochschule steht, seit 1353. Sein Schwiegervater Marchart von Mistelbach errichtete das Mistelbacher Spital. Dem Wernhart verdankte Mistelbach den Michaeler Markt.

Wernhart starb 1381.

Otto II. vom Meissau kämpfte mit den Wallseern und Kuenringern gegen die mährischen Raubritter; Dürrteufel – Herren von Kunstadt, die von Leippa und die Rosenberge, die unser Viertel plünderten.

Otto war Schiedsrichter, Landmarschall, oberster Mundschenk, Krieger und Feldherr in den Hussitenkriegen, wo er aber angeblich Verrat übte, sodaß er 1429 verhaftet und in Gutenstein eingesperrt wurde. Gegen den Landesfürsten wollte er einen Bund unter den Edelleuten schließen, da die Hussitenkämpfe große Unzufriedenheit unter den Bauern, Bürgern und Edelleuten hinterließ; er teilte den Hussiten die Verhandlungen in Wien mit, sodaß die Meissauer Güter verschont wurden von Raub und Plünderung.

Die Burgen der Meissauer waren schlecht ausgerüstet, die Bauern hatten sie im Ernstfall nie beisammen und die Straße nach Lundenburg schützten sie nicht; deshalb verlor er teilweise seine Besitzungen Staatz und Ernstbrunn; nur Wilfersdorf und Bullendorf behielt er, die er 1436 dem Christoph von Liechtenstein vermachte.

1440 starb er und ruht in Aggsbach.

*Quellen:*

*„Die Herren von Mistelbach“ von Dr. H .Mitscha von Märheim im „Adler“ 1934.*

*„Die Herren von Meissau“ von Ignaz Pölzl in den Blättern des Vereines für Ldk. 1880/81.*

Die Besitzer von Wilfersdorf

Die ersten Burgherren, die das feste Haus auf dem heutigen hl. Berg besaßen und das aus Holz bestand, waren die Herren von Wilfersdorf. Ihnen folgten die Herren von Mistelbach, die aus Bayern (Chamer Mark) stammten; es waren dies Hugo von Mistelbach, Erlewin de Mistelbach (1127), Heinrich von Mistelbach, Konrad von Mistelbach.

Heinrich von Mistelbach (1139 – 1179) nannte sich auch „canis de Mistelbach“ (= Hund von Mistelbach) und besaß Wilfersdorf, wo sich schon eine Maut befand; seine zweite Tochter war mit Hadmar von Kuenring verheiratet, der am 21. Juli 1218 starb. Hadmars Tochter Gisela vermählte sich mit Ulrich von Falkenberg, der drei Söhne hatte: Rapot, Alber und Hadmar, dessen Tochter – er hatte sieben – den Marchart I. von Hintberg heiratete.

Marchart II. „der Alte von Mistelbach“, der 1284 erwähnt wird, besaß auch teilweise Bullendorf; 1319 wird in Klein Hadersdorf ein Hof genannt, den das Stift Heiligenkreuz hatte; 1330 ist zum ersten Mal die Rede vom Haus in Wilfersdorf; in diese Zeit fällt der Kriegszug des Böhmenkönigs Johann in das nördliche Nieder Österreich (1328 – 1330)

Marchart III. von Mistelbach lebte 1319 – 1333.

Marchart IV. und seine Frau Ofemia (1320 – 1371).

Das Gut Wilfersdorf, den Meierhof und die Turmühle verkauften die Herren von Mistelbach an Hans und Leutold von Kuenring.

Mit dem Jahre 1371 starb das Geschlecht der Herren von Mistelbach aus. Wernhard von Meissau erbte den Besitz und nach dessen Tode die Stuchsen.

Das Schloss war mit Geschützen, Munition und Pulver hinreichend ausgerüstet, da es ja neben Nikolsburg, Feldsberg und Rabensburg zu den festen Plätzen unseres Grenzlandes gehörte; schier uneinnehmbar war diese Wasserfestung, die einem Türkenansturm Stand halten konnte. Die Einrichtung verrät den Geist der Renaissance; denn da gab es Schmucksachen von Topas, Saphir, Rubin und Diamanten, Goldketten, schönes Rosszeug, edle Pferde, Wagen und flinke Reitpferde (1559).

Die Handelsstraßen durch das Zayatal nach Ketzelsdorf, Nikolsburg und nach Lundenburg, sowie die über den „Hunter Tanz“ waren schlecht und bei Regenwetter grundlos; eine ständige Kotlacke befand sich vor dem Schloss, da hier die Straße damals tief lag; an eine Straßenpflege dachte man damals nicht, obwohl die Regierung dazu die Herrschaften aufforderte (1568). Zum Herrichten benützte man Schotter oder Holzbündeln.

Die Waldwirtschaft war noch ganz unbekannt, da man an vielen Orten die Haustiere im Sommer hineintrieb und sie hier grasen ließ; die Untertanen bekamen ihr Brenn- und Bauholz, die Armen klaubten sich solches und suchten Beeren und Schwämme in der schönen Zeit, im Herbste gab es für die Herrschaft große Jagden. Die Bauern bewohnten meist Holzhäuser, die mit Lehm innen und außen verschmiert waren; den Ziegelbau kannten nur die Herrschaften.

Auf den Handelsstraßen zeigte sich ein lebhafter Verkehr, da auch die leichten Wagen meist von 4 Pferden gezogen wurden. Den Dienst bei den Mauten versahen sicherlich die Juden, die in Wilfersdorf 1587 auftauchten.

Zur Landesdefension schrieb die Regierung 1590 Steuern aus und verlangte von der Herrschaft Wilfersdorf–Feldsberg 1677 fl 7 Schilling 9 den.

1601 wird ein Posthaus erwähnt, das eine Hofstatt war und das dann Paul Tausch der Fürstin Sidonia verkaufte. Im folgenden Jahre sandte Gundacker von Liechtenstein von Wilfersdorf nach Korneuburg 150 Mut schweres Getreide, 52 ½ Eimer Wein, 130 Mut 12 Metzen Hafer, 3 Mut Arbes – in Geld zusammen 8304 fl.

Damals besaß die Herrschaft in Wilfersdorf 3 Teiche, 1 Ziegel- und 1 Kalkofen; die Maut trug 400 fl; Kirche, Schule und Schmiede gehörten ebenfalls ihr, doch verpachtete sie letztere. Das übermäßige Holzmaisen in den Waldungen und das Treiben der Weidetiere in den Jungwald verbot sie; aus dem Holz machte man Schindeln und Weinstecken; der Amtmann sah es nicht gern, wenn die Leute im Walde das Gras absichelten.

Um eine gute und ertragreiche Wirtschaft zu sichern, gab Gundacker den Beamten genaue Instruktionen (1603):

Dem Pfleger wurde das Schloss anvertraut, damit er es in guter Verwahrung halte und nichts daraus entzogen oder geschmälert würde. Auf die Wirtschaft sollte er sein besonderes Augenmerk richten, dem Rentmeister und Kellner beistehen, wenn das Gefälle eingebracht würde, beim Anbau und bei der Ernte fleißig Nachschau halten, dass rechtzeitig geackert, gemistet und gesät wird. Der Getreidezehent ist fleißig und treulich auszustecken, zu führen und heimzuschaffen; das gedroschene Getreide wird immer richtig und genau aufgeschrieben. Die Weingärten sind rechtzeitig zu schneiden, zu hauen, zu binden, abzuräumen, zu gruben, zu lesen und zu misten. Den kleinen Zehent von Kraut, Rüben, Haar, Hanf, Hühnern, Enten, Gänsen und Lämmern sowie die Eier und die Osterehrung haben die Untertanen zur richtigen Zeit einzubringen, damit alles genau verrechnet wird. Der Pfleger schaue bei den Teichen öfters nach, die gut geräumt, ausgelassen und ausgefischt werden; beim Meierhof halte er Nachschau, auch bei den Kalk- und Ziegelöfen; jeden Monat sorge er für eine Besichtigung der Rauchfänge im Schloss, auf dass sie gut gekehrt und gegen Feuersgefahr gesichert werden. Dem Gesinde gehe er mit gutem Beispiel voran, schaue auf Gottesfurcht und gute Zucht und dulde kein Fluchen und Lästern.

Übers Bräuhaus wache der Bräumeister, sorge für Weizen, Brennholz und Hopfen, verwahre die Schlüssel zur Träbertruche und zu allen Türen; 26 Fässer und 3 Fässlein werden ihm und dem Gesinde zum Trunk bewilligt; den Bierrabisch hat er zu führen, auch sein Schreiber im Bräuhaus darf sich kein fremdes Gesinde aufhalten. Der Bierschreiber führe die Verrechnung und schaue auf die Bierfässer, damit sie gereinigt und vom Hofbinder ausgebessert werden.

Den Hopfen hole man aus den Gärten und Auen, das Brennholz schaffen die Bauern herbei.

Der Kastner beaufsichtige die Ernte, den Zehent, die Stadeln und den Schüttkasten, sowie die Mühlen; die Ernte und Aussaat schreibe er sich genau auf; das schlechte Getreide gebe er dem Geflügel auf dem Meierhof, für ein Kutschpferd berechne er wöchentlich 1 ¼ Metzen Hafer und für ein Wagenross 1 ½ Metzen.

Der Kellner führe das Weinregister, berechne den Bau- und Zehentwein, halte den Keller rein und sauber und lasse die Fässer füllen; bei der Lese und beim Pressen passe er gut auf alles auf, brenne die Fässer ordentlich aus und gieße den Most und den Wein nur in reine Fässer; er hat dafür zu sorgen, dass genügend Weinessig immer vorhanden sei; als Essigfülle benütze er nur den „Hengelwein“; dem Gesinde gebe er nur Bieressig; den Bier- und Weinkeller sperre er stets sorgfältig ab; vor der Lese schaffe er genug Fässer, Reifen und Bänder an.

Der Pfister backe das Edelleut- und Gesindebrot. In dem Prozess, den der Fürst Gundacker mit Bernhard von Fünfkirchen 1606 führte, ließ der erstere die Besitzungen pfänden u. z. in Ober- und Nieder Eibesthal 68 Untertane, die Marktgerechtigkeit, das Landgericht, die Schäferei mit 400 Schafen, die Jagd, alle Äcker, Wiesen und Weingärten, in Mistelbach und Hüttendorf den halben Getreide- und Weinzehent, das Gut Fellem, Alt Ruppersdorf (32 Untertane, die Schäferei, den Wein- und Getreidezehent) und das Dorf Zlabern.

Trotz der genauen Vorschriften fand der Fürst am 1. Februar 1610, dass die Beamten ihre Pflicht nicht erfüllen und den Dienst vernachlässigen. In demselben Jahre verhandelte er im Schloss mit Peter von Fischer, wie man den Kaiser Rudolf II. mit Matthias aussöhnen und den inneren Frieden in Österreich wieder herstellen könnte.

Im Jahre 1613 machte man aus dem wilden Obst Essig. Die Pfarre Ober Sulz zahlte an Steuern 20 fl 5 Schilling 28 den, die Wilfersdorfer 6 Schilling 20 den, die Kettlasbrunner 2 fl 7 Schilling 4 den (1614).

Die Armen erhielten quatemberlich immer am „Pfinztag“ zusammen 2 Zentner Rindfleisch, jeder 1 Laib Brot und eine Halbe Wein, in der Fastenzeit Heringe, Erbsen und andere Kuchelspeis und jede Person 6 kr; nur würdige Personen wurden beteilt und da musste der Pfleger dabei sein.

Armenverzeichnis: Ketzelsdorf 9 (Witwen und Waisen), Wetzelsdorf 4, Loidesthal 5, Wilfersdorf 11, Blumenthal 2, Ober Sulz 6, Groß Krut 2, Bullendorf 3, Hüttendorf 1, Kettlasbrunn 8, Mistelbach 12, Poysdorf 4, Ringelsdorf 3 und Waltersdorf 4; die meisten hatten 2 Kinder, die höchste Kinderzahl war 5 (20. Juni 1616).

Der Wilfersdorfer Meierhof hatte 1617 – 40 Kühe und 1000 Schafe, der in Kettlasbrunn 2000 Schafe.

Handschrift von Franz Thiel

Die Besitzverhältnisse der Herrschaft Wilfersdorf

Nach dem 30jährigen Kriege schaute unsere Heimat trostlos aus, weil das Wirtschaftsleben und die Verwaltung stockten. Not und Elend herrschten in den Gemeinden, das verarmte Volk litt schwer unter den hohen Steuern und Abgaben. Im Kriege konnten sich die Untertanen Übergriffe erlauben, weil die Herrschaft nicht so strenge vorgehen konnte. Die Bauern zerstörten oft die Grenzzeichen, ackerten weit über ihre Grenzen und eigneten sich ein Stück Acker oder Wald an. Die Grenzbegehung unterblieb oft, die Schriften über dieselbe gingen verloren und die alten Leute waren gestorben, die als Zeugen erscheinen konnten. Die Dorfrichter sowie die Geschworenen wußten sich da nicht zu helfen und verlangten von der Herrschaft Rat und Hilfe.

Der Poysdorfer Marktrichter, der den besten Wein hier baute, ersuchte 1650 den fürstlichen Hauptmann, die Gemeindegrenzen zu besichtigen; der Gemeindehalter sollte den Schaden bezahlen; leider fehlt die Angabe des Grundes. Zwei Jahre später gab es einen Grenzstreit zwischen Poysdorf und Falkenstein. Da hatte der Hauptmann von Wilfersdorf viel Arbeit, um Ordnung zu schaffen. Um diese Zeit verfaßte die Herrschaft ein genaues Verzeichnis des Besitzes; der Akt ist nicht datiert.

**Behauster Dienst der Untertanen:** alles zu Wilfersdorf, Mistelbach, Poysdorf, Ringelsdorf, Obersulz, Kettlasbrunn öden Streifing, Bullendorf, Loidesthal. Blumenthal, Lanzendorf, Ketzelsdorf, Waltersdorf, Wetzelsdorf, Hüttendorf, Wilhelmsdorf, Maxendorf so öd, Schrick, Paasdorf, Hobersdorf – 19 Flecken, 11 Freihäuser, 2 Schank-, ein Halterhaus, 1 Badstube, 5 öde Hofställe; 737 Untertane – darunter 7 Müller, 35 ganze, 37 halbe und 2 Viertel Höfe, 80 Ganz-, 299 Halb-, 5 Dreiviertel-, 18 Viertellehner, 2 Viertel- und 28 Halbe Hofstätte – alle zusammen dienen 1002 fl 3 kr 2 den.

**Vogtholden:** zu Wilfersdorf 6, zu Mistelbach 16 – zusammen 22, die der Herrschaft mit der Steuer und Robot zugehören.

**Ausholden:** zu Wilfersdorf, Mistelbach, Poysdorf, Obersulz, Kettlasbrunn, Bullendorf, Loidesthal,

Lanzendorf, Ketzelsdorf und Waltersdorf – darin 353 Ausholden, außer Wilhelmsdorf.

**Mautgefälle:** Wilfersdorf, Mistelbach, Ringelsdorf, Kettlasbrunn öden Streifing und Bullendorf – 194 fl 5 kr 10 den.

**Weidegeld:** Mistelbach, Amaß, Siebenhirten und Poysdorf – 27 fl.

**Steinbruchbestand** und Brandgeld von Ziegelöfen: da kommt nichts ein.

**Fischwasserbestand:** Ringelsdorf – 35 fl im Jahr.

**Standgeld von Wiesen:** Wilfersdorf, Mistelbach, Poysdorf, Kettlasbrunn und Krut – 96 fl 6 kr 20 den.

**Vogteigeld und Banpfennig:** Poysdorf – hier gibt jeder 1 kr Bantaidingpfennig im offenen Bantaiding.

**Robotgeld:** Mistelbach, Poysdorf, Ketzelsdorf, Wetzelsdorf und Krut – 744 fl.

**Zapfenmaßüberschuß:** Wilfersdorf, Poysdorf, Mistelbach, Ringelsdorf, Obersulz, Kettlasbrunn, Bullendorf, Loidesthal, Blumenthal, Ketzelsdorf, Waltersdorf in Bestand – die Weinsteuer war verpachtet – 600 fl.

**Steuer**, Hausgulden, Landgericht, Dorfobrigkeit und Wildban sind der Herrschaft vorbehalten.

**Meierhöfe:** Wilfersdorf mit 50 Kühen und Ringelsdorf mit 150, zusammen 200. Jahresnutzen à 5 fl – 1000 fl.

**Schäfereien:** Kettlasbrunn – öden Streifing 2000 Stück Schafe – 1.250 fl.

**Bräuhaus:** Wilfersdorf – 700 fll

**Mühlen:** Wilfersdorf 3 „Praiten”(?), Ringelsdorf 3, Kettlasbrunn öden Streifing – Pfarr- und Schäfflersäcker, Bullendorf 4 Praiten, eine abgebrochene Mühle; zur Veränderung reicht jede Mühle 2 Dukaten.

**Gärten:** Wilfersdorf – 2 Lust-, 1 Hopfen- und 2 Krautgärten. Ringelsdorf: 1 Hof-, Wein- und Ziegelgarten. Kettlasbrunn öden Streiﬁng: 1 Schafflergarten – zusammen 9. Größe und Nutzen sind nicht angegeben.

**Wiesen:** Wilfersdorf – 56 Tagwerk Hofwiesen und 3 Tagwerk Mühlwiesen. Mistelbach – 23 Tagwerk in Bestand. Poysdorf – 24 Tagwerk auch in Bestand (48 fl). Ringelsdorf 12 Tagwerk. Kettlasbrunn öden Streifing – 25 Tagwerk Pfarrwiese, Bullendorf – öden Streifing 25 Tagwerk Hofwiese und 3 Tagwerk Mühlwiese. Krut 12 Tagwerk in Bestand gelassen um 15 fl.

**Teich- und Fischwassereinsätze:** Wilfersdorf – 6 Einsätze auf der Trodlmühle, Ringelsdorf – die ganze Thaya zu fischen auf die Kuchel, Kettlasbrunn und Bullendorf – 2 Teiche für 150 Schock.

**Gehölz:** Frauenleiten, ein Gemeinholz im Eibesthaler Gebiet – 135 fl 4 kr. Poysdorf: Weißlöcher.

Ringelsdorf: die Ringelsdorfer Au liefert Bau- und Brennholz. Dobermannsdorf: die Au. Ober-Sulz, Kettlasbrunn öden Streifing, Blumenthal, Ketzelsdorf und Wetzelsdorf.

**Ziegelöfen:** Wilfersdorf 2 und 1 Stadel, Poysdorf 1 und 1 Stadel, Ringelsdorf und Kettlasbrunn öden Streifing.

**Kalchofen:** Wilfersdorf 3.

**Weinschänken:** Wilfersdorf von Georgi bis Michaeli und Kettlasbrunn öden Streifing – der Schank gehört der Herrschaft, doch gibt die Gemeinde 20 fl.

**Banweinnutzen:** Mistelbach 100 Eimer, die von der Herrschaft im Sommer ausgeschänkt werden, Ringelsdorf 40, Obersulz 40, Kettlasbrunn 40, Bullendorf 30, Lanzendorf 30, Loidesthal 30, Blumenthal 20, Ketzelsdorf 6 und Wetzelsdorf 20 Eimer, zusammen 356 à 30 kr tut 178 fl.

**Banweingärten:** Wilfersdorf 41 Viertel 1 Achtel, Poysdorf 1 Viertel, Obersulz 16 Viertel, Loidesthal 1 Achtel und Bullendorf 7 Viertel – zusammen 66 Viertel à 10 Eimer bringt 660 Eimer tut 1.155 fl.

**Bergrecht:** Wilfersdorf 12 ½ Eimer, Mistelbach 31 Eimer, Poysdorf 6 ½ Eimer, Waltersdorf 1 ¾ Eimer und Wetzelsdorf ½ Eimer, zusammen 52 ¼ Eimer tut 91 fl 4 kr.

**Weinzehent:** Wilfersdorf von 302 Viertel Weingärten, Mistelbach von 284 V. – das übrige der Kirche und dem Dechant, Poysdorf von 744 V. und Spital 40 – das übrige der Pfarre von Poysdorf –, Obersulz von 501 – das übrige Ernstbrunn und Untersulz –, Kettlasbrunn öden Streifing von 90 V. und 1 Achtel, Bullendorf von 126 V., Loidesthal von 82 V. und 1 Achtel, Blumenthal von 143 1/8 – das übrige nach Niedersulz –, Ketzelsdorf von 4 1/8, Wetzelsdorf von 30 V., Hüttendorf von 55, Wilhelmsdorf und Maxendorf so öd 157 V. – das übrige nach Klosterneuburg und Krut von 102 V. – das übrige dem Pfarrer daselbst, zusammen 2.624 Viertel 1/8tel; in Geld 4.592 fl 7 kr.

**Anbaubreiten:** 136 Joch, Mühläcker 43 ¾ Joch. Ringelsdorf 102 J., Kettlasbrunn öden Streifing – die Pfarräcker werden in dieser Zeit um den Dienst verlassen – Schaffleräcker und Bullendorf 40 Joch; auf jedes 15 Metzen Korn zu raiten, tut 53 Mut 15 Metzen, ein Mut à 20 fl tut 1.070 fl, 53 Mut 15 Metzen Hafer à 10 fl – 535 fl. Die Anbaubreiten zusammen 321 Joch, ein Drittel Abzug (Brache) tut

107 Joch.

**Zinstreid:** Wilfersdorf je 10 Metzen Treid und Hafer. Obersulz je 5 1/3 Metzen Korn und Hafer. Kettlasbrunn öden Streifing je 55 1/3 Metzen Korn und Hafer. Bullendorf je 1 Metzen, Loidesthal je 4. Mäxendorf 24 Metzen Korn, kein Hafer. Krut nur 5 Metzen Korn, zusammen 100 fl.

**Vogthafer:** Obersulz 2 Mut Metzen und Loidesthal 3 Mut 9 Metzen – 62 fl.

**Getreidezehent:** Wilfersdorf von 535 Gwanten, Mistelbach von 609 3/4, Poysdorf 771 – auch vom Pfarrer –, Ringelsdlorf 821, Obersulz 709, Kettlasbrunn 1.672, Bullendorf 1.437 ½, Loidesthal 1.415 – auch das übrige der Abt von Mauerbach –, Blumenthal 461 ¾, Lanzendorf 147, Ketzelsdorf 335 – das

übrige der Pfarrer von Walterskirchen, Wetzelsdorf 646, Hüttendorf 325, Wilhelmsdorf und Maxendorf 293, Krut ist nicht beschrieben, und Hobersdorf 313 – das übrige dem Dechant und dem Herrn von Landau – zusammen 10.446 Gwanten = 3.843 fl.

**Mühlnutzen:** Wilfersdorf 2 – jede trägt 16 Mut – und Ringelsdorf 1 – trägt 20 Mut –, zusammen 52 Mut – 1.040 fl.

**Kleinzehent** zu Feld = 200 fl.

**Kleinzehent** zu Dorf: Wilfersdorf Gänse, Poysdorf – Hühner, Enten und Lämmer -, Obersulz – Hühner und Lämmer –, Kettlasbrunn – Gänse –, Blumenthal, Loidesthal und Bullendorf – Gänse –, Lanzendorf – Gänse, Hühner, Lämmer –, Ketzelsdorf und Wetzelsdorf – Hühner und Gänse – 100 fl.

**Kucheldienst:** Wilfersdorf – 37 Weihnachts- und 5 ½ Vogthühner. Mistelbach 1 Zentner Inslet und 6 gemästete Kapauner, Ringelsdorf – in Bestand 99 Gänse oder 198 Hühner, 25 Pfund lnslet und 10 Pfund Wachs, Obersulz – 1/8tel Inslet. 87 Michaelshühner, 20 Straßgänse, Kettlasbrunn 79 Hühner, Bullendorf 48 Hühner, Loidesthal 90 Hühner, Blumenthal 49 Michaelshühner, Waltersdorf – 40 alte oder 80 junge Hühner oder 20 Gänse, und Maxendorf – 6 Hühner, Poysdorf – ¼ tel Inslet und 2 ½ Metzen schönes Mehl. Zusammen: 119 Gänse, 6 gemästete Kapauner = 93 fl 6 kr; Vogt- und andere Hühner 45 ½ = 7 fl 4 kr 20 den; Weihnachts- und andere Hühner 396 à 6 kr = 39 fl 4 kr 20 den; Inslet = 16 fl, Wachs 2 fl 40 kr und 2 ½ Metzen schönes Mehl = 1 fl 7 kr. Summe 163 ﬂ 2 kr 14 den.

**Osterehrung:** Wilfersdorf – 1 Kalb und 312 Eier. Mistelbach – 4 Kälber, 4 Pfund Eier und 2 Eimer Schmalz. Bullendorf – 1 Pfund Eier; Lanzendorf – 1 Kalb und 1 Pfund Eier; Poysdorf 1 Lamm; Kettlasbrunn öden Streifing – 1 Kalb und 1 Pfund Eier; Ketzelsdorf – 1 Kalb und ein Pfund Eier; Hüttendorf – 1 Kalb und 1 Pfund Eier. Zusammen 9 Kälber à 3 fl = 27 fl, 2 Eimer Schmalz à 15 fl = 30 fl, 2.472 Eier = 10 fl 2 kr 12 den. Summe 67 fl 6 kr 12 den.

**Ensdumme:** 22.260 fl 6 kr 26 den.

Auch die zweite Beschreibung der Herrschaft Wilfersdorf ist undatiert; nur an der Seite steht 16. . .vermerkt. Danach gehörten zum Schloß: Zimmer, Gemächer, Wassergraben, Preßhaus mit Kasten darauf, Preßzeug, Bindhaus, Ziegelstadel, ein Kasten bei der Kirche und ein Meierhof mit seinen Gebäuden 3.500 fl.

**Gärten:** Lust-, Kraut- und Baumgarten – 300 fl.

**Landgericht** und alle Obrigkeit – 1.500 fl.

**Aecker:** 88 Gwanten à 10 fl – 880 fl.

**Wiesen:** 49 Tagwerk à 10 fl – 490 fl.

Markt **Wilfersdorf:** Behauster Dienst – 23 fl 7 kr 5 den. Pfundgeld 32 fl, Ueberlanddienst von den Aeckern mit der Weihnachtsehrung – 325 fl 5 kr 6 den. Schmiede mit dem Zeug – 50 fl, Holzgeld 180 fl und Mautgeld 360 fl.

(Beim behausten Dienst und Pfundgeld steht als Summe daneben 764 fl 5 kr 10 den.)

**Getreidezehent:** Weizen 4 Mut à 4 fl, Pfundgeld 32 fl – 512 fl, Korn 2 ½ Mut à 3 fl, Pfundgeld 32 fl – 240 fl. Hafer 5 ½ Mut – 360 fl. Von den Aeckern 51 Joch – 255 fl; Bergrecht – 98 fl 12 kr; Zehentwein 53 fl 28 kr; Vogthafer von Sulz 80 Metzen – 196 fl, Osterehrung – 8 fl, Eier 4 fl 48 kr.

**Kettlasbrunn:** behauster Dienst 1.968 fl 44 kr, Ueberlanddienst 753 fl, Mautgeld 12 fl, Getreidezehent, u .zw. Weizen 7 Mut 896 fl, Korn 3 Mut 288 fl und Hafer 6 ½ Mut 468 fl; Weinzehent 53 fl 28 kr; Osterehrung 4 fl 48 kr (Eier).

**Blumenthal:** behauster Dienst 470 fl 8 kr Ueberlanddienst 17 fl 40 kr, 12 Metzen Weizenzehent 51 fl 12 kr, 6 Metzen Kornzehent 19 fl 12 kr, 10 Metzen Hafer 20 fl Weinzehent 72 fl.

**Walterskirchen:** behauster Dienst 16 fl. Ueberlanddienst zu Poysdorf 12 fl; Ueberlanddienst zu Dürnbach 6 fl.

**Weinzehent** zu Lichtenwarth und Hausbrunn 666 fl 40 kr. Weingärten: 2 Viertel, 1/3tel und 1/4tel in Nikolsburg und Tracht 233 fl 20 kr, 21 ½ Viertel in Wilfersdorf 645 fl.

**Teiche:** Hametteich besetzt mit 800 Schock 6.400 fl, Bullendorf mit 30 Schock 240 fl und Erdberger mit 30 Schock 240 fl.

**Hofmühle** in Wilfersdorf 250 fl. Gehölz in Ringelsdorf die Au und die zu Waltersdorf 1.000 fl.

Die Herrschaft erkundigte sich 1705 um die Schön-Mühle nächst Asparn unter dem Markt gelegen:

1. Ein Gebäude gleich einem Schloß mit schön eingerichteten Zimmern, einem Saal bei der Erde nebst Kammer, Kuchel, Keller und Stall für 30 Stück Rindvieh – 3.000 fl.
2. Neben der Straße ein kleines Wirtschaftshäusel mit Kuchel, Zimmer, Roßstall und Keller – 1.000 fl.
3. Eine schöngezierte wohlgebaute Florianikapelle, in der alle Jahre am Festtag ein Gottesdienst solemniter gehalten wird; dazu erscheinen 6 schöne Prozessionen.
4. Eine Weißgerberwalke – 600 fl.
5. 26 Joch Aecker à 20 fl – 520 fl.
6. Grasgarten und Wiesen 2 Tagwerk – 50 fl.
7. 1 ½ Joch Holzäcker – 200 fl.
8. Nutzen vom Rind- und Schweinvieh – 1.000 fl.
9. Summe 15.370 fl

Die fürstliche Herrschaft plante auch den Kauf der Untertanen, Stück und Gülten, die zur hochgräflichen Herrschaft Sinzendorf in Ernstbrunn gehörten. Ihren Wert zeigen folgende Angaben:

Amt **Paasdorf**: 13 Untertanen, von denen jeder 9 fl Robotgeld zu reichen verbunden ist, jährlich 117 fl, in Kapital 2.340 fl. Pfennigdienst, Gewähr- und Pfundgeld dem Sechstel nach 26 fl, in Kapital 520 fl. Pfund- und Briefgeld, das von den verkauften und vertauschten Häusern einging = 1 fl 23 kr, in

Kapital 27 fl 40 kr. Inventurgefälle von den abgestorbenen Untertanen = 7 fl 41 kr, in Kapital 153 fl 40 kr. Abfahrts- und Geburtsbriefgeld 15 kr, in Kapital 5 fl. Im Gebirg sind 8 Viertel Zehenthofweingärten – 1 Viertel mit 60 fl angeschlagen = 480 fl. Weinzehent, der in keiner Teilung besteht, jährlich 56 Eimer à 1 fl 30 kr, tut 84 ﬂ, in Kapital 1.680 fl.

Die an verschiedenen Orten gelegenen Holzgründe 6 oder 7 Joch à 5 fl = 35 ﬂ.

Amt Obersulz: 4 hausgesessene Untertanen, jeder 10 fl Robotgeld = 40 fl, in Kapital 800 fl.

Haus- und Ueberpfanddienst, worunter aber Nexing inbegriffen ist, 69 fl, in Kapital 1.380 fl.

Körnerzehent 9 Mut schweren Getreides, 1 Metzen mit 1 fl gerechnet 270 fl, in Kapital 5.400 ft.

8 Mut eigenes Körnl à 36 kr = 144 fl, in Kapital 2.880 fl.

Kleinzehent Kraut, Hanf und Heiden 15 fl, in Kapital 300 fl.

Weinzehent 400 Eimer und noch mehr 534 fl, in Kapital 10.880 fl.

Amt **Nexing:** ist allda kurz vor Jahren mit einer ganz neuen Wirtschaft angelegt worden, ein Schafflerhof von gut gebautem Material, in Kapital 700 fl.

Ein schön gewölbter Hofkeller, in dem 1.500 Eimer liegen können; in Kapital 300 fl.

9 gestiftete Untertane reichen jährlich 36 fl, in Kapital 720 fl.

Pfund- und Briefgelder = 10 fl, in Kapital 202 fl 20 kr.

Inventursgefälle 2 fl, in Kapital 40 fl.

Geburtsbrief- und Abfahrtsgeld 5 fl, in Kapital 100 fl.

Strafgelder 5 ﬂ 36 kr, in Kapital 112 fl.

Hofbreiten erstrecken sich auf 130 Joch à 40 fl geschätzt, in Kapital 5.060 fl; der halbe Zehent gehört dem Kloster Mauerbach.

18 Tagwerk zweimähdige Wiesen für das Schafvieh .

15 Viertel Hofweingärten, unweit des Hofkellers gelegen à 100 fl für ein Viertel – 1.500 fl.

Der ganze Wildban 3 fl, in Kapital 60 fl. Schank- und Tatzgerechtigkeit 30 fl, in Kapital 600 fl.

Sechs Melkkühe, welche dem Schafmeister in Bestand überlassen sind; jedes Stück wirft einen Jahresnutzen von 7 fl 30 kr = 45 fl, in Kapital 900 fl.

600 Stück Schafe, aber in Anschlag nur 500 à 1 fl, in Kapital 10.000 fl.

3 Teiche, der mittlere ist nur eine Wiese für Schafe, mit 130 Schock Karpfen besetzt 363 fl, in Kapital 7.260 ﬂ.

Steinbrüche in Nexing – Jahresnutzen 40 fl, in Kapital 800 fl.

Vor Jahren wurde ein Ziegelofen eingerichtet 30 fl, in Kapital 600 fl.

Von den 10 in Nexing gestifteten Häusern à 1 fl 30 kr – 15 fl. Die Landgerichtsherrlichkeit von den 10 Häusern à 3 fl – 30 fl.

1693 erkaufte Drittel der sogenannten Urbarsteuer wegen 9 ½ aufrechten Häusern à 30 kr – 4 fl 45 kr, in Kapital 118 fl 45 kr.

Summe 55.799 fl 25 kr.

Die Stück und Gulden sind frei eigen, doch gehören 2 Drittel des Zehentes zu Nexing dem Bistum Passau.

Der Fürst Liechtenstein wollte 1715 auf einem Grund, der der Herrschaft WaIterskirchen gehörte, einen Schafflerhof bauen. Dafür war er bereit, einen gleich großen Grund einzutauschen; es war eine Wiese und ein Acker von 2 Gwanten.

In dem hochfürstlichen Markte Poysdorf besaß der Baron Mechtl ein Gütl und die Froschmühle, die er gerne verkaufen möchte (1722); er hat auch einen Weinschank und konnte seinen Trunk verleutgeben. Daraus entstand ein Disputat, weil dem Tatzbestand zu Poysdorf ein großer Ertrag beschah. Mechtl hatte in Poysdorf viele Gegner, die ihm nicht gut gesinnt waren.

1718 schloß die Herrschaft Wilfersdorf einen Kontrakt mit dem Dorfe Hadersdorf wegen der Weide in ihren 2 Holzleiten im fürstlichen Wald zu Mistelbach; er war schon am 8. August 1640 festgelegt worden. Nach 1760 hatte die Herrschaft die Absicht, die Steinbruckmühle zu kaufen; doch zerschlugen sich die Verhandlungen. 1794 gab es einen Grenzstreit zwischen der Herrschaft und dieser Mühle .

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1971. S. 57 - 60

Die Bienenzucht im Gebiet der alten Wilferdorfer Herrschaft

Die Bienenzucht war früher ein lohnender Nebenerwerb der Bauern und Handwerker, weil man den Honig als Süßstoff und Arznei und das Wachs für Kerzen in den Kirchen benötigte. Die Wirtschaftsweise begünstigte weit mehr als heute die Imkerei, da ja die Dreifelderwirtschaft das Brachland kannte und jede Gemeinde eine Hutweide besaß; die sogenannte Blumensuche für die Weidetiere bot auch den Bienen einen günstigen Ausflug. Die Weg- und Straßenränder sowie die Gstetten und Feldraine waren mit Sträuchern und Bäumen bewachsen, sodass die Bienen genug Gelegenheit hatten, Honig zu sammeln.

Im Mittelalter liebte man nicht die süßen Speisen, im Gegenteil man bevorzugte die Gewürze, die Durst erzeugten. Aus dem Honig machte man Met und Lebzelt, das Wachs brauchte man für Kerzen in den Kirchen; darum erscheint in den alten Dorfrechten unserer Gemeinde und in den Zunftbestimmungen der Handwerker häufig die Wachsstrafe; als Buße entrichtete der Verurteilte einige Pfund Wachs zugunsten der Kirche, die daraus Kerzen für den Hochaltar herstellen ließ. Auch Herrschaften benötigten zum Siegeln der Urkunden Wachs, was rot, grün oder schwarz gefärbt wurde.

In den alten Wallfahrtskirchen von Oberleis und Walterskirchen opferten die Andächtigen Wachskerzen. Eigene Wachsbleichen in größeren Gemeinden erzeugten schneeweißes Wachs.

An den Kirtagen verzehrte die Jugend honigsüße Näschereien und jeder Bursche schenkte an diesem Tage seinem Mädchen ein großes Lebzeltherz.

Ein Bauernhaus verfügte gewöhnlich über 1 bis 3 Bienenstöcke, weil unsere Leute der Bienenzucht nicht viel Verständnis entgegenbrachten; sie nehmen den Bauern viel Zeit weg und lohnen nicht die Mühe; man hielt sich an den Satz: „Bienen und Tauben machen den Bauern arm.“ Mehr Aufmerksamkeit schenkten der Bienenzucht die Bewohner an der March und im Marchfeld sowie die Slowaken jenseits der March, von wo viel Honig auf unsere Märkte kam.

Die Bienenstöcke waren Strohkörbe, die man in hohle Baumstämme legte. Diese hatten später ganz eigenartige Formen, die man heute im Wiener Volkskundemuseum sehen kann. Der Imker schnitt die vollen Waben heraus, ließ dann den Honig herausrinnen und drückte schließlich das Wachs fest aus, um so den restlichen Teil des Honigs zu bekommen; aus diesem Grunde konnte man von den Bienenzüchtern nicht große Erträge erwarten, weil sich die Wirtschaft noch in den Anfängen befand und nicht rationell betrieben wurde.

Die Gemeinde Ringelsdorf reicht 1537 den Herren von Liechtenstein jährlich eine Abgabe von 10 Pfund Wachs. 1 Nach der Polizeiordnung, die Kaiser Rudolf II. dem Markte Poysdorf 1582 gab, wurde jeder, der einen Bienenstock stahl oder ausraubte, zu einer Geldstrafe von 5 fl verurteilt; diese Bestimmung gründete sich auf ein altes Dorfrecht.

Die Gemeinde Wilfersorf reichte nach ihrem Panteiding im Jahre 1618 als Zehent von den Weingärten auf dem „Hundsberg“ zu Michaeli jährlich ein Pfund Wachs von jedem Viertel. 2) Nach dem alten Bergteiding von Erdberg musste jeder, der am Samstagnachmittag arbeitete der Kirche ein Pfund Wachs zur Strafe geben. Daraus können wir schließen, dass bei uns die Bienenzucht eifrig betrieben wurde.

Damals gab es neben den verunkrauteten Brachfeldern noch zahlreiche blumenreiche Wiesen an der Zaya, am Poybach und neben den vielen Fischteichen, die unserer Landschaft ein eigenartiges Bild verliehen. Wein und Lebzelt waren neben Fischen und Eiern eine beliebige Fastenspeise.

Als die mährischen Truppen 1818/19 unsere Heimat plünderten und die Gemeinden ausraubten, verdarben sie in Bullendorf 13 Bienenstöcke; in Ketzelsdorf kostete ein Bienenstock 4 fl, das war damals der Preis für eine Kuh; im Jahre 1621 werden in Obersulz viele Bienstöcke erwähnt. Die kommunistischen Brüdergemeinden – solche gab es in Wilfersdorf, Mistelbach und Falkenstein – betrieben die Bienenzucht; Komensky selbst war einer der besten Imker und hielt sich eine Zeitlang in Dürnholz – Südmmähren auf. Nach der Schlacht am Weißen Berg wurden sie vertrieben und wanderten meist nach Ungarn aus.

Das religiöse Leben der Barockzeit mit den vielen Wallfahrten, den zahlreichen Gnadenorten, den Opferkerzen und den Wachsfiguren; solche sah ich noch heute in Maria Bründl – (Wilhelmsdorf) verlangte viel Wachs, so dass große Mengen vom Ausland bezogen wurden; auch Honig brauchte man mehr als früher, weil die Wallfahrer an den Gnadenorten (Ernstbrunn, Oberleis Wilfersdorf, Obersulz, Maria Bründl – Wilhelmsdorf, und Zistersdorf) gerne etwas Süßes einkauften, um es den Angehörigen mitzubringen.

Die Herrschaft Wilfersdorf hatte 1712 einen Bienenvater angestellt; 1715 betreute er 30 Bienenstöcke und erhielt jährlich 7 Metzen Korn, 2 Eimer 7 Maß Wein und von jedem jungen Schwarm 13 Kreuzer Angeld. Nach seinem Tod überwachte der Gärtner die Bienenvölker; doch kümmerte er sich wenig um sie, so dass sie eingingen und die Herrschaft einen Schaden von 94 fl 56 kr hatte. 1 Maß Honig kostete 18 kr und ein Pfund Wachs 34 kr.

1732 lieferten in Wilfersdorf 6 Bienenstöcke nur 3½ Maß Honig; 1727 erhielt man von 12 Stöcken 4 Maß Honig und 2½ Pfund Wachs; 1730 und 1731 war der Ertrag 0, so dass die Herrschaft die vorhandenen Stöcke noch vor Michaeli nach Rabensburg schickte, wo man mehr Verständnis dafür hatte.

Jetzt griff die Regierung ein und versuchte das ganze Wirtschaftsleben auf eine neue Grundlage zu stellen; es zeigten sich Autarkiebestrebungen, um unsere Heimat, die auf allen Gebieten rückständig war, vom Ausland unabhängig zu machen; dazu gehörte auch die Bienenzucht, die nur in Krain, im Marchfeld, um Wiener Neustadt und in der Brigittenau eifrig betrieben wurde. Durch Wort und Tat, durch Flugschriften, Kalenderaufsätze und Gesetze suchte man die Bienenzucht zu verbessern; die Schulen und die Geistlichen zeigten auf dem Lande großes Verständnis dafür.

1773 erschien am 8. April das Bienenschutzpatent, 1785 verteilte die Regierung an verdienstvolle Imker Prämien, Kurse wurden in Wien abgehalten und ein neuer Geist belebte die Volkswirtschaft zum Vorteil des Landes und der Bewohner. 3) Wegen der Feuersgefahr mussten die Wachsbleichen außerhalb der geschlossenen Ortschaften eingerichtet werden.

Weil aber viele Hutweiden in Ackerland umgewandelt wurden (vergl. die Flurnamen „Neuriss“ - „Reißhübel“ in unserer Heimat) so war die Bienenzucht teilweise geschädigt; dafür setzte man zahlreiche Linden, Kastanien, Akazien und Obstbäume, um auf diese Weise die Holznot zu bekämpfen; auch der Anbau von Buchweizen und Klee kam den Imkern zugute, so dass um 1800 die Bienenzucht einen Höhepunkt erreichte, den sie aber bald wieder nach den Napoleonischen Kriegen verlor; um 1830 hatte nur im Marchfeld die Bienenzucht eine größere Bedeutung; bei uns war sie ein Nebenerwerb der Lehrer, Geistlichen, Kleinhäusler und Handwerker, die in ihrer Bienenhütte Erholung und Zerstreuung fanden; hier hielten sie an einem Sonntagnachmittag ihre Besprechungen ab, lernten und probierten und verbesserten die Fehler und Mängel und unterstützten sich gegenseitig mit Rat und Tat; ein Zauber stiller und zufriedener Besinnlichkeit wehte um diese alten Hütten aus der Großväterzeit, die man heute aus der seligen längst vergangenen Kinderzeit nicht vergessen kann.

Als man 1860 die Brachen umackerte, die letzten Hutweiden aufließ, die Wiesen in Ackerland verwandelte und die Hecken und Gstetten abholzte, verlor die Bienenzucht ihren Wert; sie musste zurückgehen, weil die Grundbedingungen dafür fehlten. Das erkennen wir aus den trockenen Zahlen von Mistelbach; denn hier gab es 1778 noch 300 Bienenstöcke, 1900 nur 182 und 1912 gar nur mehr 80. 4) Wohl hat sich der Imker der Neuzeit angepasst und seinen Betrieb demgemäß umgestaltet (bessere Bienenstöcke, Wabenpresse, Honigschleuder, Organisation, Zeitschriften, Lehrgänge usw).

Unsere Heimat hatte tüchtige Imker, erfahrene Männer und Fachleute, die große Bestände mustergültig führten, z.B. Lehrer Franz Harbrich in Mistelbach (+7.IV.1911), der über 100 Völker hatte, Stephan Seiser in Ketzelsdorf mit 150 Stöcken und Oberlehrer G. Sklenar, der mit seiner Königinnenzucht berühmt wurde; ein erfolgreicher Wanderimker ist W. Neudecker in Eibesthal, der ins Marchfeld und bis in die Steiermark mit seinen Bienen zieht.

Ob die Bienenzucht besseren Zeiten entgegengeht und ein Aufstieg in nächster Zukunft zu erwarten ist, bleibt der Zeit anheimgestellt; wohl regt sich neues Leben, so dass z. B. um Poysdorf in 20 Gemeinden 96 Imker wohnen mit 1612 Stöcken, die voll Zuversicht und guter Hoffnung arbeiten, damit die Bienenzucht wieder zu Ansehen und Ehren kommt; gewiss sind die Verhältnisse heute nicht günstig in unserer Heimat, weil nach Mitteilung des Imkers Karl Erben, der die Lage in Poysdorf gut kennt, unsere Linden wenig Honig geben; in Poysbrunn hatte um 1860 der Graf Vrints nach holländischem Muster Lindenalleen gepflanzt, auch Fürst Liechtenstein tat um 1720 dasselbe um Feldsberg, doch haben die Bienen da keinen Vorteil; bei uns geben Esparsettte, die Akazie und der Hederich ein gutes Bienenfutter.

Der Mensch, der immer die Zeitverhältnisse zu meistern verstand, wird auch hier den richtigen Weg zum Aufstieg finden; dazu wird auch unsere Heimat ihren Teil beitragen.

Quellen:

1) Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

2) Gustav Winter „Niederösterr. Weistümer.

3) Dr. Elvert „Geschichte der k.k. mähr.-schles.Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues

4) Fritzka „Geschichte der Stadt Mistelbach“

Veröffentlicht in: „Mistelbach-Laaer Zeitung“, 6. März 1954, S. 8 - 9

Die Bienenzucht im Zayatal.

Die Bienenzucht war in früherer Zeit ein lohnender Nebenerwerb der Landbevölkerung, weil man den Honig als Süßstoff und Arznei und das Wachs für Kerzen benötigte. Die mittelalterliche Wirtschaftsweise begünstigte weit mehr als heute die Bienenzucht; denn die Dreifelderwirtschaft kannte das Brachland und jede Gemeinde besaß eine Hutweide. Die sogenannte Blumensuche für das Hausvieh bot auch den Bienen einen günstigen Ausflug in der warmen Sommerzeit. Die Weg- und Straßenränder sowie die vielen Gstetten und Feldraine waren mit Sträuchern und Blumen bewachsen, so dass die Bienen genug Gelegenheit hatten, Honig zu sammeln.

Im Mittelalter liebte man nicht sehr die süßen Speisen; im Gegenteil bevorzugte man das Gewürz, das Durst erzeugte. Aus dem Honig machten die Leute Met und Lebzelt; das Wachs brauchte man für Kerzen und für die Urkunden. In den alten Dorfrechten unserer Gemeinden und in den Zunftbestimmungen der Handwerker erscheint häufig die Wachsstrafe, d. h. der Verurteilte entrichtete als Buße einige Pfund Wachs für die Kirche, die daraus Kerzen für den Hochaltar herstellen ließ. Die Adeligen siegelten die Urkunden mit Wachs, das sie rot, grün oder schwarz färbten; rotes Wachs gebrauchten die Herren von Liechtenstein.

In den alten Wallfahrtskirchen von Ober-Leis und Walterskirchen opferten die Andächtigen Wachskerzen und –figuren. Die Bäuerin spendete eine kleine Wachskuh, damit keine Seuche im Stall einriß, der Bauer gab ein Wachsrößlein, der Kranke einen Wachsarm oder –fuß. In den größeren Gemeinden, z. B. in Poysdorf waren Wachsbleichen, die schneeweißes Wachs erzeugten.

Die Lebzelter kauften viel Honig; denn an den Kirchtagen verzehrten die jungen Leute gerne süße Näschereien; es war Sitte, dass jeder Bursche an diesem Tage seinem Mädchen ein großes Lebzeltherz schenkte.

Ein Bauernhaus verfügte bei uns gewöhnlich über ein bis drei Bienenstöcke; viele Weinbauern lehnten die Bienenzucht ab, da sie ihnen viel Arbeitszeit wegnahmen und nicht die Mühe lohnte; sie hielten sich an den Satz: „Bienen und Tauben machen den Bauer arm.“ Mehr Aufmerksamkeit schenkten der Bienenzucht die Bauern an der March und im Marchfeld sowie die Slowaken; diese lieferten auch den meisten Honig für die Märkte in Zistersdorf, Mistelbach und Laa.

Die Bienenstöcke waren Strohkörbe, die man in hohle Baumstämme legte; man gab ihnen bisweilen recht sonderbare Formen, die man heute im Wiener Volkskunde-Museum noch sieht. Der Imker schnitt die vollen Waben heraus, ließ dann den Honig ausrinnen und drückte schließlich das Wachs fest aus, um den letzten Teil des Honigs zu bekommen.

Die Gemeinde Ringelsdorf reichte 1537 den Herren von Liechtenstein jährlich eine Abgabe von 10 Pfund Wachs. Nach der Polizeiordnung, die Kaiser Rudolf II. 1583 dem Markte Poysdorf gab, wurde jeder, der einen Bienenstock stahl oder ausraubte, zu einer Geldstrafe von 5 fl. verurteilt; diese Bestimmung geht auf ein altes Dorfrecht zurück. Die Gemeinde Wilhelmsdorf gab im Jahre 1618 als Zehent von den Weingärten auf dem „Hundsberg“ alle Jahre zu Michaeli von jedem Viertel-Weingarten ein Pfund Wachs. In Erdberg mußte jeder Bewohner, der am Samstag nachmittags im Felde arbeitete, der Kirche ein Pfund Wachs zur Strafe entrichten. Daraus kann man schließen, dass um diese Zeit die Bienenzucht eifrig in unserer Heimat betrieben wurde. An der Zaya und neben dem Poybach gab es auch viele blumenreiche Wiesen- und Obstgärten, die von den Bienen eifrig besucht wurden.

Als die mährischen Truppen 1618/19 unter dem Grafen Thurn unsere Heimat ausplünderten und die Gemeinden ausraubten, verdarben sie in Bullendorf dreizehn Bienenstöcke; in Ketzelsdorf kostete ein Bienenstock damals 4 fl., das war der Wert einer Kuh; im Jahre 1621 werden in Ober-Sulz viele Bienenstöcke erwähnt; die Brüdergemeinden der Wiedertäufer – solche gab es in Mistelbach, Wilfersdorf und Falkenstein – hatten sich eifrig mit der Bienenzucht befasst; der große Comenius, der sich eine Zeitlang in Dürnholz aufhielt, war ein tüchtiger Imker. Nach 1621 wurden diese Brüder vertrieben und sie wanderten nach Ungarn; einige blieben in der Marchgemeinde Groß-Schützen, von wo sie unsere Märkte gerne besuchten.

In der Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege mußte viel Wachs eingeführt werden. Es entstanden zahlreiche Gnadenorte, wie Zistersdorf, Poysdorf, Nikolsburg, Föllim, Alt-Ruppersdorf, Ernstbrunn u.a., wo die Pilger Wachskerzen und –figuren opferten. Manche Gemeinde spendete zur Abwehr der Pest Kerzen, die mehrere Pfund wogen (z.B. Poysdorf); da mußte Wachs aus Polen und der Slowakei eingeführt werden. Wein und Lebzelt waren nebst Fischen und Eiern eine beliebte Fastenspeise.

In der Zeit des Merkantilismus waren die Herrschaften bemüht, die Bienenzucht zu fördern, damit nicht das Geld für Honig und Wachs dem Auslande zugute komme; was das Volk brauchte, sollte im Inland erzeugt werden. Die Herrschaft Wilfersdorf ging mit gutem Beispiel voran und bestellte 1712 einen Bienenvater, der schon drei Jahre später 30 Bienenstöcke hatte; für seine Arbeit erhielt er jährlich 7 Metzen Korn, 2 Eimer 7 Maß Wein und von jedem jungen Schwarm 13 Kreuzer Angeld. Leider starb er sehr bald und der Schloßgärtner übernahm die Bienen; doch kümmerte er sich wenig um sie, so dass sie eingingen und die Herrschaft einen Schaden von 94 fl. 56 kr. hatte. Eine Maß Honig kostete 18 kr. und ein Pfund Wachs 24 kr.

1723 lieferten in Wilfersdorf sechs Bienenstöcke nur 3 ½ Maß Honig; 1727 erhielt man von 12 Stöcken 4 Maß Honig und 2 ½ Pfund Wachs, 1730 und 1731 war der Ertrag gleich Null, so dass die Herrschaft die vorhandenen Stöcke noch vor Michaeli nach Rabensburg schickte, wo man mehr Verständnis für die Bienenzucht hatte.

In der Zeit der Aufklärung suchte die Regierung das ganze Wirtschaftsleben zu verbessern und zeitgemäß umzugestalten; es zeigten sich Autarkiebestrebungen, um unsere Wirtschaft vom Auslande unabhängig zu machen. Die Bienenzucht wurde nur in Krain, um Wr.-Neustadt und in der Brigittenau bei Wien erfolgreich betrieben. Nun wollte man auch bei uns einen neuen Weg einschlagen; durch Flugschriften und Gesetze sowie durch die Schulen wurden die Leute aufgeklärt. Lehrer und Geistliche waren die Pioniere der neuen Zeit, denn jeder Schul- und Pfarrgarten wies eine Bienenhütte auf, die in der Gemeinde Nachahmung fand.

Am 8. April 1773 erschien das Bienenschutzgesetz; 1785 verteilte die Regierung Prämien an verdienstvolle Imker. In Wien gab es Kurse für Bienenzüchter, wegen der Feuersgefahr mussten die Wachsbleichen außerhalb der Gemeinde eingerichtet werden. Da viele Hutweiden in Ackerland verwandelt wurden, so setzte man an die Wegränder Linden, Akazien und Obstbäume, baute Buchweizen und Klee an und sorgte für einen guten Ausflug der Bienen.

Um 1800 stand unsere Bienenzucht auf einem Höhepunkt, den sie aber in den napoleonischen Kriegen verlor; an die Stelle des Honigs trat der Zucker. Die ersten Fabriken waren bei uns in Eisgrub, Nieder-Absdorf und Staatz-Kautendorf. Das Marchfeld hatte die Führung in der Bienenzucht, wo sie eine größere Bedeutung im Wirtschaftsleben erlangte als im Weinlande; hier wurde 1845 der Mobilbau eingeführt, der eine Verbesserung der alten Bienenhütten war.

Als man nach 1850 die Hutweiden aufließ und überall die Stallfütterung einführte, spürten es die Imker; daneben holzte man die Gstetten und Wegränder ab, so dass die Bienenzucht stark zurückgehen mußte. In Mistelbach gab es 1878 noch 300 Bienenstöcke, 1900 nur 182 und 1912 gar mehr 80.

Im Zeitalter der Technik paßten sich die Imker den gegebenen Verhältnissen an und führten wichtige Neuerungen ein, wie bessere Bienenstöcke, Wabenpresse, Honigschleuder, Lehrgänge Organisation, Fachzeitungen usw.

Unsere Heimat hatte in den letzten Jahrzehnten tüchtige Imker, erfahrene Männer und Fachleute auf diesem Gebiete; ich erwähne nur den Lehrer Franz Habrich in Mistelbach († 7. April 1911), der 100 Völker hatte, den Stephan Reiser in Ketzelsdorf mit 150 Stöcken, den Oberlehrer G. Sklenar, der mit seiner Königinnenzucht berühmt wurde, und den Wanderimker W. Neudecker in Eibesthal, der seine Bienen ins Marchfeld und in die Steiermark führt.

In der Zeit nach dem ersten Weltkrieg kam für die Imker eine schwere Krise. Viele Völker waren abgestorben, mancher Imker kehrte nicht mehr in seine Heimat zurück, es fehlte das Verständnis und das Interesse für die Bienenzucht. Da vergingen Jahre, bis aus dem Schutt der Vergangenheit neues Leben erwachte; immer wieder finden sich Männer, die voll Zuversicht und mit nie erlahmender Arbeitsfreude den Weg in eine bessere Zukunft weisen. Rückschläge dürfen den Menschen nicht entmutigen, da ihnen immer wieder ein Aufstieg folgt. Wohl klagten mit Recht die Imker über den geringen Honigertrag unserer Linden, denn bei uns geben Esparsette , Akazie und der Hederich ein gutes Bienenfutter.

1938 zählte man in 20 Gemeinden um Poysdorf 96 Imker mit 1612 Stöcken. Da kam wieder der Krieg und richtete einen Schaden an, den man noch nicht zahlenmäßig erfasst hat, doch dürfte es die schwerste Krise sein, die je unsere Bienenzucht erlebte.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinschen Hausarchiv.

Veröffentlicht in: „Der Bienenvater“, 1947

Die Biererzeugung in Wilfersdorf

Das Bierbrauen war im Mittelalter ein Vorrecht das Adels, der Städte und der Klöster; die Bauern waren davon ganz ausgeschlossen. Der Landprofoss hatte in den Dörfern nachzuschauen und alle Braugeräte den Bauern wegzunehmen. Unter Przemysl Ottokar wurde in dem benachbarten Südmähren viel Bier getrunken. In dem Nikolsburger Urbar der Herren von Liechtenstein aus dem Jahre 1414 wird das Hopfenklauben im Behemwald zwischen der March und Thaya wohl erwähnt, doch ist nirgends in Nieder Österreich eine Brauerei genannt. Sicher kam das meiste Bier aus Südmähren zu uns, wo ja der Wein das Hauptgetränk war. Um den Raufereien und Streitigkeiten einen Einhalt zu tun, wurde in den größeren Orten zu einer bestimmten Stunde in der Nacht mit einer Bierglocke das Zeichen gegeben; daraufhin stellte der Gastwirt jeden Ausschank ein; diese Glocke wird in Wien 1485 erwähnt.

In Mistelbach schenkte 1563 für die Liechtensteinischen Untertanen nur das Schankhaus Bier aus, den Bürgern war es bei Strafe von 5 fl strenge verboten; jeder konnte sich aber Bier nach Belieben verschaffen oder einführen, nur das Leutgeben war jedem untersagt. Die Pfarrholden besaßen auf ihrem Grund und Boden ebenfalls ein Bierhaus. Den Kranken, den Wöchnerinnen und den Soldaten verabreichte man damals Bier.

Die mährischen Brüder besaßen in Südmähren um 1580 sehr gute Brauereien, die größte war in Neumühle, die auf die Herstellung des Bieres einen großen Einfluss ausübten. Damals mussten die Herren von Liechtenstein auch bei uns ein oder zwei Brauhäuser errichtet haben; denn Karl von Liechtenstein lieferte viel Bier nach Ungarn für das Militär, auch die herrschaftlichen Tavernen in den Gemeinden versorgte er mit seinem Erzeugnis. Im Jahre 1596 wurde den Bürgern von Mistelbach nochmals eingeschärft, in ihren Häusern kein Bier zu verkaufen. Der Gastwirt erhielt 1610 auf 30 Fass Bier ein volles als Draufgabe. Ein Nebenerzeugnis war der Bieressig, der aber im Vergleich zum Weinessig einen schlechten Geschmack hatte und deshalb Deputat für das Gesinde der Herrschaft ausgegeben wurde. Im 30jährigen Krieg erlitt die Herrschaft schwere Verluste, da ja die Gegner gerade die fürstlichen Güter arg plünderten. Damals wurde in Wilfersdorf Bier gebraut. Aus den „Instruktionen“, die nach 1600 dem Brauer erteilt wurden, entnehmen wir folgende: die Aufsicht über das Bräuhaus führt der Bräuer; er sorgt für Weizen, Brennholz und Hopfen, hat die Schlüssel zur Träbertruche und zu allen Türen. Zum Trunk für sich und das Gesinde werden ihm von 26 Fässern drei Fässlein bewilligt; er führt den Bierrabisch, auch der Schreiber einen. Fremdes Gesinde ist im Brauhaus nicht zu dulden. Die Verrechnung führt der Bierschreiber, er hat auch auf die Fässer zu sehen, dass sie gereinigt und vom Hofbinder ausgebessert werden. Den Hopfen holt man aus den Gärten und Auen; das Brennholz schaffen die Bauern herbei.

Die Aufsicht über den Bierkeller der Herrschaft führte der Kellner.

Weil die Bauern sehr wenig Gerste in unserer Gegend anbauten, wurde das Bier aus Weizen gemacht. Die Herrschaft gab ihren Beamten und Angestellten als Deputat auch Bier.

1637 wirkte als Bräuer ein gewisser Luley, der uns auch Angaben über den Bierverbrauch der herrschaftlichen Nutznießer hinterließ; es erhielt der Leutgeb in Mistelbach 2 Fass, der in Poysdorf ein Fass und einen Eimer, der zu Ober Sulz, Kettlasbrunn, Wilfersdorf, Ketzelsdorf und Ringelsdorf je ein Fass, der Hofpfister in Wilfersdorf 3 Eimer, der Pfarrer von Walterskirchen und der Schulmeister von Kettlasbrunn je einen Eimer, zum Ausspeisen waren 6 Fass und ein Eimer bestimmt, der Wilfersdorfer Bauer Philipp Obekam einen Eimer – zusammen 16 Fass à 4 fl; zu dieser Biermenge brauchte der Meister 14 Bräu (20 Metzen Malz und 2 Metzen Hopfen).

Im gleichen Jahre gibt uns ein Verzeichnis an, was jedes Dorf und jeder Markt wöchentlich an Bier nehmen sollte:

|  |  |  |
| --- | --- | --- |
|  | Alte Abteilung | Neue Abteilung |
| Wilfersdorf | wöchentlich 4 Eimer | wöchentlich 4 Eimer |
| Kettlasbrunn | in 14 Tagen 4 Eimer | wöchentlich 2 Eimer |
| Ober Sulz | wöchentlich 8 Eimer | wöchentlich 8 Eimer |
| Blumenthal | in 3 Wochen 4 Eimer | wöchentlich 2 Eimer |
| Loidesthal | in 14 Tagen 4 Eimer | wöchentlich 2 Eimer |
| Bullendorf | wöchentlich 4 Eimer | wöchentlich 4 Eimer |
| Woylstorf | in 14 Tagen 4 Eimer | wöchentlich 2 Eimer |
| Koylstorf | in 8 Tagen 4 Eimer | wöchentlich 2 Eimer |
| Poysdorf | in 8 Tagen 16 Eimer | wöchentlich 12 Eimer |
| Mistelbach | in 8 Tagen 20 Eimer | wöchentlich 16 Eimer |
| Ringelsdorf | in 8 Tagen 8 Eimer | wöchentlich 8 Eimer |
| Waltersdorf | in 8 Tagen 4 Eimer | wöchentlich 2 Eimer |
|  | 84 Eimer | 64 Eimer |

Im Jahre 1650 gab es in Wilfersdorf einen Hopfengarten und ein Dörrhaus. 1656 kostete eine Maß Bier 4, im Bräuhaus ein Eimer Bier 1 fl 9 kr; zum Durchseihen des Bieres gebrauchte man Strohwische. Die Güte des gebrauten Bieres ließ viel zu wünschen, das Volk trank lieber den Wein, der ja an Kraft und Stärke den braunen Weizensaft weit übertraf; die Bräumeister waren keine geschulten Männer; sie waren ja die Seele des Bräuhauses. Da jede größere Herrschaft ein eigenes Bier erzeugte, holten sich die Wirte ihren Bedarf da, wo er am besten war. Am 29. März 1692 klagte ein Bericht, dass früher die fürstliche Herrschaft die einzelnen Gemeinden mit Bier versorgte, nun aber hätten andere Herrschaften die Einfuhr an sich gerissen; in Mistelbach zahlte man den Eimer Bier mit dem Fuhrlohn um 1 fl 6 kr, in Poysdorf dagegen um 57 kr. Wilfersdorf habe einen geringen Abgang, viele Fässer müssten zurückgenommen und gegen frische eingetauscht werden. Die Untertanen trinken lieber Wein, dabei habe auch die Herrschaft einen größeren Nutzen als beim Bier. Leider führten die beiden Gemeinden Mistelbach und Poysdorf viel fremdes Bier ein; in die erste Gemeinde brachte die Ernstbrunner Herrschaft ihr Bier, ja sie hatte sogar einen eigenen Keller, wo es hinterlegt wurde; von Rabensburg, Laa, Asparn a. d. Z. und von Ulrichskirchen bezogen die Gemeinden Bier. Mistelbach zahlte 100 fl Schankgebühr, Poysdorf nur 50 fl. Das Auswechseln des Bieres sei unstatthaft und nur schädlich. In Mistelbach wäre ein Fass Bier um 4 fl 24 kr zu verkaufen, in Poysdorf um 3 fl 40 kr und nicht höher. In den Häusern dürfe kein Bier erzeugt werden. Die Gemeinden müssten Wilfersdorfer Bier abnehmen. Mistelbach und Lanzendorf benötigten im vergangenen Jahre 191 Eimer – dabei wurde das „Weiße Rössl“ nicht mitgerechnet, in Poysdorf trank man Laaer Bier (1 Eimer kostete mit dem Fuhrlohn 57 kr, eine Maß 3 kr). Hier schenkte nur das Gemeindegasthaus im Sommer Bier u. z. im Jahre 1691 nur 40 Eimer. Diese Aussage machte der 80 jährige Hans Knoll, der zur Schwedenzeit Marktrichter in Poysdorf war.

In Rabensburg besaß der Fürst auch ein Bräuhaus. Da erhielt 1692 der Bräuer und sein Knecht 120 fl Besoldung. Im Durchschnitt rechnete man da auf ein Fass Bier folgende Unkosten: 2 Metzen Weizen = 2 fl,

Hopfen = 6 kr,

Fass, Reifen und Reparatur = 6 kr ( jährlich wurden 340 Fass gebraut)

Zum Unterhalt des Bräuers = 21 kr.

Zusammen = 2fl 33 kr.

Ein Fass Bier mit dem Tatz kostete im Schenkhaus 7 fl 36 kr, Schenkerlohn und Schrotgeld betrugen 28 kr, daher müssten noch ins Rentamt 4 fl 36 kr abgeführt werden.

Die Herrschaft sollte sich ein Paar Zugpferde halten, die Bauern könnten mit ihren Pferden Vorspann leisten; nur so würden die Gemeinden mit herrschaftlichem Bier versorgt werden. Der Knecht bekäme im Jahre 60 fl Lohn. Für Wilfersdorf und die Gemeinden rechnete man jährlich 60 Fass Bier. Dem Bauer dürfe man nicht trauen, wenn er allein das Bier führen sollte. In Mistelbach betrug der Nutzen von einem Fass Bier 51 kr, in Poysdorf nur 15 kr.

Am 25. Jänner 1697 beklagten sich die Mistelbacher Hauer, dass die Marktbewohner Bier holen, es an Fremde weiter verkaufen und an den Jahr- und Wochenmärkten sogar ausschenken, ohne dass sie einen Tatz reichen. Wohl hatte der Fürst am 5. Mai 1692 den Mistelbachern die Biereinfuhr erlaubt, doch jetzt sei sie zu verbieten. Handwerker und Gewerbeleute müssten sich jeder Biereinfuhr enthalten. Wer es aber trotzdem tue, zahlt in das Wilfersdorfer Rentamt 6 Reichstaler Strafe, ihm wird das Bier weggenommen und ins Spital geführt. Das Marktviertel wollte aus dem Tullferhof keinen Wein beziehen. Den Handwerkern war der Wein zu teuer, das Bier bekämen sie billig und das wollen sie trinken. Die Hauer wiesen wieder auf ihren guten kräftigen Wein hin, der besser sei als „das gesottene Wasser“. Durch den großen Biergenuss ginge auch der Tatz zurück.

Trotz des Verbotes wurde nach Mistelbach Bier eingeführt; der Bräuer von Asparn versprach den Bürgern, ganz neue Fässer für sie herzustellen. Darüber waren die Hauer so erbittert, dass sie drohten, die Weingärten öde liegen zu lassen und als Tagwerker ihr Brot zu verdienen.

Ein Wiener Bräumeister besichtigte im Jahre 1709 die fürstlichen Bräuhäuser in Steinitz, Hohenau und Ostrau. Ihn begleitete der Bräumeister von Asparn a. d. Z., der ein hausgesessener Bürger von Mistelbach war. Das Wilfersdorfer Bräuhaus war damals schon recht baufällig und sollte hergerichtet werden; vor allem mussten die Malztenne, der Dörrofen, der Brunnen und die Wohnung des Bräumeisters erneuert werden; anzuschaffen wären Braupfannen aus Kupfer von 20 – 22 Eimer Inhalt und 6 Stück Biergrant. Die Kosten beliefen sich auf 500 fl. das notwendige Holz musste aus den Rabensburger Waldungen mit großer Mühe und mit vielen Beschwerden herbeigeführt werden.

In Hohenau zeigte das Bräuhaus eine bessere Einrichtung; allgemein gefiel der gute Bauzustand. Hier war das Holz sehr nahe; die Bauern führten es herbei (Robotleistung). Statt des Weizens könnte die billige Gerste aus Mähren verwendet werden.

Ob die Verbesserung, die hier in Wilfersdorf angeregt wurden, auch zur Durchführung gelangten, ist ungewiss; denn 1710 besaß die Herrschaft von Asparn a. d. Z. in Wilfersdorf eine Bierniederlage, die in das fürstliche Rentamt 12 fl im Jahre zahlte. Ein Baumeister machte 1713 den Vorschlag, das Wasser für das Wilfersdorfer Bräuhaus mit einem Rade zu besorgen; leider ließ sich der Plan nicht durchführen. Drei Jahre später – 1716 – führte die Herrschaft doch den Neubau durch; am 25. März wurde mit dem Ausgraben des neuen Gewölbes begonnen, für die Mauern nahm man Steine, zu dem Gewölbe aber Ziegel. Um 1720 unterschied man ein Essig-, ein Kreuzer-, ein einfaches – ein doppeltes – und ein Nachbier.

Nach einem Bericht von 1731 holten die herrschaftlichen Gemeinden ihr Bier in Themenau und Hohenau. Weil der Wirt in Erdberg keinen Keller hatte, so wurde es da bald schlecht; auch der Wein hatte keinen guten Geschmack; der eine, der verkauft werden sollte, wurde über Nacht zur „Dienten“. So einen verdorbenen Wein konnten nur die Wiener Wirte kaufen, die ihn mit Most, Branntwein, Hausblättern und gutem Wein herrichteten; war er genussfähig, so verkauften sie ihn rasch bei „frischem Wetter“. Die schlechten Weine von Poysdorf waren immer noch besser als die Erdberger.

Ein sehr gutes Bier erzeugte Hohenau, wo 1733 das Bräuurbar eingerichtet wurde. Die Mistelbacher weigerten sich, herrschaftliches Bier zu nehmen; doch waren sie nach einer Urkunde vom Jahre 1573 dazu verpflichtet – „Bierfürlegen“. Alle Gemeinden der Wilfersdorfer Herrschaft bezogen von nun an Hohenauer Bier. Bräuhäuser gab es noch in Zistersdorf, Ulrichskirchen, Ernstbrunn und Asparn a. d. Z. Die Bauern führten das Bier in die Gemeinden ( Robotleistung). Wurde eine Maß Bier um 3 kr verkauft, so hatte die Herrschaft bei einem Fass 4 fl 56 kr Nutzen, bei 4 kr für eine Maß betrug der Nutzen 6 fl 44 kr. Das Schutzgeld von 3 fl für den Bräuer und die Robot wurden da nicht mitgerechnet. Die Unkosten bei einem Fass Bier von Hohenau, wenn eine Maß 3 kr kostete, stellten sich auf 3 fl 4 kr u. z.

Ungeld ( 12 Maß à 3 kr) = 36 kr,

Tatz ( 24 Maß à 3 kr) = 1 fl 12 kr,

Brauer Schrotgeld = 12 kr,

Schanklohn vom Eimer = 16 kr,

dem Schenken der versprochene 10. Kreuzer = 48 kr,

in das fürstliche Rentamt wurden abgeliefert = 4 fl 56 kr

3fl 4 kr + 4 fl 56 kr = 8 fl.

Dabei sind Schutzgeld und Robot nicht mitgerechnet.

Im Jahre 1741 liefen Klagen ein, dass der Themenauer Bräumeister sehr nachlässig sei, niemand könne sein Bier trinken, es hätte einen schlechten Geschmack, in Hohenau fehle ein Bräumeister, hier sei das Bräuhaus baufällig; im folgenden Jahre meldete sich ein Meister für Hohenau.

Die nächsten Jahrzehnte brachten tiefgehende Veränderungen in der Wirtschaft; die Robot wurde geregelt, Gerste, Kartoffeln und Klee angebaut, niemand trank gern das Weizenbier, die alten Bestimmungen des „Bierfürlegens“ fielen, die herrschaftlichen Betriebe lieferten einen geringen Ertrag, man dachte an Verpachtungen und hoffte durch die Juden auf höhere Einnahmen, man begann wirtschaftlich zu denken und zu rechnen.

Im Jahre 1788 meldet eine Urkunde, dass im Bereich der Wilfersdorfer Herrschaft kein Bräuhaus mehr gebe.

Einzelne erfahrene Männer gingen nun daran, Bräuhäuser zu errichten; sie kamen aus den Ländern der böhmischen Krone und brachten ein umfangreiches Wissen mit. Doch diese kleinen Betriebe konnten sich im Vergleich zu den Großbetrieben nicht halten, sie gingen auch im Laufe der Zeit ein. Heute besteht nur in Laa a. d. Th. ein Bräuhaus, alle anderen sind verschwunden.

Quellen: Herrschaftsakte „Wilfersdorf“ im Liechtensteinischen Hausarchiv in Wien.

Handschrift von Franz Thiel

Die Binderzunft in Poysdorf.

Schon im Mittelalter vereinigten sich alle Handwerker zu einem Verein, den man Innung, Gilde, Zunft oder Zeche nannte. Jeder Handwerker musste seiner Gilde angehören, sonst galt er als unehrlich, d. h. er hatte keine Standesehre. Ihre Regeln und Gesetze, nach denen sie lebten und ihr Gewerbe betreiben durften, waren in eigenen Ordnungen zusammengestellt, die bei uns der Grundherr erließ.

Im Jahre 1636 kamen die verordneten Zechmeister und der Ausschuß des fürstlichen Marktes Poysdorf nach Wilfersdorf zum Grundherrn, dem Fürsten Gundacker von Liechtenstein, und ersuchten um eine Zech- und Handwerkerordnung, da solche zur Vermehrung göttlicher Ehre, zur Erhaltung guter Polizei, Manneszucht und Ehrbarkeit unter den Meistern und Gesellen notwendig sei. Auch baten sie untertänig um eine Zechlade, die im Markte Poysdorf aufgerichtet werde. Mitten im Dreißigjährigen Kriege war die Zunftordnung der Fassbinder von der Grundobrigkeit ausgearbeitet worden. Die Stürme der Reformation und Gegenreformation warfen noch ab und zu einen grellen Widerschein in das Leben unseres Marktes, den lutherischen Glauben hatten unsere Bauern im Schloß zu Wilfersdorf vor drei Jahrzehnten abschwören müssen und der Fürst Gundacker war darauf bedacht, den katholischen Glauben in seinen Dörfern zu festigen.

Zweimal im Jahre kamen die Fassbinder aus der Umgebung nach Poysdorf und zwar am Fronleichnamstag und am Sonntag nach Martini. Sie erschienen um 8 Uhr früh in der Kirche und nahmen an dem feierlichen Umgang mit gebührender Andacht teil. Erschien ein Meister überhaupt nicht, so zahlte er 30 Kreuzer. Kommt er nicht zur festgesetzten Zeit, so zahlt er 7 Kreuzer 2 Pfennige als Strafe. Man war damals bemüht, die Zunft mehr zu einer geistlichen Bruderschaft zu machen, wie es im Mittelalter der Fall war. Einen eigenen Altar hatte die Zunft in der Kirche nicht. Es durfte niemand bei uns Meister werden, der nicht einen katholischen Lehrbrief hatte. Protestanten waren daher ausgeschlossen.

Kamen die Meister an den erwähnten Tagen zusammen, so zahlte jeder 3 Kreuzer in die Lade, wie es bei allen Berufen und an allen Orten damals Sitte und Brauch war. Streitigkeiten zwischen den Meistern und Gesellen wurden da bereinigt. Gehörte aber der Streitfall vor das Landesgericht oder vor die Obrigkeit, so musste er dort entschieden werden. War ein Meister durch sein Geschäft oder durch die Grundherrschaft verhindert, so zahlt er ein halbes Pfund Wachs für die Kirche. Solange ein Meister die Strafe nicht gezahlt hat, darf er sein Handwerk nicht ausüben. Stellt ein Meister den Antrag zu einer außergewöhnlichen Zusammenkunft, so erlegt er 30 Kreuzer. Aus ihrer Mitte wählen alle Anwesenden 4 ehrbare Meister zu Zech- und Beschaumeistern, die den übrigen mit gutem Beispiel und mit einem tugendhaften Lebenswandel überall vorangehen sollen. Auch müssen sie tüchtige Meister sein, die das Handwerk verstehen. Von ihnen kann 1 Zech- und 2 Beschaumeister in Poysdorf wohnen, die übrigen sind von auswärts. Die Zechmeister hatten die Verwaltung des Geldes und sie legten im Beisein des fürstlichen Pflegers von Wilfersdorf die „Raistung“. Die Beschaumeister waren Aufsichtspersonen. Will einer Meister werden, so muß er einen Geburt- und Lehrbrief haben. Meister kann jeder werden, niemand darf da ein Hindernis in den Weg legen. Der Anwärter muß ein ganzes Jahr bei einem Meister arbeiten, damit man sieht, was er kann. Nach Ablauf des Jahres ist es seine Pflicht, ein Pfund Holz zur Probe aufzuarbeiten. Er soll dabei seine Hand- und Kunstfertigkeit zeigen, damit die ehrsame Gemeinde sieht, dass er ein Meister und kein Stümper ist. 2 Fässer hat er zu machen, von denen jedes 20 Eimer enthält, dann 4 Fässer mit je 15 Eimer; keines darf mehr oder weniger enthalten. Diese Fässer werden von den Zech- und Beschaumeistern überprüft und sie geben ihr Urteil ab. Dafür erhalten sie eine Mahlzeit „ohne Ueberfluß“, halben Eimer Wein zum Trunke und 2 Gulden legt der neue Meister in die Lade. Holz und Reifen besorgt der Anwärter selbst. Muß er es von einem anderen Meister nehmen, so zahlt er ihm für jedes Faß 3 Kreuzer und gibt ihm Essen und Trinken. Verdirbt er das Holz, so muß er es ersetzen. Hat einer das Meisterstück gemacht und ist er nicht verheiratet, so möge er bald heiraten. Nimmt er sich eine Meisterin oder eines Meisters Tochter, so macht er das halbe Meisterstück und braucht nicht die 2 Gulden in die Lade zahlen. Dasselbe gilt von einem Meisterssohn, der auch nur 2 Jahre in der Fremde zubringen muß, während bei allen anderen die Wanderzeit 4 Jahre beträgt. Der Meister muß ein gehorsamer Untertane sein, der Obrigkeit sich in allem fügen, den Zins, die Steuern und die Abgaben genau zahlen. Sollten aber aus der Fremde Handwerker kommen, die den „hierortigen das Brot vor dem Maule abschneiden“, so ist das nicht zu dulden und sie sind mit Hilfe der Obrigkeit abzuschaffen. Jeder Meister versehe sich mit dem notwendigen Material und soll vorarbeiten und nicht warten, bis der Most in den Bottichen steht. Jeder Bürger kann kaufen, wo er will. Das steht ihm frei. Auch die Meister können ihre Waren überall feilbieten an Wochen- und Jahrmärkten. Binder, die außerhalb des Landes wohnen, dürfen es nicht wagen, zur Herbsteszeit in den Häusern und Herbergen zu arbeiten. Strafbar ist es, wenn ein Meister einem Bürger nicht helfen will, sobald er seiner dringend bedarf. Er wird der Obrigkeit angezeigt und musste außerdem noch den Schaden vergüten. Das Abreden eines Gesellen durch einen anderen Meister war nicht gestattet. Ebenso darf kein Meister einem Gesellen einen höheren Lohn versprechen. Die Zech- und Beschaumeister bestimmten die Strafen. Nahm der Meister einen fremden Gesellen auf, so verlangte er von ihm eine Probearbeit. Stirbt ein Meister, seine Frau oder eines der Kinder oder ein Geselle, so ist es Pflicht aller Fassbinder, dass sie bei dem Leichenbegängnis mitgehen. Die Zunft glich also einer großen Familie.

Starb ein Meister ohne Nachkommen, so konnte die Witwe zwei Jahre das Geschäft fortführen. Hatte er Kinder, dann behielt die Frau das Gewerbe bis zu ihrer Verheiratung. Da gab es keine Grenze, da die Mutter doch ihre Kinder erziehen und erhalten mußte.

Nahm der Meister einen Lehrjungen auf, so schaute er besonders darauf, dass es das Kind ehrbarer Eltern war. Die „unehrlichen Leute“, wie Scharfrichter, Schauspieler, Zirkusleute u. a. durften damals ihre Kinder kein Gewerbe lernen lassen. Der Lehrknabe brachte den Geburtsbrief mit und blieb zunächst 14 Tage bei dem Herrn. Nach dieser Zeit wurde er aufgedungen und beide, sowohl Meister wie Lehrjunge zahlten 30 Kreuzer in die Lade. Geht der Lehrling früher vom Meister weg, so erlegt der Vater 30 Gulden. Der Junge muß vom Herrn Speise, Trank und eine ordentliche Liegestatt bekommen. Wird er schlecht behandelt, so wird der Meister zur Rechenschaft gezogen und er muß sich vor der Zunft rechtfertigen.

Nach dreijähriger Lehrzeit wird der Junge freigesprochen. Er zahlt einen Gulden in die Lade und bekommt ein „Lehrkleid“.

Der Meister sei immer ein Ehrenmann, lade nie etwas Ungebührliches auf sich, sonst soll ihm kein Geselle passiert werden. Gegen ihnen kann, wenn er etwas Unehrenhaftes begeht, die Obrigkeit vorgehen.

Die Fässer sollen gut und gerecht sein. Sie dürften nicht mehr oder weniger enthalten, als vorgeschrieben war. Von der Zunft waren angeordnet: 20, 15, 10, 5, 4, 3 und 2 Eimerfässer. Die Beschaumeister hatten die Pflicht, öfters in den Werkstätten nachzuschauen, ob die Arbeiten gut und gerecht gemacht werden. Finden sie untaugliche Geräte, Geschirr oder Fässer, so können sie es zerschlagen und den Verkauf der schlechten Ware verhindern. Ist das Faß gut, so kann der Meister sein Zeichen einbrennen. Die Beschaumeister überprüfen auch die fremden Waren, die zur Zeit der Jahrmärkte nach Poysdorf kommen. Sind sie schlecht, so nehmen sie alles weg, führen es hinaus zum Spital und verbrennen es. Die Obrigkeit wird sodann verständigt.

Die Preise für Fässer und Holzgeschirr waren genau vorgeschrieben und durften nicht überschritten werden. Gab der Bürger Holz und Reifen dazu, so waren die Erzeugnisse weit billiger; doch war es immer Pflicht des Bestellers, Speise und Trank herbeizuschaffen, wenn der Fassbinder nicht sein Holz verwenden durfte.

Die Anordnungen und Befehle der Zechmeister und der Obrigkeit soll jeder Zunftangehörige genau befolgen. Jede Widersetzlichkeit wird angezeigt und bestraft. Die jungen Meister sollen nicht den alten in die Rede fallen. Jeder behandle seinen Zunftgenossen mit Hochachtung und sei ihm behilflich, wenn er fremden Rat oder Beistand benötigt. Hat ein junger Meister in der Fremde etwas Neues gesehen oder gelernt oder weiß er einen guten Rat, so bringe er seine Meinung der Innung vor.

Diese Zunftordnung war von dem damaligen Grundherren, dem Fürsten Gundacker von Liechtenstein (1580 bis 1658) genehmigt worden. Er war der Schutzherr der Binderzunft des Marktes und sie mußte alle Jahre zu Georgi im Rentamte zu Wilfersdorf den Schutzpfennig von 2 Dukaten in Gold erlegen. Jede Änderung der Ordnung bleibt dem Fürsten und seinen Nachkommen vorbehalten. Er konnte einzelne Sätze nach seinem Belieben streichen und neue hinzufügen, ja sie sogar kraft seiner Machtvollkommenheit aufheben.

Gehört sie auch heute der Vergangenheit an, so gewährt diese Faßbinderordnung doch einen lehrreichen Einblick in das Leben der Handwerker unserer Heimat. Gewerbe- und auch der Bauernstand hatten damals keine Freiheit und keinen eigenen Willen, sondern waren vollständig von ihrem Herrn abhängig, der über seine Untertanen frei verfügen konnte. Trotzdem ist die Ordnung ein großer Fortschritt gegen die des Mittelalters, wo z.B. die Zahl der Meister in einem Orte genau festgesetzt war.

Die Brünnerstraße

Im Jahre 1583 begab sich Kaiser Rudolf II. (1576-1612) von Wien nach Brünn und der Weg führte wahrscheinlich über Wolkersdorf - Ketzelsdorf - Steinebrunn nach Brünn. So schildert uns Volksschuldirektor Franz Thiel die Entstehung der Kaiserstraße, die in der Vergangenheit oftmals den Namen änderte.

Am 21. Juli 1685 reiste der Zar Peter der Große, Gründer von Petersburg, mit zahlreichem Gefolge (Reiter und Wagen) auf unserer Straße nach Wien. Die Leute bestaunten die Fremden, ihre reiche Ausstattung, ihre Sitten und Gebräuche.

Der moderne Straßenbau wurde erst unter Karl den VI. (1711-1740) angelegt; und zwar nach Mappen. Bau und Erhaltung wurden damals Staatsangelegenheit. Marione, der berühmte Straßenbauer, sagte, die Straßen müssen ein Politikum werden. Erst dadurch in dieser Beziehung Ende des Mittelalters.

Erst ab 1711 wurde die Poststraße (Fürstenstraße - Kaiserstraße - schlesisch/mährische Straße) durch Poysdorf geführt. Bis dahin führte die Straße über Ketzelsdorf nach Steinebrunn.

1719 beschließt die Hofkommission die Ausbesserung der Brünnerstraße und die Erbauung der Linzerstrasse. Schon 1720 klagen die Bauern über Feldenteignung, sie brauchen keine großen Straßen, ihnen genügen die Feldwege. 1720 wurden Erhebungen über den Fuhrwerksverkehr gepflogen. 1725 wurde auf Grund einer einjährigen Beobachtung des gesamten Verkehrs in Niederösterreich festgestellt, dass 51 % auf das Viertel unter dem Wienerwald, 41 % auf die Brünner- und Znaimerstraße und der Rest auf die übrigen Straßen entfalle. Gegen Westen wickelte sich der Verkehr auf der Donaustraße ab.

Alle Wege nach Norden mussten früher über die Donau gehen. 1439 wird die erste feste Holzbrücke “Die schlamperte Bruck” erwähnt. Ein Wolfgang Schinelzel sagte damals: “Ich meine den ganzen Boheimerwald hat man abgeholzt bei dieser gewaltigen Brücke”. Alle Wege suchten dieser Brücke zuzustreben. Die Kremser Brücke wurde 1462, die Linzer Brücke 1493 erbaut. Früher gab es nur Überfuhren. Die Hussiten zogen 1428 über Poysdorf nach Jedlesee, weil dort eine Überfuhr war. Schon in der Rheinchronik des 13. Jahrhundert werden die Überfuhren bei Korneuburg und Stadlau angeführt. Ullrich von Liechtenstein zog 1225 von Venedig über die Steiermark den Semmering, Wien, Korneuburg, Mistelbach (Turnier auf dem Hauptplatz) nach Feldsberg.

1729 wurde das Projekt vom Bau der Brünnerstraße in Angriff genommen. Graf Reuner wurde zum Oberwegkommissär bestimmt. Die Linie Wien über Jedlesee, Stammersdorf nach Wolkersdorf wurde auf Anraten Mariones gerade gezogen. Wegen des Schottergrundes kam sie billiger. Wolkersdorf - Kasernberg - Steigung 100 m, Kasernberg - Gaweinstal 80 m Gefälle, Gaweinstal - Schrick 15 m Steigung, Schrick - Wilfersdorf 25 m Gefälle, Poysdorf (Ausspann 122 m Steigung), fällt dann gegen die tschechische Grenze.

Graf Reuner war für die Richtung über Mistelbach. 1730/31 wurde die Straße kommissioniert, die Entscheidung überließ man Fachleuten und der Antrag Mariones ging durch.

1731 berufte man den Weginspektor Josef Bonaventura von Merkental zum Diktador. Dieser hat das Reparationswerk der Brünnerstraße nach den Mappen Mariones durchzuführen. Er bringt aus Krain geschulte Straßenarbeiter (Krainerhütten/Baraken stammen aus dieser Zeit), obwohl man in Wien einheimische Arbeiter verlangt hat. Vierteljährlich musste er an die Hofkommission Bericht erstatten.

Die Krainer bekamen für die Reise 10 Tage Lohn vorausbezahlt, damit sie nicht abmagern. Scharfe Disziplin, Arbeitertabellen, Lohnlisten, für besondere Tüchtigkeit, besonderes Talent, und Schottergruben von Klement Leis, Winnersdorf.

Am 21. April 1731 wird der Bau von Gaweinstal gegen Poysdorf, am 28. April 1731 von Poysdorf gegen Gaweinstal begonnen. Die Meldungen über den Bau liefen in einem Büro ein, Merkental ein Subsitut und ein Korrespondent beigegeben. Die Stände schimpften wegen der großen Kosten, es musste für den Straßenbau eine Zwangsanleihe (Antizipationen) aufgenommen werden. 1733 hatte Merkental abgedankt, weil die Stände zu größeren Einfluss gelangt waren. Der Straßenbau wird langsam fortgesetzt. “An dem System ist nichts auszusetzen” sagten die Stände, die Bauart wird daher beigehalten. Unterbau von Stein bei Straßengraben und Steinbrücken. Die Pappelbäume auf der Ausspann stammen aus der Zeit des Straßenbaues, dass die Fuhrleute bei verschneiten Winter die Straße fanden.

Am 1. Juni 1749 fuhr die erste Postkutsche durch das Wienertor in Poysdorf auf der Brünnerstraße in Richtung Brünn.

Kaiser Joseph II. (1780 - 1790), Sohn der Kaiserin Maria Theresia, ließ 1784 den Fahrweg nach Brünn zur mährisch-schlesischen Poststraße (Reichsstraße) verbreitern. Die Straße war sehr belebt, wie dies die großen Einkehrgasthäuser in den einzelnen Orten bezeugen.

Die heutige B7 , die alte Kaiser- oder Brünnerstraße, könnte viel erzählen, von den hochherrschaftlichen Kutschen der Adeligen, von den Schwerfuhrwerken der Fuhrmänner und Spediteuren, von Marschkolonnen der kaiserlichen, französischen und preußischen Armeen und von den Elendszügen der vertriebenen Brünner und Südmährer.

Die Buchdruckerkunst in unserer Heimat

Im Jahre 1440 erfand der Mainzer Bürger Johann Gutenberg die Buchdruckerkunst und gebrauchte zum erstenmale bewegliche Lettern; mit einer einfachen Handdruckpresse schuf er 100 Stück der berühmten 42 heiligen Bibel, von denen heute nur mehr eine geringe Zahl vorhanden ist. Die Nationalbibliothek in Wien besitzt ein solches Buch. In kurzer Zeit gab es im Altreich 130 Orte, die eine Druckerei hatten.

1486 erschienen in Brünn die ersten Druckwerke, 1492 in Wien und 1526 in Nikolsburg, wo B. Hubmayer eine Reihe von Flugschriften herausgab, die sich mit religiösen Fragen der Wiedertäufer befaßten. Diese Sekte, sowohl die deutschen wie die tschechischen Brüder, hatten zahlreiche Druckereien, sowie Schulen und gemeinsame „Haben“: „Bruderhöfe“ – auch in Mistelbach und Wilfersdorf. Die Brüder-Druckerei in Kralitz-Namischt brachte eine mustergültige Bibel heraus (1593), die später für die tschechische Rechtschreibung maßgebend war.

Ob die Flugschrift „Guere d´Italia trata di Benetia …. per Peter Gat 1617“ in Poysdorf gedruckt wurde, bleibt eine offene Frage. (Dieses seltene Büchlein wurde der Stadt Poysdorf zum Preise von 10, – RM angeboten; in Wien besitzt es keine Bibliothek, auch nicht das Kriegsarchiv.)

Der 30jährige Krieg und die Folgezeit ließen die Druckereien eingehen; die Jesuiten übten eine strenge Zensur, so daß nur geschichtliche Werke, wie Gebetbücher, Predigten, Grabreden und Streitschriften gegen Akatholiken und Wiedertäufer erscheinen konnten.

1714 gab es in Retz eine Druckerei. Um diese Zeit wollte ein Znaimer Buchhändler in Mistelbach eine Filiale richten; doch wissen wir heute nicht den Ausgang der Verhandlungen. Wer ein Buch oder eine Schrift kaufen wollte, tat es bei einem Jahrmarkte, wo genug Lesestoff den Käufern angeboten wurde. Viele Schriften trugen den Vermerk: „Gebrauch in diesem Jahr“ und sind jetzt von Sammlern und Liebhabern mehr begehrt als vor 200 Jahren.

Unsere Heimat war nie ein großer Freund des Buches (vergleiche die Fußnote!); denn der Kalender und das Gebetbuch genügten den Bewohnern vollkommen; viele schrieben lieber ein Gebetbuch ab, bevor sie dafür ein Geld ausgegeben hätten; sie enthalten aber zahlreiche und heute schon seltene Lieder, die ein Volksliedforscher zu würdigen weiß. Die Kroaten schmückten ihre Gebetbücher mit buntfarbigen Zeichnungen und Sinnbildern am Rande, die ihrem Volkscharakter entsprachen.

Die Aufklärung brachte keinen beachtenswerten Umschwung der bestehenden Verhältnisse; denn Wien, Horn, Znaim und Nikolsburg waren die Kulturzentren, die unsere Heimat beeinflußten; sollte etwas geschehen, so mußte der Antrieb dazu von auswärts kommen, weil hier im Weinlande der Unternehmungsgeist fehlte; für geistige Arbeit hatte man kein Verständnis. Da galt das Dichterwort:

„Gänse haben hier gute Zeiten, man berupft nicht ihre Leiber;

denn ans Schreiben denkt hier niemand als in Wilfersdorf der Schreiber.“

Als um 1850 eine Druckerei eine dringende Notwendigkeit war, fand sich niemand, der ein solches Wagnis in Mistelbach riskieren wollte; da errichtete die Horner Druckerei Ferdinand Berger nach einigen Jahren eine Filiale, die 1877 sogar eine Wochenzeitung „Der Bote aus Mistelbach“ herausgab. Die Meister, welche die Druckerei leiteten und sie auch mit der Zeit in die Höhe brachten, weil sie in ihren Besitz überging, hießen Krapfenbauer, Kränzle und Hornung (seit 1906).

Um die Jahrhundertwende entstand eine Druckerei in Laa a. d. Th. und später eine in Poysdorf. Beide ließen auch eine Zeitung erscheinen, von denen aber die Poysdorfer bald wieder einging. Sehenswerte Büchereien haben bei uns nur das Schloß Nikolsburg, das in Ernstbrunn und das Kollegium in Mistelbach. Obwohl die erste von den Schweden 1645 ausgeraubt wurde besaß sie doch noch vor dem Weltkrieg Inkunabeln (Wiegendrucke) und zahlreiche wertvolle Handschriften und alte Werke.

Die Ernstbrunner Bibliothek erinnert uns an die Glanzzeit des prachtliebenden Fürsten Prosper von Ginzendorf, der 1822 starb.

Im Mistelbacher Kollegium bemerkt man an den Wänden des Bibliothekzimmers die Arbeiten des berühmten Koloristen Anton Maulpertsch, des Malermeisters in der Barockzeit; es ist nur zu bedauern, daß diese Kunstschätze unserer Heimat so wenig beachtet und von vielen „Bodenständigen“ keines Blickes gewürdigt werden.

Die Volks-, Schüler- und Pfarrbücher in den einzelnen Gemeinden übergehe ich, da sie neuere Gründungen sind und nur dem Lesebedürfnis der Bevölkerung dienen, die mit dem jeweiligen Zeitgeist geht.

Die Erfindung Gutenbergs hat in dem Zeitraum von 500 Jahren die ganze Welt umgestaltet und Kulturwerte geschaffen, an die der Erfinder nie gedacht hat. Heute hat jeder größerer Ort eine Druckerei und das Buch ist im Leben aller Völker ein Erziehungsmittel, das wir nicht entbehren können.

Veröffentlicht in: „Donauwacht“, 23. 3. 1941, S. 13

Die Cholera in Poysdorf

Zu den gefährlichen Volksseuchen, die in der Vergangenheit unsere Heimat öfters heimsuchten und die Einwohner in großen Mengen dahinrafften, gehörten die Pest und die Cholera. War die Pest im Mittelalter und in der Neuzeit bis 1714 ein häufiger und gefürchteter Gast, so erscheint die Cholera erst vor hundert Jahren und wird in den Gedenkbüchern der Gemeinde früher nicht erwähnt. Immer kam sie nach einem Kriege und raffte unter der ärmeren Bevölkerung viele Menschenleben weg. Der Mensch stand dieser Seuche anfangs macht- und ratlos gegenüber. Alle Maßnahmen hatten nicht den gewünschten Erfolg, weil man sie nicht kannte.

Sie galt als eine ,,hitzige Krankheit«, die durch den Verkehr sich überall rasch ausbreitete. Durchfall, reiswasserähnliche Entleerungen, ein unstillbarer Durst und Bauchschmerzen waren die Anzeichen dieser ansteckenden Krankheit. Heute kennt man den Erreger dieser Seuche und weiß, daß er in den Entleerungen, in der Wäsche, in Kleidern, im Wasser und in Nahrungsmitteln vorkommt und daß Reinlichkeit der Hände der beste Schutz gegen jede Ansteckung ist.

Durch den russischen Krieg mit der Türkei im Jahre 1829 wurde die Cholera, die in Asien einheimisch ist, durch Soldaten nach Rußland eingeschleppt. Schon im nächsten Jahre war sie in Polen, wo sie besonders in den südlichen Teilen furchtbar wütete. Von Polen griff sie auf Ungarn über und hier war die Hauptstadt Pest der Sitz der Seuche, von der man damals nur wußte, daß sie eine ansteckende Krankheit ist und daß sie von Osten nach Westen wanderte. Oesterreich suchte sich gegen diese Seuche in der Weise zu schützen, daß es an der ungarischen Grenze einen dichten Militärkordon aufstellte und die schärfsten Maßregeln ergriff, daß sie nicht in unser Land eingeschleppt wurde. Doch das alles nützte nicht; die Krankheit übersprang alle Bajonette und verbreitete sich unheimlich rasch in Oesterreich. Sie folgte den großen Verkehrswegen, die von Ungarn nach Wien führten und war im Februar des Jahres 1831 in Wien. Es ist eine allgemeine Tatsache, daß alle Seuchen den großen Handelsstraßen folgen und zuerst die Handelsplätze angreifen, von wo sie auf die Umgebung übergreifen. Die Regierung wollte, um die Verbreitung der Pest zu verhindern, Wien von jedem Handel und Verkehr absperren. Dagegen wehrten sich die Wiener und erklärten: „Lieber werfen wir uns in die Arme der Cholera als der Hungersnot.“ Am 9. Dezember 1831 trat die Seuche in Poysdorf auf und das erste Opfer war die Witwe Pilzmayer im Hause 321 (jetzt Nr. 223). Sie bewohnte ein kleines Zimmer in einer engen Gasse.

Die Krankheit griff rasch um sich und 31 Menschen starben bis zum 5. Eismond 1832. Die Bevölkerung hielt Betstunden ab, um mit Gottes Hilfe und Beistand die Seuche zu vertreiben. Sie hörte wirklich nach dem 5. Eismond auf. Das Volk war darüber hoch erfreut. Sieben Monate vergingen, da brach sie im August wieder aus, und zwar diesmal viel stärker als früher. 800 Personen erkrankten in kurzer Zeit, davon starben 110. Von Wien kamen Krankenwärter heraus, die einen Taglohn von drei Gulden dreißig Kreuzern und freie Wohnung im Gasthause erhielten. Sonnabend, Sonntag und Mittwoch wurden vor der Dreifaltigkeitssäule Betstunden abgehalten. Auch draußen bei dem Oelberg kamen die Leute abends um 6 Uhr zusammen und beteten um Gottes Hilfe und Beistand. Trotzdem starben täglich fünf bis sieben Personen und die Sterbeglocke wurde für alle nur einmal geläutet. Alle, die an einem Tag starben, wurden gemeinsam in einem Grabe bestattet. Der hiesige Pfarrer Josef P i l l e r, seine beiden Vikare und der Bräumeister Franz M a y, der auch Marktrichter war, leisteten den Kranken Hilfe und standen ihnen mit Rat und Tat bei. Aber nicht nur in Poysdorf wütete die Cholera sehr stark, auch in der Umgebung starben viele Leute, so in Poysbrunn 68, in Wetzelsdorf 80, in Ameis 46, in Staatz 16, in Ruppersdorf 3, in Föllim 5, in Hadersdorf 7, in Wilhelmsdorf 4, in Ketzelsdorf 13, in Falkenstein 27, in Herrenbaumgarten 41, in Großkrut 77, in A. Höflein 38, in Hauskirchen 17, in Erdberg 36, in Wilfersdorf 56, in Mistelbach 90 und in Walterskirchen 18. Dieser Ort setzte auch ein Cholerakreuz, das einige Schritte von der Bahnhaltestelle entfernt im Felde steht. In Poysdorf starben die meisten Leute. Die Toten gehörten dem Hauer- und Arbeiterstand an. Der beste Schutz gegen die Krankheit war, wie das Gedenkbuch erzählt, eine richtige, maßvolle Ernährung. Die Bewohner unserer Heimat veranstalteten eine Sammlung, damit die Unbemittelten Wein, Brot und Fleisch erhalten. Eine zweite Sammlung fand dann noch statt. Mit dem Gelde (958 Gulden 17½ Kreuzer) wurde die Pestsäule aufgefrischt. Auch verschiedene Mittel wurden angewendet, um die Cholera von den Häusern fernzuhalten. Die Leute schrieben die Anfangsbuchstaben eines Gebetes an die Haustür. Das hatten sie noch aus der Pestzeit. Skapuliere trugen sie auf dem Leibe. Nach Maria Brünndl kamen zahlreiche Wallfahrer; manchen Tag erschienen 800 Personen.

Im Markte wurden wieder Betstunden und Andachten abgehalten, damit die Cholera aufhöre. Die Kranken klagten über heftige Schmerzen, daß sie laut schrieen. Ein warmer Ziegel wurde ihnen auf den Leib gelegt und sie tranken einen Tee aus Holunderblüten. Die Gemeinde hatte große Auslagen, da sie die Krankenwärter, die Arzneien für die armen Leute und die Bestattung der Toten bezahlen mußte. Im Jahre 1832 wütete die Cholera in ganz Europa.

Es vergingen einige Jahre, da erschien die gefürchtete Seuche wieder. Es war im Jahre 1855. In Poysdorf trat sie nicht so heftig auf wie in den umliegenden Gemeinden. 11 Personen starben im Markte; dagegen wütete sie umso heftiger in Herrenbaumgarten und Wetzelsdorf. Auch in Wien starben damals viele Einwohner, darunter der Dichter Ferdinand S a u t e r, der im vormärzlichen Wien eine bedeutende Rolle spielte. Auf dem Sterbebette schrieb er die letzten Verse:

Viel genossen, viel gelitten

und das Glück lag in der Mitten,

viel empfunden, nichts erworben,

froh gelebt und leicht gestorben.

Fragt nicht nach der Zahl der Jahre!

Kein Kalender ist die Bahre

und der Mensch im Leichentuch

ist ein zugeklapptes Buch.

Elf Jahre später kehrt sie wieder ein, als die Preußen bei uns waren. In Poysdorf starben 136 Soldaten, die am Anfang des Weißenberges begraben wurden. Heute steht einige Schritte entfernt vom Massengrabe das „Preußendenkmal“. Die Preußen hatten bei uns zwei Kriegsspitäler. Das eine war in dem alten Schüttkasten in der Singerstraße, das andere in der alten Schule neben der Kirche. Die Schule hatte noch einen Stock, der dann später abgetragen wurde. Da lagen die Soldaten auf Stroh, das die Gemeinde liefern mußte. Die leichteren Fälle von Erkrankten heilte man im Walterskirchner Schloß aus. Auch das war ein Kriegsspital. Krankenpfleger mußte die Gemeinde beistellen. Die Preußen besaßen ihre eigenen Aerzte, die genug Arbeit hatten. Außerdem wurden sie durch zwei Wundärzte unterstützt, die im Markte wohnten. Die Ursache der Cholera dürfte in der Kost der Soldaten zu suchen sein. Die Preußen hatten ihr Schlachtvieh bei der Schießstätte. Jeden Tag wurden mehrere Tiere geschlagen, das Fleisch bei der Pestsäule verteilt, sofort gekocht und gegessen. Von den Ortsbewohnern erkrankten 160. Die meisten lagen in der Alleegasse. Die Toten wurden auf dem Friedhofe neben der Barbarakapelle bestattet.

Als im Juli 1883 in Aegypten die Cholera ausbrach, befürchtete man ihr Auftreten in Europa. Jeder Staat suchte sich zu schützen so gut er konnte. Bei uns wurde in allen Orten ein Gesundheitsamt errichtet. Dies verteilte gedruckte Aufrufe „Cholera in Sicht“. Diese Aufrufe enthielten Maßnahmen, wie sich das Volk am besten gegen die Cholera schützen könnte. Es hieß darin: 1. Sorge für reine Luft und lüfte täglich dein Zimmer; 2. Reinige die Senkgruben und alle Unratskanäle; 3. Iß kein unreifes Obst; 4. Verschaffe dir Karbolsäure; 4. Jede choleraverdächtige Krankheit zeige sofort an. Der Sommer verging, ohne daß ein Cholerafall vorkam. Auch zu Beginn des Weltkrieges befürchtete man, daß diese Seuche vom Kriegsschauplatz ins Hinterland verschleppt werde. Doch erwies sich die Furcht als unbegründet. Die Maßnahmen, die sofort ergriffen wurden, gaben den Beweis, daß der Mensch Herr über die Cholera ist. Wenn unsere Ahnen in den Krankheiten ein Strafgericht Gottes erblickten, das über die Menschheit verhängt wurde, so hatten sie nicht so Unrecht. Es gibt Naturgesetze, die wir nie übertreten dürfen, die uns als etwas Heiliges gelten müssen. Sonne, Luft, Wasser und eine naturgemäße Lebensweise bewahren den Menschen vor jeder Seuche. Fehler und Verirrungen gegen diese natürliche Heilmittel mußte die Menschheit mit dem Massensterben büßen, das leider so häufig in unserer Heimat auftrat. Pest und Cholera erwähnen die alten Gedenkbücher, während Typhus, Blattern, Malaria, Diphterie und anderes nie erwähnt wurden oder mit dem allgemeinen Namen „Epidemie“ oder „hitzige Krankheit“ bezeichnet werden. Man kannte die ansteckenden Krankheiten nicht und die ärztliche Wissenschaft hat sich hier unsterbliche Verdienste um die leidende Menschheit erworben, indem sie diese heimtückischen Feinde studierte und die Mittel angab, mit denen wir ihr Auftreten in unserer Mitte verhindern können. Es ist ein weiter Weg, den der Mensch gehen mußte, ehe er aus der Nacht der Unwissenheit zur Erkenntnis und Wahrheit gelangte. Wenn wir auch noch nicht am Ziele unseres Strebens sind, daß wir alle Krankheiten heilen können, so müssen wir doch mit den Erfolgen zufrieden sein und können hoffen, daß es dem Menschengeiste doch gelingen wird, jeden Kranken wieder gesund zu machen und jede Furcht vor diesen fürchterlichen Feinden zu bannen.

Haben wir aus der Pestzeit eine Reihe von Bildstöcken und Wegkreuzen, die wir in der Umgebung und im Markte selbst antreffen, so stammen aus der Cholerazeit nur drei Denkmäler: Das Preußendenkmal am Weißenberg bei Poysdorf, das schon erwähnte Cholerakreuz bei Walterskirchen und das Preußenkreuz neben dem „Salzweg“ in derselben Gemeinde. Die Zeit der Aufklärung und besonders die Josefinischen Gesetze hatten die Denkart unseres Volkes stark beeinflußt. Kaiser Josef verbot die Errichtung von Wegkreuzen, von Kapellen und Statuen und ordnete an, daß man die bestehenden entfernen möge. Wurden auch diese Anordnungen nicht so strenge befolgt, so lenkten sie doch das Volk von dem Brauche ab, Denksäulen und Bildstöcke zu errichten.

Veröffentlicht in: „Deutsche Heimat“, April 1926, Folge 4, S. 42 - 44

Die Dominikanerkapelle in Wilfersdorf

Hartmann von Liechtenstein, ein Sohn des Fürsten Gundacker, hat als guter Katholik viele Altäre und Kapellen erbaut, so daß die Umgebung von Wilfersdorf mehr einer Sakrallandschaft glich. Zu Ehren des hl. Dominik, des Ordensstifters und Kämpfers gegen die Albigenser, errichtete er eine bescheidene Kapelle auf dem Myrhenberg außerhalb des Marktes (1672): das Volk nannte sie Bergkapelle; schon im Vorjahr (1671) hatte die Gemeinde beim Dominikaltar in der Pfarrkirche eine Messe lesen lassen, damit es regnen sollte. Der Heilige war der Gründer des Rosenkranzes, der in der Zeit der Gegenreformation fleißig von den Leuten gebetet wurde. Die Kapelle stand neben der Verkehrsstraße und sollte die Reisenden zur Andacht ermuntern. An dem Bau nahm die Gemahlin Sidonia regen Anteil, die eine große Wohltäterin der Armen und Kranken war. Paramente, Leuchter und die Inneneinrichtung wurden angeschafft. Am 18. Februar 1673 wurde die erste Messe auf einem tragbaren Altar gelesen, die Meßlizenz erstreckte sich nur auf fünf Jahre und mußte dann erneuert werden. Die Kapelle war eine Filiale der Pfarrkirche und in allen Dingen ihr in perpetuum unterworfen. Der Dechant von Pyrawarth und der Pfarrer von Wolkersdorf, die zu dem Feste erschienen, erkundigten sich im Namen des Passauer Offizials über die Dotation des Baues, dem jede Stiftungsurkunde fehlte. Der Fürst wollte einen eigenen Geistlichen anstellen und eine Rosenkranzbruderschaft gründen. Auf dem Lehensberg errichtete er ein Holzkreuz, bei dem zu Florian und Laurentius Lobämter gelesen wurden (1671).

Am 29. Jänner 1674 befahl der Passauer Offizial dem Dechant von Pillichsdorf, die Kapelle zu weihen, was erst am 23. Mai geschah; zugleich stiftete der Fürst ein Hl. Grab, die Grabchristikapelle, die heute beim Friedhof steht. Der erste Pilger bei der Dominikkapelle war der Amtmann von Kromau. Nach einem anderen Akt weihte sie der Passauer Offizial selbst am 27. Juli 1674 und las eine Messe. Wallfahrer aus den umliegenden Ortschaften kamen hierher, damit die Feldfrüchte nicht durch Hitze, Trockenheit oder durch viel Regen Schaden erleiden. Die Wilfersdorfer gingen wieder nach Erdberg, um Regen zu erbitten. Die Halter tauchten ihre „Peitschen“ dreimal ins Wasser und schnalzten, damit es regnete (1662). Als die Pest in Ungarn wütete, ließ der Fürst am 28. August 1677 ein Lobamt lesen, damit unsere Heimat von dieser Seuche verschont bleibe. Im Jahre 1679 wurden viele Lobämter hier und in Kettlasbrunn gelesen, als die Seuche zahlreiche Opfer in unseren Dörfern forderte.

Um die Ehre Gottes zu befördern, stiftete 1692 der Fürst Maximilian 5 Messen wöchentlich in der Dominikkapelle und zwar 1. Für die lebenden Mitglieder des Fürstenhauses; 2. für die verstorbenen Fürstlichkeiten; 3. Zu Ehren der ganzen Familie Jesu Christi; 4. Zu Ehren und zum Gedächtnis des bitteren Leidens und Sterbens Christi — in der Grabchristikapelle an einem Freitag — und 5. Zu Ehren der Heiligen Dominik und Anton von Padua. Der Messeleser bekam im Jahr 100 fl, doch behob er vierteljährlich im Rentamt 25 fl. Diese Stiftung wurde am 24. Juni 1721 noch einmal erneuert und von dem Pfarrer Johann Georg Möller unterzeichnet; dieser mußte sich zwei Kapläne halten, von denen einer die fünf Messen in der Dominikkapelle zu lesen hatte. An Sonn- und Feiertagen sollte kein Gottesdienst hier sein. Das Einkommen der Pfarrkirche durfte nicht geschmälert werden. Nach dem Gottesdienst betete der Kaplan die lauretanische Litanei mit den anhängenden Gebeten, am Freitag aber die vom bitteren Leiden und Sterben Jesu Christi. Außerdem hielt ein Geistlicher am Sonnabend und in den vigilis Unserer Lieben Frau am Abend in der Pfarrkirche einen Segen mit der lauretanischen Litanei ab, die aber Schulmeister singen mußte; vor dem Allerheiligsten beteten die Leute den Rosenkranz. Dafür bekam der Messeleser 150 fl, die …………

Die Drei Brüder Karl, Maximilian und Gundacker von Liechtenstein

Die Herren von Liechtenstein, die seit der Kolonisation unserer Heimat mit dem Schicksal und der Geschichte des Weinlandes verbunden sind, gehörten im Mittelalter dem Hochadel in Österreich an. Seit 1249 war Nikolsburg der Mittelpunkt des umfangreichen Besitzes dieser Familie im Grenzlande. Als Ratgeber, Kampfgefährten, Landrichter, Hofmeister und Geldgeber der Landesfürsten nahmen sie an dem geschichtlichen Werdegang Österreichs im Mittelalter regen Anteil. Die ersten Fürsten dieses Geschlechtes waren die Brüder Karl, Maximilian und Gundacker; sie wurden im Geiste der Reformation erzogen, denn ihr Vater förderte diese mit allen Mitteln im Grenzlande und beschützte die Glaubensgenossen; so gab er den Wiedertäufern (auch Habaner oder Brüder genannt) auf seinen Besitzungen eine sichere Zufluchtsstätte; es sollen gegen 30.000 gewesen sein, die aus allen Ländern vertrieben, hier diesseits und jenseits der Thaya eine 2. Heimat fanden.

**Karl von Liechtenstein** (1569-1627) besuchte in seiner Jugend die Brüderschule in Eibenschitz, die sich eines sehr guten Rufes erfreute; sein Freund war hier Karl von Zierotin, der später in der Geschichte Mährens eine große Rolle spielte. Beide besuchten dann Genf, das kalvinische Rom, und Frankreich. Der Kardinal Dietrichstein bewog ihn 1597 zum Übertritt in die katholische Kirche. Karl war voll christlicher Gesinnung, zeigte stets ein taktvolles Auftreten und eine Toleranz gegen Andersgläubige; er sah in jedem Mitmenschen seinen Bruder, dem er seine Mithilfe nicht versagte; darum schickten ihm die Päpste Klemens VII. und Paul V. ein Dankschreiben.

Die drei Brüder teilten sich den Familienbesitz, u. zw. bekam Karl Feldsberg mit Herrnbaumgarten, Maximilian Rabensburg und Gundacker Wilfersdorf. Karl war der Regierer des Hauses und nahm im Nö. Landtag die erste Stelle ein und im mährischen die zweite; in diesem Lande erhielt er 1599 das Amt eines Oberstlandrichters. In dem Bruderzwist der Habsburger stand er auf der Seite des Erzherzogs Mathias, weil er einsah, daß der Kaiser Rudolf ein unfähiger und kranker Mann war, der sich für die Staatsführung ungeeignet zeigte. Dieser berief aus Nikolsburg einen Arzt der Wiedertäufer, damit er ihn ausheilen sollte. 1607 erfolgte der Bruch mit dem Kaiser, doch übernahm Karl 1608 die provisorische Regierung als Direktor in Prag.

Karl besaß große Vorrechte im Vergleich zu anderen Adeligen, denn er konnte auf seinen Besitzungen Mauten errichten, Zölle und Aufschläge einnehmen sowie das Marktrecht an Gemeinden verleihen. Dieses Recht stand nur dem Kaiser zu. Mistelbach und Poysdorf waren kaiserliche Märkte. 1612 traf Karl in Frankfurt die Vorbereitungen zur Kaiserwahl. 1613 erhielt er Troppau; doch lehnten hier die Stände Ihn ab, ebenso die in Mähren; in den Sudetenländern trieb die Gegenreformation die Bewohner in die Arme der Revolution. Wohl besaßen sie seit 1609 den Majestätsbrief, der ihnen die Religionsfreiheit zusicherte; doch beachtete die Gegenreformation ihn nicht.

Allgemein hörte man in Böhmen: „Lieber den Türk als den Kaiser und den Papst.“ Der Winterkönig Friedrich ersuchte sogar den Sultan, er solle die Schutzherrschaft über die Sudetenländer übernehmen. Die Rebellen verlangten von dem Fürsten Karl von Liechtenstein, er soll sich ihnen anschließen, was er aber nicht tat; deshalb verlor er seinen ganzen Besitz in Mähren und wurde dazu des Landes verwiesen (1618). Die mährische Ständearmee verwüstete zu Beginn des 30jährigen Krieges unsere Heimat, besonders die Herrschaften der 3 Brüder und das Falkensteiner Gebiet.

Nach der Schlacht am Weißen Berg gab er dem Kaiser den Rat, er möge die Sudetenländer mit Schonung und Milde behandeln und nicht die Vorrechte des Adels anrühren; auch Bayern und Sachsen schlossen sich diesem Rate an. Der Kaiser lehnte aber ab; alles sollte vernichtet werden, was an die protestantische Zeit erinnerte. Die alte Hochschule wollte er in Prag niederreißen, dafür eine Henkerswohnung erbauen und eine Schandsäule errichten. Er ernannte den Fürsten zum Statthalter von Böhmen und zum Vorsitzenden des Gerichtshofes, der die adeligen Rebellen sehr hart bestrafte; das Prager Brotgericht verurteilte 27 Edelleute zum Tode; dieses „neronische Urteil“ wurde am 21. Juni 1621 vollstreckt; auch Bernhard von Fünfkirchen aus Steinebrunn sollte hingerichtet werden, doch begnadigte ihn der Kaiser; der mährische Adel wurde im Brünner Spielberg eingesperrt. Alle verloren ihren Besitz, auch die in Österreich. Das Volk sagte dazu: „Böhmische Sprache - Kopf ab; mährische Sprache - Spielberg; österreichische Sprache - Wegnahme aller Güter". Der Kaiser spendete als Dank für den Sieg nach Maria Zell eine goldene Krone im Werte von 10.000 fl.

Karl erhielt die mährischen Herrschaften Goldenstein, Eisenberg, Trübau, Hohenstadt sowie die Städte Schönberg und Neustadt. Der Kaiser sprach gerne von den 3 Steinen - Dietrichstein, Liechtenstein und WaIlenstein, auf die er sich verfassen konnte. Karl starb 1627 und sein Bruder Maximilian übernahm die Vormundschaft über dessen Sohn Karl Eusebius.

**Maximilian** (1578-1643), der Besitzer der Majoratsherrschaft Rabensburg, wurde 1597 katholisch und genoß im kaiserlichen Heer als Fachmann der Artillerie hohes Ansehen. Er unterstützte im Bruderzwist der Habsburger Matthias, der ihn 1613 zu seinem vertrauten Ratgeber nahm. In der Schlacht am Weißen Berg führte er die kaiserliche Artillerie, erhielt, nachdem der General Buquoy verwundet war, den Oberbefehl und trug wesentlich zum Sieg der Kaiserlichen bei. Ihm zur Seite stand Rudolf von Teufenbach – in Schillers „Wallenstein" heißt er Tiefenbacher –, der später die Herrschaft Zistersdorf besaß.

Maximilian führte die Gegenreformation in den Sudetenländern mit aller Strenge mit seinen Dragonern durch; man sprach von Dragonaden dieser Soldaten, die im Volke nie vergessen wurden; noch in meiner Studienzeit um 1900 wußten mir alte Leute in meiner Heimat davon zu erzählen. In Rabensburg prüfte er die Untertanen aus dem Katechismus und sperrte jene ein, die nichts wußten. Der Kaiser übergab ihm das Kommando über die ungarische Festung Raab; auch militärische Schriften und Aufsätze verfaßte er. Er und seine Frau zeichneten sich durch große Frömmigkeit und durch eifriges Wohltun gegenüber der Kirche aus. Beide ließen sich als „geistliche Kinder“ in vielen Klöstern einschreiben, so in Prag, Brünn, Wien, Innsbruck und Florenz. Seine Lieblingsstiftung war das Paulanerkloste Wranau bei Brünn, das auch ein bekannter Wallfahrtsort für die Gemeinden unserer Heimat wurde; daran erinnert das Wranauer-Kreuz bei Poysdorf, das aus dem Pestjahr 1679 stammt. Maximilian ließ sich im Gewande eines Paulaners in der Familiengruft begraben, die mit dem Kloster und der Wallfahrtskirche vereinigt ist.

**Gundacker** (1580-1658). Der Herr von Wilfersdorf wurde 1602 in Prag durch den Kapuzinerpater Valerian bekehrt; er war ein Theologe, der mehrere religiöse Schriften verfaßte; doch hatte er auch für das Militär, für Astronomie und Pädagogik großes Interesse; kein Wunder, daß dieser vielseitige Mann seiner Zeit weit voraus war.

In Wilfersdorf verhandelte er 1610 mit Peter von Fischer, um den inneren Frieden in Österreich herzustellen - Bruderzwist der Habsburger; der Kaiser war ein kranker Herrscher und Matthias ein schwankendes Rohr; es fehlte eine starke Hand und eine zielbewußte Führung in Österreich. Gundacker bekleidete am Kaiserhof in Wien viele Ämter - Oberst-Hofmeister, Landeshauptmann von Ob.-Österreich, Landmarschall von Niederösterreich usw. 1618 ging er mit einer Gesandtschaft nach Breslau, um die Bürger für den Kaiser zu gewinnen, was aber nicht gelang; dann reiste er nach Deutschland, u. zw. nach Mainz, Köln, Trier, Bamberg, Speyer, München, Brandenburg und Sachsen, wo er für die Kaiserwahl Propaganda machte.

1619 stand die mährische Ständearmee am 22. Oktober bei Wilfersdorf; die Soldaten plünderten, raubten und brandschatzten die Gegend; die Kaiserlichen waren schon am 20. Oktober von Laa über Mistelbach nach Wien marschiert. Nach der Schlacht am Weißen Berg führte er in Oberösterreich die Gerichtsverhandlung mit den Rebellen, die sich auch bereitwillig dem Kaiser unterwarfen. Die Geldinflation brachte dem Lande großen Schaden - Teuerung, Not und Hunger -, während der Kaiser dabei 6 Millionen Gulden gewann. Gundacker ordnete die Geldwirtschaft und überreichte dem Kaiser eine Denkschrift. wie die Finanzwirtschaft in Österreich zu verbessern wäre. Diese zeigte den Weitblick des Fürsten, die aber leider vom Kaiser und dem Hofe nicht verstanden und daher abgelehnt wurde.

Der Adel besaß 1622 das Münzrecht, das auch der Fürst Karl in Feldsberg ausübte. In der Zeit der Gegenreformation betonte Gundacker die Erziehung, den Unterricht sowie die Kinderlehren für die Jugend; er drohte den Geistlichen, wenn sie diese nicht halten, mit dem Entzug der Deputate. Am 7. Jänner 1622 wurde in Nikolsburg mit den Ungarn Friede geschlossen; unsere Heimat atmete auf und die Bewohner gingen mit Eifer an den Aufbau der zerstörten Gemeinden.

An den Verhandlungen mit Wallenstein am 6. Dezember und 22. Jänner 1631/32 in Znaim und Göllersdorf, nahm auch Gundacker teil und setzte sich dafür ein, daß der Friedländer wieder zurückgerufen werde. Nach der Schlacht bei Lützen 1632, verlangte der Fürst, daß der Kaiser Frieden schließen sollte, da er fürchtete, Frankreich werde eingreifen und den Krieg zum Nachteil Österreichs verlängern. Der Kaiser und der Hof lehnten diesen Rat energisch ab und traten für den Krieg ein; einige Jahre später bereute der Kaiser seinen verhängnisvollen Entschluß. Gundacker war tief gekränkt und bitter enttäuscht.

Der Fürst wußte von dem geheimen Befehl, daß Wallenstein ermordet oder gefangen werden sollte; er übergab am 18. Jänner 1634 dem Kaiser ein Schreiben, in dem er verlangte, der Friedländer müsse vor ein Gericht gestellt und abgeurteilt werden; denn er hatte sich um Österreich große Verdienste erworben, die man nicht Vergessen durfte, Menschenblut ist nicht Ochsenblut. Gundacker fiel beim Kaiser deswegen in Ungnade, mußte den Kaiserhof verlassen und begab sich nach Wilfersdorf; auch er erntete wie Wallenstein „den Dank des Hauses Österreich“.

Das Schloß Wilfersdorf war damals ein Bollwerk im Zayatal mit dicken Mauern, Basteien und einem tiefen Wassergraben, in dem die Herrschaft Fischzucht betrieb. Wilfersdorf erlebte in diesen Tagen die glanzvolle Hofhaltung des Fürsten, der hier in seinem Tuskulum seinen Lebensabend verbrachte. Wilfersdorf war ein Mustergut; der landwirtschaftliche Betrieb galt für die umliegenden Dorfgemeinden als Vorbild und ersetzte ihnen eine landwirtschaftliche Schule. Den Poysdorfern gab er eine Weingartenordnung und den Bindern des Marktes eine Zunftordnung; er wollte frische Pferde, die sein Stolz waren, in den Gemeinden einführen; doch scheiterte dieser Versuch an dem konservativen Geist der Untertanen, die zähe am Althergebrachten festhielten. In Mistelbach dachte er, eine Mittelschule (Gymnasium) zu errichten; der Dechant Pörsius hielt ihn davon ab; in dem Brief entwirft der Geistliche ein trauriges Bild von der Einstellung der Marktbewohner zu Schule und Erziehung der Kinder.

Gundacker legte den Grund zu der fürstlichen Bildergalerie, denn er kaufte schon 1628 Bilder in Amsterdam für sein Schloß; er hinterließ 72 Gemälde; auch Karl schmückte Feldsberg mit Bildern und Maximilian hielt sich in Rabensburg einen eigenen Hofmaler.

Gundacker starb 1658 und ruht in der Wilfersdorfer Pfarrkirche.

Der Fürst Karl hatte die Absicht, in Troppau ein Gymnasium zu errichten, doch verhinderte es der Kardinal Dietrichstein. Er berief für das Feldsberger Spital, das er stiftete, die Barmherzigen Brüder zur Pflege der Kranken. In seinem Herrschaftsgebiet führte er die Seidenraupenzucht ein und ließ zu dem Zwecke Fachleute aus Italien kommen; besonders Interessierten sich für diese Neuerung die Herrnbaumgartner. Bei Kriegsbeginn kehrten die Italiener heim, an die noch der Personenname Kandioller in Hernbaumgarten und Antoni in Großkrut erinnert. Die Feldsberger konnten im Schloßpark die ersten Maulbeer- und Pomeranzenbäume sehen und bewundern.

Die Gegenreformation und der 30jährige Krieg entvölkerten unsere Heimat. Fremde Ansiedler, die Gundacker aus dem Altreich und TiroI herbeiholen wollte, kamen bis Krems und kehrten sogleich heim, als sie die trostlosen Verhältnisse bei uns sahen. Dafür setzte eine Zuwanderung aus den Sudetenländern ein.

Die 3 Brüder leisteten dem Kaiser sowie dem Vaterland in den schweren Kriegsjahren als Ratgeber und Würdenträger große Verdienste, wenngleich ihre Ideen nicht richtig erkannt wurden; sie waren der Zeit vorausgeeilt und da gilt das Dichterwort Friedrich Schreyvogels „Ein Jahrhundert zu früh“.

Quellen:

Franz Josef Fürst von und zu Liechtenstein „Meine Familie in Mähren und Schlesien“ in der Zeitschrwift „Mähr.-Schlesische Heimat“ 1962/2.

H. Hallwich „5 Bücher Geschichte Wallensteins“ Srbik „Wallensteins Ende“.

##### Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, Jahrgang 1971, S. 60 - 62.

Die Dreifaltigkeitssäule

Als im Jahre 1713/14 in ganz Niederösterreich die Pest wütete, gelobten die Bewohner Poysdorfs eine Dreifaltigkeitssäule zu errichten, falls der Markt von der Seuche verschont bliebe. Die Gefahr war sehr groß, weil der Markt ein Konsumarzort war, viele Durchreisende hier 4 Wochen verbleiben mussten und die Nachbargemeinden verseucht waren. Am 20. November 1713 stellten die Bürger einen Reversbrief aus, der dem Passauer Konsistorium eingehändigt wurde.

„Wie, dass als im Jahre 1713 eine abscheuliche Pestilenz in unserem lieben Vaterland hin und her grassieret, wir neben der hochlöblichen geistlichen und weltlichen Obrigkeit verordneten Andacht, zur immerwährenden Anbetung der allerheiligsten Dreifaltigkeit und Verehrung der heiligen Pestpatrone, eine steinerne Säule oder Statue in der Mitte des Marktplatzes aufrichten zu lassen, verlobt und versprochen, damit die allerheiligste Dreifaltigkeit unseren Markt von dieser abscheulichen Seuche behüten und bewahren wolle, gelobt und versprochen und hiermit wissentlich und wohlbedächtlich in Kraft dieses Reversbriefes, dass wir diese Statuen, wie solche jetzt von uns würden aufgericht werden, in status quo erhalten und von unseren Nachkommen der späten Nachwelt zum Andenken, zum großen Lobe der Dreifaltigkeit also soll erhalten werden.“

Im Frühjahr 1715 begann die Arbeit. Zuerst wurde ein Rost aus Lärchenholz hergestellt, den man in der Erde versenkte, weil ja die Stelle sehr sumpfig war. Nachdem der Grund auf solche Weise gegen die Feuchtigkeit gesichert war, kam der Rat beim Konsistorium um die Einweihung des Grundsteines ein, was auch bewilligt wurde. Die Gemeinde lud dazu den Fürsten Anton Florian von Liechtenstein, der ja der Marktherr war, den Herrn Grafen Franz Eusebius Trautsohn von Falkenstein und den damaligen Dechant Josef Gumer von Walterskirchen ein. Der Graf von Falkenstein war der Patron der Pfarrkirche. Für den Fürsten kam der Wirtschaftsrat Savagieri und für den Grafen sein Verwalter Thomas Putz von Poysbrunn. In der Kirche versammelte sich die Gemeinde und ging dann „processionaliter“ zu dem Platz, wo der Herr Savagieri im Namen der Durchlaucht den ersten Stein legte, den der Dechant von Walterskirchen weihte. Dann hat der Verwalter von Poysbrunn im Namen seiner Exzellenz, der Marktrichter, die Grundrichter, der Rat des Marktes und der Gemeindeschreiber je einen Stein gelegt. Darauf gab die Gemeinde im Rathaus „eine herrliche Mahlzeit“. Die Unkosten der Säule wurden teilweise durch eine Sammlung unter den Bürgern des Marktes, teilweise aus der Gemeindekasse bestritten. Die Zufuhren und Handarbeit leisteten die Bauern freiwillig und verlangten nichts dafür. Die Säule kostete 1700 fl. Der Wiener Bildhauer Rochus Mayrhofer stellte dieses Werk auf, das eine Zierde des Marktes ist. Eine achteckige, reich geschmückte Einfassung umgibt die 10 m hohe Säule, die auf einem Sockel von 3 m Höhe ruht. An den Seiten bemerken wir 4 vergoldete Bilder und zwar im Vordergrunde die heilige Rosalia, die in einer Grotte ruht – eine kleine Nachbildung der berühmten Grotte am Monte Pelegrino bei Palermo. Die Heilige starb um 1180 und wurde in der Pestzeit sehr stark verehrt. Auf der Ostseite stellte der Bildhauer den Sündenfall der ersten Menschen im Paradiese dar. Beide verlassen eben die Stätte, die sie nie mehr betreten dürfen, weil sie von dem verbotenen Baume die Früchte aßen. Die Schlange, die sie zur Sünde verleitet hatte, blickt ihnen vom Baume nach. Als Gegenstück können wir das Bild auf der Westseite auffassen: Die Erlösung der Menschheit durch den Kreuzestod Christi. Im tiefen Schmerze stehen die beiden Heiligen – Maria und Johann – neben dem hochragenden Kreuze auf dem Berge Golgotha. Das letzte Bild zeigt das Wappen der Marktgemeinde: Zwei Hauer tragen an einer Stange eine große Weintraube. Darunter lesen wir die Jahreszahlen 1715 – Errichtung der Säule – und 1832 – ihre Auffrischung.

Auf dem Sockel stehen die vier Pestpatrone und in der Mitte erhebt sich die eigentliche Dreifaltigkeitssäule. Der heilige Sebastian, dessen Gestalt an den Pfeilen zu erkennen ist, war ein römischer Offizier unter dem Kaiser Diokletian und starb 288 als Glaubensheld. Nach der Meinung unserer Ahnen wurde ja die Pest durch Giftpfeile verbreitet, wie man dies auf dem Votivbilde in der Pfarrkirche aus dem Jahre 1679 sieht. Diesen Heiligen wurden Altäre, Bilder, Statuen und Bildstöcke gewidmet, die Kirche in Alt-Ruppersdorf ist ihm geweiht; der 20. Jänner galt lange Zeit als Gemeindefeiertag. 1721 befahl der Fürst Liechtenstein, dass in der Pfarrkirche ein Lobamt gelesen werde, damit der Heilige den Markt von jeder Seuche verschone. Der heilige Rochus war um 1300 Krankenwärter und gilt heute bei den Romanen als ein Nationalheiliger. Er wurde selbst krank, an den Füßen zeigten sich die schwarzen Beulen, so dass er ganz hilflos war. Da brachte ihm ein Hund jeden Tag ein Brot. Die Kirche in Hadersdorf ist ihm geweiht und der Graf Rudolf von Teuffenbach, der auch einen Teil zum Bau unserer Pfarrkirche beisteuerte, errichtete diesem Heiligen bei Mannersdorf a. d. March eine Kapelle. Der heilige Karl von Borromäus, der am 4. November gefeiert wird, war Bischof von Mailand, wo er 1576 zur Zeit der Pest unerschrocken und furchtlos für die Kranken wirkte und sich ihrer annahm. Der vierte Heilige ist der Franz Xaver, der Apostel Indiens, der um 1550 eine segensreiche Tätigkeit enfaltete im Dienste der schwer kranken Bewohner Indiens.

An den vier schwarzen Tafeln stand ein Spruch, den 1715 der damalige Marktschreiber Johann Georg Kreizer verfasst hatte. Es lautete:

*„Sobald die Gemeinde allhier in Gelibd einig war,*

*schickt die Dreifaltigkeit von oben Hilfe dar.*

*Man hat gleich angerufet die heiligen Pestpatronen,*

*dass Gott vor Pestilenz Markt Poysdorf möcht verschonen,*

*und weil Maria ins Mittel sich hat geleget,*

*hat ihre Vorbitt auch soviel bei Gott vermöget,*

*dass er [:nun wundere dich:] hält den Kontumazort rein;*

*drum will mit dieser Säul, die Gemeinde dankbar sein.“*

Das Wappen an der Vorderseite ist das des fürstlichen Hauses Liechtenstein. Wolkenballen und Engelköpfe umgeben die schlanke Säule, die den weiten Platz beherrscht. An der Spitze thront die heilige Dreifaltigkeit, umgeben von einem goldenen Strahlenkranz. Zu ihren Füßen steht die Gestalt der Jungfrau Maria. Es ist nur schade, dass dieses herrliche Denkmal, das ganz im Barockstil aufgebaut ist, durch die Witterung und den Straßenstaub arg leiden musste. 200 Jahre gehen eben nicht spurlos an einem solchen Werke vorüber, das noch dazu neben der verkehrsreichen Bundesstraße steht.

Die Bürger des Marktes hatten sich 1715 verlobt, jeden Sonntag nachmittags um 3 Uhr durch einen Bürger allhier die Litanei der allerheiligsten Dreifaltigkeit „mit angehängten großen Gebeten“ beten zu lassen. Dazu wird immer ein kleines Glockenzeichen gegeben. Am Dreifaltigkeitssonntag geht eine Prozession von der Parrkirche zu dieser Säule wo eine Predigt gehalten wird. Von diesem Umgang und der Predigt hat der Pfarrer allhier jährlich 4 Gaben.

Anna Katharina Hartl, k. k. Postmeisterstochter in Poysdorf, hat in ihrem Testament vom 10. August 1780 verordnet, dass die Dreifaltigkeitssäule ihre Universalerbin sein solle. Sie möge neu gemacht und mit einem guten Golde vergoldet werden. Auch ihre Schwester Maria Magdalena verfasste ein gleichlautendes Testament. Es sollten die drei geistlichen Personen und die Engel vergoldet werden; dazu käme noch ein Brückl und ein Pflaster um die Säule. Nur echtes Dukatengold und Feuerkitt dürfe verwendet werden. Matthias Kögler, Bildhauer und Mitglied der k. k. Akademie der bildenden Künste, und der Wiener Vergolder Franz Mayr führten die Arbeit durch. Die Rechnung lautete:

|  |  |
| --- | --- |
| Vergoldung der 3 göttlichen Personen | 130 fl |
| Vergoldung der Engel | 12 fl 40 kr |
| Dem Schmiedemeister Franz Schreiber für die Kette | 45 fl |
| Dem Josef Aninger für 1500 gebrannte Ziegel | 15 fl |
| Für die harten Steine zurPflasterung mit Fuhrlohn | 6 fl 38 kr |
| Für die „Pfloghölzer“ undFuhrlohn | 2 fl 19 kr |
| Den Maurern und Zimmerleuten | 6 fl 30 kr |
| Dem Schlosser | 6 fl |
| Dem Glaser für das Laternenglas | 30 kr |
| Für die 3 Fuhren um die beiden berühmten Meister von Wien á 4 fl 24 | 13 fl 12 kr |
| Für das Schloss beim Opferstock | 51 kr |
| In Barem bezahlt | 1200 fl |
| Summe | 1441 fl 40 kr |

Für ewige Zeiten sollen bei den Andachtsübungen zwei Vaterunser für die beiden Wohltäterinnen gebetet werden. Das Geld vom Opferstocke darf nur für Messen für die armen Seelen verwendet werden. Am 31. August 1781 war die Arbeit fertig und bezahlt.

Im Cholerajahr 1832 entschloss sich die Gemeinde, wieder die Pestsäule, wie sie im Volksmunde heißt, herrichten zu lassen, damit der Markt von der Cholera verschont bleibe. Die treibende Kraft dieser Arbeit war der Marktrichter Franz May. Die Gemeinde gab 985 fl 17 ½ kr C. M. aus. Der größte Teil waren freiwillige Spenden der Bewohner Poysdorfs. Die Ausgaben waren folgende:

|  |  |
| --- | --- |
| Dem Bildhauer von Wien an Fuhrlohn | 1fl 36 kr |
| Stempel zum Kontrakt | 3 fl |
| Dem Maler kontraktmäßig | 310 fl |
| Dem Steinmetzmeister von Nikolsburg | 475 fl 26 kr |
| Mautgebühr beim Abholen der Steine von Nikolsburg | 32 kr |
| Dem Steinmetzmeister Alois Hauser von Wien | 20 fl 18 kr |
| Für Eisen | 9 fl 12 ½ kr |
| Für Steineaufladen zu der Kette (von Eggenburg) | 1 fl |
| Das Gerüst für den Zimmermeister | 26 fl 18 kr |
| Dem Schlosser | 6 fl 42 kr |
| Fuhrlohn von Eggenburg | 16 fl 36 kr |
| Dem Maurermeister | 28 fl 15 kr |
| Für Ziegel und Kalk | 23 fl 22 kr |
| Summe | 958 fl 17 ½ kr |

Im Jahre 1877 wurde sie zum dritten Mal erneuert, doch liegt von dieser Arbeit keine Rechnung im Gemeindearchiv. 1855 ließ die Gemeinde den Platz kanalisieren und planieren, so dass das Brückl nicht mehr notwendig war. Mit dem Bau der Sparkasse bekam der alte Platz ein anderes Aussehen. Die Wassertümpel, die hier nach einem Regen tagelang standen, verschwanden durch die Pflasterung und die Staubgefahr ist seitdem nicht mehr so groß wie früher.

Im Jahre 1882 bestimmte der große Wohltäter Matthias Hammerler in seinem Testament tausend Gulden für die Pestsäule und für die anderen Statuen, die sich im Markte befinden. Mit dem Gelde sollten sie bei Gelegenheit hergerichtet werden. Die Geldentwertung der Nachkriegszeit brachte es mit sich, dass diese Summe auf einige Groschen zusammenschmolz.

Im Jahre 1930 regte der Wirtschaftsbesitzer Hatzinger J. d. Ä. eine Sammlung an, damit die Pestsäule wieder instand gesetzt wird. Mehrere Gemeinderäte unterzogen sich dieser Mühe und gingen von Haus zu Haus sammeln. Im Herbst 1931 sollte das Bundesdenkmalamt mit der Arbeit beginnen, doch zogen sich die Verhandlungen in die Länge. Es kam der Spätherbst, so dass im kommenden Frühjahr die geplante Renovierung durchgeführt wurde.

Die letzte Renovierung wurde durch den akadem. Bildhauer Josef Paschalk aus Wien durchgeführt. Leider konnte der Bildhauer die Vollendung der Arbeit nicht mehr erleben, da er mitten in der Arbeit einem Schlaganfalle erlag.

Die Gesamtkosten betrugen 6.163 S, wovon für die Bildhauerarbeiten 6.000 S entfielen. Das Sammelergebnis war 6.752 S. Der Restbetrag wird für die Renovierung des Kirchturmes reserviert.

Veröffentlicht in: „Der Pfarrbote“, 1932, Nr. 1

Die Einfälle der Kuruzzen

Die Politik der Habsburger in Ungarn war eine ununterbrochene Kette von Fehlgriffen, die nur geeignet waren, den Gegensatz zwischen Österreich und Ungarn zu vergrößern. Ein großer Teil des ungarischen Adels und der Geistlichkeit waren Gegner der Habsburger, die durch ihre Bestrebungen (Zentralisierung der Verwaltung in Wien und nicht in Ofen, Germanisierung des Landes und Durchführung der Gegenreformation) die Unzufriedenheit der Ungarn nur steigerte. Die Anführer, die Ungarn von Österreich losreißen wollten, hießen Franzgipani, Nadasdy, Zriny, Tököly und Lippai, der Erzbischof von Gran. Wohl wurden mehrere dieser Unzufriedenen hingerichtet, doch der Hass gegen Österreich ruhte nicht. Er rief 1683 die Türken vor Wien und führte 1703 die räuberischen Banden der Kuruzzen nach Österreich, die besonders im Weinviertel und im Marchfelde fürchterlich hausten. Da sie für Freiheit ihres Landes kämpften, bezeichneten sie sich als Kreuzfahrer (eruciati) und aus diesem Worte leitete man den Namen Kuruzzen ab, der noch heute in den Schimpfwort „Kruzitürken“ weiterlebt. Hinter der ganzen Bewegung steckten die Franzosen, die mit Rat und Tat den Aufständischen halfen, damit Österreich einen Teil der Truppen gegen die Kuruzzen verwende und Frankreich im spanischen Erbfolgekrieg (1701 – 1714) mehr Bewegungsfreiheit erlangte. Französisches Geld nährte den Aufstand, französische Offiziere leiteten die Einfälle und waren die Führer und Berater der Banden. Juden und Zigeuner waren Spione und Verräter, die als Händler nach Österreich geschickt wurden, damit sie alles ausspähen. Die Kuruzzen waren ein zusammengewürfeltes Volk, das vor keiner Schandtat zurückschreckte. Unsere Leute hatten vor ihnen große Angst, sodaß die Erdställe wieder hergerichtet wurden, die man in früherer Zeit als Zufluchtsstätte benütze. Die wenigen Truppen die Österreich damals zur Verfügung hatte, lagen als Wachposten in den Ortschaften an der March und genügten auch gar nicht für einen ersten Widerstand. Darum griffen die Ortsbewohner zur Selbsthilfe, schützten sich selbst durch aufgestellte Wachen, übten sich im Gebrauche der Feuerwaffen und versprachen sich gegenseitig zu unterstützen, wenn der Gegner Angriffe unternehmen sollte. Zu den kaiserlichen Soldaten hatte das Volk kein Vertrauen, da sie gerade ihre Pflicht nur erfüllten, schwerfällig und langsam ihre Bewegungen und Verschiebungen vollzogen, sodaß die leicht beweglichen Scharen der Kuruzzen längst auf und davon waren, ehe das Militär erschien. Damals wurden auf den Rat des Prinzen Eugen die hohen Wälle um die Vorstädte Wiens gebaut, wo heute die Gürtellinie verläuft. Die Kuruzzen erschienen auf ihren leichten Pferden bald hier und bald dort, gewöhnlich an solchen Stellen, wo man sie nicht vermutete. Durch ihre Spione waren sie über alles genau in unserem Lande unterrichtet. Sie fielen über die Dörfer her, zündeten die Scheunen und Wohngebäude an, öffneten die Weinkeller, ließen den Wein ausrinnen oder führten in weg, trieben die Haustiere mit, töteten oder verstümmelten die Bewohner und flohen in aller Eile über die March. An Grausamkeit übertrafen sie die Schweden und die Türken.

1704 kamen sie zum ersten Male. Ihr Ziel war das fruchtbare Zayatal, dessen Schlüsselpunkt die gut ausgerüstete Stadt Zistersdorf war. Die Bürgerschaft war im Waffengebrauche gut unterrichtet und die festen Mauern und Tore boten einen sicheren Schutz, sodaß diesmal die Feinde diese Stadt nicht bestürmten. Dafür mußten es die anderen Orte büßen. Alle Dörfer bis Asparn a. d. Zaya, ja auch das weit entfernt liegende Gaweinstal wurde eingeäschert und Schutt und rauchende Trümmerhaufen kennzeichneten den Weg der Kuruzzen.

Zur Vergeltung zogen die Soldaten über die March, plünderten und verwüsteten in gleicher Weise in Ungarn die Ortschaften bis gegen Thrnau und brachten am 28. Dezember daselbst den Kuruzzen eine empfindliche Niederlage bei. Trotzdem erschien der Feind 1705 wieder in unserer Gegend und überfiel die Orte: Bernhardsthal, Rabensburg, Drösing, Jedenspeigen, Ringelsdorf, Absdorf, Eichhorn, Dobermannsdorf, Obersulz, Pyrawarth und Wolkersdorf. Hohenau und Hausbrunn verteidigten sich tapfer und wehrten jeden Angriff der Feinde erfolgreich ab. Dieser wohl vorbereitete Überfall ermutigte den Gegner, sodaß er 1706 mit einer Schar von 16.000 Mann vor Zisterdorf auftauchte, um diese Stadt zu erstürmen. Die Mehrheit der Soldaten floh, als sich die Kuruzzen der Stadt näherten und überließ die Stadt ihrem Schicksaal, die auch sofort durch Brandpfeile in Flammen aufging. Rasch stürmte der Gegner die Mauern, jagte die Bürger und die treu gebliebenen Soldaten in das Schloß das er belagerte. Die Bürger ließen sich in Unterhandlungen ein. Die Feinde versprachen, daß mit der Übergabe des Schlosses keinem Bewohner ein Leid zugefügt würde. Die Bürger vertrauten den Versprechen dieser wortbrüchigen Magyaren und Slowaken und öffneten das Tor. Kaum war der Gegner im Schloß, so nahm er die Bewohner gefangen und 400 Bürger wurden auf einer Wiese hingerichtet. Noch heute heißt dieser Platz „Blutanger“. Es war am 17. Oktober. Eingehend schildert diesen Überfall der P. Benedikt Hammerl nach den Urkunden im Archiv der Stadt Zistersdorf. Nach der Einnahme und der Plünderung der Stadt wälzte sich der ganze Haufen gegen Westen in das Tal der Zaya und des Poybaches. Wieder wurden die Orte geplündert, die sich vom Jahre 1704 noch nicht erholt hatten und kaum notdürftig aufgebaut waren. Doch darum kümmerte sich der Feind nicht, den es ja nur darum zu tun war, das Land zu einer Wüste zu machen und wirtschaftlich zu Grunde zu richten. Dass die Kuruzzen auch Poysdorf und die Umgebung heimsuchten, geht aus einer Bittschrift der Marktgemeinde aus dem Pestjahr 1713/14 hervor, in der die Bürger den Fürsten Liechtenstein ersuchten, er möge sich dafür einsetzen, saß die Quarantänestation von Poysdorf verlegt werde. Unter den vielen Gründen erwähnten sie auch, daß der Markt sich von den Schäden aus der Kuruzzenzeit noch nicht erholt hat. Noch 2 volle Jahre währten diese Einfälle, bis endlich der lang ersehnte Friede 1708 für unsere Heimat kam. Und den bedurften Orten, die seit mehr als hundert Jahre furchtbar unter der Drangsal des Krieges zu leiden hatten. Verlassene Bauergehöfte gab es überall genug. Was der Krieg verschont hatte, fiel der Pest zum Opfer. Neue Arbeitskräfte wurden dem Land zugeführt, indem der Großgrundbesitz Slawen herbeirief und ihnen die verödeten Orte zuwies. Überraschend schnell erholten sich die Dörfer und neues Leben blühte aus ihren Ruinen. So wurde z. B. Bischofwart, das in einem Grundbuch der Herrschaft Feldsberg von Jahre 1570 als öde bezeichnet wird, neu besiedelt und aufgebaut, während alle anderen Wüstungen als solche verblieben.

Veröffentlicht in: „Mistelbacher Bote“, 1927

Die Einsiedlerkapelle bei Poysdorf

Wer von Poysdorf auf dem Feldwege nach Poysbrunn wandert, bemerkt im Gsoltal eine kleine Kapelle, die umgeben ist von Weingärten und wogenden Feldern. Sie ist der großen Verkehrsstraße entrückt, nur Wagen rollen da vorbei oder Schubkarren, Kinder und Erwachsene schreiten vorüber, blicken empor zu dem kleinen Kirchlein, manche klettern bis zur vergitterten Eingangstür, stecken Blüten und Blumen als Opfergabe für die Muttergottes zwischen die Eisenstäbe und eilen dann wieder weiter. Dieses Kirchlein heißt Einsiedlerkapelle und das Volk berichtet, daß vor langer, langer Zeit der Wald bis hieher reichte und daß hier ein Einsiedler oder Klausner gelebt hat. Urkunden fehlen darüber und wir können nur in kurzen Umrissen von diesen Einsiedlern sprechen, die heute nur mehr in Erzählungen, in Bildern und im Gedächtnis unseres Volkes weiterleben.

Nach langen Kriegen, nach Pest und Hungersnot kann man immer die Erscheinung beobachten, daß eine Frömmigkeitswelle durch unser Volk geht, daß Tage der Einkehr, der Gutsagung Weltflucht die Menschen erfassen. Das religiöse Leben kommt wieder zur Geltung, die Jugend entflieht der Welt, die Klöster können die gar nicht aufnehmen, die eintreten wollen. Diese Erscheinungen traten am Ausgange des Mittelalters und nach dem 30jährigen Kriege (1618 – 1648) besonders stark zutage. Zu den Kriegsgefahren gesellten sich noch Hungersnot, Pest, Mißernten, Türkeneinfälle und religiöse Sekten, die sich in unserem Lande ausbreiteten. Da gab es viele, die der schnöden Welt ade sagten und ein Einsiedlerleben führten. Sie bauten sich eine Hütte, in der sie ihr Leben zubrachten. Eng verbunden sind diese Klausner mit der Gegenreformation. Unser Gebiet war um 1550 größtenteils protestantisch und wurde um 1600 wieder katholisch gemacht. Mehr als die Gewaltmaßregeln, die von der Behörde zu diesem Zwecke ergriffen wurden, hat der Geist der Barockzeit dazu beigetragen, daß unsere Leute wieder Katholiken wurden: Der feierliche Gottesdienst, die großartige Beleuchtung, die Musik, die Bilder und Statuen, die Prozessionen und Wallfahrten, die Marienverehrung, die Waldheiligtümer, die Lichterumzüge und die Einsiedelein wirkten auf unser leicht empfängliches Volk. Den neu gegründeten Kapuziner- und Franziskanerklöstern waren diese Klausner nicht recht, da sie ja auch von Almosen und Spenden der Allgemeinheit lebten. Einsiedler traf man bei Wallfahrtskirchen, bei Kalvarienbergen, bei Quellen, Gnadenbrunnen und Grotten an. Sie führten ein beschauliches Leben, beteten, sangen, fasteten und lebten im allgemeinen nach den Ordensregeln des hl. Franziskus. Ihr Kleid war eine braune Kutte, die um die Körpermitte mit einem Ledergürtel zusammengehalten wurde, die Füße staken in Sandalen und in der Hand trugen sie einen Knotenstock. Wie die Handwerker in Zünften vereinigt waren, so schlossen sich die Einsiedler zusammen, wählten zu ihrem Vorstand den Altvater, der über alle Einsiedler die Aufsicht führte. Alle drei Jahre hielten sie eine Versammlung ab. Bei der weltlichen und geistlichen Behörde, bei der Grundherrschaft und beim Dekanat, hatte sich jeder zu melden. Allwöchentlich empfingen sie das Abendmahl, sie beteten für die Verstorbenen, kasteiten sich, waren als Ministranten in der Kirche tätig, unterrichteten Kinder im Lesen, Rechnen und Schreiben. Manche betrieben ein Handwerk als Schneider, Schuster und Buchbinder. Sie halfen bei Kapellenbauten, waren Vorsänger und Vorbeter bei Umzügen und Wallfahrten; andere waren geschickte Wundärzte, heilten Bein- und Armbrüche, kannten die Heilkraft der Pflanzen und stellten ihr Wissen und Können gern in den Dienst der leidenden Menschheit. Nach den Türkenkriegen drängten sich viele Invalide und abgedankte Soldaten zu solchen Einsiedeleien. Dem Staate war es ganz recht, da er auf solche Weise rasch die Invaliden versorgte. Beiden war geholfen, da ja diese Kriegsopfer gewöhnlich als Bettler in einem Straßengraben oder in einer Scheune arm und verlassen starben.

Diese Soldaten-Einsiedler verfügten über umfangreiche Kenntnisse, standen darum den Bauern mit Rat und Tat zur Seite; einige schnitzten wunderschöne Krippen, die zur Weihnachtszeit in der Kirche aufgestellt wurden.

War der Klausner alt, so fand er dann Aufnahme in einem Kloster, wo er sein Leben beschloß. Daß es auch unwürdige Eremiten gab, daß manche mit den Franziskanern oder Kapuzinern in bitterer Feindschaft lebten, daß es Streit und Zerwürfnisse gab, daß sie zur Zielscheibe des Spottes und Witzes gemacht wurden, ist leicht zu erklären.

Das Leben der Einsiedler wurde allmählich „Mode“ und fand in den Adeligen warme Freunde, die sich neben ihren Schlössern Einsiedeleien oder Grennitagen errichteten, wo sie in der schönen Sommerszeit auf einige Wochen alle Sorgen des menschlichen Lebens vergaßen.

Endlich schlug auch für die Einsiedler die letzte Stunde. Die Barockzeit wich dem Zeitalter der Aufklärung, in der die Menschheit ganz andere Bahnen wandelte, anders die Welt auffaßte und in der Arbeit des einzelnen Mannes einen größeren Wert entdeckte als in dem beschaulichen weltfremden Einsiedler- und Mönchsleben. In ihnen sah man jetzt nur unnütze Fakire, die des Abbaues bedürfen. 65 Einsiedler wurden in Niederösterreich im Jahre 1782 aufgehoben, schon 1769 hatte man die Absicht, doch schob die Regierung die Ausführung des längst gehegten Wunsches um einige Jahre hinaus. Die Eremiten wurden Mesner, Lehrer oder gingen zum alten Berufe zurück, die Einsiedeleien wurden gesperrt und die Stiftungen dem Religionsfonds zugewiesen.

Herr Hofrat Dr. H. Guttenberger hat in einem Buche „Die Einsiedler in Geschichte und Sage“, das mir bei diesem Aufsatze wertvolle Hilfe leistete, die Einsiedler in unserer Gegend erwähnt; zwei gab es in Ernstbrunn, und zwar bei Jedeinkirchen und bei der Wallfahrtskirche in Ernstbrunn einen bei Karnabrunn und einen bei Feldsberg. Von der Poysdorfer Einsiedlerkapelle erwähnte er nichts. Die soll schon um 1740 aufgehoben worden sein. Die mündliche Ueberlieferung nennt auch den letzten Einsiedler. Es war der Paulus. Die Felder um die Kapelle führen die Bezeichnung „In den Einsiedeln“. Der Name findet sich schon im Jahre 1689 im Grundbuch der Wilfersdorfer Herrschaft.

Einsam steht heute diese Kapelle an dem sanften Abhange; vor dem Kriege soll ab und zu ein Gottesdienst hier stattgefunden haben. An einem stillen Sommerabend schritt ich den Weg hinan. Bei der Kapelle blieb ich stehen und dachte an das Bild Ludwig Richters, „Einsiedlers Abendlied“. Wie oft hat wohl hier der braune Kuttenträger die sinkende Abendsonne betrachtet, wenn sie gleich einer Feuerkugel im fernen Westen hinter den bewaldeten Höfen entschwand und die Nacht ihre dunklen Schatten über Feld und Wald breitete. Da ließ der Einsiedler sein Abendlied erschallen, das hinausklang in die lauwarme Lenznacht:

„Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall

laß deine Simm` mit Freudenschall

aufs lieblichste erklingen;

komm, komm und lob den Schöpfer dein,

weil andere Vöglein schlafend sein

und nicht mehr mögen singen.“ (Chr. v. Grimmelshausen)

Die Entstehung unseres Schulwesens

Der alte Satz: „Wo der Bauer nicht muß, rührt er weder Hand noch Fuß“ gilt für alle Berufe und Einrichtungen unseres Lebens. Wenn diese notwendig sind, müssen sie eingeführt werden. Diese Tatsache sehen wir auch bei unserer Schule; denn nach den Kreuzzügen erkannte man allgemein die Wichtigkeit einer Schule“ an. Die Ritter hatten mit eigenen Augen die hohe Kultur des Morgenlandes gesehen, die dem Abendland teilweise überlegen war (Wohnkultur, Befestigung der Städte, Medizin, soziale Einrichtungen usw.).

Mancher Ritter kehrte nicht mehr heim, sodaß sein Besitz heißumstritten war. Die Witwe, die mit den Kindern fortgejagt wurde, klagte beim Landesfürsten. Da fragten die deutschen Kaiser bei den Rechtsgelehrten in Bologna an und verlangten genaue Auskunft. Die verwiesen auf die Wichtigkeit eines Testamentes oder einer schriftlichen, von Zeugen unterfertigten Urkunde hin, die das Besitzverhältnis klar stellte.

Da entstanden in den Sudetenländern die Schreibschulen, welche die Grundherren und Städte förderten, die ja notwendig Schreibkräfte brauchten. Jetzt lernten junge Leute schreiben, lesen und rechnen. Die Grundherren ließen ihren Besitz, ihr Einkommen und ihre Rechte aufschreiben, sammelten die Kauf- und Verkaufsbriefe und führten eine geordnete Wirtschaft ein.

So eine Schreibschule errichtete sicher Heinrich von Liechtenstein 1249, als er Nikolsburg bekam und von hier seine Güter verwaltete.

Die aufstrebenden Städte mit den Handwerkern, dem Handel und Verkehr erkannten rasch die Vorteile einer solchen Schreibschule. Znaim besaß eine schon 1225 und Wien 1237; hier war es eine Stadtschule, die unter Albrecht I. der Stadtrat allein beaufsichtigte; er ernannte auch den Schulmeister. Die Kirche hatte keinen Einfluß. Auf dem Lande sah es bis auf die wenigen Städte recht traurig aus.

Die reichen Mutterkirchen z.B. in Falkenstein, Mistelbach, Gr.-Rußbach, Pillichsdorf usw. besaßen gewöhnlich Würdenträger, welche das Einkommen bezogen und einen Vikar ernannten, der gerade so viel bekam, daß er leben konnte. Der hat sich herzlich wenig um eine Schule gekümmert.

Der Benediktiner Dudik erwähnt in seiner Geschichte Mährens, daß Geistliche aus Trägheit den Leib des Herrn durch Laien oder Knaben zum Kranken schickten; es war also gar keine Beichte notwendig. Die Gläubigen hörten selten eine Predigt und lebten in ihrer alten gewohnten Weise: altes heidnisches Brauchtum wucherte da weiter, z.B. der Totenkult, die Blutrache, die heidnischen Feste, Flurumzüge usw., der weltliche Geist in der Kirche, der Kleiderluxus, der Wucher und das Wohlleben der Geistlichen waren Ursache, daß frühzeitig Irrlehren sich z.B. im Waldviertel und im Pulkautal bemerkbar machten, die ihre eigenen Schulen hatten; es kam oft vor, daß Knaben unter 18 Jahren Kirchenwürden bekleideten und Benefizien hatten.

Der Übergang von der Natural- zur Geldwirtschaft und die Einführung der Goldwährung sowie die Verwaltung der Gemeinden zwangen die Bauern zu einer bescheidenen Schulbildung.

Der Weinbau, der das Rückgrat der bäuerlichen Wirtschaft war, erfreute sich der besonderen Gunst der Grundherren, die in jedem Weinorte im Bergmeister einen Stellvertreter hatten. Weil dieser die Besitzveränderungen im Bergbuch einschreiben und die Zehentregister führen mußte, so konnte es nur ein schreibkundiger Mann sein; daher finden wir im Weingebiete die ersten Schulen urkundlich erwähnt: Perchtoldsdorf 1302, Langenlois 1307, Asparn a.d.Z. 1331 und Ravelsbach 1339. Oft waren es nur einfache Winkelschulen, die ein Dorfbewohner in seinem Haus einrichtete. Solche Schulen bestanden noch bis 1820 in Nordmähren, die eine lobenswerte Selbsthilfe des Volkes waren, das weder beim Staat noch bei der Kirche eine Unterstützung erhielt.

Mein Urgroßvater leitete selbst im Winter als Schuler so eine Winkelschule. Den Ausdruck „Schuler“ las ich im Nikolsburger Urbar 1414 bei den Gemeinden Falkenstein, Erdberg, Eibesthal, Palterndorf und Klein-Baumgarten.

Die Kirche durfte da nicht zur Seite stehen, weil die Irrlehren für sie eine große Gefahr bedeuteten; in die Stadt- und Winkelschulen konnte sich leicht der fremde Geist einschleichen und noch größeres Unheil anrichten; deshalb schaltete sie sich in das Schulwesen ein, verlangte eine Kontrolle und ein Mitbestimmungsrecht bei der Aufnahme des Schulmeisters. Die Inquisition und der Pfarrzwang wurden eingeführt; jeder Gläubige mußte einmal im Jahr bei seinem Pfarrer und nicht bei einem Fremden zur Ohrenbeichte gehen.

Zur Abwehr des Sektenwesens wurden Pfarrschulen gegründet, doch reichten oft nicht die Mittel für eine solche aus. Der Schulbesuch war ein Vorrecht der Besitzenden, die dafür zahlen konnten; der Arme, um den sich niemand kümmerte, war ausgeschlossen.

Die Schule war auch keine Erziehungsanstalt, sie vermittelte nur das Schreiben, das Lesen des Geschriebenen und das Rechnen mit den Fingern oder mit einer Rechenmaschine.

Um 1400 muß es schon viele solche Schularten gegeben haben; denn die Obrigkeit ließ an den Kirchentüren Kundmachungen anschlagen, die aber ein Schulmeister oder ein anderer erfahrener Mann den Kirchenbesuchern nach dem Gottesdienst „zergliedern“ = erklären mußte. Die Tür nannte man das „Schlator“ = Schlagtor, wo etwas ‚angeschlagen wurde.

Das gesamte Schulwesen lag bei uns noch auf einer niedrigen Stufe und befand sich erst in einem Anfangsstadium. Die Wiener” Hochschule beherrschten die Scholastiker, die sich in Disputationen den Kopf über folgende Fragen zerbrachen: Welchem Geschlechte gehörten die Engel an? Wie alt war der Erzengel Gabriel? Welche Sprache reden die Engel? Solche Streitfragen waren nichts anderes als eine Augenauswischerei. “Man lehrte, daß sich Cäsar zwei Jahre = bicnnium in Wien aufgehalten und daß es ihm hier gut gefallen hatte; von dem Worte bicnnium leitete man den Namen Wien ab.

Die Hochschule besuchten in der Zeit von 1377-1418 Studenten aus Schrick, Matzen, Gnadendorf, Pyrawarth, Spannberg, Bullendorf, Niederleis, Unter-Stinkenbrunn, Blaustauden, Grafensulz, Staatz, Hautzenthal und Hipples (nach Dr. Josef Kraft im „Jahrbuch des Vereines für Landeskunde“ 1938).

Es muß in den Dörfern des Weinlandes damals schon ein Schulwesen bestanden haben. J. Aschbach zählt in seiner „Geschichte der Universität“ mehrere Hochschullehrer aus dem Weinviertel auf: Johann von Ruspach (1385), Peter von Pillichsdorf, Engelhard von Febersdorf, Johannes von Mistelbach, Reicher von Pyrchenwart, Thomas von Zistensdorf, Nikolaus von Maczen und Thomas Ebendorfer von Haselbach. Dieser genoß eine Zeitlang das Einkommen der Pfarre Falkenstein und starb 1464 als Pfarrer von Perchtoldsdorf; er war einer der bedeutendsten Männer dieser Zeit. Sein Ruf nach einer durchgreifenden Kirchenreform verhallte.

In Österreich, das durch die Kriege mit den Hussiten um 1426, mit Georg von Podjebrad (1458) und mit den Ungarn (1485) schwer gelitten hatte, herrschten eine unselige Parteipolitik, ein unfähiger Kaiser und trostlose Zustände, sodaß man um 1486 den Untergang der Welt voraussagte.

Da waren es die Stände, welche in dieser schweren Zeit das Volk aufrichteten und eine feste Haltung einnahmen. Die Liechtenstein meisterten die wirtschaftliche und geistige Not der Untertanen; der Prediger Capestrano wurde von Wien nach Feldsberg berufen, wo er öfters zu dem Volke sprach (1451); dieser Redner sagte einmal: „Der Österreicher kann nicht reden, ohne zu fluchen“. Die religiöse Erziehung war ganz belanglos. Einzelne Kirchen hatten an den Wänden Tafeln, die eine Erklärung der 10 Gebote, des Vaterunsers und des Glaubensbekenntnisses aufwiesen.

Der Beamtenstaat, der sich nach 1459 langsam entwickelte, förderte das Schulwesen in jenen

Gemeinden, wo sich eine größere Grundherrschaft befand (Wolkersdorf, Ulrichskirchen, Ernstbrunn, Wilfersdorf, Staatz usw.).

Der Schulmeister genoß ein höheres Ansehen als 200 Jahre später; er saß in Mistelbach beim Essen am Tische des Herrn; das war der Pfarrer. Er hatte das Recht des „Aufziehens“, d.h. bei einer Übersiedlung holte ihn die Gemeinde feierlich ein und bereitete ihm einen Empfang.

Das Schuljahr begann zu Ostern. Im Unterricht wurde die Rute nicht gespart; die Strenge war damals gerechtfertigt, weil die sittlichen Verhältnisse sehr viel zu wünschen ließen. Herrschte doch noch das Recht der Blutrache, so daß es im Weinlande zahlreiche Freiungen gab: in Mistelbach, Grafensulz, Zistersdori, Hauskirchen, Rabensburg, Poysdorf usw.. Am Ausgang des Mittelalters befand sich unser Schulwesen im Stadium der Entwicklung. Der Humanismus stellte es auf eine neue Grundlage und wies ihm jenen Weg, den wir noch heute gehen.

Ouellen:

Dudik „Mährens allgemeine Geschichte“.

M. Vancsa „Geschichte von Nieder- u. Oberösterreich“.

B. Boetholz „Das Nikolsburger Urbar 1414“.

Veröffentlicht in: „Niederösterreichisches Lehrerblatt“, Mai 1952, S. 5 + 6

Die Entwicklung der Bahnen in unserer Heimat

Die ersten Bahnen finden wir bei uns in größeren Unternehmen, so zum Beispiel in Eisenerz, wo 1809 eine Kleinbahn gebaut wurde zum Herbeischaffen der Erze, eine im Salzkammergut zwischen Gmunden und Zizelau und eine dritte bei Naßwald, die der Holzknechtführer Georg Huebmer zum Befördern des Holzes anlegte. Doch alle diese Bahnen gerieten in Vergessenheit. Erst 1823 ging Franz Anton Ritter von Gerstner, Professor am Polytechnischen Institut in Wien daran, eine Eisenbahn zwischen der Donau und der Moldau zu bauen. Es sollte mit dieser Bahn das Salz von Oberösterreich nach Böhmen geliefert werden. Die reichen und von Natur aus gesegneten Sudetenländer haben ja alles, nur das Salz fehlte ihnen. Es spielt in der Geschichte des Handels und Verkehr eine wichtige Rolle, da es den Menschen zum Handeln und zum Reisen zwang. Die erste Eisenbahn war also eine Salzbahn und es war auch die erste in Europa.

Am 7. September 1824 erhielt Gerstner die Erlaubnis zum Bau und am 28. Juli 1825 wurde der erste Spatenstich gemacht. Doch ging die Arbeit sehr langsam vorwärts. Die Fuhrleute und Gastwirte waren erbitterte Gegner. Sie sahen in der Bahn den Untergang ihres Geschäftes. Die Bauern leisteten der Grundenteignung energisch Widerstand und nicht einmal wurde Gerstner von der Bevölkerung tätlich angegriffen. Die Arbeiter waren auch nicht geschult, darum nahm man an ihrer Stelle Pioniere. Zeitweise arbeiteten 6000 Menschen an dem Bau. Am 27. September 1827 konnte zum ersten Mal Baumaterial für den Bahnbau geführt werden. Noch in demselben Jahre kamen aus Gußwerk bei Mariazell die ersten Personenwagen für die Bahn. Leider schied 1828 Gerstner aus dem Unternehmen und ging nach Rußland, wo er die erste Eisenbahn von Petersburg nach Zarskoje-Selo baute, und von hier bis nach Amerika. Seine Stelle bei dem Bahnbau in Oberösterreich übernahm der Bauführer Mathias Schönerer, der Vater des bekannten Politikers und Führers der Alldeutschen in Österreich.

Am 1. August 1832 wurde die Strecke Linz-Budweis eröffnet. Pferde zogen die Züge auf den Schienen, deren Spurbreite 1,106 Meter betrug. Von Klafter zu Klafter lagen Querhölzer und in den Haltestellen waren Ausweichplätze. Die Bahn besaß 762 Frachtwagen, 58 Personenwagen erster Klasse, 11 Wagen zweiter Klasse, 800 Pferde und eine große Anzahl von Zugochsen. Ein Pferd zog auf den Schienen 85, auf der Poststraße 8 bis 10 Zentner. Die Strecke Linz – Budweis legte die Bahn in 14 Stunden zurück, die Eilpost brauchte 12 Stunden, die Ordinaripost 1 ½ Tage.

S. Rothschild baute die Bahn von Linz bis Gmunden weiter und gerade diese Strecke hatte einen regen Verkehr. Der Fahrpreis von Linz nach Gmunden betrug in der zweiten Klasse (heute dritte Klasse) 48 Kreuzer R.M. Im Jahre 1872 wurde die Pferdebahn aufgelassen, da sie dem immer stärker werdenden Verkehr nicht mehr genügte. An ihrer Stelle kam die Lokomotivbahn. Die Pferdebahn war ein großer Fortschritt im Vergleich zu der Ordinaripost, die täglich verkehrte und im Volksmund „Schneckenpost“ hieß. Und dennoch stand die Pferdebahn tief unter der letzten Lokalbahn, die wir heute noch haben. Sie hatte keinen Fahrplan, die Züge kamen „ungefähr um die Zeit“ an. Entgleisungen gab es häufig und niemand regte sich sonderlich darüber auf; der umgestürzte Wagen wurde in das Geleise gehoben und die Fahrt ging weiter. Jeder Fahrgast mußte einen Reisepaß haben, sein Name wurde, wenn er die Fahrkarte löste eingeschrieben, sowie es auch bei der Post Sitte war. Beamte und Angestellte hatte die Bahn sehr wenig, da bei dem geringen Verkehr eine Person alles bestreiten konnte.

Die erste Lokomotivbahn in unserem Lande war die Nordbahn. Am 19. November 1838 fuhr der erste Zug von Floridsdorf nach Wagram. Von Wien konnte der Zug nicht abgehen, weil der Bau einer Donaubrücke noch zu schwierig war. Es war das Morgenrot einer neuen Zeit, als der erste Lokomotivzug durch die blutgetränkte Marchebene dahinbrauste. Lokomotivführer und Heizer hatte man aus England kommen lassen. 26 Minuten brauchte der erste Zug für die erwähnte Strecke. Zuschauer und Gaffer hatte es genug und der größte Teil derselben sah in dem neuen Verkehrsmittel keinen Fortschritt. Nörgler und Zweifler erhoben ihre warnende Stimme.

Es hieß: „Die Bahn macht Fuhrleute und Gastwirte brotlos. Holz-, Hafer- und Pferdepreise werden fallen. Schmiede und Wagner verlieren einen Großteil ihrer Arbeit. Die Eisen- und Kohlevorräte werden erschöpft. Die Feuersgefahr ist für Wohnhäuser und für die reifen Feldfrüchte sehr groß. Die gesellschaftliche Ordnung gerät ins Wanken, da Einbrecher und Mörder rasch entweichen können. Die rasche Bewegung muß bei den Reisenden Gehirnkrankheiten erzeugen und man verlangte den Bau eines 5 Meter hohen Zaunes neben den Schienen. Schon der Anblick eines fahrenden Zuges kann in dem Zuschauer eine gefährliche Krankheit erregen“. Als man dann gar noch Tunnels baute, gaben die Ärzte das Gutachten ab, das sei zu verbieten, da durch den Luftdruckwechsel ältere Leute vom Schlage gerührt werden können. Die Männer, welche sich für den Bahnbau einsetzten, wurden verlacht und verhöhnt.

Die Regierung stand im Anfang dem Bahnbau weder fördernd noch hemmend gegenüber. Die ersten Bahnen wurden von Gesellschaften gebaut, die Aktien herausgaben. Gar bald erkannte das Volk den Wert der Eisenbahnen, jeder wollte Aktien haben. Es kam an der Börse zu Sturmszenen, so daß die Polizei und das Militär einschreiten und Ordnung halten mußten. Auch die Spekulation einzelner drohte einzusetzen, ziellos wollte man Bahnen bauen. Da trat der Staat dagegen auf, nahm 1841 den Bau neuer Linien selbst in die Hand und übernahm alle Bahnen bis auf die Nordbahn. 1854 verpachtete er sie wieder, was für den Staat ein großer Nachteil war.

Die Nordbahn – sie ist ja eigentlich auch eine Salzbahn und folgt dem uralten Verkehrsweg der Bernsteinstraße – wurde unterdessen weitergebaut. 10000 Arbeiter fanden Beschäftigung. Da die Bahn in der Ebene geführt wurde, ging der Bau rasch vorwärts. Am 6. Juni 1839 fuhren die Züge bis Lundenburg, am 7. Juli 1839 bis Brünn, am 1. September 1841 bis Prerau, am 17. Oktober 1841 bis Olmütz. Die Strecke Lundenburg – Brünn baute der Bauleiter Ghega, der später die Bahnlinien über den Semmering fertig stellte. Am 4. November 1839 wurde schon der Nachtverkehr eingeführt. Im März 1840 übernahm die Bahn den Frachtverkehr und 1856 wurde das zweite Geleise gelegt. Der Verkehr war anfangs noch recht unsicher. Bei der Eröffnung der Strecke Wien – Brünn fuhren vier Züge in Sichtweite hintereinander. Auf der Rückfahrt geschah bei Brannowitz in Mähren ein Zusammenstoß – das erste Eisenbahnunglück im alten Österreich. Jetzt ging man daran, eine Fahrordnung auszuarbeiten. Die Züge durften nur in einem Zeitabstande von einer halben Stunde nach einander fahren. Die Personenwagen hatten keine Federn, die der dritten Klasse waren offen. Stationsgebäude wurden erst später gebaut. Beheizung, Beleuchtung der Wagon, Wechselbeleuchtung, ein- und Ausfahrsignale, Telegraph usw. waren noch unbekannte Dinge.

Erst 1843 wurde der Verkehr stärker, daß man von Wien täglich einen zweiten Personenzug gegen Brünn abgehen ließ.

Den ersten Schnellzug führte die Südbahn im Jahre 1857 ein. Der ging nur bis Laibach und verkehrte in der Woche ein- oder zweimal.

Die Zeitungen brachten viele Abhandlungen, Belehrungen und Verhaltungsmaßregeln, wie sich der Reisende zu benehmen hat, was er tun darf und was nicht. Wagen der ersten und zweiten Klasse wurden in der Nacht beleuchtet und zwar mit gewöhnlichen Öllampen.

Es begann in den folgenden Jahren ein reger Bau neuer Linien. Sie hatten nicht einmal die gleiche Spurweite, so daß durch das Umladen der Güter die Fracht verteuert und viel Zeit verschwendet wurde. Man rechnete auch nach der Prager, Wiener und Pariser Zeit. Diese Übelstände wurden später alle beseitigt, Fahrpläne kamen auf, eine Betriebsordnung, Stellwerke, Signale, Telegraph und Telephon wurden eingeführt.

Nach dem Jahre 1866 ging man an den Bau der Ostbahn Wien – Grußbach – Brünn. Die Bauern leisteten keinen Widerstand. Der hätte auch nichts genützt, da es ja ein Enteignungsgesetz gab. Von Wien und von Brünn aus begann der Bau. Ein reges Leben entwickelte sich da in der Orten, die bis dahin im Dornröschenschlaf schlummerten. 500 Italiener, hiesige Arbeiter, Mährer und solche aus Böhmen arbeiteten da. Die Italiener hatten einen guten Ruf, sie waren tüchtige Erdarbeiter, sparsam und nüchtern, zahlten alles und erhielten bei den Bauern Wohnung. Gastwirte, Bäcker und Fleischhauer machten großartige Geschäfte. Oft gab es Schlägereien an Sonnabend oder am Sonntag, wenn die Arbeiter den Wochenlohn in der Tasche hatten. Die vielen Einschnitte und Dämme kosteten Arbeit und Geld. Da halfen auch die Bauern aus den Ortschaften und führten Erde herbei. Als Tageslohn für einen Zweispänner galten fünf Gulden.

Wurde einem Bauer ein Grundstück derart zerschnitten, daß auf der anderen Seite 50 Quardratklaster oder noch weniger übrig blieben, so löste dieses Stück die Bahn ein. Die Hügel, die von Westen nach Osten streichenden Täler und die Wasserversorgung einzelner Stationen z. B. in Staatz, bereiteten den Erbauern große Schwierigkeiten. Schon 1870 fuhren die ersten Schotterzüge, die den Schotter für die Strecke herbeiführten. Rechnete man doch für 1 m Strecke 1 ¾ m³ Schotter.

Am 15. September 1870 konnte in feierlicher Weise die Teilstrecke Sterlitz – Grußbach eröffnet werden und am 24. November 1870 fuhr der erste Zug von Wien nach Grußbach. Zu den Bahnbau wurde viel Holz angefordert und das nahm man aus den Wäldern des Bezirkes, sodaß in den Jahren 1869/1870 unsere Leute den Holzbedarf gar nicht decken konnten. Aus dem Falkensteiner Gebiet kam das Eichenholz nach Staatz, Laa und Grußbach.

Der Verkehr auf der Strecke Wien – Grußbach – Brünn wurde sofort aufgenommen und sie war mit der Nordbahn die einträglichste Linie im alten Österreich. Da die Station Enzersdorf bei Staatz noch nicht bestand, mußten die Bewohner Poysdorfs mit dem Postwagen nach Mistelbach fahren. Darum wurde in Mistelbach ausgerufen: „Mistelbach-Poysdorf“. Bis 1880 waren alle Hauptlinien ausgebaut, sie gingen alle von Wien aus, wie die Speichen eines Rades in die einzelnen Länder. Jetzt schritt man daran, Flügelbahnen zwischen den Hauptlinien zu erbauen. Im Jahre 1882 kamen Beamte nach Poysdorf, um die Strecke nach Enzersdorf auszumessen. Bei den Erdarbeiten, die in den nächsten Jahren in Angriff genommen wurden, fand man viele vorgeschichtliche Gegenstände, unter anderen einen Mammutknochen und ein gut erhaltenes Grab aus der jüngeren Steinzeit, das aber nicht sorgfältig gehoben wurde und deshalb ganz zerfiel. Am 6. September 1888 fuhr das erste „Zügle“. Seither besteht auch die Station Enzersdorf.

Alle Bemühungen, die Bahn weiter gegen Hohenau zu bauen, waren vergeblich. Der Staat baute lieber kostspielige Militärbahnen in Galizien, die viel Geld kosteten und fast gar keinen Ertrag abwarfen. Außerdem nahm er alle Privatbahnen in eigene Verwaltung, dabei verlor er ebenfalls, denn in gutem Zustande hatte er sie seinerzeit verkauft und in schlechtem kaufte er sie zurück. Da gingen einzelne Länder daran, selbst Bahnen zu bauen, die Gemeinden gaben den Grund her und zeichneten bedeutende Geldbeträge, sodaß die Landesbahnen gebaut werden konnten. Die Linie Dobermannsdorf – Poysdorf wurde im Jahre 1906 begonnen und am 7. Mai 1907 rollte auch hier der erste Zug.

Die Bahnen haben für uns heute eine Lebensbedeutung, sie sind die Adern unserer Länder. Sie erfüllen kulturelle Missionen im vollen Umfange. Wir sehen heute klarer und deutlicher als unsere Urgroßeltern. Ein Staat ohne Bahn – das ist heute undenkbar. Verstummt sind all die Nörgeleien gegen die Eisenbahn.

Mit dem Gefühle aufrichtigen Dankes und Bewunderung müssen wir des Mannes gedenken, der die erste Lokomotive erbaute. Es war dies der Engländer Stephenson, dessen Maschine „Rocket“ eine Last von 20 Tonnen mit einer Stundengeschwindigkeit von 20 Kilometer weiter beförderte. Sie steht heute im Londoner Museum und geht nicht mehr. Stephenson erbaute auch die erste Maschine für Österreich. Sie hieß „Austria“. Die zweite Maschine, die von England kam, hatte den Namen „Ajax“ und ist im Technischen Museum in Wien zu sehen. 1840 wurde die erste Lokomotive „Patria“ in Österreich gebaut und sie stand von 1841 bis 1862 in Verwendung. Der bekannte Matthias Schönerer studierte in England den Maschinenbau und brachte ein Muster, die „Philadelphia“ mit nach Österreich. Er baute in Wr. Neustadt eine Reihe von Maschinen die von den Bahnen in Verwendung genommen wurden. Die Gebirgsbahnen, vor allem die Semmering-, dann die Brenner-, die Arlberg- und zuletzt die Tauernbahn förderten den Maschinenbau in Österreich ganz gewaltig. Eine zeitlang trugen die Maschinen Namen, davon kam man später ab und griff zu Nummern. Heute muß eine Schnellzugsmaschine bei der Probefahrt 140 Kilometer Stundenleistung aufweisen. Welch gewaltiger Unterschied ist zwischen der „Rocket“ und einer neuen Schnellzugsmaschine! Die „Rocket“ hatte eine Rostfläche von 55 dm², eine Heizfläche von 12,8 m² und ein Gewicht von 4,5 Tonnen. Eine Schnellzugsmaschine von heute hat eine Rostfläche von 4,47 m², eine Heizfläche von 277,5 m² und ein Gewicht von 85 Tonnen, eine Länge von 20 Meter. Sie faßt 27 m³ Wasser und 9,3 m³ Kohle. In einer Stunde braucht sie 10 m³ Wasser. Die amerikanischen Personenzugslokomotiven haben ein Gewicht von 127 Tonnen, die der Güterzüge 140 Tonnen.

Auch die Wagen nahmen an der Entwicklung der Maschinen teil. Anfangs waren sie offen und glichen ganz den Postkutschen. Dann wurden sie eingedeckt, viel später kam die Beleuchtung und die Beheizung auf. Die Ölbeleuchtung mußte dem Gaslicht weichen und dieses vielleicht in absehbarer Zeit dem elektrischen. Die Beheizung geschah anfänglich mit einem Ofen, der in der Ecke des Wagens stand. Der wurde in der Kopfstation mit Kohle gefüllt und angeheizt. Nach einer Stunde war eine unerträgliche Hitze, nach 2 bis 3 Stunden froren die Reisenden. Die sparsame Nordbahn hatte noch im Jahre 1906 solche Wagen auf der Strecke Lundenburg – Zellerndorf in Betrieb. Wie angenehm und sicher ist heute eine Reise.

In allen Zweigen des Bahnbetriebes können wir einen bedeutenden Aufschwung in den letzten Jahrzehnten wahrnehmen. Der nie ermüdende Menschengeist hat hier Großartiges geleistet: Dampfheizung, Luftbremse, durchlaufende Wagen, die große Fahrgeschwindigkeit, der Brückenbau, die Bahnhofsanlagen und die gut geschulten Maschinenführer und Beamten die in Hitze und Kälte, in Sturm und Wind, bei Nacht und Nebel den oft sehr schwierigen Dienst versehen. Welche Verantwortung trägt doch der Maschinenführer eines Nachtschnellzuges! In seiner Hand ruht das Leben und Schicksal von hunderten von Menschen. Auch er ist in seiner mit Ruß und Öl bedeckten Kleidung ein Held der Pflicht, dem wir volle Anerkennung zollen müssen.

Wie hat die Eisenbahn das Bild unserer Heimat geändert? Verschwunden ist der gelbe Postwagen, der täglich durch unseren Markt rollte, verschwunden sind die lustigen Weisen des Postkutschers, der vom Zellerkreuz an sein Leiblied erschallen ließ, daß jung und alt neugierig beim Fenster oder zur Tür herausschaute, wieviel und was für Leute mit der Post durchfahren. Kein Fuhrwerk rollte mehr auf der Reichsstraße dahin, Post und Frachtverkehr übernahm die Bahn. Still wurde es vor den Gasthöfen, kein Peitschenknall kein Hü und Ho (*HO?*) erscholl, kein Bauer wurde um Vorspann gebeten, kein Handwerksbursche, keine Prozessionen zogen auf der staubigen Straße dahin. Gasthöfe stellten ihren Betrieb ein, Schmiede und Wagner spürten die Abnahme des Fuhrwerks in ihrer Geldtasche.

Dafür entstand um den neuen Bahnhof ein Viertel, das so recht Neuzeit verkörperte. Große stattliche Gebäude stehen da, Geschäftshäuser sind es, gewerbliche und industrielle Anlagen suchten die Nähe der Bahn. Gast-, Kaffeehäuser, Trafiken gibt es in der Bahnstraße. Wie sich einst zur Post Neugierige drängten, um nachzuschauen, wer kommt und abfährt, so ist jetzt der Bahnhof das Ziel der Zuschauer und der Gaffer. Sonnabend und Sonntag gibt es da viel zu sehen. Verschwunden sind die großen Märkte, da jeder leicht und bequem sich alles beschaffen kann wann er es braucht und nicht erst bis zum Jahrmarkt warten mußte. Vergessen sind die Weinfuhrleute, die mit der Achse den Wein nach Wien oder Mähren führten. Dafür brachte uns die Bahn den „Milchbauer“ und im Herbste sehen wir ganze Kolonnen von Rübenfuhren, die den Bahnhöfen zustreben. Von den großen Segnungen der Eisenbahn – sie fördert Handel und Verkehr, bringt Rohstoffe und führt Waren weg, sie setzt Massen (Arbeiter, Soldaten) in Bewegung, bringt die Menschen zusammen und überwindet die Raumentfernungen – will ich nicht weiter sprechen.

Die einst so geschmähte Lokomotive, die man verlachte und verspottete, war und ist ein Segen für unser Volk und für die Heimat, die Lokomotive – die man einst als Teufelsspuk betrachtete.

Welchen Verkehr unsere Bahnen im Sommer zu bewältigen haben, davon macht sich der Mensch keinen Begriff. Im August des Jahres 1924 verkehrten von Wien aus täglich 43 Schnellzüge in jede Richtung, die 19000 Reisende von Wien abbeförderten. Im Durchschnitt verkehrten in den erwähnten Monaten täglich 2000 Züge in ganz Österreich, die zusammen eine Länge von 300.000 Meter ergeben, das ist die Entfernung Wien – Salzburg. An Sonn- und Feiertagen verkehrten noch um 150 bis 200 Personenzüge mehr als an Wochentagen. Zu Pfingsten des Jahres 1925 fuhren täglich 204.000 Reisende ab und 229.000 kamen in Wien an. An den drei Pfingsttagen beförderten die Züge von und nach Wien 1,297.000 Reisende. Dazu brauchte man 321 Schnell- und 2437 Personenzüge. Wieviel Postwagen wären notwendig um diesen Verkehr zu bewältigen.

Veröffentlicht in: „Deutsche Heimat“, April 1927, S. 25 - 29

Die Entwicklung der Gemeinde bis zur Stadterhebung

1850 fand am 10. Juli die erste Wahl der freien, selbständigen Gemeindevertretung statt. Das neue Gemeindegesetz war am 17. März 1849 erschienen. Der Markt wählte 18 Ausschuss- und 9 Ersatzmänner. Diese wählten aus ihrer Mitte durch Stimmenmehrheit den Bürgermeister und 3 Gemeinderäte. Der Bäckermeister Johann Schwayer Nr. 199 war der erste Bürgermeister und die drei Gemeinderäte waren der Seifensieder Karl Gabath, der Wirtschaftsbesitzer Matthias Haimer und der Brauer Franz Kasparek. Nach der Wahl zog die Gemeindevertretung in die Kirche, wo ein feierliches Hochamt gelesen wurde. Die Gewählten legten in die Hand des Bezirkshauptmannes den Eid ab. Es war dies das einzige Mal, dass es so geschah. 1861 entfiel der Gottesdienst und der Eid wurde im Rathause abgelegt, 1864 nahm ihn der Älteste ab. Wiederholt gab unsere Gemeinde ein schönes Beispiel von Opfermut, so z. B. sammelte sie 1848 für die Soldaten in Italien 87 fl und 7 Waggon Lebensmittel, 1853 zeichnete sie für die Votivkirche 200 fl und 1854 für die Nationalanleihe 60 000 fl, während andere Orte nicht einen Kreuzer gaben, 1859 spendete sie für die Truppen in Italien 1044 fl 45 kr., 620 fl in Obligationen, 42 Eimer Wein und 42 Ellen Leinwand. In diesem Jahr sollte der Markt zur Stadt erhoben werden, doch die Bewohner lehnten die Auszeichnung ab. Die neue Gemeindevertretung führte eine durchgreifende Neuordnung in den Ehrenämtern durch. Der Kämmerer verwaltete die Gemeindekasse. Neben diesem gab es einen Kommissär für die Gesundheitspflege, für die Ordnung in der Gemeinde, für die Jahr- und Wochenmärkte, für die Wege und Brücken, für die Gemeindebauten, für die Feuerpolizei, für die Gemeindestiere, einen Fleischbeschauer und zwei Aufseher a) über Maße und Gewichte b) über die Feldhüter. Ein Gemeinderat war Leiter der Schubdirektion. Der Plan, eine eigene Krankenanstalt für Durchreisende zu errichten, wurde wohl 1853 gefasst aber nicht durchgeführt.

1860 erhielt der Bürgermeister Johann Schwayer das goldene Verdienstkreuz, da er durch 10 Jahre die Geschicke des Marktes mit Umsicht und Tatkraft geleitet hatte. Der Festzug bewegte sich am 23. Februar in die Pfarrkirche. 100 Bürgersöhne, die ihre Hüte mit grünem Tannenreis geschmückt hatten, bildeten Spalier. Nach dem Gottesdienst gab es eine großartige Mahlzeit für die Festgäste und abends veranstaltete die Jugend einen Fackelzug zu Ehren des Bürgermeisters.

1861 wurde der langjährige Streit zwischen Ketzelsdorf und Poysdorf wegen der Flur „Höbertsgrub“ ausgetragen. Die Poysdorfer besaßen hier die meisten Grundstücke und zahlten eine beträchtliche Gemeindeumlage nach Ketzelsdorf. Da beteiligten sich die Poysdorfer an der Gemeindewahl in Ketzelsdorf und eroberten acht Sitze. Jetzt lenkten die Ketzelsdorfer ein, schlossen einen Vergleich und traten die Höbertsgrub an Poysdorf ab. Auch die Gemeindeumlage von Maxendorf sowie die Abgabe von Hutgarben in dieser Ried wurden geregelt, sodass die 8 Poysdorfer ihre Stellen im Gemeindeausschuss von Ketzelsdorf niederlegten.

Im gleichen Jahr bewilligte der Gemeinderat den beiden Fleischhauern Knoll und Brunner, die gegen 300 Schafe hatten, die Benützung der Gemeindeweide.

Am 20. März fand in Mistelbach die erste Landtagswahl nach der kaiserlichen Februarverfassung vom 26. Februar 1861 statt. Feldsberg, Laa, Mistelbach, Poysdorf und Zistersdorf wählten den Bezirksvorsteher von Mistelbach Nebeski, die Landgemeinden aber den Bürgermeister Johann Schwayer von Poysdorf und den Müller John von Gnadendorf.

1864 wurde bei dem Neubau des Kirchturmes die Besitzfrage gelöst, der Turm, die Glocken und die Uhr sind Eigentum der Gemeinde. Bei dem Durchzug der österreichischen Truppen, die nach Dänemark marschierten, erklärten sich 19 Hausbesitzer bereit, österreichische Offiziere in ihre Wohnungen aufzunehmen. In demselben Jahre wurde der Kaufmann Josef Schindler zum Bürgermeister gewählt, der besonders im Kriegsjahr 1866 viel Arbeit hatte. Am 6. Jänner 1867 erhielt er sowie der Gemeinderat Sebastian Tazber das goldene Verdienstkreuz. Letzterer wurde im gleichen Jahre zum Bürgermeister gewählt. Diese Jahre waren der Entwicklung unserer Gemeinde gar nicht förderlich. Die Bevölkerung, die allzu sehr an dem Althergebrachten festhielt, lehnte alle Neuerungen ab. Es mangelte der Unternehmungsgeist; der Bauer fürchtete, dass er keine Dienstboten und Arbeitskräfte bekommt, wenn vielleicht Fabriken oder größere gewerbliche Unternehmungen entstünden. Die Landflucht setzte ein, der Zug in die Großstadt begann und die Einwanderung aus den Sudetenländern ersetzte die Lücken, die sich besonders im Arbeiter- und Gewerbestande zeigten.

1869 hatte die Gemeinde 425 Häuser, 1117 Männer und 1200 Frauen, zusammen 2317 Bewohner. Im Vergleich zu dem Jahre 1835 ist also eine Abnahme von 199 Personen zu verzeichnen. Die Ursache dieser Erscheinung liegt in der Wirtschaftskrise (Kriege 1848, 1859, 1864, 1866, Cholera, Landflucht, Abnahme des Verkehres auf der Reichsstraße u.s.w.)

Rasch wechselten die Bürgermeister, da jeder gern von diesem verantwortungsvollen Posten scheidet, wenn er sieht, dass er sein Ziel nicht erreichen kann, die Gemeinde ein Stück vorwärts zu bringen. 1870 kam der Kaffeehausbesitzer Johann Hugl auf den Bürgermeisterstuhl, doch schon 6 Jahre später trat er zurück und die Gemeinde wählte den Karl Schwayer, dem 1882 der Josef Schwayer folgte. 1880 führte die Gemeinde den Jakobitag wieder ein, doch geriet er in wenigen Jahren in Vergessenheit; auch 1892 lebte er noch einmal auf, um aber dann ganz zu verschwinden.

Um diese Zeit trat der Bauernstand mehr in den Vordergrund und betätigte sich im öffentlichen Leben stärker als in den früheren Jahren. Der Gewerbestand büßte seinen Einfluss allmählich ein, es fehlte ihm das bodenständige Element. Die meisten waren eingewandert und hatten wirtschaftliche Sorgen. Sie mussten erst festen Fuß fassen und sich in die hiesigen Verhältnisse eingewöhnen und einleben.

1880 ergab die Volkszählung folgendes Bild: 439 Häuser, 1236 Männer, 1335 Frauen (zusammen 2571), darunter 3 Protestanten, 70 Juden und 1 Tscheche. 1883 ließ die Gemeinde im ganzen Gebiet Grenzsteine setzen, 1884 erfolgte eine neue Nummerierung der Wohnhäuser, 1881 war die Grundsteuer nach dem Bodenertrag geregelt worden, 1885 wurde das Grundbuch neu angelegt und 1886 schickte die Gemeinde ihre Urkunden in das Landesarchiv. Im gleichen Jahre errichtete sie Naturalverpflegstation. Die Gemeindevertretung huldigte damals der völkisch freiheitlichen Anschauung, sodass die Geistlichen öfters von der Kanzel die Arbeiten des Marktrates einer scharfen Kritik unterzogen, wodurch der innere Friede geschädigt war. Am 16. Juni 1889 griff ein Kooperator die Gemeinde besonders heftig an, sodass es fast zu einer gerichtlichen Klage gekommen wäre. 1888 führte die Gemeinde die Hundesteuer ein und richtete hinter dem Steigerhaus der Feuerwehr einen Eislaufplatz für die Jugend ein.

1890 zählte der Markt 447 Häuser, 1320 Männer, 1386 Frauen (zusammen 2706), 4 Protestanten, 66 Juden, 0 Tschechen.

1891 wählte die Gemeinde den Bürgermeister Karl Scholz, der 1899 starb. Ihm folgte Anton Hammerler. 1895 wollte man Poysdorf und Wilhelmsdorf vereinigen. 1898 wurden anlässlich des Kaiserjubiläums am 1. Dezember durch eine Stunde die Glocken geläutet. Die Häuser waren beflaggt und in der Kirche wurde ein Hochamt gelesen.

1900 ergab die Volkszählung folgendes Ergebnis: 500 Häuser, 1432 Männer, 1442 Frauen (zusammen 2874), 5 Protestanten, 59 Juden, 24 Tschechen.

1904 trat die Tollwut so stark auf, dass fast alle Hunde und Katzen vernichtet wurden. Seitdem ist die Hundekontumaz eine häufige Erscheinung, die den Tieren das Tragen eines Beißkorbes aufnötigt. 1905 kaufte die Gemeinde eine neue Brückenwaage um 2000 Kronen. In demselben Jahr erfolgte die Gemeindewahl nach der neuen Wahlordnung. Es gab 4 Wahlkörper. Jeder hatte 6 Mitglieder, nur der 4. zählte 2. Bürgermeister wurde Josef Schwayer, d. h. die Marktgemeinde ernannte die früheren Bürgermeister Josef Schwayer und Anton Hammerler zu Ehrenbürgern. Die Gemeindvertretung umfasste neben dem Bürgermeister 6 Gemeinderäte und 18 Ausschussmänner. Jetzt wehte ein frischer Wind durch die ganze Verwaltung. Man suchte in den folgenden Jahren das Versäumte nachzuholen. Auf allen Gebieten konnte man einen Fortschritt bemerken, der Einrichtungen von bleibendem Werte schuf, die nicht nur dem lebenden Geschlechte zum Vorteil gereichten, sondern noch mehr dem künftigen.

1906 betrug das Gemeindevermögen: 482 763,96 K, die Schulden 219 600, daher an reinem Vermögen: 263 163,96 K. Im gleichen Jahre arbeitete der Gemeinderat eine neue Geschäftsordnung aus, die bis zum heutigen Tag mit geringen Veränderungen Geltung hat; Darnach gibt es einen Bürgermeister, einen Vizebürgermeister, 5 geschäftsführende Gemeinderäte und 12 Gemeinderäte. Die Arbeiten leisten: a) der Finanz-, b) der Elektrizitäts- c) der Rechts- , Kultus und Bausachen- und d) der Friedhofsausschuss; daneben gibt es einen Polizeikommissär und Quartiermeister, Häuserinspektor, einen Aufseher für die Brücken und Wege, einen Marktkommissär und ein Ausschuss versieht die Vermessungsarbeiten.

Der Voranschlag für 1908 wies Ausgaben in der Höhe von 28 527 K 6 h auf und eine Bedeckung von 17 120 K. Am 2. Dezember feierte der Markt das 60jährige Regierungsjubiläum des Kaisers. Die Häuser waren beflaggt und vor der Turnhalle wurden zwei Kaisertannen gesetzt. Im Jahr 1909 beschloss der Gemeinderat, dass nur die deutsche Sprache Amtssprache im Gemeindeverkehr ist, dass nur Nieder-Österreicher als Beamte angestellt werden und gleichzeitig trat die Gemeinde dem „Deutschen Schulverein“ als Mitglied bei. Der völkische Kampf entbrannte in jenen Tagen und die Tschechen gingen zum Angriff auf deutsches Land über, da sie bei der Regierung einen Rückhalt fanden. Die Feuerwehr ernannte den Führer der alldeutschen Bewegung, den Gutsbesitzer Georg von Schönerer, zum Ehrenmitglied, obwohl er wegen einer politischen Handlung zu einer Kerkerstrafe verurteilt war. Die politischen Wirren zogen immer weitere Kreise, das Parteienwesen drang von der Großstadt in die entlegenen Dörfer und zerstörte oft die Einigkeit und den Frieden. In Poysdorf wurden die Gemeindewahlen immer nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten vorgenommen.

1910 hatte der Markt 587 Häuser, 3162 Einwohner (1586 Männer und 1576 Frauen), 1 Protestanten, 60 Juden 3 Tschechen und 27 fremde Staatsangehörige. Unter den Häusern waren 24 nicht bewohnt. Bei der Reichsratswahl im Jahre 1911 erhielt der christlichsoziale Dr. A. Gessmann 419 Stimmen und der völkische Rudolf Wedra 245. Im folgenden Jahre legte die Gemeinde einen Park beim Bahnhof an. Der Weltkrieg warf damals seine Schatten voraus, denn viele Bürger wurden zu den Waffen gerufen und rückten nach Bosnien oder Galizien ein, wo die Reichsgrenze bewacht wurde. Der Geldmangel machte sich fühlbar, die Geschäfte stockten, dazu kamen schlechte Wein- und Getreideernten; die Bauern und Handwerker waren missmutig und klagten über die „schlechten Zeiten“.

1913 veranstaltete die Gemeinde am 21. und 22. September einen Blumentag für die österreichische Luftflotte. Diese Art, Geld zu sammeln, drohte in dem nächsten Jahr eine ständige Einrichtung zu werden und jeder Verein beanspruchte einen Blumentag. Die Hundertjahrfeier der Völkerschlacht bei Leipzig ließ die Gemeinde nicht achtlos vorübergehen. Am „Weißenberg“ gab es ein Höhenfeuer. Die Festrede hielt der Fachlehrer Franz Metz, die Häuser zeigten Fahnenschmuck und im Gemeindegasthaus fand eine schlichte Feier von dieser geschichtlichen Befreiungsschlacht statt.

Was der Weltkrieg von unserem Markte an Gut und Blut forderte, wird an anderer Stelle entsprechend gewürdigt.

Fast wäre bei dem Friedensschluss ein Teil unseres Gemeindegebietes den Tschechen zugesprochen worden und man fürchtete 1919 ihren Einmarsch, doch es kam nicht so weit.

Wir bauten uns ein neues Haus und richteten es der Zeit gemäß ein. Das allgemeine Wahlrecht galt nun auch für die Gemeinde, sogar den Frauen gestand man das Wahlrecht zu, da ja alle im Weltkrieg schwere Opfer für das Volk und die Heimat gebracht hatten. Am 16. Februar 1919 war die erste Wahl der Abgeordneten für den Freistaat Deutsch-Österreich. 1507 Stimmzettel wurden abgegeben: davon waren 112 christlichsoziale, 714 vom Bauernbund, 461 deutschvölkische und 220 sozialdemokratische. Am 4. Mai war die Landtagswahl, am 22. Juni Gemeinderatswahl und am 26. Juli ernannte die Gemeinde den Bürgermeister Josef Schwayer, der seit dem 29. Mai an der Spitze des Marktes stand, zum Ehrenbürger.

Am 9. Juni sah unsere Heimat eine große Versammlung auf dem Josefsplatze , wo gegen den Schmachfrieden, den die Feinde unserem Volke aufbürdeten, Einspruch erhoben wurde. Alle Vereine nahmen an dieser Kundgebung teil, Trauerfahnen wehten von vielen Gebäuden und eine ernste Stimmung herrschte unter den Bewohnern, die es gar nicht glauben wollten, dass so ein „Friede“ gemacht werden konnte. 4000 Personen standen auf dem Josefsplatz, 10 Abgeordnete waren erschienen und zeigten in ihren Ansprachen die unersättliche Habgier unserer Feinde, die nur dem deutschen Volke Sklavenketten auf Jahrzehnte schmiedeten. In dieser Stunde gab es keinen Parteien- oder Kastengeist, da war die Heimat einig.

1920 erkannte man bei der Volkszählung die Wirkung des Krieges: 589 Häuser und 2933 Einwohner. In den 10 Jahren waren 2 Häuser gebaut worden, die Bevölkerung war um 229 Seelen zurückgegangen.

Nun kam eine tolle Zeit; das Geld sank im Werte, niemand dachte an Sparen; im Gegenteil, man warf mit vollen Händen die Tausender aus und genoss das Leben. Festliche Veranstaltungen gab es genug; die Feuerwehr feierte die Motorspritzenweihe am 3. Mai 1923, am 5. Juni kam der Kardinal Piffl, am 29. Juli beging der geist. Rat Fr. Maglock sein 50jähr. Priesterjubiläum, die Glockenweihe, das Turnvereins- und Gesangvereinsjubiläum, es gab fast jeden Sonntag etwas zu sehen und zu hören und die Fahnen waren noch nie so hergenommen worden wie in diesem „Festjahre“. Doch nur zu bald kam die Kehrseite: die Sanierungszeit, in der man wieder das Sparen lernte. Am 12. Dezember 1923 war der Markt zur Stadt erhoben worden, doch erst am 7. September 1924 fand die Stadterhebungsfeier statt. Nun folgte eine Zeit des Aufbaues, wie ihn die Gemeinde seit ihrem Bestehen nie erlebt hatte. Die wichtigsten Arbeiten, die jetzt durchgeführt wurden, veränderten das Stadtbild ganz gewaltig. Die Straßenbeleuchtung, die Kanalisation, die Pflasterung der Plätze und Straßen, die Anlage des Spielplatzes u. a. ist das Werk der letzten Jahre. Es war ein Schritt nach vorwärts und die Gemeindeausgaben sind sprunghaft in die Höhe gegangen. Die Gemeindewahlen der jüngsten Vergangenheit geben folgendes Bild:

|  |  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- | --- |
| Partei | 1924 Stimmen | Vertreter | 1929 Stimmen | Vertreter |
| Christl. Soc. Hauerpartei | 153 | 2 | 492 | 6 |
| Wirtschaftspartei | 611 | 8 | 440 | 6 |
| Gewerbepartei | 293 | 4 | 253 | 3 |
| Sozialdem. Partei | 141 | 1 | 128 | 1 |
| Festbesold. u. Bürger | 219 | 3 | 203 | 2 |
| Bürgerliche Hauerp. | 0 | 0 | 131 | 1 |

Handschrift von Franz Thiel

Die Entwicklung der Post

Die Anfänge des Postwesens reichen in das späte Mittelalter zurück; damals hatten einzelne Städte, Grundherren und Landesfürsten Boten für mündliche und schriftliche Mitteilungen; sie verkehrten nur fallweise und konnten nach ihrem Belieben den Weg wählen. Auf dem Lande war eine solche Einrichtung nicht notwendig, weil ja die Mehrheit der Bewohner weder lesen noch scheiben konnte. War eine Nachricht in ein Nachbardorf zu befördern, so besorgten dies die Fleischhauer, wenn sie „ins Gai gingen“. Die ersten regelmäßigen Boten verkehrten 1439 zwischen Wien – Breslau und Krakau, 1461 von Wien nach Brünn; ein solcher Bote, der 1471 die Nachricht von dem Tode des Königs Georg überbrachte, erhielt als Lohn von der Strecke Brünn – Wien 60 den.

Kaiser Maximilian I. schenkte dem Postwesen seine ganze Aufmerksamkeit, weil der Beamtenstaat eine derartige Einrichtung dringend benötigte. Solche reitende Posten sah man 1516 auf der Donaustraße; sie vermittelten den Briefverkehr zwischen Wien und Brüssel. Aus dem kaiserlichen Beneficium correspondendi entwickelten sich die „Postzeitungen““, die für den Handelsverkehr sehr wichtig wurden. Venedig nahm da eine führende Stellung ein.

Größere Grundherrschaften nahmen Untertanen als Boten auf; es waren dies Inleute und Kleinhäusler, die so ihre schuldige Fußrobot abdienten. 1564 besorgten Staatsboten den Postverkehr zwischen Wien und Brünn, die schon einen bestimmten Weg benutzten; es war dies die s c h l e s i s c h e Straße Wien – Wolkersdorf – Gaweinstal – Wilfersdorf – Ketzelsdorf – Steinebrunn – Nikolsburg. 1565 wurden in Wien kaiserliche Fußboten nach Auspitz abgefertigt, die für eine Wegmeile 8 kr erhielten – die reitenden Boten bekamen für 7 Meilen 1 fl 30 kr. Die Bezahlung war gering und oft blieb man ihnen den Lohn noch schuldig; deshalb nahmen sie ihr Amt und ihre Pflichten nicht so genau. Den Reitern wurde eine Tagesleistung von 7 Meilen im Sommer und von 6 Meilen im Winter vorgeschrieben. Wichtige Mitteilungen trugen die Bemerkung „cito! cito!“ und daneben war ein Galgen aufgezeichnet. Diese Zeichen waren nur für kaiserliche Sendungen erlaubt, nicht aber für private.

1623 – 1626 versah Leonhard Stret den Postdienst in Ketzelsdorf; vorschriftsmäßig sollte er wenigstens zwei gute Reitpferde immer bereit halten. Die schlesische Post organisierte 1624 Christoph Freiherr von Paar, so daß vom Oktober 1625 wöchentlich eine Ordinaripost nach Schlesien verkehrte. Die Reiter mußten in jeder Station ihr Pferd wechseln; das Felleisen mit den Briefen sollte nicht mehr als 40 bis 50 Pfund wiegen. Nur höhere Standespersonen mit einem kaiserlichen Passierzettel hatten Anspruch auf ein Postpferd. Die kaiserlichen Boten besaßen eine Legitimation und einen Kurierschild auf der Brust. Verhaue, Zäune und Wehranlagen auf den Straßen konnten sie beseitigen. Stürzte sein Pferd zusammen, so nahm er sich von dem nächsten Bauer eines, das aber später bezahlt wurde. Die Briefgebühren waren nicht einheitlich geregelt. Für einen ganzen Bogen zahlte man 6 kr = der Wert von einem Laib Brot, für einen Halbbogen nur 3 kr. Im 30jähr. Krieg ging es den Postmeistern schlecht. Die Soldaten nahmen sich die Pferde, tauschten sie aus, mißhandelten den Postmeister, raubten ihn aus, überluden die Pferde und beachteten kein Gesetz und keine Vorschrift; die Regierung gab 1633 den Posthäusern eine salva quardia = einen Schutzbrief; deshalb waren sie von jeder Militäreinquartierung befreit und brauchten keine Kriegsdienste leisten sowie keine Kontribution zahlen. Die Fleischhauerpost verbot der Kaiser 1637, weil die Postmeister über geringe Einnahmen klagten.

1644 werden 2 fürstliche Boten der Herrschaft Wilfersdorf erwähnt, von denen jeder 12 Metzen Korn im Jahr und 9 kr für eine Meile erhielt; sie trugen auf der Brust das fürstliche Wappen und durften keine Privatbriefe mitnehmen. Als Waffe gebrauchten sie einen derben Knotenstock. Die Matriken der Pfarre Walterskirchen führen 1657 einen Postmeister Peter Härtl in Ketzelsdorf an, der häufig als Pate bei den Kindertaufen vorkommt. Bei Geldsendungen der Herrschaft Wilfersdorf fuhr ein Beamter in einem vierspännigen Wagen, den wegen der Unsicherheit Musketiere begleiteten. Landkutscher oder Lehenrößler, die den Personenverkehr nach Wien besorgten, nahmen auch Briefe mit, hatten bisweilen einen Vorreiter wie die Adeligen und bedienten sich eines Hornes, damit die Fuhrleute ihnen rasch ausweichen.

1685 war ein Simon Hartl in Ketzelsdorf Postbeförderer, der das erforderliche Heu für die Postpferde bei den Bauern kaufte - einmal in Großkrut. Die Postreiter verließen um 11 Uhr nachts Wien, waren um 3 Uhr früh in Wolkersdorf, um 5 Uhr in Gaweinstal, um 8 Uhr in Ketzelsdorf und am Abend um 6 Uhr in Pohrlitz. Den Postreitern und -meistern war das Recht der Notwehr zuerkannt worden, und zwar im Falle eines Angriffes oder Ueberfalls. Die Postmeister mußten gute Katholiken sein, lesen, rechnen und schreiben können, nicht einander die Postillone abspenstig machen, auf unbefugte Briefsammler und Tabakschwärzer aufpassen sowie keine Bücher und Zeitungen aus dem Ausland befördern. Die Reisenden benutzten als Verkehrsmittel den Kobelwagen, die Kalesche und Chaise.

1690 wirkte in Wolkersdorf Ferdinand Philipp Prätorius als Postbeförderer, der ein guter Freund des Simon Hartl war. Nach dem 16. April 1695 übernahm die Post rekommandierte Briefe. Die Regierung gestattete auf einzelnen Strecken den Lehenrößlern ein indifferentes Horn, damit sie zur Nachtzeit bei den Stadttoren eingelassen würden. Nun war der Verkehr schon so groß, daß die Postmeister 6 Pferde und 2 Kaleschen halten mußten, aber keine Kobelwagen. Nur die vorgeschriebenen Poststraßen waren zu benützen, die Stundenzettel genau auszufüllen, nicht zensurierte Zeitungen und Bücher von der Beförderung auszuschließen und keine Briefe zu öffnen und zu lesen. Die Lehenrößler erlaubten sich mit 4 Pferden zu fahren, was ihnen 1702 verboten wurde. Schön waren die Gesetze, doch befolgte sie niemand, weil die Kontrolle fehlte.

1710 war die mährische Grenze gesperrt. Die Feldsberger holten deshalb die Briefe von Poysdorf, weil das Postamt von Ketzelsdorf hieher verlegt war.\*)

\*) Nach dem Passauischen Grundbuch hatte die Familie Hartl schon 1702 in Poysdorf die Hofstatt Konskr. Nr. 83 gekauft, wo auch dann die alte Post untergebracht war. 1773 bekam

das Gebäude der Verwalter Anton Hartl von Loosdorf und 1798 erwarb es die Familie Schreiber, die es zu einer Schmiede umbaute. Erst 1747 kaufte die Familie Hartl das Halblehenhaus, in dem sich noch heute das Postamt befindet.

Dem Postmeister war dies nicht recht und er verlangte nach Ketzelsdorf zurück. Da es hier keinen Schmied gab, wurde dem Wunsche nicht entsprochen. Die Klagen, daß die Gesetze nicht befolgt wurden, wollten nicht verstummen: Die Fleischhauer sowie die Lehenrößler übernahmen Briefe und beförderten sie, die Landkutscher fuhren vierspännig, wechselten die Pferde und gebrauchten ein Posthorn. Die Witwe Hartl verkaufte 1715/16 ihr Posthaus, das von jeder Robot befreit war, an einen Ketzelsdorfer. Sie wohnte damals schon in Poysdorf und erhielt jährlich 8 fl Postgeld für die ein- und auslaufenden Briefe – 1 Metzen Weizen kostete 1 fl 24 kr, Korn 1 fl 3 kr, Hafer 42 kr, 1 Pfund Kalbfleisch 5 kr. Für Wilfersdorf war das zuständige Postamt in Gaweinstal; deshalb gewährte die fürstliche Herrschaft dem Postmeister für die Briefbeförderung jährlich 6 fl aus dem Rentamt.

In der Pestzeit war es untersagt, Briefe in die Hand zu nehmen, die nicht zuvor im Rauche eines Wacholderfeuers desinfiziert waren. Der Bote überreichte sie dann dem Empfänger mit einem Stabe. Das Poysdorfer Postamt war das 5. auf der mährischen Straße und gehörte zum Wiener Hofpostamt. Auf dem heutigen Kasernberg bei Wolkersdorf ereigneten sich oft Ueberfälle, so daß hier nach 1720 Militär die Wache übernahm.

Am 13. Mai 1719 bat der Postmeister Johann Karl Hartl um die Robotbefreiung seines Hauses in Poysdorf; dafür versprach er, die fürstliche Hof- und Wirtschaftspost unentgeltlich zu befördern. Das Ansuchen bewilligte der Fürst, doch mußte er die Arbeiten in den Hofweingärten verrichten. Das verlangte Bauholz konnte die Herrschaft ihm nicht ausfolgen, weil sie keines hatte. Ein Brief der am 23 August in Wien aufgegeben wurde, langte in Poysdorf am 1. September beim Empfänger ein.

Im Zeitalter des Merkantitismus verbesserte der Staat den Postverkehr, den er nun selbst in die Hand nahm; er baute das Straßennetz aus, regelte einheitlich die Gebühren (4 kr für einen einfachen Brief von ½ Lot Gewicht), gewährte unseren Postbeförderern auf der Brünnerstraße die Hälfte des Briefportos - sonst nur ein Drittel - , stellte als Kontrollbeamte „Uebergeher“ an, welche das Recht hatten, die Taschen der Gemeinde-, Kloster- und Herrschaftsboten zu untersuchen und verbot die Annahme von Naturalien an Stelle der Geldgebühren. Die Landkutscher mußten in Wien in einem bestimmten Gasthof einkehren, z.B. der Poysdorfer im „Weißen Löwen“ am Salzgries. Bei der großen Feuersbrunst in Poysdorf erlitt der Postmeister Hartl einen bedeutenden Schaden; am 25. Februar 1726 bat er den Fürsten Liechtenstein um Bauholz für den abgebrannten Stadel. Eine Reise von Mistelbach nach Wien kostete 2 fl, von Feldsberg nach Mistelbach 1 fl - ein Eimer Wein 1 fl 36 kr, ein Pfund Schafkäse 7 kr, ein Eimer Sauerkraut 30 kr. Nur Sonntag und Donnerstag verkehrte die Brünnerpost – also wöchentlich zweimal. Wien verließ sie um 7 Uhr morgens. 1742 kaufte der Postmeister Hartl von der Lundenburger Herrschaft 100 Zentner Heu à 45 kr.

1748 verkehrte die erste Fahrpost, die Briefe, Pakete und Personen mitnahm, von Wien nach Regensburg. 1749 folgte die Prager und 1750 die Brünner Strecke. Die Journalpost beförderte nur Briefe und Drucksachen. Ausländische Zeitungen durften die Untertanen nur beim obersten Hofpostamt in Wien beziehen. Die Herrschafts-, Stadt- und Kapitelboten hatten eine schriftliche Legitimation bei sich und auf der Brust ein Abzeichen-Schild. Die Kapitelboten besorgten den Nachrichtenverkehr zwischen dem Dechant und den Pfarrhöfen. Die Namen der Boten waren dem Postmeister bekannt. Die nach Wien gingen, kehrten in einem bestimmten Gasthof ein, welcher der Postbehörde bekannt gemacht wurde. In den größeren Gemeinden, z.B. in Laa und Zistersdorf ernannte die Regierung Briefsammler, die aber die Sendungen dem nächsten Postamt übergaben. Jeder Brief wurde genau gewogen und verrechnet. Dies war sehr schwierig, wenn er durch mehrere Länder ging, die ihre eigenen Gebühren hatten.

Am 21 März 1750 rollte zum ersten Male die Fahrpost durch unsere Heimat und machte in Poysdorf Nachtstation. Damit begann ein neuer Abschnitt im Post- und Verkehrswesen; unsere Ahnen gingen über dies Ereignis hinweg und die Gedenkbücher erwähnen es gar nicht. Diligenzen nannte man die Wagen; später aber bezeichnete man sie als Schneckenpost, die in Zeitungen und Witzblätter lächerlich gemacht wurde. Den reisenden war es nicht erlaubt, vom Postwagen auf einen Privatwagen umzusteigen, Peitschen mitzunehmen, die Pferde anzutreiben oder zu schlagen, die Postbeamten mit Worten zu beleidigen oder gar handgreiflich zu werden. Bei der Beförderung hatten die Hofbeamten den Vorzug, dann kamen die Regierungsbeamten, das Militär, der Handel- und Gewerbestand und zum Schluß Bürger und Bauern. Verdienten Postbeförderern verlieh der Staat das Erblichkeitsprivilegium. Diese Auszeichnung bekam die Witwe Marie Anna Hartl in Poysdorf, die von ihren Söhnen unterstützt wurde; der eine, namens Josef, war Adjunkt und später Erbpostmeister. Sein Haus war in Poysdorf wohl eingerichtet, hatte 8 ½ Joch Aecker, 8 Viertel und ein Achtel Weingärten, ½ Tagwerk Wiese und reichte als Halblehen der Wilfersdorfer Herrschaft jährlich 30 kr Dienst, drei Kreuzer Richtgeld und 1 kr Weisheitsgeld. Das Haus war frei von jeder Militäreinquartierung, der Besitzer brauchte nicht zum Militär einrücken, zahlte keine Kriegssteuer, trug als Zeichen seiner Würde einen Ring und einen Degen und wurde beim Kreisamt in Gaweinstal vereidigt. Als Amtsperson war ihm jeder Gewerbebetrieb untersagt. Die das Recht der Portofreiheit genossen, überreichten ihm am Neujahrstag ein Geschenk. Ehrlich, bescheiden und pflichteifrig mußte er im Amte sein und genau seine Christenpflicht erfüllen. Länger als drei Tage sollte er sich nicht vom Dienstorte entfernen, für seine Postillione hatte er die Verantwortung zu tragen und nie einem anderen Meister die Fahrknechte abzureden. Wer ihn beleidigte oder tätlich angriff, dem zahlte er es mit gleicher Münze heim. Für den Verkehr mußte er stets zwei Kaleschen und 6 bis 10 Pferde bereithalten, die er aber nicht für Privatzwecke benutzte. Im Notfalle konnte er auch Bauernpferde anfordern. Rauften Reisende während der Fahrt, so wurden sie auf die Straße gesetzt, konnten zu Fuß wandern und wurden angezeigt. Die Ortsobrigkeit und die Herrschaften durften der Post nicht die Hilfe und Unterstützung verweigern, wenn sie beansprucht wurden. Der Lehenrößler, der ein Posthorn benutzte, zahlte um 1770 eine Geldstrafe von 50 fl. Wer eine Reise machen wollte, meldete sich einige Tage vorher an. Wurden bei Extrafahrten die Postpferde überanstrengt, so daß sie erkrankten, so war der Reisende ersatzpflichtig. Briefe einsammeln oder auszuteilen, war Privatpersonen nicht erlaubt. Nur das Militär war berechtigt, die Post auf der Straße aufzuhalten, anderseits war es auch im Notfalle zur Hilfeleistung verpflichtet.

Der Postillon hatte als Amtsperson einen großen schwarzen Mantel, den auf der Vorder- und Rückseite ein gelbes Posthorn zierte, ein rotes Kamisol mit braunen Aufschlägen, einen verbrämten Hut mit einem schwarzgelben Band, ein paar feste Stiefel und ein Posthorn. Niemand durfte ihm vorreiten oder vorfahren, im Gegenteil wichen ihm die Fuhrleute aus. In einer Ledertasche verwahrte er seine Legitimation und den Stundenpaß. Man verlangte von ihm, daß er ehrlich, flink und furchtlos sei, daß er mit den Waffen umzugehen verstand und die Hornsignale genau blies; in diesem Punkte legte er sogar eine Prüfung ab. In den Gemeinden war es ihm verboten, mit der Peitsche zu knallen. Er war eine wetterharte und trinkfeste Gestalt, die man mit dem Worte Schwager ansprach. Durch ein Trinkgeld oder durch eine Weinspende errang jeder seine Gunst. Waren aber die Reisenden nicht freigebig, dann wollten die Pferde nicht recht gehen. Im Gebrauch der Schimpfwörter war er unerschöpflich. Hatten diese keine Wirkung, so nahm er seine Fäuste und die Peitsche zur Hand, um Ordnung zu schaffen. Immerhin war der Postillon eine Gestalt, die heute wohl vergessen ist, aber in der Dichtung und im Bilde weiterlebt. Wer denkt da nicht an das schöne Gedicht „Der Postillon“ von unserem Dichter Lenau. Machte er sich eines Vergehens schuldig, so erhielt er eine Geld- oder Prügelstrafe und wurde bei schweren Fällen entlassen.

Der Postwagen war fest und solid gebaut, dem die Federn fehlten, also ein echter Rumpelkasten, den 2 Pferde schleppten, die mehr Heu und Stroh fraßen als Hafer. Da mußten oft die Gäste z.B. bei Wolkersdorf, Schrick und Poysdorf aussteigen und zu Fuß den Berg hinaufgehen; denn Postpferde waren keine Pinzgauer.

Maria Theresia hob die Stadt-, Kloster- und Herrschaftsboten auf, weil sie viele Briefe von Privatpersonen beförderten. In Kriegszeiten fehlten tüchtige Postillione, weil die militärische Feldpost sie einzog; da begnügte man sich mit Landkutschern. Die Postmeister, die ihre Pflicht nicht genau nahmen, wurden beim ersten Fehler auf einen Monat enthoben, beim zweiten aber entlassen. Seit dem 10. Dezember 1784 versah in Wilfersdorf der Erbpostmeister Matthias Mühlbauer den Dienst; dieses Erbpostamt löste 1841 der Staat um 35.200 fl ein; der Regalpreis betrug 2400 fl. E.M. Kaiser Josef II. hatte den Plan, das Postwesen zu vereinfachen und einen Teil der vielen Beamten abzubauen, doch unterließ er es später.

Die Witwe des Josef Hartl heiratete 1796 den Sebastian Sinnreich, dessen Grabstein ein sehenswertes Denkmal der Biedermeierzeit war; leider wurde er 1935 entfernt und verschwand aus Poysdorf; es war der einzige Grabstein im ganzen Weinland, der eine Zierde das Friedhofes war. In der Zeit der Napoleonischen Kriege erhöhte der Staat die Gebühren und zwar 1796, 1803 und 1806. Die Postzensur wurde verschärft, damit keine Revolutionsgedanken die Untertanen verwirrten. Die Franzosen raubten und plünderten die Posthäuser aus, nahmen sich die Pferde aus dem Stall, mißhandelten die Postmeister; der Gaweinstaler, dem das Haus zerstört wurde, floh und mußte gesucht werden. Der Verkehr ruhte, nur die Militäpost-Feldpost hielt den Betrieb aufrecht. Der Gebrauch von brennenden Fackeln zur Nachtzeit war in den Ortschaften wegen Feuergefahr verboten. Die Reisenden hatten sich vor Antritt der Fahrt einen Paß zu besorgen, der überall den Beamten vorzuzeigen war. 1810 führte die Regierung das Distanzporto ein, so daß z.B. ein Brief von ½ Lot von Wien nach Wilfersdorf 16 kr, nach Poysdorf 32 kr kostete. In Wien gab es schon die ersten Briefkasten.

Mit dem Erblichkeitsprivilegium hatte der Staat einen Fehlgriff gemacht, weil die Erbpostmeister im Dienste nachlässig waren, sich schlechte Pferde hielten, auf ihren Vorteil schauten, die Postpferde für ihre Feldarbeit gebrauchten und die Wünsche der Reisenden nicht berücksichtigten. Deshalb wurden solche Privilegien nach 1818 nicht mehr verliehen. Dafür setzte man das Porto herab (1818 und 1820). Standespersonen und Wohlhabende leisteten sich eine Extrapost und zahlten für ein Pferd und einen Posten 1 fl und 30 kr Trinkgeld, für eine offene Kalesche 15 kr und für eine gedeckte 30 kr, für Wagenschmiere jedes Mal 20 kr. Ein Posten war die Strecke von 8000 Klaftern. Ein Brief von ½ Lot kostete bis 3 Stationen 2 kr. E.M. bis 6 Stationen 4 kr und bis 9 schon 6 kr.

Am 3 Mai 1823 verkehrte zum ersten Male ein Post-Eilwagen, der 45 6/9 alte Zentner wog und von 4 Pferden gezogen wurde. Im Inneren saßen 8 Personen, auf dem Bock noch 2 und jeder konnte 20 Pfund Reisegepäck frei mitnehmen; im Brancard-Wagen wurde das Gebäck mitgeführt. Die Eilpost erreichte Poysdorf zu Mittag und war am Abend in Brünn, also 19 Meilen in 14 Stunden. Für Wien – Prag brauchte der Eilwagen 39 Stunden (44 Meilen), für Wien - Graz 26 Stunden (27 Meilen) und für Wien – Linz 24 Stunden (25 Meilen). Die römische Post legte in der späteren Kaiserstadt um 200 n. Chr. eine Strecke zurück, die wir erst 1823 erreichten.

Die Fahrpreise gab ein Plan an:

|  |  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- | --- |
| Meilen | Posten | Stationen | Außer dem Wagen | Im Inneren |
| 2 | 1 | Stammersdorf | 1 fl 30 kr | 2 fl |
| 4 | 1 | Wolkersdorf | 3 fl | 4 fl |
| 6 | 1 | Gaweinstal | 4 fl 30 kr | 6 fl |
| 8 | 1 | Wilfersdorf | 6 fl | 8 fl |
| 10 | 1 | Poysdorf | 7 fl 30 kr | 10fl |
| 12 | 1 | Nikolsburg | 9 fl | 12 fl |
| 15 | 1 ½ | Pohrlitz | 11 fl 15 kr | 15 fl |
| 17 | 1 | Raigern | 12 fl 45 kr | 17 fl |
| 19 | 1 | Brünn | 14 fl 15 kr | 19 fl |

In Gaweinstal blieb die Post eine halbe Stunde stehen und die Gäste bekamen zum Frühstück 2 Schalen Kaffee und ein Weißbrot um 16 kr; die Mittagspause in Poysdorf dauerte eine Stunde; beim „Weißen Löwen“ bekam man um 32 kr Suppe, Rindfleisch, Gemüse, Beilage und Mehlspeise. Eine Pfeife im Wagen rauchen war nur von der Zustimmung der Mitreisenden erlaubt. Hunde durften nicht mitgenommen werden. Verboten war es, die Plätze während der Fahrt zu wechseln. 1828 wurde die Brief- und Fahrpost vereinigt. Das Poysdorfer Postamt umfaßte das ganze Grenzgebiet von der March bis in die Laaer Ebene.

1835 begann die Regierung das Postwesen zu reformieren und stellte es auf eine Grundlage, die dann zu einer modernen Entwicklung führte; die Gesetze und Bestimmungen haben teilweise noch heute Geltung. Der Postillon bekam eine neue Uniform: Rock aus rotem Tuch, weiße Knöpfe, Stiefel mit Sporen und einen dreieckigen Hut. 1837 wollte die Regierung alle Erdpostämter einlösen, doch fehlte das notwendige Geld.

1839/40 organisierte die Regierung die Zustellbezirke in folgender Weise:

B r i e f s a m m e l s t e l l e E r n s t b r u n n umfaßte alle Orte bis Röhrabrunn, Eichenbrunn, Gnadendorf, Zwentendorf, Altmanns, Michlstetten, Herrnleis und Pürstendorf. Die Sammelstelle lieferte die Sendungen nach Stockerau.

B r i e f s a m m e l s t e l l e L a a a. d. T h.: Wulzeshofen, Geiselbrechthof, Unter-Stinkenbrunn, Gaubitsch, Hagendorf, Fallbach, Rothenseehof, Ruhhof und gehörte nach Nikolsburg.

S a m e l s t e l l e H o h e n a u : Bernhardsthal, Ravbensburg, Alt-Lichtenwarth, Hausbrunn und gab die Sendungen beim Postamt daselbst ab.

P o s t a m t O b e r – H o ll a b r u n n : Diepolz, Stronsdorf, Groß-Harras, Patzmannsdorf, Patzenthal, Stronegg, Ober- und Unter-Schoderlee.

P o s t a m t J e t z e l s d o r f : Zwingendorf.

Die Lehensrößler trugen auf dem Zeiselwagen eine Tafel mit dem Namen des Inhabers und der Anfangs- sowie Endstation; Privatbriefe mitzunehmen war nicht gestattet. Doch mußten sie in dringenden Fällen amtliche Briefe und Sendungen bestellen. Von Wolkersdorf und Mistelbach gingen um diese Zeit Gemeindeboten nach Wien; die ersten kehrten in der Leopoldstadt „Beim Widder“ ein, die letzteren auf der Brandstatt „Beim Schwarzen Adler“.

Zeisel- oder Stellwagen fuhren nach Wien auf der Brünnerstraße von Feldsberg (Fahrpreis 1 fl), von Nikolsburg, Steinabrunn, Laa über Staatz – Poysdorf, Staatz, Poysdorf (48 kr), Olmütz, Zwittau, Mistelbach, Ernstbrunn, Asparn a.d.Zaya, Wilfersdorf, Zistersdorf (54 kr), Angern, Schrick, Gaweinstal (1 fl), Pyrawarth und Wolkersdorf, nach 1848 auch von Themenau und Dürnkrut. Bequem war die Fahrt in so einem Wagen nicht, doch stellten unsere Ahnen keine hohen Ansprüche und waren noch recht bescheiden.

Die Postmeister teilte man ein: 1. in erbliche, 2. nicht erbliche und 3. vertragsmäßige. Die Fahrpost unterhielt den Verkehr mit Eilwagen, mit Diligenzen und mit Kurierfahrten. 1843 bestand in Asparn a.d. Zaya eine Briefsammelstelle. Die Postmeister durften 1848 nicht in die Nationalgarde eintreten. Bei der Neuordnung des Staatswesens wurde die Post dem Finanzministerium unterstellt, später aber dem Handelsministerium. Die Briefmarken, die der Staat 1850 einführte, waren zuerst beim Volk sehr unbeliebt, das sich in dem Tarif- und Meilenweiser nicht zurechtfand, weil die Mehrheit nicht lesen und schreien konnte. Daß die Marken ein großer Vorteil waren und viel Zeit erspart wurde, erkannte man erst nach einiger Zeit. Im August 1850 übernahm die Nordbahn die Postbeförderung, so daß in den größeren Gemeinden dieser Linie Postämter eingerichtet wurden. Im Hinterlande gab es solche in Asparn, Ernstbrunn, Mistelbach und Laa, in Staatz war eine Postexpedition. 1851 erschien die erste Zeitungsmarke; 1852 wurden die ersten Telephonämter errichtet – in Poysdorf 1874; überall spürte man den neuen Wind einer anderen Zeit. Im Postamt zu Poysdorf standen 1858 drei gute Wagen, die aber nicht gebraucht wurden. Ueber den Postwagen lachte man, ebenso über den Postillon mit seiner Uniform aus der Biedermeierzeit: Blies er sein Horn, so verspottete man ihn. Deshalb sagt eine Kontrolle im Jahre 1858, daß die Postillione keine Montur trugen und keine Signale bliesen. Mit der neuen Währung im Jahre 1858 – 1 fl hatte 100 kr, früher nur 60 – mußten die Tarife geändert werden. Am 1. Oktober 1859 führte die Post den Expreßbrief ein und 1868 den Landbriefträger-Dienst. Mit der Eröffnung der „Steg“ – heute Ostbahn genannt – wurden viele Postämter eingerichtet, so daß Poysdorf eine Post von Mistelbach und dann von Frättingsdorf abholte. Das Reisen war damals ein teures Vergnügen, das sich die breite Masse des Volkes nicht erlauben konnte; auch die Post klagte nicht wegen Ueberbürdung der Sendungen. Die neuen Errungenschaften der Technik brauchten Jahre, bis sie sich einlebten. Hand in Hand mit der neuen Zeit verblaßte die Romantik der Schneckenpost, des Postillons und des Posthorns, das zu dem schrillen Pfiff der Lokomative nicht mehr paßte. Die Postkutsche hielt sich bei uns bis zum ersten Weltkrieg, doch vermittelte sie den Verkehr nur auf kleineren Strecken, z.B. von Poysdorf nach Nikolsburg, Feldsberg und Großkrut.

Am 1. Februar 1869 kam die Postkarte in den Postverkehr; 1883 eröffnete die Postsparkasse ihren Betrieb. 1884 klagte der Poysdorfer Postmeister, daß der Wagen für die Fahrten nach Mistelbach zu klein sei für die vielen Sendungen. Am 1. Juni 1886 gelangten die ersten Kartenbriefe zur Ausgabe. Als die Flügelbahn Enzersdorf – Poysdorf fertig war, wurde der Postverkehr nach Mistelbach eingestellt (26. September 1888). Mit der Kronenwährung (25. November 1899) erschienen neue Briefmarken in Kronen und Hellern. Ein einfacher Brief wurde mit einer 10 Heller-Marke frei gemacht. Nun errichtete die Postverwaltung in einzelnen Gemeinden Postablagen, z.B. in Katzelsdorf, das aber nach Bernhardsthal gehörte. 1908 wurde in Poysdorf der Telephondienst eingeführt. Der letzte Postwagen mußte in Poysdorf 1917 außer Dienst gestellt werden, weil die Pferde im Kriegsdienst Verwendung fanden. Damit verschwand ein Verkehrsmittel, das durch 170 Jahre der Post gedient hatte und das heute für uns ein Sinnbild der guten alten Zeit ist, wo man keine Eile kannte und das aufreibende Hasten und Drängen unbekannt war. Ich erinnere mich noch gut an einen Satz, den ein Postknecht einem Fahrgast sage, als dieser zu einer schnelleren Fahrt drängte: „Wir haben Zeit. Die Rösser müssen auch mitkommen.“

Nach dem ersten Weltkrieg tauchte ein neues Verkehrsmittel auf – der Postkraftwagen, den man am 1. Mai 1925 zum ersten Male auf der Brünnerstraße sah und der dem Postwesen ein ganz anderes Gesicht gibt. Die Ravag besteht seit 1. Oktober 1924. Der erste Radiohörer in Poysdorf war der Student Otmar Hanusch, der im Hause 562 alt auf der Rundellen eine Empfangsstation einrichtete. 1931 ging das Erbpostamt von Poysdorf, das solange im Besitze der Familien Hartl und Sinnreich war, in andere Hände über.

Der Postverkehr von heute und vor 200 Jahren! Der Marktrichter von Obersulz berichtete 1730 dem Amtsmann von Wilfersdorf, daß in den letzten beiden Jahren z w e i Briefe über Gaweinstal in Obersulz angekommen sind. Damals zählte man auf der Brünnerstraße in unserem Gebiet vier Postämter, heute ungefähr 60. Wo einst das Postamt Poysdorf mit seinem Zustellbezirk genügte, sind es jetzt 23. Dazu müssen wir noch den Telegraphen- und Telephondienst sowie den der Postsparkasse rechnen, so daß die Arbeit eines Amtes einen viel größeren Umfang hat, als in alter Zeit, wo vielleicht der Postmeister aufgeregt war, wenn er 10 Briefe zu befördern hatte. Unsere Heimat besitzt nicht nur ein dichtes Verkehrsnetz, sondern auch ein ausgezeichnetes Post- und Nachrichtenwesen, so daß man von keiner Gemeinde sagen kann: „Hier ist die Welt mit Brettern verschlagen“. Haben doch schon viele Privathäuser ihren Telephonanschluß – ein Zeichen des fortschrittlichen Geistes unserer Leute.

Quellen:

E. Effenberger: „Geschichte der österr. Post“

E. Effenberger: „Aus alten Postakten.“

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinschen Hausarchiv.

Gemeindegedenkbuch der Stadt Poysdorf

Das Poysdorfer Grundbuch der Herrschaft Wilfersdorf 1767 im n.-ö. Landesarchiv in Wien

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1951 S. 41 + 42; S. 46 + 47; 1952 S. 2 + 3

Die Entwicklung unseres Gartens

Dem deutschen Volke rühmt man vor allem die große Naturverbundenheit nach, seine Liebe zur Tier- und Pflanzenwelt, seine eigenartige Einstellung zu der Natur; er fühlt sich nicht als Herr, sondern als Glied derselben, die er schont und achtet, die er nicht wie der Romane vernichtet und ausrottet — vgl. die Waldverwüstung der Römer im Karstgebiet und den Vogelfang der Italiener. Zu seiner Wohnung, zu seinem Haus verlangte der Deutsche immer einen Garten, etwas Grünes und Blühendes für das Auge und Gemüt.

Wenn man von einer Entwickelung des Gartens spricht, muß man einen Unterschied machen zwischen dem des Edelmannes und dem des Volkes; nur der erstere hat sich im Laufe der Jahrhunderte geändert, er folgte der Mode und Kunstrichtung, der bäuerliche Garten bewahrte seine Gestalt, sein Aussehen und Zusammenstellung der Pflanzen bis auf unsere Tage.

Karl der Große war es, der für die Fragen des bäuerlichen Lebens und der Wirtschaft großes Verständnis zeigte und durch seine Vorschriften und Anordnungen die Entwickelung des Bauernstandes so stark beeinflußte, daß sie fast ein Jahrtausend als unumstößliche Wahrheit angesehen und erst um 1800 durch andere ersetzt wurden – vgl. die Dreifelderwirtschaft. Der Obst- und Gemüsegarten war ein unerreichtes Vorbild für die kommenden Jahrhunderte; als Gemüsepflanzen, die er auf seinen Gütern anbauen ließ, erwähnt er in den Vorschriften: Gurken, Bohnen, Erbsen, Fenchel, Zwiebel, Anis, Senf, Sellerie, Kohl, Karotten, Rettich und Knoblauch. Neben diesen Nutzpflanzen verlangte er Blumen und einige wichtige Arzneipflanzen wie Raute, Salbei, Rosmarin, Wegwarte und Tausendguldenkraut; die waren notwendig zur Teebereitung für verschiedene Krankheiten. Sie gelten auch noch heute in den entlegenen Gebirgsdörfern als Heilpflanzen, die erst der Weltkrieg wieder zu Ehren brachte, als ein Mangel an chemischen Arzneien eintrat. Unter den Blumen nahmen die Veilchen, Rosen und Nelken eine besondere Stellung ein; die Veilchen waren ein beliebter Schmuck der Mädchen, die ihre Haare mit einem Blumenkranz zierten; es ist dies ein heidnischer Brauch. Die Rose war und ist noch heute der deutsche Grabesschmuck.

Die Blumenpflege erfreute sich in den Klostergärten bei den Benediktinern und besonders bei den Franziskanern eines hohen Ansehens, weil man die verschiedenen Blumen für den Gottesdienst benötigte zur Ausschmückung der Kirche und der Altäre.

Die Kreuzzüge und Romfahrten der deutschen Kaiser förderten die Gartenanlagen. Im Morgenlande erblickten die Ritter schöne Gärten mit farbenreichen Blumen, fremden Bäumen und Sträuchern. Kein Wunder, wenn der Ritter auf seiner Burg, der Bürger in der Stadt und das Kloster diesem Vorbilde nacheiferte. Vor allem waren es die Frauen, denen die Sorge um den Garten überlassen wurde. An einem windgeschützten Platze lag das Burggärtlein, oft klein, aber von sorgsamer Hand gepflegt. Von der Laube, die mitten unter den Blumen und Rosen stand, hatten die Ritter einen weiten und genußreichen Ausblick auf das stille Tal und die Umgebung; hier ertönten die Lieder der Minnesänger zum Preis der Natur, des holden Frühlings und der Frauen, hier gab es Spiel, Tanz und gesellige Unterhaltung, hier genoß man nach dem langen und bangen Winter die Schönheit der erwachenden Natur.

In den größeren Gärten legte man Labyrinthe und Irrwege an, man teilte die weite Fläche genau ein und schaute streng auf das Gleichmaß und regelmäßige Verteilung. Von Italien kam der Einfluß der Renaissance und dieses Land hatte auch die Führung im Gartenbau; Freude und Genuß an dem irdischen Leben, lautete ein Grundsatz der Zeit. Um die Gärten baute man eine hohe Mauer, der Adel wollte allein sein und nicht von dem gewöhnlichen Volke angestaunt werden. Aus fernen Ländern bezog man Blumen, Bäume und Sträucher; das Morgenland und die neu entdeckten Länder gaben von ihrem Reichtum, so z. B. wanderte damals die Tulpe bei uns ein - der Flieder (1560 in Wien), der Tabak, die Kartoffel, die Kastanie, die Sonnenblume - das waren damals vielbewunderte Zierpflanzen und Bäume der großen Gärten.

Den ersten öffentlichen Park – pratum commune – besaß schon im 13. Jahrhundert die Stadt Florenz; er war auch dem Volke zugänglich. Den ersten botanischen Garten richtete die Stadt Padua im Jahre 1545 ein.

Nach dem 30 jährigen Kriege brachte uns die Barockzeit einen neuen Garten; das Muster waren die französischen Anlagen. Sie sind der Ausdruck der absoluten Fürstenmacht, der strengen Disziplin, des höfischen Zeremoniells. Wie die Salons in den Prunkschlössern von genauer Regelmäßigkeit beherrscht werden, so spürt man auch im Barockgarten denselben Geist. Jede Natürlichkeit fehlt, alles ist gekünstelt, alles zeigt den festen Willen einer Macht, die befiehlt und herrscht. Die Bäume und Sträucher werden beschnitten, die sonderbarsten Formen bieten sich dem erstaunten Auge dar, die Alleen zeigen schnurgerade Wände, die Wege gehen vom Schloss fächerförmig nach allen Richtungen auseinander; sie sind breit, weil ja die Damen mit ihren Röcken einen großen Raum beanspruchten, sie gehen eben dahin und vermeiden jede starke Steigung; denn die Herrschaften waren jeder körperlichen Anstrengung abhold. In dem Schatten der Bäume stehen Statuen und Vasen aus Stein oder Marmor; es sind Gestalten aus der römischen oder griechischen Göttersage; ein Springbrunnen mit einem Wasserbecken, ein Irrgarten und ein Tierpark gehören zum Barockgarten. Große Treppen oder Terrassen breiten sich vor dem Schloß aus. Wasserfälle, ein kleiner Bach, eine Ruine, Blumenbeete mit stark riechenden Blumen (Hyazinthen), Orangenbäume bringen eine Abwechselung in das gleichförmige Bild, das jeden Zusammenhang mit der Natur verloren hat.

Im Sommer zog sich der Fürst gerne zurück in die stille, einsame Natur; für ihn gab es oft eine Eremitage oder ein kleines Monatsschloß, das in einem Monat fertiggestellt wurde; hier lebte er wie ein Einsiedler oder wie ein Hirt, um sich von den Regierungsgeschäften zu erholen und neue Kraft für die anstrengende Winterszeit mit ihren Festlichkeiten und Unterhaltungen zu sammeln. In dem Barockgarten bemerkt man auch – wenn genug Wasser vorhanden war – allerhand Wasserkünste und Spielereien, ein Muster hierfür ist das bischöfliche Sommerschloß Hellbrunn bei Salzburg.

Barockgärten in unserer Heimat sind in Schönbrunn, im Belvedere, in Schloßhof und Mirabell (Salzburg).

In Holland entwickelte sich der Garten im Barockzeitalter ganz anders als in Frankreich; da es hier genug Wasser gab, so bildeten die Kanäle und Wasserläufe die natürliche Grenze, bei uns sind es hohe Mauern oder Eisenzäune mit reichverzierten Toreingängen. Unsere Barockgärten gehen allmählich in die umgebende Landschaft über. In Holland fehlen die weiten Flächen, die Gärten mußten viel kleiner gemacht werden; die Gänge sind deshalb schmal, die Lauben eng, Terrassen sind unmöglich, dafür sieht man Kanäle, auf denen kleine Kähne schaukeln, kleine Hügel und ein Sommerhäuschen, in dem sich am Abend eine größere Gesellschaft einfindet, um sich da einige Stunden gemütlich zu unterhalten. Der holländische Garten bevorzugt die gestutzten Bäume und Sträucher in noch stärkerem Maße als der französische; fehlen aber hier die vielen bunten Blumen, so liebt der Holländer den Blumenreichtum, vor allem die Tulpen und Rosen. Buntfarbige Glaskugeln geben dem holländischen Garten einen besonderen Reiz.

In diesem Lande legte man auch die ersten botanischen Gärten an, die einen hohen erzieherischen Wert für das Volk hatten, weil sie allgemein zugänglich waren und der gemeine Mann hier die ausländische Pflanzenwelt kennen lernte.

Um 1750 setzte die Umkehr ein, die von Frankreich ausging; ihr Heerrufer war Rousseau, der mit dem Satze „Zurück zur Natur“ eine ungeahnte Bewegung im Geistesleben des Abendlandes erregte. Man kehrte der Barockzeit den Rücken und fand wieder den Weg zur Natürlichkeit; das Gefühl und das Mitleid beherrschten den Menschen, die Gegensätze zwischen den Ständen verschwanden – Kaiser Josef II. stieg in die Hütten der Armen herab -, man wollte leidenschaftlich lieben – Werther -, man küßte die Briefe des Geliebten, schluchzte und weinte, man freute sich an der Natur, bestieg Berge, genoß die Aussicht, bewunderte die aufgehende Sonne, drang in die Höhlen und Grotten, betrachtete den Mond und die Sterne, badete im Freien, lebte und kleidete sich schlicht und einfach.

Man verspottete jeden Zwang und predigte die Freiheit; nicht mehr wurden die Bäume beschnitten, man ließ sie im Gegenteil wachsen wie im Walde draußen. Der Garten mußte ein Stück Natur sein, er mußte das Gefühl des Menschen erregen, u. zw. Angst, Furcht und Bewunderung hervorrufen; man wollte wandern, bergan steigen, immer etwas Neues sehen und Anregungen bekommen; man liebte eine freie, sonnige Wiese, daneben einen finsteren dunklen Wald, eine Ruine und Urnen, die an die Vergänglichkeit mahnen, eine Aussichtswarte, einen Teich, ein Fischerhaus, einen Meierhof, Säulen und Grabmäler, chinesische Tempel, einen orientalischen Turm usw. Dies ist der englische Garten, der den französischen der Barockzeit ablöste. Seine Wege sind nicht breit, weil man zu zweien und nicht in großen Gesellschaften wanderte; an geeigneten Stellen sind Ruhepunkte, wo der Wanderer sich ausrasten und die Umgebung überschauen kann. Der englische Garten kennt keine Mauer, da ja die Grenzen zwischen Natur und Kunst verwischt sind. Die Liebe zur asiatischen Kultur, besonders zu China, war ja ein Merkmal jener Zeit, sodaß man in den Gärten chinesische Häuser, Tempel und Statuen antrifft.

Diese Gärten sind nicht mehr abgesperrt, im Gegenteil stehen sie dem Volke offen. Englische Gärten hat unsere Heimat sehr viele; der schönste ist der Eisgruber Schloßpark, der in Feldsberg, in Steinabrunn (Schloss Fünfkirchen), Ernstbrunn usf. Hier hatte der kunstsinnige Fürst Prosper von Sinzendorf (1773 bis 1822) in einem Teile seines Parkes die „hängenden Gärten des Semiramis“ nachgeahmt. Die Linden- und Kastanienalleen sind holländischer Einfluß; da setzte man vor dem Haus und zu beiden Seiten des Weges Bäume, weil das Land keine Wälder hat. Sehenswert ist noch heute die stattliche Lindenallee bei Ladendorf und die zwischen Feldsberg und Eisgrub. Ein unvergeßlicher Naturgenuß ist ein Spaziergang in einer solchen Allee, wenn die Bäume blühen und duften und die emsigen Bienen zu Tausenden um die Blüten summen und den süßen Honig sammeln.

In den napoleonischen Kriegen und in der folgenden Zeit gingen viele Gärten und Parkanlagen ein, weil das Geld für die Instandhaltung fehlte.

Einen großen erzieherischen und wirtschaftlichen Wert hatten die Schul- und einzelne Herrschaftsgärten (Staatz, Feldsberg, Nexing und Würnitz) für den Wein-, Obstbau und für die Seidenraupenzucht. Der Schulgarten war ja oft die einzige Stätte, wo der Bauer die praktische Pflege der Obstbäume kennen lernte; viel Segen strömte von diesen bescheidenen Gärten aus, wo tüchtige und erfahrene Schulmeister zum Wohle der Landwirtschaft still wirkten und einen zähen Kampf gegen ererbte Vorurteile führten; im Gemüsebau, in der Bienenzucht, Blumenpflege und Obstbaumzucht gebührt dem vergessenen Schulgarten auf dem Lande eine ehrenvolle Stelle.

Nach dem Jahr 1848, als der Bürger und Bauer seine Freiheit erkämpft hatte, legte man in den Städten auch Parkanlagen an, die noch ganz im Stile der englischen Gärten gehalten sind. Künstliche Hügel wurden aufgeworfen, Teiche gegraben, an den Ufern stehen Trauerweiden, die einen schwermütigen Eindruck erwecken, über kleine Bäche führen Brücken oder Stege, in dem Wasser schwimmen Fische und verschiedene Wasservögel, Zwerge ruhen im düsteren Schatten der mächtigen Bäume, auf den künstlichen Inseln gibt es Scharen von Sumpf- und Wasservögeln, Denkmäler berühmter Männer unseres Volkes zieren die freien Plätze. Die Anlagen sind allen Menschen zugänglich und werden ihrem Schutz empfohlen. Sie dienen dem Bürger zur Erholung, sie sind eine grüne Insel im Häusermeer der Großstadt.

Seit 1880 drangen neue Gedanken über Garten- und Wohnkultur in unser Volk; sie kamen vom Westen und faßten zuerst in der Großstadt Wien festen Fuß. Schüchtern und zaghaft errichteten einzelne weitblickende Männer sogenannte Schrebergärten; gesunde Wohnungen, Licht, Luft, Sonne und Sport sind die Schlagwörter und treibenden Gedanken, die auch auf die Gartenanlagen Einfluß nehmen. Heute sehen wir im Garten den Ort der Ruhe und Erholung; Licht, Luft und Sonne muß er bieten; verbunden mit dem Wohnhaus ist er durch eine Veranda oder durch eine Terrasse; über den gepflasterten Hof gelangt man zu dem Rosen- oder Blumengarten; die Wege sind gerade und mit Ziegeln oder mit Steinen eingefaßt. Wie das Haus mehrere Räume enthält, so sehen wir auch im Garten mehrere Abteilungen: Blumen-, Gemüse-, Obst- und Weingarten; ein Wasserbehälter oder ein Brunnen, aber kein Teich, eine grüne Spielwiese für die Kinder und ein Sandhaufen gehören zum modernen Garten. Recht viel Licht und Sonne muß er dem Besitzer bieten, das ist eine Hauptforderung; Lebensfreude atmet er und darum gehören viele Blumen in den Garten und in das Haus. Hier kehren wir wieder zu den alten Bauerngärten zurück, die in ihrer Einfachheit, Schönheit und Natürlichkeit ein unerreichtes Muster sind und die den deutschen Geist echt und treu bewahrten.

In den großen Parkanlagen der Städte bemerken wir den neuen Geist seit 1918; denn sie sind ganz in den Dienst der Volkserziehung und der Gesundung gestellt; Spielwiesen, Sportplätze und Kinderbäder sind in großer Zahl vorhanden. Heute besitzt fast jede kleinere Stadt einen Spielplatz für die heranwachsende Jugend. Die Errichtung desselben war oft ein schwerer Kampf gegen tief eingewurzelte Vorurteile der älteren Leute.

Veröffentlicht in: „Niederösterreichisches Lehrerblatt“ 1934, S. 319 – 320

Die Erschließung unseres Landschaftsbildes

Die wichtige Bernsteinstraße benützte der römische Kaiser Mark Aurel in den Kämpfen gegen die Germanen. In seinem Gefolge befanden sich auch Gelehrte und Künstler, welche unser Land und die Bewohner kennen lernen wollten. Was sie gesehen hatten, verwerteten sie in den Bildern, welche die Mark Aurel-Säule in Rom schmücken. Sie sind das erste Bilderbuch unserer Heimat aus der Zeit um 180 n. Chr. Dann folgten mehr als tausend Jahre, bis wir wieder aus dem Munde des Minnesängers Ulrich von Liechtenstein eine bescheidene Schilderung unserer Heimat erfahren; denn er berührte auf seiner „Venusfahrt" Korneuburg, Mistelbach und Feldsberg, ohne die genaue Reise anzugeben und ohne Schilderung der Landschaft sowie der Bewohner. Neidhart von Reuenthal stellt in seinen Schwänken den Bauer aus der Umgebung von Wien vor, wie er die Ritter in Sprache, Kleidung, im Essen und Trinken nachahmte. Die Jugend fand ihr Vergnügen im Tanz unter der Dorflinde.

Hundert Jahre später berichtet der Scholastiker Thomas Ebendorfer (1387 - 1464) vom Michelsberg und Buschberg, den er bestieg; eine Zeitlang besaß er die Pfarre Falkenstein. Sein Zeitgenosse, der Humanist Aeneas Silvio Piccolomini betrachtete Land und Leute mit kritischen Augen; denn er schildert die Wiener, die Weinlese, vergleicht Venedig mit Laa, wo er mehrere Jahre Pfarrer war; er prüfte alles genau, was er sah und hörte, ob es auch der Wahrheit entsprach. Die Sümpfe um Laa und der Kot bei einem Regenwetter gefielen dem Italiener nicht, genau wie dem Sebastian Brunner, den 400 Jahre später das Schicksal als Kaplan nach Neudorf verschlug und die Laaer Ebene Sibirien nannte.

Die Renaissance erweckte in den Adeligen die Wanderlust, da sie die Fremde und besonders Italien mit seinen Schulen und Kunstwerken sehen wollten. Sie gingen nach Padua, Bologna, in die Schweiz nach Genf und Lausanne, nach Paris und Wittenberg. Da lernten sie viel Neues und für die Heimat Brauchbares, so z. B. die Anlage von Fischteichen, von Schäfereien, Schüttkästen, Archiven, Bibliotheken, Kunstsammlungen. Der Sinn für Geschichte, für die Vergangenheit und für das Zeitgeschehen erwachte. Poysdorf legte 1582 ein Gedenkbuch an; doch fand sich niemand, der es genau geführt hätte. Ein Brief des Mistelbacher Pfarrers Pörsius an den Fürsten Gundacker von Liechtenstein schildert die Bewohner als ungebildete Knöpfe, die für die Erziehung ihrer Kinder nichts übrig hatten (1632). Der Fürst wollte eine Mittelschule in seinem Herrschaftsbereich gründen, um das geistige Niveau seiner Untertanen zu heben. Die Liechtenstein und die Breuner schufen ein umfangreiches Archiv, sodaß wir heute viel geschichtliches Material aus ihnen schöpfen können, das für die Erschließung des Landschaftsbildes von großem Wert ist. Unsere Heimat, die zu allen Zeiten ein konservatives Bauernland war, brachte Wein, Obst und Getreide in großer Menge hervor. Kaiser Ferdinand lobte das Obst und die Weintrauben, die ihm der Graf Breuner im 30jährigen Krieg von seiner Asparner Herrschaft geschickt hatte. Martin Zeillen, der 1622 von Amstetten über Krems nach Znaim reiste, tadelte die sauren Weine der Wachau, die nicht seinem Geschmack entsprachen.

Nach dem 30jährigen Kriege erwachte in vielen Bewohnern die Wanderlust, um die Fremde zu sehen; allgemein liebte man die Landschaftsbilder. Da war es M. Vischer, der das Weinland bereiste und viele Burgen, Schlösser und historische Gebäude malte. Diese Bilder sind heute für die Landeskunde wichtig und man sieht sie in den Museen und Sammlungen, wo sie die Aufmerksamkeit der Besucher erregen. In der Pestzeit 1679 ließen einzelne Gemeinden Votivbildler malen, z. B. Poysdorf, die uns heute das Aussehen der Orte in jener Zeit vermitteln. Die Maler nahmen es aber mit der Wirklichkeit nicht so genau und machten oft mehr ein Phantasiebild; sie wählten als Standpunkt ihrer Aufnahme eine Anhöhe, wie es bei dem Poysdorfer der Fall war.

Eduard Brown († 1673) meinte, daß in dem Gebiet nördlich der Donau die Städte nur deshalb fehlen, weil hier die Römer keine Standlager hatten; er besaß eine rege Phantasie; denn er sah von Rauchenwart im Dekanat Fischamend bis nach Mähren und Böhmen. Ein unbekannter Maler bereiste von 1710 - 1714 das Weinviertel und machte von Dörfern, Märkten und Städten Skizzen; mit Vorliebe malte er Kirchen und Klöster. Mistelbach nannte er in seinen Erklärungen den schönsten Markt des Landes, Zistersdorf ein feines Städtlein, das aber jetzt mehr einem Dorfe als einer Stadt gleicht, da es die Kuruzzen „totaliter ruinierten”; Hohenruppersdorf war ein großer und langer Markt „um und um Weingebirge"; Laa a. d. Th. eine alte verwüstete Stadt an der mährischen „Gränitz”, Feldsberg ein kleines, aber säuberes Städtchen, dem Fürsten Liechtenstein gehörig; Skizzen entwarf er von Poysdorf mit der Kirche und dem Kapuzinerkloster, von Ulrichskirchen und Neudorf b. St.; wundern müssen wir uns heute, daß er die Staatzer Ruine übersah und nicht malte.

Lady Montagne, eine aufgeklärte Frau, die gut beobachtete, sagt 1717 in einem Reisebrief, daß die Oesterreicher weder gesittet, noch ein angenehmes Volk seien; sie rühmt aber die volkreichen Städte und die „romanhaften" Einsiedeleien". In den Geographiebüchern des Hübner und Hager (um 1731) wird geklagt, daß die Oesterreicher keine Freiheit hätten, um denken zu können; es wäre ihnen auch gar nicht gestattet. Die Fremden, die nach Oesterreich kamen, schauten sich vor allem Wien an, dieschönen Gärten, Bäume, Weingärten und Berge, aber das Land und unser Weinviertel sahen sie nicht. Unsere Heimat war schon damals ein Stiefkind, obwohl es früher hieß, da es viel Wein und Frucht hat, so daß es die Fremden besuchten. Allgemein hieß es, daß unsere Leute nicht gesellig, stolz, dumm und aufgeblasene Protzeln wären, die keine christliche Nächstenliebe kennen, unredlich und gewinnsüchtig seien und den anderen übervorteilen; sie verehren alle Bilder, schmücken mit solchen ihre Wohnungen, machen viele Prozessionen und seien echte Phäaken; sie treten die Armen, die ihnen nicht genug arbeiten, und verstehen alles besser. Der Wunderglaube beherrscht alle Kreise, sodaß bei Wallfahrtsorten Mirakelbücher geschrieben werden - z. B. bei Maria Bründl - Poysdorf. Vor dem finsteren Wald und vor hohen Bergen haben sie Angst; denn die Leute Sehen überall Geister, Gespenster und Hexen; sie glauben fest an Märchen und Wunder.

Die Zeit der Aufklärung lehrte den Menschen sehen, beobachten und denken; die Geister und Gespensterfurcht verblaßte, die Weihrauchwolken der Barockzeit zerflatterten wie ein Nebel, ebenso der Gedanke von dem Reichtum unseres Volkes und Landes; im Gegenteil erkannte man allgemein unsere Rückständigkeit. Die Aufklärer schimpften und nörgelten, verurteilten den Weingenuß, die ungesunde Lebensweise des Landvolkes und den niederen Bildungsstand, der an die Südseeinsulaner erinnerte. In den Burgruinen erblickten sie nur eine Stätte der Herrenwillkür, des Faustrechtes und einer finsteren Zeit; die Bauern seien Feinde der Ordnung, verhöhnen jeden Fremden als Zugereisten, bearbeiten den Boden liederlich, bauen einen schlechten Wein und beachten gar nicht die Obstbaum- und Bienenzucht. In den Dörfern sieht man viele Kretins und die unwissenden Bewohner huldigen einem tiefen Aberglauben. Der Weinbauer sei kriecherisch, bettelhaft, vor der Lese demütig und bescheiden, nach der Lese aber ein dummstolzer Schurke – was besonders von den Wohlhablenden galt.

1769/70 verfaßte der Sachse F. W. Weiskern die „Topographie von Niederösterreich". Karl Mastaliers Ode „Der Wald“ war dem Pfarrer von Pyrawarth gewidmet. Das Gegenteil der Aufklärung war die Romantik, die in jedem Dorftrampel die verkörperte Unschuld entdeckte; sie begeisterte sich an der Vergangenheit unseres Volkes, an den alten Ruinen, an der Ritterzeit, an den Schönheiten des Landes, an den hohen Bergen; alles sahen sie im verklärten Lichte ihrer Ideen; sie schufen die Grundlage für die Heimat- und Volksforschung, für Heimatpflege und Heimatschutz. Die Wanderlust erwachte, weil jeder Land und Leute aus eigener Anschauung kennen lernen wollte. Auch unser Weinviertel wurde mehr beachtet, obwohl der Dichter Castelli sagt: „Die Gegend von Wien bis Brünn ist wenig besser als gar keine Gegend, eine unabsehbare Ebene rechts und links, kleine Weidenbaume in den Wiesen. Wenn es nicht der Luft wegen wäre, würde man es gar nicht bedauern, wenn der Wagen gar keine Fenster hätte." Der Dichter Eichendorff fuhr vom Schloß Seebarn über Ernstbrunn nach Grußbach und schilderte seine Reise in den „Tagebüchern". Ernstbrunn war unter dem Fürsten Prosper von Sinzendorf (1773-1822) ein Musensitz, den Gelehrte und Künstler gerne besuchten, z. B. Josef Hammer Purgstall, der uns auch eine schöne Schilderung des Schlosses und seiner Umgebung hinterließ. Der Gutsbesitzer Franz Ritter von Heintl (1769-1839) machte aus Nexing eine kleine Sehenswürdigkeit; die Gegend zeigte mit den Wein- und Obstgärten, mit den Alleen und Wiesen mehr ein holländisches Landschaftsbild.

C. W. Blumenbach gab 1816 die „Neueste Landeskunde des Erzherzogtums Oesterreich unter der Enns” heraus. Er berichtet von unseren Weinbauern, daß sie klein und hager sind„ ein braun gebranntes Gesicht haben; sonst sind sie gutmütig, aber roh, von einem altgewohnten Schlendrian beseelt, dabei unwissend und verwildert und gegen Neuerungen unempfänglich. Die Frauen sind zwar klein, aber von schönem Wuchs, recht lebhaft, ihre Haltung nach lässig. Auf 15 eheliche Kinder kommt ein uneheliches. Die Zahl der Verbrechen steigt von Jahr zu Jahr, ebenso verschlechtert sich der sittliche Charakter immer mehr. Die Bauern halten im Gegensatz zu den Slawen nichts auf ihrem Volkscharakter. Das Korneuburger Kreisamt verlangte 1828 genaue Angaben über alle numismatischen und frühgeschichtlichen Funde; die alten Grabsteine sollten in die äußere Kirchenmauer eingemauert werden; schon früher hatte es eine Sammlung von heimatlicher Geschichte angeregt. Für diese Arbeit fand sich niemand; die Geistlichen verweigerten jede Auskunft; nur die Herrschaften Ernstbrunn, Staatz und die Liechtensteinischen lieferten Beiträge.

Fr. Schweickhardt verfasste in der Zeit von 1831 - 1840 seine „Darstellung des Erzherzogtums Oesterreich unter der Enns" und behandelte darin jede Ortschaft in ihrer geschichtlichen Entwicklung. A. J. Krickl schilderte 1832 in seinem Werke „Wanderungen” seine Reise von Korneuburg über Ulrichskirchen, Mistelbach, Wilfersdorf, Erdberg, Ketzelsdorf, Herrnbaumgarten, Schrattenberg, Feldsberg nach Brünn und Grulich in Böhmen. Später erzählte er in seinen „Eisenbahnausflügen auf der K. F. N. Bahn" 1844 seine Eindrücke von Ernstbrunn, Stronsdorf, Großharras, Staatz und Laa. Adolf Schmidl (1802-1863) war ein Kind der Biedermeierzeit und folgte dem Fr. Gaheis, der einmal sagte: „Auf Fußmärschen soll der Mensch das Vaterland kennen lernen und in die Seele des Volkes schauen." Er wanderte über den Kasernberg nach Wilfersdorf, Poysdorf und Nikolsburg, schaute sich auch Ernstbrunn, Asparn, Mistelbach, Staatz, Laa und Feldsberg an; er war ein Heimatforscher und Heimatentdecker.

Schlichte und einfache Bilder von unseren Gemeinden wurden 1841 hergestellt und durch Händler in den Ortschaften verkauft; ein solches sah ich von Poysdorf, das der Maler von der „Rundellen" aus aufgenommen hatte; die Kirche beherrschte das Bild. Nach dem Sturmjahr 1848 bildeten sich Gesellschaften und Vereine, welche eine segensreiche Tätigkeit auf dem Gebiete der Heimatkunde entfalteten (Die Geolog. Reichsanstalt und 1856 die „Geographische Gesellschaft", die mit ihrer Heimatforschung im Viertel ober dem Wiener Wald begann). Der Schulrat Alois Becker, der aus Nordmähren - M. Altstadt - stammte, schrieb sein „Ötscherbuch". Am 3. Juni 1864 gründeten mehrere weitblickende Männer den „Verein für Landeskunde", der bald zahlreiche Mitglieder fand. 1869 würdigte der Mistelbacher Bezirkshauptmann die schönen Zwecke dieses Vereines, der im ganzen Viertel 30 Mitglieder hatte - die wenigsten im ganzen Lande. Da traten Eibesthal und Poysdorf dem Verein bei; dann meldeten sich noch sieben Mitglieder.

Es fehlten unserer Heimat die Kräfte, die sich mit der Erforschung der Geschichte, der Wirtschaft und Volkskultur beschäftigt hatten; es gab damals in den Gemeinden genug Aufzeichnungen, Urkunden und Schriften, die aber später leider vernichtet wurden. Die allgemeine Schulbildung ließ viel zu wünschen, sodaß vielfach der Wert solcher Urkunden nicht erkannt wurde. So wanderte das Poysdorfer Pfarrarchiv zu einem Kaufmann, der es zum Einpacken der Waren benutzte. Ein Wilhelmsdorfer Bürgermeister steckte „dieses alte Gelumper" einfach in den Backofen.

Erst nach 1880 versuchten einzelne Männer die Vergangenheit unseres Gebietes zu erforschen - Schwedt in Poysdorf, Maurer in Asparn, Fitzka in Mistelbach und später Kudernatsch in Poysdorf. Schwedt gab eine heimatkundliche Zeitschrift heraus, die stark angefeindet und heute verschollen ist. Fitzka und Kudernatsch waren eifrige, zielbewußte Sammler; ersterer ist der Gründer des Mistelbacher Heimatmuseums. Kudernatsch, der in Poysdorf kein Verständnis fand, gab seine reichhaltige Sammlung und seine Bücher an andere Museen weiter. Poysdorf könnte heute ein zweites Eggenburg im Lande sein, wenn . . . Die Lehrerschaft des Bezirkes stellte die Geschichte der einzelnen Gemeinden zusammen, die Josef Glier 1889 unter dem Titel „Der politische Bezirk Mistelbach” herausgab. Heute findet man dieses Buch in vielen Schulen und es war damals eine wichtige Quelle der Heimatgeschichte für jene Lehrpersonen, die aus den Nachbarländlern herbeiströmten. Aus der Heimat schöpften vielfach den Stoff für ihre Werke der Dichter G. Frimberger aus Groß Inzersdorf (1851 - 1929) und der Poysdorfer Adolf Schwayer (1858 - 1922). Ihre Bücher sollten in jeder Bücherei der Heimat vorhanden sein.

Turn- und Gesangsvereine befolgten den Aufruf Schwedts im „Untermanhartsberger Kreisblatt", der zu Wanderungen in der Heimat anregte. Die Orte Ernstbrunn, Michelstetten, Ladendorf, Loosdorf, Staatz, Falkenstein und Feldsberg sollten mehr von den Bewohnern besucht werden; es war sogar ein Touristenklub in Staatz geplant, um die Wanderlust zu fördern. Der Laaer Turnverein machte 1886 einen Ausflug nach Ödenkirchen, der Poysdorfer Gesangverein einen nach Staatz. An einem Sonntag streiften manche Dorfburschen in die Umgebung; bevorzugt wurde Feldsberg, Nikolsburg und Falkenstein sowie Nexing. Doch fehlte bei solchen Wanderungen jede Erklärung des Landschaftsbildes. Das Vereins- und Parteiwesen waren mehr ein Hindernis für die Erforschung der Heimat. Diese setzte planmäßig nach dem ersten Weltkrieg ein. Der Hofrat Dr. A. Becker, der mit Studenten von Wien das Weinviertel besuchte und Vorträge hielt, zu denen auch die Lehrerschaft eingeladen wurde, weckte das Interesse für die Heimatkunde. Der Wiener Anton Mailly (1874 - 1950) gab mit Unterstützung der Lehrer 1927 die „Sagen aus dem Bezirk Mistelbach” heraus. Der Direktor M. Krickl schilderte in Aufsätzen, die im „Mistelbacher Boten" erschienen, das Volksleben in den Gemeinden um den Staatzer Berg. Der Lehrer G. Markl gab 1932 das Buch „Staatz und Umgebung" heraus; in Poysdorf hielt ich durch Jahre heimatkundliche Vorträge über die Geschichte der Heimat; da faßte der Poysdorfer L. Berndl den Entschluß, seine Lebenserinnerungen niederzuschreiben, die 1939 unter dem Titel „es wird. ein Wein sein” erschienen. In Mistelbach, Laa und Hohenau entstanden Heimatmuseen. Die Presse - vor allem der „Mistelbacher Bote” - brachte zahlreiche geschichtliche Aufsätze über unsere Heimat, die leider zum großen Teil verloren gingen. Ueberall regten sich die geistigen Kräfte, die bestrebt waren, die Vergangenheit unserer Heimat zu erschließen.

Da kam der zweite Weltkrieg, der auch hier viel zerstörte und zahlreiche Urkunden vernichtete. Da gab die Bezirkshauptmannschaft Mistelbach (Hofrat Dr. K. Mattes) nach 1950 monatlich zum Amtsblatt eine „Heimatkundliche Beilage" hieraus, die nicht nur die Geschichte, sondern auch die Wirtschaft, die Volkskunde und die Kultur der Heimat berücksichtigt und im Bezirk großen Anklang findet. 1955 eröffnete die Marktgemeinde Asparn a. d. Zaya ein Heimatmuseum, das der Meister H. Schöfmann begründete. Viele Kräfte sind bemüht, den Werdegang der Heimat, die Geschichte und die Volkskultur des Grenzlandes zu erschließen und planmäßig zu bearbeiten.Quellen:Dr. Eugen Oberhummer „Die Entwicklung der Landeskunde von Niederösterreich" Heft 5 der Heimatkunde von Niederösterreich"

Dr. M. Vancsa „Ueber topographische Ansichten" im „Jahrbuch des Vereines für Landeskunde" 1902.Dr. R. Latzke „Die Erschließung des n.ö. Landschaftsbildes" im „Jahrbuch des Vereines für Landeskunde” 1918/19.Dr. Kräft „Skizzen nö. Orte 1710/14" in „Unsere Heimat" 1938.

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1971, S. 42 - 45

Die ersten Jahre des Dreißigjährigen Krieges im Bezirke Mistelbach

Mit dem Prager Fenstersturz am 23. Mai 1618 begann der Dreißigjährige Krieg, der im ersten Teil, dem sogenannten böhmischen Aufstand, unserer Heimat schweren Schaden zufügte. Es dauerte eine Zeit, bis die Kampfhandlungen begannen, da beide Teile keine Truppen und kein Geld hatten. Im Oktober schickte der Kaiser den Gundacker von Liechtenstein – er besaß die Herrschaft Wilfersdorf – nach Breslau, um hier die Stände Schlesiens für die kaiserliche Sache zu gewinnen; die aber lehnten sofort ab und Gundacker verließ fluchtartig die Oberstadt, wobei er mit Steinen beworfen wurde. In Oesterreich lagen die Verhältnisse nicht günstig, da es hieß: „Mit dem Kaiser Ferdinand II. halten es kaum zehn.“ Die Mehrheit der Adeligen unserer Heimat waren Protestanten, die in Horn ein Direktorium gewählt hatten, dem Erasmus von Landau aus Zistersdorf und Melchior Maschko von Niederleis angehörten. Hans Bernhard von Fünfkirchen in Steinebrunn, der mit Barbara von Teufenbach verheiratet war, hielt es mit den mährischen Ständen, die rasch eine Armee aufstellten, die Friedrich von Teufenbach aus Dürnholz und der Graf Thurn führten. Auf des Kaisers Seite finden wir die drei Brüder Karl, Maximilian und Gundacker von Liechtenstein, den Grafen Trautsohn in Falkenstein und Bräuner von Asparn a.d. Zaya sowie den General Rudolf von Teufenbach, den Bruder Friedrichs; dieser Rudolf kommt in Schillers „Wallenstein“ vor und heißt da Tiefenbacher, den der Dichter als Kreuzelschreiber lächerlich macht.

Am 10. März 1619 ernannte der Kaiser den Maximilian von Liechtenstein, der Rabensburg besaß, zum General aller Kriegsvölker zu Roß. Der Graf Heinrich Matthias von Thurn erschien am 4. Mai 1619 vor Laa, wo ihn eine Gesandtschaft der katholischen Stände Niederösterreichs bat, abzuziehen und keinen Schaden anzurichten; denn die Bewohner in den Dörfern hatten in ihrer Angst die Keller vermauert, Kleider und Wertsachen vergraben, Verstecke hergerichtet, z.B. die Ameiser im Walde. Dorf und Grundrichter, die zu scharf die Gegenreformation durchgeführt hatten, flohen und ließen Haus und Hof im Stich (Poysdorf). Die englischen Hilfstruppen im Heere Thurns waren die ersten Tabakraucher, die unsere Heimat sah. Am 5. Mai brachte Wallenstein von Olmütz die kaiserliche Kriegskasse mit 96.000 Talern (1 Eimer Wein kostete einen Taler oder 1 fl 30 kr) über Lundenburg gut nach Oesterreich, während seine Knechte gefangen und nach Brünn geführt wurden. Thurn nannte den Friedländer “eine meineidige Bestie“, der alle Besitzungen in Böhmen weggenommen wurden; dasselbe Schicksal erfuhren die Liechtenstein.

Am 31. Mai schloß Thurn den Stinkenbrunner Vertrag und rückte gegen Fischamend vor. In Wilferdorf nahm er aus dem Schloß alle Kaufbriefe mit. Da er keine schweren Kanonen hatte, konnte er die Donaustadt nicht erobern. Er war auch kein Feldherr, sonst hätte er Wien vom Bisamberg und Leopoldsberg her angegriffen.

Am 10. Juli fiel Dampiere mit 12.000 Mann von Retz in Südmähren ein – er hatte den Kaiser am 5. Juni 1618 bei der Sturmpetition der Protestanten gerettet. (1). Diese Scharen plünderten und brandschatzten das gesegnete Land, raubten die Bewohner um Joslowitz und Frischau ganz aus, legten 40 Ortschaften in Schutt und Asche, nahmen dem Bauer Vieh, Wein und Getreide, brachen alle Kisten, Truhen und Kasten auf, betranken sich und ließen den Wein ausrinnen. Besonders scharf gingen sie gegen die Wiedertäufer (Habaner) vor, denen sie alles wegnahmen. Diese zügellosen Soldaten schlug Friedrich von Teufenbach am 5. August bei Tracht auf der Peterwiese und nahm ihnen die geraubten Kirchengeräte, Meßgewänder und Schmucksachen (= 400.000 fl wert) und schickte alles nach Brünn. Dampiere zog gegen Lundenburg und setzte überall seine Zerstörung in gründlicher Weise fort, so daß dieses Gebiet mehr einer Wüste ähnelte. Im Schloß von Lundenburg schlug er sein Hauptquartier auf und ließ sich die guten Weine schmecken, die er aus dem Nikolsburger Schloß nahm. Ende September ist der alte Graf Thurn in Neumühle, dem „Jerusalem“ der Wiedertäufer, die hier ihren geistigen Mittelpunkt hatten; hier befand sich das Hauptquartier Friedrichs von Teufenbach.

Der Nikolsburger Schloßhauptmann Brus erschien am 13. Oktober in Laa zu einer Unterredung mit dem General Bucquoi, weil die Lage im Grenzgebiet sehr ernst wurde: denn von Osten drangen die Ungarn unter Bethlen Gabor gegen Nikolsburg vor, das sie schon am 14. erreichten. Gabor verfolgte seine eigenen Ziele und wollte die Sudetenländer mit Polen und Ungarn zu einem Großreich vereinigen, um die Türkengefahr zu beseitigen; deshalb nannte man ihn auch den „Wallenstein des Ostens“. Burquoi und Dampiere zogen sich fluchtartig zurück und überließen unser Gebiet der Ständearmee und den Ungarn, die jetzt gründlich Vergeltung übten für Greueltaten der Kaiserlichen in Böhmen und Mähren. Am 23. standen die Truppen bei Wilfersdorf. Wo die Weingärten noch nicht gelesen waren, besorgten sie es mit Hilfe der Bewohner, den Wein, Most und Maische sowie Kühe, Pferde, Schweine und Schafe führten sie weg, plünderten und raubten, suchten nach den verborgenen Schätzen und räucherten die Erdställe aus; das Wilfersdorfer Schloß wurde gründlich ausgeräumt, Kettlasbrunn niedergebrannt, Erdberg in Schutt und Asche gelegt, sodaß später beim Aufbau des Dorfes nur 9 Bauernhäuser bestiftet werden konnten; die Bewohner flohen in die Wälder oder schlossen sich den zurückgehenden Kaiserlichen an; der Wilfersdorfer Pfarrer suchte in Asparn ein Versteck. Bei Ulrichskirchen gab es einen Zusammenstoß der Truppen, bei dem sich Wallenstein mit seinen Kürassieren besonders auszeichnete; der Ort selbst wurde ganz niedergebrannt. Am 29. Oktober holten die Knechte des Friedländers in Laa Provianthafer und rasteten eine Zeitlang hier. Im Dezember zog die Ständearmee an der March zurück und plünderte hier die Orte; es ging ihr aber sehr schlecht, weil die Truppen nichts mehr fanden, bittere Not litten und durch Seuchen viele starben.

Am 13. Jänner 1620 belagerten sie Nikolsburg und brandschatzten die Umgebung; dabei verödete Schirmannsorf bei Steinebrunn (unweit der „Schofwosch“ an der Brünnerstraße). Am 3. Februar nahm Teufenbach Nikolsburg ein, wo er 36 Kanonen, viel Wein und Getreide erbeutete. Nun kamen Polacken dem Kaiser zu Hilfe, besetzten am 6. Februar Laa und unternahmen von hier Raubzüge nach Südmähren; diese verübten scheußliche Schandtaten, zogen Männer und Frauen aus, ließen sie nackt laufen, schändeten Knaben und Mädchen, schnitten den Leuten Nasen und Ohren ab, durchbohrten ihnen die Kniescheiben und die Kinnbacken, hingen die Leute an Händen und Füßen auf, streuten Asche ins Mehl, schnitten den Männern die Zungen ab usw. Einmal gelang es, eine Abteilung dieser Polacken bei Höflein einzuschließen und niederzumachen. Ein polnischer Oberst ließ in Laa den Wiedertäufer Jakob Wolf rädern, strecken und begehrte 1000 Taler Lösegeld, das die braven Laaer selbst erlegten.

Am Montag vor Pfingsten ließ Thurn die Kühe und 2186 Schafe von Wilfersdorf aus dem fürstlichen Meierhof nach Göding treiben, während er die Kühe in Ringelsdorf nicht mitnahm. Im Jänner 1621 kamen sie wieder nach Wilfersdorf zurück. Die Bauern versteckten ihre Körnerfrucht in Erdgruben, die sie zuvor gründlich ausbrannten; eine solche Grube entdeckte ich vor Jahren in Poysdorf (Brunngasse 80).

Am 8. November fiel die Entscheidung in der Schlacht am Weißenberg unweit von Prag. Maximilian von Liechtenstein der den rechten Flügel der Kaiserlichen befehligte, war der einzige, der zum Kampfe drängte, während Bucquoi ihn vermeiden wollte. Sofort wurden Gerichtshöfe eingesetzt, die mit aller Schärfe gegen die Feinde des Kaisers vorgingen. Diese mußten sich registrieren lassen. Erasmus von Landau und Melchior Maschko flohen, ihr Besitz wurde konfisziert, Bernhard von Fünfkirchen wanderte ins Gefängnis und seine Güter verwaltete der Kardinal von Dietrichstein (Nikolsburg). Karl von Liechtenstein trat beim Kaiser für Mäßigung und Nachsicht ein; doch fand er kein Gehör. Rasch eroberte Bucquoi Mähren und stand am 1. Jänner 1621 in Brünn.

Im Februar schrieben Kommissionen alle jene auf, die nicht gut kaiserlich gesinnt waren. Im Prager Blutgericht (21. Juni 1622) wurden 27 Männer hingerichtet – „die böhmischen Hosen angezogen“ und ihre Köpfe zum Teil am Altstädter Brückenkopf bis 1631 ausgestellt. Damals sagte das Volk: „Böhmische Sprache – Kopf ab, mährische Sprache – Spielberg, österreichische Sprache – Raub aller Güter.“ Unter den Hingerichteten befand sich der 86jährige Kaplirsch, dessen Enkel im Türkenjahr 1683 der wichtigste Ratgeber Starhembergs in Wien war. Rachgier und Haß feierten in diesen Tagen der Vergeltung Triumpfe. Bernhard von Fünfkirchen wurde zum Tode verurteilt, aber dann begnadigt und eingesperrt; 1626 starb er im Gefängnis. Der General Friedrich von Teufenbach wurde in Innsbruck hingerichtet; sein Bruder Rudolf bekam als Belohnung Zistersdorf, gründete hier später das Franziskanerkloster und schenkte ihm ein Bild von Lukas Cranach „Die Muttergottes mit der Weintraube“, das heute im Wiener Diözesanmuseum zu sehen ist. Geistliche und Lehrer bekamen in dieser Kriegszeit keine Bezahlung; sie liefen davon und ergriffen einen anderen Beruf. Kirchen und Kapellen hatte der Feind ausgeraubt und zerstört, so daß der Passauer Offizial Kirchberger mit Recht klagte, daß die Kinder nicht getauft und die Toten nicht beerdigt werden, daß die Jugend verwildere und trostlose Zustände in den Dörfern herrschen. Die Gemeinden, welche zu den Herrschaften Wilfersdorf und Rabensburg gehörten, hatte der Feind mehr verwüstet, da sie ja dem Liechtenstein gehörten; noch ärger war es in den Ortschaften der Grafschaft Falkenstein, denen die n. ö. Kammer auf 3 Jahre die Landesanlage erließ. Der Graf Breuner und der Kardinal Dietrichstein gehörten der Konfiskationskommission an, Karl von Liechtenstein war Gubernator von Prag. Wallenstein besetzte Lundenburg im August und ließ Schanzen aufwerfen um jeden Einfall der Ungarn abzuwehren. Die Bewohner der umliegenden Gemeinden mußten da mithelfen. Im Oktober eilte Maximilian von Liechtenstein mit seinen Truppen herbei, weil man einen Einfall Bethlen Gabors und des Ladislaus Welen von Zierotin, des Besitzers von Lundenburg befürchtete.

Am 7. Jänner 1622 schloß der Kaiser mit Bethlen Gabor im Nikolsburger Schloß Frieden, wobei Wallenstein wichtige Dienste leistete. In Poysdorf war der jesuitische Grundrichter Hans Putz geflohen und ein gewisser Toll hatte sofort das leere Haus besetzt. Der Marktrichter wies es aber der Breunerischen Reiterei, die hier im Quartier lag, als Provianthaus zu, die es ruinierten und verwüsteten; denn sie hielten es für ein Schulgebäude. Den Kachelofen nahmen sich unbekannte Diebe. Nun sollte er eine Kontribution von 200 fl zahlen, was Putz aber ablehnte. Die Jesuiten in Wien billigten seine Haltung, während der Markt seine Forderung aufrecht hielt. Am 22. April 1622 mußten laut kaiserlichem Befehl „die stuck (= Kanonen) und andere Fahrnusse“, die der Feind von Wilfersdorf und Pollßdorff (= Poysdorf) in andere Orte verschleppt hatte, wieder an Ort und Stelle zurückgeführt werden. Wo befand sich aber das, was die Kaiserlichen und die eigenen Leute genommen hatten? Der Wilfersdorfer Pfleger (= Amtsmann) erhielt vom Fürsten den Auftrag, den Sachschaden in den Gemeinden festzustellen; doch vertraute er - Jakob Süßwein hieß er – den Ortsrichtern, die ihm genaue Angaben mitteilten; nur Poysdorf machte eine Ausnahme und verweigerte jede Auskunft über die Kriegsschäden, die nur die f ü r s t l i c h e n U n t e r t a n e n betrafen, nicht aber die „auswendigen“:

B u l l e n d o r f : Dem Matz Zoberer wurden 8 Roß, 4 Kühe, 2 Mut Hafer, 10 Metzen Getreide, 15 Hühner und 5 Stück Schweinevieh genommen, dem Kaspar Kögler 7 Roß, 2 Wagen, 2 ½ Eimer Wein, 1 Bienenstock, 5 gemästete Schweine, 36 Hühner, 35 Gänse, Getreide, Mehl, Brein, Leinwand und Hausgeschirr, dem Sandinger brannte das Haus nieder und ein Stadel, 13 Bienenstöcke verdarben, 2 Seiten Speck nahm ihm der Feind, 600 fl in Münzen, einen Silbergürtel, 40 Stück Zinngeschirr sowie das Bettgewand; viele Häuser gingen in Flammen auf, darunter das Gemeindehaus; Heu, Grummet, Getreide und Wein führten die Soldaten weg, raubten die Wohnungen aus, ließen nichts in den Häuser zurück, so daß mehrere Inwohner aus Kummer und Gram über den Verlust von Hab und Gut starben, einer entleibte sich. Die Summe des ganzen Schadens betrug 18.733 fl.

K e t t l a s b r u n n : Hier lagen 2 Tage lang die Dampierischen Reiter und verzehrten Fleisch, Brot, Hühner und Wein, nahmen den Bauern Hafer und Heu. Die rebellischen Ungarn brannten 18 Häuser nieder, von denen 12 nicht aufgebaut werden konnten; Kleider, Nahrungsmittel, Kühe und Pferde nahmen sie den Untertanen weg; die Gemeinde mußte nach Zistersdorf, Dürnkrut, Ober-Sulz, Mistelbach und Poysdorf Hafer, Fleisch, Brot u.dgl. liefern. Endsumme des Schadens 18.980 fl.

K e t z e l s d o r f : führte Wein, Brot, Hafer und Fleisch nach Pulgram, Absdorf, Ulrichskirchen, Feldsberg und Mistelbach, 22 Mut Hafer, 9 Eimer Wein und 40 Laib Brot nach Zistersdorf, 5 Mut Hafer und 100 fl nach Erdberg, 1 Eimer Wein und 20 Schafe nach Herrnbaumgarten, 2 Mut Hafer, 2 Eimer Wein und 2 Zentner Fleisch nach Poysdorf, 20 fl nach Bömisch-Krut, ebenso versorgte es die Soldaten in Walterskirchen und Wilhelmsdorf. Pferde, Rinder, Schafe und Schweine nahmen die Gegner den Bauern weg; im Gasthaus gingen 15 Eimer Wein, 1 Mut Hafer und 3 Zentner Fleisch auf. Durch drei Nächte lagen Reiter hier, die 20 Eimer Wein, 2 Mut Hafer und 6 Zentner Fleisch brauchten; die Fuhrknechte Coloredos suchten die Gemeinde heim und holten sich, was sie benötigten; hier zählte man 15 öde Häuser. Der Schaden betrug 25.000 fl.

L a n z e n d o r f : Die Liechtensteinschen Untertanen wurden ausgeplündert und ausgeraubt. Der Schaden 2500 fl.

P ä s t o r f (Paasdorf): 4500 fl.

W o l f p a s s i n g : 816 fl.

H ü t t e n d o r f : 9915 fl. In diesen Gemeinden hatte die Wilfersdorfer Herrschaft nur einige Untertanen, darum ist die Schadenssumme gering. Von den anderen Untertanen fehlt jede Angabe.

W i l f e r s d o r f : Hier verwüsteten die Soldaten sogar das Getreide auf dem Felde, raubten die Wohnungen aus, zerschlugen die Fenster und Türen, brachen Kasten und Truhen auf und führten alles weg, sogar die Branntweinkessel; in der Schmiede verdarben sie die Kohle und das Eisen, stahlen den Leuten das Bargeld; die Quartierknechte des Grafen Thurn holten sich 80 Klafter Brennholz. Ein Regiment mährischen Fußvolkes und zwei „Kornet“ Reiterei blieben im Orte 2 Tage lang und brauchten 2000 fl. 22 Häuser waren niedergebrannt und 12 verödet. Den Schaden berechnet die Gemeinde auf 26.974 fl.

W a l t e r s d o r f : Hier brannte der Feind die Häuser mit dem eingeführten Getreide nieder, nahm 95 Pferde weg. 40 Schweine schoß er nieder; die Reiterei Herberstein brauchte 11 Mut Hafer. Die Ungarn führten 21 Stück Kühe und Kälber weg. Als die mährische Armada von Fischamend zurückging, nahm sie von hier 5 gute Wagen und 9 Pferde mit. Durch 10 Wochen mußten die Untertanen Nahrungsmittel liefern, sodaß sie so verarmten, daß im Schenkhaus durch 6 Jahre nicht mehr als 50 Eimer Wein ausgeschenkt wurden. Schadenssumme: 13.849 fl.

In R i n g e l s d o r f : 21.725 fl.

O b e r - S u l z : Die Ungarn raubten die Kirche aus und verlangten 800 fl. Rantion. Die Gemeinde zahlte an die Aufständischen 42.234 fl., an die Kaiserlichen 29.155 fl. Dafür war hier kein Haus niedergebrannt, keines verödet, sondern alle bewohnt.

M i s t e l b a c h : Am 20. Oktober 1619 wurde die Pfarrkirche geplündert, 20 Meßgewänder genommen, dazu noch viel Gold und Silber, ein schwarzes Bahrtuch aus Sammet, 2 Himmel, 10 Fahnen der Zechen, die noch ganz neu waren. Alle Türen und Schlösser wurden erbrochen. Am 26. August 1621 brannten die Ungarn die Mühle zu Rohrbach nieder, die dem Markte gehörte; man zählte 58 Abbrändler, 11 öde Häuser, 240 Pferde waren weggeführt und das Badehaus ausgeraubt (1847 fl Schaden). Das Weißmannische Haus im Mittern Viertel verzeichnete allein einen Schaden von 3243 fl und verlor 14 Pferde, einen Messerschmied hauten die Ungarn nieder; das Rathaus „spolierten“ sie, in den Häusern hackten sie die Türen aus und stahlen das Bettgewand, Hemden, Geld und Schmucksachen. Als der Feind in Laa stand, spendete der Rat 10.537 fl; für die Schärffenbergische Reiterei, die in und um Mistelbach einquartiert war, kontribuierte er 21.505 fl 23 kr. Bei dem Bürger Paul Präß „boßieret“ der General Bucquoi und der Graf Ortenburg von dem Heere des Grafen Thurn sowie der Tiefenbacher. Dann erschienen die Ungarn und plünderten. Die schlesische Reiterei zog von Fischamend hier durch. Mistelbach war ein wohlhabender Markt, in dem Handwerk und Gewerbe stark vertreten war (u.a. 2 Lebzelter, 1 Goldschmied und 1 Büchsenmacher). Schadenssumme 222.931 fl 13 kr 2 den.

B l u m e n t h a l : 31 Häuser waren niedergebrannt; der Schaden = 20.350 fl. 37 kr. 2 den.

L o i d e s t h a l ; wurde viermal ausgeplündert, in der Kirche die Altäre zerschlagen. Meßgewänder und Schmucksachen genommen, 9 Bewohner getötet und 15 schwer verletzt. Den Bauern wurden die Pferde genommen, so daß sie nicht anbauen konnten. Proviant führten sie nach Obersulz, Ulrichskirchen, Zistersdorf und Absdorf; viele Häuser äscherten die Soldaten ein. Als die Ungarn kamen, nahmen sie den Bauern 69 Pferde und 30 Kühe weg; die Bewohner versteckten sich im Kirchturm, doch der Feind entdeckte sie und tötete 23 von ihnen. Die Kaiserlichen stahlen 7 Pferde, 4 Kühe, 3 Wagen, 12 Eimer Most, Kleinvieh, Bettgewand usw. Da verkrochen sich die Leute in den Erdställen, wo sie aber die Soldaten fanden und ausräucherten, so daß 6 Personen erstickten. Von 60 Häusern waren 35 öde und nur 25 bewohnt. Der Schaden: 33.901 fl 30 kr.

G r o ß k r u t : Der Feind verzehrte und verbrannte den Bewohnern Hab und Gut und raubte sie aus (Schaden 1290 fl), zusammen 2244 fl 30 kr. Dabei sind nur die Liechtensteinischen Untertanen erfaßt, die eine kleine Minderheit im Markte darstellten, die Mehrheit gehörte dem Kloster in Tulln an. Ein Schauerwetter zerschlug hier im Jahre 1623 die Feldfrüchte.

Zum Vergleich seien einige Preise angeführt: 1 Roß - 20 fl, 1 Kuh – 12 fl, 1 Schwein – 3 fl, 1 Mastschwein – 10 fl, 1 Schaf - 1 fl, 5 Hühner - 3 fl 45 kr, 1 Klafter Brennholz – 3 fl, 1 Metzen Hafer – 1 fl, ebensoviel ein Metzen Heiden, 1 Seite Speck – 6 fl, 16 Eimer Wein – 96 fl, 1 Bienenstock – 4 fl,. Die Preise waren schon bedeutend gestiegen im Vergleich zu 1620.

Die Gegenreformation die der Kardinal Dietrichstein leitete, setzte mit aller Schärfe ein und traf die Wiedertäufer und Protestanten sehr hart; denn sie konnten zwischen Glauben und Heimat wählen. Ihr Vieh, Getreide und Hauseinrichtung hatten sie hier zu lassen. Traurigen Herzens verließen sie ihre Gemeinden und zogen nach Ungarn, wo sie in Groß-Schützen und St. Johann eine neue Heimat fanden. Mehrere Familien gründeten in den Karpaten den Ort Schweinbart. Trotz der vielen eingezogenen Güter und der Sachwerte, welche die Vertriebenen zurücklassen mußten, steuerte unser Land infolge der schlechten Wirtschaft der Regierung einer Geldinflation entgegen, die man „Münzcalada“ nannte. Der Jude Basevi und der serbische Fleischhauersohn Paul Michna waren die Finanzberater des Kaisers. Ein Konsortium von 141 Mitgliedern prägte die Münzen, die von Tag zu Tag an Wert verloren und Kippergeld hießen. Bei uns soll damals in Falkensein eine Münzstätte gewesen sein. Der Kaiser verdiente dabei 6 Millionen Gulden. Die Folge dieser Mißwirtschaft waren Teuerungen, Hungersnot und Pest.

Im Spätherbst 1623 drang Bethlen Gabor mit seinen Scharen, bei denen sich viele Emigranten befanden, in Südböhmen ein und brandschatzte das Gebiet bis gegen Brünn. Wallenstein stand in Göding, während in Lundenburg eine kaiserliche Armee zusammengezogen wurde, für die unsere Dörfer Proviant, Hafer und Heu lieferten. Der Fürst Gundacker von Liechtenstein eilte mit einer Kompanie Arkebusiere, die er in Wilfersdorf zusammengestellt und auf seine Kosten ausgerüstet hatte, zu Hilfe. Großsprecherisch hatte Gabor verkündet, daß er die Martinigans in Prag verspeisen werde. Die Soldaten waren unzufrieden mit dem wertlosen Kipperged, für das sie nicht viel kaufen konnten. Preistreiberei blühte, so daß die Taglöhner und Arbeiter Krawall machten. Die Münzen hatten nur ein Sechstel des alten Wertes.

Bäcker und Müller trieben es zu arg, so daß die Armen in Wilfersdorf vom Pfleger verlangten, daß er gegen diese Ausbeuter energisch einschreiten müßte. Vor den Bäckergeschäften standen lange Reihen von Käufern, die nicht alle befriedigt wurden. Denn in Poysdorf buken die Meister nur ein– oder zweimal in der Woche. Am 7. Mai 1624 stellte der Pfleger fest, daß das Gebäck zu klein war; so fehlten bei den 3 Meistern in Mistelbach bei den Semmeln, die 16 1/2 Lot wiegen sollten, 4 bis 5 Lot. Er drohte nun solchen Wucherern mit Geldstrafen bis 100 Reichstalern. Die Verwendung falscher Gewichte, Waagen und Maße war ein schweres Uebel in dieser ernsten Zeit. Am 8. Mai schloß Bethlen Gabor in Nikolsburg Frieden und kehrte nach Ungarn zurück. Die Inflation kam auch den Bauern zugute, die ihre Erzeugnisse teuer verkauften, wenn sie nicht früher die Soldaten raubten. Mit dem Gelde wurden die Häuser aufgebaut, Pferde, Kühe und Hausrat eingeschafft; nur an Arbeitskräften fehlte es. Diese Tatsache erschwerte den Aufbau der zerstörten Gemeinden, der nur langsam vorwärts schritt. Die Grundherren wünschten die fleißigen Habaner zurück, dann wollten sie aus Süddeutschland Arbeiter kommen lassen. Die kehrten aber schon in Krems um, weil sie fürchteten, in dem armen Lande zu verhungern. Die Liechtenstein holten von Mähren aus den neu erworbenen Herrschaften Goldenstein, Eisenberg, Hohenstadt, Landskron usw. tüchtige Arbeiter für ihre Meierhöfe. Die wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen zwischen dem Weinlande und Mähren vernichtete erst das Jahr 1918.

Die Hungersnot brachte in einzelne Gemeinden die Pest, die gerade unter den Armen viele Opfer forderte, die man außerhalb der Siedlung beerdigte; solche Pestfriedhöfe – es waren Massengräber – schmückte man mit einem Bildstock, z.B. in Ketzelsdorf, Ameis, Mistelbach und Wetzelsdorf, wo leider diese Denksäule vor 3 Jahren niedergerissen wurde. Der Friede, den alle wünschten, kam nicht, im Gegenteil ging der Krieg weiter.

Als vor Jahren in Wilhelmsdorf ein Bauernhaus – heute besitzt es der Haimer Josef – niedergerissen wurde, entdeckten die Maurer einen Geldbeutel, der zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges eingemauert worden war und den man später vergaß. Die Marktgemeinde Poysdorf vermauerte im Rathaus ihr Archiv und ihre Privilegien, damit sie nicht verloren gingen; nur 1605 verbrannte ein großer Teil des Archivbestandes.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

Josef Freising „Vor 300 Jahren“.

Dr. H. Srbik „Walleinsteins Ende“.

A. Gindely „Geschichte des Böhmischen Aufstandes“.

H. Hallwich „Geschichte Wallensteins“.

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1951, S. 17 + 18, S. 21 + 22, S. 25 + 26,

Die Eselsstadt bei Prinzendorf

Prinzendorf, das am Fuße des östlichen Steinberg bei Zistersdorf liegt, ist in der Geschichte der Landwirtschaft deshalb so bekannt, weil hier um 1770 – eigentlich 1761 – der Pfarrer Johann Jungblut die ersten Erdäpfel anbaute. Er stammte aus Holland. Nach seinem Tode ehrte ihn die Gemeinde, indem sie in der Kirchenmauer eine Tafel mit folgender Inschrift einmauern ließ: „Ihm, dem ersten Pflanzer jener Knollen, die in großer Not sich so bewährt, will die Nachwelt ihren Dank hier zollen, wenn sie seine Ruhestätte ehrt. Heb ab Wanderer dankbar deinen Hut. Hier liegt Pfarrer Johann Eberhard Jungblut“

Einige Schritte von der Kirche entfernt liegt die sogenannte Eselsstadt. Es war dies der Ort, wo die Männer zur Strafe den Esel reiten mußten. Er war aus Holz gezimmert, aber so hoch, daß man eine Leiter benötigte, um ihn zu besteigen. Das Sitzen war sehr unbequem, weil der Rücken eine scharfe Kante aufwies. Wer da einige Stunden reiten mußte, büßte seine Sünden wirklich ab. Männer, die nicht roboten wollten oder diese Arbeit schlecht ausführten, wurden zu harten Strafen verurteilt. Ebenso der Dorfrichter, der sein Amt nicht genau erfüllte.

Im Volke war diese Strafe, die sich auch im Iglauer Kreis in Mähren findet, verhaßt. Manchmal zerhackten die Bauern in der Nacht den Esel, doch wurde er wieder aufgerichtet.

Auch für das Militär benutzte man das Eselreiten als Mittel, um die lockere Manneszucht wieder herzustellen. Da es damals keine Kasernen gab, waren die Soldaten in den Ortschaften untergebracht. Galgen und Holzesel sah man dort, wo Militär längere Zeit sich aufhielt.

Die Zeit der Aufklärung und das Jahr 1848 ließen diese alten Rechtsmittel verschwinden, sodaß sie heute nur mehr eine geschichtliche Erinnerung sind.

Veröffentlicht in: „Deutsche Heimat“, 1935, S. 22

Die Eselstadt

Wohl der Titel eines Märchens? Ein Märchen, wie etwa das von der „Katzenstadt“ mit der Hauptfigur „Peter“, dem jungen schwarzen Kater? Nein, hier handelt es sich um kein Märchen, sondern um ein Stück Wirklichkeit. Es gibt in der Tat eine Eselstadt, in unserer Nähe sogar. Sie liegt im Weinviertel, aber nun mögen sich weder die Einwohner, noch die Gemeinderäte dieses oder jenes Ortes betroffen fühlen; denn Esel im allgemein gebräuchlichen Sinne des Wortes gibt es unter den Menschen überall mehr als genug und obendrein hat in unserem bestimmten Fall das Wort „Esel“ keinerlei Bezug auf die Sinnesart des zweibeinigen Wesens, das sich von ASINUS mindestens durch den selbsterwählten Namen HOMO SAPIENS unterscheidet.

So ist denn „die Eselstadt“, von der hier zu reden sein wird, durchaus arg- und harmlos, und wir haben das sichere Gefühl, nicht „berichtigt“ zu werden.

Eselstadt, das ist von altersher der Name eines Teiles von Prinzendorf a. d. Zaya im Bezirk Gänserndorf. Dieser Name ist nun zwar kriminellen Ursprungs, aber das ist längst vergessen. Viele Jahrzehnte sind darüber hinweggerauscht, und heute nennt man den Namen, ohne an seine Veranlassung zu denken, weil man sie eben nicht mehr kennt.

Vor vielen Jahrzehnten, sagen wir in der „guten, alten Zeit“, war das wehrhafte Schloß in Prinzendorf Sitz eines sogenannten Amtsgerichtes. Noch heute sind in den Kellerräumen dieses großen Baues an den Wänden schwere Eisenringe zu sehen, an die man die Häftlinge und die Verurteilten angekettet hatte. Dort aber, wo am Mariazellerberg das Gelände sich zu einer breiten Nische weitet und vertieft, stand ein – eiserner Esel. Auf diesen Esel pflegte man gewisse Uebeltäter zu setzen, band sie fest und ließ sie dort ihrem Vergehen angemessen 2 – 3 Tage „dunsten“, gewiß ein verdammt unbequemer Sitzplatz, aber verglichen mit Konzentrations- und Zwangsarbeitslagern, mit Uranbergwerken und mit Anhaltekurorten in Sibirien fast ein Pratervergnügen zu nennen! Eine Lehmgrube war es, in oder an der damals der steinerne Esel stand. Aus dieser Lehmgrube holten sich die Prinzendorfer das Baumaterial für ihre Häuser, und im Laufe der Zeiten entstanden auch in der erwähnten Nische nette saubere Behausungen und zugleich Weingärten und Keller. In drei Etagen liegt das alles den Berghang empor und ist aus der „Eselstadt“ zum „Ringberg“ geworden, aber der alte Name wird auch heute noch gebraucht. Ein Wasserlauf, der in den Steinbrüchen entspringt, trieb lange Jahre hindurch eine Mühle, und auch sie nannte man nach dem steinernen Esel kurz die „Eselmühle“.

Die „Eselstadt“ dehnte sich zusehends aus, so daß eines Tages eine Abwanderung begann. Ein Teil der jungen Leute zog aus der Enge des Raumes und vom Drang in die Weite getrieben in die größeren Städte, vor allem nach Wien. Viele aber kamen mit Frauen und Kindern immer wieder zur Sommerfrische in die „Eselstadt“, hüteten sich jedoch die Stätte ihrer Geburt und Jugendzeit beim Namen zu nennen; denn sie wußten, daß die meisten den Namen der „Stadt“ logisch zwar gradlinig, sachlich aber schief auf ihre Einwohner zurückführen würden! Aus diesem Grunde sprachen sie von ihrem „Nußheim“, und mit Recht; denn es waren da die Jahrzehnte hindurch zahlreiche prächtige Nußbäume herangewachsen und gaben der Siedlung das Gepräge. Sie gestalteten im Verein mit den schmucken Häusern, den weinlaubumrankten Kellern und den Rebhängen die „Eselstadt“ zu einem behaglichen, stillfriedlichen Ort, auf den man stolz sein durfte. Heute aber sei es insbesondere den Weinviertlern empfohlen, diesen Ort in der schönen Jahreszeit zu besuchen. Sie werden angenehme Stunden erleben und sich freuen, daß im Verborgenen nicht nur Veilchen blühen. Sie werden unter anderem auch hören, daß der Wasserlauf, der einst die „Eselmühle“ getrieben hat und dessen Hauptquelle in den Steinbrüchen liegt, im Wandel der Zeiten zu einem Teil eines bedeutsamen Wasserversorgungsnetzes geworden ist. Man hat das ganze Quellensystem erfaßt und ausgebaut, und von hier aus wurden Zistersdorf, Windisch-Baumgarten, ein Teil der Bohrungen sowie Prinzendorf und Rannersdorf mit Wasser versorgt. Bei dieser Aufbauarbeit hat der tatkräftige Bürgermeister von Prinzendorf, Josef Grasl, entscheidend mitgewirkt.

Ist man aber einmal in Prinzendorf, dann versäume man nicht, im Friedhof die Grabstätte eines bedeutenden, aber leider fast vergessenen Mannes aufzusuchen, die Ruhestätte Dr. Eberhard Jungblut, der im 18. Jahrhundert die Kartoffel in unsere Gegend gebracht hat. Im Jahre 1834 hat ihm die Jugend von Prinzendorf einen Grabstein errichtet und mit der Inschrift versehen: Dem Pfarrherrn Jungblut seine Pfarrkinder 1834. Auf einer Tafel dahinter ist zu lesen: Dem ersten Pflanzer dieser Knollen, die in großer Not sich so bewährt, will die Nachwelt ihren Dank hier zollen, wenn sie seine Ruhestätte ehrt. Heb Wandrer dankbar deinen Hut, hier liegt Johann Eberhard Jungblut.

Veröffentlicht in: „Weinviertler Nachrichten“, 1959

Die Familie de Venna in Mistelbach

Die Renaissance machte den Menschen, der im Mittelalter nur ein Objekt war, zu einem Subjekt, das den Jenseitsgedanken zur Seite schob und dafür den Dieseitsgedanken betonte. Der Mensch wollte das Leben genießen, sich freuen, reisen, vergnügen, gesund bleiben, schön wohnen und recht lange leben. Die Aerzte traten mehr in den Vordergrund, da man von ihnen mehr verlangte als von einem Bader des Mittelalters. Der berühmte Paracelsus (1493 -- 1541) schrieb in Kromau – Mähren - sein Buch „Die große Wundarznei" und ein unbekannter Wiedertäufer im Nikolsburger Raum um 1530 die Großschützener „Heilslehre”. Die Heilquellen untersuchten Gelehrte und regten Bade- sowie Kurorte für Kranke an. Landschaftsapotheken errichtete der Staat in den größeren Landgemeinden - Mistelbach um 1530 (nach Senfelder in den „Blättern des Vereines für Landeskunde" 1899).

Die Bewohner des Weinviertels kauften ihre Medikamente, Pulver und Kräutlein lieber in Wien. Da in Oesterreich die erforderlichen Kräfte für die neue Zeit fehlten, war es auf das Ausland angewiesen. So war der erste Mistelbacher Apotheker ein Regensburger namens Michael von der Venna. Um 1715 ließ sich auf einem Pfarrholden-Grund der Barbier Johann Wohlleben nieder und übte den Baderberuf durch 2 Jahre aus, obgleich er dazu nicht berechtigt war; deshalb beschwerte sich der fürstliche Bader Georg Sterz und verlangte in Wilfersdorf seine Suspendierung.

Die Baderzeche mit einer Lade, die am 29. März 1616 erwähnt wird, sollte einige Jahre vorher von Mistelbach nach Laab (Laa) transferiert werden. Neben der Landschaftsapotheke gab es in Mistelbach noch eine Marktapotheke, die aber durch Todesfall und Heirat 1650 vereinigt wurden.

Michael de Venna, der 1665 die Landschaftsapotheke besaß, hatte drei Kinder: Anna Marie, verheiratet mit dem Wilfersdorfer Amtmann Peter Antreich, Martin Andreas und Susanne Elisabeth. Die Apotheke hatte mit dem ganzen Material und den Medikamenten einen Wert von tausend Gulden = 1.000 Eimer Wein; 1 q Pfeffer kostete 40 fl und ein „Huelt" Zucker auch 40 fl. Zur Apotheke gehörten viele Weingärten.

Mathias Groß, der die Apotheke 1667 besaß, starb 1684. Der Gaunersdorfer Pfarrer, welcher Prinzipalerbe war, ließ für den Verstorbenen am 24. Februar 1684 eine Seelenmesse lesen, die 30 kr kostete. Dem Orgeltreter zahlte man für 3 Aemter 18 kr und den Musikantenbuben 6 kr. An Opfergeld gingen beim Seelenamt 2 ﬂ ein. Groß schuldete den 3 Kindern de Vennas 1683 noch 1100 fl, dem Paul Oberhofer 200 fl; eine Dienstmagd erhielt im Jahr 12 ﬂ Lidlohn, die Totentruhe kostete 3 fl 15 kr. Für die Herstellung der Medikamente benötigte der Apotheker Holzkohlen, die er gleich mutweise kaufte (= 30 Metzen).

Groß ließ in Poysdorf bei den Kapuzinern 30 Seelenmessen lesen, bei den Franziskanern in Zistersdorf 50, in der Paasdorfer Kirche 20 und bei den Dominikanern in Krems 25. Nach alter Sitte zeigten die Bader ihre Heilkunst öffentlich an Wochenmärkten. Dies tat auch in Mistelbach 1671 Adam Günter.

Der Marktrichter de Venna, der abgebrannt war, hatte kein Ansehen in Mistelbach; öffentlich beleidigte ihn 1678 Paul Pichler, der aber dafür sechs Tage im Dienerhaus eingesperrt und Abbitte leisten mußte; außerdem durfte er nie das Rathaus betreten. Am 27. April 1684 wurde die Apotheke dem Martin de Venna eingeantwortet. Der Graf Brenner von Asparn schuldete ihr 62 fl 20 kr, die Ernstbrunner Herrschaft 8 fl 17 kr, das Kloster in Zistersdorf 20 fl, der Pfarrer in Staatz 5 fl 7 kr, der Pfarrer von Walterskirchen 13 fl 23 kr, der von Gaweinstal 8 fl, der von Spannberg 3 fl 34 kr, der von Laa 12 fl 25 kr, ein reformierter Kornett von Niedersulz 36 fl 36 kr, der Poysdorfer Seifensieder 5 fl 5 kr und der Schulmeister von Mistelbach 5 fl 12 kr. Zur Einrichtung der Apotheke gehörten u. a.: ein Einschreibkasten mit 11 Schubladen, eine „Khaleß" im Werte von 30 fl, eine schwarzgebeizte Bettstatt, 2 Paar Pistolen, eine lange Flinte, ein Degen, ein Karabiner, ein Brautkleid mit Silberknöpfen, ein Spiegel mit einem schwarzen Rahmen, Steinkrügeln mit Zinndeckeln, ein Feuerhund und 1 1/2 Dutzend Holzteller.

Der Maurermeister de Venna erbaute sich um 1702 ein schönes Barockhaus in Mistelbach; er hatte einen Gesellen, der am Fronleichnamsumgang nicht teilnahm und keinen Lehrbrief vorzeigen konnte; daher erklärte er öffentlich, daß er sich aus dem Staub machen müsse. Nun sollte er rasch verhaftet werden, ehe er entwischte. Der Apotheker Martin de Venna starb 1702. Von den Erben kaufte 1703 Johann Boßl die Apotheke; als dieser ein scharfgeladenes Gewehr zum Tischlermeister Andre Grienspaten brachte, ging ein Schuß los und verletzte den Sohn des Meisters am Arm sehr schwer.

Die Mistelbacher ersuchten 1712 um einen neuen Magister. Der junge de Venna diente bei einem bayrischen Regiment. Als Boßl, der die Apotheke nicht mehr besaß, Medikamente verkaufte, protestierte dagegen Ignaz von Schmettau, sodaß dem Boßl der Verkauf bei einer Strafe von 12 Reichstalern verboten wurde. Nun wollte dieser eine zweite Apotheke einrichten, verfügte aber über kein Vermögen, sodaß er wie ein Schatten unter den Menschen umherging. Da gedachte die Herrschaft in Wilfersdorf, ihm unter die Arme zu greifen.

Schmettau verklagte den Mistelbacher Bader und seine Lehrjungen, weil sie ihren Beruf nicht gehörig erfüllten. Sie gaben den Kranken Pulver, daß sie brechen mußten, dann starben sie. Dies geschah z. B. bei einer Frau in Wilfersdorf, ebenso bei einem Fremden, der auf der Reise nach Wien im Hause des Baders verschied; auch andere Kranke starben nach dem Genuß der Arzneien. Der Bader schenkte den Lehrbuben zuviel Vertrauen und überließ ihnen die Kranken, obwohl sie noch unerfahren waren. Dagegen berichtete der Bader nach Wilfersdorf, daß die Medikamente in der Mistelbacher Apotheke zu teuer seien und die Leute kein Vertrauen zu ihr haben. Der Fremde, der nach Wien reiste, kam krank und schwach bei ihm an; aus Mitleid behielt er ihn im Hause, wo er auch des Nachts starb. Er wie seine Lehrjungen schlugen niemals dem Mitmenschen die Hilfe ab. Durch 34 Jahre versehe er seinen Dienst im Markte zur Zufriedenheit aller; nur der Landschaftsapotheker greife in der letzten Zeit in seinen Beruf; darum fordere er vom Fürsten Schutz gegen solche Uebergriffe.

1710 wird der Bader Gregor Sterz in Mistelbach erwähnt. Nun sollte neben dem Marktbader auch ein Landschaftsbader angestellt werden, weil im Markte neben dem Landschaftsapotheker auch ein Landschaftsphysikus amtierte. Doch war für 2 Bader in Mistelbach kein Platz.

Von 1719 bis 1726 dauerte der Prozeß der Katharina de Venna mit dem Bruder Max wegen der Verlassenschaft von 600 fl. Die Angelegenheit ging bis zum Jahre 1704 zurück. Beide erbten auch aus dem Nachlaß des Wilfersdorfer Pfarrers Stepperger. Die Herrschaft kaufte die Medikamente in Mistelbach.

Der Marktrichter Max de Vienna verwaltete 1732 sein Amt eigennützig, verschaffte sich bei jeder Gelegenheit Geld und legte eigenmächtig Rechnung, sodaß niemand im Markte wußte, was mit dem Gemeindegeld geschah. Im Gemeindewald beanspruchte er zwei Viertel für sich, machte 1.000 Bürdeln und vertrat die Ansicht, daß er für immer Marktrichter bleiben werde. In Mistelbach herrschte im Rathaus eine große Schlamperei, da oft nach 2 - 3 Jahren der Rat erneuert wurde. Der Apotheker Heinrich Melchiard tauschte 1738 sein Haus mit dem des Handelsmannes Lorenz Kirchmayer.

Der Mautner Max de Venna klagte 1749 den Prälaten von Klosterneuburg, der mit gekauftem Wein die Maut überfahren hatte; er hatte sich ein schönes Haus gebaut (1752); sein Besitz umfaßte: ein Haus im Wert von 1.000 ﬂ, ein Stadel, ein Holzgarten, ein Preßhaus, ein Keller, ein Stadel hinter dem Markt, der zu einem Wohnhaus umgebaut wurde, 4 Inleutstübel -- 1712 erbaut -, ein Ziegelstadel, ein Holzgarten beim Spital, Weingärten, Wiesen, Aecker - alles auf 3.916 fl 30 kr geschätzt, sein Besitz in Wilfersdorf betrug 130 fl. 1755 wollte er Marktrichter werden, unterlag aber dem Gegner Kölbl, der in seine Taschen wirtschaftete und folgende Gemeindegelder nicht eingerechnet hatte: 1756 - 1.724 fl 15 kr, 1757 - 58 fl 12 kr, 1759 - 1.352 fl 23 kr, 1760 - 1.192 fl 59 kr; außerdem stimmten nicht die Waisen-, Straf- und Servicengelder, die devennische Forderung sowie die Ziegelrechnung beim Kirchturm.

Max de Venna, gewester kaiserlicher Aufschlagsgefälleinnehmer und behauster Untertan, ein Prozeßhansl, nahm Himmel und Hölle zu seinen Ausflüchten, vergriff sich an den Staatsgeldern und wurde „cum infamia" seines Amtes enthoben. Er starb 1759.

Die Klage über die schlechte Gemeindeverwaltung war in vielen Orten berechtigt, weil die Kontrolle eine mangelhafte war; Rechnungen konnten nicht belegt werden, weil die Ratsherren sich nach dem Satze richteten: „Ein Esel ist, wer an der Krippe sitzt und nicht mitfrißt." 1761 fehlten in Mistelbach 162 Eimer Zehentwein dem Fürsten und 110 3/4 Eimer den Barnabiten. Der Marktrichter Kölbl, der durch 5 Jahre keine Rechnung gelegt hatte, mußte von seinem Amte suspendiert werden; durch 13 Jahre hatte er als Marktrichter schlecht gewirtschaftet. Der Zehentschreiber machte 1767 ungenaue Eintragungen. Einem Piaristen-Weinsammler gab er statt 1/4tel Most 2 Eimer Wein. Die Mistelbacher waren renitente Leute, die sich gegen die Herrschaft auflehnten und ihr den Gehorsam verweigerten. Von dem Amtmann, der die Rechnungen prüfen sollte, wollten sie nichts wissen.

Der Wilfersdorfer Marktrichter Anton Gruber, der die Bauern „Schliefl" und Flegel nannte, ließ die Gegner Eselreiten. Jeder trug auf der Brust eine Tafel mit dem Worte „Ehrabschneider". Gruber hatte Gemeindegelder unterschlagen. Auch der Poysdorfer Marktrichter Seebauer waltete wie ein türkischer Pascha. Da mußte das Kreisamt energisch gegen solche Volksschädlinge vorgehen.

Nach 1760 fehlen alle Aufzeichnungen der Wilfersdorfer Herrschaft über die Familie de Venna.

Quellen:Herrschaftsakte Wifersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

Veröffentlicht in: „Mistelbach in Vergangenheit und Gegenwart“, Band 1 (1953 – 1969), 1954, S. 276, 278 - 281

Die Feldhüter

Die Feldhüter oder besser gesagt die Weinhüter wurden früher gewöhnlich am Jakobitag d. i. am 25. Juli von der Gemeindevertretung aufgenommen und mussten am 1. August ihren Dienst antreten. Eine stattliche Reihe junger Burschen meldet sich, von denen die besten und fähigsten ausgewählt werden, die auch sofort ihr Amt antreten. Jedem ist eine Ried zugewiesen und hier muss er vom frühen Morgen bis zum Abend sich aufhalten und die Felder durchstreifen, damit kein Felddiebstahl vorkommt. Gefährliche Zeiten sind die Mittags- und Abendstunden, die von den Langfingern benützt werden, um Diebstähle auszuführen. Darum darf der Hüter nicht zu Mittag nach Hause gehen, er bekommt von den Angehörigen das Essen hinaus auf das Feld. Als noch die Anordnungen des Banteidings galten, durften die Hüter nicht einmal zu Hause schlafen. Erschienen die Essenträger, dann mussten sie außerhalb der Ried stehen bleiben und den Hüter rufen. Niemand hatte das Weingebirge zu betreten, es war abgesperrt bis zu dem Tage der Weinlese, die von der Wilfersdorfer Herrschaft bestimmt wurde. Zum Zeichen, dass er sein Amt angetreten hat, stellt er noch heute eine hohe Stange auf, die er mit Landmannstreu schmückt. Zu seiner Ausrüstung gehören ein Stock und eine Peitsche, die einen kurzen Stiel hat. Sie kunstgerecht zu schwingen, dass es laut knallt, ist das Zeichen eines guten Hüters. Schon die Schulknaben versuchen es und im August kann man die Wahrnehmung machen, wie so kleine Knirpse die Peitsche in geschickter Weise schwingen, dass es laut kracht. Sind es doch vielfach Knaben, die später wirkliche Hüter werden wollen. An dem Stock schnitzt er herum mit dem Messer, so dass er zum Schluss ein wahres Prachtstück wird, das wert ist, in einem Museum aufbewahrt zu werden.

Der Aufenthalt in der freien Natur erzeugt Hunger und der Hüter weiß gar wohl, wo die besten Pflaumen und Äpfel und die frühreifen Weintrauben sind. Er richtet sich nach dem Volksspruch: „Ein Esel ist, wer an der Krippe sitzt und nicht mitfrisst.“ Seine Gänge richtet er so ein, dass er gerade zur Jausenzeit einen bekannten Bauer trifft, der ihn zum Essen einlädt. Kommt die Weinlese, dann blüht dem Hüter die goldene Zeit. Fröhliches Leben herrscht in den Weingärten, singend und scherzend wandert er durch die Fluren, sein Juchzen und Knallen verrät die frohe Laune, überall bekommt er Zigarren oder Zigaretten, die er hinter das Hutband steckt, gerne spricht er dem Most zu und, wo der Photograph eine Aufnahme macht, da stellt er sich auch zur Gruppe. Fleißig hat er die Stare verjagt, die der Weinbauer gar nicht gern sieht in den Weingärten, da sie ihm einen nicht unbedeutenden Schaden machen. Ist die Lese vorüber, so ist sein Dienst beendet, er geht von Haus zu Haus und holt sich seinen Lohn. In den alten Ratsprotokollen der Marktgemeinde fand ich einzelne beachtenswerte Bestimmungen, die den Feldhüter betreffen. Im Jahre 1821 erhielt jeder von einem Viertel-Weingarten 8 Kreuzer, 2 Pfund Hausbrot und 5 Gulden Pfandgeld für jeden ertappten Dieb. In schlechten Weinjahren, wo es infolge Hagel oder Fröste im Mai und Juni keine Weinlese gab, wurden keine Hüter aufgenommen. Da musste jeder Bauer selbst aufpassen und er konnte persönlich die Pfändung vornehmen. Der erwischte Dieb zahlte 2 Gulden Strafe, davon gehörte die Hälfte dem Armeninstitut, die andere aber dem Ergreifer. An Sonn- und Feiertagen führten 6 Bürger die Aufsicht im Gemeindegebiete, die der Reihe nach aus dem Markte genommen wurden. Weigerte sich jemand, so zahlte er 24 fl. Strafe. An Sonn- und Feiertagen hatte sich niemand auf dem Felde zu zeigen.

Von 1827 entfiel das Brot, dafür bekamen die Hüter von jedem Viertel-Weingarten 15 Kreuzer. Die Hut dauerte vom 10. August und endete 8 Tage nach beendeter Lese. Die Gemeinde verlangte „mannbare, starke Leute“, die treu und ehrlich ihr Amt versehen, sonst werden sie sofort entlassen. Begehen die Hüter selbst größere Diebstähle, so werden sie bei der Herrschaft in Wilfersdorf angezeigt. An Sonn- und Feiertagen müssen sie sich besprechen, dass einige dem Gottesdienste in der Kirche beiwohnen können. Sie müssen es sich gefallen lassen, wenn die Bürger ihre Treue manchmal untersuchen. Das Weingebirge umfasste folgende Rieden: Hermannschachern, Kirchbergen, Steinbergen, Außern, Waldbergen, Neidharten und Maxendorf. 1837 erhielten sie von jedem Viertel-Weingarten 12 Kreuzer. Das Hutgeld teilten sie sich gemeinschaftlich. Das Pfandgeld betrug damals 30 Kreuzer, doch konnte es erhöht werden nach dem Werte des gestohlenen Gutes. 1846 war der Viehhirt zugleich Feldhüter. Poysdorf stellte für die Getreidefelder keine besonderen Hüter auf, wohl aber andere Gemeinden. Die erhielten meist 2 bis 3 Hutgarben für 1 Joch. Die Herrschaft Poysbrunn gab schon am 10. Juli 1843 ihren Gemeinden bekannt, dass jene Bauern, die im Burgfrieden der Marktgemeinde Poysdorf Felder haben, keine Hutgarben geben dürfen. Gleichzeitig verlangte Poysdorf von der Herrschaft Wilfersdorf, dass sie den Gemeinden Wetzelsdorf, Ketzelsdorf und Erdberg verbiete, Hutgarben von Poysdorfer Bauern zu verlangen, die in den erwähnten Gemeinden Grundstücke haben. Darüber entstand ein langwieriger Streit; die Herrschaft Wilfersdorf trat auf Seite der drei Gemeinden, das Kreisamt teilte die Ansicht der Poysdorfer und die Hofkanzlei entschied im gleichen Sinne, so dass die Hutgarben gestrichen wurden. Nur in der Höbertsgrub und im Ketzelsdorfer Gemeindegebiet hatte der Lehrer das Anrecht auf eine Garbe für 1 Joch; diese Schulgarbe sollte schon weitergegeben werden, weil die Einkünfte des Lehrers sehr gering waren. Das Jahr 1869 räumte mit dieser Naturalabgabe auf.

Die Feldhüter verhandelten oft mit den Dieben und wussten dabei, ihren Vorteil zum Schaden der Allgemeinheit zu sichern. Weil das oft geschah, so bestimmte der Gemeinderat um 1872, dass in einem solchen Falle der Hüter sogleich entlassen wird. Zu junge Leute nehmen ihre Pflichten nicht genau, man müsse schon Männer aussuchen, die eine genaue Ortskenntnis haben. Diese Bestimmung erscheint häufig in den Verhandlungsschriften des Marktes, doch wurde sie oft vergessen. Im Jahre 1872 dauerte die Hutzeit von 3 Uhr früh bis 10 Uhr nachts. 1889 musste auch in der Nacht der Hüter draußen in den Feldern bleiben. 1890 betrug das Hutgeld für einen Viertelweingarten 24 Kreuzer und die Hüter wechselten nach acht Tagen die Rieden. 1899 nahm die Gemeinde 2 Feldhüter für das ganze Jahr auf, die einen Lohn von 200 fl. erhielten. 1901 erschienen wieder die Feldhüter, die für jeden Viertelweingarten 70 Heller bekamen. Bei Missernten und in Kriegszeiten kamen Felddieb- stähle sehr oft vor und die Bauern unterstützten die Hüter, indem sie selbst die Nachtwachen übernahmen. Keiner durfte sich ausschließen.

Heute stellt die Gemeinde 9 Hüter an, die für 1 Joch 1 Schilling 20 Groschen an Hutgeld erhalten. Sie führen die Aufsicht über die Weingärten und über die Feldfrüchte, die im Herbste geerntet werden.

Vergessen sind die Bräuche der Feld- und Weinhüter, wie Hütereinzug, Hüterkrone usw. Der schwere, sorgenvolle Wirtschaftskampf der Gegenwart lässt eben diese Sitten und Bräuche verfallen, sie verschwinden langsam und finden sich nur mehr in Büchern oder bei Weinlesefesten.

Der völkische Turnverein veranstaltet am Leopolditag ein Weinlesefest, bei dem verschiedene alte Sitten und Bräuche dargestellt werden. 1928 gab die Feuerwehr ein großes Winzerfest mit einem schönen Festzug, der eine sehenswerte volkskundliche Leistung war. Dabei konnte man auch den Hütereinzug sehen, der damals großen Beifall erweckte.

Handschrift von Franz Thiel

Die Fische in der „Groß-Schützener Gesundheitslehre“

Die Sekte der Wiedertäufer, vom Volke „Habaner“ genannt, fand nach 1520 in der Umgebung von Nikolsburg eine sichere Zukunftsstätte und wurde von den Liechtenstein sowie den Fünfkirchnern in jeder Weise unterstützt. Sie waren tüchtige Bauern und Handwerker, die in gemeinschaftlicher Arbeit die Felder und Weingärten bestellten und den Gewinn auf die Familien aufteilten. Ihre Wundärzte waren wegen ihrer Kenntnisse gesucht, die sie sich durch eifriges Studium aneigneten. Ihre „Gesundheitslehre“, die ein unbekannter Habaner niederschrieb, ist ein schöner Beweis ihrer praktischen Arznei- und Heilkunde, die von dem wichtigsten Grundsatz ausging: „Es ist besser, durch eine vernünftige Lebensweise der Krankheit vorzubeugen, als sie zu heilen.“ Daher finden wir in dem Buche genaue Vorschriften über die Lebensmittel Fleisch, Fisch, Obst, Wein, Honig und Gewürze, über ihre Zubereitung und Verwendung in der Küche, über ihren Nährwert sowie über den Nutzen und Schaden für den menschlichen Körper. Der Verfasser ist gut unterrichtet über die Anschauung der griechischen, jüdischen und arabischen Ärzte; denn er verweist wiederholt auf Hippokrates, Galenos, Avicenna, auf Ragi von Bagdad (verst. 932) und Isaak ben Soleiman (verst. 940). Vielleicht besuchte er die damals berühmten Hochschulen in Salerno, Padua und Bologna. Für seine Glaubensgenossen sollte das Buch ein Nachschlagewerk sein, damit sie durch eine vernünftige Lebensweise gesund bleiben.

Was sagt er nun in der „Heilslehre“ über die Fische? Es ist ein Kunterbunt von Wahrheit und Irrtum. Hören wir!

Das Buch rechnet Fische nicht zum Fleisch und betont immer ihren geringen Nährwert. Die Seenfische sind besser als die, welche in Teichen und in fließenden Gewässern leben; denn die Seenfische haben einen sehr guten Geschmack und einen größeren Nährwert; auch die im Meer und in den fließenden Gewässern sich aufhalten, sind für den menschlichen Genuss von großem Vorteil. Die großen Tiere sind nicht immer die besten für die Küche, wohl aber die kleinen. Ein Fisch soll nicht zu groß sein, nicht zu fett, nicht zu schleimig, keinen üblen Geruch haben und keinen süßlichen Geschmack. Gebratene Fische sind nicht mit einer Schüssel zuzudecken, weil sie dann für den menschlichen Genuss nicht zuträglich sind; dies gilt auch für geröstete Fische. Schon das Zudecken mit einem Buch kann schädlich sein. Nach großer Bewegung, nach einer schweren Arbeit und körperlichen Anstrengung vermeide man, einen Fisch zu essen, weil die Feuchtigkeit im menschlichen Leib zerbrochen wird. Nach dem Urteil der indischen Ärzte bekommt jener, der Milch zu Fischspeisen trinkt, den gefürchteten Aussatz. Der Genuss von Bauch und Kopf eines Fisches kann gefährlich werden, dagegen sind der Schwanz und das Rückgrat ausgezeichnete Speisen. Der schlechteste und gefährlichste Teil ist aber der Nabel.

Die Fische in den Feldbächen sind die gesündesten. Den besten Geschmack haben die Aschen, die deshalb von den Grundherren sehr geschont werden. Gekochten Aal genießt man mit Wein, Spezereien und mit Knoblauch, der sehr bekömmlich ist; im Mai vermeide man ihn aber, da er in diesem Monat für den Menschen sehr gefährlich sein kann. Aale geben wenig Nahrung, reinigen die Kehle und machen eine klare Stimme. Im Wein gekocht, schmeckt Aal gut und hat seine Schädlichkeit verloren. Wird er im Wasser gesotten, so muss man dieses wegschütten; nie unterlasse man, beim Essen einige Stücke Knoblauch zu verzehren. Barbenroggen ist giftig. Menschen mit heißer Natur sollen fleißig Fische essen, weil diese kalt und feucht sind. Die beste Zeit für die Bereitung der Fischspeisen ist der Sommer. Für Choleriker sind sie zu empfehlen, nicht aber für den Melancholiker. Das Fischfleisch muss hart sein. Im allgemeinen tun die Menschen gut, wenn sie selten zur Fischnahrung greifen. Gesalzene Fische, die schon alt sind, muss jeder ablehnen, weil sie viel Durst machen. Loben kann man dagegen gesalzene Fische mit einem weichen Fleisch. Wer viel Fische verzehrt, vergesse dabei nie den Essig.

Vorzüglich schmecken die kleinen Fische aus fließenden Gewässern, die auf dem Grund viel Steine und Kiesel haben; auch solche sind ausgezeichnet, die viel Schuppen, aber wenig Schleim haben und sich schnell bewegen. Die Milch in den Fischen taugt nicht für den menschlichen Genuss und kann sogar gefährlich sein. Faulende Fische sind ungesund, ebenso gebratene Fische, die „an einer feuchten stat“ gestanden sind. Nur warme Fische dürfen auf den Tisch kommen.

Krebse sind schwer verdaulich, geben aber viel Nahrung. Manche glauben, dass sie dem Magen nicht gut tun. Schnecken sind schädlich, blähen und schaden den Adern des Magens. Schwarze Schnecken können gefährlich sein, nicht aber weiße; beim Kochen müssen sie sich öffnen.

Diese Gesundheitslehre nahmen die Habaner mit, als sie vertrieben wurden; jenseits der March fanden sie in St. Johann und Groß Schützen eine zweite Heimat. Hier wurde dieses seltene Buch in der Schlossbibliothek aufbewahrt.

Quellen:

Gerhard Eis: Die Groß-Schützener Gesundheitslehre, Brünn 1943

Veröffentlicht in: „Österreichische Fischerei“, Heft 7, S. 154

Die Fischzucht im Gebiete der Wilfersdorfer Herrschaft

Die Fischzucht war früher ein wichtiger Zweig unserer Volkswirtschaft; die Leute aßen mehr Fische als heute; auch die Fastengebote hielt man viel strenger. Die fließenden Gewässer und die Teiche bargen Fische aller Art, auch an Krebsen mangelte es nicht. Neben den „grünen Fischen“, die der Händler verkaufte, bildeten die Heringe ein beliebtes Genussmittel, denn schon um 1250 wird bei uns der Handel mit den gesalzenen Fischen und Heringen erwähnt.

Das Urbar der Herren von Liechtenstein aus dem Jahre 1414 berichtet uns, dass die Fischerei in der March und Thaya abgenommen hat, dass sie früher weit ergiebiger war und dem Herrn einen größeren Nutzen eintrug; in den letzten Jahren sei sie stark zurückgegangen, die Ursache dieser Tatsache wird nicht erwähnt. Die Fischer bedienten sich des großen Zugnetzes oder der „vachgerten“ (= Ruten), die sie sich aus den Waldungen holten und dafür einen Zins dem Herrn entrichteten; alle Fischer waren verpflichtet, bei den Jagden Robotdienste zu leisten; wer sich weigerte, verlor sein Fischwasser. Der Fischmeister musste jeden Freitag einen Fisch im Werte von ½ Groschen in das Haus nach Lundenburg dem Herrn liefern, ebenso jeden Mittwoch und Freitag in der Fastenzeit. Rechtsstreitigkeiten entschied der Herr „vor dem haws auf der pruck“. Fischwasser hatte Bernhardsthal 4, Hohenau 15 und Rabensburg 10. Jeder Fischer sollte alljährlich dem Herrn drei- oder viermal einen schönen Fisch überreichen. Ihren Dienst zahlten sie am Peterstage. Die Ringelsdorfer, die ihre „vachgerten“ aus der Au an der March bezogen, konnten in allen Gewässern Mittwoch und Freitag vormittags Fische fangen und sie zuerst im Orte selbst feilbieten; kaufte sie da niemand, so fuhren sie in die Nachbargemeinden. In der Zaya war die Fischerei frei.

Den Teich zu Heumad vergrößerte der Herr durch Ankauf der angrenzenden Felder; hier wurde eine lohnende Fischzucht betrieben.

Die Rabensburger Fischmaut trug jährlich 4 Pfund den; die Mautordnung von Mistelbach erwähnt auch Heringe; für eine volle Butte zahlte man 1 den Zoll.

Die Anlage der Fischteiche war sehr ertragreich, weil ja die Unkosten gering waren; sagte doch Johann von Pernstein (+1548), einer der reichsten Gutsherren von Mähren, dass er durch die Fischzucht in den Teichen sein großes Vermögen erworben habe; die Pflege und der Aufwand seien gering, der Nutzen aber sehr groß (nach Eder „Chronik von Seelowitz“).

Im Jahre 1557 hatte der Teich bei Heumad 400 Schock Fische, die zwei Teiche bei Bullen= dorf waren für die Brut bestimmt. Frühzeitig traf auch die Regierung Anordnungen, um den unbefugten Handel zu unterbinden und dafür zu sorgen, dass keine schlechten Fische verkauft werden. So mussten die Händler in Mistelbach 1563 die grünen Fische, die Gesalzenen und auch „Kreußen“ öffentlich feilten, nicht aber heimlich, sonst zahlten sie fünf fl Strafe nach Feldsberg. Strenge untersagt war es, die Fische ins Haus zu tragen. Die Herrschaften besaßen in den fließenden Gewässern Fischhalter; die Wilfersdorfer verpachtete ihren in der Zaya um 50 fl im Jahr; den Fischfang in der Zaya gab sie um 9 fl Jährlich in Bestand (1560)

Die Teiche bei Steinabrunn lieferten 1609 folgenden Ertrag: a) der Schirmansdorfer Teich mit 60 Schock Karpfen = 450 fl, b) der Steinbruchteich mit 40 Schock Brut = 273 fl, c) der Hechtenteich mit 30 Schock = 325 fl. An Verlust rechnete man in der Regel ein Drittel; 20 Jahre später ist hier noch von einem Hausteich die Rede.

In der Zeit der Gegenreformation wurden die Fastengebote strenger gehalten , sodass auch die Nachfrage nach Fischen eine größere war; die Herrschaft gab ihren Beamten, Fuhrleuten und Arbeitern Fische, in Poysdorf brachten die Müller zum Pantheide ein Maßl Fische mit; die Wiener Fischhändler kamen in unser Viertel und holten sich hier ihren Bedarf; bei der Wilfersdorfer Maut zahlte man von einem Fischwagen 3 kr, von einer Tonne Heringe 3 kr , von einer Tonne Öl oder Fischschmalz 6 kr, von einem Schock Stockfische 3 kr. Die Händler, die ihre Fische von der Herrschaft bezogen, waren von jeder Maut befreit.

1645 wird Klage geführt, dass die Fischhändler schlechte Gewichte haben und die armen Leute übervorteilen; von Rabensburg erschienen die Hausierer in Mistelbach mit den Fischen und boten sie zum Verkauf an. Sie führten die lebenden Tiere in „Truchen“ von Ort zu Ort. Die Kirchen hatten ihre eigenen Fischwasser, so besaß die Hohenauer Kirche 1654 drei Fischwasser und die Rabensburger zwei.

Die Mautgebühren änderte die Herrschaft im Jahre 1669, da zahlte man von einem belade= nen schweren Fischwagen 6 kr (oder einen Fisch selbst).

Der Teich bei Heumad hatte manches Jahr wenig Wasser, so z. B. 1690, als er mit 400 Schock besetzt war; doch hoffte man , dass nach 2 bis 3 Jahren genug Wasser zufließen werde und die Fische keinen Schaden erleiden. Die beiden Teiche bei Bullendorf nannte man Streckteiche; hier hatte die Herrschaft die Brut und die Fische, welche für die fünf Kirchen bestimmt waren. Im Bernhardstaler Teich gab es 80 Schock. Den Verlust an Fischen berechnete man gewöhnlich mit einem Drittel.

Um 1700 verzeichnete die Herrschaft eine Besserung, sodass sie für ihre Fischhalter einen höheren Pachtzins verlangte. Wiener Fischhändler hatten sie gepachtet, so zahlte der Fürst von früher 45 fl, jetzt aber 75 fl, der Ey … 30 fl, nun 50 fl und der Lachmayer 50 fl jetzt 33 fl; den Zins zahlten sie in das Wilfersdorfer Rentamt; sie mussten die Fischhalter selbst räumen und in gutem Bauzustand erhalten, den Müllern reichten sie gleichfalls einen Zins; dagegen erhoben die Fürsten Einspruch, da man von ihnen zu viel verlange; die Herrschaft möge den Bestand, Pacht herabsetzen die Behälter selbst erhalten oder wenigstens das Bauholz dazu hergeben, wie es ja früher stets Brauch war. Nach Wien führte man damals (1703) auch von der südmährischen Herrschaft Grussbach Fische; die Fuhrleute mussten in Wilfersdorf die Maut entrichten.

Bei dem Dominikusfeste des Jahres 1707 setzte die Herrschaft den Geistlichen und Gästen ein Schock Krebse vor; in der Zaya und im Poybach gab es ihrer genug. Die Bewohner von Wilhelmsdorf hatten das Recht, sie zu fangen, ohne dass sie eine Abgabe zahlten.

1709 holte die Herrschaft aus Steinitz 69 Schock 13 Stück zweijährige Karpfen, die sie im unteren Teiche bei Bullendorf aussetzte; nach zwei Jahren fischte man den Teich aus und verkaufte die Fische (1 Pfund Hechte kostete 10 kr, 1 Zentner Karpfen 7 fl). Die Herrschaft nahm von den Hechten 5 fl 50 kr ein, von den alten Karpfen 53 fl 40 kr; Für die „schwöb Fisch“ 70 fl 6 kr, für junge Karpfen 29 fl 30 kr und für kleinere Fische 20 fl 35 ½ kr, von den Fischen im Wilfersdorfer Schlossgraben 138 fl 30 kr. Man fand den Zins für die herrschaftlichen Fischhalter zu niedrig, er könnte erhöht werden wie bei den Mühlen.

Der Wiener Fischmeister Josef Luckham reichte 1710 in die drei Fischhalter bei der Steinbruckmühle 60 fl Bestandzins, die Kosten des Ausräumens bezahlte er und die Herrschaft gab ihm das Holz für die Herrichtung. Im gleichen Jahre besetzte die Herrschaft den Heumader Teich mit Karpfenbrut.

Bei der Rabenmühle gab es 4 Fischhalter, die der einer bürgerliche Fischhändler Matthias Pachmayer auf … Jahre pachtete; jährlich zahlte er ins Wilfersdorfer Rentamt 80 fl (im Jahre 1717). Die fünf bei der Steinbruckmühle ergaben jährlich 105 fl; der Wiener Josef Einzehnhofer hatte sie gepachtet; von 1721 an waren es nur mehr zwei, für die er 42 fl zahlte; doch schon 1723 wurde die Zahl wieder auf drei erhöht (Jahresbestand 63 fl).

Den Knechten reichte die Herrschaft ein Deputat Rindfleisch; in der Fastenzeit erhielten sie täglich ein halbes Pfund Fische und die Ortsarmen Heringe, Erbsen oder Kuchelspeis statt des Fleisches.

Im Jahre 1725 ließ die Herrschaft den Katzelsdorfer Teich, der mit 419 Schock Karpfen besetzt war, ausfischen; man zählte 298 Schock und 6 Stück.

Die größte Fischzucht wurde in den großen Teichen bei Feldsberg betrieben; von hier gelangte die Brut in jene Orte, wo die Herrschaft Teiche besaß. Weil jede Kriegsgefahr geschwunden war, setzte sie im Schlossgraben 1731 fünfzig Schock Hechtenbrut von Eisgrub aus; leider fraßen die kräftigen Tiere die schwachen und kleineren zusammen; die Frau Fürstin überzeugte sich selbst von dieser Tatsache, als sie einen Hecht von 6 Pfund Gewicht öffnen ließ. Beim Ausfischen machte man die Wahrnehmung, dass die Hälfte der Brut verschwunden war. Ein Zentner Hechte kostete 25 fl; die Leute verzehrten sie mit Vorliebe im Frühjahr und im Herbste.

Als im Jahre 1732 eine Seuche unsere Heimat bedrohte, ordnete die Regierung an, dass die Lebensmittel streng überwacht werden; denn von Ungarn kamen oft auch übelriechende Fische an, die wegen ihrer Billigkeit von dem armen Volke gekauft wurden.1733 setzte die Herrschaft im Wilfersdorfer Schlossgraben, über den eine Zugbrücke führte, 10 Schock 41 Stück Hechten und 59 Schock Karpfen aus.

Von 1739 – 1742 pachtete der Wiener Fischhändler Franz Schlager die vier Fischhalter bei der Rabenmühle und reichte ins Rentamt 80 fl; sie waren in sehr gutem Zustande, jede Verbesserung hatte er zu bezahlen, doch überließ ihm die Herrschaft das notwendige Holz dafür aus ihren Waldungen umsonst. 1740 pachtete er noch die drei Fischhalter bei der Steinbruckmühle auf drei Jahre (Zins = 42 fl jährlich). Diese besaß die Witwe Lukamin, ihr Mann war in Wien kaiserlicher Fischmeister. In den nächsten Jahren richtete die Herrschaft alle fünf Fischhalter der Steinbruckmühle her, die der erwähnte Schlager um 102 fl Jahresbestand übernahm; für die 4 bei der Rabenmühle und für das Fischhalterhaus zahlte er jährlich 80 fl.

Ein Zentner Hechte kostete 1749 zwölf Gulden, ein Zentner Karpfen 7 fl. Damals hatte die Fischerei beinahe den Höhepunkt überschritten. Händler mit ihren Truchenwagen waren eine bekannte Erscheinung auf der neuen Straße; in jedem Orte gab es Fischhändler, so in Mistelbach zwei, in Poysdorf drei, in Bullendorf einen; sie hatten ihre Fische in kleinen Haltern, die im Ortsbach eingebaut waren; so konnten sie ihre Ware stets frisch verkaufen. Nach dem Mauttarif vom Jahre 1755 zahlte man in Wilfersdorf von einem zweispännigen Fischwagen 3 kr und ebensoviel von einer Tonne Heringe.

Die nächsten Jahre brachten eine große Umwälzung auf dem Gebiete der Landwirtschaft, Die Teiche wurden aufgelassen, man benutzte sie zu Wiesen und Ackerland. Im Wilfersdorfer Schlossgraben setzte die Herrschaft noch 1762 dreißig Schock Karpfen aus. Der Bullendorfer Teich war 1764 öde. Die fünf Fischbehalter der Steinbruck- und die 4 der Rabenmühle erga= ben noch immer einen Nutzen von 185 fl im Jahr.

1786 besaß die Herrschaft im nordöstlichen Niederösterreich 2449 Hechte, 24 173 Aussetz= karpfen, über 36 000 Stück Brut (1 – 3 jährige), in den Haltern zählte man über 8000 Karpfen, die man in mittlere und ordinari einteilte; nebstbei fing man noch zahlreiche Weißfische. Die besten Karpfen waren die Hauptkarpfen, minder gut waren die Speisefische, die „Speise Ahlruten“ und die Zuberfische. Das Hauptgewicht der Fischzucht lag jetzt bei den Herrschaften Rabensburg, Feldsberg und Eisgrub. Im Wilfersdorfer Gebiet verschwanden die großen Teiche; 1794 verkaufte die Herrschaft ihr altes Fischhalterhaus um 150 fl.

Die Müller wollten 1823 das Wasser nicht in die Fischhalter einlassen, die sich bei der Steinbruckmühle befanden. 1614 waren es sechs, von 1649 an nur 5, von 1759 bis 1810 auch fünf, die der Obrigkeit gehörten und immer auf drei Jahre verpachtet wurden.

Die Eisgruber- und Feldsbergerfische waren sehr schmackhaft und deshalb beim Volk sehr beliebt. Früher kamen die Fischhändler mit ihren Fässern und Zubern und holten sich den gewünschten Vorrat, den sie in ihrem Behalter (auch „Kalter“ genannt) verwahrten. An jedem Freitag und Fasttag erfolgte der Verkauf an Ort und Stelle; Privatpersonen besaßen ihre eigenen „Kalter“, so z. B. in Poysdorf der Baron Singer bei seiner Mühle und ein Rupp bei der Schwemme im Poybach. Der letzte Fischhändler im Poybach hieß Hauser (in seinem Haus entdeckte man vor 50 Jahren den schönen Renaissancefund); er hatte viele Wagenladungen aus den Feldsberger Teichen geholt und in Poysdorf verkauft. Der letzte „Kalter“ befand sich im Poybache bei der Lederfabrik Petzl, der um 1900 weggerissen wurde.

Heute wird die Fischzucht fast ganz vernachlässigt. Die Liechtensteinische Herrschaft hat in ihren Teichen bei Herrnbaumgarten und Katzelsdorf Karpfen und Hechte ausgesetzt; in den Eisteichen von Hausbrunn, Nieder Absdorf, Poysdorf und Drasenhofen, sowie in der Zaya gibt es noch Karpfen, die Regenbogen Forellen bei Poysdorf sind verschwunden.

In der March und Thaya ist der Fischfang noch immer ertragreich; hier fangen die Fischer mit Netzen Welse, Hechte, Karpfen, Barben, Schiele und Schleie. Die Aufsicht über die Marchfischerei führt die n. ö. Landesregierung.

Der Fischgenuss beschränkt sich nur auf zwei Tage im Jahr u. z. auf den Karfreitag und den hl. Abend. Die notwendigen Fische beziehen die Kaufleute von Wien.

Quellen:

Herrschaftsakte „Wilfersdorf“ im Hausarchiv des regierenden Fürsten von Liechtenstein

Handschrift von Franz Thiel

Die Fischzucht im Weinland

Eine geschichtliche Skizze

Ein wichtiger Wirtschaftszweig war früher die Fischzucht, die für die Ernährung des Volkes sehr bedeutend war; in Bächen, Flüssen und Teichen gab es genug Fische und Krebse, die sich ursprünglich jeder fangen konnte, weil die Fischerei frei war. Später beanspruchten die Grundherren dieses Recht und verlangten einen Zins, der zu Peter und Paul erlegt werden musste. Nur in den kleinen Ortsbächen konnten die Gemeinden nach Belieben fischen. Die Krebse und Fische durften nur im lebenden Zustand (=„grüne Fische“) öffentlich verkauft werden. Daneben blühte im Mittelalter auch der Handel mit Heringen und eingesalzten Fischen. Nach der Nikolsburger Urbar vom Jahre 1414 zahlte man in Mistelbach am Michaelimarkt von einer Butte Heringe 1 den. (=Denar) Zoll. Das Fischrecht in der March und Thaya besaßen damals die Herren von Liechtenstein, die es an Bauern und Händler verpachteten; so gab es in Rabensburg 10 „Gewässer“ und in Hohenau sogar 15 (z. B. Panau, Lodnich, Pannsee, Lednich usw.), in Ringelsdorf und Waltersdorf je eines. Der Dienst war nicht immer gleich. Die Rabensburger Fischmaut trug jährlich 4 Pfund den. ein (1 Pfund hatte 240 den., 30 Eier kosteten 3 den.), die Straßenmaut warf hier 16 Pfund ab.

Von den „vachgerten“ (= Ruten) diente jeder Fischer zu Lichtmeß, zu Georgi und am Palmsonntag dem Herrn 5 den.; jährlich musste er auch in die Herrschaftsküche drei- oder viermal Fische bringen; wer es unterließ, wurde bestraft. In Lundenburg wohnte der Fischmeister, der über alle Gewässer die Aufsicht führte. Die Fischer besaßen ihr eigenes Recht, das im Hohenauer und Drösinger Weistum enthalten war; in zweifelhaften Fällen holten sich die Fischer ihr Recht in Lundenburg „vor dem Haus auf der Bruck“. Zum Fangen benutzte man damals Gerten, „Vischber“ (= Sacknetz) und „Segens“ (= großes Fischernetz); Fangtage waren Mittwoch und Freitag vormittags.

Im Zeitalter der Renaissance nahm die Fischzucht einen ungeahnten Aufschwung, der in erster Linie den Grundherren zugeschrieben werden muss. Die Anregung dazu kam von Italien, aus den Sudetenländern bezog man die Brut; denn hier war die Teichwirtschaft gut organisiert und mustergültig betrieben. Aus dieser Zeit stammt der bekannte Satz: „Schäferei, Brauhaus und Teich, machen die böhmischen Herren reich.“ Bei uns wurden an Stelle der sumpfigen Wiesen Fischteiche angelegt, z. B. bei Staatz, Poysbrunn, Walterskirchen, Alt-Lichtenwarth, Zistersdorf, Wilfersdorf usw.; stellenweise umgaben hohe Erddämme diese Teiche, die auch einen wirksamen Schutz gegen Hochwasser boten. Es gab Brut- und Streckteiche; nach drei bis vier Jahren wurden sie ausgefischt und blieben gewöhnlich ein Jahr „brach“ liegen.

1537 betrug der Fischwasserbestand in Ringelsdorf 35 fl. (= Gulden) im Jahr. Die Regierung bestrafte jeden, der heimlich Fische und Krebse verkaufte oder in die Häuser trug, nach dem Gesetz vom Jahre 1563 mit 5 fl., die bei uns nach Feldsberg gezahlt werden mussten. Der Hametteich bei Alt-Lichtenwarth war 1557 mit 400 Schock Karpfen besetzt, in wasserreichen Jahren sogar mit 800 Schock; denn der Wasserspiegel änderte sich hier sehr stark. Die zwei Brutteiche in Bullendorf lieferten schmackhafte Fische für die Wilfersdorfer Herrschaftsküche. In Erdberg waren 30 Schock Karpfen ausgesetzt, in Eibesthal dagegen 40. Allgemein rechnete man mit einem Drittel Verlust. Das Fischwasser in der Zaya verpachtete die Wilfersdorfer Herrschaft um 9 fl. im Jahr, den Fischbehälter daselbst um 50 fl. Der Jahresnutzen der zwei Teiche in Ober-Sulz, die mit 120 Schock Karpfen besetzt waren, belief sich in 1569 auf 120 fl. jährlich; die Zistersdorfer Fischerei ergab einen Nutzen von 200 fl. Alle Jahre lieferten die Drösinger Fischer in das Zistersdorfer Schloss drei Schock Fische zu 4 Schilling den. Bei Staatz waren 1569 die Teiche öde, nur im Iglschen zählte man 40 Schock Karpfen; er lieferte auch für die Wundärzte gute Blutegel. Die Teiche bei Poysbrunn waren 1609 voll besetzt, und zwar der Schirmannsdorfer mit 60 Schock Karpfen (Ertrag 450 fl.), der Steinbruchteich mit 40 Schock Brut (Nutzen 273 fl.) und der Hechtenteich mit 30 Schock (Ertrag 525 fl.).

Die Geistlichen hatten auch ihren Anteil an den Fischgewässern; so besaß 1613 der Bernhardsthaler Pfarrer den „Pfaffensee“, die Kirche von Hohenau drei und die von Rabensburg zwei Wasser (1654). Der Pfarrer von Großkrut klagte 1632, dass ihm die Feinde alle Fische verzehrt hätten, so dass er für seinen Hausbedarf nichts hatte. Die Herrschaft Wilfersdorf gab ihren Beamten als Deputat auch Fische; denn in der Zeit der Gegenreformation mussten die Fastengebote strenge eingehalten werden; nur so erklärt sich der große Bedarf an Fischen. Bei der Wilfersdorfer Maut zahlte man von einem Fischwagen 3 kr. (= Kreuzer), von einer Tonne Heringe ebenso viel, von einer Tonne Öl oder Fischschmalz 6 kr. Und von einem Schock Stockfische 3 kr. Die Bauern in den Marchgemeinden hatten eigene Fischtruchen oder Fischloaden für den Hausierhandel. 1645 benutzten dabei die Rabensburger falsche Gewichte. Wiener bürgerliche Fischhändler, die bei uns einkauften, waren in Wilfersdorf von jeder Maut befreit. Von 1669 an galten neue Mautgebühren: von einem Wagen mit schweren Fischen 6 kr. oder einen großen Fisch, von einem Schock Stockfische 2 kr., von einer Tonne Ahlen 2 kr. und von einem Fischerstand 1 kr. In Poysdorf besaß der Bauer Rupp 1675 bei der Schwemme eine Fischtruhe, die aber abgebrochen und an einem anderen Orte eingebaut wurde. Der erwähnte Hametteich hatte um 1690 sehr wenig Wasser, so dass die Fischzucht hier nicht den gewünschten Ertrag lieferte. Nach altem Brauch mussten die Müller in Poysdorf beim Panteiding ein Achtering Grundlfische (vier Seideln) mitbringen.

Um 1700 konnten die herrschaftlichen Fischkalter in der Zaya gesteigert werden; der Lukham zahlte früher 45 fl., nun aber 75 fl., der Entzenhoffer 30 fl., jetzt 50 fl. und der Bachmayer statt 50 fl. 83 fl. Dieser Jahreszins war ins Rentamt zu zahlen. Die Pächter sorgten für die Reinigung der Kalter, hielten sie in gutem Bauzustand und reichten den Müllern einen Jahreszins. Wohl klagten sie über die Steigerung, begehrten einen Nachlass und forderten aus den Liechtensteinischen Waldungen das Holz bei den Ausbesserungen. Von Grußbach wurden Fische nach Wien geführt; die Wagen gingen durch Wilfersdorf. Bei dem großen Dominikusfest gab hier die Herrschaft 1707 den Geistlichen bei der Tafel ein Schock Krebse. Der untere Bullendorfer Teich wurde 1709 mit 69 Schock 13 Stück zweijährigen Karpfen besetzt, die von Steinitz in Südmähren kamen. Ein Pfund Hechte kostete 10 kr., ein Zentner Karpfen 7 fl. Der Geldertrag belief sich von den Hechten auf 5 fl. 50 kr., bei den Karpfen auf 53 fl .40,5 kr., bei den „schwöb Fisch“ auf 70 fl. 6kr., bei der zwei-dreijährigen Karpfenbrut auf 292 fl. 30 kr. und für kleinere Fische 20 fl. 35,5 kr. – Summe 442 fl. 42 kr.; von den Fischen im Schlossteich gingen 138 fl. 50 kr. ein. Wieder gedachte die Herrschaft, den Jahrespacht der Fischkalter und Mühlen zu erhöhen. 1710 pachtete der kaiserliche Fischmeister Josef Lukham aus Wien die drei Fischkalter bei der Steinbruckmühle auf ein Jahr (von Georg bis Georgi) um 60 fl. Bestandszins; die Herrschaft gewährte ihm das Holz aus den fürstlichen Waldungen bei Ausbesserungen. Den Hametteich benützte die Herrschaft nur als Brutteich. 1717 pachtete der bürgerliche Fischhändler Matthias Bachmayer die vier Fischkalter bei der Rabenmühle auf drei Jahre gegen einen Jahreszins von 80 fl. Die Herrschaft besaß in der Zaya 12 Fischkalter, von denen 5 bei der Steinbruckmühle der Wiener Josef Einzehnhofer gepachtet hatte. Zuerst zahlte er 105 fl., von 1721 an nur 42 fl., weil er zwei hatte; die vier bei der Rabenmühle ergaben 80 fl. Nutzen und drei auch bei der Steinbruckmühle = 63 fl. Von 1720 an erhielten die Knechte als Deputat in der Fastenzeit kein Rindfleisch, sondern täglich ein halbes Pfund Fische, die Armen des Ortes Heringe, Erbsen und Kuchelspeis statt Rindfleisch.

1725 wurde der Katzelsdorfer Teich, der mit 419 Schock Karpfen besetzt war, im Herbst ausgefischt; es waren 298 Schock 6 Stück. Damals wohnten in Poysdorf drei Fischhändler und in Bullendorf einer. Den Wilfersdorfer Schlossgraben ließ 1731 der Fürst mit 50 Schock Hechtenbrut aus Eisgrub besetzen, weil die Leute sie gern im Frühling und Herbst kauften. Die starken Hechte fraßen die kleinen, wie sich die Fürstin selbst überzeugen konnte, als sie einen 6 Pfund schweren öffnen ließ. Darum konnte nur die Hälfte der Brut ausgefischt werden. Weil ungarische Händler in den Grenzdörfern mit übel riechenden Fischen erschienen, wurde die Aufsicht über die Lebensmittel nach dem Gesetz vom 13. Februar 1733 verschärft. Im gleichen Jahr gab die Herrschaft in den Schlossgraben 10 Schock 41 Stück Hechten und 59 Schock Karpfen.

In Bernhardsthal kosteten 3 Teile Fischwasser in der Thaya 75 fl., ein „Stück“ 88 fl., in Hohenau ein Fischwasser in der March 150 fl. und in der Thaya 70 fl. (ein Metzen Korn = 1 fl.); die Bauern besaßen Fischzillen, Krebsenkörbe, Fischottereisen, Netze, Fischsäcke, Kähne, Schinakeln, Schiffln und Fischload (= Fässer nach Art des Weinload). Wiener Händler kamen und kauften den Bauern die Fische ab. 1739 pachtete der Wiener Fischhändler Franz Schlager die vier Fischkalter bei der Rabenmühle, die sehr gut erhalten waren; der Jahreszins betrug 80 fl. Bei Ausbesserungen gewährte ihm die Herrschaft das erforderliche Holz. Dazu pachtete er 1740 die zwei Fischkalter bei der Steinbruckmühle auf drei Jahre (Bestandzins 42 fl.); die anderen drei bei dieser Mühle übernahm die kaiserliche Fischmeisterswitwe Lucamin gegen einen Jahreszins von 63 fl. 1744 vereinigte Franz Schlager die fünf Fischkalter der Steinbruckmühle (105 fl. Jahresbestand) und die vier bei der Rabenmühle mit dem Fischhalterhaus (80 fl.rh.) in seiner Hand. 1749 zahlte man für 1 q Hechte 12 fl. und Karpfen 7 fl. Ein zweispänniger Fischwagen entrichtete bei der Wilfersdorfer Maut 3 kr., ebensoviel wurde von einer Tonne Heringe gefordert. Die Marchfischer gehörten zur Marchegger Zunft. Mistelbach zählte damals zwei Fischhändler.

1762 setzte die Herrschaft in den Schlossgraben 30 Schock Karpfen; die erwähnten fünf und vier Fischkalter hatten zusammen einen Jahresnutzen von 185 fl. Die Fischzucht stand damals im Weinlande auf dem Höhepunkt. Mit der großen Urbarialreform traten der Feldbau und die Viehzucht mehr in den Vordergrund; dazu waren Felder und Wiesen notwendig, so dass die Fischteiche trockengelegt wurden; das geschah aber nicht so schnell, da man ja im Weinlande sehr konservativ ist. Die Wilfersdorfer Herrschaft besaß 1786 in ihren Teichen 2449 Hechte, 24.173 Ausschußkarpfen, über 36.000 ein- bis dreijährige Brut und in den Kaltern noch 8.000 Stück Karpfen; das Fischamt verzeichnete einen Jahresnutzen von 1806 fl. 1 kr. 1,5 den.; verkauft wurden: Hechte, Haupt-, mittlere und Ordinarikarpfen, Speiseforellen, Speisefische, Speiseahlruten, Zuber- und Weißfische. 1794 verkaufte die Herrschaft ihr Fischkalterhaus. In Bernhardsthal schätzte der Dorfrichter ein Fischwasser in der Thaya auf 30 bis 40 fl. (ein Zentner Heu kostete 45 kr., eine Melkkuh 15 fl., ein Eimer Wein 2 fl. 30 kr., eine Zuchtsau 4 fl. und ein Metzen Heiden 1 fl.).

In der Zeit der Napoleonischen Kriege brauchte man viel Ackerland für Getreide und Kartoffeln, so dass die Fischteiche aus dem Landschaftsbild verschwanden; damit änderten sich auch die Wasserverhältnisse. Die Müller klagten (1832), dass sie zu wenig Wasser hätten, und forderten die Entfernung der Fischkalter. In der Laaer Ebene spürten es auch die Weinbauern, weil die großen Teiche Wärmespeicher waren, die in den Nächten der Traubenreife sehr günstig für die Weingärten waren. Nur die March, die Thaya, die Grenzteiche bei Feldsberg sowie die Teiche bei Katzelsdorf und Herrnbaumgarten lieferten gute Fische, die von den Händlern gekauft wurden. In den größeren Gemeinden besorgten eigene Fischbauern dieses Geschäft, die in kleineren Kaltern diese Tiere hielten und sie am Mittwoch sowie am Freitag verkauften. Aus den Marchgemeinden erschienen auch manchmal Händler mit ihren Truhenwagen und boten den Leuten schmackhafte Fische zu einem billigen Preis an. Der letzte Fischbauer in Poysdorf war der Hauser Franz, der beim Feldsberger „Nimmersatt“ seinen Bedarf holte. Um 1895 verschwanden diese Fischverkäufer und damit hörte der einst so blühende Handel in unserer Heimat auf.

Noch erkennt man deutlich in der Landschaft die alten Teiche, die durch Jahrhunderte der Fischzucht dienten; heute sieht man wogende Getreidefelder, wo sich einst der blaue Himmel des Weinlandes in den klaren Wasserfluten spiegelte. Nach dem ersten Weltkrieg versuchte die Agrarbehörde, in den Gewässern die Fischzucht zu beleben, ließ Karpfen und Forellen aussetzen und hoffte auf schöne Erfolge. Leider blieben sie aus; Bosheit und Mutwille zerstörten den Beginn dieses alten Wirtschaftszweiges, der heute für die Volksernährung so wichtig wäre. Die Feldsberger Teiche kommen für uns nicht mehr in Frage, da sie jenseits der Grenze liegen; so bleibt nur die March und Thaya übrig, wo aber in den letzten Jahren ein Raubbau betrieben wurde, der den reichen Fischbestand in Gefahr zu bringen droht.

Erklärende Nachträge:

Eine „Load“ ist ein Fass mit 8 bis 10 hl Inhalt, das eine besonders große Öffnung besitzt. Im Weinland führt der Bauer mit der „Weinload“ die Maische aus den Weingärten in den Keller; so ähnlich dürfte die „Fischload“ gewesen sein, die jedoch der heutigen Generation ganz unbekannt ist.

Unter „schwöb Fisch“ sind wahrscheinlich verletzte, oben schwimmende = schwebende Fische zu verstehen.

„Heiden“ = Buchweizen, der auch heute noch im Marchfeld stark angebaut wird.

Das „Panteiding“ war das Dorfgericht im Mittelalter, das ein- oder zweimal im Jahre unter dem Vorsitz des Grundherrn abgehalten wurde. Dabei kamen die Rechte und Pflichten der Untertanen zur Sprache und am Schluss konnte jeder Klagen und Beschwerden vorbringen. Die Gemeinde gab dann ein Festessen (Fleisch, Wein, Semmeln).

Unter „Grundfischen“ sind die in den Mühl- und Ortsbächen vorkommenden Grundeln oder Gründeln zu verstehen.

„den“ = Denar oder Pfennig. 30 den = 1 Schilling. 8 Schilling = 1 Pfund.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinschen Hausarchiv in Wien.

Dr. B. Bretholz: Das Nikolsburger Urbar 1414.

Verlassenschaftsabhandlungen der Herrschaft Rabensburg im Bezirksgericht Poysdorf.

Veröffentlicht in: „Österreichs Fischerei“, 1. Jahrgang, Mai 1948, Heft 4, S. 77ff

Die Fischzucht im Weinlande

Das „jus piscandi“ (= Fischrecht) gehörte seit alter Zeit dem Grundherrn, der es selbst ausübte oder gegen einen Zins verpachtete; dieser hieß in den Sudetenländern „Flußwasserzins“ und mußte von allen fließenden Gewässern gereicht werden, wenn auch keine Fische darin lebten. Im Weinlande wird diese Abgabe nie erwähnt; im Gegenteil war nach dem Nikolsburger Urbar vom Jahre 1414 die Zaya ganz frei, da jeder hier fischen konnte, ob er ein Hausgesessener war oder nicht; das Räumen des Flußbettes besorgten die Müller. Nur an jedem Sonnabend mußte das Wasser der Zaya in den Hausgraben geleitet werden.

1506 empfing Wolfgang von Liechtenstein Herrnbaumgarten, Hagenberg, Schloß Rabensburg mit Freiung, dem Gerichte mit Stock und Galgen, der Fischweide daselbst und dem Fischwasser als Lehen von dem Kaiser Maximilian. In dem Vergleich zwischen den Liechtensteinischen Untertanen von Mistelbach und der Pfarrgemeinde daselbst (Wieden genannt) heißt es: „Wer Fische und Krebse verkaufen will, muß dies öffentlich tun und sie auf der Straße feilbieten, nicht aber damit in die Häuser gehen“ (1563); Fremde oder Ausländer durften keine grünen und gesalzenen Fische sowie „Krokien“ (Krebse) verkaufen, sonst zahlte er 5 fl Strafe.

Nach den Bestimmungen des Wilhelmsdorfer Banteidings konnte jeder Bewohner im Runsen- und Poybach sowie in den anderen fließenden Gewässern fischen und krebsen nach Belieben, aber nur innerhalb des Gemärkes (= des Gemeindegebietes); verboten war es, das Wasser zu schwellen oder es zu verunreinigen (um 1600). Damals gab es bei Wilfersdorf drei große Fischteiche; wurden sie ausgefischt, so hatte der Pfleger (Amtmann) dabei zu sein und die Arbeit zu überwachen; war sie beendet, so erschienen die Roboter, die sofort die Teiche räumten und reinigten. Die Herrschaft reichte nach altem Brauche dem Wilfersdorfer Pfarrer jeden Freitag und Sonnabend sowie in der Fastenzeit täglich einen Fisch; es waren dies 134 Stück 10 kr, außerdem noch 6 Stockfische 15 kr, ein Schock „Brotfische“ = 1 fl 30 kr und 2 Schock Heringe = 1fl 30 kr. Im Spital zu Mistelbach erhielten die Armen in der Fastenzeit nur Heringe, Erbsen und Kuchelspeis. Der Eibesthaler Teich war 1614 aufgelassen und diente der Herrschaft als Wiese; zwei Jahre später besetzte sie ihn mit 40 Schock Karpfen, doch rechnete man mit einem Drittel Verlust.

Im 30jährigen Krieg litt die Fischzucht, weil die durchziehenden Truppen schweren Schaden den Teichen zufügten und die Einheimischen sich daran beteiligten; Recht und Gesetz wurden nicht beachtet; da stand die Herrschaft diesem Treiben machtlos gegenüber. 1644 schickte die Wilfersdorfer Herrschaft den Franziskanern in Zistersdorf 2 Zentner Karpfen und 3 Eimer Wein als Almosen; dies geschah öfters; die Klöster in Feldsberg, Zistersdorf und später in Poysdorf bekamen genug Lebensmittel von den Liechtenstein geschenkt. 1647 konnten aus dem Bullendorfer Teich Hechte im Gesamtgewicht von 125 Pfund sowie Karpfen und kleine Fische verkauft werden, die 45 fl 36 kr wert waren. Diese Einnahme entsprach nicht den Erwartungen und war eben eine Folge des Krieges. Aber schon 1651 hatten sich die Verhältnisse gebessert; da gab es im Bullendorfer Teich 3 Schock 15 Stück Hechte und andere Fische, die einen Wert von 121 fl 15 kr darstellten. Die fürstliche Küche in Wien benötigte in einem Vierteljahr 96 Pfund Speck, 450 Pfund Schmalz, 200 Pfund Butter, 3000 Stück Eier, 300 Pfund Käse, 18 Metzen Obst, 20 Eimer Sauerkraut, 36 Kapauner, 300 junge und 120 alte Hühner, je 3 Metzen Erbsen und Linsen, je 6 Metzen gedörrte Pflaumen und Nüsse sowie 960 Pfund Fische von Rabensburg und Ringelsdorf. 1658 befanden sich im Bullendorfer und Erdberger Teich 40 Schock Karpfenbrut; im folgenden Jahre holte die Wilfersdorfer Herrschaft 42 Schock Karpfenbrut von Steinitz, die immer sehr gesucht war. Beim Ausfischen der Teiche fand sich der Rabensburger Amtmann in Wilfersdorf ein, der als Fachmann die Fische überprüfte, ob sich vielleicht Krankheiten oder Fehler zeigten. In der Fastenzeit bekamen die fürstlichen Bediensteten Stockfische, Heringe, Eier und gesalzene Butter.

Der Wilfersdorfer Schloßgraben, der kein Wasser u. keine Fische hatte, wurde als Wiese benützt; von Nikolsburg kam der Schanzmeister, der wegen der drohenden Türkengefahr verschiedene Arbeiten am Schloß durchführte. Der Graben wurde geräumt, Kanonen auf der Bastei aufgestellt, Bäume und Sträucher weggehackt und das Schloß zu einem festen Bollwerk gemacht.

Im oberen und unteren Bullendorfer Teich setzte die Herrschaft 90 Schock Karpfen aus (1661). Im folgenden kalten Winter hackten die Roboter stellenweise die Eisdecke der Teiche auf, damit die Fische nicht Schaden litten. Der Rabensburger Fischmeister visitierte öfters die Teiche um Wilfersdorf und traf Anordnungen für eine geregelte Fischzucht; die 2 Schock 55 Stück Hechte, die man 1662 erhielt, wogen zusammen 160 Pfund 6 kr (zum Vergleich: 1 Pfund Schmalz kostete 8 kr, 1 Pfund gelbe Wachskerzen 33 kr, ein Viertelmetzen Dörrobst 15 kr, ein Glockenstrick für den Kirchturm 6 kr und ein Bienenstock 1 fl).

Die schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse nach dem 30jährigen Krieg zeigten sich auch im Weinlande, wo die Leute infolge der Not sich an dem fremden Eigentum vergriffen. Aus dem Bullendorfer und Erdberger Teich holten sich die Leute Fische, beschädigten die Dämme und den Ausfluß; es waren damals wasserreiche Jahre und den Teichen fehlte nie der Zufluß. Musketiere unternahmen öfters Streifungen und hielten Nachschau bei den Fischteichen. Der Amtmann klagte über die Unehrlichkeit der Untertanen, die beim Dreschen sackweise das Getreide stahlen und verschleppten. Dazu machten die Ueberschwemmungen bei einem Hochwasser einen erheblichen Schaden, da ein großer Teil der jungen Brut verloren ging. 1665 zählte man im Schloßgraben schon28 Schock Fische; zwei Jahre später konnten davon 26 Schock verkauft werden; es geschah dies auf dem Poysdorfer Wochenmarkt „unter der Hand“ und nicht nach dem Gewichte. Die Fischbrut lieferte in erster Linie Südmähren, wo eine geordnete Fischzucht betrieben wurde, die einen guten Ruf besaß; 1667 bezog Wilfersdorf 309 Schock 10 Stück Karpfenbrut von Südmähren. Fischteiche hatte die Herrschaft in Bullendorf 2, in Wilfersdorf den Schloßgraben, in Alt Lichtenwarth 1, in Bernhardsthal, Rabensburg, Hohenau und Ringelsdorf.

Am 3. April 1669 bekam die Herrschaft beim Ausfischen der Bullendorfer Teiche 12 ½ Zentner Karpfen oder 16 ½ Schock, die einen Wert von 87 fl 30 kr hatten; für die kleinen Fische nahm sie 27 fl 50 kr ein; ein Zentner Karpfen kostete 7 fl (1 Metzen Korn 32 kr, Gerste 29, Weizen 48, Heiden 27, Hafer 16 kr und ein Maß Wein 4 kr). 1670 war ein sehr heißes Jahr, sodaß die Bullendorfer Teiche austrockneten; die größeren Fische, die zusammen 20 Zentner 32 Pfund wogen – 1 Zentner kostete 6 fl – , verkauften die Beamten, während die kleinen nach Alt Lichtenwarth geführt wurden; an Deputatfischen benötigte Wilfersdorf jährlich für die Beamten und Dienstleute 812 Pfund. Im Mistelbacher Barnabitenkloster brauchte die Küche für das Gesinde viele Fische. Die Herrschaft verlangte damals in Mistelbach eine Fischweide. Am 11. August 1672 riß ein Hochwasser die Dämme beim Bullendorfer Teich ein. Der Amtmann, der sofort herbeieilte, verzeichnete keinen Schaden bei den Fischen. Die Zimmerleute trugen an diesem Unglück die Schuld, weil sie die Arbeiten sehr nachlässig gemacht hatten. Für ein Schock Karpfenbrut zahlte 1674 der Fischmeister in Nikolsburg 30 kr; der Jahresnutzen der Wilfersdorfer Fischzucht betrug 747 fl 46 kr. Die Ausgaben 184 fl ½ kr, daher der reine Nutzen 563 fl 45 ½ kr. Als die Besoldung der fürstlichen Beamten neu geregelt wurde, bekam der Amtmann u. a. 863 Pfund Rindfleisch, 5 Schöpse, 2 Mastschweine, 200 Pfund Karpfen, 100 Pfund Hechte und 30 Stück Hühner im Jahr.

Der Winter 1676/77 brachte sehr viel Schnee; da wehte plötzlich am 22. Februar ein warmer Wind, die Schneemassen schmolzen und das Zayatal glich einem See, aus dem die Dörfer wie Inseln herausragten. Die Leute flüchteten auf die Dächer, der Ablaß beim Fischteich verschwand in den Fluten und viele Fische gingen zugrunde. Als die Teiche und der Schloßgraben am 5. April ausgefischt wurden, war das Ergebnis: 65 Zentner Karpfen 5 fl 30 kr, dazu kamen noch Hechte und kleinere Fische im Gesamtwerte von 401 fl 16 kr; auf einen Zentner rechnete man gewöhnlich 60 – 70 Stück Karpfen. Wien war der wichtigste Abnehmer dieser Fische. 1679 ruhte infolge der Pest jeder Verkehr; die Fischkäufer durften nur dann eine Ortschaft betreten, wenn sie einen Gesundheitspaß besaßen; es gab keine Kirtage, keine Wallfahrten und die Brünnerstraße war leer und öde. 1681 zahlten die Händler für einen Zentner Karpfen 6 fl; von Wien kamen Georg Ritterhofer und Jakob Beck, die in Wilfersdorf alle Fische kauften. Die Brut holten die Robotbauern von Dürnholz.

Nach dem großen Waldprozeß mit den Mistelbachern, gab die Herrschaft 1682 den Doktoren ein Festessen. Dazu verwendete die Küche: 15 Pfund Rindfleisch, 16 Pfund Kälbernes, 1 ½ „Lampl“, 5 Pfund Schmalz, 27 Pfund Schöpsenfleisch, 5 ²̸₄ Pfund Speck, 5 Pfund Butter, 59 Eier, 8 junge Tauben, 2 alte und 6 junge Hühner, 2 Enten, 1 Spanfahrl, 1 Hirschrücken, 1 Schweinschlägel, 1 Rehschlägel und -schultern, 2 Kalbsbeuscheln, 7 Stück Wildbret, 1 ½ Schock Karpfen, 1 Schunken, ½ Kiesel Salz, 1 ½ Maß Mundmehl, ¼ Maß Vollmehl und 1 ½ Eimer Wein von 1678; die Köche brauchten noch: 4 Maß Essig, 4 Maß 2 Seideln Wein von 1679, 12 ¾ und ⅛ Laib Mundbrot sowie 7 ¼ Laib Edelleutbrot. Die Herren aßen nur Fleisch und keine Mehlspeisen.

1684 – da herrschte eine große Teuerung – erreichte der Fischnutzen in Wilfersdorf die Höhe von 212 fl 16 kr, vom Schloßgraben gingen 57 fl 52 kr ein. Der Fischmeister beanständete die Brut in diesem Graben, da sie nicht recht gedeihen wollte; in Bullendorf verlangte er, daß hier die Fischzucht aufgelassen und aus den Teichen Wiesen gemacht werden. An dem Gemeindefeiertag zu Magdalena, der mit einem Festgottesdienste gefeiert wurde, erschienen Geistliche aus Poysdorf und Zistersdorf sowie Lehrer, Sänger und Musikanten, denen die Herrschaft eine Tafel im Schloß gab; 1695 schickte der Rabensburger Amtmann für diesen Zweck schmackhafte Marchkarpfen. Schon 1700 ließ der Fischmeister die öden Bullendorfer Teiche herrichten, um wieder junge Brut auszusetzen.

Jeder Händler entrichtete nach 1707 im Wilfersdorfer Rentamt von einem Fischkontrakt bis 150 Zentner zwei Gulden, von einem Fischhalterbrief 1 fl 30 kr und Waagegeld für einen Zentner Fische 6 kr (Wiener Händler nur 3 kr). Beim Magdalena- und Dominikfeste verzehrten die Gäste im Schloß u. a. 12 Pfund Rindfleisch, 4 Pfund Fett, ein Lampl, 9 Hühner, 1 ½ Maß Milch, 2 Seideln Rahm, 3 Pfund Butter, 2 Maß Schmalz, eine Gans, 2 Enten, 2 Hasen, 20 Eier, ²̸₄ Pfund Baumöl, ein Schock Krebse und 49 ½ Maß Wein, aber keine Fische. Nach 1709 mußten die Fische immer nach dem Gewichte verkauft werden, nie „unter der Hand“. Der große Fischhalter an der Zaya, den die Kuruzzen zerstört hatten, konnte erst 1710 wieder hergestellt werden. Unter den fürstlichen Bediensteten erhielt nur der Tischler ein Deputat von 80 Pfund Fischen im Jahr, die anderen aber nichts. Die Berufsfischer waren in der Marchegger Zunft vereinigt und leisteten hieher auch ihre Beiträge. In Südmähren besaßen sie in Muschau und Unter Wisternitz eigene Rechte und gesetzliche Bestimmungen.

1715 mußten in die fürstliche Küche nach Wien geschickt werden: von Ostra in Südmähren: 104 Pfund Selchfleisch, 84 Pfund Speck, 11 Pfund Schinken, 11 Wildenten, 3 Wildtauben, 12 Lerchen, 39 geselchte Fische, 9 Schnecken, 2770 Eier und Obst; von Wilfersdorf: Indian, Kapauner, Kälber und Hasen; von Kromau: Rehe, Fasane, Rebhühner und Hasen; von Steinitz: Wildgänse, Wildenten, Fasane und Wasserschnepfen. Die folgenden Jahre waren sehr trocken und heiß; es gab viele Gewitter, Hagelwetter und Blitzschläge – das Volk sagte damals „Donnerkeil“ – die Teiche trockneten aus, es fehlte der Zufluß, die Herrschaft erwähnt einen Teich, ohne den Ort genauer anzugeben, der 50 Tagwerk groß war und als Wiese benutzt wurde, weil jeder Zufluß fehlte. 1723 wurden die Deputate neu geregelt; der Wilfersdorfer Rentschreiber bezog 87 Pfund Karpfen (der Feldberger 225), ebensoviel der Rentmeister, der Pfister und Wirtschaftsreiter.

Ein Teich bei Bullendorf wurde 1727 umgeackert, die Herrschaft säte Gerste und Hirse im ersten Jahr. Großen Schaden richtete 1731 das Hochwasser im Zayatal an, riß die Dämme ein und überflutete das weite Gebiet. Tüchtige Fischer wohnten in den Marchgemeinden, vor allem in Rabensburg, wo fast jedes Haus am Fischfang beteiligt war; sie besaßen große und kleine Zillen, Boote, Fischsäcke, Netze, Fischgarn, Fischhackeln, große Fischloaden, Fischloadln, Fischfasseln mit Holz- und Eisenreifen sowie besondere Spinnradeln. Die Fischwasser hatten eigene Namen: Trostsee, lange Thaya, Boby, kurze Thaya, Inglath und das freie Fischwasser Göbelsee; 1735 kostete ein Stück Fischwasser Inglath 80 fl (ein Metzen Korn 36 kr, Weizen 48, Gerste 42, Hafer 21 und Linsen 54 kr). Bei einem Totenmahl verzehrten die Trauergäste in Rabensburg Fische und Heringe; der Müller kaufte die Fische für seinen Haushalt „nach dem Rabisch“; neben den Fischwässern lagen die Obst- und Bienengärten der Bauern.

Der Wilfersdorfer Amtmann bezog 1749 an Deputat jährlich u. a. 75 Hechte und 150 Karpfen, der Rentmeister 65 ¼ Karpfen, der Waldbereiter 45, der Zimmerwart und Hofbinder je 37 ²̸₄ Karpfen; damals hatte in Poysbrunn der obere Teich 58 Schock Karpfen, der untere 75 Schock; hier gab die Herrschaft den Jahreswert der Fischzucht mit 25 fl an. Die Pfarrkirche in Rabensburg, die ein eigenes Fischwasser besaß, verpachtete es stückweise. Als Gehilfe des Fischmeisters wirkte da ein Fischdrabe, der die Fischer kontrollierte, ob jeder die herrschaftliche Erlaubnis hatte.

1772 schätzte die fürstliche Obrigkeit ein Fischwasser „die Thaya“ auf 200 fl, einen Bienengarten auf 20 fl, elf Bienenstöcke auf 31 fl und einen Krautgarten in Nieder-Absdorf auf 11 fl.

Bei einem Totenmahl wurden in Rabensburg 60 Pfund Fische verzehrt 6 kr – ein Pfund Rindfleisch kostete 5 kr; die Fischwasser konnten die Pächter auch in ¾ Stücken bekommen. 1784 hatten die Fischwasser folgende Namen: Kobili, alte Thaya, Drosa, lange und kurze Thaya, Griessee und Schiffahrtsee – hier gab es 1774 Bienengärten. In Wilfersdorf verkaufte die Herrschaft 1794 ihr Fischhalterhaus an der Thaya mit dem Schupfen um 375 fl. Das Urbarfischwasser Inglata wurde 1814 auf 50 fl geschätzt.

Schweickhardt bezeichnete in seiner Topographie die Fischerei im Poybach als unbedeutend; es war eben nur die Herrschaft, die für diesen Wirtschaftszweig Interesse und Verständnis hatte und die bestrebt war, großen Nutzen daraus zu ziehen; daneben wären noch die Marchgemeinden hervorzuheben; auch hier gilt eben der alte Satz: „Wo der Bauer nicht muß, rührt er weder Hand noch Fuß.“ Als das Sturmjahr 1848 das Ende der Feudalherrschaft brachte, wurde die Fischzucht hart getroffen; dasselbe konnte man von der Jagd sagen. Die Gemeinden kümmerten sich wenig oder gar nicht, sodaß z. B. um Hohenau und Rabensburg trostlose Zustände herrschten. Viele faßten das Wort Freiheit so auf, daß sie meinten, niemand brauchte Gesetze und Anordnungen beachten. Der Schmuggel, das Wildererunwesen und das unbefugte Fischen konnten die Gemeinden nicht beseitigen; es mußte Militär eingesetzt werden, das die chaotischen Zustände unterdrückte.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

B. Bretholz: Das Nikolsburger Urbar 1414.

Verlassenschaftsabhandlungen der Herrschaft Rabensburg im n. ö. Landesarchiv.

Veröffentlicht in: „Mistelbacher Bote“, 17. + 24. 11., 1. + 8. 12. 1956

Die Flurnamen

Die Flurnamen sind Zeugen einer längst vergangenen Zeit, da unsere Heimat noch ein anderes Aussehen hatte als heute. Sie berichten uns über die Boden- und Besitzverhältnisse, über die Verteilung von Wald, Wiese, Weide und Äcker, über die Beschaffenheit des Grundes, wie er vor tausend Jahren aussah und wie ihn die zähe, jahrhundertlange Arbeit unserer Ahnen veränderte. Die heutige Flur ist das Endergebnis einer harten Kulturarbeit, eines Bienenfleißes jener Hände, die längst in der kühlen Erde verwesen und in Staub und Asche zerfallen. Uraltes Erbgut sind diese Namen, die von Geschlecht zu Geschlecht weiter vererbt wurden und die neben dem Ortsnamen die ältesten sprachlichen Kulturdenkmäler unserer Heimat sind. Das zähe Festhalten an dem ererbten Gute, das unsere Bauern auszeichnet, gereicht gewiss in manchen Fällen nicht zum Vorteil des Standes, aber in unserem Falle müssen wir diesem Geiste danken, dass er so treu die Namen erhielt und bewahrte, die uns einen Einblick in die Wirtschaftsgeschichte unserer Heimat gewähren.

Acker, Wald und Weide waren für unsere Vorfahren das Wichtigste, worauf sie sahen, wenn sie eine Siedlung gründeten. Der Besitz gehörte allen, der Wirtschaftsbetrieb war ein kommunistischer. Je volkreicher das Land wurde, desto mehr schwand dieser kommunistische Geist, das Ackerland wurde geteilt und jedem Gemeindemitglied ein Gebiet zur Nutznießung zugewiesen. Um jeden persönlichen Vorteil auszuschalten, wurden diese Teile verlost. Das Verlosen ist ein uralter Brauch, den schon Tazitus in der Germania erwähnt. Wald und Weide wurden nicht geteilt. Sie blieben Gemeindebesitz und sind es zum Teil noch heute. Zum Verlosen nahm man die Zweige von einem Baum, schnitt die Hauszeichen (Runen) hinein und warf sie in die Höhe. Ein Anteil betrug 30 Morgen = ¼ ha und hieß Hube, Hufe, Lehen. Das konnte geteilt werden und darum sprach man früher von Ganz-, Halb- und Viertellehnern. Die Ausnutzung des Bodens war früher eine geringe. Infolge des Weidebetriebes entfiel ein großer Teil des Stalldüngers. Der Bauer ließ deshalb das Feld unbebaut liegen, damit es sich ein Jahr ausruhe. Es hieß Brache. Wie man im Mittelalter alles in Gesetze und Bestimmungen hineinzwang – man denke nur an die Zünfte – so geschah es auch dem Bauer. Es bestand der Flurzwang. Da gab es Felder mit der Winterfrucht, dort waren die mit der Sommerfrucht und die Brachen lagen auch beisammen. Die Dreifelderwirtschaft wurde von Karl d. G. eingeführt und hielt sich bis 1770, wo durch den Anbau der Erdäpfel die Fruchtfelderwirtschaft in Gebrauch kam. Die Bestimmungen und Regeln gab der Grundherr dem Bauer im Banntaiding, bzw. im Bergtaiding für Orte mit Weinbau. Mit dem Aufhören des Weidebetriebes ging der Bauer zur reinen Stallwirtschaft über, das Weideland wurde zu Acker gemacht, der von der Gemeinde verpachtet wird (Gemeindeäcker). Dies geschah um das Jahr 1848. Mit der Bauernbefreiung durch den schlesischen Abgeordneten Hans Kudlich trat die Feldwirtschaft in ganz neue Bahnen und es erfolgte der große Aufschwung der Landwirtschaft, wie wir ihn in unserer Zeit mit eigenen Augen sehen. Die Gründe, die zum Haus gehören, heißen Hausäcker; die blieben immer beim Haus. Die später dazugekauften oder gepachteten Felder bezeichnete man als Überländer.

Die Kirchbergen – 1437 zum ersten Mal genannt – haben ihren Namen von der Lage hinter der Pfarrkirche. Man unterschied: die äußeren, die mittleren und die herinneren. Die Rösslbergen – 1437 Rössleinsbergen – sind die alte Rossweide. Der Blankengrund war mit einer Planke umgeben; es kann auch so erklärt werden, dass der Grund blank d. i. baumfrei war. Der Lausenpölz ist ein fremder Besitz, der im Gemeindegebiet lag wie eine Laus im Pelz. Die Zapfelsbergen – 1421 Czepfleinsbergen, 1437 Zapfelsbergen – gehen auf einen Personennamen zurück. Die Hermannschachern – schon 1353, 1421 und 1437 genannt – sind eine Ried, in der Wald und Grundstücke abwechseln. Die alte Schreibung ist Hörmanschachern. Nach der Lage gibt es die winterischen und sommerischen Hermannschachern; früher teilte man sie ein in untere, obere und mittlere. Die Weißlöcher hatten früher weiße Höhlen, Mulden von Kalkstein.

Die Spitalleiten, kurz auch Spielleiten, kann mit dem Spital oder Armenhaus im Zusammenhang stehen. Früher einmal hieß diese Ried noch „Beim Viehbrunn“. Vielleicht wurde sie einmal verlost.

Die Fuchsenbergen – 1437 erwähnt – waren einmal Wald. 1596 gehörte zu dieser Ried noch der Seegrund, der früher sehr wasserreich war. Da man hier Saliter, Salpeter oder Salz fand, hatten die Felder auch den Namen „Im Salzgrund“. Daneben erscheinen noch die Bezeichnungen „Auf der roten Erd“ und „In der Fuchsenberg Sutten“.

Die Bankleiten ist schwer zu erklären. Hängt der Name mit Bannleiten zusammen, so war um diese Flur einmal ein Streit oder Prozess.

Die Einsiedeln liegen bei der Einsiedlerkapelle.

Die Neidharten verraten den Personennamen Neidhart.

Joachimsthal – früher Jochamtsthal – war die Ried, wo ein Vorspann für den steilen Berg angesprochen wurde, wie der Name Joch-Amt schon sagt.

Die Gring sind Felder mit geringem Ertrag.

Inzesgring dürfte mit Inselgrün oder Wiese zu erklären sein. Möglich ist auch, dass der Name ursprünglich „In der Grün“ hieß = angeschwemmtes Land.

Die Zeiseln haben den Namen von der Spitzmaus, die Veigelbergen von den Veilchen (1437 erwähnt), die Waldbergen weisen auf einen Wald hin, der einmal hier stand, der Wartberg – jetzt „Auf der Steingrube“ genannt – war der Ort für die Kreidenfeuer, die in den Türkenkriegen das Herannahen der Feinde bekannt gaben. In der Leiten – 1437 auch in der Leuthen geschrieben, ist der Bergabhang. Die Steigler hängt mit steigen zusammen und bedeutet einen Berg. Die Bürsting könnte man von Bürstling oder Borstgras ableiten, das in Holzschlägen vortrefflich wächst; vielleicht kommt dieser Name von Burst = Steilabhang. Die Ried wird schon 1437 angeführt und hieß noch „In der Wiegen“. Die Weißebergen haben ihren Namen von der kalkhältigen Erde. Die Ried Steinbergen – schon 1437 – erklärt sich von selbst; ebenso das Sommertal = das Tal auf der Sommerseite. An Stelle der Riednamen Weißebergen, Steinbergen und Sommertal gebrauchte man noch andere Bezeichnungen, die heute schon seltener zu hören sind: In den Stiegen, auf der Gänsweide, auf dem Sauberg (=Sauweide), bei der Schießstatt, in der Zieglgstetten, im Zechmeistertal (Zechmeister = Kirchenväter), die Zinten (= Zinken, Zacken, Grenzsteine), im guten Willen (= eine Art Rechtsverwahrung gegen Zwang), der Hutschatlberg (Hutschatl = Hutschar = kleine Viehweide), der Radaweg (= Rettich, noch „In Rättig“ und „In Rüdisch“ genannt).

Die Lüss waren Felder, die durch das Los verteilt wurden. Die Röhrlwiesen waren feucht, sodass das Röhricht sehr gut wuchs. Durch das neue Poybachbett werden die Wiesen entwässert und die Bauern machen daraus Äcker.

Die Hinkern (= ganz unklar, vielleicht mit Hunger = wenig ertragreich zu erklären) sind heute zum größten Teil verbaut. Die Häuser der oberen Brunngasse stehen auf dieser Flur.

Die Reißhübeln gehörten bis 1596 zu den Lüss, es ist dies ein Hübel oder Hügel, der umgerissen oder umgeackert wurde. Der Name Poluken ist slawischen Ursprunges und bedeutet „Bei den Wiesen“. Die Felder bei der Heindlmühle hieß man früher „Bei der Froschmühle“.

Um 1770 beklagten sich die Besitzer dieser Rieden, dass die Schafe von Wetzelsdorf, die auf die Weide getrieben wurden, ihnen einen erheblichen Schaden bereiten. In Wetzelsdorf hatte der Fürst Liechtenstein 737 Schafe um das Jahr 1710.

Die Felder hinter dem Halterhaus nannte man „In Außern“, um 1600 hießen sie „Innaus“ oder auch „Hintaus“. Die Bezeichnung „Auf der Schanz“ weist auf eine Schutzwehr gegen feindliche Angriffe hin. Diese bestand in einem Graben und Erdwall. Die Schanz hieß voralters „In Neuberg“ oder „In der Schliechten“. Dieses Wort dürfte mit Holz schlichten im Zusammenhang stehen.

Gegen den neuen Friedhof zu liegen die Rondellen oder Rundellen, früher auch „Bei den drei Eichen“.

Dort, wo der Poybach den Markt verlässt, war die Gemeindeweide; diese Wiese wurde umgeackert und die Gemeinde verpachtete die Felder. Nach dem Weltkriege wurden sie zum größten Teil verbaut.

Die Höbertsgrub oder Horbatsgrub deutet auf ein sumpfiges Gebiet hin, weil das althochdeutsche Wort horo = schmutzig oder sumpfig heißt.

Die Lehnsatzen war eine Neuanlage von Weingärten. Es gab hier die unteren und oberen Lehnsatzen, die Brünnlern, die Pfeiffern und das Gränzersthal. Die kleinen und großen Gaißbergen waren die Ziegenweide und sollten Geißbergen geschrieben werden. Sie waren einmal wenig fruchtbar, weil sie noch „Lettenberg“ hieß. Das „Schwarze Feld“ braucht keine Erklärung. Rätselhaft sind die Schalkln. Die Ried Ebenthal gab den Zehent zur Hälfte der Pfarre Walterkirchen und die andere dem Pfarrer von Ebenthal. Es war ein „Freies Gebirge“. Den Zehentteil von der Pfarre Ebenthal steckte um 1600 der Herr von Landau in Zistersdorf widerrechtlich – malo jure – ein. Der Pfarrer von Ebenthal musste dafür fünfmal des Jahres nach Walterskirchen kommen und beim Gottesdienst mitwirken; es war dies zu den Marientagen, zu den Quatemberzeiten, zu den „Vigilis“ und zu Allerheiligen. Unterließ aber der Pfarrer diese Pflicht, so erhielt er keinen Zehent.

Um 1650 hatten folgende Poysdorfer hier Weingärten oder Felder: Hirtl, Bogner, Stadler, Ditsch, Ruschko, Wunsch, Lamprecht, Haberler, Grümann, Ebinger, Schubart und Dötz. Der Dienst von dieser Ried gehörte dem Pfarrer in Walterskirchen. Wegen Ebenthal gab es etliche „disputationes“ (Streitigkeiten). Die Nöstlbäckern weisen auf Brennesseln hin (Nesselbach), der Gsol war ein Sumpfland (gsol = Kotlache), Die blaue Treu – auch Bloben-Treu – ist ein schwieriges Wort, vielleicht war es ein unbebautes Land oder eine Weide. Die Obenführ und die Freibergen kann man schwer deuten.

Die Ried „Auf dem Thenn“ (= ebener Grund) hieß früher auch Maxenberg. Die Saurüsseln war eine Sauweide, die dann umgeackert (= gerissen) wurde.

In der Flur „Innaus“ – auch Sechzehn Gwanten – lag die Zehenthütte für die Weingärten in Maxendorf.

Die Hofäcker gehörten zum Meierhof. Die Runsen sind ein Wasserlauf = Rinnsal. Die Obenaußer, die Obenführ und der Dahof sind schwer zu deuten. Die Hanger sind der Abhang, die Halbbreiten, Weide und Saubrunn erklären sich von selbst. Die Leimäcker sind die Lehmäcker, die Leute sagen noch Schlammäcker und Aschenäcker. Hier sprudelt aus der Erde der Aschenbrunnen. Die Hundsbergen – 1566 noch Haarbreiten genannt (Haar = Flachs) – sind Felder, die hoch liegen und schwer zu bearbeiten waren.

Die „Weite Gasse“ ist eine sonnige Talmulde. Die Stögeln sind Baumstrünke, die man nach dem Abholzen des Waldes stehen ließ, damit sie vermodern. Die Mitter-Viertel und „Auf der Langen“ kann man schwer erklären. Die Gratzeln sind slawischer Herkunft (hradec) und deuten auf eine Schanze oder Zufluchtsstätte im Kriegsfalle hin.

Alle Flurnamen genau zu erklären, ist heute sehr schwierig, da sie im Laufe der Zeit arg entstellt und gar häufig von landfremden Beamten in die herrschaftlichen Urbare eingetragen wurden.

Wieviel Schweiß klebt da an der Scholle, welch ungeheure Arbeit war notwendig, um die Fluren in ihre jetzige Gestalt und in das heutige Aussehen zu bringen! Wir sprechen in der Schule von Kaisern, Fürsten und Kriegen, reden wir auch von der Kulturarbeit der Bauern, die uns Segen und Wohlstand brachten, die aber vergessen sind und von denen leider niemand spricht.

Mit den Flurnamen im Zusammenhange stehen die Wegnamen. Straßen gab es früher nicht. Selbst die Poststraße, die später Kaiserstraße hieß, war in schlechtem Zustand, bis sie Kaiser Josef für den Verkehr ordentlich herrichten ließ. Die Breite eines Weges sollte der Länge einer Lanze entsprechen. Ein Notweg sollte so breit sein, dass eine dicke Frauenperson bequem gehen kann. Alte Wegnamen, die man im Französischen Kataster noch findet, waren in Poysdorf: Sauberg-, Wetzelsdorfer Mühl-, Zehenthütten-, Markt-, Feldsberger-, Walterskirchner-, Hadersdorfer-, Rada- und Pottenhoferweg. Der Schwedensteig hat den Namen von den Schweden, die auf demselben von hier nach Korneuburg ins Hauptquartier des Torstenson geritten sind.

In den Fürstenföhren gibt es einen Judensteig.

Handschrift von Franz Thiel

Die Franzosen 1809 in Falkenstein

Als der Krieg mit den Franzosen im Jahre 1809 sich der Stadt Wien näherte, war das Weinland Etappengebiet für die österreichische Armee, die in den größeren Gemeinden Magazine einrichtete, z. B. in Stockerau, Markgrafneusiedl, Deutsch-Wagram, Wolkersdorf, auf den Hohenleiten, Wilfersdorf, Laa, Nikolsburg usw. Hieher lieferten die Orte Lebensmittel, Heu, Stroh, Hafer, Holz u. dgl. Die Bauern blieben oft mehrere Tage aus und mußten sich bei den unsicheren Verhältnissen Begleitpersonen, sogenannte „Kondukteure“ mitnehmen. Die Reichsstraße war zu einer Chaussee in den letzten Jahren ausgebaut worden, die ein ausgezeichneter Verkehrsweg war, die anderen Straßen galten als Landwege, die unseren Feldwegen glichen.

Am 12. Mai brachte der Falkensteiner Josef Schmidt 200 Portionen Brot à 3 ½ Pfund à 27 Kreuzer und 4 Zentner Heu à 5 fl nach Stockerau; dafür zahlte man ihm 45 fl und der Begleitperson 4 fl; zum Vergleich kostete 1 Metzen Korn 8 fl, Weizen 11 fl, Hafer und Gerste je 5 fl 80 kr, Erdäpfel 1 fl 30 kr, 1 Eimer Wein 12 fl. Infolge der Kriegswirren stiegen die Preise von Monat zu Monat. Da die Armee keine Feldbäckereien besaß, hatten die Bäcker in den Gemeinden viel Arbeit; die Magazine lieferten ihnen sack- und faßweise das notwendige Mehl und die Meister gaben dafür die entsprechende Brotmenge. Da gab es Kriegsgewinner, die das Geld sofort benützten, um ihre Häuser umzubauen und zu verschönern. In einer Gemeinde schreib da eine unbekannte Hand an die gefärbelte Mauer:

„Mit Betrug und falschem Gewicht, hat der Lump sein Haus hergericht“

Am 15. Mai verkaufte Anton Luckner Heu für das Magazin auf den Hohenleiten; es waren 3 Zentner à 56 kg. Dazu kamen noch 840 Pfund Brot, 83 „Laab“ und 29 ²̸₄ Eimer Wein, der 476 fl 30 kr kostete; am nächsten Tag mußten 18 Eimer nach Wolkersdorf geliefert werden. Das Faß lieh die Poysdorfer Herrschaft dem Marktrat um 12 fl 30 kr; der Fuhrmann blieb 3 ½ Tage aus. Drei Bauern, die am 19. Mai 1464 Laib Brot nach Wilfersdorf führten, verlangten als Fuhrlohn 9 fl 30 kr. Wenn die Leute herkamen, so wußten sie viel zu erzählen und fanden bei den Bewohnern willige Zuhörer, da ja damals die Zeitungen auf dem Lande fehlten. Man erfuhr, daß eine wichtige Schlacht bevorstehe, denn die Lieferungen hörten auf. Am 21. und 22. Mai tobte der Kampf bei Aspern a. d. Donau, der mit einer Niederlage Napoleons endete. Lange Kolonnen von Kranken und Verwundeten rollten auf der Reichsstraße gegen Brünn. Die Soldaten lagen auf Stroh gebettet und wurden in den Ortschaften von den Bewohnern verpflegt. Am 30. Mai führte der Poysbrunner Josef Schmidt, Wein, Mehl und Kuchelspeis nach Markgrafneusiedl, vier Tage blieb er aus, weil auf der Straße kein Weiterkommen war, da diese mit Pferden, Wagen, Kanonen und Truppen blockiert war. Unterdessen hatte Napoleon neue Reserven herangezogen, um die Oesterreicher zu schlagen. Die Schlacht bei Deutsch-Wagram am 5. und 6. Juli endete mit einem Sieg Napoleons, sodaß sich die Oesterreicher über Wolkersdorf – Ernstbrunn gegen Znaim zurückzogen, während Napoleon glaubte, sie wären gegen Nikolsburg marschiert. Nur das 4. Armeekorps unter dem Fürsten von Rosenberg wählte die Brünnerstraße für den Rückzug.

Am 9. Juli erschienen 150 Mann kaiserliche Infanterie in Falkenstein, wo jeder ein ½ Maß Wein bekam. 50 Mann bezogen sofort die Feldwache, 40 Husaren stellten sich beim Pfarrhof auf und ein Vorposten befand sich im „Neuerweg“, jeder erhielt ein ½ Maß Wein, auch die, die hier durchmarschierten. 12 Franzosen, die am 10. Juli in Falkenstein auftauchten, wurden mit einem „Willkommentrunk“ geehrt. Jetzt wurde es in dem so stillen Markte lebendig. Französische Reiterei, kaiserliche Infanterie, Landwehr, Jäger, „Blosierte“ – Verwundete, Quartiermacher, Train und kaiserliche Grenadierjäger kamen und gingen; sie tranken den Falkensteiner, lobten ihn, kochten in ihm ihr Rindfleisch, unterhielten sich mit den Bewohnern und zeigten den neuen Tanz – den Walzer, den man allgemein wegen seiner Unsittlichkeit verdammte. Am 10. Juli plünderten sie Poysbrunn und raubten den Pfarrer Neckam aus. Der Kampf um Znaim wurde schon am 12. Juli durch einen Waffenstillstand beendet. Drei Tage später führten die Falkensteiner 10 ¼ Eimer Wein nach Nikolsburg. Am 25. Juli wurden ihnen vorgeschrieben: 6 Metzen Korn, 2 Metzen Weizen, 76 Metzen Hafer, 8 q Heu und 100 Schab Stroh für Wien. Am folgenden Tage quartierten sich 140 Mann mit 200 Pferden im Markte ein. Für die ausgeplünderten Poysdorfer gaben die Falkensteiner 5 ²̸₄ Eimer Wein, 280 Pfund Fleisch und 240 Pfund Brot. In das französische Magazin nach Poysdorf brachte der Markt 5 ¾ Eimer Wein, 15 Metzen Hafer, 50 Laib Hausbrot und 18 Ellen Leinwand, in das feindliche Spital nach Nikolsburg dagegen 6 Eimer Wein, 32 Metzen Hafer und 5 Hemden. Die Bauern waren mit ihren Pferden immer unterwegs und konnten keine Feldarbeiten machen; einen schweren Stand hatten die Witwen sowie die Frauen der Eingerückten, die meist der ärmeren, unbemittelten Klasse angehörten. Boten gingen in die umliegenden Orte wegen Lieferungen oder wegen Einkäufe, andere waren Wegweiser und Kondukture, daheim wartete die Arbeit und niemand konnte dem Nächsten helfen. 12 Männer führten mit Schubkarren Brot nach Poysbrunn, weil alle Pferde auswärts waren, Soldaten begehrten vom Marktrichter, der manchmal den Kopf verlor und sein Amt verfluchte, Auflader und Arbeitskräfte, alle Einnahmen und Ausgaben mußten verrechnet und aufgeschrieben werden, Klagen und Beschwerden liefen ein, Drohungen mit dem „roten Hahn aufs Dach setzen“, mit Erschießen und Einsperren beunruhigten die Bewohner, die dann alles Gewünschte hergaben; ein Regiment wurde angesagt, doch erschien es Gott sei Dank nicht. Verschiedene Truppengattungen marschierten durch den Markt, nahmen sich, was sie brauchten, belästigten Frauen und Mädchen, Versprengte fragten nach ihren Truppenkörper, Husaren verlangten Pferde und Wegweiser; die Ratsherren kannten keine Ruhe, da sie überall sein mußten. Da vermittelten sie und schlichteten einen Streitfall, dort baten sie um Gnade und Nachsicht, fertigten Boten ab, teilten die Männer und Burschen in den Dienst ein, schickten verläßliche und kluge Bewohner in Geldangelegenheiten zu Wohlhabenden in der Umgebung, bei denen größere Geldbeträge ausgeliehen wurden, ließen durch Nachschauer die Feldarbeit kontrollieren und hörten geduldig die Klagen der Offiziere, die manchmal mit dem gelieferten Getreide oder Wein nicht zufrieden waren.

Am 14. August sandte der Marktrichter 1 Eimer 1802er Wein dem General Vitto nach Loosdorf, da ja der folgende Tag als Geburtstag Napoleons gefeiert werden mußte; am Abend waren die Fenster festlich beleuchtet und die Hausbesitzer sollten Fahnen ausstecken. Strenge verboten war das Politisieren und Nörgeln im Gasthaus oder auf der Straße.

Die Herren Offiziere, die im Pfarrhof wohnten, lebten wie der Herrgott in Frankreich; dem Adjutanten kaufte der Markt ein neues Pulverhorn.

Die Ernte konnte nicht hereingebracht werden, da es an Arbeitskräften und Pferden mangelte. Die Sauvegarde – Schutzwache – vom Volk allgemein Saufgarde genannt – erschien mit dem Wegkommissär Spieß, der „Föhrühr“ mit der „Futtertasche“ stellte sich im Markte ein, Ruhr und Typhusfälle zeigten sich und der Bader hatte viel Arbeit; niemand wollte Totengräber sein, Frauen weigerten sich, zerrissene Säcke zu flicken und auf den Feldern lag noch der Hafer.

Es kam auch vor, daß sich die Fuhrleute beim Feind gegen Geld loskauften, um rechtzeitig heimkehren zu können. Dieser Loskauf erstreckte sich auf die Wagen, sonst nahm der Feind Roß und Wagen einfach weg; der Bauer ging dann wie die Dirn vom Tanz und durfte sich nicht einmal beschweren.

Der Feind wünschte nur „klaren Wein“ aber keinen Most oder Sturm – Furcht vor Gift.

Am 14. Oktober erfolgte in Wien – Schönbrunn der Friedenschluß, in dem sich Oesterreich verpflichtete, an Frankreich 85 Millionen Kriegsentschädigung zu zahlen. Vier Tage später wurde dem Markt eine Kontribution von 1.000 fl auferlegt, doch gelang es, die Summe auf 600 fl herabzudrücken.

3.000 Mann lagen am 4. November in den Quartieren; die Bewohner waren ganz verarmt, sodaß die Chasseure am 13. November die gewünschten 30 Metzen Hafer und 15 Zentner Heu nicht bekamen. Die Schneider und Schuster aus den umliegenden Ortschaften mußten für den Feind arbeiten und eine Frau bediente durch 37 Tage die Offiziere im Pfarrhof, wofür sie mit 30 kr entlohnt wurde.

Als dem Markt eine Kontribution von 1700 fl vorgeschrieben wurde, begab sich eine Kommission nach Feldsberg, um hier eine Bittschrift an die Regierung in Wien schreiben zu lassen. Woher sollte die Gemeinde das Geld nehmen?

Gegen Ende November hatte der letzte Franzose Falkenstein verlassen und die Bewohner atmeten erleichtert auf. Aber die Schuldenlast! Da wurden alle kleinmütig, wenn sie daran dachten.

Die an die Franzosen gelieferten Warenmengen (Korn, Hafer, Weizen, Stroh, Heu, 19 Kühe, Wein und viele andere Dinge) wurden vom Markt in den nächsten Jahren bezahlt. Dafür hob er eine eigene Kriegssteuer ein, von welcher am 10. Jänner 1811 als letzte Rate im alten Geld 797 fl und 49 kr gingen. Am 20. Februar kam der große Geldkrach und ein neues Geld – Einlöschscheine. Von 1809 bis 1812 nahm die Gemeinde 25.124 fl 21 kr ein. Ausgegeben wurden 28.400 fl 34 kr. Die Gutmachungssumme belief sich auf 93 fl 35 kr, welche der Marktrichter Anton Partl vorstreckte und am 15. November 1819 der Gemeinde schenkte.

Veröffentlicht in: „Mistelbach-Laaer Zeitung“, 1950

Die Franzosenzeit

Der Militarismus Napoleons schlug auch unserem Vaterlande tiefe Wunden. Als es 1805 hieß: „Die Franzosen kommen“, wurden in den größeren Orten eine Bürgermiliz gegründet, Geld für die Soldaten gesammelt, Pferde und Wagen enteignet und die Fremden aufgefordert, binnen 10 Tagen Niederösterreich zu verlassen. Es machte sich ein großer Mangel an Kleingeld fühlbar, so dass Münzzettel gedruckt wurden. Wer Gelegenheit hatte, floh nach Ungarn. Der Adel suchte sein Heil in der Flucht und nahm alle Schätze mit. Die Not an Lebensmittel erzeugte eine wilde Preistreiberei und der Wucher blühte. Die Franzosen kamen längs der Donau bis nach Wien, das sie eroberten und drangen gegen Mähren vor. Österreicher und Russen – das waren unsere Bundesgenossen – marschierten auf der Brünnerstraße. Die Russen waren schlecht ausgerüstet und hatten eine mangelhafte Bekleidung, da vielen die Kopfbedeckung und die Schuhe fehlten. Das Volk hatte tiefes Mitleid mit diesen hungrigen Soldaten, die oft nur mit Aufbietung ihrer ganzen Kraft mitkamen.

Am 15. November 1805 marschierte die österreichische Armee durch den Markt. Abends um 7 Uhr erschien sie und der Durchmarsch dauerte bis 11 Uhr nachts. Die Reiterei blieb auf den Feldern vor dem Wienertor, außerhalb des Kapuzinerklosters unter freiem Himmel. Die Gemeinde führte ihnen Holz, Fleisch und Wein hinaus. Im Seegrund und in Neidharten lag das Fußvolk in Zelten. Feuer brannten in beiden Lagern und ihre Flammen leuchteten in der dunklen Nacht weithin. Aber schon um 2 Uhr weckten Hornrufe die Schläfer, das Lager wurde abgebrochen und die Truppen zogen auf der Straße gegen Nikolsburg. Zu Mittag um 12 Uhr erschien die Nachhut vom Prinz Ferdinand Regiment. Jetzt betrat das Szekler Husarenregiment den Markt und blieb bis zum 18. hier. Ein Rittmeister führte um ½9 Uhr früh einen Teil der Husaren nach Mähren. Ein Wachtmeister blieb mit einem Teil bis 9 Uhr hier und zogen auch weiter. Das letzte „Piquet“ (Feldwache) mit 3 Mann stand bei Wetzelsdorf, in Poysdorf aber war 1 Korporal mit einem Mann als Verbindung. 20 Franzosen zeigten sich nach 9 Uhr auf der Straße bei Wetzelsdorf und ritten bis zu unserer Nachhut. Da blieben sie stehen, die Husaren ritten „ganz piano“ gegen Poysdorf und die Feinde folgten. Die einen sprengten links, die anderen rechts gegen den Markt und schauten, ob noch Kaiserliche zurückgeblieben wären. Bei dem Gemärkkreuz ritten die Franzosen der eine links der andere rechts gegen unsere Feldwache. Unser Korporal sprach mit dem einen Franzosen, der über die Äcker zu seinen Kameraden kam. Dann begab er sich zu den 4 Österreichern, die stehen blieben. Auch die Franzosen machten halt.

Schwere Tage durchlebten die Bewohner unserer Heimat, als die siegreichen übermütigen Gegner zurückmarschierten. Die Russen mussten gleich von Austerlitz in ihre Heimat ziehen. In gedrückter Stimmung waren unsere geschlagenen Truppen. Der Friede wurde am 26. Dezember in Pressburg geschlossen und Österreich verlor Tirol, Gebiete in Italien und Süddeutschland. Damals lockerte sich auch das Verhältnis zu Deutschland. Österreich wurde ein Kaiserreich und büßte allmählich seine führende Bedeutung ein. In den Wintermonaten 1805/1806 waren die Lebensmittel sehr knapp, da die Soldaten alles mitgenommen hatten. Es wurde deshalb verboten, aus Getreide oder Kartoffeln Branntwein zu brennen.

Nur wenige Jahre dauerte der Friede. 1809 ging der Kampf wieder los. Es war eine Heldenzeit, als unser Volk alle Kräfte aufbot, um den Gegner vernichtend zu schlagen. Eine Kriegsstimmung wie 1914 ergriff alle. Geld und Waffen wurden gesammelt, die Landwehr errichtet, Freiwillige strömten in den Städten zusammen und meldeten sich zum Kriegsdienste, auf den freien Plätzen wurde geübt, Kriegslieder ertönten überall und ein militärischer Geist wehte durch alle Schichten der Bevölkerung. Die Leute gaben alles Geld her, vaterländische Spiele wurden aufgeführt und die Frauen und Kinder der Eingerückten in reichlicher Weise unterstützt. In den Kirchen hielten die Geistlichen Kriegsandachten ab und die Fahnenweihe der Landwehr bildete in einzelnen Ortschaften ein großartiges Volksfest. Ganz Österreich glich einem großen Heerlager. Um vor Verrat sicher zu sein, sollte niemand Fremde beherbergen. Besonders scharf beobachtete man die Juden, die im Verdachte standen, geschäftstüchtige Verräter und Spione zu sein.

Die Priester und Klöster hatten auch Beiträge zu den Zwangsanleihen zu leisten. Nur wenige folgten dem Rufe, viele entschuldigten sich mit der Begründung, sie hätten kein Geld. Das tat der Dechant Anton Neckam von Poysbrunn. Der Propst vom Barnabitenkloster in Mistelbach gab 1001 fl 45 Kreuzer her, später schickte er noch den Betrag von 50 fl.

Bei Aspern a. d. Donau erlitt Napoleon am 21. und 22. Mai eine furchtbare Niederlage, es war die erste, die dem maßlosen Korsen auf deutschem Boden beigebracht wurde. Am 5. und 6. Juli schlug er unsere Truppen bei Deutsch-Wagram und verfolgte sie in der Richtung gegen Znaim.

Im Heere des Erzherzogs Karl befand sich der Dichter Friedrich Schlegel, der die „Aufrufe an das Volk“ und später „die Nachrichtenblätter“ verfasste. Als das Hauptquartier in Wolkersdorf war, hielt sich Schlegel in Gaunersdorf (heute Gaweinsthal) auf und gab auf Befehl des Kaisers die „Österreichische Zeitung“ heraus, die auf die öffentliche Meinung in Österreich und Deutschland wirken sollte, da die „Wiener Zeitung“ in den Händen Napoleons war. Die Nachrichten des österreichschen Hauptquartieres waren recht mangelhaft und dürftig, enthielten nebensächliche Dinge und öffnete den Lügen und Miesmachern Tür und Tor. Das Volk verlor zu diesen Berichten jedes Vertrauen und wiederholt ersuchte Dorothea Schlegel den Dichter, er möge doch Einfluss nehmen auf eine genaue Berichterstattung. „Es sei unerhört, mit dem Volke das Gut und Blut hingibt, so umzugehen“; kommen Niederlagen, so möge man sie offen eingestehen und nicht versteckenspielen. Unbeschreiblich ist die Konfusion in den Ausdrücken, man weiß nicht, hat unsere Armee mit dem Feind oder Freund gekämpft, hat sie gesiegt oder ist sie unterlegen“. Das Volk bezweifelte die Zahl der Gefangenen und die erbeuteten Adler. Die Armeeberichte verraten keinen Heldengeist, im Gegenteil einen Vaterlandsverräter (Dorothea Schlegel‘s Briefwechsel v. Dr. J. M. Raich). Schlegel wohnte im Pfarrhofe von Gaweinsthal, wo ihn dann auch Friedrich Kübeck traf, dessen Tagebücher uns einen guten Einblick in die Beamtenverhältnisse jener Zeit gewähren.

Das 4. Armeekorps des Fürsten von Rosenberg ging auf der Brünnerstraße zurück; die Franzosen meinten, dass hier die Hauptmacht der Österreicher zurückgehe. Der Rückmarsch unserer Armee war mustergültig, das erkannte auch der Feind.

Schon am 8. Juli kehrten die Franzosen in Poysdorf zum zweiten Male ein. Um 11 bis 12 Uhr vormittags erschienen 20 berittene Jäger im Markte und verlangten vom Markrichter Johann Zechmeister Nr. 217 eine Brandsteuer von 500 Gulden. Die Gemeinde gab diese Summe in Bankozetteln und außerdem noch Speise, Trank und Tuch. Als aber aus den Bürstinger Weingärten einige österreichische Landwehrmänner, die sich dort versteckt hatten, in den Markt schossen und sechs österreichische Reiter einen Franzosen verwundeten und ihm die Bärenmütze wegnahmen, verließen die Feinde schnell den Markt und kamen erst am Abend wieder, als es dunkel wurde. Da ritten sie durch alle Gassen, fanden aber keinen Österreicher und zogen wieder nach Erdberg. Gegen Morgengrauen bemerkten die Leute im Süden einen Feuerschein. Es war Bullendorf, das der Gegner angezündet hatte. In der Früh um 9 Uhr ließen sich 4 österreichische Reiter sehen, die nach Nikolsburg ritten. Am kommenden Vormittag erschienen gegen 10 Uhr 30 000 Mann. Es war das Armeekorps des Generals Davoust, eines unmenschlichen Offiziers, der die gefangenen Österreicher beim geringsten Vergehen hängen ließ. Der Durchmarsch dauerte bis in die Nacht. Um Mitternacht weckte ein starker Feuerschein, der am südlichen Himmel sichtbar wurde, die Bewohner. Erdberg stand in Flammen. Vor Kummer und Sorge erwarteten die Leute den kommenden Tag. In der Früh wurde das erste und vierte Viertel geplündert. Es waren dies die Häuser der Laaer- und Brunngasse und die Keller in der Gstetten. Die Hadersdorfer Kirche wurde geöffnet und alles, was einen Wert hatte, genommen und weggeführt. Im Laufe des Vormittags kamen viele Kranke nach Poysdorf. Die mussten in den Bauernhäusern untergebracht werden.

Schutzwache – Sauvegarde – sollte den Markt beschützen; sie stand unter dem Befehle eines Unteroffiziers, der aus der Champagne gebürtig war und Karl Girardin hieß. Er war sehr gewissenhaft, schaute auf Ordnung und die Gemeinde fasste zu dieser Wache ein festes Vertrauen. Sonst hatten die Garden keinen besonderen Ruf, da man sie allgemein Saufgarden nannte, die nur dem Bauer die Keller leerten und dann stark angeheitert herumtorkelten und die Leute belästigten. Die zehn Mann der Schutzgarde versahen auch bei der Nacht den Dienst. Es kamen dann noch 10 Mann, weil der Markt bei den Franzosen angesucht hatte. Der Marktrichter, der Gemeindeschreiber Wallner und der Quartiermeister Lorenz Bauer versahen mit schwerer Mühe Tag und Nacht Dienst und waren bemüht, dem Markte und seinen Bewohnern zu helfen. Zur Entlohnung gewährte man ihnen gemeinsam täglich 3 fl in Bankozetteln und 2 Pfund Fleisch.

Erzherzog Karl war mit der Hauptmacht auf der Znaimer Straße nach Mähren gezogen. Kleinere Gefechte gab es bei Korneuburg, Stelzendorf, Gaweinsthal und Neudorf bei Staatz. Am 9. Juli überschritt Marmont die Thaya bei Laa und rückte gegen Znaim vor. Im Vergleich zum Jahre 1805 erschienen jetzt die Franzosen wie Herren, trugen schöne Kleider, waren gut genährt, besaßen prächtige Pferde und Wagen, zeigten oft einen unbändigen Stolz, der unsere Leute schwer verletzte. Zwischen den Truppen des Rheinbundes und den Franzosen gab es oft genug Schlägereien. Beim weiblichen Geschlechte hatten die Franzosen großes Ansehen und die sittlichen Zustände ließen viel zu wünschen übrig. Es darf uns nicht wundern, wenn an einzelnen Orten die Geistlichen in den Predigten scharf gegen die Sittenlosigkeit und gegen das Tanzen des Walzers einschritten. Darum war der Hass der Feinde gegen unsere Geistlichen erweckt und sie plünderten die Kirche und Pfarrhöfe, schossen auf Kreuze und Bildstöcke und verletzten das religiöse Gefühl des Volkes. In ihrem Übermute kochten sie bei uns das Rindfleisch im Weine.

Am 11. Juli entbrannte bei Znaim der Kampf, der aber abgebrochen wurde, weil unterdessen die Waffenstillstandsverhandlungen begonnen hatten. Unsere Heimat blieb vom Gegner besetzt. Es gab auch viele deutsche Truppen im französischen Heere, da ja die Fürsten von Bayern, Baden, Württemberg auf der Seite Napoleons gegen ihre eigenen Brüder kämpften. Ein trauriges Bild von Volksbewusstsein! Das Armeekorps von Württemberg war in unserer Gegend untergebracht. Um jede Unruhe zu vermeiden, erhielten die Gastwirte den Auftrag, darauf zu sehen, dass die Gäste nicht politisieren und die Handlungen der Franzosen kritisieren. Sollte aber dies doch geschehen, so seien die Leute sofort anzuzeigen.

Am 15. August war das Geburtsfest Napoleons, es war ein Feiertag für die Franzosen. Einzelne Häuser hatten Fahnen ausgesteckt, Ehrenbogen waren errichtet, abends mussten die Leute die Häuser beleuchten und in die Fenster Transparente stellen. In Wien ging es besonders feierlich zu; im Stephansdom las der Erzbischof eine feierliche Messe und am Abend genossen die Wiener das herrliche Schauspiel eines Feuerwerkes. Napoleon war auch in diesem Jahre in unserem Bezirke. In Laa übernachtete er im Pfarrhofe und zwei Bauern planten ein Attentat auf ihn in Kottingneusiedl. Einen Förster, der dem Feinde keine Angaben machte und jede Antwort verweigerte, erschossen sie bei den Kellern von Walterskirchen. Heute steht an der Stelle ein schlichtes Kreuz. Auch die Franzosen hatten bessere Karten und kannten unsere Heimat gründlicher als die hier wohnende Bevölkerung. Sie hatten nämlich einige verschollenen Orte richtig in ihren Karten eingezeichnet.

Die Gemeinde Poysdorf leistete an den Feind große Lieferungen: Korn, Hafer, Weizen, Rollgerste, Essig, Salz, Wein und Mehl. Da die Regierung an die Franzosen eine hohe Brandsteuer zu zahlen hatte, wurde diese Summe aufgeteilt und Poysdorf musste 1 900 Gulden abliefern. Die Kürassiere vom 1. Regiment, die bei uns durch sechs Wochen verblieben, stürzten den Markt in große Schulden. Das aufgelassene Kapuzinerkloster machten sie zu einem Magazin und füllten es mit Lebensmitteln an. Damals hatte die Kirche noch eine Zugbrücke, die am Abend aufgezogen wurde. Trotzdem gelang es einem Soldaten, dass er in der Nacht in die Kirche drang, doch stahl er nichts. Die Kirchenväter hatten ihre Wertsachen in der Gruft hinter den Knochen der Toten versteckt.

Hand in Hand mit dem Kriege ging eine furchtbare Teuerung und der Wucher und die Preistreiberei blühte. Die Wiener spürten diesen Übelstand sehr stark. Ein Paar Hühner kosteten in der Großstadt 4 fl, ein Nierenbraten 8 fl, sechs Eier 1 fl. Die Leute stürmten die Geschäfte. Einzelne Kaufleute verdienten damals ein Riesenvermögen; doch gab es auch Ausnahmen, dass Kaufleute an Franzosen nichts verkauften, auch wenn sie die Waren zwei- bis dreifach überzahlten. In Wien buken die Bäcker kleinere Brote und die Regierung schritt gegen diese Meister sehr scharf ein und belegte sie mit einer Kerkerstrafe. Am 14. Oktober wurde in Wien der Friede geschlossen und am 1. November begann der Rückzug der Feinde, der drei Tage dauerte. Am 20. November verließ der letzte Gegner unseren Markt. 137 Tage waren sie bei uns und ihr Aufenthalt kostete der Gemeinde mehr als 100 000 Gulden, sodass sie über 25 000 Gulden Schulden hatte. Auf jeden Steuergulden wurden 1 Gulden 40 Kreuzer als Kriegssteuer zugeschlagen. Das Getreide, das Fleisch und die Nahrungsmittel, die im Magazin des ehemaligen Kapuzinerklosters angehäuft waren, wurden im Feilbietungswege am 1. Februar 1810 verkauft. Infolge der Kontinentalsperre, die Napoleon über England verhängte, wurden alle Waren, die aus fremden Ländern eingeführt wurden, verteuert, sodass ihr Preis rasch in die Höhe stieg. Ein Pfund Zucker kostete 12 fl – im Jahre 1809 30 Kreuzer – und ein Pfund Kaffee 10 fl 30 kr. gegen 24 Kreuzer im Vorjahr.

In den Kämpfen, die unser Volk gegen Napoleon führte, hatte man eine Schutzwache errichtet, die auf Ordnung und Ruhe schaute; man nannte sie Gendarmerie und sie blieb auch nach Abschluss der Kämpfe bestehen. Kriege rütteln in der gesellschaftlichen Ordnung des Staates, untergraben die guten Sitten, die Zucht und die sittlichen Grundsätze und öffnen der Ichsucht Tür und Tor. Die Schuldenlast des Staates und das Elend des Volkes stiegen von Tag zu Tag. Der Staat hatte seine Kräfte überspannt und das viele Papiergeld, das er herausgab, war wertlos.

Schon 1799 hatte der Staat zu der Wiener Stadtbank seine Zuflucht genommen, sodass bis 1805 400 Millionen in Bankozetteln und bis zum 20. Februar 1811 sogar 1 060 Millionen im Umlauf waren. Der ganze Geldverkehr wickelte sich in den Bankozetteln ab. Auf einen Bewohner kamen 50 fl solcher Scheine, auf eine Familie 200 fl. Das Metallgeld war versteckt. Der Wert der Lebensmittel stieg nicht in gleichem Verhältnis, wie das Geld sank. Am 20. Februar 1811 tauschte sie der Staat gegen Einlösscheine um u. z. im Verhältnis 1 : 5. Die Bankozettel hatten nur ein Fünftel ihres Wertes.

So endete das Heldenzeitalter unseres Vaterlandes. Drückender denn je lastete die harte Faust Napoleons auf unserem Volke und mit Recht sagte der Dichter: „Es blutete der Brüder Herz, ganz Deutschland, ach! In Schmach und Schmerz“.

Am 16. Oktober 1813 wurde Napoleon bei Leipzig geschlagen und diese Niederlage besiegelte sein Schicksal. Die Bewohner unseres Marktes freuten sich, dass es endlich „die Geißel von Europa, der Tyrann der Menschheit“ erledigt ist und kein Ereignis hat so innige Teilnahme im Volke gefunden wie die Kämpfe mit Napoleon. Sogar der Armeebefehl des Fürsten Schwarzenberg ist im Gemeindegedenkbuch verewigt. Zu diesem letzten Kampfe hatte unser Staat 45 Millionen Anticipationsscheine herausgegeben. Die Geldverhältnisse besserten sich nicht, der Staat setzte wieder das Papiergeld auf ein Fünftel seines ursprünglichen Wertes. 1816 errichtete die Regierung die Österreichische Nationalbank. Die Wucherer und Geldmäkler sahen mit Missgunst auf die neue Bank, da ihr Untergang bevorstand. Die Nationalbank schlug ihren Sitz in der Börse auf. Bis September 1816 wurden auf dem Glacis der Stadt Wien 40 Millionen Einlösscheine verbrannt.

Zum Wiener Kongress fuhren durch unseren Markt hohe Persönlichkeiten. Am 24. September 1814 berührte der Preußenkönig unsere Gemeinde. Er vermied jedes Aufsehen, schlicht und einfach war sein Auftreten. Am 25. September kam der russische Kaiser mit seiner Schwester in einem Galawagen. In Wolkersdorf übernachtete der Preußenkönig und wartete auf den russischen Kaiser. Beide setzten dann ihre Fahrt nach Wien fort.

Das Volk sehnte sich nach dem Frieden, nach Ruhe und Erholung. Es hatte Gut und Blut geopfert, hatte große Verluste erlitten, das blieb nicht ohne Einfluss auf das Denken und Fühlen. Man sah in Napoleon einen Pharao, wie das Pfarrgedenkbuch schreibt, der durch seinen Stolz und Übermut Gott beleidigte, sodass er zum Fall kam. Man erblickte in dem neuen Geist der Zeit das Unglück. Die Fürsten fürchteten, es könnte ein Napoleon aus dem Volke erstehen, der den Staat auf den Kopf stellt und der die Fürsten von Gottes Gnaden stürzt. Darum durfte keine Neuerung eingeführt werden. Das Volk sollte in Ruhe und Frieden leben, nicht Politik treiben. Nach einer Weile sprengte ein feindlicher Chasseur-Offizier („Jäger“) in unsere Vorposten, sie gaben sich die Hände und küssten einander. Sie ritten bis zum Tore beim Kapuzinerkloster. Ein Franzose und zwei Kaiserliche ritten durch den Markt bis zum Weißenberg. Die anderen Kaiserlichen blieben vor den Franzosen stehen, bis sie der Korporal abholte. Die Feinde warteten auf die Rückkehr ihres Offiziers. Unsere Husaren verließen die Franzosen. Um 10 Uhr trafen noch 20 Franzosen ein, die bis zum Spitalberg ritten. Die Gemeinde musste ihnen Rosolly, Weißbrot, Wein, Schweizer Käse verschaffen. Der Offizier verlangte 2 Pferde mit Sattel und Zaum. Man brachte sie, doch waren sie ihm nicht recht. Darauf führte man ihm alle Pferde vor und er suchte sich 2 selbst aus. Er meinte: „Kein Muss sei es nicht, aber ein Douceur (Trinkgeld) wolle er haben“. Um 6 Uhr abends marschierten 2 Regimenter ein, die vom Markte Holz, Stroh, Heu, Hafer, Wein, 6 q Fleisch und 70 Pfund Brot erhielten. Sie schlugen ein Lager auf, da sie erst am 19. zu Mittag weiterzogen. Nun kamen andere, die einquartiert wurden. Jeder Hauswirt musste ihnen ein Maß Wein, 1 Pfund Fleisch und Weißbrot oder Semmeln geben. Zum Frühstück erhielten sie Kaffee.

In den umliegenden Ortschaften nahmen sie Stroh, Hafer, Heu und Vieh, raubten den Bauern, die nach Wien Lebensmittel lieferten, alles, ja oft sogar Pferde und Wagen. Einzelreisenden wurden Geld, Handschuhe, Mäntel, Stiefel und Schuhe abgenommen; die Franzosen zogen sie bis aufs Hemd aus und ließen sie laufen. Für die Verwundeten wurden Betten, Leintücher und Strohsäcke gesammelt. In Gaweinsthal, Schrick, Wilfersdorf und Poysdorf wurden Magazine errichtet. Hierher brachten die Bauern aus den entfernten Ortschaften mit den eigenen Pferden alles, was der Feind beschlagnahmte. Viele Einwohner waren geflohen, hatten sich in den Erdställen und Wäldern versteckt, die Schätze wie Geld und Wertsachen hatte jeder in Sicherheit gebracht und im Hause oder im Keller vergraben. Zwischen Hörersdorf und Siebenhirten schlugen die Feinde ein großes Feldlager auf. Napoleon selbst reiste, da er sehr misstrauisch war, unter starker Bewachung und ritt durch die Orte sehr schnell, da er sich vor Mordanschlägen fürchtete. Im Schloss Fünfkirchen übernachtete er.

Die Schlacht bei Austerlitz am 2. Dezember 1805 endete mit einer Niederlage unserer Truppen. Die Feinde hatten über diesen Sieg eine ungeheure Freude. In den Ortschaften, wo es Franzosen gab, lärmten und johlten sie, sangen Lieder, betranken sich und misshandelten in ihrem Übermute unsere Leute. Lange Reihen von Wagen fuhren gegen Wien. Darin lagen auf Stroh gebettet die Verwundeten. Gefangene Russen und Österreicher zogen in einem erbarmungswürdigen Zustand durch unseren Markt. Die Verwundeten und Kranken, die bei uns starben, wurden am Fuße des Weißenberges im Militärfriedhof beerdigt. Die Häuser, in denen kranke Soldaten lagen, hatten schwarze Fahnen ausgesteckt.

Am 12. Dezember kam Napoleon mit Bernadotte, Murat und Berthier nach Nikolsburg; die Truppen bildeten Spalier. Viele Kanonen und Fahnen der Österreicher und Russen führten sie als Beute mit. Im Schloss und in den Schulen lagen die Verwundeten. Die Einrichtungsgegenstände wurden zertrümmert und mit dem Holz eingeheizt. Am Neujahrstag verließen die Franzosen Nikolsburg, da eine Seuche viele Opfer forderte. Die Friedensunterhändler Fürst Liechtenstein und Talleyrand waren schon früher nach Pressburg gereist.

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1959, S. 7 + 8, S. 11 + 12, S. 16, S. 20, S. 24

Die Frühgeschichte der Pfarrkirche in Falkenstein

Die älteste Pfarrkirche im nördlichen Niederösterreich ist die in Falkenstein, welche zu den sogenannten „Zwölfpfarren“ gehörte und die im Mittelalter eine Einheit bildeten. Ursprünglich waren es 13, zu denen bei uns auch Mistelbach, Oberleis und Großrußbach gehörten. Es waren dies immer große Pfarren, die reich bestiftet waren und einen bedeutenden Zehentbezirk besaßen. Angeblich soll sie Karl der Große (n. 814) gestiftet haben.

Um 800 erschienen Missionäre in unserem Gebiet um hier das Christentum den Bewohnern zu verkünden. Der Salzburger Bischof Adalram (821 - 836) weihte eine Kirche in Neutra, also jenseits der March. Doch fehlte jede Organisation des kirchlichen Lebens, weil verschiedene Glaubensboten hier wirkten und zwar deutsche, griechische und italienische. Sie predigten und tauften die Leute, kümmerten sich aber nicht weiter um das Schicksal der Christen, die sich selbst überlassen waren. Die Missionäre stritten und waren eifersüchtig auf die Erfolge und über die Tätigkeit der anderen, sodaß es oft zu scharfen Auseinandersetzungen zwischen den deutschen und den griechischen kam. Zu diesen gehörten die Brüder Cyrill und Method, die einen schweren Stand hatten, verfolgt und sogar eingesperrt wurden. Nach dem Tode Methods (835) verließen die griechischen Geistlichen das Land und kehrten in ihre Heimat zurück. Wie ein Grabfund in Bernhardsthal beweist, gab es hier oströmische Christen.

Als die Ungarn in einer Schlacht (Ort unbekannt) die Bayern besiegten und das Land verwüsteten, verschwand 907 das großmährische Reich und die karolingische Ostmark. Wie es dem Christentum bei den heidnischen Ungarn erging wissen wir nicht, ebenso ob die Kirchen bestehen blieben oder besetzt waren.

Erst Kaiser Heinrich III. brachte nach harten Kämpfen Ruhe und Ordnung in unser Gebiet, da er March und Thaya zur Grenze der Ostmark machte. 1050 wollte er in Hainburg eine Reichsprobstei gründen, die der religiöse Mittelpunkt der Neumark sein sollte, die von der March bis zur Linie Fischamündung – Pollauerberge reichte. Alle Ortschaften dieser Mark sollten den kirchlichen Zehent der Probstei geben. Wir wissen nicht, ob diese Gründung zustande kam. Wenn ja, so hatte sie nur eine kurze Dauer, wie die Neumark selbst.

Den Plan einer Probstei griffen seine Nachfolger, Heinrich IV. oder die Familie der Vohburger auf und errichteten später als Ersatz dafür in Klosterneuburg ein Kollegialstift, das aus Weltgeistlichen bestand und 1108 erwähnt wird. Auch die Pfarre Falkenstein gehörte dazu. Leopold der Heilige, der 1113 seine Residenz nach Klosterneuburg verlegte (nicht auf den Leopoldsberg, wie es in den Lehrbüchern steht), ließ auch eine Burg errichten, da er durch verschiedene Erbschaften ein reicher Mann geworden war. Darum tat er auch viel für die Kirche.

Der Falkensteiner Pfarrer Otto, welcher der erste Probst des erwähnten Kollegialstiftes war, wünschte 1122 seine Pfarre mit diesem zu vereinigen. Leopold hat wohl diesen Wunsch nicht erfüllt. Die Pfarrkirche war eine sogenannte Eigenkirche über die der Grundherr verfügte. Dieser ernannte den Pfarrer und konnte ihn auch absetzen. Die Seelsorge kam dabei zu kurz, weil der Grundherr dies einem Sohn überließ, der auf diese Weise gut versorgt war. Eifersüchtig wachte der Herr darüber, daß keine neue Kirche in der Umgebung gebaut wurde, um dadurch nicht die Einkünfte zu schmälern. Dieses Vorgehen erregte den Unwillen der Gutgesinnten, die eine Reform verlangten, um das religiöse Leben zu vertiefen und eine geordnete Seelsorge auf dem Lande einzuführen. Die Reformbestrebungen, die von Frankreich zu uns kamen, erfaßten die Bischöfe, die Klöster und die Landesfürsten.

Leopold der Heilige berief 1133 regulierte Chorherrn, die ganz im Sinne der neuen Kirchenreform wirkten, nach Klosterneuburg und verwandelte das Kollegialstift in ein Kloster. Die Falkensteiner Kirche gehörte nicht zu dieser Stiftung. Leopold verzichtete zugunsten des Passauer Bistums auf den Zehent dieser Pfarre. Das Chorherrnstift erwarb dann bei uns Besitz in Hörersdorf, Falkenstein, Bernhardsthal und Wilhelmsdorf.

Die erwähnte Kirchenreform gab sicher auch den Anstoß zum Bau neuer Kirchen in den größeren Gemeinden, da ja eine Kirche gar nicht alle Gemeinden erfassen konnte. Die Leute besuchten auch selten die Kirche, da sie stundenlang zu gehen hatten und die Wege oft sehr schlecht waren. Nach einer alten Bestimmung sollte in jeder Gemeinde, in der zumindest 100 Familien wohnten eine Pfarrkirche erbaut werden. Dies traf um diese Zeit in vielen Dörfern bei uns zu.

So zum Beispiel in Poysdorf, das 100 bestiftete Bauernlehen zählte. Rechnet man noch die umliegenden Orte wie Wetzelsdorf, Wilhelmsdorf und Hadersdorf dazu, so ergab sich für so viele Gläubige die Notwendigkeit einer Kirche. Falkenstein blieb die Mutterkirche für alle Neugründungen in unserem Gebiet. Ein Teil von diesen muß schon vor 1200 gestiftet worden sein. Einige kamen erst unter Kaiser Josef II. dazu, zum Beispiel Wetzelsdorf, Hadersdorf, Altruppersdorf und Pottenhofen. Die Pfarre Falkenstein genoß im Mittelalter stets ein hohes Ansehen und wurde deshalb bedeutenden Männern verliehen, die am Hof des Landesfürsten oder in Wien einen wichtigen Posten bekleideten. So war um 1200 ein Pfarrer Ulrich Notar von Leopold IV. und ein Ulrich 1290 Arzt von Herzog Albrecht. Nach den Hussitenkriegen bekam der Hochschullehrer und Geschichtsschreiber Thomas Ebendorfer (gest. 1464) die Pfarrstelle, die er bald mit der in Perchtoldsdorf tauschte. Diese Männer übten die Seelsorge nicht aus, sondern überließen sie meist einem Vikar, der durch die geringe Besoldung seine Pflichten nicht ernst nahm. Deshalb konnte sich dann die Reformation rasch ausbreiten und Falkenstein wurde für kurze Zeit eine Gemeinde der Wiedertäufer.

Veröffentlicht in: „Mistelbach-Laaer Zeitung“, 6. 3. 1959, S. 8

Die Gänsezucht im Weinland

Uralt ist die Gänsezucht des Weinviertel und besonders des Marchtales; denn schon zur Römerzeit waren die Flaum- und Gänsefedern dieses Gebietes sehr gesucht und ein wichtiger Handelsartikel der Germanen. Karl der Große schenkte der Geflügelzucht in seinem Reiche große Aufmerksamkeit und verlangte, daß die Meierhöfe mit gutem Beispiel vorangehen; die Gans ist ja ein genügsames Tier und braucht nur saftige Wiesen und ein reines Wasser; Abfälle aus der bäuerlichen Wirtschaft geben ein gutes Futter, so daß sich immer die Gänsezucht reichlich lohnte. Die Sorge und die Wartung der Gänse war zu allen Zeiten Aufgabe der Bauersfrau, die ja die leiblichen Bedürfnisse auf dem Bauernhofe befriedigen mußte. Karl der Große verlangte dreißig Gänse für einen größeren Meierhof und zwölf für einen kleineren.

Die March- und Thayaebene galt seit jeher als ein Land der rationellen Gänsezucht, weil die natürliche Beschaffenheit dieses Gebietes die geeignete Grundlage bot; auch die charakteristische Siedlungsform des Angerdorfes war dafür sehr günstig; denn der Anger, der Dorfbach und die Schwemme eigneten sich ganz besonders für die Geflügelzucht. Der Ortsname Gänserndorf sowie die zahlreichen Flurnamen deuten bei uns auf eine starke Gänsezucht. Die Tiere wurden im Sommer auf die Weide getrieben, aber nicht von einem Halter, der es unter seiner Würde fand, sich mit dem dummen Gänsevolk des Dorfes abzugeben. Diese Arbeit verrichtete gewöhnlich das Gänsemädchen, das als Zeichen seines Amtes eine lange Felberrute in der Hand hatte. Von den vielen Riednamen in unseren Gemeinden möchte ich nur einige anführen: „Gänsehübel“ (Kottingneusiedl), „Gänsegraben“ (Klement), „Ganswiese“ (Unter-Stinkenbrunn), „Gansberg“ (Klein-Schweinbarth), „Gänseheide“ (Steinebrunn), „Ganswiese“ (Bullendorf) usw. In Patzmannsdorf trieben die Leute nach der Ernte die Gänse auf die Felder – eine Sitte, die ich im Schönhengstgau in Mähren auch fand.

Nach dem Nikolsburger Urbar der Herren von Liechtenstein (1414) zahlte der Bauer auf dem Mistelbacher Markte für einen Wagen voll Gänse 1 den Standgeld; Niederleis reichte von dem Weingebirge den Herren von Liechtenstein als Dienst zwei Eimer Wein, zwei Gänse und den Zehent. Gänsebraten und Sauerkraut galten immer bei den Bauern als beliebtes Feiertagsessen; das erwähnt schon „Meier Helmbrecht“, die älteste Bauerngeschichte des Donautales.

In den Weistümern kommt allerdings die Gans schlecht weg; so verbietet die Gemeinde Nappersdorf 1450 das Halten von Gänsen; wer hier eine tötete, wurde nicht bestraft. Neudorf bei Staatz schrieb um 1500 die Zahl der Brutgänse vor, und zwar für einen Viertelacker nur eine. Lang-Enzersdorf untersagte 1512 das Halten von Gänsen und einer Hundemutter. Die Untertanen der Wilfersdorfer Herrschaft reichten 1537 jährlich 119 Gänse, 45 1/2 Vogthühner á 10 kr. und 396 Weihnachtshühner á 6 kr.; wurden diese im Schloß abgeliefert, so herrschte im Hof gewaltiger Lärm. Die großen Sümpfe und Teiche in der Laaer Ebene waren ein Paradies für die Wildgänse, die aber der Bauer nicht jagen durfte; wer es tat, zahlte 1549 in Hanfthal eine Strafe von 6 Schilling 2 den. In Erdpreß gab jeder Bauer für den Schaden einer Gans 12 den; beim dritten Mal aber nahm sie der Feldhüter, drehte ihr den Kragen um und hing sie auf den Zaun (1550). In Hagenberg mußte eine Zehentgans so groß sein, daß sie sich über ein Wagengeleis kugeln konnte (1554). In Prinzendorf reichte jeder Bauer der Herrschaft in Staatz 1589 eine w e i ß e Gans. Hörersdorf duldete in seinem Burgfrieden eine beschränkte Zahl von Gänsen.

Die Soldaten betrachteten einen Geflügeldiebstahl als Schande; im Dreißigjährigen Krieg hatten es die Krieger besonders auf diesen „Strohputz“ abgesehen – so nannte man 1640 unsere Gans. Gänseschmalz benutzten unsere Ahnen als Heilmittel gegen Halsweh und Heiserkeit. Ein Kirtag im Weinlande ohne Gänsebraten war und ist undenkbar; deshalb sollen die Poysdorfer ihren Kirtag auf den September verschoben haben, weil sie zu Johanni in der Sonnenwende keine Ganseln hatten. Die geschlissenen Gänsefedern aus dem Thayagebiet gingen, obwohl sie deutschen Ursprunges waren, als böhmische Bettfedern bis über die Donau in die Alpentäler, wo sie gerne gekauft wurden; denn jede Bäuerin war früher stolz auf ihre Federbetten, die sie in der guten Stube in einem Bett hoch auftürmte; in den Bauernfamilien bekam jedes Kind bei der Hochzeit ein Federbett mit.

1667 zählte der Amtmann im Wilfersdorfer Meierhof 44 Indiane, 79 Gänse, 53 Enten, 3 türkische Enten, 7 Kapauner und 57 gewöhnliche Hühner. 1686 verehrte der Markt Großkrut den einquartierten Hauptleuten zwei Gänse; denn ein fetter Gänsebraten und eine Flasche Wein machten auch den strengsten Herrn gefällig. Die starken Gänsefedern benötigte man in alter Zeit zum Schreiben; 1745 brauchte die Wilfersdorfer Herrschaftskanzlei im Jahre zweihundert Gänsefedern. Noch um 1860 schrieben die Schulkinder und die Erwachsenen mit Gänsefedern; meine Mutter konnte mit einer solchen besser und schöner schreiben als mit einer Stahlfeder. Zum Notenschreiben gebrauchten die Musiker noch um 1900 mit Vorliebe die Gänsefeder.

Nach der Theresianischen Passion reichte der Markt Ober-Sulz nach Wilfersdorf jährlich 20 Stück Straßgänse. Ein Martinitag ohne Martinigans und einer Flasche Wein wäre früher undenkbar in einem Bauernhaus gewesen.

Im Herbst erschienen aus Ungarn und Mähren Hausierer mit zahlreichen Gänsen, die von Dorf zu Dorf wanderten, um die Tiere zu verkaufen. Der Treiber besaß einen langen Holzhaken, mit dem er geschickt das gewünschte Tier herausfing und dem Käufer übergab. Je weiter der Hausierer ging, desto kleiner wurde die Schar; dafür füllte sich seine Geldtasche, und stolz klopfte er mit der Hand auf sie, wobei er sagte: „Die Gans ist ein dummes Tier, aber sie nährt den Mann.“ Die Frau, die eine kaufte, sperrte sie in die „Möststeigen“ und schoppte sie mit Türkenweizen (seit 1700); früher geschah dies mit Nudeln, die aus schwarzem Mehl gemacht und im Backofen geröstet wurden.

In den letzten Jahrzehnten ging die Gänsezucht zurück; nach 1900 erschienen nicht mehr die Hausierer mit ihren Scharen; nach 1918 blieben die Frauen mit den „böhmischen Bettfedern“ aus, dafür kamen die aus dem Burgenland, die sich aber nach einigen Jahren auch nicht mehr zeigten. In der Laaer Ebene ist es noch heute Brauch, Gänse nicht zu Faustinus und Valentin im Februar anzusetzen; fallen diese Tage z. B. auf einen Mittwoch oder Donnerstag, so sind auch durch vier Wochen diese Tage ungeeignet, weil dann die Jungen die hinfallende Krankheit bekommen. Gerne kauften die Wiener Gänse aus dem March- und Thayagebiet sowie von Eipeldau, die sich eines besonderen Rufes erfreuten. Es ist eben nicht einerlei, ob die Tiere genügend Wasser und grüne Flächen zur Verfügung haben, wo sie besser gedeihen, oder ob sie immer im Hof bleiben müssen und nie ins Freie gelassen werden. Auch im Waldviertel, das man früher gerne das „Gansviertel“ nannte, ist die Gänsezucht stark zurückgegangen.

Veröffentlicht: im September 1950

Die Georgskapelle in Alt-Höflein

Luftig, wie ein leichter Kahn,  
auf des Hügels grüner Welle,  
schwebt sie lächelnd himmelan  
dort die friedliche Kapelle.  
 Lenau

Wer von Alt-Lichtenwarth auf der Straße nach Großkrut geht, sieht von des Bergeshöhe in der Ferne die Georgskapelle von Alt-Höflein, die wie ein Sperrfort das Poybachtal abriegelt. Der Hügel ist von Natur aus für eine Wehranlage geschaffen, die im frühen Mittelalter – nach 1045 – die Einwanderer zum Schutze des Landes errichteten; es war eine Holzburg = festes Haus, die Wohnung des Grundherrn. Wall und Graben umgaben sie und Palisaden verliehen dem Bau eine große Sicherheit im Kriegsfalle, sie bot auch den Bewohnern Zuflucht und Schutz in den Zeiten der Gefahr und Not. Dazu gehörte ein Hof, der auch der Kern der Siedlung war und abseits vom Hausberg lag.

Der Mongolensturm 1241 brachte das Ende dieser Holzburgen, da sie der Feind mit Brandpfeilen zerstörte; nun baute man Burgen und Wehrtürme aus Stein. Die Lehrmeister auf diesem Gebiete waren die Johanniter, die den Grenzschutz des Landes übernahmen, als sie das hl. Land verlassen mußten. Sie besaßen eine reiche Erfahrung in den Wehrbauten und hatten auch ein Interesse, daß die alte Verkehrsstraße Ungarn−Poybachtal−Laaer Ebene gesichert wurde, damit der Feind nicht bis Mailberg komme. Unser Wehrturm ist ein wuchtiger Bau im romanischen Stil und riegelte das Poybachtal ab. Er war eine Warte in Kriegszeiten, wie der Kirchturm von Großkrut. Der Böhmenkönig Johann machte 1323 das Land zu einer Wüste; Alt-Lichtenwarth war ein Schutthaufen und die anderen Orte zeigten sicher dasselbe Bild der Zerstörung. 1407 plünderte der gefürchtete Sokol die Gegend bis Rabensburg. In den Hussitenkriegen tauchten zum ersten Mal Feuerwaffen und Kanonen auf, die das Ende der alten Wehrbauten bedeuteten. Die Burgen und Wehrtürme gehörten der Vergangenheit an und hatten ihren Zweck längst erfüllt. 1484 erwarb Konrad von Fronau Alt-Höflein, das ein landesfürstliches Lehen war.

In der Zeit der Reformation dürfte der Wehrturm zu einer Kapelle umgestaltet worden sein, die dem hl. Georg geweiht wurde, dem Idealbild des Rittertums im Mittelalter. Die Eingangstür schmückt ein spätgotisches Stabgitter, das wohl aus der Zeit um 1570 stammen dürfte; ein schöneres Stabgitter sieht man in Mistelbach beim Benefiziatenhaus neben dem Kloster. Es war eine harte Zeit, in der niemand wußte, wo die Wahrheit stand und der religiöse Streit die Gemüter aufpeitschte. Der Kruter Pfarrer, der nach seinem Bekenntnis gefragt wurde, meinte: „Ich werde warten, welcher Haufen der größere bleiben wird, und dem schließe ich mich an.“ Der Mistelbacher Pfarrer Lambert klagte, daß die Gotteshäuser wüst und leer ständen. 1605 brannten die Ungarn Großkrut nieder; dieses Schicksal war sicher den Höfleinern erspart, weil der Grundherr ein Portestant war und vom Feinde verschont wurde. Erasmus von Landau wollte 1613 sogar einen Pastor an der Kapelle anstellen und geriet deshalb mit dem Pfarrer in Großkrut in einen erbitterten Streit. 1620 wurde der Landauer geächtet und verlor aus diesem Grunde seinen Besitz. Die Georgskapelle war von nun an eine Filiale der Kruter Pfarrkirche, doch mußte die Gemeinde alle Ausbesserungen selbst bezahlen.

1638 drohten die Schweden mit einem Einfall in unsere Heimat, sodaß die Regierung in Wien die Landbevölkerung aufforderte, Schanzen zu errichten und den Feind im Vormarsch aufzuhalten. Die Höfleiner taten dies bei der Kapelle, sowie die Gaißlberger den alten Hausberg befestigten; einen Wert hatten diese Arbeiten nicht; denn die Schweden erschienen trotzdem 1645 und machten angeblich aus der Kapelle ein Pulvermagazin. In der Türkenzeit diente der Turm als Beobachtungsstand für die Wächter; Furcht und Angst erfüllte ihr Herz, wenn sie zur Nachtzeit den roten Himmel im Osten erblickten, wo der Feind unbarmherzig die Ortschaften niederbrannte. 1683 halfen die Höfleiner den Rabensburgern bei den Schanzarbeiten an der Thaya und beim Schloß. Um 1720 herrschte eine große Unsicherheit in der Umgebung, weil Wegelagerer, Zigeuner und Einbrecher die Orte ausraubten. Daher mußten öfters Streifungen durchgeführt werden, an denen die Ortsbewohner teilnahmen.

Die Wehranlage verfiel mit der Zeit; die Bauern hatten schon früher ihre Keller hier eingerichtet; in einigen gibt es noch interessante Erdställe, die in Kriegszeiten als Versteck dienten.

In der Kapelle findet jährlich viermal ein Gottesdienst statt – zwei am Kirtag, zu Georgi und am 19. Juni, dem Schauerfeiertag. Am Kirtag sammelte der Kirchenvater immer das Wachs nach einem alten Brauch für die Kapelle. Bis 1784 feierte die Gemeinde den kleinen Fronleichnam mit einem Umgang. Als Ginzersdorf der Kruter Pfarre zugewiesen wurde, verlor Höflein seinen Fronleichnamsumgang.

Eine Sage erzählt, daß am Kirtag ein Schimmel sich während des Gottesdienstes in die Kapelle verirrte und hier verhungerte; erst im folgenden Jahr fand man das tote Tier vor dem Altar. Angeblich führte in alter Zeit ein unterirdischer Gang von dem Wehrturm in den Meierhof, der eine Zeitlang ein Kloster gewesen sein sollte. Das Volk berichtet, daß die Franzosen (1805 und 1809) diese Anlage gemacht hätten; jeder Soldat trug in seiner Kappe Erde herbei – eine Sage, die sich auch in Bullendorf findet, wo der Flügel „Kappelberg“ heißt. Vor 100 Jahren erhielt die Kapelle einen bescheidenen Turm; 1945 benützte ihn die SS als Beobachtungsstand.

Die Wehranlage von Alt-Höflein ist eine der größten im Weinlande und sollte deshalb mehr geschont werden, damit sie nicht verfällt und vielleicht zerstört wird. Sie blickt auf ein hohes Alter zurück und ist mit dem wechselvollen Schicksal unseres Grenzlandes innig verbunden. Die Steine könnten uns viel aus vergangenen Tagen erzählen, was in keinem Buch oder einer Chronik steht.

Von dem Turm überblickt man das weite Land mit seinen stillen verträumten Ortschaften, aus denen die Kirchtürme ragen und die oft im Grün der Umgebung verschwinden. Schachbrettartig ziehen sich die Felder und Weingärten hügelaufwärts und sind ein Beweis für die mühevolle Arbeit der Bauern, die mustergültig die väterliche Scholle bearbeiten. In weiter Ferne schließen die Karpaten das Bild ab, das jedem unvergeßlich bleiben dürfte, der eine Zeitlang hier verweilt und die Aussicht über ein Stück unserer Heimat genießt.

Quellen:

M. Vancsa „Geschichte von Nied.- und Ob.-Oesterreich“

Th. Wiedemann „Geschichte der Reformation und Gegenreformation im Lande u. d. Enns“

Mitteilungen des Kirchenvaters M. Wolf in Alt-Höflein.

Veröffentlicht in: „Mistelbach-Laaer Zeitung“, 29. 9. 1956, S. 8

Die Geschichte der Brünnerstraße  
die durch Poysdorf führt

1823 fuhr die erste Eilpost von Wien bis Brünn in 16 Stunden. Brünn war damals eine Vorstadt von Wien, heute 1929 verkehrt die Luftpost Wien - Brünn in 50 Minuten.

Der moderne Straßenbau wurde erst unter Karl VI. angelegt; und zwar nach Mappen. Bau und Erhaltung wurden damals Staatsangelegenheit. Marione, der berühmte Straßenbauer sagte: „Die Straßen müssen ein Politikum werden“. Erst dadurch in dieser Beziehung Ende des Mittelalters [??].

1719 beschließt die Hofkommission die Ausbesserung der Brünnerstraße und die Erbauung der Linzerstraße. Schon 1720 klagen die Bauern über Feldenteignung, sie brauchen keine großen Straßen, ihnen genügen die Feldwege. 1720 wurden Erhebungen über den Fuhrwerksverkehr gepflogen. 1725 wurde auf Grund einer einjährigen Beobachtung des gesamten Verkehrs in Niederösterreich festgestellt, dass 51 % auf das Viertel unter dem Wienerwald, 41 % auf die Brünner- und Znaimerstraße und der Rest auf die übrigen Straßen entfalle. Gegen Westen wickelte sich der Verkehr, auf der Donaustraße ab.

Früherer Zustand: Alle Wege nach Norden mussten über die Donau gehen. 1439 wird die erste feste Holzbrücke „Die schlamperte Bruck" erwähnt. Wolfgang Schinelzel sagt: „Ich meine den ganzen Böhmerwald hat man abgeholzt bei dieser gewaltigen Brücke". Alle Wege suchten dieser Brücke zuzustreben. Die Kremser Brücke wurde 1462, die Linzer Brücke 1493 erbaut. Früher gab es nur Üeberfuhren.

Die Hussiten zogen 1428 über Poysdorf nach Jedlesee, weil dort eine Überfuhr war. Schon in der Rheinchronik des 13. Jahrhundert werden die Überfuhren bei Korneuburg und Stadlau angeführt. Ulrich von Liechtenstein zog 1225 von Venedig über die Steiermark, den Semmering, Wien, Korneuburg, Mistelbach (Turnier auf dem Hauptplatz) nach Feldsberg.

Vom Bau der Straße.

1729 wurde das Projekt vom Bau der Brünnerstraße in Angriff genommen. Graf Reuner wurde zum Oberwegkommissär bestimmt. Die Linie Wien über Jedlesee, Stammersdorf nach Wolkersdorf wurde auf Anraten Mariones gerade gezogen. Wegen Schottergrundes kam sie billiger. Wolkersdorf-Kasernberg: Steigung 100 m, Kasernberg – Gaweinstal: 80 m Gefälle, Gaweinstal – Schrick: 15 m Steigung, Schrick – Wilfersdorf: 25 m Gefälle, Poysdorf – Ausspann: 122 m Steigung, fällt dann gegen tschechische Grenze.

Graf Reuner war für die Richtung über Mistelbach. 1730 - 31 wurde die Straße kommissioniert, die Entscheidung überließ man Fachleuten und der Antrag Mariones ging durch. Infolge der Straßenführung durch Poysdorf wurde das Postamt Ketzelsdorf 1820 nach Poysdorf verlegt.

1731 Berufung des Weginspektors Josef Bonaventura von Merkental zum Diktador. Dieser hatte das Reparionswerk der Brünnerstraße nach dem Mappen Marionis durchzuführen. Er bringt aus Krain geschulte Straßenarbeiter. (Krainerhütten - Baracken stammen aus dieser Zeit), obwohl man in Wien einheimische Arbeiter verlangt hat. Vierteljährlich musste er an die Hofkommission Bericht erstatten. (Die Krainer bekamen für die Reise 10 Tage Lohn vorausbezahlt, damit sie nicht abmagern.) Scharfe Disziplin, Arbeitertabellen, Lohnlisten, für besondere Tüchtigkeit, besonderes Talent wurde verlangt. Aufnahme der Stein- und Schottergruben von Klement, Leis, Winzersdorf. Am 21. April 1731 wird der Bau von Gaweinstal gegen Poysdorf, am 28. April 1731 vom Poysdorf gegen Gaweinstal begonnen. Die Meldungen über den Bau liefen in einem Büro ein, Merkental ein Substitut und ein Korrespondent beigegeben. Die Stände schimpften wegen der großen Kosten, es musste für den Straßenbau eine Zwangsanleihe aufgenommen werden. (Antizipationen). 1733 hatte Merkental abgedankt, weil die Stände zu größerem Einfluss gelangt waren. Der Straßenbau wird langsam fortgesetzt. „An dem System ist nichts auszusetzen", sagten die Stände, die Bauart wird daher beibehalten. Unterbau von Stein, Straßengraben, Steinbrücken. Die Pappelbäume auf der Ausspann stammen aus der Zeit des Straßenbaues, dass die Fuhrleute in verschneiten Wintern die Straße fanden.

Nach einer (offensichtlich oberflächlichen) Abschrift.

Die Geschichte des Ortes Poysdorf

Zur Urgeschichte:

Funde aus prähistorischer Zeit gestatten die Annahme, dass Poysdorf und die in einer Entfernung von 3 – 4 Stunden um Poysdorf gelegenen Orte zu den ältesten menschlichen Ansiedlungen in Niederösterreich zählen. Die verhältnismäßig große Zahl von vorgeschichtlichen Funden darf nicht überraschen, bildete doch in den ältesten Zeiten die Ebene längs des rechten Ufers der March, jenes Gebiet Niederösterreichs nördlich der Donau, durch das sich die sogenannte „Bernsteinstraße“ zog, von der angenommen wird, dass sie schon vor der Zeit der Phönizier den Verkehr zwischen den Gestaden der Ostsee und der Donau vermittelte.

Ungezählte Volksmassen mochten auf dieser Straße im Lauf der Jahrtausende in die Marchebene eingedrungen und hier bald längere, bald kürzere Zeit sesshaft geblieben sein, so zahlreiche Spuren ihres Daseins hinterlassend, sei es in Gerätschaften aus Stein, Erz, Eisen und Ton, sei es in Gerippen von in der Erde vergrabenen Tieren. Im Februar 1905 wurden in Poysdorf anlässlich der Anlage eines Brunnens zahlreiche vorgeschichtliche Funde gemacht, die den unumstößlichen Beweis erbringen dass Poysdorf schon in der Steinzeit von Menschen besiedelt war.

Über die Entstehung des Ortes ist nichts bekannt. Sicher ist, dass die Geschichte des Ortes weit in die Babenbergische Zeit zurückreicht. Urkundlich wird Poysdorf zum ersten Mal in einem Kaufbrief vom 10. Mai 1288 erwähnt.

Poysdorf im Mittelalter:

Aus einer Urkunde vom 24. April 1334 geht hervor, dass bereits zu jener Zeit in Poysdorf der Weinbau betrieben wurde. Eine zweite vom 25. Mai datierte Urkunde besagt, dass „Ott von Bavmgarten“ der in „Poystorf“ begütert war, ein Lehen zu „Poystorf“ um 14 Pfund Wiener Pfennige dem „Leopold dem Pöllzlein“ und seiner Frau Elsbet verkaufte; diese haben das Lehen, samt allem, was dazu gehört, für ihr Seelenheil dem Kloster zu „St. Chlarn“ in Wien gegeben.

Im Jahr 1338 verkauft Otto von Paumgarten 8 Eimer und zwei Drittel eines Viertel Weines zu Poysdorf auf Weingärten „an baiden Hermans Schachen“ um 4 Pfund und 60 Pfennige Wiener Münze an das Kloster „St. Chlarn“ zu Wien. Weiter Verkäufe an dasselbe Kloster erfolgten am 20. September 1399, 23. Mai 1330, 30. März 1351, 3. April 1354, 31. Oktober 1357, 13. Februar 1358. Interessant und für die Poysdorfer Geschichte bedeutsam ist ein Stiftungsbrief Hans von Liechtenstein von Nicolsburg, des Herzogs Albrecht zu Oesterreich, Hofmeister, der für ein ewiges Frühamt zu der „chappelen unser Frawnn auf der Stellen zu Wienn“ (Schottenkirche), 30 Pfund und 36 Pfennige Münze Geldes widmet, die auf verschiedenen Gütern lagern, darunter in Poysdorf: „Dornach ze Poysdorff von erst Niclas Choll von einem selben Lehen für 19 Metzen Weizen 10 Schillinge 4 Pfennige und für 6 Käse 36 Pfennige und für 6 Hühner 24 Pfennige und für 60 Eier 6 Pfennige auf die Ostern“. Als weitere Insassen von Poysdorf werden noch genannt „Lymen der Weiss“, Stephl der Chreml“, und Andre der Pregl“.

Von Interesse ist auch eine Urkunde aus dem Jahre 1439, in der „Ulrich Saundorfer, Richter zu Laa“ den Vergleich beurkundet Stephan Steczer von wegen Merten des Lederer und seinen Sohn Hans, dem zufolge diesem dreu virtail weingarten gelegen zu Poisdorff in dem Relech und zwai virtail weingarten, daselbst an dem Stainberg gelegen“ zugesprochen worden waren. In einer Urkunde vom 15. Juni 1439 verzichten die Schwestern und die Nichte des Laaer Lederers Merten auf alle Ansprüche an den Nachlaß ihres Bruders und Oheims zu Gunsten ihres Vetters, des „Stephan des Stäczer zu Tullen“, „indem sie ihm zusprachen, fünf virtail weingarten gelegen zu Poisdorff an dem Stainperg zunächst des Thaman des Haber und des Hans Prenner weingärten, und drei virtail, gelegen zu Poisdorff genannt in dem Relech zunachst des Thamas Hochstraßer weingarten“.

Es ist anzunehmen, dass viele Urkunden, die sich auf die erste Zeit der Geschichte von Poysdorf beziehen im Laufe der Jahrhunderte durch kriegerische Einflüsse, Brände usw. in Verlust geraten sind. Aus dem 15. und 16. Jahrhundert sind uns nur wenige Urkunden erhalten geblieben. Sicher ist, dass in dieser Zeit der Weinbau in Poysdorf zu einer Quelle des Reichtums seiner Bewohner wurde. In verhältnismäßig kurzer Zeit erfolgte das Aufblühen des Ortes und am 4. Mai 1582 fand durch Kaiser Rudolf II. die Erhebung des Dorfes Poysdorf zum Markte statt.

Im weiteren folgen die Aufzeichnungen in chronologischer Reihenfolge:

Ein Erlass Kaiser Maximilian II.

1571: 20. April: An diesem Tage verständigte Kaiser Maximilian II. die niederösterreichische Kammer, dass er das durch den Tode Hans Fünfkirchers erledigte Schloss mit der Herrschaft „Falkenstein“ und dem Ungelde zu Mistelbach, Dürnkrut, Poysdorf und Klein-Schweinbart seinem geheimen Rate und Oberstwachmeister Hans Freiherr von Trautsohn abzulösen bewilligt habe. Die Uebergabe erfolgte am 7. Juli 1572, der Lehensbrief ist datiert vom 11. September 1572.

1582: 4. Mai: Rudolf II., der 1576 – 1612 regierte und sich meist in Prag aufhielt, soll an diesem Tage Poysdorf zum Markt erhoben haben. Gewiss ist, dass Poysdorf bereits im Jahre 1595 die Marktgerechtigkeit besaß.

1595: In diesem Jahr beginnt das Gemeindegedenkbuch. Am 21. Jänner erging ein Verbot, fremden Wein in den Markt einzuführen. Es wurde den Inwohnern und den in Poysdorf lebenden Fremden zu Pflicht gemacht, „so lang als sehn Dreyling Wein alleine vorhanden wehren, von einem andern Orth, wo es auch seye, nicht Wein hereinzubringen, kauffen weniger denselben hereinzuschaffen sich unterstehen solle“

1596: Am 21. Juni erging ein Verbot, gekauften Wein „zuleutgeben“. Die Strafe bei Zuwiderhandeln betrug 30 Gulden.

1597: 18. Jänner: Die Gemeinde kauft von Karl von Liechtenstein ein Haus

1603: Nach einem Bericht des Pfarrers von Asparn an Trautsohn sollen 18 Poysdorfer verkauft(?) worden sein,

1616: Am 9. August bewilligte Kaiser Matthias der Gemeinde nebst dem Jahrmarkte zu heiligen Dreikönig noch einen Jahr- und Rossmarkt auf dem Montagjubilate [= 3. Sonntag nach Ostern].

1626: ist die alte Schießstätte, weil sie nicht mehr geräumig war, abgerissen und neu erbaut worden.

1638: In diesem Jahre herrschte eine schreckliche Trockenheit, wodurch die gesamte Getreideernte vernichtet wurde. Hingegen geriet in ausgezeichneter Weise der Wein. Infolge Futtermangels war das Vieh sehr wohlfeil und wurde in großer Anzahl nach Bayern getrieben, das infolge der Kriege seines Viehstandes beraubt war. Am Vormittag zwischen 6 und 7 Uhr und abends um 8 Uhr wurden am Himmel Feuerkugeln gesehen, die zu Erde fielen und einen „Geschmachen oder Geruch wie Schwefel von sich gaben, woher man verrautete, es werde ein Erschröcklicher Sterb folgen“.

1639: In diesem Jahre herrschte eine schreckliche Maikäferplage die die gesamte Ernte zu vernichten drohte. Es wurden Bitttage abgehalten und eine Prozession in die Felder veranstaltet.

1640: Am Osterdienstag brach um 3 Uhr früh ein Brand aus, der 170 Häuser einäscherte. Die Kirche, die sich inmitten des Feuerherdes befand blieb erhalten, Menschenleben waren keine zu beklagen. De Gemeinde nimmt zum Zwecke des Rathausbaues und zur Bezahlung einiger Schulden ein Darlehen von Herrn Hans Raucher auf und führt eine Umlage auf Salz ein. In diesem Jahre herrschte auch eine große Mäuseplage, unter der der Weinstock besonders litt. Die Weingärten wurden kahlgefressen.

1645: Nach der Einnahme von Krems und Korneuburg rücken auf Befehl des Feldmarschalls Torstensson am Palmsonntag 1645 die Schweden in Poysdorf ein. Die Bevölkerung verarmt total, Krankheiten brechen aus, die Pest nimmt dermaßen überhand, dass ganze Häuser aussterben. An manchen Tagen starben 45 bis 50 Personen. In Poysdorf starben von den Ortsbewohnern und Flüchtlingen, die sich dorthin retten wollten, über 5.000 Menschen. Die Hälfte der Bevölkerung erlag der Seuche. Am 2. Mai wurde durch den Maurermeister Ullrich Donau auf der „Laimgstöttn“ ein Ziegelofen gebaut.

1656: Am 27. April bestätigt Kaiser Ferdinand III. der Bürgerschaft von Poysdorf Ihre Freiheiten und Gerechtigkeiten, Jahr- und Wochenmärkte.

1657: Anlässlich der Gründung des Bürgerspitales zu Poysdorf spenden Georg Prindler an Ziegeln und Kalk im Werte von 200 Gulden und Bargeld von 100 Gulden, Christian Huebner, Seifensieder 100 Gulden und Ursula daß an der Nikolsburgerstraße anrainend an Bacher 75 Gulden. Rat und Richter bestimmen, dass der Friedhof und ein Spital für arme Poysdorfer Bürger erbaut werde. Der Bau wurde dem Maurermeister Michael Hueber übertragen.

1662: In der Nacht des Himmelfahrtstages vernichtete der Frost die ganze Weinernte, Wirtschaften die sonst 400 bis 500 Eimer Wein geerntet, erhielten kaum einen halben Eimer Wein.

1663: In diesem Jahre erfolgte die Erbauung der Kapelle St. Barbara. Diese Kapelle ist eine Widmung der Witwe Barbara Dibiocken. Zur Erhaltung der Kapelle widmete sie auf ewig ein Presshaus und einen Keller in der Ziegelgstöttn. Der Keller diente zur Aufbewahrung des Ratsweines. Überdies erlegte die Witwe eine Stiftung von 200 Gulden, damit am Barbaratage eine Seelenmesse gelesen werde. Das Stiftungskapital wurde zur Anlegung eines jungen Weingartens verwendet, in dem 25.000 Weinreben ausgesetzt wurden.

1672: Erbauung der Schießstätte in der Nähe des Ziegelofens unterhalb des Friedhofes. Die Kosten belaufen sich auf 38 Gulden, das Grundstück eine Spende des Leopold Rauch an die Gemeinde.

1673: In diesem Jahre kamen die P. P. Kapuziner nach Poysdorf. Sie bewohnten zunächst das Bürgerspital während die Pfründner im Rathaus untergebracht wurden. – Am 8. August wurde zwischen der Marktgemeinde Poysdorf und der Herrschaft Poysbrunn ein 30 Jahre lang geführter Streit wegen einer strittig gewesenen Holztrift geschlichtet.

1676: Die im Jahre 1655 aus Anlass der Abwendung der Pest in die Gnadenkirche Ruppersdorf gespendete Wachskerze, wurde nachdem sie sehr abgeronnen war, durch den Poysdorfer Lebzelter Matthias Spindler umgegossen und eine neue 42 Pfund schwere Kerze gemacht, dieselbe kostete 11 Gulden 48 Kreuzer. Zur Bemalung derselben wurden dem Maler Daniel Ullrich in Poysdorf 6 Gulden bezahlt. Im selben Jahre erfolgte auch der Ankauf von Stadeln und Gärten in der „Schanz“.

1677: Am 7. Mai wird der Grundstein zur Erbauung der Klosterkirche und des Klostergebäudes gelegt. Im Hinblick auf die Türkengefahr und die Einfälle der ungarischen Rebellen in Niederösterreich bestimmten die Landstände, dass jeder zehnte Mann zum Kriegsdienst zu verhalten sei. Als Viertlhauptmann wurde Freiherr Ehrenreich von Ehrenfels bestellt, der nach Poysdorf kam und den Ort besichtigte. Jedes Haus musste Robotdienste leisten um die Verschanzungen zu verbessern. Die Bürgerschaft musste sich mit Pulver und mit Blei versehen. Die Tore um den Markt wurden verbessert, die Schanzen beim Spital ausgehoben, in die Gräben Wasser eingelassen, ein Tor vermauert, ein anderes gegen Wetzelsdorf ausgemauert.

1678: Mit Rücksicht auf die stattgefundenen Brände wurde die alte Pfarrkirche, die mit Schindeln gedeckt war, durch einen Wiener Klampferer mit weißem Blech gedeckt. Die Kosten beliefen sich auf 1700 Gulden.

**Großfeuer mit 18 Todesopfer**

Am 4. April 1680 wurde Poysdorf von einem Großfeuer heimgesucht, „daß dadurch der meiste Thaill des Marckhis von oben an, alle vier Zeil, Häusser, Städl und Preßheuser biß an die Gassen bey den Prukhen herab, wie auch die Zeill vom weissen Löwen biß auf drei Heuser gegen dem Walterkürchner Thor, ganz abgeprendt worden darbey 18 Personen in der Prunst theill gleich dem Todt geblieben, theilß Balt darauf, wegen empfangener Beschädigung, gestorben!“

Am 18. September 1682 fand anlässlich der österreichischen Erfolge gegen die Türken ein Schützenfest statt, an dem sich über 500 Schützen beteiligten und bei dem der Poysdorfer Marktschreiber Johann Reitmüller den ersten Preis, einen vergoldeten Pokal, gewann.

Am 4. November 1686 legte der Lehrling des Tischlers Sinotikhy „poßhafterweiß“ ein Feuer, dem 50 Häuser, samt Kirche, Rathaus, Spital und Schule zum Opfer fielen.

Am 17. März 1694 wurde die Pfarrkirche fast aller ihrer silbernen und vergoldeten Geräte beraubt, wodurch ein Schaden von 4000 Gulden entstand. Der Raub wurde von einer Bande, die auch die Kirchen von Falkenstein, Baumgarten, Ottenthal ausgeplünderten, verübt; sie konnte nicht dingfest gemacht werden.

1710 ereignete sich neuerlich ein Großbrand, der ganz Poysdorf bis auf etwa 30 Häuser einäscherte. Von der Pest verschont

Um der Tödlichen Ansteckung zu entkommen flüchteten viele Wiener aufs Land, wodurch die Seuche weiterverbreitet wurde. Poysdorf wurde zu einem Kontumazort bestimmt. Die Bürger gelobten, da der Ort von der Pest verschont blieb, die Errichtung einer Pestsäule; die Grundsteinlegung fand 1716 unter größtem Gedränge und Teilnahme eines Vertreters des Fürsten Liechtenstein, der gemeinsam mit den Markt- und Grundrichtern, dem gesamten Rat und dem Marktschreiber die Grundsteinlegung vornahm. Hernach fand im Rathaus eine „herrliche Mahlzeit“ statt. Die Säule wurde von dem Wiener Bildhauer Rochus Mayerhofer geschaffen, die Verse stammen von dem Poysdorfer Marktschreiber J. G. Kretzer. Sie kostete 1700 Gulden.

Die gesamte Bürgerschaft hat ferner gelobt, jeden Sonntag durch Poysdorfer Bürger die Litanei der allerheiligsten Dreifaltigkeit mit „angehengten Großen und Gebetten“ beten zu lassen. Am Dreifaltigkeitssonntag fand eine Prozession zur Pest- (Dreifaltigkeits-) Säule mit Predigt statt.

1715 bestätigte Kaiser Karl VI. den Bürgern von Poysdorf alle ihnen von seinen Vorfahren erteilten Marktprivilegien und Freiheit.

1723 wurde Poysdorf von einem heftigen Unwetter heimgesucht; während des Wetterläutens zersprang die von der Bürgerschaft 1679 wegen der Pestgefahr gestiftete Glocke.

Vom 13. bis 17. Mai 1733 wurde Poysdorf von einem derart katastrophalen Frost heimgesucht, dass sämtliche Weingärten erfroren.

1741 bestätigte Kaiserin Maria Theresia den Bürgern alle ihnen von ihren Vorfahren erteilten Freiheiten und Privilegien.

**Schulstiftung**

Die Witwe Maria Schekin stiftete unter anderem zur Unterrichtung der Schulkinder einen Betrag von 3000 Gulden, der sich jedoch im Verlaufe der Verlassenschaftsabhandlung auf 1955 Gulden, 15 Kreuzer verringerte. Der tiefere Grund lag darin, dass dem Schulmeister pro Kind für die Unterrichtung in Lesen und Schreiben 48 Kreuzer zu bezahlen waren, während der Rechenunterricht 1 Gulden, 12 Kreuzer „kostete“.

Die Stiftung hat den besonderen Zweck verfolgt, die Kinder auch im Rechnen ausbilden zu lassen.

Die Durchführung des Willens der Erblasserin verzögerte sich um 13 Jahre auf Grund von Schwierigkeiten, die die Behörden (!) machten.

Erst 1873 kam ein Vergleich mit dem damaligen Schulmeister Paul Kraker zustand, der sich verpflichtete, 60 arme, ihm zugewiesene Kinder um den Betrag von 80 Gulden baren Geldes im Buchstabieren, Lesen und Schreiben zu unterrichten. (Anm.: es handelt sich hier also offenbar um Kinder, deren Eltern auch die erwähnten 48 Kreuzer nicht aufzubringen imstande waren; die Absicht der Erblasserin, den Rechenunterricht möglichst vielen Kindern zugänglich zu machen, wurde nicht erfüllt.)

1773 vernichtete ein neuerlicher, schwerer Frost wieder fast sämtliche Weingärten.

1777 erfolge eine Stiftung des k. k. Rates Anton Poeßler von Eichenfeld, wonach im Spital der Barmherzigen Brüder in Feldsberg zwei Betten „für immerwährende Zeiten“ für Poysdorfer Bürger unterhalten werden sollten

1780 testierte die Forstmeisterstocher Anna Katharina Hartlieb, dass die Pestsäule renoviert und mit „gutem Golde“ vergoldet werde.

Am 13. April 1780 wurden der Grundrichter, der Marktschreiber und 19 weitere Personen 9 Tage in Korneuburg in Arrest gesetzt, weil sich der Rat geweigert hatte, den Befehl von „Beih Fornituren“ für das Militär durchzuführen.

1783 – 62.689 Eimer Wein

Aufgrund eines Patents der Kaiserin, mit dem die Tranksteuer in Poysdorf eingeführt wurde, erfolgte eine Aufnahme der Weinbestände in den Kellern, die einen Stand von 62.689 ¼ Eimer ergab.

Am 20. Oktober 1788 wurde das Kapuzinerkloster auf Grund eines Ediktes Kaiser Josefs II. aufgehoben und die in andere Klöster eingeteilten Patres ließen, wie das Gemeindegedenkbuch ausführt „keinen Nagel in der Wand zurück, ja sie ließen sogar alle bleierne Brunnröhren, durch welche das Wasser in verschiedene Häuser geleitet wurde, herausnehmen, um sie im Versteigerungswege zu verkaufen. Dieses Vorgehen erregte großen Unwillen. Das Klostergebäude wurde von der Marktgemeinde um 3342 Gulden ersteigert.

Am 5. Mai 1793 entstand Großfeuer, die innerhalb von 1 ½ Stunden 51 Häuser und 29 Stadel vernichtete. Der Schaden betrug 100.000 Gulden.

**Erhebung der Marktgemeinde**

Am 1. November 1795 bestätigte Kaiser Franz II. die Erhebung des Ortes Poysdorf zur Marktgemeinde mit der Befugnis, alle Freitage einen Wochenmarkt, am Samstag vor Jubilate einen Viehmarkt und zu heiligen drei Könige, um Jubilate, am Tage Johannes des Täufers und um Aegydi je einen Jahrmarkt abzuhalten

Vom 19. bis 22. April 1807 schneite es ununterbrochen. Der Schnee lag mannshoch, die Wege mussten ausgeschaufelt werden und im Schnee steckengebliebene Wagen konnten nur mit zehn Pferden weggeführt werden.

Am 9. Juli 1809 marschierte das französisch Davousische Korps in der Stärke von 30.000 Mann durch Poysdorf Richtung Nikolsburg, nachdem schon tags zuvor ein Spähtrupp in Poysdorf eingebrochen war, 500 Gulden Brandsteuer verlangt hatte und von einer österreichische Nachhut vertrieben worden war.

Die Poysdorfer waren sehr in Sorge um das Schicksal ihres Marktes, da tags zuvor Wilhelmsdorf und am Abend des 9. Erdberg in Flammen aufgegangen waren.

Veröffentlicht in: „Mistelbach-Laaer Zeitung“, 28. März 1953, S. 5

Die Geschichte unserer Dienstboten

Die Hilfskräfte, die der Bauer für Haus, Hof und Feld braucht, nennt man Gesinde, Dienstboten oder Ehalten. Der Knecht besorgt die Roßarbeiten, die Magd arbeitet im Stall und im Felde; diese Beschäftigung wird auch geringer entlohnt wie jede Frauenarbeit in der guten alten Zeit. Der Bauernhof war immer eine patriarchalische Arbeitsgemeinschaft, die auch das Verhältnis zwischen Bauer und Gesinde regelte. Dieses gehörte zum Familienkreis und teilte mit ihm Freude und Leid. Beide arbeiteten gemeinsam und aßen zusammen an einem Tisch dieselbe Mahlzeit; doch gab es auch Ausnahmen, dass man das Gesinde als Menschen 2. Klasse betrachtete, „Gesindel“ im schlechten Sinne. Sie waren nicht treue Mitarbeiter und Helfer, auf die sich der Bauer verlassen konnte. Den Knecht betrachtete man häufig als Stellvertreter des Herrn, der oft beim Essen den Platz neben dem Bauer einnahm. Dieser besaß die volle Verantwortung über seine Dienstboten. Wurden sie vor Gericht gefordert, so nahm der Bauer an der Verhandlung teil. Machten sie z. B. auf dem Felde dem Nachbarn einen Schaden, so hatte der Bauer zu zahlen. Zwischen ihm und dem Gesinde gab es keine Zeugenschaft vor dem Richter.

Der Herr schaute auf das sittliche und früher auch auf das religiöse Verhalten seiner Dienstboten innerhalb der Dorfgemeinschaft. Sie durften nicht an geheimen und verbotenen Zusammenkünften teilnehmen, ebenso nicht an Geldspielen und hatten sich des Fluches sowie Gottlästerns zu enthalten.

Nach dem Dorfrecht der Gemeinde Weikersdorf (1555) hatte der Bauer darauf zu schauen, daß Burschen und Menscha = Gesinde, rechtzeitig daheim waren. Oft durchstreifte ein Wachtmeister in der Nacht die Ortsstraßen, wen er fand, steckte er sofort in den Kotter, die Menscha in die Fidel = Schandgeige, außerdem zahlte jeder als Strafe 1 fl 30 kr. Der Bauer gebe seinen Leuten ein gutes Beispiel, schimpfe, fluche und gottlästere nicht vor ihnen.

Der Bauer sollte das Gesinde so behandeln, wie seine Kinder; dafür waren sie verpflichtet treu, fleißig und ehrlich zu sein, nichts zu stehlen, zu beschädigen und die Familie des Herrn im Dorfe nicht auszurichten.

Das Gesinde musste ehrbar leben, keine Unruhe im Dorfe stiften, andere aufwiegeln, oder gar entlaufen. Solche sollte kein Bauer in Dienst nehmen. Jeder Dienstbote musste sich bei der Herrschaft in Wilfersdorf „anvogten“, die ihn dann in Schutz nahm. Es gab Zeiten, da die Arbeitskräfte fehlten; da wurde das Gesinde trotzig, ungehorsam und widerspenstig. Dies geschah auch in Kriegs- und Pestzeiten. Den Wellenschlag der großen Geschichte spürte das entlegene Dorf. Die Bauern klagten über die Faulheit der Dienstboten, die ihnen entliefen; die Landflucht war eine alte Erscheinung im Weinlande, da die Großstadt die Landjugend immer in ihren Bann schlug.

Der Bauer besaß das Strafrecht über seine Dienstleute, konnte sie mit der Rute und dem Stock schlagen, sie beim Orts- und Herrschaftsgericht anzeigen, das sie bestrafte und am Pranger anbinden oder den Holzesel reiten ließ. Manchmal missbrauchte der Bauer das Strafrecht zum Nachteil des Gesindes, das wohl den Herrn in Wilfersdorf anzeigen konnte. Die Herrschaft ermahnte dann den Bauer, die Dienstboten im christlichen Geist zu behandeln. Das hatte aber wenig Erfolg. Wurde ein Knecht handgreiflich dem Herrn gegenüber, dann musste er in Band und Eisen arbeiten, in manchen schweren Fällen verhängte das Gericht die Todesstrafe.

Händler, Kaufleute und Gastwirte durften vom Gesinde nichts heimlich annehmen und kaufen, z.B. Hausgeräte, Fleisch, Mehl, Getreide usw. Bei Zechschulden hatte der Wirt nur bis 12 den zu borgen. Beim Pfandnehmen sollte der Wirt nur das verlangen, was der Knecht über dem Gürtel trug wie Mantel, Rock, Haube und Handschuhe. Borgte aber der Wirt noch weiter, so verfiel das Pfand, und er wurde außerdem gestraft. In Wilhelmsdorf borgte 1512 der Wirt einem Knecht nicht mehr, als Rock und Schuhe wert waren. Borgte er mehr und entlief der Dienstbote, so verschaffte der Wirt dem Bauer einen neuen Knecht. Verboten war es, das Messer als Pfand zu nehmen, weil jeder das notwendig brauchte.

Wurde ein Knecht wegen Zechschulden an den Gerichtsstock gebunden, der vor dem Hause des Dorfrichters stand, so konnte der Bauer seine Freilassung fordern, weil er ihn notwendig brauchte.

Wurde seinem Verlangen nicht entsprochen, so legte er 3 den auf den Stock, befreite den Knecht und ging mit ihm heim. Das Gesinde erhielt an Wochentagen während der Arbeitszeit kein Getränk im Gasthaus, ebenso nach der Sperrstunde.

Strenge bestraft wurde ein Knecht, der sich an einer Haustochter, an einer Schwester des Bauern oder an einer Dienstmagd sittlich verging; da büßte er die Tat mit dem Tode. Anders war es, wenn der Bauer es an einer Dienstmagd tat. Die wurde mit einem Geldbetrag abgefertigt; es war ja nur eine Dirn und das Kind ein „Bankert“, der später zu keinem Handwerk zugelassen wurde.

Untersagt war dem Bauer, das Gesinde des Nachbarn mit Versprechungen und schönen Worten abzureden und zu dingen, es aus Missgunst zum Verlassen zu bewegen. Tat er es aber, so musste er dem Nachbarn einen Ersatz beschaffen, dazu zahlte er noch eine Geldstrafe und machte den Schaden gut. In Baumgarten a. d. March setzte 1550 die Gemeinde den Lidlohn für die Dienstboten fest. Kein Bewohner durfte eigenmächtig die Anordnung ändern. Wer hier dem Nachbar das Gesinde abredete, zahlte als Strafe 6 Schilling 2 den.; ebensoviel zahlte der Dienstbote, der ohne Grund seinen Arbeitsplatz verließ. In anderen Gemeinden zahlte der Bauer einem Dienstboten, der ihm im Laufe des Arbeitsjahres entlief, keinen Lohn; außerdem ersetzte er dem Herrn den Schaden. Weigerte er sich, in den Dienst wieder einzutreten und das Jahr abzudienen, so ließ ihn das Gericht für einige Zeit einsperren.

Wünschte der Bauer ein anderes Gesinde in seinem Hof, so hielt er um Jakobi im Dorfe Umschau, fragte an einem Sonntag Burschen und Knechte, die ihren Platz wechseln wollten; fand er einen, so handelte er mit ihm um den Lohn und zahlte ihm, sobald sie einig geworden waren, das Drangeld, das vom Jahreslohn nicht abgezogen werden durfte; es sollte 1/20tel des Jahreslohnes sein. Auf gleiche Weise ging die Bäuerin vor, wenn sie eine andere Dirne wünschte. Das Drangeld hieß noch Angabe, in der Umgebung von Znaim Einstand und in meiner Heimat Nordmähren Mietgroschen. In manchen Gemeinden gab es besondere Mietstätten, wo die Arbeitskräfte aufgenommen werden konnten; die Gemeinden setzten einheitlich auch den Jahreslohn für das Gesinde fest. Wurde das Drangeld zurückgegeben, so erlosch das Arbeitsversprechen.

Am Stephanietag wechselten die Dienstboten ihren Platz, erhielten ein Abschiedsessen und verließen den Hof; es begann für sie eine freie Zeit, „Schlankel- oder „Vakanztage“ genannt, die mit dem Neujahrstag endeten. „Schlankeln“ heißt aus dem Dienst gehen, und das Wort „Schlankel“ ist heute ein Schimpfwort. Der neue Dienstbote hatte sich schon vorher erkundigt, wie die Verhältnisse am neuen Arbeitsplatz sind, die Behandlung, das Essen, Wohnraum usw. Oft überschritt eine junge Dirn zaghaft die Türschwelle des Bauernhauses, wo sie nun ein ganzes Jahr arbeiten sollte. Der Bauer musterte den Neuling und machte sich seine Gedanken: „Schöne Mädchen – schlechte Kühe“ und „Stolze Burschen – magere Rosse“. Es musste aber nicht immer so sein; denn oft war das Gegenteil der Fall. Allgemein galten die Dienstboten als ein rohes Gesindel; man muss sie hauen und prügeln, damit sie arbeiten. Ein Gefühl der Ohnmacht beherrschte diese Arbeitnehmer, die oft keinen Schutz fanden und kein Mittel hatten, um ihr Los zu bessern oder zu ändern. Sie waren der Niemand, eine Null in der Dorfgemeinschaft. Sie mussten sich in ihr bitteres Los fügen und mit dem Arbeitsleben zufrieden sein, wollten sie nicht das Brot und den Verdienst verlieren. Es fehlte jede Organisation (Zunft), die sich dieser Menschen angenommen hätte. Das Gesinde musste nur arbeiten in der Hoffnung, ein besseres Jenseits nach dem Tode zu finden.

1542 erschien am 1. Juni eine Dienstbotenordnung, die von den Ehalten Gehorsam forderte; die Kündigungsfrist betrug 2 Monate. Jeder Knecht musste von seinem Bauer einen Scheidebrief besitzen, ohne den er nirgends aufgenommen wurde. Verboten waren: Untreue, Ungehorsam, Fluchen, Schimpfen, Gottlästern und das Zutrinken im Gasthaus. Die Bauern durften sich nicht gegenseitig das Gesinde abreden. Schon 10 Jahre später erschien am 15. Oktober eine neue Dienstbotenordnung, weil die alte von 1542 keine Wirkung zeigte; denn die Ehalten waren faul, unzüchtig und leichtfertig. Im 16. Jahrhundert fehlte überall die Autorität, jeder wollte frei sein, nirgends klappte es trotz der vielen Ordnungen, welche die Regierung herausgab; solche erschienen 1528, 1572, 1581.

Um 1620 brachten Inflation und Preisschwankungen einen Wirrwarr in die Lohnverhältnisse, sodass die Bauern keine Arbeiter erhielten. Der Fürst Grundacker von Liechtenstein ließ solche aus dem Altreich und Tirol kommen, denen er viel Gutes versprach. Doch gelangten sie nur bis Krems und kehrten wieder heim, als sie die traurigen Verhältnisse im Donauland sahen. Dafür setzte ein Zuzug aus den Sudetenländern ein, die der Fürst begünstigte. Er brachte Ordnung in die Wirtschaftsverhältnisse seiner Herrschaft Wilfersdorf und gab 1641 Instruktionen für das Gesinde heraus, die den religiösen und sittlichen Anforderungen entsprachen: Kirchenbesuch an Sonn- und Feiertagen, Einhalten der Fastengebote, nicht Fluchen und Gottlästern, die Osterpflicht erfüllen, keine Aufnahme von Andersgläubigen, Fleiß und Ehrlichkeit bei den Arbeiten usw. Als Strafe sollte dem Missetäter der Lohn sowie das Deputat entzogen werden. Zu Ostern berief der Fürst einen tschechischen Geistlichen nach Wilfersdorf zum Beichthören.

Nach dem Essen musste das Gesinde sofort an die Arbeit gehen. Im Winter sollte es am Abend Federnschleißen oder Spinnen. Der Meier führte die Aufsicht über die Arbeiten, die um 9 Uhr abends beendet wurden. Dann schaute er nach, ob jeder an seinem Orte war. Der Meier sollte strenge darauf achten, dass die „Menscha“ die Kühe ordentlich ausmelken. Es herrschte beim Gesinde eine strenge Rangordnung; so hatte der Rossknecht und die Oberdirn eine bevorzugte Stellung im Meierhof. Da gab es: einen Strapezier-, Meister-, Kasknecht, Kutscher, Rosshalter, Ochsen-, Lämmer- und Hammelknecht, Kälber-, Kuh-, Ochsen- und Schweinehalter, Dienst- und Viehmenscha, Kuhdirn, Hühner-, Kuchel- und Kindsmensch, Streubub, Mittreiber, Wiesenhüter und Wirtschaftsdraben.

Die Waisenkinder der Untertanen mussten drei Jahre bei der Herrschaft dienen („Waisenjahre“), die ihnen einen bescheidenen Lohn gab; sie wurden nur zu leichten Arbeiten herangezogen. Die aber lesen, rechnen und schreiben konnten, kamen in die Kanzlei. Die Waisenkinder waren überall das Aschenbrödel und erhielten oft mehr Schläge als Brot. Ein alter Spruch sagte: „Witwen und Wasen muß man zoasen“ = rupfen, schikanieren. Dabei darf man nicht vergessen, dass die Waisenkinder mit 12 Jahren den Dienst antraten, weil sie nur 6 Jahre die Schule besuchten.

1657 erhielt in Wilfersdorf ein Rossknecht, ein Gärtnerjunge und Viehhalter je 8 fl Jahreslohn, 1 Gärtnerknecht 16 fl, eine Meierdirn und Kuchelmensch je 7 fl, eine Hühnerhüterin 5 fl; als Steuer entrichtete damals jeder Arbeitnehmer vom Gulden 3 kr, ein Taglöhner 30 kr und ein Burgknecht 1 fl; zum Vergleich: 1 Maß Bier kostete 4 kr, ein Eimer Bier im Bräuhaus 1 fl 9 kr, 1 Kuh 7 fl und ein Schwein 1 fl, ebensoviel ein Bienenstock. Für das Gesinde im Wilfersdorfer Meierhof verwendete die Köchin nur Bieressig oder den aus Wildobst; ein Gesindebrot, das der Hofpfister buk, wog 2 Pfund. Als Fastenspeise bekamen die Leute: Stockfische, Heringe, gesalzene Butter, Eier, Käse, Heiden, Brein, Dörrobst und Pflaumen, dazu tranken sie den Gesindewein.

1665 betrug der Jahreslohn für einen Gärtnerjungen und Rossknecht 8 fl, für einen Kuhhalter und eine Meierdirn je 6 fl. In Wilfersdorf gab es damals Faschingsspiele – eine bescheidene Unterhaltung für die Bewohner und Dienstboten. Der Fürst Liechtenstein erkundigte sich nach dem Befinden seiner Beamten und Arbeiter, schenkte diesen in der Ernte Tabak, gab ihnen bei der Hochzeit ein „Präsent“, ließ sich durch einen Beamten dabei vertreten, sorgte für die Kranken und Alten. Die deutschen Knechte waren bei den Pferden zu langsam und verdrossen im Gegensatz zu den Kroaten, die sich besser eigneten; einen guten Ruf genossen die Knechte aus der Marchgegend, aus Themenau, Bischofwart und aus der Umgebung von Dürnholz.

Die Wiener Regierung plante 1671 ein Zuchthaus zu erbauen für Vagabunden, Landstreicher, trotzige und ungehorsame Dienstboten. Die Pest im Jahre 1679 verursachte eine wirtschaftliche Krise und Arbeitermangel. Die Bauern klagten über die lasterhaften und ungehorsamen Dienstboten, diese wieder über den geringen Lohn sowie über schlechte Behandlung. Nicht nur das Gesinde verlangte mehr Lohn, sondern auch die Hauerknechte, Drescher und Mäher. Die Wilfersdorfer Herrschaft war mit den trotzigen, unfolgsamen Bauern unzufrieden, ebenso mit ihrer liederlichen Robot, mit ihrem Fluchen, Schimpfen und Gottlästern. Überall herrschte Unzufriedenheit im Herrschaftsgebiet.

In Mistelbach hatte eine Dienstmagd bei einem Bauer 12 fl im Jahr, ein Hühnermensch im Wilfersdorfer Hof 5 fl (1711). Ein Metzen Hafer kostete 45 kr und ein Eimer Wein 2 fl. Nach dem Ende der Türkenkriege wanderten viele junge Leute nach Wien und Ungarn; mit Recht klagten unsere Bauern über den Arbeitermangel in der Ernte- und Lesezeit. Die Dienstboten waren mit dem Lohn nicht einverstanden, die Bauern wehrten sich gegen jede Aufbesserung. Mehr als früher waren unsere Dörfer auf die Einwanderung von Arbeitskräften aus den Sudetenländern angewiesen, die genügsam, fleißig und dienstwillig waren. Unruhestifter und Akatholiken durften die Bauern nicht in Dienst nehmen, ebenso wenig jene, die keinen Abschiedsbrief besaßen und entlaufen waren. Die Regierung schärfte den Bauern wiederholt ein, das Gesinde im christlichen Geist zu behandeln, es zum Kirchenbesuch und zur Osterpflicht anzuhalten und stets ein gutes Vorbild zu sein; es sollte auch die Predigt in der Kirche anhören und an den Prozessionen teilnehmen.

Strenge verboten waren heimliche Zusammenkünfte der Dienstboten, jedes Spiel um Geld und das Ausbleiben über Nacht. Waren sie keck, frech und trotzig, so klagte sie der Bauer bei der Herrschaft an, die sie oft hart strafte – Prangerstehen, Eselreiten, Anbinden an den Gerichtsstock, Arbeiten in Band und Eisen usw. Wurde ein Knecht gegen seine Arbeitgeber tätlich, so verlor er einen Arm.

Der Bauer durfte das Gesinde nicht im Herbst entlassen, um Geld und Kosten zu sparen. Tat er es, so zahlte er den gebührenden Lohn nach. Behandelte er das Gesinde schlecht und reichte er ihm eine geringe Kost, so hatte er ihm den vollen Jahreslohn zu geben. Ein Schweinehalter im Wilfersdorfer Hof bezog 1711: 17 fl Lohn im Jahr, 92 Pfund Rindfleisch, 4 Küfen Salz, 7 ¾ 1/8 Pfund Schmalz, 13 Pfund Käse, 1 Eimer Sauerkraut, 1 Metzen Pohlmehl, ¼ Metzen Grieß, je 1 Metzen Erbsen und Heiden, 3 ¼ Eimer Wein und 624 Laib Gesindebrot. Ein Rossknecht hatte da Anspruch auf: 20 fl Lohn, 230 Pfund Rindfleisch, 5 fl 20 kr Fischgeld, 26 Pfund Schmalz, 2 Küfen Salz, 26 Pfund Käse, 364 Laib Gesindebrot und 6 ½ Eimer Wein.

Auch der Bauer gab dem Gesinde oft neben dem Lohn ein Gewand, Fußbekleidung, ab und zu ein Trinkgeld; am Kirtagmontag, Faschingdienstag und an dem Herbstjahrmarkt hatte es frei. Verkaufte der Bauer ein Vieh, so zahlte der Fleischhauer der Magd ein „Schwanzgeld“, bei einem Kalb ein „Schwanzlgeld“. Die Regierung schränkte 1765 das Strafrecht der Arbeitgeber ein, es war ein Akt der Humanität, der auch in den Dorfgemeinden beachtet wurde; denn die entehrenden Strafen wie Prangerstehen, Eselreiten und Anbinden unterblieben, weil das Gesinde auch Menschen waren und sind.

Gegen die Landflucht, die schon 1770 die Dörfer des Weinlandes bedrohte, gab eine Preisschrift folgende Ursachen an: Trunkenheit, Luxus, ungerechte Besteuerung, die Naturalabgaben und Zehent für die Herrschaften, das Loskaufen der Wohlhabenden vom Militär; dafür musste ein Knecht oder Hauer einrücken. Die Großstadt Wien lockte der Arbeiter immer an. Bauernkinder sollten kein Handwerk lernen, auch nicht studieren. Dem Arbeiter müsse Siedlungsland gegeben werden; dafür könnte man die herrschaftlichen Meierhöfe zerstückeln, wie es in Böhmen und Mähren geschah. Der Bauernstand verdient mehr Achtung, weil man in ihm nur einen Tölpel vom Land sah; ihm fehlt die Berufsfreude sowie der Berufsstolz. Der heranwachsenden Jugend fehlte der Lebensraum, sodass sie das Dorf verließ und abwanderte.

1782 erschien eine Dienstbotenordnung für Mähren, die 1787 für ganz Österreich galt. In Hausbrunn und Bernhardsthal gab nach 1785 ein Bauer seinem Dienstboten, der mehrere Jahre bei ihm gedient hatte, bei seiner Heirat ½ oder ein ganzes Joch Acker. Das Drangeld sollte von nun an überall 1/20tel des Jahreslohnes betragen und ein Geschenk sein.

Die Inflationszeit nach 1800 verursachte starke Preis- und Lohnschwankungen, die der Arbeitnehmer sehr spürte; der Lohn hielt nicht Schritt mit der Geldentwertung. Die Ideen der französischen Revolution drangen auch in unser Land und „verdarben“ das Gesinde. Nun verlangte man allgemein eine neue Dienstordnung gegen das Jakobinertum, das nur das gemeine Volk vergifte und verwirre; Freiheit und Gleichheit sei ein Irrwahn. Poysdorf stellte eine Polizei auf, welche die Fremden und die Dienstboten genau „perlustrierte“. Geheime Zusammenkünfte wurden nicht geduldet; es entwickelte sich ein geheimes Spitzelsystem, das auch die Gesellen und Lehrbuben strenge kontrollierte. Der Gegensatz zwischen Bauer und Gesinde trat immer stärker hervor als nach 1848. Die Bauernsöhne in Poysdorf fühlten sich als Herren- und Bürgersöhne, ebenso in Herrnbaumgarten, wo die Knechte als „Zugereiste Böhm, Saubären und Kartoffelbäuche“ betrachtet wurden, die in der Dorfgemeinschaft nichts galten; sie waren in der guten alten Zeit eine Null.

In England erschien schon 1802 ein Arbeiterschutzgesetz, ein Lichtblick in der Zeit der Napoleonischen Kriege. Das österreichische Patent vom 1. Mai 1810 und 1. Juli 1856 befasste sich mehr mit der Lohnfrage der Dienstboten und Arbeitnehmer. Der Zuzug von Arbeitskräften aus den Sudetenländern und der Slowakei war sehr stark; es kamen Handwerker, Gewerbetreibende und besonders Saisonarbeiter in der Ernte- und Lesezeit ins Weinland. Ein Bericht spricht von ganzen Karawanen, die von Dorf zu Dorf zogen. Die mährischen Schnitter benützten schon die Sense zum Getreidemähen, „Haberzeug“ genannt; im Weinland gebrauchte man die Sichel, in Großkrut noch um 1890.

Viele Länder nahmen sich der Arbeiter an und erließen Gesetzte zu ihrem Schutz (Preußen, Bayern, die Schweiz und Frankreich). Knechte sowie Mägde, die heiraten wollten, mussten bei der Gemeinde darum ansuchen. Der Poysdorfer Marktrat verweigerte solche Ansuchen in vielen Fällen, weil solche Leute im Alter nur der Gemeinde zur Last fallen. Bei der Revolution von 1848 vergaß die Regierung auf das Gesinde und seine Rechtsstellung. Die Prügelstrafe bestand weiter, wenn es keck, frech und faul war. Es musste den Bauer mit Herr und die Bäuerin mit Frau ansprechen.

Die Gesinde- und Dienstbotenordnung von 1850 schloss sich an die alten deutschrechtlichen Treuedienstverträge und an die familienrechtliche Bindung der Vergangenheit an; verboten war als Strafe, dem Gesinde eine schlechte Kost zu geben oder den Jahreslohn zu kürzen. Den Hirten und Halterbuben war auf der Weide der Gebrauch eines Knüttels und „Pallizen“ untersagt, nur eine Peitsche war erlaubt, weil sie oft Jagd auf das Wild machten.

Poysdorf führte 1857 Dienstbotenprämien ein für jene, die treu und fleißig einem Bauer durch mehrere Jahre gedient hatten. Die Verleihung geschah im Geiste der Biedermeierzeit feierlich nach einem Gottesdienst im Rathaus durch den Bürgermeister; auch die Beamten vom Gericht und die Geistlichen waren da anwesend; kein Wunder, wenn ein so geehrter Dienstbote stolz auf seine Prämie war und durch sein ganzes Leben sich an diesen Ehrentag erinnerte und davon sprach. Die Landflucht wurde aber nicht eingedämmt, im Gegenteil förderte sie die Industrialisierung, die nach 1860 das ganze Wirtschaftsleben erfasste. Die Jugend zog es in die Großstadt, und die Bauern klagten, dass niemand mehr dienen wollte. Die unsoziale Haltung vieler Dorfgemeinden schreckte die Jugend ab; es war Sitte, dass der Knecht im Rossstall schlief und die Magd in einer dunklen, ungeheizten Kammer. Das traurige Los eines Arbeitnehmers auf dem Lande entrollt das Schauspiel „’s Nullerl“, das heute vergessen ist.

Das Gesinde durfte nicht am Faschingsmontag und am Kirtagmontag an den Unterhaltungen im Wirtshaus teilnehmen, weil diese nur die Herrenleute besuchten. Im Sommer gab es keine Tanzunterhaltungen, nur die „Bromusik“ (zur Brachezeit) und die Kirtage machten eine Ausnahme. Die Arbeitszeit war unbegrenzt. In Großkrut schliefen in der Erntezeit die Schnitter und das Gesinde auf dem Felde. Eine Garbe war ihr Kopfkissen, und mit der Schürze deckten sie sich zu (noch um 1880). In vielen Familien aß das Gesinde nicht mit den Herrenleuten, sie bekamen ein minderes Essen und den Gesindewein. Beim Schweineschlachten machte man für die Dienstboten besondere Würste von geringerer Güte. Im Weingebiet waren die Verhältnisse schlechter als in der Mistelbacher und Laaer Gegend.

Die Einwanderung aus den Sudentenländern nahm nach 1850 stark zu; so erschienen in der Zeit von 1851-1853 in Drasenhofen Dienstnehmer von Grillowitz, Neusiedl, Namiest, Zlabings, Gaya, Brünn und Hermesdorf – Nordmähren; nach Walterskirchen kamen Leute von Kathrein bei Troppau, Trebitsch, Bürgersdorf bei Jägerndorf und von Bistritz in Böhmen; nach Ketzelsdorf gelangten Leute von Bergen und von Wachtl, einer deutschen Sprachinsel in Mähren; die Zuwanderer waren nicht immer Tschechen, sondern auch Deutsche, die aber im Grenzland als „Böhm“ betrachtet wurden und als Zugereiste Menschen zweiter Klasse waren („böhmische Trampeln“).

Die Bauern im Grenzland schickten ihre Kinder „auf den Wechsel“ in eine tschechische Gemeinde, damit sie hier die Sprache erlernen und sich später mit den Dienstboten verständigen konnten. Dafür kam ein tschechisches Kind in die deutsche Gemeinde. Die Poysdorfer bevorzugten die Brünner Gegend bis Boskowitz, die Herrnbaumgartner Bisenz, Pisek und Zlin, die Falkensteiner St. Johann in der Slowakei, die Hohenruppersdorfer Gairing und Malacka. Die besten Rübenarbeiter waren die Slowakinnen, die von den Herrschaften im Sommer als Saisonarbeiter gerne aufgenommen wurden.

In einzelnen Gemeinden vermittelten bestimmte Personen – Zubringerin, Mädchenhändler in Hohenau – den Fremden eine freie Dienststelle im Orte. Doch gab es Knechte und Mägde, die sich selbst einen freien Posten suchten. Noch um 1880 waren für das Gesinde ungünstige Lebensverhältnisse im Weinland – schlechte Wohnung, geringer Lohn, harte Arbeitsbedingungen, soziale Missstände, geringe Aussicht auf Heirat und eigenen Herd. Mancher Knecht vertrank und verspielte seinen Lohn, andere sparten und schauten, dass sie heiraten und ein bescheidenes Häuschen erwerben konnten. Sie blieben mit dem Bauer in Verbindung und arbeiteten bei ihm als Hauerknecht und Taglöhner. Manchmal überließ der Bauer diesen Verheirateten eine Wohnung, doch mussten sie ihm einen Weingarten statt der Miete bearbeiten – „Schlafweingarten“ hieß der Grund beim Volke. Mancher Knecht arbeitete sich in die Höhe, sodass seine Nachkommen heute angesehene Bauern sind, z. B. in Poysdorf die Familie Tögl.

1886 richtete die Regierung für die Arbeitnehmer eine Unfallversicherung ein; es war der Beginn des Wohlfahrtsstaates. Die Gemeinden führten 1895 die Evidenzhaltung der Dienstboten ein, die ein Arbeitsbuch besitzen mussten. 1899 war für den Bezirk Mistelbach eine Bruderschaftslade vorbereitet, um dem Landarbeiter einen sorgenfreien Lebensabend zu sichern. Immer wieder klagten die Bauern über den Mangel an Arbeitskräften; denn viele Zuwanderer gingen nach einigen Jahren nach Wien, wo sie bessere Lohn- und Lebensbedingungen hofften. Der Zuzug aus den Sudetenländern hörte 1914 auf. Kriegsgefangene wurden in die Dörfer geschickt, die eine vorübergehende Aushilfe für die Bauern waren. Nach dem Kriege bahnte sich die neue Zeit langsam an; denn es kam das Maschinenzeitalter. Die Demokratie baute die alten Klassenunterschiede in der Dorfgemeinschaft ab; aus dem Diener wurde ein Gehilfe, der das Recht auf Menschenwürde forderte; soziale Einrichtungen wurden geschaffen – Kranken-, Altersversicherung, geregelte Lohn- und Wohnverhältnisse, ein Landarbeitergesetz, Arbeitsinspektion, Betriebsräte, Landarbeiterordnung usw. Das soziale Elend der Menschen vom Dienst, die es nicht wagen durften aufzumucksen, hatte aufgehört; für sie kam eine neue Zeit. Die Schar der Getreuen, die ihr Schicksal tapfer und heiter in einer Bauernfamilie ertrugen, ist klein. In Poysdorf waren es nur 3, die durch ihr ganzes Leben dem Bauernhaus und der Familie (Schwayer) dienten: Johann Trojan, Antonia Pawlizek und Leopold Loley. Es ist dies ein seltener Fall und beweist, dass noch in unserer Zeit treue Dienstboten lebten. Die Stadt Poysdorf, die doch mehr einen bäuerlichen Charakter trägt, zählte 1961 nur 17 Dienstboten.

Quellen:

G. Winter – Weistümer.

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

Dr. H. Rauscher „Geschichte des bäuerlichen Wirtschaftsleben“ in „Waldviertel“ von Dr. Ed. Stepan.

Gemeindechronik von Poysdorf.

Pfarrmatriken von Walterskirchen.

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1965: S. 283 - 285; 1966: S. 292 + 296

Die Gesundheitsverhältnisse im Bezirk Mistelbach um 1884

Die Gesundheitsverhältnisse in unserer Heimat waren in der guten alten Zeit recht traurige, da eine Gesundheitspflege unbekannt war und alte Anschauungen jede Reform verhinderten. Feucht und ungesund war die Lage vieler Gemeinden in einem sumpfigen Tale, wie z. B. Schrattenberg, Großkrut, Atzelsdorf, usw. Die Fußböden und Türstöcke vermorschten, eine Stickluft erfüllte die Räume, da selten die Fenster gelüftet wurden. In Ringelsdorf, Schrattenberg und Herrnbaumgarten gab es noch Troglodyten (Höhlenbewohner), die ein menschenunwürdiges Dasein führten. Viele Häuser waren nicht unterkellert, besaßen einen festen Lehmboden und kleine Fenster. Die Schulen für die Kinder befanden sich in einem sanitätswidrigen Zustand, z. B. in Drasenhofen, wo die Wände mit einem Schimmelpilz bedeckt waren, und in Poysbrunn, wo 76 Kinder in einem Luftraum von 94 m3 saßen. Das Trinkwasser in den offenen Brunnen wurde durch Schmutz, Staub und Jauche verunreinigt, oft auch durch verendete Tiere (Siebenhirten machte betreffs der Jauche eine Ausnahme). Die Fleischbeschau wär mangelhaft und für die Würste nahmen die Meister häufig schlechtes Fleisch, gaben aber viel Gewürz hinein. Die Gasthäuser glichen oft richtigen Räuberhöhlen, in denen die Gläser und das Geschirr oberflächlich gereinigt wurden; da es kein Spuckverbot gab, so kann man sich den Fußboden im Schankzimmer vorstellen. Erst 1903 erließ die Regierung ein strenges Spuckverbot in allen öffentlichen Gebäuden. Dazu kam die Staubplage in vielen Gemeinden, gegen die leider nichts gemacht wurde.

Staubfrei waren Frättingsdorf, Gnadendorf, Wilhelmsdorf und Klein-Hadersdorf; eine unsaubere Ge-meinde war Schrick, recht verwahrlost Bullendorf und in Alt-Lichtenwarth grub man oft die Toten mit Haut und Haaren im Friedhof aus, weil man den Platz brauchte; dies geschah in mehreren Gemeinden. Ein richtiger Seuchenherd war Mistelbach für Cholera, Diphtheritis, Scharlach usf., während das nahe Ebendorf zu den gesündesten Ortschaften des Bezirkes gehörte; es war auch immun gegen die gefürchtete Cholera, die viele Opfer im Bezirke forderte.

Es starben 1832 an dieser Seuche in Mistelbach 83 Personen, Hüttendorf 35, Wilfersdorf 36, Schrick 20, Paasdorf 0, Ladendorf 0, Neubau 0, Ernstbrunn 0, Niederleis 0, Schrattenberg 76, Katzelsdorf 90, Herrnbaumgarten 68, Poysdorf 79, Poysbrunn 56, Lichtenwarth 41, Stronsdorf 71, Gaubitsch 49, Ameis 30, Neudorf 63 und Klein-Baumgarten 49.

1855: Hüttendorf 20, Bullendorf 29, Kettlasbrunn 35, Gaweinstal 27, Schrick 43, Laa 98, Zwingendorf 74, Fallbach 31, Altmanns 28 und Wultendorf 48.

1866: Mistelbach 123, Hüttendorf 42, Paasdorf 94, Ladendorf 114, Herrnleis 35, Ernstbrunn 80, Nie-derleis 93, Asparn 90, Schletz, Michlstetten und Wilfersdorf je 36, Kettlasbrunn 45, Eibesthal 60, Hö-bersbrunn 42, Pellendorf 49, Schrick 39, Rabensburg 56, Drasenhofen 69, Ottenthal 51, Herrnbaum-garten 65, Poysdorf 147, Wetzelsdorf 65, Laa 44, Patzmannsdorf 87, Zwingendorf 39, Hagenberg 41, Ehmsdorf 36, Ameis 69, Alt-Ruppersdorf 46, Neu-Ruppersdorf 74 und Neudorf 56. Im ganzen Bezirk starben: 1832 — 730 Personen, 1855 — 630 und 1866 — 1.210. In unserer Heimat trat die Cholera viel milder auf als in den anderen Vierteln des Landes. Die Orte des Feldsberger Gerichtsbezirkes neigten stärker zu dieser Seuche, nur Wilhelmsdorf und teilweise Gutenbrunn machten eine Ausnahme.

Die Blatten: 1873 verzeichnete Mistelbach 33 Sterbefälle; 1875 traten sie in Ladendorf epidemisch auf und 1882 in Gutenbrunn. Die Leute lehnten sich im Gegensatz zu Mähren gegen das Impfen auf; besonders renitent waren die Ketzelsdorfer. Von den 3.176 Kindern des Bezirkes waren 495 nicht geimpft; daher zählte der Bezirk auch 55 Blinde (davon 41 nach Blattern, 8 durch Verletzung und 6 schon von Geburt). Die schwarzen Blattern suchten Gaweinstal heim.

Diphtheritis war eine gefährliche Krankheit, die meist zum Tode führte. In Mistelbach wütete sie 1879, 1881 und 1882 (39 Sterbefälle). In Hagenberg und Bernhardsthal trat die Seuche endemisch auf, häufig war sie in Asparn; in Falkenstein raffte sie 1878 — 33 Kinder weg. Eine Masernepidemie ging 1883 von Ameis durch alle Orte bis Gaubitsch.

Die Ruhr war ein häufiger Gast in Mistelbach und besonders in Bernhardsthal. Als sie 1883 ganz Österreich bedrohte, ergriff die Behörde energische Maßnahmen und ordnete sogleich Notspitäler an, die auch eingerichtet wurden: in Bernhardsthal, Herrnbaumgarten, Drasenhofen, Poysdorf, Schrattenberg, Rabensburg, Laa, Gaubitsch, Stronsdorf, Neudorf, Groß-Harras, Mistelbach, Asparn, Ladendorf, Ernstbrunn, Gaweinstal, Wilfersdorf, Großkrut, Groß-Inzersdorf, Drösing, Hohenau, Dürnkrut, Zistersdorf, Neusiedl a. d. Z., die Fabriken Pernhofen, Hohenau und Dürnkrut, der Ziegelofen in Frättingsdorf, die Meierhöfe Mitterhof, Steinebrunn, Rothensee und Geiselprecht. Säumige und Renitente, welche den Unrat und Mist vor den Häusern nicht entfernten, wurden streng bestraft, ebenso jene Bürgermeister, welche nichts taten. Die Aborte in den Eisenbahnstationen und Gasthöfen sollten täglich desinfiziert werden. In den Schulen sahen die Lehrpersonen auf Reinlichkeit der Kinder; auf Fremde und Reisende wurde genau aufgepasst. Jeder Fall von Ruhr musste sofort angezeigt werden.

In Katzelsdorf brach 1884 der Flecktyphus aus. Das unreine Wasser verursachte in unserem Bezirke oft das Auftreten des Typhus, ausgenommen waren Wetzelsdorf und Staatz; hier gab es durch 15 Jahre keinen Krankheitsfall. Dafür waren Laa mit seinem „Pfützenwasser”, Grafensulz, Mistelbach und Erdberg richtige Typhusherde.

Viele Kurzsichtige fand man in Schrattenberg, doch konnte nicht die Ursache angegeben werden. Scharlach war eine Kinderkrankheit, die oft einen gefährlichen Verlauf nahm; in Mistelbach starben 1885 — dreißig Kinder und in Laa „vertuschte” sie die Gemeinde, weil sie da ein ständiger Gast war. Die Lungenschwindsucht — „die gewöhnliche Krankheit” genannt — trat stark in den Orten auf, die auf Jurakalk standen (Stützenhofen, Falkenstein, Ottenthal, Poysdorf, Poysbrunn, Herrnbaumgarten, Reinthal, Poysdorf, auch Hausbrunn und Rabensburg, selten in Wilhelmsdorf und Klein-Hadersdorf). Immun waren dagegen Neudorf, Zlabern, Kirchstetten und die Gemeinden im Zayatal, besonders Ebendorf. Kam sie aber hier vor, so heilten sich die Kranken aus und erreichten sogar ein hohes Alter.

Angeborene Lebensschwäche war eine häufige Erscheinung, sodass die Personen bald starben. In Bernhardsthal waren es 1884 5, in Katzelsdorf 6, Drasenhofen 5, Klein-Schweinbarth 7, Poysdorf 5 und Hausbrunn 20. Totgeburten waren keine Seltenheit, weil die Frauen schwer arbeiteten. „Presshafte Leute” zählte Zwingendorf 10 auf 1000 Einwohner und Neu-Ruppersdorf 9 auf 560. Wechselfieber trat besonders selten auf. In Neubau erkrankten die Kinder durch mehrere Jahre an Kinnbackenstarrkrampf. Die Skrofulose zeigte sich in Wetzelsdorf und die Nahrungstuberkulose in Stronsdorf.

Einbruchsorte der Epidemien waren Herrnleis und Wetzelsdorf. In Mistelbach und Asparn konnte man oft dieselben Krankheiten beobachten, während Ebendorf verschont blieb. Taubstumme zählte der Bezirk 52, Kretins 64 und Irrsinnige 80 — Gerichtsbezirk Feldsberg 18, Zistersdorf 17, Mistelbach 22 und Laa 23 — doch waren 74 nicht gemeldet. Starke Branntweintrinker fand man in Garmanns und Grafensulz. Ungerndorf forderte „als dringendes Bedürfnis” eine Branntweinschänke. Dieser „Seelenstärker” richtete zahlreiche Familien zugrunde und brachte viel Unglück in manche Gemeinde. In den bäuerlichen Betrieben, die damals die ersten Maschinen einstellten, ereigneten sich oft schwere Unfälle (z. B. abgerissene Finger); denn es fehlten die Schutzvorrichtungen. Das Feldsberger Krankenhaus wies 1883 von 550 Erkrankungen 110 Verletzungen auf (mehr als in Wien).

Je einen Arzt besaßen: Schrattenberg, Bernhardsthal, Rabensburg, Drasenhofen, Falkenstein, Ottenthal, Herrnbaumgarten, Großkrut, Hausbrunn, Zwingendorf, Groß-Harras, Stronsdorf, Gaubitsch, Fallbach, Staatz, Gnadendorf, Neudorf, Wildendürnbach, Wilfersdorf, Gaweinstal, Paasdorf, Ladendorf, Asparn und Ernstbrunn; je zwei Ärzte wirkten in Laa, Poysdorf, Mistelbach und Hohenau. Zwanzig waren aber nur Wundärzte. Apotheken hatte: Feldsberg, Poysdorf, Laa, Stronsdorf, Mistelbach, Gaweinstal und Ernstbrunn; über eine mustergültige Hausapotheke verfügte der Gemeindearzt in Herrnbaumgarten. Wilfersdorf lehnte einen Arzt ab, da man ihn hier nicht brauche. In Falkenstein konnte einer verhungern, sodass jeder bald diesen Ort verließ. Die Bewohner, die zu einem „Gstudierten” kein Vertrauen hatten, gingen lieber zu einem Kurpfuscher (Wunderdoktor und Pflasterschmierer), der nur Hausmittel gebrauchte. Das einzige Krankenhaus in Feldsberg besaß 59 Betten und eine Chirurgenschule, welche die Wundärzte heranbildete. 1884 besuchten das Spital 677 Kranke. Die Verpflegstaxe betrug 63 kr täglich. Ein 2. Krankenhaus sollte in Zistersdorf gebaut werden.

Im Bezirk waren 516 Findelkinder untergebracht, die oft ein bitteres Leben ohne Liebe und Sonnen- schein führten und mehr Schläge als Brot bekamen. Es gab in Mistelbach 43, Ladendorf 16, Ernstbrunn 11, Asparn 30, Laa 20, Stronsdorf 23, Zwentendorf 10, Lichtenwarth 13, Hausbrunn 6, Falkenstein 4, Erdberg 22, Staatz 9, Enzersdorf 14, Poysdorf 14, Wetzelsdorf 22; Pyhra war ein echter Findelkinderort. Da in Eichhorn von 7 Findelkinden durch schlechte Behandlung 6 starben, wurden dieser Gemeinde keine mehr übergeben.

Die Sterblichkeitsziffer in unserem Bezirke betrug auf 1000 Einwohner 30 — in Niederösterreich 29. Gesunde Gemeinden waren: Staatz mit 149 Promille, Ketzelsdorf 18 Promille, Kottingneusiedl 16.8, Ameis 13, Ehrnsdorf 18, Hagendorf 17, Hobersdorf 18, Ebendorf 19, Steinebrunn 21, Altenmarkt 21.5; dagegen: Alt-Lichtenwarth 30 Promille, ebenso viel Reinthal, Gaubitsch, Patzenthal, Altmanns, Laa, Oberleis, Atzelssdorf und Gaweinstal, Diepolz und Wildendürnbach je 35, Zwentendorf und Loosdorf je 33, Waltersdorf 31.2, Erdberg 33, ebenso viel Michlstetten sowie Höbersbrunn, Wulzeshofen 33.4, Gutenbrunn 33,7, Wultendorf 32, Herrnleis 31.5, Schletz 31.3, Asparn 34, Poysdorf 28, Zistersdorf 31.2, Großkrut 27, Mistelbach 34, Kettlasbrunn 31.5 und Zwingendorf 40. Im Gerichtsbezirk Mistelbach herrschten ungesunde Verhältnisse.

Kindersterblichkeit: von 3.677 Geburten zählte man 100 Totgeburten und 253 starben an Lebens- schwäche; an Blattern verschieden 21, an Scharlach 54, an Keuchhusten 39, an Masern 18, an Diphtheritis 74 und bei den Erwachsenen: an Tuberkulose 305 (1883 — 266), an Altersschwäche 218, an Ruhr 3, an Typhus 20 und an epidemischen Krankheiten 229. 1885 erfror ein Mann am 15. Mai.

Volksbewegung: 1883 starben im Bezirk 1.472 männliche und 1.449 weibliche Personen, 817 m. und 666 w. Kinder, Geburten: 1.945 m. und 1.912 w., Trauungen 635. 1884, verschieden 1.352 m. und 1.345 w. Erwachsene, 717 m. und 593 w. Kinder, Geburten 1.910 m. und 1.767 w., Trauungen 593, Der Krebs forderte in beiden Jahren 65 Opfer.

Knabenüberschuss: Ladendorf, Niederleis, Eibesthal (102 K., 71 M.), Obersulz (114, 88), Hohenau (301, 262), Klement und Gaubitsch. Mädchenüberschuss: Ernstbrunn. Asparn, Kettlasbrunn (61 K., 83 M.), Schrick, Höbersbrunn, Ottenthal, Poysbrunn, Herrnbaumgarten (149, 190), Reinthal, Alt- Ruppersdorf, Zwingendorf, Groß-Harras, Ober-Schoderlee und Eichenbrunn (62, 75). Kinderarme Gemeinden: Loosdorf und Eibesthal. Die Zahl der Schulkinder sollte 1/5tel der Einwohnerzahl betragen. Asparn verzeichnete in den letzten 30 Jahren einen Verlust von 196 Einwohnern.

Taugliche Rekruten bei der Musterung:

1882 Gerichtsbezirk Feldsberg 15%,

1882 Gerichtsbezirk Laa 13%,

1882 Gerichtsbezirk Mistelbach 15 %,

1882 Gerichtsbezirk Zistersdorf 17%,

1883 Gerichtsbezirk Feldsberg 20%,

1883 Gerichtsbezirk Laa 19%,

1883 Gerichtsbezirk Mistelbach 19%,

1883 Gerichtsbezirk Zistersdorf 20%,

1884 Gerichtsbezirk Feldsberg 37.5%,

1884 Gerichtsbezirk Laa 25%,

1884 Gerichtsbezirk Mistelbach 23%,

1884 Gerichtsbezirk Zistersdorf 32%.

1884 war jeder 4. Mann wehrpflichtig. Die hohe Körpergröße war hier bemerkenswert, sodass unser Bezirk gleich nach dem Horner, Wiener und Badener folgte. Mistelbach, Horn und Waidhofen wiesen die niedrigste Zahl von Untauglichen an Körpergebrechen auf. Die Bewohner waren kräftig und besaßen auffallend schöne Zähne. In Niederleis, einer armen Gemeinde, herrschte eine beklagenswerte Moral, da hier viele Gesetzesübertretungen vorkamen; andere arme Ortschaften waren: Gutenbrunn, Lichtenwarth, Falkenstein und Stützenhofen, wo die Bewohner wenig Fleischkost in der Woche sahen. In Asparn, das einmal bessere Zeiten gesehen hatte, und Herrnbaumgarten mangelte es bei den Leuten an Energie; sie ließen alles gehen, wie es ging (österr. Fatalismus). Die Ottenthaler betrieben eine bescheidene Hausindustrie — Flechtarbeiten — und wirtschafteten gut; denn hier gab es durch 13 Jahre keine exekutive Feilbietung. Trostlose Schulverhältnisse fand die Behörde in Falkenstein und Poysbrunn. Herrnbaumgarten, das keinen Sinn für seine geschichtliche Vergangenheit hatte, ließ sich nur vom Materialismus leiten; es hatte nämlich die schöne Ruine zerstört. In Hagenberg verlizitierte die Gemeinde ihre Armen. Pyhra verzeichnete eine starke Abwanderung (Landflucht). Nur in Hanfthal, einer wohlhabenden Gemeinde, spürte man den Geist des Fortschrittes, der aber meist auf halbem Weg stehen blieb.

1885 starben im ganzen Bezirk: an Lungenschwindsucht 348 (im Vorjahr 305), an Krebs 74, an Blattern 32, an Typhus 14, an Diphtheritis 110, an Scharlach 43, an Ruhr 10 und an Altersschwäche 239; es war in den Dörfern Sitte, den Kleinkindern einen Tee von Mohnköpfen zu geben, damit sie lange schlafen — daher die vielen Kretins. Taugliche Rekruten waren 500.

Da 1886 in Norditalien und Triest die Cholera auftrat, ergriff die Behörde sofort strenge Maßregeln, um eine Verbreitung der Seuche zu verhindern. Um die Impfung erwarben sich die Ärzte in Bernhardsthal, Rabensburg, Schrattenberg, Poysdorf, Ottenthal, Stronsdorf und Mistelbach große Verdienste. Der Bezirk stellte 525 taugliche Rekruten. Die Musterungen fanden in Mistelbach, Laa, Zistersdorf und Feldsberg statt. Sterbefälle verzeichnete das Jahr 1886 — 2.906; Blattern 46, Scharlach 42, Typhus 26, Ruhr 10, Diphtheritis 89, Lungenschwindsucht 305, Krebs 71, Altersschwäche 225, beim Baden ertranken 9 und angeborene Lebensschwäche 298. Geburten gab es 3.815 — davon 107 tot geborene. Taubstumme: im Gerichtsbezirk Feldsberg 20, Laa 11, Mistelbach 12 und Zistersdorf 17; Blinde 67, Kretins 66, Irrsinnige 54, taugliche Rekruten 502.

1887: gestorben 2,854 — Blattern 10, Scharlach 41, Typhus 13, Ruhr 4, Diphtheritis 134, Lungen- schwindsucht 310, Krebs 78 und Altersschwäche 252, Kinder unter 6 Jahre 1.418. Geburten 3.754 — 102 tot geboren. 70% der Kinder wurden geimpft.402 taugliche Rekruten.

1891 zählte man im Gerichtsbezirk Feldsberg 9 Sanitätsgruppen, im Laaer 11, im Mistelbacher 10 und im Zistersdorfer 9. Traurig schauten die Wohnungsverhältnisse der Ziegelarbeiter aus, die eine Kulturschande waren; ebenso die Unreinlichkeit der Gasthäuser. 1892 wirkten im Bezirke noch 18 Wundärzte. Gegen den Zustrom zum „Wunderbrunnen” in Gairing musste die Behörde scharf einschreiten. Choleragefahr bestand 1892 und 1895 von Polen her sowie 1895 vom Küstenland, 1907 und 1908 von Rußland. Pestgefahr: 1899 von Triest aus, 1902 in Kairo und in Odessa, 1903 in Marseille. 1897 mangelte es bei uns an geprüften Hebammen. Die „Afterhebammen” machten leider einen großen Schaden (Kindbettfieber). Die Gemeinden zeigten da eine beschämende Teilnahmslosigkeit und taten nichts auf diesem Gebiet. Für die Ärzte ordnete die Regierung Ferialkurse an der Wiener Hochschule an:

Quellen: Amtsblätter der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliche Beilage zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1963, S. 159 - 152

Die Gewerbetreibenden in Poysdorf 1804

Seit dem vergeblichen Versuch Herzog Rudolfs IV. um 1360, den Zwang innerhalb der Zünfte zu brechen, der sich oft auf das allgemeine Wirtschaftsleben nachteilig auswirkte, zeigten sich immer wieder Bemühungen der landesfürstlichen Verwaltung um Liberalisierung der Handwerksorganisation in Österreich. Besonders seit dem Auftreten des Merkantilismus und gar der Aufklärung geriet vieles in Bewegung und mündete schließlich in die neue Gewerbeordnung von 1859.

In einem 1945 leider verbrannten Schriftstück von 1804 des Marktarchivs Poysdorf im niederösterreichischen Weinviertel waren die dortigen Gewerbetreibenden mit Ausnahme der Gastwirte und Müller verzeichnet. Man unterscheidet darin zwischen drei Sorten von Gewerben: a) die radizierten (Abkürzung unten: r). Sie waren an ein bestimmtes Haus gebunden. Sie sind identisch mit den sogenannten Maria Theresianischen Konzessionen. b) die verkäuflichen Gewerbe (v). Diese bestanden seit langem im Markt und ihr Inhaber mußte einer Innung als Meister angehören. c) die persönlichen Gewerbe (p). Sie beruhten auf einer an den betreffenden Meister einmalig zugeteilten Gewerbeverleihung. War der Gewerbetreibende nicht Mitglied einer Innung, wurde die ihm verliehene Berechtigung oft als „Befugnis“ bezeichnet. Die beiden Zahlen hinter den Namen der Männer beziehen sich auf die Nummern des Hauses, in dem sie ihre Werkstatt hatten, und zwar nach der ersten Numerierung von 1774 und nach einer offenbar 1804 oder kurz vorher eingeführten neuen Numerierung.

Apotheker: Nepomuk Schlögel, 319/229 (v) \*).

Bäcker: Thaddäus Hausner, 46/277 (r); - Michael Braun, 52/199 (rad.); - Johann Lengauer, 216/142 (r).Binder: Michael Trost, 61/181 (p); - Anton Löchl, 68/167 (p); - Josef Eininger, 130/306 (p); - Katharina Bergmann, 319/229 (p), -- Barbara Reißmuller, ? (p).

Buchbinder: Franz Lorenz ? (r).

Büchsenmacher: Augustin Küchler, 330/217 (?).

Chirurg: Georg Donau, -/327 (v).

Drechsler: Ludwig Schutz, ? (p).

Färber: Anton Trösch, 267/67 (v); - Ignaz Üblein, ? (v).

Fleischhauer: Andreas Rupp, 38/293 (v); - Zacharias Wilfing, 43/283 (v); - Johann Strobl, 47/275 (v); - Franz Mayer, 129/304 (v); - Johann Fruhbeck, 110/266, Würstelmacher mit Befugnis.

Glaser: Samuel Koch, 70/159 (r); - Anton Löffler, 118/282 (r).

Greisler: Ferdinand Hany, 50/269 (mit Befugnis); - Karl Rötzl, 120/292 (Bef.); - Franz Wilfing, 118/302 (Bef.); - Franz Kristament, 253/99 (Bef.); - Johann Neutmauer, ? (Bef.).

Hafner: Johann Fleiß, 321/223 (r); - Georg Prokisch, ? (v).

Handelsleute: Konrad Hofmann, 49/271 (Bef.); - Josef Schönberger, 119/284 (Bef.); - Leopold Reißleitner, 123/290 (Bef.); - Johann Georg Peinhofer, 218/146 (r); - Georg Paulitsch, ?, ein Krämer (r).

Handschuhmacher: Leopold Hiener, ? (p).

Hutmacher: Andreas Protich, 103/252 (p).

Kürschner: Theresia Nowak, 117/280 (r); - Josef Loley, 133/318 (r); - Georg Loley, 255/91 (r).

Lebzelter: Matthias Zauner, 32/305 (v).

Lederer: Anton Lebwohl, 143/340 (v); - Dominik Hayd, 143/68 (v); - Michael Lackner, 268/65 (V).

Maurer: Leopold Gebhart, 102/248 (p).

Nadler: Josef Schmelik, 53/197 (p).

Riemer: Theresia Schil, 203/188 (v); - Johann Georg Mike, ? (p).

Sattler: Christian Christ, 260/81 (p).

Schlosser: Andreas Albrecht, 113/272 (r); - Johann Rafel, 324/203 (r).

Schmiede: Michael Hauenschild, 114/274 (r); - Josef Krumholz, 135/320 (r); - Franz Schreiber, 259/83 (p).

Schneider: Franz Hubiger, 64/175 (p); - Dominik Heindl, 126/? (p); - Josef Wall, 147/350 (p); - Anton Schinkorn, ? (p); - Karl Spieß, 275/53 (r); - Franz Moser, 288/19 (p); - Josef Moser, 362/406 (p); - Josef Spieß, ? (p).

Schuster: Anton Veit, 21/327 (p); - Urban Veit, 42/285 (r); - Peter Fürchtegott, 138/328 (v); - Ferdinand Scheich, ? (v); - Josef Popischak, ? (p); Josef Schwanzer, ? (v). Josef Huber 269/39 (V.)

Seifensieder: Johann Schreiber, 161/79 (v); - Karl Gabath, 263/75 (r).

Seiler: Johann Pezelt, 120/268 (r); - Johann Pfaff, ? (V).

Stricker: Franz Strobl, 112/270 (p); - Josef Thier, ? (p).

Tischler: Johann Tassatiel, 66/171 (r); - Andreas Nagl, 111/268 (p); - Anton Tassatiel, 125/294 (p); - Josef Sauer, 147/350 (r); - Dominik Mader, 180/ss (p).

Uhrmacher: Wendelin Hollauer, ? (r).

Wagner: Augustin Wild, 150/256 (p); - Magdalena Schermak, 116/278 (p).

Weber: Vinzenz Hablik, 177/32 (p); - Ignaz Radlmacher, 235/182 (p).

Weißgerber: Franz Püringer, 45/279 (r).

Zimmermeister: Georg Gartner, 281/41 (v); - Christoph Kungy, 365/257 (v)-1) Quelle: J. Richard Bihl, Familienchronik des Geschlechtes der Bihl, Stuttgart 1917, maschinschriftliche Zusammenstellung nach Kirchenbuchauszügen usw. – Die Seitenzitate beziehen sich auf diese Chronik.\*) Das Kreisamt stellte 1793 mangelhafte Reinlichkeit fest, doch hatten die Verweise 1795 und 1796 keinen Erfolg. Apotheker waren danach: 1806 Anton Lackner, 1822 Gabriel Neher (wegen Überschreitung der Taxordnung angezeigt), 1851 Karl Romanek, 1885 Albin Romanek, 1915 Otto Sigmund.

Die Glocken

Die Heimat der Glocken ist das Morgenland, von wo sie im Mittelalter zu uns kamen. Nur die größeren Kirchen konnten sich eine Glocke leisten, die im Kriegsfalle gewöhnlich abgenommen und vergraben wurde. Allgemein bekannt ist die Wandersage von den Glocken zu Maxendorf, die in gleicher Gestalt in allen deutschen Ländern vorkommt. Kleinere Kirchen besaßen keine Glocken; da wurden die Leute durch einen Hornruf auf den Gottesdienst aufmerksam gemacht. Im Jahre 1641 werden eiserne „Klöpper“ mit Messingscheiben erwähnt, die wohl die Stelle von Glocken vertraten. Der 30jährige Krieg räumte mit ihnen ganz gewaltig auf, Freund und Feind nahmen solche Dinge mit, da sie ja so notwendig gebraucht wurden. Neue anzuschaffen, dazu fehlte in jenen Tagen das Geld; man musste auf bessere Zeiten warten.

Als 1679 die Pest im ganzen Lande wütete und viel tausend Menschen starben, versprachen die Bürger von Poysdorf, eine Glocke gießen zu lassen, wenn der Markt von der Seuche verschont bliebe. Dieses Gelübde konnten sie erst 1685 erfüllen. Der Wiener Kanonengießer Johann Kippl goß sie nach den Angaben des Marktes; sie war der hl. Dreifaltigkeit und den Pestpatronen geweiht und wog 25 Zentner. Im Gedenkbuch heißt es, dass sie „alldort geweiht“ wurde, d. h. in Wien. Für ewige Zeiten sollte die Glocke an Sonn- und Feiertagen nachmittags um 1 Uhr jedes Mal eine Viertelstunde lang geläutet werden, dabei mögen die Bewohner eine Litanei mit dem Rosenkranz „andächtiglich“ beten; außerdem soll alle »Pfingsttag« wöchentlich die Angst Christi mit dieser Glocke, Samstag abends um 6 Uhr unserer lieben Frau Litanei wie auch alle Winterszeit um 4 Uhr und täglich um 7 Uhr früh das Zeichen wegen des Türken geläutet und gebetet werden. Die Glocke wurde von den Bürgern und Inwohnern gutwillig *„zusamben geschossen ohne Zutuung der Dorfschaften*“, d. h. der eingepfarrten Gemeinden Wilhelmsdorf, Hadersdorf und Wetzelsdorf, weil hier die Pest arg wütete. »Die geistlichen und weltlichen Vorsteher sollen sich angelegen sein lassen, dass diese Andacht unaufhörlich fortgepflanzt werde«. Später änderte man den Brauch und läutete die Glocke täglich um 7 Uhr früh.

Zwei Poysdorfer Bürger, Tobias und Anton Pöltinger, stifteten 1717 die Sterbeglocke.

Als am 23. Mai 1723 um 3 Uhr ein großes Ungewitter über unsere Heimat niederging, läutete man nach damaliger Sitte die Glocken; dabei zersprang die Pestglocke und musste nach Wien geführt werden, wo sie der Glockengießer Leopold Hällil — nach einer anderen Schreibart Halukei oder Haelli — umgoss; sie wog 31 Zentner 90 Pfund. Nach dem Kontrakte bekam Hällil von jedem Zentner der alten Glocke 8 fl., von dem neuen Zusatz 50 fl. (auch für 1 Zentner). Die Inschrift der neuen Glocke hatte folgenden Wortlaut: „Anno 1721 goss mich Leopold Halukei, Stuckgießer in Wien. *Anno* *MDCLXXIX saeviente peste S. S. Trinitati gratiam consecuti me Poystorffenses voverunt*“. Der lateinische Satz heißt in der Übersetzung: »Im Jahre 1679 gelobten mich die Poysdorfer der allerheiligsten Dreifaltigkeit, als sie bei der wütenden Pest Gnade erlangten.«

Folgende Bilder zeigte die Glocke: die heil. Dreifaltigkeit, Jesus im Grabe, den heil. Rochus und die Geißelung Christi.

Der Tullner Weihbischof Graf von Lamberg kam selbst in unsere Gemeinde und vollzog die feierliche Weihe. Weil die Kirche die Hälfte der Unkosten trug, so nahm sie immer, wenn die Glocke für einen Verstorbenen geläutet wurde, 1 fl. Läutegeld ein.

Die „Neue Glocke“, die ein Gewicht von 1181 Kilo hatte, wurde 1768 gestiftet. Sie hatte oben am Rande folgende Inschrift: *„Liberabis De Votos Clientes A Fulgure et Tempestate“*. (Du wirst die demütigen Schützlinge von Blitz und Ungewitter befreien.) Unten standen die Worte: *„DelN sorgfalt FlUR Das Volk* phlLIppe kLUger held — gabst du zum erbteil hin philipp v. eichenfeld. \* (\* Johann Philipp Edler von Eichenfeld starb am 2. Mai 1773 zu Poysdorf im Hause 209 (alt 325), 68 Jahre alt. Sein Grabstein befindet sich im Barbarafriedhof und ist trotz des verwahrlosten Zustandes ein beachtenswertes Denkmal.) Franz Josef Scheichel goß mich zu Wien, Leopoldstadt 1768.«

Der Bildschmuck zeigte 4 Bilder: Johann d. Täufer, Maria mit dem Jesuskinde, Jesus am Ölberg und die Auferstehung Christi.

Um 1780 kam die Sitte des Wetterläutens langsam ab, nur das sogenannte Sturmläuten bei Feuersgefahr blieb bestehen.

Wann die „Klengglocke“ angeschafft wurde, ist nicht bekannt. Im Jahre 1820 sprang sie, die 258 Pfund schwer war, und wurde nach Znaym geführt, wo sie der Glockengießer Johann Florida umgoss. Die Gemeinde zahlte ihm 135 fl., stellte aber mehrere Bedingungen: Sollte die Glocke schwerer werden, so würde jeder Zentner Übergewicht mit 2 fl. entlohnt werden; fünf Jahre müsse er Bürgschaft leisten; sollte sie zerspringen oder einen schlechten Klang bekommen, so hat er sie ohne Umstand zurückzunehmen; zur alten Inschrift kämen noch die Worte »umgegossen 1820« dazu. Das Hin- und Zurückführen besorge die Gemeinde, ebenso das Aufziehen auf den Turm; eine Zubesserung des Lohnes und ein Trinkgeld für den Gesellen werden nicht gegeben. Nach dem Probeläuten wollte erst die Gemeinde den Betrag auszahlen. Leider entsprach die Glocke nicht den Anforderungen, sie wurde wieder nach Znaym geführt, nochmals umgegossen und jetzt erst bekam der Glockengießer, da sie die Erwartungen erfüllte, seinen festgesetzten Lohn. Im gleichen Jahre besserte die Gemeinde die Turmstiege aus.

Die Frau Katharina Antrey spendete 1828 einen Betrag von 70 fl., damit eine neue Speisglocke angeschafft werde; die alte führte man nach Wien und schmolz sie ein. Die Weihe, welche der Propst von Staatz vollzog, war ein großes Fest, an dem die Gemeindevertretung und die Schuljugend teilnahmen. Bei der Weihe hielt die Spenderin die Hand auf der Glocke.

Nach Schweickhardt gab es 1835 sieben Glocken; die großen waren nach dem C-Dur-Akkord abgestimmt. In einer Aufzeichnung des Jahres 1837 heißt es, dass die Pestglocke seit alter Zeit um 7 Uhr geläutet wird und dass die Leute dabei ein kurzes Gebet sprechen.

Den Turm erhielt die Gemeinde, Wilhelmsdorf leistete keinen Beitrag; nur bezahlten sie bei einem Begräbnis dieselben Gebühren wie die Poysdorfer; da fällte der Marktrat in seiner Sitzung vom 20. Jänner 1847 die Entscheidung, dass die Wilhelmsdorfer, falls eine Glocke während des Läutens zerspringen sollte, mit einem Siebentel nach der Seelenzahl auch beisteuern müssten, weil ja für sie die Glocken länger geläutet und daher auch besser abgenützt werden.

1848 zersprang die Sterbeglocke; im folgenden Jahre schaffte die Marktgemeinde die Stücke nach Wien und ließ eine neue gießen.

Anlässlich der ersten Mission im März 1854 wurde alle Tage am Abend um 7 Uhr die Pestglocke durch eine halbe Stunde geläutet, um die Gläubigen zur Einkehr und Buße zu bewegen. Die Gemeinde versprach, alle Sonn- und Feiertage diese Glocke am Abend auf ihre Kosten läuten zu lassen.

Die Gebühren für das Glockengeläute teilte man bei einem Begräbnis in drei Klassen; sie betrugen im Jahre 1871 6, 4 und 2 fl., im Jahre 1882 10, 4 und 2 fl.

Als die »Klengglocke« 1892 zersprang, führte die Gemeinde die Stücke nach Wien, wo sie die Glockengießer Franz und Georg Goessner umgossen Da sie aber nicht in das Geläute der anderen passte, musste sie zurückgeschickt werden; dafür kam eine neue, die 180 Kilo wog. Die Anschrift lautete: *„Gegossen von Franz und Georg Goessner in Wien 1893.“* Das Bild stellt die Taufe Jesu im Jordan vor.

Als sich im Jahre 1909 ein Zwischenfall beim Läuten der Sterbeglocke ereignete, bestimmte der Gemeinderat am 1. August in einer Sitzung, dass der Turm und die Glocken Eigentum der Gemeinde sind; einige Jahre später — 1922 — wurde festgesetzt, dass der Mesner, der Nachtwächter oder die Angehörigen des Verstorbenen die Sterbeglocke läuten können.

Im Weltkriege, der in jeder Hinsicht so hohe Anforderungen an die Heimat stellte, mussten auch die Glocken für Kriegszwecke abgeliefert werden. Ende April 1917 erschienen einige Herren aus Wien, um mit der Gemeinde wegen der Glocken zu verhandeln: man einigte sich auf 4 Stück; es waren dies die Große, die Neue, die Klengglocke und eine aus der Barbarakapelle; bevor sie abgenommen wurden, konnte jeder die Glocken noch einmal läuten. Da stiegen viele empor, alt und jung, arm und reich, sie alle wollten noch einmal den Klang jener Glocken hören, die so oft ihre Stimme in den Tagen des Friedens erschallen ließen; ernst und feierlich ertönte das Geläute über die Gemeinde, die in jenen Tagen so schwere Opfer an Gut und Blut darbrachte; viele weinten, als sie plötzlich verstummten; dann folgten einige donnerähnliche Aufschläge, drei Glocken lagen zerbrochen auf der Erde. Die Stücke führte man nach Wien. Die Gemeinde erhielt 12.300 Kronen, die als »Glockenfond« in die Sparkasse gelegt wurden.

Noch im Jahre 1919 konnten im Voranschlag 93.380 Kronen für den Ankauf der neuen Glocken eingesetzt werden. Zwei Jahre vergingen, da wurde 1921 einem Ausschuss die Glockenfrage übertragen. Nun hieß es, schnell handeln, sonst könne das Geld infolge der Entwertung in nichts zerfließen; sank doch die Krone von Woche zu Woche. Die Gemeinderäte veranstalteten eine Haussammlung, der Kirchenchor gab eine Veranstaltung, sodass schließlich eine Summe von 119,938.000 Kronen zur Verfügung stand. Am 23. April 1923 fasste der Gemeinderat den Beschluss, die Glocken in Berndorf um 195,831.652 Kronen zu bestellen; sie bezahlte auch den Restbetrag; zugleich wurde festgesetzt, dass diejenigen, die keine Spende gezeichnet hatten, die volle Gebühr beim Begräbnis bezahlen müssen; Ende Juli sollten die Glocken in Poysdorf sein. Vier Stück waren es, die am 29. Juli 1923 reich bekränzt vor der Dreifaltigkeitssäule auffuhren; eine große Menschenmenge erfüllte den Platz, jeder betrachtete die neuen Glocken, las die Inschriften, bewunderte die Bilder und klopfte wohl auch ein wenig an, um den Klang zu hören.

Die »Große«, die 1737 Kilo schwer ist, hat folgende Inschrift: *„Anno MDCLXXIX saeviente peste s. S. Trinitati gratiam consecuti me Povsdorfenses voverunt et anno MDCCCCXXIII bello atroce finito renovaverunt“* (d. h. Im Jahre 1679 gelobten mich die Poysdorfer der allerheiligsten Dreifaltigkeit, als sie bei der wütenden Pest Gnade erlangten und im Jahre 1923 erneuerten sie mich, nachdem der grausame Krieg beendet war). Auf der Glocke bemerkt man das Bild der heil. Dreifaltigkeit.

Die „Neue“ wiegt 961 Kilo. Die alte Inschrift wurde gekürzt, sie lautet jetzt: »*Liberabis devotos clientes a fulgure et tempestate*«. Das Bild stellt die heil. Maria mit dem Jesuskinde vor.

Die dritte Glocke ist 434 Kilo schwer. Die Aufschrift ist in deutscher Sprache abgefasst: »Ich bin zu Gottes Ehr’ und Menschen Dienst bereit und gebe, wenn ich soll, dem Toten das Geleit.« Geschmückt ist sie mit dem Bilde des heil. Johannes d. T.

Die vierte Glocke, die ein Gewicht von 248 Kilo hat, ist ganz neu, wie die Inschrift „Unseren im Weltkriege 1914—1918 gefallenen Helden gewidmet“ besagt. Drei Bilder weist diese Glocke auf, und zwar den heil. Sebastian, den heil. Rochus und die heil. Rosalia.

Abgestimmt sind die einzelnen: Große D, Neue F, dritte A, vierte C und die fünfte, die im Turm verblieb, G, also hat das Geläute den D-moll-Akkord.

Die Weihe der Glocken erfolgte am 29. Juli in feierlicher Weise vor der ehrwürdigen Pestsäule; dann wurden sie zur Kirche geführt, in die Höhe gezogen und befestigt. Als sie zum ersten Male geläutet wurden, horchten alle auf den Klang, mit dem sie die Heimat begrüßten und der Wunsch unseres Dichters Friedrich von Schiller wurde laut: »Friede sei ihr erst Geläute«. Den Menschen mögen sie auf seinem Lebenswege begleiten, nur friedlichen Zwecken dienen und nie die Bürger der Stadt zur Abwehr von Elementargewalten oder eines Feindes zusammenrufen. Möge ihnen auch das Schicksal der alten Glocken erspart bleiben, dass sie einmal für Kriegszwecke abgenommen würden.

Im Jahre 1925 regelte die Gemeinde die Läutegebühren. Sie betrugen für ein Reihengrab mit 4 Glocken 5 Schilling, für ein Reihengrab mit 5 Glocken 40 Schilling, für ein Wandgrab mit 5 Glocken 60 Schilling, für eine Gruft mit 5 Glocken 100 Schilling und für ein Kindergrab 2.50 Schilling.

Alle jene, die bei dem Ankauf der Glocken eine Spende gezeichnet hatten, zahlten nur die Grundgebühr von 5 Schilling Das Glockengeld gehört der Gemeinde. Das Läuten besorgen Mesner und Nachtwächter, und zwar so, dass alles, was mit dem Gottesdienst zusammenhängt, zu den Obliegenheiten des Mesners gehört.

Veröffentlicht in: „Der Pfarrbote“, Nr. 2, 1935

Die Grenze im Weinlande

Mein und Dein waren unseren Ahnen immer strenge Rechtsbegriffe, die sie genau auseinander hielten; deshalb galt die Grenze ihnen heilig, die das Eigentum von dem des Nachbarn trennte. Wer sie versetzte, war ein „schädlicher Mann“, d. h. ein Verbrecher, der aus der Dorfgemeinschaft aus- geschlossen war. Sein Verbrechen mußte er häufig schwer büßen. In Patzmannsdorf wurde ein solcher Mann, der die Grenze verletzt hatte, mit dem Haupte in eine Erdgrube gesetzt, wo der Markstein-Grenzstein gestanden war, und mit Erde „verstoßen“, als wenn er ein Stein gewesen wäre (aus dem Bantaiding). In Staatz grub man ihn 1657 bis zur Brust in die Ackererde und ließ ihn drei Stunden in dieser Stellung; außerdem zahlte er zur Strafe 6 Reichsthaler (der Wert von 6 Eimer Wein). Im benachbarten Neudorf stellte man ihn in die Erde und führte einen Pflug über ihn hinweg, der seinen Körper zerschnitt. Dasselbe geschah in Erdberg bei Wilfersdorf. In Wilhelmsdorf zahlte er zur Strafe 72 Pfennig. Hatte er aus Bosheit den Grenzstein versetzt, so betrug die Strafe 5 Pfund (1 Pfund = 240 Pfennig) und außerdem war er ein Verbrecher, den niemand in der Gemeinde anschaute. In Gaweinstal zahlte der Bauer, der einen Grenzhügel umackerte, die Zeche für alle Personen, die am Georgitag an der Grenzbegehung teilnahmen.

Das war die irdische Strafe für die Verletzung der Grenze. Das Volk glaubte aber, daß ein solches Verbrechen noch im Jenseits gesühnt werden müsse, denn der Verbrecher fände im Grabe keine Ruhe und trüge als feuriger Mann den Grenzstein um Mitternacht auf dem Acker umher. Immer wieder rief er angstvoll, weil der glühende Stein in seinen Händen brannte: „Wohin soll ich ihn setzen ?‘“ Erbarmte sich ein Mensch seiner und zeigte ihm die richtige Stelle, so war er erlöst und fand endlich seine Ruhe im Grabe. Eine solche Sage erzählte man sich in Klein-Schweinbarth bei Falkenstein. Aus dem Gesagten ersieht man, daß unseren Ahnen die Grenze heilig und unverletzlich war.

Sie kannten auch das Wort „Grenze“, das wir heute allgemein gebrauchen, nicht und hatten andere Ausdrücke, die noch in den Flurnamen weiterleben. Die Feldgrenze bezeichnete man als Mark. Daher rühren die Riednamen: „Marchleiten‘“ (Klein-Hadersdorf), „Moarital“ (irrtümlich „Mariatal‘‘ in Erdberg), „Mortal“ (Hausbrunn), „Mahrwiesen‘ (Bernhardsthal) und „Mahrtal‘“ (Gaweinstal). Den Grenzstein nannte man Markstein und die Grenze ausmessen = ausmarchen. Diese Arbeit besorgte der Bergmeister (auch Bergmann genannt), dem die Gemeinde einen geeichten „Kettenzug‘‘ zu 10 Klafter Länge beistellte.

Im Mittelalter errichteten die Gemeinden Grenzhügel aus Erde (Leberhügel, vom althochdeutschen hleo = lee, Mehrzahl Lewer). Diesen Ausdruck finden wir in den Namen: „Leberlissen‘“ (Drasenhofen), „Lehteich‘‘ (Steinabrunn). „Lebäcker“ (Großkrut), „Leben“ und „Äußere Leben“ (Walterskirchen) und „Leeäcker‘‘ (Bullendorf). Slawischen Ursprungs sind die Bezeichnungen „Krainhölzer“ (Herren- baumgarten), „Krainholz‘‘ (der Gemeindewald in Poysdorf 1750) und „Krainäcker‘“ (Passauerhof in Walterskirchen). „Krain“ bedeutet Grenze, vgl. Ukraine und Krain (das Land südlich der Steiermark).

Andere Grenzbezeichnungen sind: „Scheiben“ (Drasenhofen), „Rain“ (Harrersdorf), „Auf der Rain“ (Alt-Lichtenwarth) und „Gränzersthal‘“ (Ketzelsdorf). Wurde ein Zaun an der Haus- oder Feldgrenze gemacht, so mußte er nach den alten Dorfrechten so hoch sein, daß er einem Mann bis zur Achsel reichte. Die Spitzen der Nägel sollten zum Besitzer des Zaunes schauen. Ein eingezäuntes Feld hieß man Point (ursprünglich Bifang). Der Flurname „Point“ kommt noch in Falkenstein und Ottenthal vor. Die Zäune im Weingebirge mußten vor Georgi und die bei Krautgärten vor dem Veitstag aufgestellt werden. Junge Wälder umgab häufig die Herrschaft mit einem Zaun, der acht Jahre stehen blieb. Eine Beschädigung des Grenzzaunes wurde genau so strenge bestraft wie die eines Grenzbaumes (Abhacken der rechten Hand oder ein Todesurteil).

Alle Jahre wurde um Georgi die Gemeindegrenze beschaut. Diesen Brauch nannte man in Poysdorf Grenzbegehung, in Zellerndorf Maorischaun, in Falkenstein Gemarch-Schauung und bei Brünn Granitzen. Der Schutzheilige der Grenze war der hl. Krispinus. Das Gebiet, das die Gemeindegrenzen um- schloß, hieß der Burgfried. Ihn durfte kein Landrichter betreten, wenn er einen Verbrecher abholte. An der Gemeindegrenze hatte er ihn zu übernehmen; in Wilfersdorf und in Wilhelmsdorf war es im Dorfrecht festgelegt.

Die Hausgrenze war der Dachtropfen. Dem Burgfrieden der Gemeinde stand der Hausfrieden des Wohngebäudes gegenüber. Wer ihn verletzte, war ein Verbrecher. Sehr schön ist dies ausgedrückt im Bantaiding von Wilhelmsdorf. Der Landrichter durfte kein Haus betreten. Galt doch die Türschwelle des Hauses unseren Ahnen als heilig. An der Gemeindegrenze fanden jene Toten, die im Friedhof keine Ruhe gaben und um Mitternacht herumgeisterten, Frieden und Erlösung.

Grenzstreitigkeiten führten die Bauern oft mit großer Erbitterung, weil jeder auf sein Recht stolz war und nicht nachgab. Solche Prozesse verschlangen häufig bedeutende Geldsummen und waren die Ursache tiefer Feindschaft zwischen den Nachbarn.

Störungen der Gemeinde- und Feldgrenzen waren früher nach einem Krieg und nach einer Pestzeit keine Seltenheit. Das ausgehende Mittelalter mit den Hussitenkämpfen, die Heimsuchung unserer Heimat unter Georg von Podjebrad und Matthias Corvinus und der wirtschaftliche Niedergang des Weinviertels schufen die zahlreichen Wüstungen, d. s. abgekommene Orte, deren Felder sich manchmal die Nachbargemeinden nahmen.

Im Zeitalter der Renaissance wurden die Grenzen festgelegt. Seither hat sich das Gemeindegebiet nicht mehr verändert. In den Bergordnungen findet sich für die Weingärten die Bestimmung, daß hier der Rand oder Rain die Grenze bildet, den jeder Hauer freilassen muß. Zum Gehen oder Ausruhen hat jeder seinen Rand zu benützen, nicht aber den des Nachbars. Wer mit der Ausmarchung seines Grundes durch den Bergmann unzufrieden war, konnte in Poysdorf eine Beschau durch den Marktrat fördern, die aber doppelt soviel kostete (1580 erwähnt).

Im Dreißigjährigen Kriege bereicherten sich viele Bauern mit fremden Äckern, was bei den unruhigen und rechtlosen Zeiten leicht geschehen konnte. So verschwand z. B. in Poysdorf der „Hündische Hof“, der dem Liechtenstein gehörte; ebenso die Grundstücke der Wilfersdorfer Herrschaft. Nach 1660 machte man aber Ordnung, legte neue Grundbücher an und setzte Grenzsteine. Ergaben sich Zweifel oder Unklarheiten wegen der Grenze, so erschien der Grundherr selbst und entschied nach der Angabe von glaubwürdigen Zeugen. Die Herrschaften setzten große, 1 Meter hohe Grenzsteine, die weithin sichtbar waren, der Bauer bevorzugte die kleinen Grenzhügel, und Grenzbäume verschwanden, doch leben letztere in der Volksüberlieferung noch heute fort, z. B. die „abbrannte Eiche‘‘ in Poysdorf.

Ein hoher Grenzstein befand sich im Burgfrieden von Walterskirchen, der durch einen Dampfpflug der Herrschaft vor Jahren beschädigt und dann entfernt wurde. 1673 war ein großer Grenzstein in der Wüstung Höbertsgrub bei Poysdorf gesetzt worden; er hatte eine dreieckige Gestalt, 1674 besichtigten in Falkenstein fünf Ratsbürger die „Graniz gegen Poysdorf“ und fanden alles für richtig; nur auf der Rohrwiese fehlten die Grenzsteine. Von hier begaben sie sich in den Gemeindewald und schritten da die Grenze ab. Schon damals erkannten einsichtsvolle Männer, daß ohne Mappen eine Grenzbestimmung unmöglich sei. Den ersten Versuch, eine solche Mappe von einem größeren Besitz herzustellen, machte die Herrschaft Wilfersdorf nach dem großen Waldprozeß mit der Gemeinde Mistelbach 1661. Es ist dies mehr eine farbige Skizze ohne Angabe des Maßstabes. Nur die Grenzzeichen und ihre gegenseitige Entfernung sind genau angegeben. Einen bedeutenden Fortschritt zeigt die Mappe von dem Wolkersdorfer Walde „Hohenleiten‘‘ (1730).

In Poysdorf hatte man zu den Grundrichtern und Bergmännern um 1770 kein Vertrauen, weil sie viele Fehler machten und ungerecht ausmaßen. Es kam soweit, daß man sie in strittigen Grenzfragen nicht mehr zur Amtshandlung beizog.

Die Herrschaften legten um diese Zeit genaue Grenzbeschreibungen an, ließen ihren Besitz vermessen und besaßen schon ihre Mappen. Nach den Napoleonischen Kriegen ordnete der Staat die Besitzverhältnisse des Landes und führte 1817 eine gründliche Aufnahme durch; Nun erhielten die Gemeinden ihre Mappen, denen die Bauern anfangs mißtrauisch gegenüber standen. Kam es doch oft vor, daß sie die Vermessungsbeamten von den Feldern vertrieben und die hohen Stangen herausrissen.

Es dauerte lange, bis das Volk den Wert der neuen Einrichtung erkannte. Groß war die Unordnung bei manchen Gemeindegrenzen. Der Bauer achtete nicht auf die Steine, beschädigte sie oder riß sie gar heraus, um sein Feld zu vergrößern. So fehlten in Poysdorf 1843, als die Gemeinde nach vielen Jahren wieder einmal die Grenzbegehung vornahm, nicht weniger als 164 Marksteine - ein trauriges Zeichen der Verwaltung. Da mußte der Staat mit fester Hand zugreifen, um diese Mißstände zu beseitigen.

Die Mappen, die 1821 fertig gestellt waren, bildeten die Grundlage für alle Vermessungsarbeiten und Grenzstreitigkeiten. Sie wurden 1868 ‚‚reambuliert‘‘ und 1926 „reproduziert“. Gut geschulte Beamte, denen bei den Arbeiten moderne Hilfsmittel zur Verfügung stehen, arbeiten zum Wohle der Allgemeinheit.

So hat auch der unscheinbare Grenzstein in den Feldern, Wiesen und Weingärten seine Geschichte, die beweist, daß zu jeder Zeit das Privateigentum durch die Obrigkeit geschützt wurde. Stets hat der Bauer mit dem Begriff Grenze eine hohe sittliche Verpflichtung verknüpft, seine ererbte Scholle gegen jeden fremden Eingriff zu schützen und die seines Nachbarn zu achten und zu respektieren.

Veröffentlicht in: „Der Winzer“, November 1947, Folge 11, S. 131 - 133

Die Groß-Schützener Gesundheitslehre

Im Zeitalter der Reformation flüchteten viele Wiedertäufer, Habaner genannt, aus den Alpenländern nach Südmähren, das dieser religiösen Sekte, die im Geiste des Urchristentums lebte, zur zweiten Heimat wurde.

Unser Heimatland war tolerant gegen Andersgläubige, die auch von den Grundherren geschätzt wurden. Die Habaner waren tüchtige Bauern, Handwerker und Wundärzte, die meist die Hochschulen in Padua, Bologna und Palermo besucht hatten.

In Nikolsburg entstand um 1430 die Gesundheitslehre, ein Buch, dessen Verfasser unbekannt ist, der aber ein hohes Wissen in der Heilkunde besaß.

In Nikolsburg besaß die Sekte eine Druckerei für ihre Bücher, Zeitschriften, Rundschreiben und Andachtsbücher. Die Habaner waren bekannt durch ihre Lesewut und durch den fortschrittlichen Geist, der alle beherrschte.

Die Gesundheitslehre gab den Leuten eine Anleitung, wie sie richtig leben sollten, um Körper und Geist vor Krankheiten zu bewahren. Was sagt sie vom Fleischgenuß?

Nicht essen soll man das Fleisch der Drosseln und Spatzen, „Sperken“ genannt, weil es schwer verdaulich ist. Dagegen sind Stare, Fasane und Rebhühner eine leichte und gute Kost für Kranke. Das Hirn von der Wachtel heilt die Epilepsie. Das Fleisch aber erzeugt Fieber. Turteltauben und Hühner stärken das Gehirn und machen eine schöne Hautfarbe, besonders die letzteren. Das Hirn der Vögel wurde besonders geschätzt. Der Vogelmagen ist besser als der von den Tieren, das gilt vor allem von den Hühnern. Die Eier junger Hühner übertreffen die von alten, ebenso die von fetten Hühnern im Vergleich zu den mageren. Im Wasser gekocht ist ein Ei gesünder als das in der Asche gebrannte. Von Wasservögeln ist das Fleisch böse. Hähne soll man nur jung essen, ebenso Tauben, doch schaden gebratene Tauben dem Hirn und den Augen. Entenfleisch ist hitzig und das von Gänsen grob sowie schwer verdaulich. Die alten Germanen verzehrten das Pferdefleisch, doch verboten es die römischen Päpste. Das Fleisch der Zicklein eignet sich für Müßiggänger, nicht aber für Schwerarbeiter. Alte Ziegen und Böcke sind schwer verdaulich, auch das Fleisch von Hirschen. Lamm und Schaffleisch ist nur von jungen Tieren zu empfehlen, das Kälberne ist eine Krankenspeise. Das von Ochsen nährt sehr gut, das vom Schwein ist nahrhaft, kräftigt den Magen und ähnelt dem des Dachses und Igels. Das vom Wildschwein übertrifft an Güte das vom Hausschwein. Gekochtes Hahnfleisch ist gesünder als gebratenes. Kaninchenfleisch macht melancholisch. Die Zigeuner essen gern den Igel. Die Fuchslunge heilt Lungenkranke. Das Euter der Kuh erzeugt gutes Blut, das Beuschel eignet sich für Phlegmatiker. Ochsenblut ist sehr gut, Hasenblut aber noch besser.

Die Milchgüte: 1. Esel, 2. Ziege, 3. Schaf, 4. Kuh. Eselsmilch ähnelt der Frauenmilch. Salz in Milch ist gesund. Honigmilch rinnt nicht im Magen, gesalzene geht rasch durch den Magen. Die sauere Milch schätzen nur wenige, obwohl sie im Sommer gut ist. Blutwürste schaden, früher verwendete man Milch für sie. Die erste Butter machten die Skythen, sie war eine Speise der Barbaren.

Fische rechnet man nicht zum Fleisch und haben einen geringen Nährwert; nur die, die eine heiße Natur haben, sollen sie in den Monaten mit einem r essen. Sie sind kalt und feucht, so daß sie sich für Choleriker sehr eignen. Fische sollen nicht groß, nicht fett und nicht schleimig sein.

Meer- und Seefische sind besser als die Flußfische. Gebratene Fische, die mit einer Schüssel zugedeckt sind, darf man nicht essen, auch nicht gesalzene, die schon alt sind, einen Geruch haben und süßlich schmecken.

Verboten ist der Fischgenuß nach einer großen Anstrengung und wenn man Milch getrunken hat, da sie die Feuchtigkeit im Leib zerbrechen. Bauch und Kopf des Fisches sind gefährlich, Schwanz und Rückgrat aber gut.

Fische in Feldbächen sind die gesündesten, ebenso die Aschen, die von den Herrschaften immer geschont wurden. Für Phlegmatiker sind Fische gesund, nicht aber für Melancholiker. Aale gekocht mit Wein und Spezereien sind ausgezeichnet, dagegen ist Barbenrogen giftig. Fischfleisch soll hart sein, doch genieße man es selten. Vor allem hüte man sich vor ihrer Milch. Beim Fischessen vermeide man den Essiggenuß. Bachfische in fließenden Gewässern mit einem Riedgrund sind die besten, ebenso die viel Schuppen haben. Salzfische, die ein weiches Fleisch haben, können nicht gelobt werden, wohl aber die sich schnell bewegen und wenig Schleim haben.

Die Aale geben viel Nahrung, reinigen die Kehle und machen eine klare Stimme. Wenn sie in Wein bereitet wurden, verlieren sie jede Schädlichkeit, doch ist das Wasser, in dem sie gekocht wurden, wegzuschütten. Knoblauch dazu ist bekömmlich. Etliche meinen, daß man sie wegwerfen soll. Im Mai sind sie zu fürchten, nur die im reinen Wasser leben, soll man nehmen. Milch, die in den Fischen ist, vermeide man, ebenso faulende Tiere. Gebratene und geröstete Fische sollen nicht mit Schüsseln oder Büchern zugedeckt werden, nur warme Fische verzehre man. Barben, die Eier haben, vermeide man. Krebse sind schwer verdaulich, manche glauben, daß sie dem Magen schaden, doch geben sie viel Nahrung. Schnecken sind nicht gut, sie blähen und schaden den Adern des Magens. Auch schwarze Schnecken sind nicht gut, wohl aber weiße, die sich beim Kochen öffnen.

Der Honig soll strohfarben sein, auch rötlich, dunkelrot, durchsichtig, von angenehmem Duft und Geschmack, er soll zähe ankleben. Frühlingshonig ist der beste. Blühende Mandeln, Ysop und Wermut liefern vorzüglichen Honig. Gesottener Honig ist besser als roher, da er sich rasch ins Blut setzt, doch hat er einen geringen Nährwert. Honigmet schadet Milz und Leber. Honig mische man mit Milch, Rauten- und Fenchelsaft, auch mit Mandeln kann man ihn essen sowie mit Kastanien und Quittenkonfekt. Man kann mit Honig eine Tunke bereiten, dazu nehme man Essig.

Obst soll man essen, aber kein Wasser darauf trinken. Schädlich ist Wildobst und solches, das auf Stroh ausreift. Studierende und Leute, die wenig Bewegung machen sowie Alte enthalten sich des Obstes. Rote Rüben stärken Hirn und Gedächtnis. Aus Granatäpfeln kann man Wein herstellen. Salbeiwein kräftigt den Magen, erzeugt aber rasch einen Rausch. Haselnüsse, Äpfel sowie gekochte Birnen esse man mit Zucker, Kapern dagegen mit Wein- und Trauben. Alte Schwämme macht man genießbar, wenn man sie kocht und wilde Birnen oder Brot dazu legt. Mandelbäume wurden erst um 1700 im Marchgebiet gepflanzt. Die Früchte kann man mit Honig und Zucker verzehren, sie sind ein Heilmittel gegen Husten und Blutspucken. Kastanien sind zu rösten, dann mit Honig und Zucker zu verspeisen, dasselbe gilt von den Quitten; Zitronen mit einer Honigtunke sind gut. Aprikosen von Bergabhängen besitzen den besten Geschmack, man esse sie nüchtern mit Anis, Wein und Mastix. Pfirsiche sind die besten, die sich leicht vom Kern lösen, man verzehre sie vor der Mahlzeit. Nüsse sind vorzüglich gegen einen Rausch und gegen die Pest. Pflaumen mit Rosengurken schmecken gut, dann aber Wein darauf trinken. Den besten Safran erhält man aus Österreich. Gedörrte Feigen sind gut gegen die Pest.

Zucker ist eine Arznei und hat einen größeren Nährwert als Honig. Es gibt verschiedene Arten: weißer, roter, zweimal gekochter, dreimal gekochter oder Rosenzucker. Zum Sirup gibt man Zimt. Rosenzucker ist gut für den Magen und nährt besser als Honig. Konfekt ist Zuckergebäck.

Das beste Wasser ist das fließende von Norden nach Süden sowie das von Westen nach Osten und das über steinigen Grund rinnt. Brunnen sollen frei sein von Sonne und Wind, der Grund mit Erde und Steinen vermischt. Gesottenes Wasser ist sehr gut.

Wein: Die Römer wässerten den Wein, die Deutschen aber nicht, sagten die Humanisten. Nach der Farbe unterscheidet man weißen, roten, leicht roten, klar roten, goldfarbenen, gelben und schwarzen. Nach dem Geschmack: süßen, strengen, scharfen, herben, rauchigen, groben, wohlriechenden und wohlschmeckenden. Nach der Wirkung: geringen, starken, hitzigen, alten, jungen, gewässerten. Der Trinker muß eine besondere Art auswählen, je nachdem er dick oder mager ist, welche Speisen er verzehrt hat, ob er nüchtern ist, ob er viel gearbeitet und ob er körperliche Bewegung gemacht hat. Die Germanen schauten mehr auf das Quantum. Der Wein ist oft eine Medizin, denn er durchdringt den ganzen Körper, vernichtet die rote Cholera, die Melancholie und besitzt mehr Wärme als das Wasser. Er schadet, wenn man ihn unmäßig trinkt, nicht aber wenn man Maß hält, nüchtern ihn trinkt, mit hungrigem Leib, und etwas dazu ißt. Nicht soll man ihn zwischen zwei Mahlzeiten genießen, weil die Verdauung der ersten Speise verändert wird, die dann unverdaut durch den Magen geht. Man vermeide den Weingenuß nach starker Erregung und nach schwerer körperlicher Arbeit.

Gewässerter Wein geht rasch durch das Geäder des Körpers und in das Hirn. Schädlich ist der Wein nach einer bösen Speise und nach Früchten, weil er die Bösheit der Speise in die Glieder zieht. Mäßig getrunken nimmt er die Bösheit und stärkt die Verdauung. Bei Tisch nimmt man zuerst den schwachen Wein und dann den starken. Beim Essen hält man Maß mit dem Weintrinken. Am Abend trinkt man ihn eine Stunde vor der Mahlzeit, da er die Verdauung fördert.

Grobe, trockene sowie kalte Speisen vertragen mehr Wein als subtile, warme und feuchte. Weiße, schwarze und subtile Weine löschen den Durst. Kinder sowie Ammen dürfen keinen Wein trinken, höchstens einen gewässerten. Starke und wohlriechende Weine sind für die Alten gut. Die ein schwaches Haupt besitzen, enthalten sich starker Weine. Wer eine warme Leber und Magen hat, vermeide hitzige und starke. In warmen Ländern und an heißen Tagen genieße man nur schwache. Neue Weine, die noch unrein sind, verstopfen, sind windig und machen den Blutfluß. Zu loben sind mittlere und reine.

Ein- bis zweimal im Monat betrunken, ist ziemlich, doch soll die Trunkenheit nicht stark sein, weil sie schadet. Süße und wohlgefärbte Weine nähren und machen dick. Subtile Weine genießen nur dicke Leute, nicht aber süße. Auch können sie die wählen mit einem scharfen Geschmack und wenig Farbe. Die mit engen Adern wählen grobe. Speiseweine zeigen einen lieblichen Geschmack und Geruch, aber sie sollen nicht strenge sein. Den Durst löscht nur ein wasserähnlicher Wein. Zur Stärkung des Geistes ist ein subtiler Wein mit lieblichem Geschmack und Wohlgruch gut. Dazu verzehre man eine kleine Speise. Er muß rein sein und aus kleinen Gefäßen getrunken werden. Rotwein, auch rötliche sowie schwarze und starke, stärken Magen und Gedärm. Weiße Weine sind schwächer und nähern sich dem Wasser. Die schwarzen sind kalt, die roten und goldfarbenen dagegen wärmer. Stellt man einen Wein in ein Glas über Nacht auf den Tisch und zeigt er am Morgen einen bösen Geschmack sowie eine zerbrochene Farbe, so ist er mit Wasser gemischt. Wein mit Wasser vermischt dringt nicht so schnell ins Gehirn, weil das Wasser ihm den Rausch nimmt. Viel Wasser im Wein bricht seine Kraft, so daß der Trinker keinen Rausch bekommt. Um die Brust und die Lunge zu reinigen und den Leib zu laxieren, wählt man einen mittleren Wein mit süßlichem Geschmack. Für die Gesundheit ist ein mittlerer der beste. Kein neuer, kein alter, aber ein klarer, etwas rot, mit gutem Geruch, aber keiner mit Essiggeschmack, der nicht auf steinigem und felsigem Boden gewachsen, in einer dürren Bergerde, die gegen Mittag gelegen ist, auch nicht in heißen oder kalten Ländern.

Menschen, die viel Wein aus Gewohnheit oder einer Notdurft genießen, sollen nicht viel Speise essen, weil ja der Wein Speise und Nahrung ist. Salbeiweine sind mäßig zu trinken, da sie eine Medizin sind. Sie stärken den Magen, das Gehirn und Geäder, doch genieße man sie vor dem Essen im Winter. Zum Schluß der Mahlzeit kann man sie mit gebähtem Brot auch nehmen, das stärkt den Magenmund. Alantweine sind gut fürs Herz und für Magenschwäche, auch für die kalten und feuchten Weine gilt dies; sie sind viel besser als die Wermutweine. Im Sommer ist der Rosenwein angezeigt.

Bier macht man aus Hafer, Gerste, Weizen und Korn, es verstopft den Magen und die Gedärme, dehnt den Leib, erzeugt Winde und nimmt die Eßlust. Es speist aber auch und macht feist. Das Gerstenbier neigt mehr zur Kälte, das Weizenbier mehr zur Wärme, das Haferbier stopft recht sehr und macht wenig Winde. Je gröber ein Bier ist, desto schlechter ist es, je klarer desto besser. Met verstopft die Leber, die Adern, die Milz, macht viel Wind, ist für warme Menschen nicht angezeigt, wohl aber für kalte, er reinigt den Leib. Apfelwein nähert sich mehr dem Wein. Gekochter Wein ist warm und trocken.

Weinessig ist kalt und trocken, geeignet für einen warmen und feuchten Magen, macht eine starke Eßlust, ist aber für Melancholiker schlecht, bringt die Wassersucht, wenn er viel genossen wird, doch ist er gut gegen die Pest und zum Halsgurgeln.

Wein mit Melonen ist stark und wohlschmeckend, doch soll man nur wenig trinken. Wein mit Kapern schadet dem Körper nicht. Wein mit Zitronensamen vertreibt jedes Gift, macht es unschädlich und öffnet den Leib. Wein auf Pfirsiche getrunken nimmt diesen Früchten jeden Schaden, Wein auf Feigen treibt die Kälte in die Glieder.

Weintrauben lasse man zuerst zwei bis drei Tage liegen oder hängt sie auf, bevor man sie genießt. Sie machen den Leib feist, stärken ihn, machen ein gutes Blut und verdauen schnell. Die frischgeschnittenen blähen den Leib, süße Trauben schaden der Leber und der Milz, verstopfen die Adern darin. Nach einer Mahlzeit kann man die abgeschnittenen verzehren. Safran bewahrt die Gedärme, macht schlafen, stärkt das Herz sowie den Magen, nimmt aber die Eßlust und fördert die Verdauung. Für gebärende Frauen ist er sehr zu empfehlen.

Die Gesundheitslehre der Habaner ist ein wichtiges kulturgeschichtliches Denkmal für den Geist, der früher im südmährischen Raum herrschte. Sie ist ein belehrendes Buch, das uns beweist, daß die Sekte der Wiedertäufer auf Erziehung und Volksbildung großen Wert legte. Wir müssen heute staunen, daß sie für eine Lebensmittelhygiene eintraten zu einer Zeit, da man im Lande gar nicht an eine solche dachte. Dieses Buch fand Gerhard Eis in der Schloßbibliothek von Groß-Schützen, wo sich noch andere Werke befinden, so z. B. Bücher über Weinbau, Birnen-, Seidenraupen- und Pferdezucht. Ein Roßarzneibuch weist auf das berühmte Liechtensteinische Gestüt in Hohenau hin.

Veröffentlicht in: „Südmährisches Jahrbuch“, 1964, S. 78ff

Die Gruft

Unterhalb des Hochaltares liegt in der Pfarrkirche das Beinhaus, im Volksmunde Gruft geheißen. Es ist dies eine Totenkapelle, die sicher das älteste kirchliche Baudenkmal unserer Gemeinde ist. Hierher kamen die Knochen aus den Gräbern, die wegen des kleinen Friedhofsraumes oft schon nach 15 – 20 Jahren wieder belegt werden mussten. Den Totenschädel und die großen Knochen bewahrte man hier im Beinhaus auf, ordnete sie und füllte damit die Seitenwände bis zum Deckengewölbe. Zwischen den Knochen liegen die Totenschädel, sodass der Fremde, der in die Gruft hinabsteigt, von einer ehrfurchtsvollen Stimmung erfasst wird, wenn er seinen Blick über die Wände gleiten lässt. Der Eingang liegt in der Bauachse der Kirche, die eigentlich über der Friedhofskapelle erbaut ist. Zwei kleine Fenster erhellen notdürftig den Rundbau; zwei mächtige Stützpfeiler halten das Deckengewölbe. Zwischen ihnen stehen an der rückwärtigen Wand zwei Altäre – ein Marienaltar, der andere ist eine fromme Stiftung. Das Bild zeigt uns die Grablegung Christi und darunter lesen wir die Worte: „Gott und seiner glorwürdigen Mutter zu Ehren und des Riedlschen Stammes zum Gedächtnis, ließ die ehrsame und tugendreiche Frau Barbara Riedlin mit eigenen Unkosten diesen Altar erheben. 1637.“ Daneben knien die Männer und Frauen dieser Familie; beachtenswert ist die Kleidung der Personen. Bei jedem steht der Name: Stephan, Georg, Ambros, Paul, Wolf – Christina, Elisabeth, Dorothe, Agnes und Barbara.

Hinter den Altären liegen vier schöne Barock-Grabsteine. Der eine trägt die Jahreszahl 1717.

Auf dem Stützpfeiler sehen wir das Bild der tirolischen Dienstmagd, der Hl. Notburga, „der sonderbaren Patronin der Armen und des Viehes.“

1874 wurde die Gruft durch einen Maler aus Mistelbach hergerichtet, der 329 fl erhielt. Zwei Jahre später fand sich ein Wohltäter, dessen Name nicht genannt werden durfte und der das Geld zur Verfügung stellte, damit alle Fehler behoben wurden. Im Jahre 1907 wurde auch an der Gruft gearbeitet und ausgebessert. Zugleich konnte der Weg gepflastert werden. Die Stufen in die Gruft hinab machte man aus Beton. Die Beine wurden geordnet und gesichert, dass sie nicht einstürzen.

Veröffentlicht in: „Der Pfarrbote“, Nr. 3, 1934

Die „Gstetten“ in Poysdorf

Die Renaissance bevorzugte im Gegensatz zur Gotik den Ziegel als Baustoff. Das Rohmaterial war und ist im Weinland in hinreichender Menge vorhanden. Als die Regierung 1541 verordnete, daß die Handelswege breiter gemacht werden, mußte der Feldweg über den Huberberg erweitert werden. Aus den Erdmassen machten die Dorfbewohner die Ziegel die nach dem großen Brand im Jahre 1552 notwendig waren, um die Kirche und die Wohnhäuser aufzubauen. Mit Zustimmung der Fünfkirchner, Oswald von Eizing und Georg von Feldsberg, verkaufte die Gemeinde damals den Besitz vom Benefizium, weil sie dringend Geld benötigte.

1605 brandschatzten die Ungarn unsere Heimat. Darauf machte man auf dem Felde hinter der Kirche einen Ziegelplatz und einen Gemeinschaftsziegelofen. Das Ganzlehenhaus 223/156 (heute Taubenschußbesitz), dem das Feld gehörte, führte von 1606 an ein Grundbüchlein, das jeder neue Besitzer erkaufen mußte. Zu Beginn des 30jährigen Krieges zahlte die mährische Ständearmee die Greueltaten, welche die kaiserliche Soldateska im Sudetenland verübte, mit gleicher Münze heim. Dies galt besonders für das Falkensteiner, Feldsberger, Rabensburger und Wilfersdorfer Gebiet. Poysdorf brauchte daher viel Baumaterial, sodaß die Gstetten immer größer wurde, denn die Bautätigkeit war trotz des Krieges sehr rege: 1626 die Schießstätte mit der Wachsbleiche, die Pfarrkirche 1626-1636, der Barbara-Friedhof 1640, das Bürgerspital und der Ölberg (der Grund gehörte zu den Häusern Nr. 152 und 154 alt), die Barbarakapelle 1663 und das Kapuzinerkloster 1677.

Von der Südseite der Gstetten durfte 1640 kein Lehm genommen werden, weil das eine Gefahr für die Kirche und für den Friedhof war. Ebenso wurde der Schulerberg geschont. Schon 1663 konnte der trautschnische Grundrichter, Johann Dibick, in der Gstetten ein Preßhaus mit Keller und Schüttkasten erbauen, die jährlich einen Wirtschaftsnutzen von 20 fl abwarfen. Das Geld gehörte für das Spital und für die Kapelle.

Johann Georg Riemcker, ein Weinaufschlag-Obereinnehmer und seit 4. Sept. 1669 Besitzer des erwähnten Ganzlehenhauses, machte den Gstettenbrunnen, welcher der tiefste im Markte war. Wer das Wasser für des Hauses Notdurft brauchte, zahlte ihm nichts, wohl aber jener, der es zum Lehmanmachen benötigte. Diesen Unterschied schloß Riemcker am 6. Mai 1677. Der Ziegelofen in der Gstetten genügte aber nicht, sodaß wegen der vielen Brände, welche Poysdorf heimsuchten, noch andere eingerichtet wurden. So z. B. der am Fuße des „Weißen Berges“ – schon seit 2. Mai 1645. Die Leute machten sich die Ziegel selbst, nur das Brennen besorgte ein Fachmann, der einen Lohn für 1000 Mauerziegel von 1 fl 30 kr bekam, für Pflasterziegel aber 2 fl. Nach 1729 waren die Preise höher. Am 16. Mai 1710 warf bei einem heißen Sturmwind, der die Stroh- und Schindeldächer austrocknete, der Ziegelbrenner einige Schaufeln glühende Asche ins Freie. Einige Strohbündeln brannten sofort lichterloh und in kurzer Zeit war der Markt ein Flammenmeer. Bevor die Leute vom Felde kamen, waren alle Häuser, bis auf 30, eingeäschert. Nun wurde für einige Zeit das Ziegelbrennen in der Gstetten verboten. Die Poysdorfer holten das Bauholz von Steinitz, das Eisen von Sternberg und Aussee in Mähren. 1736 ließ die Gemeinde Grenzsteine setzen.

Die Hauer bauten jetzt die ersten Häuser, die mit dem Dienst und dem Gewöhrgeld zu dem Ganzlehen in der Körnergasse gehörten. Die Besitzer waren Emphyteuten (Erbpächter) und hatten keinen Genuss an der Gemeindeweide. Auch Keller wurden in die Lehmwand gebaut, z.B. der Kloster- und Postkeller. Die Theresianische Fassion (1750) erwähnt in der Gstetten Häuser, Keller, Holzplätze, einen Ziegelofen, einen Ziegelschupfen, einen Gemeinschaftsbrunnen, einen Wagenschupfen und die neue Wachsbleiche. 1772 wohnte im Hause 421 alt, heute 1, der Lebzelter Gonauer, der die Wachsbleiche für sein Gewerbe brauchte. Die Häuser wurden nicht nach einem Plan gebaut. Jeder Baulustige suchte sich einen Platz nach seinem Gutdünken. Die ersten Häuser waren: Kons. Nr. 426 – heute 10, 427 steht nicht mehr, 428 – 12, 429 – 7, 430 – 14, 431 – 11, 432 – 15, 433 – 13, 434 – 17, 435 – 19, zusammen 10 Häuser. Mit der Berggasse verband sie der Kirchengraben. Das schadhafte Spitalsdorf trug 1801 der Maurermeister Leopold Gebhart ab. Der Keller bei diesem Tor gehörte dem Ganzlehen Nr. 156. 1767 hatte der Markt ein Dach und ein Häuschen über dem Brunnen errichtet.

Durch die Säkularisation im Jahre 1803 verlor das Bistum Passau seinen Besitz bei uns. Erst 1811 kaufte die Herrschaft Wilfersdorf die Grundholden von Passau – Königstetten. In Poysdorf waren es 1 Ganzlehner, 12 Halb-, 6 Viertellehner und 2 Kleinhäusler. Von einem Ofen mit einer Röhre zahlte der Ziegelbrenner zu Michaeli einen Dukaten in das Wilfersdorfer Rentamt. Bei zwei Röhren zwei Taler. Die 10 Häuser entrichteten jährlich je 2 fl dem Ganzlehen.

1817 wurde über die Gstetten eine Nachtragsfassion verfaßt in der es heißt: Die Häuser stehen auf einer halben Quanten Acker in der Ried Kirchbergen und leisten dem Haus 223 (156) jährlich an Grundbuchs- und Abhandlungserträgnis fünf Gulden. Robotgeld 13 fl 20 kr, Hausdienst 31 kr 2 den – Summe 18 fl 51 kr 2 den. Um diese Zeit sahen die Poysdorfer zum ersten Mal auf dem Schulerberg Turnübungen im Sinne des Turnvaters Jahn, die viele Neugierige anlockte. Doch wurden diese Übungen nach einigen Jahren verboten, weil sie das Jakobinertum großzogen und die Jugend verdarben. Das Sturmjahr 1848 löste jede Verbindung mit den Großherrschaften, da die Untertanen freie Staatsbürger wurden. Da sangen die Schulkinder zum ersten Mal vom Schulerberg Freiheitslieder, die von den Bewohnern mit Beifall aufgenommen wurden. Der Schulerberg war der Turn- und Spielplatz der Jugend, auf dem die Turnstunden abgehalten wurden.

1858 spendete die ledige Bäckerstochter, Rosalia Huber, ihren Schüttkasten in der Gstetten der Gemeinde, damit sie das Armenhaus errichten konnte. Der Schätzwert betrug 600 fl.

Die Gstettenkeller waren immer die Stätte heiterer Lebensfreude, besonders in guten Weinjahren, wenn die Fässer voll des edlen Rebensaftes waren. Da gab es Kellerpartien, die oft erst in den Morgenstunden beendet wurden. Mit Wein, Brot und Selchfleisch warben vor einer Gemeindewahl die Ratsherrenkanditaten um die Stimmen der Mitbürger. Nach der Wahl gab es Siegesfeiern. Da ereignete sich in der Gstetten einmal ein heiterer Fall. Der Tisch war gedeckt mit Brot, Fleisch und vollen Gläsern. Der neue Ratsherr begann seine Rede mit den Worten: „Mir gebührt ..... Da unterbrach ihn eine Stimme von oben: „Das gebührt dir dummen Esel!“ Zugleich stürzte ein Kübel voll Menschenkot durch die Dunströhre und beendete die Siegesfeier. Ein Anderer wollte seine Keller zu einem Venusberg machen und holte von Göding 2 Mädchen. Doch die Behörde hatte für so eine mittelalterliche Romantik kein Verständnis und schickte sie per Schub wieder heim.

Als der Wiener Männer-Gesangsverein am 27.September 1903 Poysdorf besuchte, standen den Gästen alle Keller in der Gstetten offen. Auf den Tischen gab es Speise und Trunk, sogar 22 Spanferkeln. Die Gstetten war ein Schlaraffenland. 1926 wickelte sich nach dem Gausängerfest der gemütliche Teil ab, bei dem der edle Tropfen für die richtige Stimmung sorgte. Der tiefe Brunnen musste vor dem 2. Weltkrieg verschüttet werden (1931). Die Maitage von 1945 sind noch in guter Erinnerung. Mögen sie nie wiederkehren für die Gstetten und für Poysdorf! Als sich die Gemeindefinanzen etwas erholt hatten, wurde die Straße hergerichtet und der Verschönerungsverein legte eine Grünanlage an. Auch mehrere Bäume wurden gesetzt. Dann kamen zwei Feste: das der Traube und das Kameradschaftstreffen der Kriegsteilnehmer, die als Schauplatz die Gstetten wählten, wo ein Glas Wein die Lebensgeister rasch aufrüttelt. Für unsere Gstetten gilt der alte Satz der Römer: „Nemo hic magis colitur quam Venus et Bacchus.“ (Niemand wird hier mehr verehrt als Venus und Bacchus).

Die Gstetten ist immer ein ruhiger und verkehrsarmer Stadtteil. Nur im Herbst zur Lesezeit herrscht da ein geschäftiges Treiben, wenn die vollen Weinwagen anrollen und „überwerfen“, wenn zur Nachtzeit die Keller- und Preßarbeiten verrichtet werden, wenn der Most gärt und die Gstetten mit dem Weingeruch erfüllt ist, der jedem Besucher sofort das Reich des Bacchus verrät. Später erscheinen Händler und Gastwirte, die den eingelagerten Schatz in den Kellern kosten, prüfen und kaufen. Die Gestalt des Weinwagens mit der Tagaflechten und den 2 Weinfässern mußte dem Kraftwagen weichen, der jetzt den Wein aus der Gstetten wegführt. Die Zeiten ändern sich und mit ihnen der Mensch und die Landschaft.

Veröffentlicht in: „Mistelbach-Laaer Zeitung“, 31. 7. 1958, S. 4

Die Herren von Liechtenstein

Der Ursprung dieses Fürstenhauses, das mit unserer Heimat enge verknüpft ist und das zu den ältesten Adelsgeschlechtern Oesterreichs zählt, ist in ein geheimnisvolles Dunkel gehüllt. Die Sage erzählt, daß ein Ahnherr einen hellglänzenden Stein fand, dem eine große Wunderkraft innewohnte. Nach ihm nannte sich auch das Geschlecht „die Herren von Liehtenstein“. Ihre Stammburg liegt bei Judenburg in der Steiermark.

1186 schenkte ein Hugo von Liechtenstein dem Stifte Klosterneuburg zwei Lehen in Schirnersdorf und eines in Baumgarten, 1194 vermachte er demselben Kloster zwei Lehen in Poysdorf. Ulrich von Liechtenstein zog 1227 als Frau Venus von Venedig bis nach Feldsberg; seine Erlebnisse auf dieser abenteuerlichen Fahrt schildert er in dem Gedichte „Frauendienst”.

Heinrich von Liechtenstein, ein Freund und Vertrauter des Markgrafen Ottokar, den er auf seinen Reisen begleitete, erhält 1249 die mährische Herrschaft Nikolsburg, wo er bis zu seinem Tode (1266) lebte. Friedrich I. stand auf der Seite Rudolfs von Habsburg, der alle Grenzfesten mit seinen Truppen besetzte. Im Jahre 1297 werden Mechsendorf, Baumgarten, Schirnersdorf (ein verschollenes Dorf bei Steinabrunn – Bez. Mistelbach) und Drasenhofen erwähnt. Heinrich II., ein Bruder Friedrichs, kämpfte auf Rudolfs Seite in der Schlacht bei Dürnkrut 1278, tritt aber dann gegen Herzog Albrecht auf, der bei den Edelleuten Oesterreichs sich verhaßt machte, weil er die Vorrechte des Adels verletzte und die Adeligen aus der Fremde begünstigte. Heinrich war der Führer des Aufstandes. Er starb 1312. Hartneid II. (1310 bis 1350) war ein Freund des Böhmenkönigs Johann.

1334 erhält er die Maidenburg bei Nikolsburg und 1340 kaufte er kleinere Gebiete um Hohenau. Durch den Krieg zwischen Österreich und Böhmen wurden seine Güter verwüstet und geplündert.

Johann I. war ein reicher, angesehener Mann, sparsam und ein kluger Verwalter des Besitzes. Als Hofmeister Albrechts III. hatte er einen großen Einfluß und oft war er Schiedsrichter zwischen dem Herzog und dem Adel, wenn diese in Streitigkeiten und Prozessen sich verwickelten. Im Jahre 1369 erwarb er Falkenstein, das er zu einer Feste umbaute, 1370 Eisgrub, 1380 kaufte er den Spitalshof zu Falkenstein von dem Poysdorfer Pfarrer Niklas, 1383 erhielt er Besitzungen um und in Mistelbach, kaufte noch dazu Gericht, Mauten und Zoll, 1385 erwarb er das Schloß Rabensburg mit dem Gericht und die Feste Lundenburg mit der Herrschaft, 1387 erhielt er die Mühle zu Rechenhof bei Laa und 1391 bekam er Zistersdorf mit dem Gerichte, Besitzungen in Feldsberg (den Theimwald, den Zehent, das Gericht mit Stock und Galgen), einen Hofanteil von Schrattenberg, Zehent und Anteile von Ginzersdorf, Krut, Pottendorf, Reinthal, Wetzelsdorf, Walterskirchen und Erdberg. Die Stadt Laa hatte ihm der Herzog auch verpfändet (im Jahre 1380). Da war es kein Wunder, wenn er viele Gegner hatte, zu denen auch der Herzog selbst gehörte. Johann fiel in Ungnade; alle Liechtenstein wurden eingesperrt und das Geschlecht verlor einen großen Teil seiner Besitzungen um Wien. Die Ursache dieser Strafe ist heute nicht bekannt. Johann I. starb 1398. Er war der bedeutendste seines Geschlechtes im Mittelalter.

Christoph (1358-1413) erwarb 1406 Wilfersdorf von Otto von Meißau. Wie reich die Liechtenstein waren, beweist die Tatsache, daß Christoph dem Herzog von Oesterreich 16.000 ung. Goldstücke lieh. 1377 kämpfte er gegen die Preußen, dann beteiligte er sich an dem Kriege zwischen Frankreich und England und erhielt von den Franzosen eine hohe Jahrespension.

Georg, Bischof von Trient (1386—1419), war Domprobst von St. Stephan und Kanzler der Wiener Hochschule. Als Bischof von Trient hatte er mit den Bürgern der Stadt und mit italienischen Fürsten schwere Kämpfe zu bestehen. Er floh und kam nach Nikolsburg.

Um 1400 hatten die Liechtenstein viele Prozesse und Fehden mit den Familien der Stubenberg, Walsee und Buchheim wegen der Besitzungen in Falkenstein, Nikolsburg, Feldsberg und Zistersdorf. Hans, Heinrich und Hartneid unterstützten den Böhmenkönig Wenzel im Kampfe gegen Siegmund (1410-1437). Die Hussitenkriege, die Einfälle der mährischen Raubritter, die Kämpfe der Stände mit Friedrich III. (1439-1493), die Kriege Oesterreichs mit Georg von Podjebrad und dem Ungarkönig Matthias Corvinus brachten unserer Heimat großen Schaden. Die Liechtenstein suchten in diesen unruhigen Zeiten zwischen den Gegnern zu vermitteln; dem Kaiser Friederich III. waren sie nicht freundlich gesinnt, den Matthias Corvinus unterstützten sie, die mährischen Raubritter wurden von ihnen bekämpft und trotz der Not konnten sie dem Kaiser noch immer größere Geldbeträge zur Verfügung stellen. 1408 erwarben sie die Vogtei von Großkrut, 1414 erhielten sie Anteile von Lanzendorf, Hagenberg, Gnadendorf, Baumgarten, Zwentendorf, Fribrechts, Zlabern, Großkrut, A. Lichtenwarth, Schrattenberg, Steinabrunn und Drasenhofen. Im gleichen Jahr legten sie das älteste Grundbuch an. 1455 bekam Martin von Fünfkirchen die Feste Stützenhofen und den Meierhof zu Steinabrunn, nachdem schon einige Jahre vorher der „ehrbare Knecht” Philipp von Fünfkirchen den Weingartenzehent von Ottenthal am Heuberg erhalten hatte.

Im Jahre 1504 wurde der ganze Besitz des Hauses in drei Teile geteilt, sodaß wir drei Linien unterscheiden: Steiereck, Nikolsburg und Feldsberg. In demselben Jahre erwarben sie den Weinzehent von Poysdorf, Mistelbach, Baumgarten, Falkenstein und Alt-Ruppersdorf, 1506 den Hof von Prinzendorf und den von Poysdorf („Hündischer Hof“, wo heute die Attenbrunner Mühle steht), 1523 den Wein- und Getreidezehent von Wilhelmsdorf.

Im Zeitalter der Reformation sind die Herren von Liechtenstein Freunde der Brüdergemeinden, die sie gegen Ferdinand I. (1522—1564) schützten. 12.000 Brüder mit ihrem Oberhaupte Dr. Balthasar Hubmaier wohnten in Südmähren. Den katholischen Kirchen wurden Zehent, Vermögen und Grundstücke genommen, Prädikanten an Stelle der katholischen Pfarrer gesetzt und nach Feldsberg der Dr. Bacmeister von Rostock als Superintendent berufen (1580). Schloß und Herrschaft Nikolsburg veräußerten sie im Jahre 1560 an den Ungar Ladislaus Keretschin um 60.000 böhmische Taler, der es 1576 an den Adam von Dietrichstein weiter verkaufte. 1562 verlor die Nikolsburger Linie noch die Herrschaft Dürnholz, sie verarmte, einige traten in die Armee und fanden in Ungarn im Kampfe gegen die Türken den Heldentod. 1584 reiste Heinrich von Liechtenstein als Gesandter mit vielen Geschenken des Kaisers Rudolf II. (1576—1608) über Belgrad nach Konstantinopel, starb aber auf der Heimkehr in Gallipoli, wo er begraben liegt. Zum Schutze unserer Heimat gegen die Türken sicherten die Liechtenstein die Grenzen mit Gräben und Befestigungen.

Ein neuer Abschnitt in der Geschichte des Hauses beginnt mit Karl (1569-1627), der die Brüderschule in Eibenschitz besuchte, Frankreich, die Schweiz und Deutschland bereiste, 1599 katholisch wurde und die Gegenreformation überall durchführte. 1596 hatte er die Besitzungen von Fünfkirchen in Poysdorf, dann Baumgarten, Krut, Walterskirchen, Reinthal, Bernhardsthal und Katzelsdorf gekauft. 1598 wurden die Güter geschätzt und geteilt. Karl bekam Feldsberg und Baumgarten (Einkommen 98.163 fl.), Maximilian Rabensburg und Hohenau (98.195 fl.), Gundacker Wilfersdorf und Ringelsdorf (97.688 fl.) und die Mutter behielt sich Eisgrub. Der Erstgeborene ist der „Regierende“; Verkäufe und Abtrennungen sind nicht erlaubt, natürliche Kinder sind vom Erbrecht ausgeschlossen. 1608 wurde Karl in den Fürstenstand erhoben, konnte Notare ernennen, Sklaven befreien, Münzen schlagen, Ehrlose ehrlich machen, Märkte abhalten, die Namen der Ortschaften ändern und Schlösser bauen. Mit seinem Jugendfreunde, dem Kardinal Dietrichstein zerwarf er sich, da er ihn immer in seiner Geldnot unterstützen sollte, ebenso mit dem Kaiser Rudolf und dem Bischof Klesl. 1608 verlor er seine Besitzungen in den Sudetenländern, 1620 war er mit dem General Tillh in Prag und leitete den Prozeß gegen die “Rebellen“ in den Sudetenländern. Da nahm er eine versöhnliche Stellung ein. Der Kaiser Ferdinand II. (1619 – 1637) schenkte Troppan, Jägerndorf, Hohenstadt, Mähr, Trübau, Eisenberg, kaufte sich noch Landskron und Thurnau dazu. Wallensteins Soldaten plünderten wiederholt seine Güter, denn die beiden vertrugen sich nie und jeder fügte dem andern den größten Schaden zu. Karl ruht in der Familiengruft in Wranau (bei Brünn). Nach Feldsberg hatte er 1606 die Barmherzigen berufen.

Sein Bruder Maximilian (1578 – 1643) war ein sehr frommer Fürst und ein tüchtiger Soldat, der im Heere des Generals Bafta gegen die Türken in Ungarn kämpfte. 1618 verteidigte er Krems, hatte in der Schlacht am Weißenberg 1620 den Oberbefehl über den rechten Flügel und drängte zur Entscheidungsschlacht, die Bucquoh vermeiden wollte; 1638 war er in der Festung Raab und ging dann, da er schwer erkrankte, in das Bad Pyrawarth. Die Gegenreformation führte er mit Gewalt durch in seinen Ortschaften und stiftete in Wranau das Paulanerkloster. Im Ordenskleid eines Paulaners wurde er auch hier begraben.

Der zweite Bruder Gundacker (1580 – 1658) war ein tüchtiger Theologe, ein kluger Organisator und ein treuer Ratgeber des Kaisers. 1618 wollte er die Schlesier von einem Bündnis mit der Umsturzpartei in Prag zurückhalten, wurde aber in Breslau von dem Volke gesteinigt und floh. Er war dann Vorsitzender des Rebellengerichtshofes in Ober-Oestereich. Sein Plan, die March schiffbar zu machen, scheiterte. Er bekam Wolframitz, Kromau und Ostra, kaufte den Kuttenfelder Hof in Hohenau und mußte die hessische Grafschaft Rietberg, die seine Frau Agnes besaß, zurückgeben. Den Titel „Herr zu Rietberg“ führte er. In der Kirche zu Wilfersdorf liegt er begraben.

Karl Eusebius (1611—1684) legte den Garten in Eisgrub an, erbaute das Schloß und die Pfarrkirche von Feldsberg, ist der Begründer der Gemäldegalerie in Wien, hatte eine eigene Garde, Edelknaben, Musiker, Schauspieler, Sänger und Jäger. Große Reisen machte er im Auslande, hatte in Feldsberg eine eigene Hofkanzlei und verwaltete seine Güter musterhaft. Dadurch, daß er viele Protestanten verjagte, schadete er sich selbst, da ihm die Arbeitskräfte fehlten. Die Schweden und die Kaiserlichen unter Wallenstein verwüsteten seine Güter. Seine Pferdezucht war weltberühmt; besaß er doch 120 Hengste und die besten Rennpferde der Welt. Er wollte Gold machen und viele Abenteurer hielten sich bei ihm auf. Von Hohenstadt, wo er einen Hof kaufte, ließ er Fichten und Föhren bringen, die er im Theimwald anpflanzte. Er gab eine Gestütordnung heraus, auch eine Anleitung, wie die Güter verwaltet werden, behandelte die Fragen des Feldbaues, der Jagd, des Fischfanges, des Bergbaues und der Kindererziehung. Er warnte seine Nachkommen vor dem Eintritt in kaiserliche Dienste. 800.000 fl. Schulden hinterließ er.

Johann Adam Andreas (1662—1712) hatte im Auslande viel gesehen und gelernt, war sehr sparsam, entließ die Sänger, Musiker, Schauspieler und baute viele seiner Beamten ab. Er stand nie im kaiserlichen Dienst. 1692 kaufte er die Herrschaft Göding, 1699 erhielt er Sternberg, 1700 Judenau, 1712 die Herrschaft Vaduz; dem Kaiser lieh er eine Million Gulden, war 1703 Leiter der Staatsbank in Wien, ordnete die Geldverhältnisse Oesterreihs, legte den Vorort Liechtental an, erbaute 1712 die heutige Schubertkirche und den Palast in der Roßau. Zu seinem Seelenheil bestimmte er 10.000 Messen.

Seine Tochter Maria Theresia, (1694— 1772) die mit einem Prinzen von Savoyen vermählt war, stiftete vier Domherrnstellen bei St. Stephan, die savoysche Ritterakademie, aus der sich das Theresianum entwickelte, das adelige Damenstift, befreite 1736 alle Bürger und Bauern des Ortes Schwarz-Kosteletz in Böhmen von der Leibeigenschaft und zeigte 1770 bei der großen Hungersnot ihren wohltätigen Sinn.

Auch Hartmann, der Sohn Gundackers (1613—1686) tat sehr viel Gutes für die Armen, Witwen und Waisen, ließ Kirchen und Altäre erbauen, mußte aber vor den Schweden nach Marburg fliehen, die seine Güter im Jahre 1645 genau so plünderten wie die Türken 1663; von seinen 20 Kindern blieben nur acht am Leben. Er ist der Stammvater des heutigen Fürstenhauses und ruht in der Kirche zu Wilfersdorf. Anton Florian (1656-1721) genoß eine vortreffliche Erziehung, bereiste durch zwei Jahre das Ausland und wurde 1689 Gesandter am päpstlichen Hof in Rom, wo es ihm wegen der Arglist und Falschheit, wegen der Anfeindungen und der Streitigkeiten gar nicht gefiel. 1695 kehrte er nach Wien zurück, nahm an dem Erbfolgekrieg in Spanien teil und hatte am Wiener Hofe den größten Einfluß. 1719 wurde die Herrschaft Vaduz in ein Fürstentum umgewandelt. Sein Sohn Johann Adam (1690—1732) erbaute das Schloß Feldsberg in der heutigen Gestalt.

Josef Wenzel Lorenz (1696—1772) war ein hervorragender Offizier, kämpfte unter Prinz Eugen bei Peterwardein und Belgrad, stand mit dem Preußenkönig Friedrich II. dem Großen in freundschaftlichem Verkehr und Briefwechsel und gilt als der Vater der österreichischen Artillerie, die er in jeder Hinsicht förderte. Er war der Ratgeber der Kaiserin Maria Theresia (1740— 1780) und begleitete 1769 den Kaiser Josef II. von Olmütz nach Wien; auf dieser Reise ackerte am 19. August der Kaiser bei Slawikowitz.

Alois I. (1759—1805) nahm sich den Karl Eusebius zum Vorbilde, verschönerte den Park von Eisgrub, erbaute das Minarett, gründete die reichhaltige Bibliothek und gab in Feldsberg Konzerte und Theateraufführungen. Glänzende Hetzjagden sah man damals im Theimwalde. Karl (1765-1795) war ein Diplomat und Vertrauter des Kaisers Leopold II. (1790—1792), fiel aber in einem Duell mit dem Domherrn von Osnabrück, dem Baron Weichs. Wenzel (1767—1842) war Priester und Domherr von Salzburg, trat aber aus dem Priesterstande aus und wurde Soldat. Im Befreiungskriege kämpfte er mit und begleitete die Verbündeten bis nach Paris.

Fürst Johann (+1836) war mit Radetzky unter Erzherzog Karl General und zeichnete sich im Kampfe gegen die Franzosen aus, war gegen die Bauern md Soldaten menschlich gesinnt, trat stets mehr für den Frieden ein als für den Krieg. Er erbaute die Raistenkolonnade, den Diana- und Grazientempel bei Feldsberg, hielt im Neuhof 1000 Edelschafe, die er auf recht abenteuerliche Weise von Spanien bringen ließ. Er war ein Landwirt im wahren Sinne des Wortes und ein edler Menschenfreund. Er kaufte die Herrschaften Mödling, Seebenstein, Deutsch-Landsberg, Rodaun und Schottwien.

Unter Alois II. (+1858) wurde die Grundentlastung durchgeführt. Die Gemeinden wurden selbständig, Zehent und Robot hörten auf, der Staat hob die Steuern ein und nahm das Rechtswesen in die Hand. Die führende Rolle, die das Haus Liechtenstein durch Jahrhunderte besaß, war ihm genommen. Nur als Patronatsherr so vieler Pfarrkirchen hat der Fürst auf die Besetzung der Pfarreien noch Einfluß.

Ein edler Wohltäter und wahrer Menschenfreund, bei dem niemand vergeblich anklopfte, war der Fürst Johann II. (+1929), dessen edle Gesinnung in ganz Oesterreich bekannt war.

In den Ietzten Jahrzehnten sind die Liechtenstein nicht so stark im politischen und militärischen Leben hervorgetreten, sie mieden die kaiserlichen Dienste und Iebten zurückgezogen auf ihren Gütern. Nur im Jahre 1888 machte dieses Geschlecht durch den bekannten rückschrittlichen Schulantrag großes Aufsehen; doch war er im Geiste jener Zeit leicht verständlich. Der Hochadel Oesterreichs geriet damals in das Fahrwasser des Rückschrittes und stellte sich mit aller Macht gegen die völkische Bewegung.

Nach dem Zusammenbruch verlor das Geschlecht einen großen Teil seiner Besitzungen in den Sudetenländern. Die Tschechen griffen mit beiden Händen zu und enteigneten die Güter, die 1620 und später die Liechtenstein als „Rebellengüter” so billig erhalten hatten. Die Tschechen sehen in der Enteignung der adeligen Güter etwas Gerechtes, sie wollen den Schaden von 1620 wieder gut machen. Daß sie das deutsche Sprachgebiet tschechisieren und überall tschechische Kolonien errichten, das ist der eigentliche Grund ihrer Arbeit. Bei uns hat das Geschlecht noch seinen ganzen Besitz. Feldsberg sowie Eisgrub sind heute mehr als vor dem Kriege der Anziehungspunkt vieler Sommergäste und Ausflügler. Besonders ist es die Schuljugend, die in großen Scharen zu den Schlössern wandert, wo einst die Herren von Liechtenstein mit Prunk und Glanz walteten und schalteten wie ein Kaiser oder König.

Quellen:

Falke „Geschichte des fürstlichen Hauses Liechtenstein”

Veröffentlicht in: „Niederösterreichisches Lehrerblatt“, 15. 3. 1931, S. 210 + 230 + 250 + 270 + 286

Die Herren von Meissau

Die Herren von Meissau (1114 – 1440) gehörten zu den bedeutendsten Familien unseres Landes, da es reich begütert war und in die Geschichte der Heimat mit starker Hand eingriff; es hieß ursprünglich Missov, Missav, Myssov, Myssow, Meissow, Meissav, Maissa; diese Herren waren Wohltäter mehrerer Klöster, vor allem Klosterneuburgs beteiligten sich an den Turnieren des Minnesängers Ulrich von Liechtenstein, der als Frau Venus 1227 durch unser Land zog.

Otto II. von Meissau, der in der Umgebung des Königs Przemysl Ottokar als Zeuge bei verschiedenen Amtshandlungen tätig war, wurde 1265 gefangen und sollte den Hungertod sterben; da er sein eigenes Fleisch benagte, wollte man ihn enthaupten, doch wehrte er sich mit aller Gewalt, sodass ihn die Feinde mit Stroh umgaben und verbrennen ließen.

Stephan I. von Meissau (+ 1316) verteidigte Drosendorf gegen Ottokar, kämpfte bei Dürnkrut mit, wurde dann oberster Marschall – diese Würde bekleideten viele Meissauer – begeleitete Rudolf auf seinen Zügen; 1307 kaufte er Güter in Veczlinsdorf und Asparn; am 21. Jänner vermachte der Graf Chunrad von Schaunberg im Falle, dass er kinderlos sterben sollte, dem Schwager Ulrich von Meissau (+ 1362, einem Sohne Stephans I.), das Haus Ernstbrunn mit Zugehör, das Eigen zu Sulz, das Dorf Leutoltsdorf und Großmugel.

1334 kaufte Stephan von Meissau mehrere Gülten zu Wetzleinsdorf.

1336 verwüsteten die Tschechen die Besitzungen der Meissauer, die sich der verfolgten Juden annahmen; ihr Reichtum befähigte sie zu Amtshandlungen – sie waren Schiedsrichter, Zeugen bei Kauf- und Tauschverträgen und machten viele Stiftungen in Klosterneuburg, Altenburg, Zwettl, Pernegg und Aggsbach.

1342 besaßen sie das Gericht in Mistelbach, 1348 kauften sie von Albert von Puchaim eine Gült zu Streifing, 1351 erwarben sie die Anwartschaft auf Pernhofen, Ameis und Zlabern, da Chunrat von Schaunberg kinderlos starb.

1353 kaufte Wernhart von Meissau Güter um Lanzendorf von Wülfing von Sonnberg, 1358 den Anteil an der Feste Mistelbach, das Gericht, Maut und Zoll daselbst, den Wein- und Getreidezehent zu Eibesthal, Bullendorf und Mistelbach und 192 Pfund Geldes auf behaustem Grund und Überländ zu Ober – Nieder Eibesthal und Mistelbach.

1369 verkaufte Wernhart seinem Vetter Heidenreich eigene Güter zu Wilfersdorf und Bullendorf, auf der Maut daselbst, die er vom Landesfürsten Albrecht zu Lehen hatte, 3 Pfund Geldes, den Zehent von 17 ½ Lehen zu Bullendorf (ehemals Passauer Lehen). 1360 hatte Heidenreich von Meissau schon Lehen und Zehente zu Wülfleinsdorf gekauft, 1366 Zehente von Bullendorf von Hans von Haslau um 146 Pfund Pfennige; 1371 erwarb er um 156 Pfund Gülten zu Wilfleinsdorf von den deutschen Herren.

Als Heidenreich 1381 starb, fand er neben seiner Frau Anna von Kuenring seine letzte Ruhestätte in der von ihm gestifteten Karthause Aggsbach.

Leutold I. besaß 1368 vorübergehend Asparn a. d. Z. Stephan II. bestätigte 1360 die Privilegien der Bürger Gaweinstals. 1365 verlieh Rudolf der Stifter dem Wernhart die Anwartschaft auf Hohenau und auf alle Lehen daselbst, die im Besitz der Witwe Paumgartners waren (die Urkunde bestätigte 1367 Herzog Albrecht).

Leutoldsthal und Blumenthal besaß Wernhart, der als Landmarschall Zeuge auf der Stiftungsurkunde der Wiener Hochschule steht, seit 1303. Sein Schwiegervater Marchart von Mistelbach errichtete das Mistelbacher Spital. Dem Wernhart verdankte Mistelbach den Michaeler Markt. Wernhart starb 1381.

Der Getreidezehent gehört der Herrschaft auf 535 ¾ Gwanten, das übrige dem Dechant nach Mistelbach.

Bergrecht: deren ¾ ein Eimer geben, auf 14 Viertel Weinzehent auf 302 Viertel 1 Achtel.

Osterehrung: jedes Haus 6 Eier (= 312 Eier), ein Kalb, Weihnachtshühner (ein Ganzlehner 2, ein Halblehner 1, zwei Hofstätter eines) = 37.

Robot: die Untertanen helfen die Breite bauen, arbeiten in den Weingärten, roboten ohne gewisse Anzahl der Tage, sooft sie gebraucht werden; auch die Vogtholden müssen roboten gehen, der Ausholde ist verpflichtet, zwei Tage auf der Breiten zu roboten; die Inleute haben keine gewisse Robot.

Kein Banwein, das Bier von der Herrschaft.

Handschrift von Franz Thiel

Die Herren von Zierotin in unserer Heimat

Das uralte Geschlecht der Zierotin leitete seine Abstammung von dem russischen Großfürsten Wladimir ab, der 1005 starb; sein Urenkel Zdislaw kam mit dem Bischofsmörder Herzog Boleslaw von Polen nach Mähren, wo die Zierotin im Laufe der Zeit eine angesehene reiche Adelsfamilie wurden, die mit der Geschichte Nordmährens eng verbunden blieb. Der Sohn Zdislaws, Budisch von Zemislaus, begründete die mährische Linie, die sich später vielfach verzweigte und zwar in eine Prerauer, Lundenburger, Groß-Meseritscher, Buchlauer, Ullersdorfer, Wiesenberger, Namiester Linie usw.

Die Zierotin griffen mit starker Hand in das politische und wirtschaftliche Leben Mährens ein und stellten dem Staate tüchtige Beamte und Offiziere; denn sie waren Landeshauptleute, oberste Landrichter, Hofmeister und Kämmerer, die dem Lande sowie dem Volke treue Dienste leisteten. Die Religion war in dieser Familie stets eine Herzenssache, da sie nicht einer Kirche unbedingt dienten; sie nahmen sich stets der Bedrängten, der Armen und Verfolgten an; sie waren keine Jasager, sondern vertreten ganz energisch ihre Meinung den Landesfürsten gegenüber.

Hynko von Zierotin fasste 1150 den Entschluss, den bedrängten Christen im Heiligen Lande zu helfen, der Olmützer Bischof drohte über alle den Bannfluch auszusprechen, die es wagen sollten, Hynko oder seiner Familie einen Schaden zuzufügen; 1278 kämpften die Zierotin an der Seite Ottokars in der Schlacht bei Dürnkrut gegen Rudolf von Habsburg. Dabei fielen Budisch und Plichta. Ein Plichta von Zierotin nahm 1228/29 an dem 5. Kreuzzug des deutschen Kaisers Friedrich II. teil, auch an dem Kampf gegen die heidnischen Preußen beteiligten sich die Zierotin 1254. Im Heere Ludwigs von Bayern kämpfte Plichta III. in der Schlacht bei Mühldorf gegen Friedrich den Schönen. Sie waren recht kampflustig und liebten das Abenteuer sowie den Schlachtenlärm. Ein Zierotin begleitete den Böhmenkönig Johann nach Frankreich und kämpfte in der Schlacht bei Crecy 1346 gegen die Engländer.

In den Hussitenkriegen hielt die Familie zu den Tschechen, mit Ausnahme des Friedrich von Zierotin (gest. 1422). Er war ein stiller, ruhiger Edelmann, der jede Gewalt sowie das Blutvergießen und die Greueltaten der Hussiten ablehnte. Er blieb der Religion seiner Ahnen treu, war ein Wohltäter der Kirche und Klöster und stiftete im Kloster Hradisch die Kapelle St. Viktoria. Die Familie wandte sich aber von der römischen Kirche ab und unterstützte die Sekten, vor allem die mährischen Brüdergemeinden.

Um 1500 lebte die Zkanka von Zierotin, eine Amazone, die stets im Harnisch ging und sich auch an Kämpfen beteiligte. Wenzel von Zierotin, ein Gegner Kaiser Maximilians I. (1493-1519), kämpfte er gegen diesen, geriet aber in österreichische Gefangenschaft und wurde gegen ein hohes Lösegeld freigelasssen.

Im 16. Jahrhundert waren die Zierotin in Mähren Vorkämpfer der Renaissance und der Reformation; sie erweiterten ihren Besitz und wurden so die reichste Adelsfamilie des Landes. König Wladislav II. verpfändete 1490 dem Peter von Zierotin die Herrschaft Blauda; 1504 bekam er sie mit Schönberg und Frankstadt in seinen Besitz. 1526 kämpfte Bernhard von Zierotin in Ungarn gegen die Türken und nahm an der Schlacht von Mohacz teil, in der König Ludwig fiel. Johann von Zierortin geriet mit seinem Bruder Siegmund wegen des väterlichen Erbes in Streit und tötete ihn im Zweikampf, deshalb wurde er zu einer Kerkerstrafe von einem Jahr verurteilt, die er im Schloss Ullersdorf verbüßte (1565). Im 16. Jahrhundert waren die Schlösser in Mähren Musensitze, wo Kunst, Wissenschaft, Musik und Poesie eine würdige Pﬂegestätte fanden; so errichtete Johann von Zierotin, der in Namiest ein Prachtschloss besaß, in Kralitz eine Buchdruckerei und in die berühmte Brüderschule, an der Karl von Zierotin und Karl von Liechtenstein studierten. Diese beiden Schulkameraden trennten sich später und jeder schlug eine andere politische Richtung ein im öffentlichen Leben. Die Prunkpforte im Schloss Namiest ähnelt der in Johrnsdorf bei Mährisch-Schönberg. Johann starb 1583.

Karl von Zierotin (1564 bis 1636) studierte in Straßburg, Basel und Genf, dem kalvinischen Rom, wo er mit vielen Emigranten aus allen Ländern zusammenkam, die wegen ihres Glaubens die Heimat verlassen mussten. Karl lernte ihre Not, aber auch ihre Glaubensstärke kennen, die er bewunderte; er war ein edler, uneigennütziger Charakter, dem Religion Herzenssache war und der in seinem Mitmenschen einen Bruder sah. Dies galt auch von seinen Untertanen, die er im christlichen Geiste behandelte. Arme Studenten unterstützte er und den vertriebenen Glaubensgenossen gewährte er auf seinem Besitz eine Heimstätte. Der Heerführer Wallenstein war sein Schwager, dessen Pläne er aber ablehnte. Karl von Zierotin wurde vom Kaiser zum Landeshauptmann von Mähren ernannt, beteiligte sich aber nicht an dem Aufstand im Jahre 1618, da er keinen Meineid begehen wollte. Als ihn der Winterkönig Friedrich von der Pfalz zu seinem Ratgeber machen wollte, lehnte er diese Würde ab und machte dem König Vorwürfe wegen seines Vorgehens gegen den Habsburger. Die Treue zu seinem Kaiser hinterließ auf den Winterkönig einen tiefen Eindruck; Kaiser Ferdinand II. gestattete dem Zierotin für seine Person volle Glaubensfreiheit, doch Karl nahm diese Gnade nicht an und ging mit den Glaubensbrüdern in die Fremde. Er teilte mit ihnen das schwere Los der Emigration. Als er seinen Tod herannahen fühlte, kehrte er nach Prerau zurück, da er in seiner geliebten Heimat sterben wollte (1636).

In den Türkenkriegen zeichneten sich die Zierotin als Heerführer und Baumeister durch ihr militärisches Talent in Ungarn aus. Friedrich von Zierotin (gest. 1589) erbaute die Festung Neuhäusel, die Bollwerk gegen den Erbfeind wurde (1576). Sie schützte vor allem die Ostflanke Mährens und verhinderte einen Einfall des Feindes in unser Heimatland. Die Festung ließ Kaiser Karl VI. 1725 vernichten, weil damals die Türkengefahr durch die Kämpfe in Ungarn beseitigt war. Die Sage erzählt, Friedrich hätte seinen Schwager, den Besitzer von Buchlau, ermorden lassen, um diesen Herrensitz in seine Hand zu bekommen. Die Zierotin standen um 1600 auf der Höhe ihrer Macht, da fast ein Drittel Mährens ihnen gehörte und zu den Landtagen oft 18 Zierotins erschienen. Ein Johann von Zierotin ließ das öde Grumberg mit neuen Ansiedlern wieder erstehen.

An dem Aufstand des Adels im Jahre 1618, der den 30jährigen Krieg einleitete, nahmen mehrere Zierotin teil: Ladislaus Welen, Dietrich der Ältere, Johann, der 1628 in Elbing starb, Przymislaus, der Wiesenberg verlor, und Johann Dietrich, während der erwähnte Karl und Balthasar dem Kaiser treu blieben. Der letztere, ein Freund des Olmützer Dietrichstein und Besitzer der Herrschaft Meseritsch, war einer der ersten, die sich zur katholischen Kirche bekannten.

Ladislaus Welen, ein Gegner der Habsburger, hielt auf seinem Schloss in Mährisch-Trübau eine glänzende Hofhaltung, und hatte Gelehrte sowie Künstler in seiner Umgebung, sodass man damals Trübau das mährische Athen nannte; er war nicht so tolerant gegen die Katholiken wie sein Verwandter Karl; denn er vertrieb die Jesuiten von seinen Gütern und entfernte alle katholischen Beamten. Als Ratgeber und Freund des Winterkönigs begleitete er diesen auf seinen Reisen nach Brünn und Olmütz. Beim Einzug in Brünn führte er dessen Ross und in Olmütz zeigte er ihm ein Volksfest seiner Untertanen aus Nordmähren. Die schönen Trachten, die Volkstänze sowie -lieder machten auf den König einen tiefen Eindruck. Nach der Schlacht am Weißen Berg 1620 verlor Ladislaus Welen seinen Besitz - Trübau, Hohenstadt und Eisenberg. Als er sein Schloss in Trübau verließ, fiel ihm der Abschied von seiner geliebten Heimat sehr schwer und er konnte sich nicht von ihr trennen, sodass er beinahe den kaiserlichen Reitern in die Hände gefallen wäre. Er floh nach Venedig, später nach Ungarn und trat in die Armee Gustav Adolfs, von dem er hoffte, dass er den Emigranten helfen würde, damit sie in die Heimat zurückkehren könnten. Sein Kriegstagebuch liegt in Rom in der päpstlichen Bibliothek. Wohl versuchte der Sohn, das väterliche Erbe zu bekommen, doch seine Bemühungen scheiterten.

Przymislaus von Zierotin zögerte mit seinem Übertritt zur katholischen Kirche bis 1647; da drohte ihm der Kaiser mit der Wegnahme der Herrschaften Ullersdorf und Johrnsdorf; nun wurde er katholisch, aber im Herzen war er es nicht; deshalb verweigerte ihm die Kirchenbehörde die letzte Ruhestätte in der Familiengruft der Pfarrkirche; erst fünf Jahre später trugen 1659 Bauern den Sarg heimlich des Nachts in die Gruft. Seine Gemahlin, Julianne Elisabeth von Oppersdorf, eine wohltätige Frau, nahm sich der Armen, Notleidenden und Kranken an; sie unterstützte die Dominikaner in Schönberg auf jede Art. Obwohl sie im Testamente ein schlichtes Begräbnis forderte, gestaltete es sich zu einer großen Trauerfeier, wie sie im Teßtal noch nicht gesehen wurde. Der Breslauer Dominikaner-Prior hielt eine glänzende Leichenrede, der er einen Vers aus dem des Propheten Jeremias zugrunde legte: „Siehe die ist krank geworden, welche hat 7 geboren. Die Sonne ist untergegangen, da es noch Tag war.“ Die Verstorbene, die ein Alter von 38 Jahren erreichte, vermachte dem Schönberger Dominikanerkloster einen hohen Geldbetrag, der es ermöglichte, das Kloster nach dem großen Brande wieder aufzubauen. Die Leichenrede wurde 1670 bei Ignaz Constantin Schubart gedruckt.

Ganz anders als sein Vater war der Sohn Przymislaus Otto, der seine Untertanen hart behandelte, sodass sie sich gegen ihn erhoben. Die Folge war ein strenges Strafgericht, das 3 Rädelsführer zum Tode verurteilte, am 24. Juni 1662 erfolgte die Hinrichtung mit dem Schwerte. Die untertänigen Dörfer, die das Gemeindesiegel verloren, mussten den Herrn um Verzeihung bitten. Er ist der Gründer der Siedlung Primiswald 1660.

Przymislaus wollte beim Ullersdorfer Schloss eine Stadt anlegen, was aber die Städte und Märkte Nordmährens verhinderten. Seine Söhne machten den Hexenprozessen im Teßtal ein Ende, die eine Schande für unsere Heimat waren und 39 unschuldige Opfer forderten. Das anmutige Teßtal mit seinen fleißigen und arbeitsamen Bewohnern nannte man damals „Hexental“. 1680 entstand die Siedlung Kröneshof bei Mähr.-Schönberg.

1706 erhob der Kaiser die Familie in den Grafenstand und 1712 in den erblichen Grafenstand. 1710 konnte Joachim von Zierotin die Herrschaft Blauda um 182 400 ﬂ rh. mit dem Gute Krumpisch um 46.000 ﬂ rh. kaufen. Er war Kämmerer und Geheimrat, seine Gattin Ludowika Freiin von Bilgenau, die als Mitgift die Herrschaft Pruß in Preußisch-Schlesien in die Ehe brachte, Sternkreuz-Ordensdame. Joachim besaß 5 Schlösser, Blauda, Johrnsdorf, Pruß, Ullersdorf und Wiesenberg, 11 Höfe mit einer Fläche von 25.059 Joch, Walachisch-Meseritsch, sowie einige Lehensgüter, 2 Eisenwerke, 3 Glashütten, 4 Bräuhäuser, eine Tabakmühle und 40 untertänige Gemeinden. Wieder gehörten die Zierortin wie um 1600 zu den angesehensten Adeligen des Landes.

Der Nachfolger und Sohn Joachims, Johann Ludwig (1692 bis 1781), war ein frommer Edelmann, der mehrere sehenswerte Kapellen in Nordmähren erbaute und sie im Stil der Barockzeit ausschmücken ließ. Er befolgte damit den Grundsatz seiner Zeit: „Omnia ad majorem dei gloriam“. Von den Bauten erwähne ich die Kapelle beim Ullersdorfer Bad, die am Fellberg, bei Marschendorf, die Doppelkapelle im Schloss Ullersdorf und die Johanneskapelle in Johrnsdorf. Er legte auch den prachtvollen Schlossgarten in Ullersdorf im holländischen Stil an mit den Wasserfällen, Springbrunnen, Statuen, buntfarbigen Blumenbeeten, den grünen Hecken und Pavillons. Er gehörte zu den schönsten des Landes und beeinflusste die Bauerngärten in den Dörfern des Teßtales, auch die Untertanen wählten statt der Holzzäune grüne beschnittene Hecken und errichteten Gartenhäuschen für eine Plauderstunde am Sonntagnachmittag.

Unter ihm entstand die Siedlung Königsgrund bei Johrnsdorf, wo sich der Winterkönig Friedrich im Jahre 1620 auf seiner Flucht eine Zeitlang der Sage nach aufhielt. Die Hutweiden sowie Fischteiche um Johrnsdorf verwandelte er in Ackerland und gab so dem Landschaftsbild ein neues Aussehen. Die Ziegenzucht stellte er ein und die Erzeugung des einst berühmten Johrnsdorfer Ziegenkäses wurde eingestellt. An der Stelle der Fischteiche sah man wogende Saatenfelder neben der Dammstraße.

Die drei Söhne teilten sich nach dem Tode des Vaters das reiche Erbe. Johann Karl, der Wiesenberg bekam, verkaufte es 1770 an die Abtei Welehrad. Josef Karl nahm sich Johrnsdorf, Blauda und Krumpisch und Ludwig Anton Ullersdorf, das er 1802 an den Fürsten Liechtenstein um 407 000 ﬂ veräußerte. 1771 gelangt auch Johrnsdorf mit Schönbrunn, Kröneshof, Wiesen und dem Bräuhaus Ullischen in fremde Hände. Nach Ludwig ist die neu gegründete Siedlung Ludwigsthal im Teßtal genannt.

1771 wird das Dorf Plötsch bei Frankstadt erwähnt, das als Zinsdorf aber nach Schönbrunn gehörte.

Der Familie blieb nur Blauda. Die Frau des Zdenko Otto von Zierotin (1812 bis 1887, Gabriele von Almasy), war eine energische Frau, die das Gut Blauda zu einer Musterwirtschaft machte, von der die Untertanen in den Dörfern viel lernen konnten. Blauda ersetzte damals den Bauern eine landwirtschaftliche Schule. Auf dem Gebiet des Obstbaues war die Frau für Nordmähren bahnbrechend, weil sie zum ersten Mal Edelobstbäume an Feldwegen und Straßenrändern aussetzte. Sie erhielt auf der Weltausstellung in Philadelphia für das ausgestellte Obst ein Diplom sowie eine Medaille; auf den Ausstellungen in Schönberg, Müglitz, Mähr.-Trübau und Wien errang sie Anerkennungsschreiben, überall wunderten sich die Fachleute über die Sorten, weil man allgemein, glaubte, dass in dem rauhen Klima Nordmährens Edelobst nicht gedeihe. Dem Beispiel folgten viele Herrschaften, z. B. Johrnsdorf und die Dorfgemeinden. Im Frühling glich die Landschaft einem weißen Blütenmeer, aus dem nur die Schieferdächer der Häuser herausschauten.

Ihren Bruder, der 1849 wegen Teilnahme an der ungarischen Revolution erschossen werden sollte, rettete die mutige Frau; sie fuhr in einem Wagen von Blauda nach Ungarn und brachte ihn, der als Knecht verkleidet war, glücklich nach Blauda, von wo er ins Ausland floh. Meine Mutter erzählte mir, dass ihn die Verfolger beinahe beim Baderwasser in Frankstadt erwischt hätten. Doch konnte er sich rechtzeitig in einem dichten Strauchwerk verstecken, von wo er in der Nacht über Rabenseifen nach Preußen ﬂüchtete. Die Zierotin reformierten ihre Waldungen im modernen Geiste und beriefen aus der Forstlehranstalt in Marienbrunn bei Wien Fachkräfte, die bestrebt waren, eine geregelte Waldwirtschaft und Waldschonung einzuführen; sie traten für die Feuerversicherung in den Dorfgemeinden ein, nahmen sich der Armen und Waisen in sozialer Weise an und sammelten für das Brünner Landesmuseum wertvolle Gegenstände in Nordmähren. Um 1900 besaß die Familie nur Pruß, Walachisch, Meseritsch und Blauda mit Krumpisch. 1922 starb das Geschlecht der Zierotin aus.

Veröffentlicht: auf den Seiten 35 – 38, Zeitschrift unbekannt

Die Herrn von Wehingen

Als die Habsburger 1278 nach Österreich kamen, führten sie verschiedene Neuerungen ein, die aber im Volke abgelehnt wurden. Österreich war ein Reichsland und Wien eine Reichsstadt. Der Stadtrat hatte die Aufsicht über die Schulen und ernannte auch die Schulmeister. Der kirchliche Einfluss wurde ausgeschaltet und die Geistlichen der weltlichen Gerichtsbarkeit unterstellt. 1282 konnten die Landesfürstlichen Arbare angelegt werden, die in die Besitzverhältnisse Ordnung brachten. Die Dominikaner und Minoriten förderten diese Bestrebungen der Habsburger, die den Adel aus dem Schwabenland und den Vorlanden bevorzugten. Dazu gehörten die Herren von Wehingen, die Rudolf mit besonderer Vorliebe in seine Dienste nahm, und die Wallseer, die 1296 Stronsdorf und Stronegg besaßen.

Albrecht I., ein strenger Herr wollte den alten bodenständigen Adel niederhalten, erregte aber nur seinen Unwillen, sodass es einen Aufstand gab, der aber unterdrückt wurde. Leuthold von Kuenring, ein Führer der Rebellen, verlor seinen Besitz in Asparn an der Zaya. Unsere Leute hassten die Schwaben, die man "Zugereiste" und "Dahergeloffene" nannte, die zu Fuß in unser Land kamen (qui venerunt per pedes).

Die Heimat der Herren von Wehingen ist das Schwabenland Wurttemberg, wo die Ortschaft Wehingen mit der Burg der Grafen von Zollern und der Weiler Harras liegen. Ihr Ahnherr ist der Minnesänger Hugo von Werenwang. Die "Zugereisten" aus dem Schwabenland waren tüchtige Männer, die hervorragendes auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens leisteten, die als Ratgeber des Landesfürsten ihm treu zur Seite standen und in unserer Heimat Besitz erwarben. Diese Adeligen vergaßen nie ihre alte Heimat, mit der sie stets verbunden blieben. Mit ihnen kamen auch Bauern und Handwerker zu uns, da ja das Grenzland immer neue Kräfte brauchte.

Die Wehinger gehörten in Österreich dem Ritterstamm an, waren also keine Herren wie z.B. die Liechtenstein, die dem Hochadel zugerechnet wurden. Unser Adel im Grenzlande stand zu dem böhmischen damals in freundschaftlichen Beziehungen, die noch durch Heiraten vertieft wurden. Die Wehinger waren gute Freunde zum Böhmenkönig Johann. Das hinderte aber diesen nicht, öfters mit seinen Kriegern in unser Gebiet einzufallen und die Gemeinden auszuplündern. 1328 verbrannten sie Rabensburg, Feldsberg und 40 Orte im Weinlande. 1331 erschienen sie wieder, lagerten zwei Wochen vor Laa, erschlugen bei Pulkau 200 Österreicher, erlitten aber bei Mailberg eine schwere Niederlage. 1336 plünderten sie vor allem die Orte um Feldsberg.

Von 1324 bis 1331 war die Stadt Laa dem König Johann verpfändet. Schulden und Geldmangel der Habsburger zwangen diese zu den Verpfändungen, die oft ein Unglück für die Bewohner waren und viel zum Niedergang unseres Gebietes beitrugen.

1365 heiratete Reinhard von Wehingen, der Kammermeister Herzog Albrechts, die reiche Witwe eines Klosterneuburger Bürgers; 1370 berief ihn Herzog Leopold zu seinem Hofmeister, sodass er in Wien eine angesehene Stellung am Hofe einnahm

1397 sind die Wehingen im Besitze von Michelstetten. Berthold von Wehingen reformierte 1369 bis 1381 mit dem Gelehrten Heinrich von Langenstein aus Hessen die Wiener Hochschule, da sich verschiedene Missstände eingeschlichen hatten, die den guten Ruf der Universität nur schadeten. Es wurde von nun an großer Wert auf die Freiheit und Kritik gelegt, die Astrologie, der Weltuntergang der Antichrist, die verschiedenen Prophezeiungen und die Kometenfurcht bekämpft. Von jetzt an besaß Wien eine richtige Universität, die der Stadt Ruhm und Ehre brachte. 1382 leitete die Hochschule Peter Engelbert von Hebersdorf, der Pfarrer von Ulrichskirchen war. Als Professoren wirkten 1385 Johann von Russbach sowie der Magister Peter von Pillichsdorf.

1374 besaßen die Wehingen die Feste Bernhardsthal, die wichtige Straßensperre gegen Mähren; auch eine Mühle wird in dem Orte erwähnt. 1394 kam die Feste in die Hände des Albrecht von Wehingen, von dem sie die Brüder Leopold und Berthold übernahmen, dieser starb 1417 und erlebte die Hussitenkämpfe im Grenzland nicht mehr. Ein Berthold von Wehingen bekleidete von 1381 bis 1410 die Würde eines Bischofs von Freising. Dieser streitbare und baulustige Kirchenfürst erhob Gr. Engersdorf zur Stadt und umgab sie 1336 mit einer Ringmauer.

Der Wiener Kanoniker Johann von Wehingen starb 1392; zwei Jahre später verschied am 3.Mai Reinhart von Wehingen und fand mit seinem Bruder Berthold, dem Kanoniker von Passau und Pfarrer von Gr. Russbach die letzte Ruhestätte in der Freisinger Kapelle des Stiftes Klosterneuburg. DieFamilie nahm regen Anteil am Wiener Kulturleben, die Männer waren kunstsinnige Organisatoren mit einem Weitblick in die Zukunft der ihnen alle Ehre machte.

1421 ernannte Herzog Ernst den Konrad von Wehingen, der Michelstetten besaß, zu seinem Rat, da über unser Land schwere Zeiten hereinbrachen; denn die Hussitenkriege, die vor allem unser Grenzland bedrohten, benötigte dringend tüchtige und erfahrene Männer. Hans von Wehingen kämpfte 1430 in Dienste des Grafen von Württemberg gegen die Hussiten.

Der Kaiser Friedrich belohnte 1464 die Verdienste dieser Familie, die sie sich um Österreich im Laufe der Zeit erworben hatte, mit einer Wappenbesserung, die ihr einen sozialen Aufstieg brachte; denn sie gehörte von nun an dem n.ö. Herrenstande an. Das Wappen zeigt einen silbernen, eckig gezogenen Querbalken im blauen Grund.

1470 lebte ein Ehrhold von Wehingen in Michelstetten. In Schwaben starb dieses Geschlecht 1508 aus, bei uns 1563. Die Hussitenkriege, die Kämpfe von Georg von Podjebrad 1458 und die mit den Ungarn 1485 entvölkerten unsere Heimat, sodass zahlreiche Dörfer nicht mehr aufgebaut wurden. Man nennt sie beute Wüstungen. Da brauchte unsere Heimat neuen Zuzug von Siedlern, die aus dem Schwabenland kamen, da sie ja einen guten Ruf hatten.

Betrachten wir die Familiennamen im Grenzlande, so finden wir viele mit der Endsilbe „inger", die für Schwabenland charakteristisch sind. Ich erwähne einige aus unserem Bezirke: Aringer, Aulinger, Bachinger, Biringer, Bollinger, Bischinger, Buchinger, Dallinger, Danninger, Eittinger, Dorfinger, Dollinger, Elbinger, Edinger, Eichinger, Eiringer, Eisinger, Elsinger, Emminger, Enzinger, Eschinger, Fabringer, Faltinger, Fellinger, Fichtinger, Frasinger, Fubringer, Gerlinger, Gessinger, Gollinger, Gradinger, Haftinger, Haidinger, Heilinger, Harfinger, Haslinger, Hatzinger, Hausinger, Hessinger, Hiblinger, Hipfinger, Höbinger, Hollinger, Holzinger, Höttinger, Hubinger, Hutzinger, Ilsinger, ltzinger, Kemminger, Kindlinger, Kittinger, Kobinger, Kolbinger, Kotzinger, Köstinger, Kropfinger, Kreutzinger, Kumminger, Kurzinger, Lachinger, Lackinger, Lobninger, Lutschinger, Matzinger, Metzinger, Neulinger, Ollinger, Panninger, Pendinger, Penninger, Pirschinger, Pleininger, Plonnigern, Pöltinger, Pomminger, Preminger, Pressinger, Prillinger, Prosinger, Radinger, Reidinger, Reidlinger, Reisinger, Riedinger, Ritzinger, Robringer, Röbringer, Sellinger, Speringer, Scharinger, Schatzinger, Schiffinger, Schmutzinger, Schwatzinger, Wasinger, Weidlinger, Weilinger, Weininger, Weninger, Wiplinger, Windbrechtinger, Wiesinger, Wurzinger, Zausinger, Zillinger und Zubinger.

Dr. Richard Zimprich zeigt in der "Mährisch schlesischen Heimat" 1760 die Wechselbeziehungen zwischen dem Schwabenland und Mähren auf, denn in dieses Land beriefen die Grundherren die fleißigen und arbeitsamen Schwaben - 1281, 1331, 1377 und 1381. Das Dorf Schwabenitz bei Wischau erinnert noch heute an die Einwanderer aus dem Altreich. Rege Wirtschaftsbeziehungen unterhielten mit diesem Gebiet die mährischen Städte Znaim, Butwitz, Brunn, Iglau, Olmütz und Freistadt, die 1439 von Ulm zu einer Messe eingeladen wurden.

In der Zeit der Reformation war die Einwanderung aus dem Gebiet um den Bodensee, der mit Recht "Schwäbisches Meer" genannt wird, in unsere Heimat besonders groß. In erster Linie waren es die Wiedertäufer, bei uns Habaner geheißen, die nach Südmähren kamen, aber nach 1630 vertrieben wurden, und nach St. Johann, Schoßberg und Gr. Schützen auswanderten. Der Fürst Gundacker von Liechtenstein in Wilfersdorf rief um 1625 Bauern und Handwerker aus dem Altreich in unser Gebiet; doch kehrten sie in Krems um und begaben sich wieder in ihre alte Heimat, weil ihnen die Verhältnisse nicht gefielen.

Der große Barockmaler Franz Anton Maulpertsch (1724 bis 1796), der im Mistelbacher Kollegium arbeitete, stammte aus Langenargen und war ein Schwabe.

Quellen:

"Die schwäbischen Herren von Wehingen in Österreich" im Jahrbuch des Vereines für Landeskultur 1930.Dudik: "Mährens allgemeine Geschichte".

Veröffentlicht in: „Weinlandmuseum“, 15. 11. 1961, Nr. 4, S. 21ff

Die herrschaftliche Maut in Wilfersdorf

Alte Verkehrswege führten aus dem Donautale durch das Weinviertel in die Sudetenländer und weiter ins Odertal und nach Polen. Da gab es eine ganze Reihe von Bauten: in Rabensburg, Ringelsdorf, Bullendorf, Wilfersdorf und Mistelbach. Die in Wilfersdorf wird in den Jahren 1340, 1341, 1358 und 1383 erwähnt; sie gehörte wie die in Bullendorf (1369 zum erstenmal genannt) zur Herrschaft Wilfersdorf, die auch für gute Holzbrücken und für die Ausbesserung des Weges sorgen mußte. Die Kettlasbrunner Maut "Auf dem Hürten Tanz" amtierte nur an den Tagen, da in Mistelbach ein Jahrmarkt stattfand. Die in Ringelsdorf befand sich an der March; war der Fluß gefroren, so zahlten die Fuhrleute für einen Wagen 1 kr "zur Machung der Brücke".

Nach dem Extrakt aus dem dritten Teil der brüderlichen Teilung vom Jahre 1599 betrug der Bestand der Wilfersdorfer Maut 16 fl, der in Mistelbach mit dem Standgeld 130 fl, der in Bullendorf 18 fl, der in Kettlasbrunn 1 fl und von Ringelsdorf war nichts angeschlagen. Die Mauten waren damals verpachtet; den Pachtzins nannte man Bestand. Wer in Bullendorf seine Abgabe geleistet hatte, war in Wilfersdorf frei von jeder Zahlung (und umgekehrt).

Der Verkehr zwischen Dürnkrut-March und Mistelbach war an den Marktagen ein reger, jährlich nahm die Herrschaft um 1596 zu Pfingsten und Michael "Auf dem Hürten Tanz" 10 fl ein, sodaß man schon daran dachte, eine zweite Maut bei Kettlasbrunn zu errichten.

Die Mautpächter waren in der Regel Juden aus Südmähren, vor allem kamen sie aus Kromau. Sie zeichneten sich durch ihren Geschäftsgeist aus und erfreuten sich des besonderen Schutzes durch den Fürsten Gundacker von Liechtenstein, den Herrn von Wilfersdorf. Auf drei Jahre überließ er den beiden Juden Abraham und Donat Markus die Wilfersdorfer Maut; dafür zahlten sie jedes Vierteljahr 250fl in das fürstliche Rentamt daselbst und stellten als Bürgen zwei Juden aus Kromau. Sie durften den vorgeschriebenen Tarif nicht willkürlich überschreiten, jede Art des Wuchers und Betruges war ihnen untersagt, dafür genossen sie den fürstlichen Schutz und Beistand, wenn ein Fuhrmann ungeziemende Worte gegen sie brauchte oder gar mit Gewalt sich den Anordnungen widersetzte.

Als die Bauern von Alt-Lichtenwarth der Wilfersdorfer Maut ausweichen wollten und über den "Hürten Tanz" fuhren, stellten die Juden sofort an dieser Stelle ein Verbotzeichen (ein Rad) auf; denn nur die Leute aus den umliegenden Orten durften über den "Hürten Tanz" fahren. Es herrschte also eine Art Straßenzwang Wer auf einem verbotenen Weg fuhr und erwischt wurde, verlor seine Waren; davon gehörte ein Drittel den Juden. Die Mautordnung und die Preistafel mußten die Pächter an der Hauswand anbringen; jeder Durchreisende hatte seinen Paß vorzuzeigen, in dem alle Waren angegeben waren, die er mitführte. Die Herrschaft überließ den Juden das Haus neben der Schmiede; dafür zahlten sie jährlich 10 fl Zins. Im Kettlasbrunner Walde konnten sie sich sechs "Fahrtln Klaubholz« sammeln und auf eigene Kosten heimführen lassen.

Als im Jahre 1629 die Eingänge infolge der Kriegswirren zurückgingen, überließ ihnen die Herrschaft auch die Ringelsdorfer Maut. Da fuhren eines Tages hier Juden aus Eisenstadt (im Burgenlande) durch; sie gaben an, daß sie in ihren Säcken Brot hätten. Doch mußten sie anhalten und ein "Ueberreiter" durchsuchte die Wagen und fand Weinstein, den sie durchschmuggeln wollten. Vergeblich suchte ein Jude dem "Ueberreiter" ein Geldstück in die Hand zu drücken: es half nichts; trotz des Schreiens wurde ihnen die Ware abgenommen.

Von Schlesien fuhren viele Leinwandhändler durch Wilfersdorf; die bürgerlichen Fischhändler, die alle Teiche und Fischbehälter in der Zaya gepachtet hatten, entrichteten keine Maut. Im Jahre 1629 führten sie 15 Wagen, die mit Fischen vollbeladen waren, gegen Wien.

Da erschien 1630 der kaiserliche Befehl, daß alle Juden von den Mauten abzuschaffen sind; doch dies geschah nicht so schnell, weil die Herrschaften in Eingaben darauf hinwiesen, daß ohne Juden der hohe Bestand nicht hereingebracht werden könnte; die Christen seien nicht so geschäftstüchtig und die Herrschaften erlitten einen bedeutenden Schaden. Der Graf Bräuner habe ja auch einem Juden die Maut in Neudorf übergeben, ebenso der Tiefenbacher zu Böhmisch Krut und zu Dürnkrut; überall sei neben dem Juden noch ein Christ, der die Mautgebühren von den Fremden abnähme. Sollten die Juden aus dem Lande gejagt werden, so würden sie sicher die Schulden von den Untertanen sogleich einfordern; denn die Juden waren die Geldgeber für die Bauern. Es sei den Leuten unmöglich, die Schulden den Juden sofort zu bezahlen. Um 1600 besaß ein Christ die Maut in Bullendorf, doch habe man sie später einem Juden überlasssen.

Um 1630 verlangte die Herrschaft Steinabrunn (Dietrichstein) die Mautfreiheit in Wilfersdorf für ihre Fuhrwerke. Die Eibesthaler fuhren über die Kirchenmühle nach Schrick und weiter nach Wien, sodaß sie in geschickter Weise der Wilfersdorfer Maut auswichen. Sie bezahlten nur die Tabormaut. In Wilfersdorf mußte die Herrschaft drei Brücken in gutem Zustand erhalten, ebenso den hohen Dammweg vor dem Schloß aufschütten. Die Straße war ja eigentlich ein Feldweg, der fast nie einen Schotter sah. Bei schlechtem Wetter fuhren die Fremden über die herrschaftlichen Felder und verursachten so einen erheblichen Schaden.

Jm Jahre 1632 wollte am 27. Juli ein Italiener, Dampietro, Seidenwaren nach Polen durchschmuggeln. Schon hatte der Mautner die Wagen vor dem Mauthause durchsucht, sodaß sie abfahren konnten. Einige Schritte weiter bei der Schule wurden sie nochmals angehalten; da entdeckte man die Seide. Vor etlichen Jahren hatte auch der Tiefenbacher Seide im Werte von 2000 fl hier durchgeführt.

Im Jahre 1636 tauchte die Frage auf, ob die herrschaftlichen Mauten Brücken- oder Wegmauten seien, ob man von Tieren und Eßwaren auch Gebühren einheben solle. Die Bauern beklagten sich beim Amtmann, daß die Fuhrleute hei schlechtem Wetter über ihre Wiesen und Felder führen.

Der Krieg hatte den Verkehr auf allen Handelswegen teilweise lahmgelegt; die Herrschaft verpachtete von 1640 an die Maut nur auf ein Jahr; sie forderte von den Juden 409 fl Mautzins und 15 fl für das Haus im Jahr. Doch wurde dem Juden eingeschärft, das Haus rein und sauber zu halten, dem Gesindel keinen Unterschlupf zu gewähren, nur durchreisenden Juden Wein zu reichen, nicht aber den Christen, sonst mußte er 5 fl Strafe zahlen.

Schwere Tage erlebte das Mauthaus in dem Schwedenkrieg; der Markt wurde geplündert, die Orte im Zayatal gingen in Flammen auf, die Leute flohen und versteckten sich in den Wäldern und Erdställen. Das Schwedenheer marschierte von Mistelbach gegen Hohenau, auch der gefürchtete General Torstenson passierte den Weg. Die Kaufleute dagegen blieben aus, die Mauteinnahmen gingen zurück, doch die Juden wußten sich ganz gut zu behaupten und standen vielfach mit den Schweden auf gutem Fuß. Trotz des Judenverbotes amtierten sie noch immer in Neusiedl a. d. Z., in Rabensburg, Hohenau, in Ringelsdorf und bei der Rabensburger Fischmaut. Auch das Jungfrauen-Kloster zu Tulln, der Graf von Hardegg und der Graf Palffy besetzten ihre Mauten mit Juden. Nun machte aber die Regierung Ernst mit dem Verbot, weil die Juden die Christen übervorteilten, was aber die Herrschaften nicht gelten ließen; denn sie hatten den Mautpächtern bei schwerer Strafe eingeschärft, die vorgeschriebenen Gebühren einzuhalten, ja die Regierung verbot sogar die Einführung, daß Juden sich Christen halten, damit sie die Geldgebühren einhöben; denn ein Christ solle nie einem Juden dienen (im Jahre 1652).

Als Steinabrunner Bauern im Jahre 1659 Getreide des Grafen von Fünfkirchen nach Wien führten, mußten sie in Wilfersdorf die Maut bezahlen, sodaß der Fünfkirchner vom Fürsten Liechtenstein die Mautfreiheit für seine Sendungen verlangte.

Der Mistelbacher Mautner konnte 1661 achtzehn Zentner Hanf als »Contrebande« zurückhalten, die er ins Rathaus führen ließ.

Weil die fremden Kaufleute in berechtigter Weise über die schlechten Wege klagten, so verordnete 1666 der Kaiser, daß die Herrschaften mit dem Mautgeld auch die Wege und Brücken herzurichten hätten.

1681 verzeichneten die Mauten folgende Einnahmen: Mistelbach 462 fl 58 kr, Wilfersdorf 378 fl 24 kr und Bullendorf 122 fl 36 kr, zusammen 963 fl 58 kr.

Die Ringelsdorfer Maut verpachtete 1682 die Herrschaft wieder auf drei Jahre gegen einen jährlichen Zins von 120 fl, der quartalsweise im Rabensburger Rentamte zu erlegen war, den Gulden rechnete man zu 60 kr und den Kreuzer zu 4 Wiener Pfennige. Kaufleute, die von der Herrschaft Obst, Wein, Getreide, Schmalz, Hopfen, Wolle u. dgl. kauften, waren von jeder Mautabgabe befreit, ebenso die mährische Herrschaft Austerlitz, die Grafen von Bisenz und die Fürsten von Dietrichstein-Nikolsburg, aber nur von den Waren, die sie zur eigenen Notdurft führten. Auch der Graf von Fünfkirchen-Steinabrunn konnte mit einer bestimmten Anzahl von Wagen, die mit Getreide beladen waren, alljährlich die Wilfersdorfer Maut frei passieren (seit 1689). Der Fünfkirchner lieferte sein Getreide immer nach Wien.

Nach dem großen Siege über die Türken vor Wien (1683) hob sich langsam der Handel und Verkehr; 1692 dachte man daran, die Mautgebühren zu erhöhen. Einige Jahre später strafte die Herrschaft den Wiener Gastwirt zur "Goldenen Ente" mit 80 fl, weil er mit 14 Faß Wein die Wilfersdorfer Maut "verfahren" wollte; doch ließ sie ihm aus Barmherzigkeit 33 fl nach und schenkte ihm sogar den Wein.

Von 1709 an mußte der Mautner die "Contrebande" dem fürstlichen Amtmann anzeigen, die Hälfte konnte sich der Pächter behalten. Zugleich wurde bestimmt, daß die Mautfreiheit nur dem Fürsten Dietrichstein den Besitzern von Austerlitz und Bisenz zustehe, keineswegs den Untertanen.

Die ungarische Rebellion - Kuruzeneinfälle - hatte den Verkehr teilweise unterbunden, die Mauteinnahmen gingen zurück, die Wege waren gesperrt; die Fremden blieben aus, nur wenige Fuhrwerke konnte man bei uns sehen; das änderte sich sofort, als Ruhe und Ordnung wieder einkehrten; die neue Zeit des Merkantilismus zeigte sich auch in unserem Lande; von Jahr zu Jahr steigerte sich die Zahl der durchreisenden Kaufleute, die Markteinnahmen stiegen: in Wilfersdorf 1710 - 250 fl, 1718 - 510 fl, 1722 - 600 fl, 1725 - 700 fl. Der Tischler mußte sieben Mauttafeln anfertigen und die Gebühren anschreiben (1712). Um 1726 herrschte große Aufregung in dem sonst so stillen Wilfersdorf; man sprach vom Neubau der Straße, sie sollte eine feste Unterlage bekommen, sie werde vielleicht über Mistelbach gebaut, Wilfersdorf verliere an Bedeutung, die Maut werde aufgehoben usw.; doch nichts geschah von all dem Gerede, nur die Straße wurde "repariert" und fest geschottert – immerhin ein bedeutender Fortschritt und der Mautner versah seinen Dienst wie früher.

Mauthaus - ein romantischer Zug längst verwehter Zeit webt um dieses Häuschen, die Fäden der Vergangenheit. Unermüdlich ging der Mautschranken in die Höhe und wieder herab, Wagen standen da in einer langen Reihe angestellt, Peitschengeknall, Fluchworte und Hü- und Ho-Rufe der Knechte ertönten zwischen den kleinen, mit Stroh gedeckten Häusern; Wagner, Schmiede und Sattler hatten genug Arbeit und für den Gastwirt war es das goldene Zeitalter; denn die Knechte waren trinkfeste Gestalten, die vor einer Rauferei mit dem Mautner nicht zurückschreckten, mochten sie auch dann von den fürstlichen Grenadieren eine Tracht Prügel erhalten; der Wein, den ja die meisten nicht kannten - sie kamen aus Mähren, Schlesien und Polen - regte sie auf und reizte ihren Zorn. In dieser Hinsicht hatte der Mautner einen schweren Stand. Jm Gasthaus war er ein gern gesehener Gast, der die Leute zu unterhalten verstand, der alle Neuigkeiten wußte, der aber auch willige Zuhörer fand, die bei einer Maß Wein seinen Witzen, Einfällen und Liedern stundenlang lauschten.

Im Jahre 1742 erstand ein Anton Hyhlyk die fürstliche Maut in Wilfersdorf, Bullendorf und am "Hürten Tanz" um 600 fl rheinisch.

Nun machte langsam der Staat sein Recht auf das Verkehrswesen gegenüber den Herrschaften geltend; er übernahm den Ausbau der großen Verkehrsstraßen, hob die Privatmauten auf und brachte einen einheitlichen Zug in den Straßenverkehr. Dies war ein Verdienst des Kaisers Josef II. 1782 bedeutete das Ende der herrschaftlichen Maut in Wilfersdorf.

Quellen:

Aus den Herrschaftsakten "Wilfersdorf" im Hausarchiv des regierenden Fürsten von Liechtenstein

Veröffentlicht in: "Deutsche Heimat" 1936, S. 33ff

Die Hussitenkriege

Die Ursache der Hussitenkriege liegt in den ungelösten religiösen, politischen und sozialen Fragen des 14. Jahrhunderts. In England trat John Wycliff (1320-1384) gegen die Kirche auf; seine Ideen fanden in Prag an der Hochschule Anhänger (Konrad Waldhauser aus Oberösterreich, Milic von Kremsier, Heinrich Totting und Nikolaus von Jauer). Kaiser Karl IV. verbot 1369 jede Uebersetzung der Bibel in eine andere Sprache. Die Vorliebe für das Urchristentum machte sich überall bemerkbar. Im Pulkautal traten Prediger auf, die gegen die Sittenverderbnis des Adels, der Geistlichen und der besitzenden Klasse kämpften. In Großkrut wirkte 1374 der Pfarrer Nikolaus, der in Prag, dem ,,Sündenbabel”, studiert hatte. Die Studenten lasen die Chronik des Dalimil, die ,,Epistolae Luciferi", verhöhnten und verspotteten die Geistlichen, den Adel und besonders die Deutschen, auf die sie den Vers sangen: ,Toxica Teutonica, gens perfida, pestis iniqua, verget in obliqua,nullius gentis amica." (Die Deutschen bringen Verderben, ein treuloses Volk, eine zu große Pest, neigt zum Wortbruch, keines Volkes Freund.) ]ohann Hus (1365-1415) vertrat die Lehre Wycliffs und griff in seinen Predigten die Kirche und ihren weltlichen Geist an; denn die Prager Domkirche besaß 400 Dörfer, Märkte und Städte sowie 19 Herrschaften.

Schon 1408 predigte in Wien ein Geistlicher im Sinne des Hus und der Schüler Hieronymus, der aber angeklagt wurde; unter seinen Richtern befand sich der Laaer Pfarrer Andreas von Grillenberg. Hieronymus entfloh und schickte dem Gericht Wien ein höhnisches Schreiben. Die Wiener Hochschule visitierte nun die Prediger und fand in Klosterneuburg einen Ketzer, der das Würfelspiel verdammte. 1411 wurde ein Hussit in Wien öffentlich verbrannt. 1414 gab der Pfarrer von Gaweinstal dem Passauer Bischof die Hälfte von 2 Pfund 5 Schilling 10 Denar für die Reise zum Konzil nach Konstanz, wo Hus am 1. März 1415 verbrannt wurde. In Böhmen brachen die Unruhen mit dem ersten Prager Fenstersturz aus. Die Führer der Hussiten, Ziska und Prokop, machten aus den Bauern und Arbeitern fanatische Kämpfer, die schonungslos gegen die Feinde vorgingen. Ihre Fahne zeigte einen roten Kelch mit einer Hostie. Ihr Kampflied begann mit den Worten: ,,Ihr, die ihr Kinder Gottes seid- - -” Im Kampfe gebrauchten sie Sensen, Mistgabeln, den Morgenstern, Drischel, Schußwaffen und Kanonen. Mit ihren Streitwagen bildeten sie eine sichere Wagenburg, an die sie den Gegner anstürmen ließen; gegen diese Fanatiker, die Prokop — er war Priester und las täglich eine Messe — durch seine Predigten so aufhetzte, daß sie die unglaublichsten Schandtaten verübten. Das kaiserliche Heer Sigismund, das auf Befehl des Papstes fünf Kreuzzüge gegen die Ketzer unternahm, hatte den Leitspruch: ,,Kampf und Krieg gegen diese Horde”; doch fehlte da die Stimmung, die Einigkeit und das Geld. Von jedem Weingarten, der abgeschätzt wurde, zahlte der Besitzer 20 Pfennig Steuer von jedem Gulden; die Kirche gab 1/10tel von ihrem Besitz und Städte sowie Märkte spendeten größere Beträge für den Krieg.

Im Grenzland wurden die Burgen, Wehranlagen, Schanzen, die Kirchenfestungen, die Meierhöfe Wehrtürme hergerichtet, Schanzen und Graben bei dem Falltor der Dörfer gemacht, Erdställe und Verstecke angelegt, das Getreide in Erdgruben geschüttet. Seefeld, Laa und Zistersdorf waren wichtige Stütz- und Sammelpunkte. Am 1. März 1420 rief der Papst die Christen zum Kreuzzug gegen die Hussiten auf. 1421 erschien Sigismund am 24. März in Seefeld. Die Adeligen (auch der Maissauer) versprachen ihm Hilfe und Unterstützung. Reinprecht von Wallsee (Besitzer von Asparn und Stronsdorf) und Hartneid von Liechtenstein mit seinem großen Besitz in Nikolsburg sicherten sich gegenseitig Hilfe und Beistand gegen jeden Feind — ausgenommen der Landesfürst und der Kaiser. Die Liechtenstein organisierten die Verteidigung in den wichtigen Burgen: Gnadendorf, Mistelbach, Falkenstein, Dürnholz, Maydenburg, Lundenburg, Herrnbaumgarten, Feldsberg und Rabensburg, die aber den neuen Waffen nicht standhalten konnten. Die Liechtenstein, die später den Brünner Spielberg verteidigten, waren Gegner der Hussiten, die ihren Zorn an den Besitzungen, an den Untertanen und an den Fluren ausließen. Leider ließ der Heldenmut und die Hilfsbereitschaft der Bewohner manchmal zu wünschen. Laa hatte als Straßenknotenpunkt und Einfallstor eine wichtige Schlüsselstellung sowohl im Angriff als in der Verteidigung. In Mähren standen die Städte auf der Seite des Kaisers, nur Jaispitz war ein hussitisches Bollwerk, das aber der Herzog Albrecht überrumpelte und die Besatzung gefangen nahm. Hartneid von Liechtenstein besetzte die Znaimer Burg. Reinprecht von Wallsee, der 1421 das Schloß in Asparn erbaute, führte nicht nur eine mustergültige sparsame Wirtschaft, sondern organisierte den Kampf gegen die Hussiten auf jede Weise; so unterstützte er seinen Verwandten, Ulrich von Rosenberg, der ein Gegner der Hussiten war. Die Stadt Znaim trat für ein Bündnis mit Retz, Seefeld und Laa ein, um so mit vereinter Kraft jeden Angriff abzuwehren. 1422 unternahm der Herzog Albrecht von Nikolsburg, wo auch Sigismund weilte, im Februar einen Vorstoß in das Innere von Mähren; 1423 belagerte er Lundenburg, das sich ergeben hätte, wenn nicht die Hussiten herbeigeeilt wären. Der Herzog zog sich rasch zurück. Am 1. Juli 1424 marschierte Albrecht von Laa über Kromau, Eibenschitz gegen Olmütz, brach die feindlichen Burgen und festen Plätze, plünderte die Dörfer, während der Feind dasselbe um Brünn und um Lundenburg tat; er hatte es besonders auf die Liechtensteinischen Güter abgesehen. Der Herzog, bei dem sich auch der Wallseer befand, verfolgte den Gegner, nahm Lundenburg ein, das aber bald die Hussiten wieder besetzten.

1425 verschied Peter Czech von Pulkau, der für eine durchgreifende Kirchenreform eintrat und den hussitischen Ideen zuneigte; im März sammelte sich ein Heer von Kreuzfahrern in Laa, wo auch der Kaiser und der päpstliche Legat Mavinus de Fosco samt vielen geistlichen und weltlichen Würdenträgern anwesend waren, die über die hussitischen Lehren und über die Absetzung des Passauer Bischofs Leonhard verhandelten. Sigismund zog mit einem Teil des Heeres gegen Trebitsch, Albrecht gegen Brünn und der Feind, der Retz belagerte, nahm die Stadt, die sich heldenmütig verteidigte, zerstörte sie und führte die überlebenden Bürger in die Gefangenschaft; auch Pulkau brannte er nieder, sodaß die Bewohner des Pulkautales und der Laaer Ebene mit Furcht und Angst den kommenden Ereignissen entgegenblickten. Der Feind war durch seine Spione über die Lage in Oesterreich und über die Kreuzfahrer gut unterrichtet, während bei uns ein einheitlicher Plan sowie eine straffe Führung fehlten. Unsere Krieger erschienen immer zu spät; uns fehlte ein Volksheer, wie es der Gegner besaß; die Ausrüstung war mangelhaft. Viele Bewohner billigten die hussitischen Ideen und waren mit ihnen einverstanden, leider auch manche Adelige wie der Maissauer, der sein Versprechen, die wichtige Verkehrsstraße über Großkrut-Lundenburg zu schützen, nicht einhielt, sodaß der Verkehr hier stockte. Das Unglück von Retz hätte leicht vermieden werden können, wenn die Organisation besser gewesen wäre. In unseren Leuten setzte sich der Gedanke fest: „Die Hussiten sind unbesiegbar“. Ihre Führung prägte den Kriegern immer wieder den Satz ein: „Verflucht ist der Gläubige, der sein Schwert von dem Blute der Feinde Christi fern hält; er muß seine Hände in ihrem Blute baden und heiligen.“ Die Tage des Mongolensturmes kamen wieder über unsere Heimat.

1426 stieß der Gegner auf der erwähnten Straße über Lundenburg und Mistelbach bis Korneuburg-Stockerau vor, brannte Zistersdorf, Rabensburg, Nikolsburg, Feldsberg und die Liechtensteinischen Besitzungen nieder, stach den Leuten die Augen aus, schnitt ihnen die Ohren ab, hängte sie mit den Füßen auf die Bäume; warf die Kinder in das Feuer und verübte Schandtaten wie die Mongolen vor 200 Jahren. Der Wallseer, der mit 600 Reitern im Waldviertel die Hussiten bei Zwettl besiegt hatte, erlitt gleich darauf eine Niederlage, weil seine Leute sich zerstreut hatten, um Beute zu machen. Der Feind schleuderte auch Fässer mit Unrat in die Städte - also schon eine Art Gaskrieg. Wilfersdorf, Staatz und Ernstbrunn schonte er, da es Maissauer Besitz war. Asparn hatte durch Jahre eine starke Besatzung zum Schutz gegen jeden Angriff; schlecht ging es aber den Dörfern, an denen der Feind seine Wut ausließ. Am 5. August 1426 wollte Albrecht, bei dem sich auch der Wallseer befand, mit 40.000 Mann Lundenburg erobern, mußte aber, weil ihm die Wiener keine Verstärkung schickten, zurückgehen. Nun unternahm der Gegner Streife und Raubzüge bis zur Donau. Die Wiener, die sogar den Hussiten Waffen und Kriegsmaterial lieferten, waren keine Kämpfer, noch weniger Patrioten, sondern Phäaken und Profitgeier (nach Tomek).

Am 3. Juni 1428 ging ein Hussitensturm durch das Weinviertel, der bis Jedlesee gelangte. Von Melk aus begann eine Kirchenreform, die den Geistlichen befahl, einfache Kleidung zu tragen, ein bescheidenes Leben zu führen und jeden Luxus zu vermeiden. Die Bewohner waren kriegsmüde, blieben die Steuern schuldig und erschienen widerwillig und mißmutig an den Sammelstellen. Otto von Maissau bestärkte sie in ihrer ablehnenden Haltung, befolgte nur langsam die Befehle des Landesfürsten und teilte oft das Ergebnis geheimer Verhandlungen den Hussiten mit. Albrecht erhöhte die Steuern, so zahlte ein Ritter 10 fl Hussitensteuer, ein Edelknecht (z. B. der Fünfkirchner) 6 fl und der gemeine Mann 2 den. von dem Grundeigentum; das Volk war verarmt, das Land verwüstet und die Einnahmen gingen zurück; die Pfarre Gaubitsch besaß am 23. August 1422 einen Ertrag von 60 Mark Silber, am 8. Juli 1424 – 50 und 1429 nur 20; die Geistlichen hielten es nicht lange hier aus und resignierten; 1422 Meel von Greyvelt, 1424 Johann Thomas von Greyvelt und 1429 Hermann Widerlese. Dabei war Großkrut und Gaubitsch kirchlich vereinigt. An Hussitensteuer zahlte 1429 der Pfarrer 170 Pfund (dürfte ein Fehler sein). Die Pfarre Eibesthal, die eine gute Stelle war, reichte 1429 ein Pfund den. Verleihungstaxe. Der Zoll betrug in Mistelbach 20 Pfund, die Maut 24, das Gericht 12, die Badstube 2 und der Michaelimarkt 45 Pfund (Jahreseinnahme von 1414).

Der Krieg dauerte schon zu lange. In Böhmen zählte man 5 Kreuzzüge, die von den Hussiten abgewehrt wurden. Da begannen 1429 in Preßburg die Friedensunterhandlungen.Es nützte nichts, daß die Jungfrau von Orleans einen Fehdebrief an die Hussiten gerichtet hatte. 1430 flackerten die Kämpfe an unserer Grenze auf, die aber mehr Raubzüge waren. Als Albrecht und Ernst in Mähren einmarschierten, führte das Heer auch Kanonen mit. Die Versuche, aus unseren Kämpfern ein Volksheer nach dem Muster der Gegner zu machen, scheiterten. Die Adeligen und Burgenbesitzer mußten alle aufnehmen, die vor dem Feinde Schutz suchten. Albrecht, der 1431 ein Heer in Zistersdorf sammelte, ließ in Mähren 500 Orte niederbrennen. Dafür rächte sich der Gegner und verwüstete die Orte um Laa und Haugsdorf, erlitt aber bei Znaim eine Niederlage. Da die Bewohner kleinmütig und verzagt wurden, weil das Morden und Plündern kein Ende nahm, suchten sie in der Religion Hilfe und Trost. 1432 entstand in Ernstbrunn die Gnadenstätte Maria Heilbründl.

1433 versuchte der Feind noch einen Einfall in unsere Heimat, die aber schon erschöpft und wo nichts mehr zu holen war. Dazu kam der lang ersehnte Waffenstillstand. Unter den Verordneten, die nach Prag gingen, befand sich auch der Gelehrte Thomas Ebendorfer (1387-1464), der eine Zeitlang die Pfarre Falkenstein besaß. Wir finden ihn auch beim Konzil in Basel, wo er bemüht war, den Frieden mit den Hussiten zu schließen. Albrecht weilte mit seinen Truppen in Laa (1433 und 1434). ln den Grenzburgen befanden sich starke Besatzungen als Schutz des Landes, da man Einfälle des Gegners befürchtete.

Am 30. Mai 1434 erlitten die Taboriten (die radikalen Hussiten) eine schwere Niederlage bei Lipan - unweit von Prag - durch die gemäßigten Utraquisten, welche den Frieden wünschten und mit den Iglauer Kompaktaten einverstanden waren. ln vielen Gegenden Böhmens und Mährens verursachte die Hungersnot Seuchen, auch die Pest trat auf. Die Pfarrkirche in Großkrut erhielt 1434 einen Indulgenzbrief wegen der Feier und Haltung des Fronleichnamsfestes, das damals noch ein bäuerlicher Brauch war. 1435 erfolgte der Friedensschluß in Brünn und am 5. Juli 1436 nahmen die Hussiten die erwähnten Kompaktaten an. Hier erwies sich Thomas Ebendorfer als kluger Staatsmann, der die Sache des Kaisers energisch vertrat, der ihn später zum Dank einen Verräter nannte. Wilfersdorf mit den umliegenden Dörfern erhielten die Liechtenstein, die in den Kämpfen gegen die Hussiten sich ausgezeichnet hatten. Leider waren die folgenden Jahre unruhige Zeiten, weil abgedankte Soldaten, Freibeuter und anderes Gesindel die kleineren Dörfer überfielen und ausraubten; deshalb vermieden die Kaufleute von Polen, Schlesien und Rußland die alte Venedigerstraße und zogen lieber von Italien über Tirol und Deutschland. Der Jahresertrag der Gaubitscher Pfarre stieg 1438 auf 30 Mark Silber; der Pfarrer hieß Heinrich Roraw. Die Burgen und festen Schlösser hatten durch die Geschütze schwer gelitten. In Mistelbach war noch 1444 das Schloß so baufällig, daß der Geistliche die gestifteten Messen, in der Kapelle nicht mehr lesen konnte; daher transferierten die Liechtenstein die Stiftung nach Feldsberg ins Spital. Die Romantik der Burgen- und Ritterzeit verblaßte - eine neue Epoche meldete sich in unserer Heimat an; zu einem Umbau fehlte das Geld; ein Spruch aus jenen Tagen sagt von den Hussitenkriegen: „Oesterreich verheert, Mähren verzehrt und Böhmen umgekehrt.“ In den Wirren der Nachkriegszeit vergaß die Kirche die gründliche Reform an Haupt und Gliedern, die Ebendorfer sehr energisch vertrat. Die Hussiten machten dem Kaiser und dem Papst schwere Sorgen; der erstere verlangte von dem Prediger Capestrano 1451, daß er sie bekehren sollte. Hussit, Böhm und Ketzer war lange Zeit ein verächtlicher Begriff, sodaß Dr. Eck in einem Religionsgespräch Luther einen Böhm nannte. Das Urchristentum der Hussiten erwachte später in der Sekte der böhmischen Brüder, die nach 1600 zahlreiche Anhänger fanden. Mit den Hussiten begann in Europa das Ringen um Geistesfreiheit, um eine neue Einstellung des Menschen zu Gott und der soziale Kampf des Volkes (nach G. Eis). Die Stände gewannen im politischen Leben eine führende Rolle, da ihnen nach 1421 das Recht der Steuerbewilligung eingeräumt wurde. Hier finden wir auch die Anfänge eines Beamtenstaates, der für die Berechnung der Steuern und Abgaben geeignete Hilfskräfte brauchte.

Zwei Sagen erinnern an die Hussitenzeit: Der „Harte Tanz" bei Kettlasbrunn war die Stätte, wo die Bewohner der umliegenden Dörfer von den Feinden über glühende Pflugscharen getrieben wurden.

In Würnitz lebten 2 feindliche Brüder, ein Katholik, und ein Hussit, die sich bekämpften. In dem Zweikampf unterlag der erste und wurde gekreuzigt (nach M. Beermann „Alt und Neu Wien”).

Quellen:

Ferd. Stollar „Oesterreich im Krieg gegen die Hussiten” im Jahrbuch des Vereines für Landeskunde 1929.

Dr. Karl Siegl: „Briefe und Urkunden zur Geschichte der Hussitenkriege” in der „Zeitschrift

des deutschen Vereines für Geschichte Mährens und Schlesiens" XXIII.

Frieß G.: „Herzog Albrecht V. von Oesterreich und die Hussiten."

Doblinger: „Die Herren von Wallsee” (Archiv 95).

lg. Pölzl: „Die Herren von Maissau” in den „Blättern des Vereines für Ldk."' 1880/81.

Aschbach: „Geschichte der Wiener Universität.“

Ernst Tomek „Kirchengeschichte Oesterreichs.“

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

Pfarrchronik von Großkrut.

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1961, S. 74 - 76

Die Immerkühe im Herrschaftsgebiet von Wilfersdorf

Die kirchliche Stiftung der Immerkühe ist in ihrer Entstehung noch nicht ganz geklärt. War es eine Weihegabe, ein Gelübde oder ein Abwehropfer? In der „Kirchengeschichte Österreichs“ von Ernst Tomek werden sie 1456 erwähnt; da heißt es, daß die Pfarrer das Recht haben sollten, die von der fabrica ecclesiae gepachteten Kühe – Immerkühe zurückzugeben, zu verkaufen oder zu kündigen, damit das Geld gesammelt und für die Kirche verwendet werden könnte. In Eibesthal gab es es schon um 1500 mehrere Immerkühe, die zur Kirche Wachs gaben; zu Martini hatten die Bauern die Abgaben zu reichen.

In Wilfersdorf erklärten viele Bauern 1519, sie hätten keine Kuh, sondern nur ein Kalb empfangen. Der Streit wurde dann beigelegt: jeder sollte das Kalb durch 4 Jahre um den alten Zins von 5 kr 3 den behalten. Von Georgi 1519 an war jeder verpflichtet, eine Kuh zu geben. Wollte aber jemand nicht das Kalb durch 4 Jahre aufziehen, so hatte er es dem Zechmeister zu überantworten, der es weiter gab. Man zählte damals je 8 Immerkühe in Wilfersdorf, in Bullendorf, in Hobersdorf und eine in Ebersdorf. 1528 wurden es nur je 8 in Wilfersdorf und Bullendorf, die je 5 kr 3 den im Jahre zinsten. In Kettlasbrunn hatte die Kirche um 1600 sogar 30 Immerkühe mit je 30 kr Dienst im Jahre. Die 10 Immerkühe in Eibesthal lieferten Wachs zur Beleuchtung des Gotteshauses.

1654 stellte die Herrschaft die Zahl und den Dienst der Immerkühe genau fest: Wilfersdorf 5 und Jahreszins 2 fl 30 kr, Kettlasbrunn 1 – 30 kr, Hohenau 20 – 3 fl 20 kr, Bernhardsthal 15 – 2 fl 30 kr, Hausbrunn 9 – 54 kr und Dobersmannsdorf 22 – 2 fl 12 kr. Der Zins war also recht verschieden: Kettlasbrunn 30 kr, Hohenau 10 kr und Hausbrunn 6 kr. 1660 kostete ein Glockenstrick 6 kr, ein Pfund Schmalz 8 kr, 100 neue Schindeln 15 kr.

In Palterndorf betrug der Jahreszins 1742 nur 15 kr, 1 Metzen Hafer 36 kr. Die Immerkühe durften nicht verkauft oder gerichtlich abgeschätzt werden und mußten immer beim Haus bleiben. In Hausbrunn haben die Immerkühe einen Zins von 1 fl 45 kr und in Alt Lichtenwarth 1 fl 30 kr, 1 Metzen Korn kostete 1 fl 12 fkr, Hafer 42 kr. 1770 wollte man die Immerkühe ins Grundbuch eintragen wie ein radiziertes Gewerbe; sie konnten auch in Geld – 5 fl abgelöst werden. Den Wert einer Immerkuh schätzte die Obrigkeit auf 10 fl und den einheitlichen Jahreszins auf 30 kr, ein Getreidesack kostet 10 kr. In Erdberg waren 1783 die Immerkühe vergessen. In Dobermannsdorf diente der Bauer von 1 Immerkuh jährlich 6 kr. In Ginzersdorf löste die Kirche 1822 die Immerkühe in Geld ab.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinschen Hausarchiv

„Wiener Diözesanblätter“ 1898, 1903 und 1905

Veröffentlicht in: „Mistelbach-Laaer Zeitung, 18. 8. 1951, S. 4

Die innere Entwicklung der Gemeinde bis 1848

Nach dem 30jährigen Krieg lag die Gemeindeverwaltung in den Händen der Ratsbürger, deren Zahl in folgender Weise bestimmt war: 3 von den Untertanen der Wilfersdorfer Herrschaft, 2 von den Poysbrunner Grundholden, 2 von den jesuitischen und je einer von den passauischen und Oberleiser Holden. Einer von den 3 fürstlichen Ratsbürgern wurde vom Markte der Herrschaft Wilfersdorf als Marktrichter vorgeschlagen, den der Fürst Liechtenstein bestätigte. Außerdem wurden noch „auswendige Richter“ genannt, das waren die von Wilhelmsdorf, Hadersdorf und Wetzelsdorf. Für die Gemeindetruhe, in der die Schriften und das Geld aufbewahrt wurden, hatte jeder der 12 Ratsbürger einen Schlüssel. Oft war die gedeihliche Arbeit in der Gemeindestube arg gefährdet und der Marktrichter hatte einen schweren Stand. Er war der Herrschaft allein verantwortlich, doch konnte die Bürgerschaft ihn anklagen oder beim Amtmann in Wilfersdorf Beschwerde gegen ihn führen. Die Sitzordnung im Rathaus und in der Kirche war 1762 genau festgelegt. Der 1. 3. 5. 7. 9. und 11. Platz gebührte den fürstlichen Bürgern, der 2. und 4. den Poysbrunner Untertanen, der 6. und 8. den jesuitischen und der 10. dem passauischen. Der Oberleiser hatte den letzten Platz.

Die Topographie von N. Österreich (Wilhelm Weiskern) sagt im Jahre 1768 von unserer Gemeinde: Poysdorf (Pohlsdorf), Markt, Pfarre und Gut der fürstlich Liechtensteinischen Herrschaft Wilfersdorf. Etwas gehört der Pfarre Oberleis. Die Herrschaft Falkenstein und die Unternjesuiten haben hier eine ansehnliche Grundherrlichkeit. Der freie Singerhof gehört dem hiesigen Marktrate. Es ist allhier der Postwechsel hinter Gaunersdorf an der Straße nach Nikolsburg.

Verhandlungsschriften aus jener Zeit sind keine vorhanden. Die schriftlichen Arbeiten besorgte der Marktschreiber. Etwas strenger und genauer ist die Aufsicht des Kreisamtes, das keine Schlamperei duldete. Als im Jahre 1779 die alten „Bettfornituren“ von der Gemeinde verkauft und keine neuen angeschafft wurden, verlangte das Kreisamt innerhalb von 24 Stunden einen Bericht darüber. Am 13. April 1780 wurden der Marktschreiber, ein Grundrichter und noch 19 Bürger in Korneuburg neun Tage eingesperrt. Dann schaffte die Gemeinde die „Bettfornituren“ an, doch schon 1798 wurden sie wieder gestohlen.

1796 schreibt der Landesschematismus über unseren Markt folgenden Bericht: „Poysdorf (Pohlsdorf), ein Markt mit einer Pfarre, hat 339 Häuser, Poststation ist daselbst, gehört zum Werbebezirk des Regimentes Karl Toskana. Das Landgericht übt die Herrschaft Wilfersdorf aus, ebenso hat auch diese Herrschaft die Ortsobrigkeit. Grundherrschaften, die daselbst Untertanen und Grundholden haben, sind: Wilfersdorf, Poysbrunn, Königstetten, Böhm. Krut, Asparn a. d. Z. und Oberleis“.

Die Ratsbürger mussten verschiedene Ämter übernehmen, die sie genau nach ihren Vorschriften versahen. Bei der Übernahme dieser Ehrenämter legten sie einen Eid ab. Dieser lautete für die 8 Bergmänner. Zweimal gingen sie in der Woche das Weingebirge ab, sprachen den untreuen Arbeitern ernstlich zu und zeigten jeden großen Schaden dem Rate an (1 Oberbergmann und 7 Bergmänner gab es).

„Wir und zwar ich … schwöre zu Gott dem Allmächtigen einen reinen körperlichen Eid ohne einiger Gemütshinterhaltung oder zweideutigen Verstand, dass ich nicht anders gedenken als wie reden, noch anders reden als wie gedenken, sondern ich ein solches vor dem allwissenden Richterstuhl Gottes und dermal einst zu verantworten getraue, dass ich, wenn ich vor Richter und Rat allhier zur Vormachung einer Ausmaß oder Ausmarchung oder zu irgend einer sonstigen bergamtlichen Handlung verordnet werde, ich dem Armen wie dem Reichen ohne mindesten Ansehen der Person die Ausmaße, die Ausmarchung oder sonstige bergamtliche Handlung vornehmen und jeden Teil nach meinem besten Wissen und Gewissen seinen Anteil zumessen und bestimmen will und soll. So wahr mir Gott helfe! Amen“.

Die Brotwäger – es waren 2, ein Ober- und 1 Brotwäger – beschauten die Lebensmittel nach ihrer Güte und nach dem Gewichte. Was gegen die Ordnung war, führten sie in das Spital hinaus. Fische, Schmalz und Kerzen beschauten sie. In den Gasthäusern und bei den Buschenschänken überwachten sie die Maße. Sie besorgten auch die Zimentierung. Ihr Eid lautete: „Ich … schwöre zu Gott dem Allmächtigen einen reinen körperlichen Eid ohne … getraue, dass ich den Bäckern wenigstens einmal in der Woche das Brot nachwäge, das zu geringe oder nicht in guter Qualität befindliche Gebäck sogleich wegnehme und den straffälligen Bäcker einem ehrsamen Marktgericht oder dem Herrn Marktrichter zur Bestrafung, eigentlich zur Anzeige an die löbliche Herrschaft Wilfersdorf anzeigen will und soll. So wahr mir Gott helfe! Amen“.

Die Warenstempler hatten die Aufgabe, keine fremden Waren zu stempeln, genau nach dem Ursprung der fremden Erzeugnisse zu forschen, damit nicht der hiesige Handwerker Schaden leide und nie einen Meister gegen einen Fabrikanten vorzuziehen.

Der das Streicher Amt versah, hatte an jedem Jahr- und Wochenmarkte den Verkauf von Getreide zu überwachen und alle Personen, die sich gegen Körnerstreich-Ordnung in irgend einer Art vergingen, anzuzeigen gleichgültig, ob sie arm oder reich, Käufer oder Verkäufer waren.

Der Holzförstereid lautete: „Wir schwören zu Gott dem Allmächtigen, Maria seiner gebenedeiten Mutter und allen Heiligen einen körperlichen Eid, demnach wir von einer ehrsamen Richter und Rat auch gesamten Bürgerschaft allhier zu Holzförstern über das Gemeinde- und Kirchenholz erwählt worden, dass wir dieses Amt getreulich wie es erliebenden Leuten gebührt, vorstehen und nicht allein vor uns selbsten entwenden, wie auch allen Schaden, soviel uns möglich ist, abwenden, die schädlich Gräser und Holz entfremden sowohl Arme als Reiche verhüten, abtreiben, pfänden und den zugefügten Schaden einem ehrsamen Rat zur Bestrafung anzeigen, anbei in dieser Verrichtung weder aus Gunst, Hass, Freundschaft oder Feindschaft handeln wollen noch sollen. So wahr uns Gott helfe, Maria seine gebenedeite Mutter und das heilige Evangelium Amen“.

Die schon mehrere Jahre in Amt und Würden waren, brauchten keinen Eid schwören, wenn sie der Marktrat wieder zu dem Amte berief. Ihnen wurde eine „Meineidserinnerung“ vorgelesen: „Die Ablegung eines Eides ist die allerwichtigste Handlung des Menschen für das zeitliche wie auch für das ewige Wohl desselben und es ist das letzte Mittel, die Wahrheit und folglich die Gott allein gefällige Gerechtigkeit auf Erden ausfindig zu machen, wenn alle übrigen Mittel ermangeln.

So gut und verdienstvoll es ist, wenn man durch einen Eid die Wahrheit befördert, ebenso abscheulich und strafwürdig ist es auch in den Augen Gottes und der gerechten Menschen, wenn man diese Wahrheit durch einen falschen Eid unterdrückt; denn Gott ist die ewige allervollkommenste Wahrheit selbst und diese wird von den Beschwörenden aufs feierlichste zum Zeugen aufgerufen. Daher erhebt der Schwörende die ersten drei Finger der rechten Hand, welche die allerheiligste Dreifaltigkeit als Gott den Vater, Sohn und heiligen Geist, die zwei letzten niedergebogenen Finger aber den menschlichen Leib und dessen Seele bedeuten, womit der Schwörende, wenn er fälschlich schwört, an Leib und Seele hier und dort gänzlich verworfen und Gottes erbarmendes Angesicht von ihm auf ewig hinwegwenden solle. Wer einen Meineid schwört, soll sich vor Augen halten, dass er über kurz oder lang entdeckt wird. Ein solcher ist zur vollkommenen Vergütung an dem Beschädigten verpflichtet und wird noch überdies den Kriminalgerichten nach den allerhöchst bestehenden Gesetzen zur schärfsten Bestrafung übergeben und gilt durch sein ganzes Leben ehrlos und wird zu keiner achtbaren Handlung zugelassen“.

Die Viertelleute legten keinen Eid ab, sie besorgten „das Einsagen“.

Nur solche Männer wurden in den Rat gewählt, die ein gesetztes Alter hatten, bescheiden, uneigennützig waren, für das allgemeine Wohl arbeiteten und die Verwaltung gut kannten.

Am Jakobitag (25. Juli) erschienen die Angestellten der Gemeinde im Rathaus und baten den Marktrat, dass er sie wieder auf ein Jahr behalte.

1825 verbot die Herrschaft Wilfersdorf dem Andreas Gmeinböck die vielen Schafe, weil er sie auf die Gemeindeweide trieb und dadurch die anderen Bürger schädigte.

1827 wurden für jedes Viertel zwei Männer bestimmt, die das Vieh beschreiben und einteilen mussten für den Borstenviehaufschlag (= eine Steuer). Man hatte 4 Klassen:

a) Solche, die das ganze Jahr Borstenvieh schlachteten, zahlten 3 fl. Da gab es im Markte 8 Bürger (Piller, Stadlbauer, Gmeinböck, May, Wimmer, der die Saliterei besaß, Kraker, Leywolf und Pointner).

b) Die weniger schlachteten, gaben 2fl 12kr. Dazu gehörten: Haimer, Thalhammer, Sinnreich, Gössinger, Asperger, Rieder, Gabath.

c) Die mit größerem und mittleren Vieh in der Beschreibung erschienen, entrichteten 1fl 10k

d) Die zahlten 45kr.

Wer eine falsche Angabe machte oder den Aufschlag nicht bezahlte, wurde nach dem Tarif behandelt.

1830 gehörten zum Marktrate: Der Marktrichter, 6 Ratsbürger, 1 Grundrichter und 25 Aus= schussmänner.

Der Marktrichter wurde für drei Jahre gewählt; er konnte mit dem Gelde frei verfügen, da es keine Kontrolle gab. War seine Zeit abgelaufen, so war er in der folgenden Periode „Senior“ im Marktrate d. h. 1. Ratsbürger. Der Ausschuss setzte sich aus den Wirtschaftsbesitzern zusammen u. z. wählten die Ganzlehner 2, die Halblehner 8, die Viertellehner 4, die Hofstätter 8 und die Kleinhäusler 3 Mann.

Nach den Aufzeichnungen des Marktrichters Schrapfeneder vom Jahre 1834 setzte sich der Rat folgendermaßen zusammen: 1 Marktrichter, 3 Grundrichter, 11 Ratsbürger und 9 Ausschussmänner.

1833 umfasste der Grundbesitz des Marktes folgende Felder: Die Herrenwiese, 7Joch 44 Klafter – bleibt zum Grasgenuss liegen, Gänsweide, Gemeindewiese und Freiung wurden immer auf 6 Jahre verpachtet.

1835 zählte der Markt 343 Häuser, 585 Familien, 1058 männliche und 1214 weibliche Per= sonen, 244 Schulkinder; er hat eine eigene Poststation, Pfarre (Dekanat Staatz, Patronat Poysbrunn) und Schule. Die behausten Untertanen gehören der Herrschaft Wilfersdorf, Poysbrunn, Walterskirchen, der Pfarre Poysdorf und Oberleis und dem Kloster Asparn a.d.Z. Landgericht, Orts- und Konskriptionsherrschaft ist Wilfersdorf. Der Werbebezirk gehört zum Rg te Nr. 4.

Am 7. April 1839 wurden die Ausschussmänner im Beisein des Amtmannes Suchy von Wilfersdorf und des Marktrichters Michael Schodl gewählt:

1. Viertel: Christian Ofner, Johann Weißböck, Leopold Schlemmer, Matthias Haimer, Franz Brunner und Bindermeister Grießmacher.
2. Viertel: Leopold Haimer, Michael Heidinger, Karl Bley, Franz Lewitsch, Matthias Höger, Florian Hugel.
3. Viertel: Ig. Beywolf d. Ä., Ignaz Pfeifer, Josef Rieder, Michael Rieder, Anton Schinhan, Anton Hipfinger.
4. Viertel: Math. Wimmer, Franz Hammerler, Augustin Wild, Johann Strobl, Josef Rieder, Leopold Winter.

Die Wahl war öffentlich.

1840 erteilte der Marktrat die Ehebewilligung.

1848 brachte einen Umsturz. Die Grundherrschaften verloren ihren Einfluss auf die Gemeinde. Sie wurde frei und selbständig. Der letzte Marktrichter war Franz Hammerler.

Handschrift von Franz Thiel

Die innere Entwicklung der Stadt Poysdorf

Die alten Deutschen kannten keine Gemeinde in unserem Sinne. Die Einzelgehöfte, die sie bewohnten, lagen in ziemlicher Entfernung voneinander; das Feld rings um den Hof war der Besitz, den Grenzsteine oder Bäume umgaben. Von den Römern lernten sie die Dorfanlage, die geschlossene Siedlung, die sie »Dorf« nannten nach dem lateinischen Worte turba = Schar, Haufen, Sippe. Diese Anlage hatte in unserer Gegend große Vorteile, da sie einen gegenseitigen Schutz in Not und Gefahr verbürgte. Der Franke ist ja gesellig, gesprächig und Iiebt den gegenseitigen Verkehr. Die Einzelgehöfte haben sich trotzdem auch erhalten; denn wir finden sie im Viertel ober dem Wienerwald und im Gebirge. Diese Bauern sind mehr selbständig, dürfen sich nicht auf andere verlassen, teilen ihren Besitz nicht unter die Kinder, sondern übergeben ihn meist dem Erstgeborenen, neigen nicht so sehr zu Prozessen und Streitigkeiten, haben gute Feldwege und sind bemüht, in der Wirtschaft mit dem Geist des Fortschrittes zu gehen.

Bei der Anlage des Dorfes nahm man Rücksicht auf das fließende Wasser und auf die Nähe des Waldes. Die Flur teilte man in Lehen oder Hufen, die den einzelnen Besitzern zugewiesen wurden. Wald und Weideland blieben Gemeindebesitz. Dem Grundherrn gehörte ja der Ackerboden und der Bauer war nur ein Pächter. Bei der großen Masse der Einwanderer in die Ostmark war auch die Zahl der Dörfer eine große. Manche erstanden an ungünstigen Plätzen und wurden dann später verlassen (d. s. die Wüstungen in unserem Bezirke). Die meisten Dörfer sind nach der äußeren Anlage fränkische Straßendörfer. Ursprünglich war wohl auch Poysdorf ein Straßendorf. An den Ufern des Poybaches lagen die Gärten, hinter denen die Häuser standen. Wie sich der Ort allmählich vergrößerte, wurden die Gärten verbaut; und so entstand das Doppelstraßendorf. Aus den Häusern ragt die Kirche, die auf einem Hügel steht, weit ins offene Land und glich früher mehr einer Festungskirche mit dem festen Turm, der Zugbrücke und der hohen Mauer, die auch Schießscharten aufwies. Rathaus, Kirche, Schule und Pfarrhof waren die ersten Gebäude, die aus Lehmziegeln gebaut und mit Dachziegeln gedeckt waren. Das Hirtenhaus stand außerhalb des Dorfes, weil der Hirte nicht die gleiche soziale Stellung besaß wie die anderen Dorfbewohner. Der Schmied gehört wohl zu den ältesten Handwerkern der Gemeinde und erfreute sich, da er häufig die Krankheiten der Haustiere kannte, eines hohen Ansehens. Die Verwaltung des Dorfes war in der ersten Zeit eine ziemlich freie. Der Bauer war nicht mit Lasten und Abgaben überhäuft, das Recht wurde von den Ältesten nach Brauch und Herkommen gesprochen, die Arbeiten geschahen zur gleichen Zeit. Es herrschte der Flurzwang. Zur festgesetzten Zeit pflügten, säten, ernteten die Bauern, sie trieben das Vieh auf die Weide und begannen mit der Lese, wie es im Dorfrecht vorgeschrieben wurde. Der Wald wurde geschont. Unsere Ahnen betrieben keinen Raubbau, wie dies in den romanischen Ländern geschah. Der erste Grundherr unseres Dorfes war wohl der Landesfürst selbst, da er ja über die Burg und Pfarre von Falkenstein verfügte. Um 1250 kam das Haus Liechtenstein, dessen Heimat die grüne Steiermark war, in den Besitz von Nikolsburg und der umliegenden Ortschaften. Nach und nach erwarben sie den ungeheuren Besitz in unserer Heimat und gewannen auf die Weise eine führende Rolle. Mehr als ein halbes Jahrtausend waren sie die Grund- und später die Marktherren und leiteten die Geschicke Poysdorfs in guten wie in bösen Tagen. Das älteste Grundbuch des Dorfes stammt aus dem Jahre 1414 und liegt heute im Liechtenstein-Archiv zu Wien. Nicht alle Bauern der Gemeinde waren Untertanen der Liechtenstein, einige gehörten dem Burgherrn von Falkenstein, einige dem St. Klara-Kloster in Wien. Auch die Pfarrer von Oberleis, Poysdorf und Walterskirchen und der Bischof von Passau hatten Hörige, die ihnen Robot und Zehent leisten mußten. Im Jahre 1571 übergibt Kaiser Maximilian II. (1564—1576) die Herrschaft Falkenstein, die der Hans von Fünfkirchen besaß, dem Freiherrn Hans von Trautsohn. 1582 wird das Dorf am 4. Mai vom Kaiser Rudolf II. (1576—1612) zum Markt erhoben und 1595 beginnt das Gemeindegedenkbuch mit den Aufzeichnungen. Mit der Erhebung zum Markte hatte die Gemeinde auch das Recht, ein eigenes Wappen und eigene Fahne zu führen. Ersteres zeigt zwei Hauer in den Farben blau-rot — darum sind dies auch heute die Stadtfarben — die tragen eine große Weintraube. Außerdem stellte die Gemeinde den Pranger auf, das war das äußere Zeichen der Marktgerechtigkeit; denn die niederen Vergehen büßte der Angeklagte meist an dieser »Schandsäule«, während die Verbrecher zum Landgericht nach Falkenstein oder Mistelbach geführt wurden. Durch die Bauernunruhen um das Jahr 1520 wurde das Los der Untertanen noch schlechter, auch die Gemeindeverwaltung litt, indem der Grundherr jetzt vollständig der Herr der Gemeinde wurde und die Bauern nur zahlen und roboten durften, aber in der Verwaltung nichts dreinzureden hatten. Die Gemeinde war sehr wohlhabend und erfreute sich der Gunst des Fürsten Karl von Liechtenstein, der ihr 1597 die Schankgerechtigkeit und das ehemalige Gemeindegasthaus verkaufte. Auf diese Weise hatte die Gemeinde eine nicht zu unterschätzende Einnahme und es ist recht sonderbar, daß der Fürst dieses Vorrecht der Marktgemeinde überließ. Im Laufe der Jahre erhielt Poysdorf von den einzelnen Kaisern die verschiedenen Märkte. Der zum Dreikönigsfest ist der älteste, vielleicht noch aus der Zeit Rudolfs Il. Am 9. August 1616 gewährte der Kaiser Matthias einen Jahr- und Roßmarkt auf dem Montagjubilate (9. Mai). Diese Märkte wurden von jedem Kaiser immer bestätigt. 1643 lieh die Gemeinde am 6. August 1000 fl. dem Kaiser Ferdinand IIl., der beständig mit Geldsorgen zu kämpfen hatte. Zurückgezahlt wurde diese Summe nie.

An der Spitze des Marktes stand der Marktrichter, der vom Fürsten bestellt wurde und der die Verwaltung und das Polizeiwesen leitete, die Marktgelder sammelte und die Märkte überwachte. Im Herrenhaus des Fürsten Liechtenstein, das unten auf der Wiese sich befand, wohnten die fürstlichen Beamten, die zu Georgi und Michaeli die Steuern und Abgaben in Empfang nahmen. Die heutige Vogelsangmühle war das Herrenhaus der Grafen von Falkenstein. Zur Schlichtung von Grenzstreitigkeiten waren für die einzelnen Untertanen noch besondere Dorfrichter eingesetzt, die auch zum Banteiding erschienen. All diese Männer wurden vom Grundherrn ernannt, nicht gewählt von den Bauern.

Den Getreidespeicher — Poysdorf hatte 2 —- und die 3 Zehentkeller verwaltete ein Kastner. Der Mautner nahm den Fuhrleuten die Straßenmaut ab und schaute auf Ordnung der Straßen und Wege, sie auszubessern und herzurichten, war Pflicht der Bauern und diese Arbeit fiel in die Robotleistungen. Beschwerden und Bitten nahm der Marktrichter an und leitete sie in die Herrschaftskanzlei nach Wilfersdorf. Die Tore wurden durch einen Kleinhäusler abgesperrt u. zw. im Winter um 8 Uhr, im Sommer um 10 Uhr. Zu Georgi (24. 4.) erhielt der Torwart die Schlüssel im Rathaus. Der Marktschreiber versah die Schreibgeschäfte der Gemeinde und mußte in der Regel 2 Probejahre machen. Die Nachtwächter besorgten die Polizeidienste in der Nacht, riefen die Stunden aus, schauten auf Ruhe und Ordnung, beobachteten die Himmelserscheinungen, die ja bei dem großen Aberglauben jener Zeit für die Zukunftsbestimmung sehr wichtig waren. Der Markt war durch den Poybach und durch die Verkehrsstraße (seit 1727 Kaiserstraße) in 4 Teile geteilt und daran hält man noch heute fest. Die Viertelmeister besichtigten die Feuerstätten der Bauern, ob sie feuersicher gebaut und ordentlich vom Ruß gekehrt sind, schauten an Sonn- und Feiertagen im Gasthause nach, ob nicht einzelne Burschen und Männer den Gottesdienst oder die Predigt schwänzen, jagten sie in die Kirche. Der Schulmeister unterrichtete die besseren Kinder im Lesen, Rechnen und Schreiben. Es waren meist nur Knaben. Die Kinder der armen Leute und die Mädchen brauchten nichts lernen. Die Kranken gingen zum Wundarzt, der nebstbei auch Friseur war und darum zu den Handwerkern gezählt wurde. Die Armenversorgung war bis zur Zeit der Aufklärung keine gute. Für die Ortsarmen bestand das Bürgerspital, das durch einige Poysdorfer Bürger, Georg Prindler, Christian Hübner und Ursula Bacher gestiftet und 1657 nächst der Nikolsburgerstraße beim Friedhof erbaut wurde. Es hatte 6 kleine Stuben, 1 großes Zimmer und 1 Küche. Einzelne Vereine, die man damals Bruderschaften nannte, nahmen sich auch der Armen an. Wer arbeitsunfähig wurde oder vom Kriege als dienstuntauglich heimkam, ging betteln.

Nahm der Bettelunfug stark überhand, so wurden die Bettler eingefangen, eingesperrt, jeder bekam 25 Stockstreiche und dann konnten sie wieder laufen, nachdem ihnen noch eingeschärft war, sie sollten sich nicht mehr in der Gemeinde blicken lassen. Da noch die Naturalwirtschaft vorherrschte, erhielten die Angestellten eine geringe Besoldung und nebstbei Naturalien: Getreide, Weinmost, Brot, Schmalz, das sie selbst einsammelten. Der Hirte und Nachtwächter gingen am Neujahrstage in die Häuser des Marktes Glück wünschen und erhielten dafür eine Spende.

Markt- und Dorfrichter waren angesehene und gefürchtete Männer, die der Bauer mit »Herr« ansprechen und pflichtschuldig grüßen mußte. Sie versahen ihren Dienst strenge und hieben mit dem Stocke oft recht derb drein, wenn es galt, Ruhe und Ordnung herzustellen. Die Kontrolle war eine schlechte und deshalb konnten sich die Herren manchen Übergriff erlauben, ohne eine Strafe oder Rüge fürchten zu müssen. Die Kleinhäusler und Arbeiter waren der Willkür und den Launen solcher Größen vollständig ausgeliefert und durften sich nicht rühren. Die Juden blieben von den Ämtern ausgeschlossen. Im Jahre 1718 faßte der Rat des Marktes den Beschluß, daß jeder, der 20 Jahre lang das Bürgerrecht genossen hatte und dann alles verkaufte, um sich zur Ruhe zu setzen, von jeder Abgabe, Umlage und Robot frei sein sollte. Im Jahre 1780 wurden Grundrichter und Marktschreiber mit noch anderen 19 Personen in Korneuburg 9 Tage eingesperrt, da sich der Rat weigerte, für das Militär ,,Beth Fornituren« anzuschaffen. Die Einquartierungen und Truppendurchzüge waren für den Rat und die Bauern eine schwere Heimsuchung und es erwuchsen daraus oft tiefgehende Zwistigkeiten unter den Bürgern des Marktes. Die Herrenhäuser, das Kloster, der Pfarrhof und der Freisitz des Barons Singer waren von jeder Soldateneinquartierung befreit, doch der Rat kümmerte sich nicht um dieses Vorrecht und steckte auch in diese Gebäude Soldaten. Für kranke und marschuntaugliche Krieger sollte jede Gemeinde 1-2 größere Räume zur Verfügung stellen und einrichten.

Kaiser Josef II. überzeugte sich persönlich, ob diese Anordnung auch genau durchgeführt wurde. In Poysdorf fand er die Krankenstube für ganz unzulänglich und der Kaiser erteilte dem Markte eine scharfe Rüge. Als 1789 das Kloster aufgehoben wurde, kaufte es die Gemeinde um den Betrag von 3342 fl., der große Klostergarten wurde zerstückelt und von den Bürgern gekauft.

Die vielen Brände und besonders die Josefinische Feuerlöschordnung v. J. 1787 nötigten die Bewohner, endlich die Holzgebäude aufzugeben und Häuser aus Ziegeln zu erbauen. So wurde die neue Schule am Abhange des Kirchenberges erbaut, eine Reihe von Scheunen erstanden draußen auf der Schanz, die da jetzt ihre Bedeutung verloren hatte, Ziegelöfen wurden errichtet draußen beim Knollschen Wetterkreuz. Die Bauern schlugen sich selbst die Ziegel, ließen sie trocknen und brannten sie in den Feldöfen. Heute sind die Gruben zugeworfen und Saaten oder Weingarten stehen dort. Das Zeitalter der Aufklärung brachte dem Markte einen großen Segen und es war ein bedeutender Fortschritt in dem Ortsbilde zu erkennen. Die Straßenpflege und Reinlichkeit, die Ordnung und Sicherheit wurden besser, es gab nicht so viele Bettler und herumziehendes Gesindel, die Feldwirtschaft wurde sorgfältiger betrieben, die Gemeindeweide am Weißenberg wurde aufgelassen und in Ackerland verwandelt, Hadersdorf und Wetzelsdorf erhielten eine eigene Pfarre, die Wohnhäuser bekamen zum ersten Mal Nummern, die Bruderschaften mußten sich auflösen und das Armenwesen wurde neu geregelt. Das Morgenrot einer besseren Zeit war es, die soziales Empfinden, Menschlichkeit und Freiheit der Bürger und Bauern auf ihre Fahne geschrieben hatte. Der Rassengeist und der Begriff „unehrliche Leute“ hörten langsam auf; denn auch der Hirte, Scharfrichter, Totengräber usw. hatten das Anrecht auf Menschenwürde und die Zeit der Aufklärung gab sie ihnen. Am 1. November 1795 bestätigte Kaiser Franz II. die Markterhebung, sodaß die Gemeinde einen Wochenmarkt und 4 Jahr- und Roßmärkte hatte. Sollte aber ein Markt auf einen Sonn- oder Feiertag fallen, so muß er auf den nächsten Werktag verschoben werden. 1837 gewährte der Kaiser Ferdinand noch einen 5. Jahrmarkt nach Allerheiligen. Der Polizeigeist des Vormärz hielt auch in Poysdorf seinen Einzug; es wurden 3 Männer mit der Polizeiaufsicht betraut, die ihr Amt genau nahmen und auf Ordnung schauten. .

Das Sturmjahr 1848 brachte tiefgreifende Veränderungen. Die Grundherrschaft, die Untertänigkeit und die Bevormundung der Gemeinde hörten auf. Der Bauer, ehedem ein Sklave seines Herrn, wurde frei und die Gemeinde selbständig. Was durch den Kaiser im Jahre 1522 und 1620 den Gemeinden genommen war, das erhielten sie jetzt zurück. Es war aber kein gütiges Geschenk, auf das der Adel verzichtete, im Gegenteil, die Bauern hatten es sich redlich verdient. Ströme von Blut waren geflossen und tausende Bauern waren in den Kämpfen und Aufständen gefallen. In den Jahren 1522 und 1620 ging ein furchtbares Strafgericht über die Rebellen nieder, die es gewagt hatten, die Vorrechte der Geburt und des Standes anzutasten. Sie fielen unter dem Beile des Henkers und der Adel rächte sich an den Überlebenden, die mit Strenge, ja oft mit Härte behandelt wurden und die das Los der Knechtschaft trugen bis zum Jahre 1848. Am 10. Juli 1850 fand die erste freie Gemeindewahl statt nach dem Gemeindegesetz vom 17. März 1849. Es wurden 18 Ausschußmänner und Ersatzmänner gewählt aus den Reihen der ersten nahm man den Bürgermeister - Johann Schwayer, Bäckermeister — und 3 Gemeinderäte — Seifensieder Karl Gabath, Wirtschaftsbesitzer Matthias Haimer und Braumeister Franz Kasparek. 1851 ernannte die Gemeinde den ersten Ehrenbürger - es war dies der Bezirkshauptmann Johann Roßmanit. In demselben Jahre wurde ein Gebäude für die Bezirkshauptmannschaft gebaut und der Friedhof um die Kirche aufgelassen. Leider wurde 1854 die Bezirkshauptmannschaft aufgegeben, der Verwaltungsdienst wurde wieder den Gerichten zugewiesen und so entstanden gemischte Bezirksämter. Dies war ein Rückschritt, da Gericht und Verwaltung nie zusammengehören. Das Jahr 1848 hatte die beiden Gebiete getrennt und jetzt wurden sie wieder — allerdings auf kurze Zeit — vereinigt. In den Kriegen 1848/49 und 1859 sammelte der Markt Geld und Lebensmittel für die Soldaten und darum sollte Poysdorf 1859 zur Stadt erhoben werden. Doch kam es nicht dazu, der Markt lehnte die Ehrung ab und die Regierung nahm auch dagegen Stellung. Noch stand ein Denkmal aus der Zeit der Knechtschaft mitten im Markte, es war dies der Pranger, an dem die Missetäter angebunden und dem Spotte der Vorübergehenden preisgegeben wurden. Diese Schandsäule verschwand 1859. Die erste Landtagswahl war 1861 und es wurde der Bürgermeister Johann Schwayer von Poysdorf gewählt. Die nächsten Jahre waren dem Aufbau und Ausbau der Gemeinde gewidmet. Die Fesseln waren gesprengt, der Bauer war frei und wurde nicht mehr am Gängelband geführt, er fühlte seine Kraft und holte all das nach, was er in den Jahren der adeligen Vormundschaft versäumt hatte. Es entstand ein gewaltiges Ringen der neuen Gedanken mit den alten. Die Jugend war für den Fortschritt, das Alter suchte dagegen zurückzuhalten. Der Geist der Neuzeit hielt auch hier seinen siegreichen Einzug. Die Gemeinde wurde größer, Neubauten erstanden, Fremde zogen herbei, gründeten sich ein Heim, während die Bodenständigen in die Großstadt abwanderten. Das Auftauchen neuer Familiennamen und das Verschwinden der alten ist ein Beweis für die Zu- und Abwanderung, die ja im Weinviertel zu den alltäglichen Erscheinungen gehört. Die letzte große Masseneinwanderung war nach den Hussitenkriegen von Süddeutschland aus der Umgebung des Bodensees erfolgt, jetzt kam sie aus den Sudetenländern. Die letzte Gemeindeweide „Auf der Wiese“ ließ man auf, die Bewirtschaftung des Bodens war eine gründlichere, eine Reihe von Vereinen entstanden, die für die Gemeinde wertvolle Arbeit leisteten, u. zw. der Gesangverein (1862), die Feuerwehr (1874), der Verschönerungsverein (1883) und der Turnverein (1887). Da die Geldbeschaffung für die Bürger und Bauern oft eine schwierige war, gründeten einige einsichtsvolle Männer die Sparkasse. Die alte Schule bei der Kirche war schon viel zu klein und darum baute die Gemeinde eine neue im Jahre 1877 an der Wienerstraße, im Jahre 1907 eine zweite und 1910 den Kindergarten.

1883 ließ die Gemeinde neue Grenzsteine im ganzen Gebiete setzen. 1884 pflanzte man in der Körner- und Laaerstraße Obstbäume, pflasterte die Gehwege, brachte Gassentafeln an und führte eine neue Hausnummerierung durch, die von der Pillermühle begann. 1885 vermehrte die Gemeinde die Petroleumlampen, da bis dahin nur acht Stück für die Straßenbeleuchtung genügen mußten. Ein Jahr später wurde die Verpflegsstation eingerichtet und alle Akten und Urkunden in das Landesarchiv übergeben. 1890 riß man die alte, schmale Brücke über den Poybach ein und errichtete eine neue. Der östliche Gehsteig wurde von der Gemeinde auf eigene Kosten hergestellt und auch erhalten. Die vier Statuen kamen weg und erhielten vor der Kirche einen neuen Platz. 1896 erbaute die Gemeinde das Bezirksgericht, 1897 das Gemeindegasthaus und 1905 stellte sie die Brückenwage auf. 1908 wurde die Laaerstraße und Alleegasse gepflastert; am 16. Oktober 1910 erstrahlte das erste elektrische Licht.

Im Jahre 1905 kam eine neue Gemeindewahlordnung heraus, die der n.-ö. Landtag geschaffen hatte und die vier Wahlkörper umfaßte. Großes hat die Gemeinde in diesen Jahren geleistet und noch größere Ziele ins Auge gefaßt, doch da kam der große Weltkrieg, der unsägliches Elend dem Markte brachte. Infolge der Geldentwertung kam mancher um sein Hab und Gut, die Bautätigkeit hörte auf, die Wohnungsnot mit ihren Begleiterscheinungen tauchte auf, das Gemeindewahlrecht wurde auf alle Bewohner ausgedehnt, sodaß heute von einem Vorrecht der Geburt oder des Standes keine Rede mehr ist. Dafür trat das Parteiwesen in den schärfsten Formen auf und droht, unser Volk zu zerreißen. Die neuen Gedanken streben mit Riesenschritten vorwärts, doch leider hat uns der Krieg mit seinen Folgen zu armen Bürgern gemacht. Aufreibender denn je ist der schwere Lebenskampf der einzelnen und wir sehen dies in der Erscheinung der Arbeitslosen und in dem erschreckenden Rückgang der Bevölkerung. Auf Zeiten des großen Fortschrittes folgt immer eine Ruhepause oder gar eine Zeit des Rückschrittes. Vergessen wir auch nicht den großen Zusammenbruch, der den Militärgeist, altehrwürdige Throne und Altäre hinwegfegte, der gewiß der Wendepunkt in der Geschichte unseres Volkes sein dürfte! In solchen Zeiten der Gärung erstehen neue Gedanken und das Volk findet aus dem Schutt- und Trümmerhaufen einen Weg, der zum Aufstieg emporführt. Am 7. September 1924 konnte die Marktgemeinde das Fest der Stadterhebung in einfacher, aber würdevoller Weise begehen und seitdem erfüllt frohe Arbeitslust und eine trostvolle Hoffnung auf bessere Tage das Gemüt aller Bürger, die beseelt sind von dem Gedanken des Aufbaues und der Gesundung unserer schwergeprüften Heimat. „Wo Gräber sind, da gibt es Auferstehungen“, sagt Nietzsche und gewiß ersteht aus dem Blute jener braven Krieger, die im großen Weltkriege für Volk und Heimat kämpften, bluteten und starben, die schönere Zukunft. Fern sei jede nörgelnde Dunkelseherei, jede spießbürgerliche Engherzigkeit, die einer Gemeinde und einem Volke nur schaden kann! Jedes Geschlecht muß auf dem Grunde und an dem Werke der Ahnen weiterbauen und nicht aus kleinlichen Interessen die großen Aufgaben vernachlässigen, die uns die Zeit stellt. ·

Die Marktrichter Poysdorfs hießen:

Paul Gunreich, 1638.

Hans Knoll, 1655.

Siegmund Stelzer, 1655.

Leonhard Nickl, 1656.

Andreas Nuschkho, 1672.

Siegmund Ruberth, 1710.

Johann Tätzer, 1710.

Johann Lauther, 1714.

Franz Anton Winterstainer, 1715.

Paul Weber, 1716.

Johann Stätzer, 1720.

Johann Lang, 1763.

Bernhard Hackhner, ?

Die Bürgermeister der freien Gemeinde:

Johann Schwayer, Bäckermeister, 1850.

Josef Schindler, Kaufmann, 1864.

Sebastian Tazber, Kaufmann, 1867.

Johann HugL Kaffeehausbesitzer, 1870.

Karl Schwayer, 1876.

Josef Schwayer, 1882.

Karl Scholz, 1891.

Anton Hammerler, 1899.

Josef Schwayer, 1905.

[Ök.Rat Rupert Mattner, 1934.

Karl Haimer, 1938.

Dr. Robert Schmidt, 1945.

Dkfm. Fritz Schwayer, 1960.

Robert Gloss, 1965.

Karl Schlemmer, 1990.

Mag. Karl Wilfing, 2000.

Gertrude Riegelhofer, 2011.

Thomas Grießl, 2014.]

Veröffentlicht in: „Deutsche Heimat“, 1931, S. 84 – 88, S. 59 - 63

Die Jagd im Gebiet der Wilfersdorfer Herrschaft

Die Jagd war das Vorrecht der Herren, nur sie dürfen jagen und sie taten es auch zu aller Zeit mit besonderer Hingabe, während die Ortsbewohner als Treiber mitgingen. Die Frage, ob die Feldfrüchte oder das Jagdvergnügen höher zu werten sei, war immer eine Streitfrage bis zur Zeit Kaiser Josefs II.

Am Ausgang des Mittelalters bedienten sich die Herren neben der Armbrust und des Falken der Handfeuerwaffe, die aber damals nicht besonders geschätzt war; denn die Treffsicherheit war ja damals sehr gering. Die Bauern fingen die Hasen um 1497 mit Draht und Netzen, sowie mit abgerichteten Hunden. Eicheln und Buchecker durften nicht aus dem Walde getragen werden, weil diese Früchte dem Schwarzwilde als Futter dienten. Die Bauern sollten ihre Hunde nicht in den Weingarten mitnehmen, in der Lesezeit keine Tiere fangen und den Hunden vom Philipp- und Jakobstag bis zu Jakobi im Schnitt „grosprigl anhenken“; wer es nicht tat, zahlte 32 Pfennig Strafe. (Nach Dr. Gustav Winter „Beiträge zur n. ö. Rechts- und Verwaltungsgeschichte“ Blätter des Vereines für Landeskunde 1882).

Der Vogelfang war um diese Zeit nicht unbekannt; in den Waldungen gab es „Vogelherde“, wo die Vogelsteller ihrem Vergnügen nachgingen; sie entrichteten der Herrschaft den festgesetzten Zins. Die Jagden gestaltete man oft recht prunkvoll; großes Gewicht wurde auch auf die Beschaffenheit des Wildes gelegt; es wurden Tiergärten und Fasanerien errichtet (um 1550). Doch vergaß die Regierung nicht auf den Schutz der Untertanen und erließ 1575 eine eigene Jagdordnung. Man fütterte die Jagdhunde mit Hafermehl- und Kornbrot; die besten Hunde lieferte England, doch schätzte man auch die mährischen. Die Aufsicht über diese hatte ein Rüdenmeister, den einige Hundsbuben unterstützten. Die Hunde der Bauern mussten von Georgi bis Jakobi im Schnitt einen Holzprügel von drei Spannen Länge tragen; beliebt war auch ein operativer Eingriff, in dem man …

Strenge, aber nicht unmenschliche Strafen drohten dem Wilddieb (Urfehde schwören, Geld- und Galeerenstrafe). Arme konnten die Geldstrafe auch abarbeiten. Beliebt war um diese Zeit das Fangen des Wildes mit Netzen und Gruben. Dass die Weingartenhüter Hasen fingen und mit nach Hause nahmen, war keine Seltenheit. An geeigneten Stellen gab man dem Wild Salz zum Lecken ( Sulzen). Im Winter vergaß man nicht, die Tiere mit Heu zu füttern. Große Sorgfalt legte man auf die Fasangärten und Fasanhäuser, damit nicht Füchse, Wildkatzen, Iltisse und Marder einen Schaden anrichten. Fremde Personen ließ man nicht in den Fasangarten. Zum Jagdpersonal gehörten damals der Falkner und die Waldknechte.

Das Wildern war eine häufige Begleiterscheinung der Kriege, und der schlechten Zeiten, wenn die Not den Menschen dazu zwang. In den Kriegszeiten verschaffte sich mancher Bauer ein Gewehr, mit dem er heimlich seine Felder und Weingärten durchsuchte. Die Aufsicht war nicht so strenge und die Bauern hielten gegenüber dem Gutsherrn fest zusammen. Die beiden fürstlichen Jäger von Eibesthal und Kettlasbrunn erwischten 1654 den Matthias Österreicher, der mit einem Rohr über den Grund ging, der dem Kloster Tulln gehörte; sie nahmen ihm die Waffe weg, traktierten ihn mit üblen Worten, ja sie drohten, ihn mitzunehmen und in Eisen zu schlagen. Damals gab es im Kettlasbrunner Walde noch prächtige Hirsche, auch Wölfe waren keine Seltenheit, die im strengen Winter von Ungarn zu uns kamen, man fing sie in Gruben, die mit Reisig zugedeckt wurden; solche Wolfsgruben werden in Ober Sulz und Poysdorf ( 1673) erwähnt.

1671 besaß Johann Christian Braun vom Mitterhof in Mistelbach Wind- und Wachtelhunde, die er mit auf das Feld nahm; die Bauern beklagten sich über den Schaden, den er an den Feldfrüchten im Eibesthaler Gebiet und in den Weingärten anrichtete, da er das Wild hetzte. Die Wilfersdorfer Herrschaft gab dem Eibesthaler Richter den Auftrag, den Braun sofort zu ergreifen, wenn er sich mit den Hunden im Eibesthaler Burgfrieden zeigen sollte, die Hunde zu erschießen und ihn mit Prügelstreichen zu strafen, falls er „ehrrührige Worte“ ausstoßen sollte. Die Wilfersdorfer Herrschaft schickte 1678 in die fürstliche Küche nach Wien 12 Rebhühner und 82 Kronawett Vögel. Bei der Vogeljagd bediente man sich des Falken, den ein „Falkner“ abrichten musste; dazu war die Haube ab, so stürzte er sich auf den Vogel; ein Falke diente nur 3 – 4 Jahre. Wichtig war es, dass er am Morgen gebadet wurde.

An das Wilfersdorfer Jagdgebiet grenzte die kaiserliche Herrschaft Wolkersdorf, die Anspruch auf die Jagd zu Schrick erhob (1683). In Hohen-Ruppersdorf wohnte ein kaiserlicher Jäger. Die Schricker besaßen in ihrem Walde eine Viehweide; damit das Jagdwild nicht gestört werde, durfte der Halter sein Vieh nicht in den Jungwald treiben, auch keinen Lärm und kein Geschrei machen.

Ein Verzeichnis aus dem Jahre 1685 gibt uns Aufschluss, was im Gebiete der Wilfersdorfer und Rabensburger Herrschaft gefangen wurde:

|  |  |  |  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- | --- | --- | --- |
| Gebiet (Wald) | Hasen | Füchse | Rehe | Wölfe | Sau | Preise |
| Schricker | 15 | 6 | 1 | - | - | 1 Hase = 3 kr |
| Lanzendorfer | 25 | 10 | 1 | - | - | 1 Fuchs = 12 kr |
| Kettlasbrunner | 27 | 20 | 1 | 1 | - | 1 Reh = 30 kr |
| Eibesthaler | 19 | 12 | - | - | - | 1 Wolf = 1 fl |
| Mistelbacher | 8 | 6 | 2 | - | 2 | 1 Sau = 30 kr |
| Neusiedler | 15 | 9 | - | - | - |  |
| Hausbrunner | 17 | 16 | - | 2 | - |  |
| Summe | 126 | 79 | 5 | 3 | 2 |  |
| An Geld | 6 fl 18 kr | 15 fl 48 | 2 fl 30 | 3 fl | 1 fl |  |

Summe = 28 fl 36 kr.

Das erlegte Wild kam zum Teil in die fürstliche Küche, auch „Präsente“ gab die Herrschaft einzelnen Persönlichkeiten; dazu zählte man die „Theindl Pöckch“ und die schönen Hirsche. Solche Geschenke erhielt um 1700 der Einnehmer der Landschaftsbuchhalterei, der Herr von Heblin, der Herr von Hardich, der Mautner auf dem roten Turm und der Postoffizier.

In Mistelbach hielt sich der Herr Mechtl, der Besitzer des Mitterhofes, prachtvolle Windhunde, die er gerne mit auf seine Felder nahm; jagen durfte er nicht, weil das Jagdrecht dem Fürsten Liechtenstein allein gebührte. Nach den Einfällen der ungarischen Rebellen erlaubten sich die Bauern, Bürger und Inleute sowie die Hauer Eingriffe in die herrschaftlichen Jagd = regalien. Da mussten die Beamten mit größerer Strenge vorgehen.

Die Herrschaft Wilfersdorf kaufte 1654 2 Falken, in wildreichen Jahren veräußerte die Herrschaft sofort nach der Jagd die Hasen an die Untertanen, nur die Rehe, Wildkatzen und ausgearbeiteten Fuchsbälge schickte man nach Wien. Im Oktober hackten die Waldarbeiter die Jagdsteige aus.

Sie nahmen jedem Mann, der mit einer Flinte auf dem Felde erwischt wurde, diese einfach weg und bestraften ihn mit einer Geldstrafe von 10 Reichstalern. Die Hälfte gehörte aber dem Anzeiger (1709). Im folgenden Jahre wurden im Eibesthaler Gebiete 8 lebendige Hasen, 5 Füchse und ein Reh gefangen. Das Wild kam oft aus den Waldungen der Hohenleiten in das fürstliche Gebiet, wo es die Jäger erlegten; es hatte ohnedies einen geringen Wert. Ein Bewohner von Tayax sollte 1710 von Kromau Schnepfen nach Wilfersdorf bringen; doch verkaufte er sie in einem Orte und vertrank das Geld. Das Gericht verurteilte ihn zur Zahlung der Schnepfen und zu 30 Stockstreichen; letztere sah ihm der Fürst nach.

Um die Leute über die Jagdregalien aufzuklären, ließ die Herrschaft 1712 von einem Tischler neun Wildbahntafeln machen und malen. Im gleichen Jahre verfertigte ein Mistelbacher Seiler „einen gestrickten Fasan- und Rebhühner Garn“, der 264 Klafter lang war; er brauchte dazu 198 Pfund Spagat à 21 kr. Die Arbeit kostete 138 fl.

1713 wurden im Herrschaftsgebiet geschossen: 4 Rehböcke, 27 Füchse und 74 Hasen. In Feldsberg hätte man einige Wölfe gespürt. Die „Garner“ seien zum Fangen der Tiere nicht tauglich. Ein Feldjäger vertrat die Ansicht, die Herrschaft möge die Fasaneier durch deutsche Hühner ausbrüten lassen. Damals fingen die Leute auch noch Feldlerchen. Im Winter hatten in den Waldungen die Schneemassen einen großen Schaden angerichtet. Bei Lanzendorf und Mistelbach spürte man die Tätigkeit der Raubschützen. Dem Schlosskaplan von Ebendorf, der jagen ging, nahm der Jäger die Flinte weg; doch erhielt er sie später wieder. In Wilfersdorf hatte die Herrschaft zwölf prächtige Jagdhunde („Vorstehhunde“). Weil hier das Fasanhaus nur 6 Teile hatte und deshalb zu klein war, musste es im kommenden Jahre umgebaut werden.

Die Klagen über Jagdfrevel verstummten nicht; besonders arg war es in Mistelbach, wo die Wilderer den Jägern viel zu schaffen machten. Die Herrschaft erneuerte das Verbot, dass die Untertanen mit den Waffen in der Hand ins Feld gehen und sich Hunde mitnehmen; die Schäfer sollten ihren Wachhunden „B …gl“ anlegen. Im Wilfersdorfer Fasanhaus zählte man 4 … und 32 Hühner. Der Jäger Kersch, der die Aufsicht über das Fasanhaus führte, begab sich nach Göllersdorf, wo er die Fasanhütte studierte die in … reisen als Muster bezeichnet wurde; die Fasane fütterte man mit türkischem Brein. Kersch schaffte … das neue Fasanhaus 34 …

Den Bauern war es durchaus nicht recht, dass das Raubschützenwesen nie in unserer Gegend verschwand; die Gemeinden, in denen es wagemutige Wilderer gab, wechselten … darum war der Jagdberuf … sein leichter. Viel Zeit mussten die Jägerburschen auf das Abrichten der Falken verwenden; einen guten Ruf hatten die Specker und Habichte, die aus Mähren kamen. Mit Falken fing man um 1714 die Rebhühner und Wachteln. Das Wilfersdorfer Revier hatte stets einen großen Reichtum an Wild, besonders an Hasen; seit einigen Jahren war es plötzlich anders geworden. In die fürstliche Küche kam kein Wild. Was die Jäger erlegten, wurde verschenkt. In Mistelbach gingen der Baron Mechtl und seine Bedienten mit der Flinte auf den Feldern jagen. Die Bauern hielten sich Hunde, um dem Hochwild nachzuspüren. Das sollte nun eingestellt werden.

1715 errichtete die Herrschaft in Wilfersdorf eine neue Falknerhütte. Im Fasanhaus gab es 129 Fasane. In den niederen Holzleiten zu Kettlasbrunn erlegten die Jäger 20 Hasen und 3 Füchse, an der Schricker Grenze 5 Hasen, 1 Wildkatze und einen Fuchs, an der Lanzendorfer Grenze 24 Hasen und 3 Füchse, zusammen 49 Hasen, 7 Füchse und eine Wildkatze. Das Wild kam teilweise in die Wiener Küche des Fürsten, den Rest teilte man auf die herrschaftlichen Beamten und Angestellten als Deputat auf. Weil durch die Wolfsgruben viel Unglück geschah - Menschen und Tiere stürzten hinein, - vergl. Die Geschichte vom Wolf und den Geigerlein [dem Wolf und die 7 Geißlein?]-, so mussten sie zugeschüttet werden; verboten wurden das Eisenlegen und das Fangen mit Schlingen. Doch die Wilderer hielten sich nicht an diese Anordnungen; trotz der strengen Aufsicht machten sie der Herrschaft einen beträchtlichen Schaden. Noch immer benützten die Jäger zum Fangen der Hasen, Füchse und Wildkatzen die Netze.

Für den Wilfersdorfer Fasangarten bezog 1716 die Herrschaft 16 Fasane von Ostra; da die Tiere getragen werden mussten, wurden sie so wild, dass sie sich gegenseitig die Federn herausrissen, als man sie ins Freie ließ. Die Klagen über den Jagdfrevel wollten nicht verstummen. Hatte doch zwei Jahre vorher der Wilfersdorfer Jäger auf dem Heimweg von Poysdorf einen Ketzelsdorfer Bauer angetroffen, der mit dem Rohr in der Hand auf den Feldern herumstreifte. Als ihn der Jäger stellte, setzte sich der Bauer zur Wehr und drohte, den Jäger zu erschießen. Auch die Hobersdorfer hatten die Unsitte, stets bewaffnet aufs Feld zu gehen. Das Jagdrecht besaß nur der Fürst von Liechtenstein und die herrschaftlichen Jäger hatten das Recht, allen Unbefugten die Waffen wegzunehmen. Als sie dies den Hobersdorfern gegenüber taten, führte ihr Grundherr, den Graf Bräuner von Asparn a. d. Z., Beschwerde wegen der strengen Behandlung seiner Untertanen. Zu den Herbstjagden erschienen die Fürsten, die erwachsenen Prinzen, Wiener Gäste, Edelleute aus der Umgebung und die herrschaftlichen Beamten. Es war ein farbenprächtiges Bild, wenn die ganze Gesellschaft, begleitet von den Jägern, Treibern und den zahlreichen Hunden, zum edlen Weidwerk auszog; Jagdhörner erklangen, die Büchsen knallten, die Falken stießen pfeilschnell auf ihre Beute und die Hunde fanden und entdeckten jede Spur des Wildes, mochte es sich in dem Strauchwerk noch so gut verstecken. Auf den zahlreichen Teichen der Umgebung, in den sumpfigen Wiesen gab es eine Menge Wasservögel, kein Wunder wenn dann die Jagd oft mehrere Tage dauerte. Kam die Gesellschaft gegen Abend heim ins Schloss, dann herrschte ein fröhliches, munteres Treiben in dem sonst so stillen Markte. Neugierig schauten die Bewohner auf die fremden Herren und Frauen, bewunderten ihre prachtvollen Uniformen und Kleider, staunten über die stattliche Jagdbeute und lauschten dem Klange der Waldhörner, die den hohen Herrschaften ein kleines Ständchen darbrachten; hatte es doch der Schulmeister schon einige Wochen vorher fleißig geprobt und eingeübt.

Viele Bewohner ließen es sich nicht nehmen und schauten sich die großen Hetzjagden an, die der kaiserliche Hof im angrenzenden Waldgebiet der Hohenleiten abhielt und zu denen die höchsten Herrschaften und Offiziere erschienen; vielleicht hatte bei so einer Gelegenheit der Prinz Eugen, der als Zuschauer der Jagd beiwohnte, den Schricker Wein gekostet und dabei den bekannten Ausspruch getan: Lieber wollte er noch einmal Belgrad stürmen als in Schrick ein Glas Wein trinken.

Im Jahre 1716 ließ die Herrschaft die Jagdsteige erweitern. Die Jagdhörner bezog sie von Mistelbach. An Futter brauchten das Fasanhaus sowie die freilebenden Tiere:

38 Metzen Weizen,

5 Metzen Gerste,

4 Metzen Haiden

18 Metzen ausgebreiteten Weizen,

4 Metzen Semmelmehl und 2 Metzen Brein.

Für die Wachteln gab man aus: 6 Metzen rohen Brein und 12 Metzen Hanfkörner, für die Hunde 6 Metzen rohe Gerste. Ein Jäger in Blumenthal suchte bei der Wilfersdorfer Herrschaft um die Ehebewilligung an. Im Jahr 1717 verschaffte sich der Fasanheger von Ostra, Steinitz und Kromau neue Fasanhühner. Die Jagdsteige wurden jetzt schon im Mai ausgehackt; die Breite stimmte mit denen im Feldsberger Gebiet überein.

1718 dauerte die Jagd in den Waldungen zu Schrick und Lanzendorf drei Tage; das Ergebnis waren 34 Hasen und ein Fuchs. Die jungen Rebhühner und Fasane wurden mit besonderer Sorgfalt behandelt und aufgezogen. Die erlegten Fasane, Tauben und Wachteln wanderten in die fürstliche Küche nach Wien. Im Dezember streiften die Jäger die Grenzen des herrschaftlichen Gebietes ab, um die Füchse und Wildkatzen zu erlegen. Die Jäger in Schrick und Lanzendorf erhielten à 15 fl, 184 Pfund Rindfleisch, 29 ¼ Pfund Schmalz, 4 Kiefen Salz, 14 Metzen Korn, 3 Metzen Kuchelspeis, 8 Eimer 28 Maß Wein und 4 Klafter Brennholz. 1721 erlegten die Jäger im Eibesthaler Wald ein Wildschwein. Hier waren sie keine Seltenheit, im Gegenteil klagten die Bauern wiederholt über den Schaden, den diese Tiere auf den Feldern anrichteten.

Im Kettlasbrunner Wald benötigte 1722 der Jäger zur Fütterung des Wildes im Winter 3 Fuhren Heu. Fürstliche Jäger gab es in Wilfersdorf, Kettlasbrunn, Lanzendorf und Poysdorf. Als Schusslohn von dem nützlichen Wild erhielten sie in dem erwähnten Jahr 34 fl 50 kr, vom schädlichen 198 fl 38 kr. Die gefangenen Vögel pflegte man damals an eigenen Spießen zu braten(„Vogelspieß“ genannt).

Das Jagdschussgeld betrug in dem erwähnten Jahre für den Poysdorfer Jäger 3 fl, für den Blumenthaler 8 fl, für den Lanzendorfer 13 fl und für den Kettlasbrunner 21 fl.

Die Bewohner von Wetzelsdorf, Eibesthal und Hadersdorf beklagten sich 1723 über den großen Schaden, den das Schwarzwild in den Weingärten und Feldern anrichtete. Die Mandeln wurden zerrissen, Garben zerstreut, sie waren ganz leer; der Eibesthaler Oberjäger hatte es mit eigenen Augen gesehen. Griffen die Leute zur Selbsthilfe und erlegten einige Tiere, so wurde ihnen die Flinte weggenommen und sie in Band und Eisen gelegt.

Der Fürst Liechtenstein besaß in Feldsberg noch einen großen Fasangarten; gerne machte er anderen Edelleuten schöne Fasane zum Geschenk, so z. B. 1724 dem Grafen von Schönborn. In demselben Jahre pachtete der Fürst die Jagd zu Böhmisch Krut, die dem Tullner Kloster gehörte, auf drei Jahre um 100 fl Zins. Wurde hier ein Wilderer erwischt, so führten die Beamten des Klosters die Untersuchung, bestraften ihn auch, doch gehörte das Pfand der Herrschaft Wilfersdorf, die auch den Wildschaden bezahlte. Seit 1724 durften nicht mehr die Fußgardisten das Geld von Wilfersdorf nach Wien schaffen, sondern es wurde unter dem Schutze der Jäger dahin geführt.

Die Pflege der Jagdhunde war den Müllern und Schäfern überlassen, die aber ihre Pflichten arg vernachlässigten; sie ließen sie herumlaufen, passten gar nicht auf, sodass einige in Verlust gerieten, andere ließen sie von einer schlechten Rasse „bestreichen“. Die Folge war ein sehr schlechtes Material, das zu Jagdzwecken gar nicht tauglich war. Das sollte nun anders werden. Die Müller erhielten den strengen Auftrag, jedesmal mit einer läufigen Hündin nach Feldsberg zu gehen; tat er es nicht oder verspätete er sich, so zahlte er als Strafe 10 Reichstaler. Verlor ein Schäfer oder ein Müller einen herrschaftlichen Jagdhund, so erlegte er 20 Reichstaler.

Am Tage vor Christi Himmelfahrt ( 1726) ritten drei Burschen von Wetzelsdorf ( Grohmann, Huber und Kletzer ) nach Erdberg zum Königsreiten; sie hatten eine Ratsche, die ihnen außerhalb von Erdberg abgenommen wurde, da sie das Wild in den Feldern beunruhigten. Die Burschen kamen ins Wilfersdorfer Gefängnis, wo sie in Eisen geschlossen und eingesperrt wurden.

1728 besaß der Baron von Mechtl die „Reißgejaid“ in der Paasdorfer Leiten. Nun wurde von der Herrschaft die Arbeit der Untertanen neu geregelt:

|  |  |
| --- | --- |
| Revier in Jagddauer | Wer das Jagdzeug herbeiführte und Treiberdienste versah |
| Kettlasbrunn 3 Tage | Die fürstlichen Untertanen von Kettlasbrunn, Blumenthal, Loidesthal und Ober Sulz. |
| Schrick 2 Tage | Alle Untertanen von Kettlasbrunn, Ober Sulz und Lanzendorf. |
| Lanzendorf 2 Tage | Lanzendorfer, Hüttendorfer, Mistelbacher, Eibesthaler |
| Mistelbach 2 Tage | Lanzendorfer, Hüttendorfer, Mistelbacher, Eibesthaler |
| Eibesthal 2 Tage | Wilfersdorfer, Bullendorfer, Eibesthaler. |
| Poysdorf 2 Tage | Poysdorfer, Ketzels- und Wetzelsdorfer und Böhm. Kruter. |
| Hausbrunn 2 Tage | Mit den fürstlichen Untertanen der Herrschaft Rabensburg |
| Neusiedl 2 Tage | Mit den fürstlichen Untertanen der Herrschaft Rabensburg |

Die Wilderer richteten in den Waldungen großes Unheil an; das erlegte Wild kauften die Leute, obgleich es ihnen strenge untersagt war. Für einen Wildschützen zahlte die Regierung 100 fl, wenn er eingeliefert wurde, für einen Helfer oder Hehler 50 fl. Nach der Jagdordnung von 1728 sollten keine Hunde auf dem freien Felde herumlaufen, schon das Mitnehmen derselben in die Weingärten und auf die Äcker war strafbar. Als Treiber gingen die Bauern nicht gern, sie schickten lieber die Kinder. Hasen und Füchse fing man.

Der Wilfersdorfer Fasanjäger hielt sich 1731 eine Kuh, weil er die jungen Fasane mit Topfen fütterte. Die Paasdorfer waren gefürchtete Raubschützen, sogar der Halterknecht von Lanzendorf ging wildern; sie fingen die Tiere mit Garn. Die Jäger taten es auch auf jenen Feldern, die zwischen den Grundstücken und Wäldern der anderen Herrschaften lagen.

1746 wurde nach dem Absterben des Fasanjägers der Wilfersdorfer Fasangarten aufgelassen; die Tiere kamen nach Ebergassing. Das Gras im Fasangarten wurde für das Hornvieh bestimmt. Da man in den nächsten Jahren die Teiche entwässerte, die Wälder besser bewirtschaftete und die noch vorhandenen öden Landstriche in Ackerland verwandelte, so ging auch der Wildreichtum allmählich zurück; die Wasservögel verschwanden, auch die Wildkatzen und Wildschweine; Wölfe kamen in der strengen Winterszeit über die gefrorene March ab und zu bis in unsere Wälder, wo sie dann erlegt wurden.

1749 zahlte die Herrschaft als Schusslohn für das nützliche Wild 34 fl 50 kr und für das schädliche 198 fl 38 kr. Noch 1757 bedienten sich die Jäger bei der Jagd neben der Schusswaffe des Garnes; doch hörte um 1760 die Falkenjagd auf. Der Baron Mechtl und der Wirtschafter im Mitterhof, namens Eisenhut, suchten sich das Jagdrecht auf ihren Feldern anzumaßen, obwohl sie keinen Anspruch darauf besaßen; am 16. August 1766 schoss Eisenhut auf dem Felde einen Hasen; deshalb reichte die Herrschaft bei der Regierung die Klage ein. Nach 1762 nahmen die fürstlichen Jäger den Wildschützen die Waffen weg und sperrten sie in Wilfersdorf ein. Damals werden Kreisjagden in unserem Gebiete erwähnt. Die Poysdorfer, die sonst nur zu Weingarten- und Kellerarbeiten herangezogen wurden, sollten nun von 1768 an auch die Hasen, welche der Revierjäger schoss, nach Wilfersdorf tragen; sie führten zwar noch den Zehent ein und breiteten den Dünger, doch für Botengänge zahlten sie ohnedies jährlich 11 fl. Von den 240 Häusern des Marktes gehörten 82 nach Wilfersdorf. In den letzten Jahren waren an Hasen geschossen worden: 1764 - 111 , 1765 - 139, 1766 - 140, 1767 - 171, 1768 - 105. Nach langem Hin- und Herraten wurde vereinbart, dass der Hofbinder und der Postmeister die Hasen zum Verkauf übernehmen sollen.

Die Herrschaft zahlte 1772 als Schusslohn für schädliche Tiere: für 1 Sommerfuchs = 24 kr, für 5 Geier à 10 kr, für 20 Sperber à 7 kr, für 1 Nachteule 4 kr, für 4 Stück „Pachopp“ à 18 kr, für 1 Sommermarder = 30 kr, für 4 Dachse à 15 kr, für 12 Iltisse à 12 kr, für 2 Adler à 1 fl

Ein Wilfersdorfer Raubschütze verletzte 1772 einen fürstlichen Heger sehr schwer; in diesem Hungerjahre machten die Wild- und Holzdiebe nicht nur um Wilfersdorf, sondern auch um Hohenau und Rabensburg einen bedeutenden Schaden.

Zur Zeit Kaiser Joseph II., der selten an einer Jagd teilnahm, wurden einige gesetzliche Bestimmungen angeordnet: der Wildschaden ist den Untertanen zu bezahlen, die Wildschweine sind in Tiergärten zu halten, die Feldfrüchte sind höher zu schätzen als die Jagd; die Hetzjagden schränkte man ein, die Weingärten und Fluren schonte man. Im Winter fütterten die Jägerburschen die Tiere im Walde mit Eicheln, Salz, Gerste, Winterweizen, Rüben, Heu und Gemengtem.

Nur das Militär setzte sich über die Vorschriften hinweg; die Offiziere jagten nach eigenem Gutdünken; für sie gab es keine Gesetze.

Nun ging auch die Herrschaft daran, einzelne Jagdgebiete, die zu entlegen waren, zu verpachten; so übernahmen die Grafen von Bartenstein im Jahre 1818 die Poysdorfer Jagd auf drei Jahre, weil dieses Gebiet an Falkenstein-Poysbrunn angrenzte.

1836 musste die Wilfersdorfer Herrschaft ihr Jagdrecht gegen die Barnabiten in Mistelbach geltend machen; sie hatte die hohe und niedere Jagd im ganzen Gebiet, auch in den Waldungen, die den Barnabiten und der Marktgemeinde gehörten. Diesen Wäldern fehlte das Wasser und die Quellen, doch waren sie reich an Hasen, Rebhühnern und Rehen.

In den Eibesthaler, Wetzelsdorfer, Mistelbacher und Kettlasbrunner Wäldern wurden in dem Jahre 1836 erlegt: 10 Rehböcke, 19 Geißen, 14 Kitzen, 23 Hasen und 45 Rebhühner, im Felde Mistelbach-Eibesthal 110 Hasen und 65 Rebhühner, auf den Lanzendorfer Feldern 50 Hasen und 12 Rebhühner, in Kettlasbrunn 100 Hasen 40 Rebhühner, in Wetzelsdorf 80 Hasen und 30 Rebhühner. Die übrige Jagd war verpachtet u. z. die von Mistelbach und Siebenhirten dem Barnabiten-Rentmeister in Mistelbach um 20 fl 30 kr, die von Erdberg, Bullendorf und Ketzelsdorf der Herrschaft von Walterskirchen um 63 fl 2 ¼ kr jährlich, die von Wetzelsdorf und Poysdorf derselben Herrschaft um 51 fl 15 kr, den Gemeinde- und Kirchenwald von Poysdorf der Poysbrunner Herrschaft um 54 fl 40 kr; zu diesem Jagdgebiet gehörten auch die „Weißlöcher“. Der k. k. Tabakfabrikant Paul Müller von Wien zahlte an Zins 27 fl 37 kr; der Jagdnutzen der übrigen Jagd, welche die Wilfersdorfer Herrschaft ausübte, wurde für das Jahr 1835 auf 102 fl 22 kr geschätzt.

Blumenbach erwähnt in seiner „Neuesten Landeskunde des Erzherzogtums Österreich unter der Enns“, dass unsere Bauern große Jagdliebhaber seien. Die Wildschweine wurden, da sie seit 1778 als Freiwild galten, gänzlich ausgerottet.

Das Jahr 1848 brachte dem Bauer die ersehnte Freiheit und das Jagdrecht. Die Nationalgarde, die in einzelnen Gemeinden errichtet wurde, nützte sofort dieses Recht aus und schoss alle Lebewesen in der freien Natur zusammen. Das Jagdrecht ging dann an die Gemeinden über, die es an eine Gesellschaft verpachteten. Die Jäger bedienten sich des Gewehres, alle anderen Mittel gerieten in Vergessenheit.

Beliebt sind heute noch die Kreisjagden. Im Theimwald bei Feldsberg veranstaltete der Fürst Liechtenstein noch die prunkvollen Hetzjagden am Hubertustag; sie waren eine Sehenswürdigkeit an der auch Kaiser und Könige teilnahmen. Um 1876 hörten sie auf, weil die Tierschutzvereine dagegen Einspruch erhoben.

Wohl boten auch die Treibjagden, die den Hetzjagden folgten ein farbenprächtiges Bild. Die Stallknechte und Diener in ihren bunten Uniformen, die Forstleute und Jäger in der schmucken Kleidung, die vielen Edelleute und Frauen, dazu die zahlreichen Neugierigen; Feldsberg war an solchen Tagen ganz umgewandelt; mit dem Weltkrieg hörten auch diese Jagden auf. Gleichzeitig wurde der Wildschweinpark im Lundenburger Revier aufgelassen.

Quellen: Herrschaftsakte „Wilfersdorf“ im Hausarchiv des regierenden Fürsten von Liechtenstein

Handschrift von Franz Thiel

Die Jagd im Weinlande

Die Jagd, auch Gejaide und Wildbann genannt, war früher ein Herrschaftsregal, das nur die Grundherren ausüben durften; man unterschied eine Hoch-oder Waldjagd und eine Nieder-oder Feldjagd. DieWaffen waren Pfeil und Bogen, die Armbrust, die Lanze und das Schwert. Den Bauern war es strenge verboten, diese Waffen zu besitzen und zu gebrauchen. Die Frauen, die auch gerne dem Jagdvergnügen huldigten, bedienten sich eines abgerichteten Falken, den sie auf der Faust trugen und auf dieVögel — Lerchen, Wachteln, Wildtauben, Wildenten und Kronawetvögel — losließen. Der Falkner, der den Wanderfalken abrichtete, genoß ein hohes Ansehen auf der Ritterburg; doch nahm er nur solche Tiere, die sich noch nicht ein Futter gesucht hatten;auch der Habicht ließ sich für Jagdzwecke gut abrichten. Am Morgen badete der Falkner seine Tiere. Die Falkenjagd nannte man Beize.

Beliebt war der Vogelfang mit Netz und Lockvogel. Der Platz, auf dem das Netz ausgespannt wurde, hieß Tenne und lag im Walde. Die Liechtenstein besaßen 1414 in Nikolsburg drei Vogeltennen, auch Vogelherde genannt; die Untertanen, die Vogelsteller waren, gaben in Nikolsburg dem Herrn Liechtenstein als Zins jährlich einen lebenden Falken oder 3 Pfund den. = 3 x 240 den; 30 Eier kosteten 1414 drei Denar.

Der Untertan leistete dem Grundherren die Jagdrobot als Treiber, der mit einer Holzklappe das Wild aufscheuchte; der Bauer führte die Netze an Ort und Stelle, schaffte das tote Wild heim ins Schloß, im Winter brachte er das Heu zu den Futterstellen im Walde, hackte im Herbst die Jagdsteige aus, im April trug er das Holz an die „Sulzen” im Wald ; für jede genügte 11 Küfel Steinsalz. Die Müller mußten in der Schonzeit die Jagdhunde übernehmen und mit Hafermehlbrot oder Roggenbrot füttern. Die mährischen und englischen Hunde erfreuten sich eines guten Rufes. Die Oberaufsicht über die Jagdhunde führte der Rüdenmeister mit Unterstützung einiger Knaben („Hundsbuben” im Volke geheißen).

Wilderer, die es zu allen Zeiten gab, bestrafte immer die Obrigkeit sehr strenge. In Weistum von Drösing heist es, daß ein Wilderer „den Kopf verdient”. Die Hirten und Feldhüter, die sich oft verleiten ließen, Hasen, Rebhühner und Rehe zu fangen oder Nester auszunehmen, wurden von den Jägern scharf beobachtet. Niemand durfte einen Hund ins Feld oder in den Weinberg mitnehmen. Den Schäferhunden mußte ein Holzprügel von 3 Spannen Länge um den Hals gelegt werden, damit er nicht das Wild beunruhigt. Die Holzzäune im Weinberg durften keine spitzigen Staketen aufweisen. Verboten war den Untertanen das Sammeln von Eicheln, die dem Wild als Nahrung dienten. Nur Bär, Wolf und Wildkatzen konnte der Bauer jagen; denn diese Tiere waren frei. Die Gemeinden waren verpflichtet Wolfsgruben zu machen, sie mit Reisig zu bedecken und ein Fleischstück in die Mitte zu legen. Solche Wolfsgruben wurden erwähnt: in Poysbrunn 1549, in Poysdorf 1673 und in Obersulz 1670. Brach ein Wolf in eine weidende Herde, so hatte der Hirte zu schreien und, wer in der Nähe arbeitete, hatte sofort Hilfe zu leisten.

Der Landesfürst, der über ein großes Jagdgebiet verfügte, besaß einen Oberstjägermeister, der aus dem Hochadel genommen wurde; die Herren von Liechtenstein bekleideten öfters dieses Hofamt; ihm unterstanden die Falkner, das Rüdenhaus, später die Fasanhäuser und die Tiergärten; er leitete die großen Hofjagden im Wiener Wald und auf der Hohenleiten bei Wolkersdorf.

Die Herrschaft in Wilfersdorf klagte 1497, daß ihre Untertanen die Feldhasen mit Draht, Netzen und abgerichteten Hunden fingen. In Pyrawarth mußten die Bewohner auf Befehl der Obrigkeit Wolfsgruben machen; dazu stellte jeder Lehner (Bauser) 8 Metzen bei (1512).

Das Amt eines Oberjägermeisters bekleidete 1548 Erasmus von Liechtenstein. In der Zeit der Renaissance wurde das Jagdwesen neu organisiert. Die Armbrust war die Jagdwaffe, weil das Feuergewehr zu „umständlich” war. Den Wald teilte man in Reviere ein, die ein Jäger betreute. Dort wo wenig Wald war, legten die Herrschaften „Remisen” an, in denen das Wild Schutz im strengen Winter fand. Jagdverordnungen regelten das Weidwerk; prunkvolle Jagden veranstalteten die Herren, bei denen es darauf ankam, recht viele Tiere zu erlegen. Eigene Tiergärten und Fasanerien errichteten die größeren Herrschaften. Der Fasan, der aus dem Morgenland stammte, mußte erst an unser Klima gewöhnt werden. Große Jagdgebiete, die auch gut gepflegt wurden, waren der Theimwald bei Feldsberg und die Hohenleiten bei Wolkersdorf.

Das Gebiet um den „Huetter Tanz” bei Kettlasbrunn gehörte 1560 mit dem Reißgejaide den Herren von Liechtenstein in Wilfersdorf; da sah man Hasen, Rehe, Prachthirschen, Wildschweine, Bären, Wölfe, Füchse und Dachse. Hasen und Füchse wurden gehetzt oder mit Netzen gefangen. Die Herrschaft Asparn a. d. Z. verpachtete ihr Reißgejaide 1569 um 175 Vögel à 2 kr — ein Mäher erhielt in der Erntezeit täglich 8 kr, 1 Metzen Weizen kostete 20 kr.

Der Pfarrer in Obersulz betrieb 1574 den Vogelfang mit Netzen, die ihm die Ortskinder tragen mußten. Er fing mit Vorliebe Rebhühner, Finken und Raben. Laut Bannbuch erklärte 1590 Großkrut, daß die Gemeinde auf ihren Feldern ein freies Gejaide besaß. Das heutige Gemeindegasthaus soll früher ein Jagdschloß gewesen sein. Bei der Herrschaft Asparn a. d. Zaya wird 1613 ein Falkner erwähnt, der die Falken abrichten mußte. Bei Pulkau fing ein Jäger 1623 einen Bär (in den „Blättern des Vereines für Landeskunde“ 1890). In den Waldungen bei Kettlasbrunn hielten sich um 1633 „Theindl Pöckh” und Prachthirsche auf.

Im 30jährigen Krieg beachteten die Untertanen nicht die Wald- und Jagdbestimmungen der Herrschaft, denn sie holten sich eigenmächtig Holz aus den fürstlichen Wäldern, jagten Hasen, Rebhühner,Rehe, fingen die Vögel, ohne daß sie eine Strafe befürchteten. Der fürstliche Falkner wurde in Wilfersdorf von Weidknechten unterstützt. Die beiden fürstlichen Jäger von Kettlasbrunn und Eibesthal nahmen 1654 dem Matthias Oesterreicher auf dem Grunde des Klosters Tulln in Großkrut mit Gewalt sein Rohr weg, traktierten ihn mit üblen Worten und wollten ihn sogar mitnehmen, um ihn in Band und Eisen zu schlagen; im gleichen Jahr ‚kaufte der Fürst zwei abgerichtete Falken. In Obersulz gab es Wolfsgruben. 1659 lieferte der Eibesthaler Jäger mehrere Wildschweine nach Wien, die er in seinem Revier erlegt hatte. In Wilfersdorf richtete der Falkner 3 Sperber für die Falkenjagd ab.

Im Oktober erschien der Fürst mit seiner Familie jährlich zur Herbstjagd, die mehrere Tage dauerte. Da wurden die Jagdsteige im Walde ausgeputzt, die Wege hergerichtet, die Schloßräume gereinigt, das Jagdzeug ausgebessert und mehrere gute Pferde zum Vorspann auf die Hohenleiten geschickt; 1668 waren es aber sechs „echte Schindluder”, die bei der Kaserne stecken blieben. Die Wilfersdorfer Jagden konnten sich nicht mit den Feldsbergern unter dem Fürsten Karl Eusebius (1627 — 1684) messsen, die den kaiserlichen in Wolkersdorf nicht nachstanden; denn in Feldsberg entfaltete der Fürst einen Prunk, wie er der Barockzeit entsprach.

1668 betrug das Jagdergebnis in Wilfersdorf:

**Revier Hasen Füchse Wildkatzen**

Schrick 16 2 —

Lanzendorf 20 4 1

Poysdorf 14 1 —

Neusiedl 11 1 —

Kettlasbrunn 1 6 —

**Summe 72 14 1**

Preise: 1 Hase 5 kr, 1 Fuchs 20 kr, 1 Wildkatze 20 kr. Die Fuchsbälge arbeitete der Kürschner aus.

Der Lanzendorfer Baron Schiefer, der ausgezeichnete Jagdhunde besaß, überließ einige dem Fürsten Liechtenstein. Da die kaiserliche Witwe in Schönbrunn Hasen wünschte, mußten in Schrick und Lanzendorf mehr als 100 Personen mit Netzen auf die Jagd gehen. Sie fingen in 2 Tagen 25 lebende Tiere, die in einem Korb nach Wien geschickt wurden; doch gingen sieben auf der Reise zugrunde. In Schönbrunn erhielt der Jäger. 3 fl Trinkgeld. Die 11 Wind und 12 Wachtelhunde brauchten in einer 1 Woche 1 Metzen Korn und 2 Metzen Hafer. Diesen Hunden widmete das Forstpersonal seine ganze Sorgfalt. In Feldsberg baute der Fürst eine eigene Hundekammer sowie einen Hundezwinger.

Die Schricker Bauern nahmen trotz des Verbotes ihre Hunde in den Wald und in die Felder mit. Im Revier von Kettlasbrunn erlegte ein Jäger einen Prachthirsch; die Bewohner dieser zwei Gemeinden waren die besten Vogelsteller im Herrschaftsgebiet. Der Jäger von Neusiedl a. d. Z. schoß 1670 am Steinberg 28 Hasen a´ 5 kr sowie 6 Füchse a´ 20 kr. Der Besitzer des Mitterhofes in Mistelbach Christian Braun hetzte durch mehrere Jahre mit seinen Windhunden das Wild im Eibesthaler Revier und schonte dabei keine Feldfrüchte sowie Weingärten. Auf einer Eiche fing ein fürstlicher Jäger 3 „Blabfüße”. Der Amtmann befahl dem Eibesthaler Marktrichter, den Braun zu ergreifen, falls er sich mit seinen Hunden im Wald zeige; sollte er aber ehrrührige Worte ausstoßen, so seien die Hunde zu erschießen und Braun mit einigen Prügelstreichen zu bestrafen. Die kaiserliche Verordnung vom Jahre 1675 verbot den Untertanen die Jagd auf Hasen und Rehe sowie den Gebrauch von Vogelnetzen und Leimspindeln, das Eisenlegen und das Fangen mit Schlingen.

Jagdergebnis von 1675:

**Revier Hasen Füchse Wildkatzen Rehe**

Hausbrunn 22 14 2 —

Neusiedl 27 9 — —

Schrick 10 9 — —

Mistelbach 10 5 — 3

Eibesthal 13 5 — 3

Poysdorf 8 1 — —

Lanzendorf 2 8 — —

1 Hase kostete 3 kr, ein Fuchs 15 kr, eine Wildkatze 15 kr und ein Reh 30 kr.

Die Bewohner von Schrick nahmen trotz des strengen Verbotes ihre Hunde mit in den Wald und ins Feld. War in Wolkersdorf eine kaiserliche Jagd, so entwichen die Tiere und erschienen in den Wäldern der Umgebung. Das benutzten z. B. die Kettlasbrunner, die 1676 vier Hirsche erlegten, die von der Hohenleiten geflüchtet waren. Durch 16 Jahre konnten die Wilderer ihren Diebstahl ausführen, viele Ortsbewohner beteiligten sich daran. Der Hauptmissetäter entfloh nach Malacka. Der fürstliche Oberförster verlangte 300 Dukaten als Schadenersatz. Im Schricker Wald erlegte ein Jäger ein Wildschwein von 218 Pfund.

Die Bauern schickten zum Aerger des Oberförsters als Treiber Kinder oder unbrauchbare Leute, mit denen nichts anzufangen war. Zum Fangen von Krähen, die eine gute Suppe gaben, benutzten die Untertanen Papiertüten. Das Jagdergebnis der Herrschaften Wilfersdorf und Rabensburg von 1677: 49 Füchse ä 12 kr, 195 Hasen ä 3 kr, eine Wildkatze 15 kr, 6 Rehe & 30 kr und 1 Wolf bei Eibesthal: 1 fl. 1 Metzen Hafer kostete 18 kr, Weizen 56 kr und Korn 24 kr. Zum Purgieren erhielten die Jagdhunde öfters einen einjährigen Frischling, 2 Pfund Schwefel- und Leinöl im Frühjahr. Weidetiere durften im Sommer die Hirten nicht in den Wald treiben, da es die Ruhe des Wildes nur störe.

Die fürstliche Küche verlangte oft Kronawetvögel, Zarizen, Kernbeißer sowie Quitscherln. 1677 erlegte ein Jäger bei Hausbrunn zwei Wölfe und 1682 bei Kettlasbrunn — Eibesthal je ein Tier; bei Mistelbach gab es einen Wolfssteig. Wegen der Jagdin Schrick entbrannte 1683 ein Streit zwischen den Herrschaften Wilfersdorf und Wolkersdorf. In Hohen Ruppersdorf wohnte ein kaiserlicher Jäger. Die Schricker genossen in ihrem Walde das Weidrecht, aber nicht im Jungwald; auch durften sie nicht durch Lärm und Geschrei das Wild verscheuchen.

Jagdergebnis von Wilfersdorf und Rabensburg ‚im Jahre 1685:

**Revier Hasen Rehe Füchse Wölfe Säue**

Schrick 15 1 6 — —

Lanzendorf 25 1 10 — —

Kettlasbrunn 27 1 20 1 —

Eibesthal 19 — 12 — —

Mistelbach 8 2 6 — 2

Neusiedl 15 — 9 — —

Hausbrunn 17 — 16 2 —

Summe 126 5 79 3 2

Preise: 126 Hasen à 3 kr: 6 fl 18 kr; 5 Rehe à 30 kr: 2 fl 30 kr; 79 Füchse à 12 kr: 15 fl 48 kr, 3 Wölfe à 1 fl, 3 fl; 2 Säue à 30 kr. 1 fl.

Nach einer Jagd verkaufte der fürstliche Oberförster die Hasen an die Bewohner der Nachbargemeinden, die Rehe, Wildkatzen und ausgearbeiteten Fuchsbälge schickte er nach Wien. Ab und zu gab die Herrschaft Präsente den Honoratioren in Form von „Theindl Böckh” und Hirschen, z.B. dem Einnehmer der Landschaftsbuchhalterei, dem Herrn von Deblin, dem Herrn von Hardich, dem Mautner auf dem roten Turm in Wien und dem Postoffizier. Das Wild, das von der Hohenleiten in die fürstlichen Reviere wechselte, wurde abgeschossen, hatte aber nur einen geringen Wert.

Die Bauern, Hauer und Inleute erlaubten sich Eingriffe in das fürstliche Jagdregal, das wurde 1709 verboten. Wer auf dem Felde ein Gewehr trug, dem wurde es weggenommen und er zahlte als Strafe 10 Reichstaler in das fürstliche Rentamt nach Wilfersdorf. 1710 trug ein Thayaxer Schnepfen von Kromau nach Wien. Doch vertrank er sie. Er mußte sie bezahlen und sollte 30 Stockstreiche bekommen, die ihm aber der Fürst nachsah. Der Eibesthaler Jäger fing 8 Hasen, 5 Füchse, 1 Reh und 2 Rehböcke — alle lebendig. 1712 machte der Wilfersdorfer Tischler 9 Wildbanntafeln und malte sie. Der Mistelbacher Seiler verfertigte ein gestricktes Netz zum Fangen der Fasane und Rebhühner in der Länge von 264 Klafter. Dazu brauchte der Meister 198 Pfund Spagat a 21 kr; er verlangte für das Netz 138 fl. Leider eignete es sich nicht für Jagdzwecke.

In den Gemeinden des Grenzlandes herrschten Furcht und Angst, weil bei Nikolsburg angeblich mehrere Wölfe gesehen wurden. Die Bewohner hoben darum Wolfsgruben aus. Die Regierung verbot sie, da zur Nachtzeit oft Reisende hineinfielen. Jagdhörner konnten die Jäger in Mistelbach kaufen. Die Klage der Bauern von Eibesthal, Hadersdorf und Wetzelsdorf über den Schaden der Wildschweine war berechtigt; denn diese Tiere rissen in der Erntezeit die Mandeln auf den Feldern auseinander, zerstreuten auch die Garben, wie sich der Oberförster von Eibesthal überzeugen konnte. Sollte die Herrschaft nichts dagegen unternehmen, so müßten sie zur Eigenhilfe greifen. Die Herrschaft nahm ihnen die Flinten weg, wenn sie damit auf dem Felde erschienen und ließ sie zur Strafe in Band und Eisen schlagen. Das Jagdvergnügen hatte eben damals einen größeren Wert als die Feldfrüchte.

1712 schossen die Jäger im Eibesthaler und Schricker Revier 2 Rehböcke, 16 Füchse und 48 Hasen. Das Wilfersdorfer Fasanhaus besaß 34 Wachtelhäusel, blecherne Trinkgrante und kleine Nirschln. Die Fasaneier ließ der Oberförster von Hühner ausbrüten, wie es ihm ein erfahrener Jäger angeraten hatte. In dem schneereichen Winter von 1713 litt das Wild bittere Not, die von den Wilderern in Mistelbach und Lanzendorf ausgenützt wurde. Die Herrschaft mußte da die Tiere füttern. Die „Garner” waren für den Vogelfang nicht geeignet. Dem Schloßkaplan von Ebendorf, der auf eigene Faust jagen ging, nahm der Amtmann die Flinte weg, doch gab er sie ihm später zurück.

Die Wilfersdorfer Verwaltung verfügte über 12 schöne Jagdhunde (Vorstehhunde). Das Fasanhaus, das erweitert wurde, bestand aus sechs Teilen. Wiederholt machte die Herrschaft die Untertanen aufmerksam, daß ihnen kein Jagdrecht zustehe, daß sie nicht mit einer Flinte auf dem Felde herumgehen dürfen und daß sie den Schäferhunden einen Prügel um den Hals anlegen müssen. Das fürstliche Fasanhaus zählte 4 Hähne und 32 Hühner. Der Jäger Kersch mußte das mustergültige Fasanhaus in Göllersdorf besuchen und hier genaue Erkundigungen einziehen. Die jungen Fasane fütterte der Jäger mit türkischem Brein. Schöne Fasane bezog die Herrschaft von Steinitz, Kromau und Ostra in Mähren.

1714 traf ein fürstlicher Jäger auf dem Heimweg von Poysdorf einen Bauer, der bei Ketzelsdorf auf den Feldern mit einer Flinte umherging. Der Jäger stellte ihn zur Rede, doch setzte sich der Bauer zur Wehr und drohte sogar, den Jäger zu erschießen. Aus Mangel an Falken richteten die Weidjungen in Wilfersdorf Sperber und Habichte ab, die sie von Mähren bezogen. Die Kettlasbrunner machten der Herrschaft schwere Sorgen, weil sie schlechte Roboter waren, renitent, grob und keck gegen die Beamten, in den Wäldem Eicheln sammelten, obwohl es strenge verboten war, und im Walde einen großen Lärm machten. Früher gab es um Wilfersdorf viel Wild, vor allem Hasen, die in die fürstliche Küche kamen oder verschenkt wurden. Der Baron Mechtl, der Besitzer des Mitterhofes in Mistelbach, und seine Leute, jagten auf den Feldern; die Bauern hielten sich Hunde, um dem Hochwild nachzuspüren. Das sollte eingestellt werden. Im Fasanhaus zu Wilfersdorf zählte man 129 Fasane.

In der Niedersulzer Holzleiten bei Kettlasbrunn konnte 1715 geschossen werden: 3 Füchse und 20 Hasen, an der Schricker Grenze 1 Wildkatze, 1 Fuchsund 5 Hasen, an der Lanzendorfer Grenze 3 Füchse und 24 Hasen. Zum Teil schickte der Oberförster diese Tiere nach Wien, der Rest wurde den Deputatisten zugewiesen. In Wilfersdorf mußte eine Falknerhütte gebaut werden. Die Fasane brauchten 1716 an Futter: 38 Metzen Weizen und 18 Metzen ausgereiteten, Gerste 5 Metzen, 4 Metzen Heiden, 2 Metzen Brein und 4 Metzen Semmelmehl; für die Wachteln: 6 Metzen rohen Brein und 12 Metzen Korn; für die Hunde: 6 Metzen rohe Gerste.

Willkür und Eigenhilfe herrschten in den Gemeinden der Herrschaft. Wilderer gingen jagen, legten Fallen, Schlingen und Eisen, vernichteten so einen Teil des Wildes; Müller und Schäfer, welche verpflichtet waren, die Jagdhunde des Fürsten zu füttern, zu pflegen und zu erhalten, kümmerten sich nicht um sie, sodaß sie entliefen, zugrunde gingen oder von einer schlechten Rasse „bestrichen” wurden und so für Jagdzwecke unbrauchbar waren. Die Müller mußten mit einer läufigen Hündin nach Feldsberg gehen. Tat er es nicht, so zahlte er 10 Reichstaler Strafe; ging ein Hund verloren, so betrug die Strafe 24 Reichstaler. Von Ostra ließ die Herrschaft 16 Stück Fasanhühner nach Wilfersdorf bringen. Beim Tragen wurden aber die Tiere so wild, daß sie sich die Federn gegenseitig ausrissen.

Der Jäger in Blumenthal mußte beim Fürsten um die Eheerlaubnis ansuchen. Mit der Zeit wurde es Sitte, daß die Bauern mit der Flinte auf den Feldern erschienen und jagten (besonders die Hobers-dorfer). Die fürstlichen Jäger hatten das Recht, ihnen die Waffen wegzunehmen. Dies geschah auch bei einem Breunerischen Untertan, den der Graf Breuner von Asparn in Schutz nahm und sich in Wilfersdorf auch beschwerte.

An den großen Jagden nahmen die fürstlichen Familien aus Wien, die Adeligen aus der Umgebung sowie die Herrschaftsbeamten teil. Schon im Mai hatten die Roboter die Jagdsteige erweitert. Im Revier von Lanzendorf und Schrick dauerte die Jagd 3 Tage, dabei wurden 1718 ein Fuchs und 34 Hasen geschossen. Im Dezember streiften die Jäger die Grenzen ab, um Füchse und Wildkatzen zu erlegen. Die fürstliche Küche in Wien verlangte viele Wachteln, Fasane und Tauben, auf die Zucht der Fasane schauten die Jäger und gaben sich auch große Mühe.

Die Jäger von Lanzendorf und Schrick erhielten je 15 fl. Lohn, 184 Pfund Rindfleisch, 29 ¼ Schmalz, 4 Kufen Salz, 14 Metzen Korn, 3 Metzen Kuchelspeis, 8 Eimer, 28 Maß Wein und 4 Klafter Brennholz.

Die Mistelbacher beschwerten sich in Wilfersdorf wegen des großen Wildschadens in ihrem Gemeindegebiet. Im Eibesthaler Revier erlegte ein Jäger ein Wildschwein (1721). In einem schneereichen Winter ließ die Herrschaft durch die Roboter Heu in die Wälder führen. 1721 drei Fuhren ins Revier von Kettlasbrunn. Als Schußlohn bekamen 1722 die Jäger: in Poysdorf 3 fl, in Blumenthal 8 fl , in Lanzendorf 13 fl und in Kettlasbrunn 13 21 fl. Die Herrschaft mußte öfters die Müller an ihre Pflicht erinnern, die Jagdhunde besser zu pflegen und auf sie aufzupassen. Die Wetzelsdorfer Burschen Grohmann, Huber und Kletzer, die am Himmelfahrtstag beim Königsreiten nach Erdberg durch den Lärm einer Ratsche die Tiere im Feld beunruhigten, wurden zur Strafe in Band und Eisen geschlagen, der Jäger nahm ihnen die Ratsche weg.

Fasangärten und -häuser besaßen die Herrschaften in Wilfersdorf, Loidesthal, Ernstbrunn, Ernstbrunn, Steinebrunn und Feldsberg. Tiergärten waren in Feldsberg, Klein-Schweinbarth und Rabensburg. Die Herrschaft Wilfersdorf pachtete 1724 die Jagd in Großkrut, die dem Jungfrauen-Kloster in Tulln gehörte; wurde ein Wilderer hier erwischt, so bestrafte ihn das Kloster, das Pfand gehörte dem Fürsten, der auch den Wildschaden bezahlte.

Das Gejaid in der Paasdorfer Leithen bei Kettlasbrunn gehörte dem Baron Mechtl in Mistelbach.

Bei der Jagd in Kettlasbrunn, die 3 Tage dauerte, mußten die Untertanen von Kettlasbrunn, Loidesthal, Obersulz und Blumenthal das Jagdzeug nachführen und Treiberdienste leisten, im Schricker Revier – 2 Tage Dauer – die Untertanen und Ausholden von Kettlasbrunn, Obersulz und Lanzendorf, im Lanzendofer Revier – 2 Tage Dauer – die Lanzendorfer, Hüttendorfer, Mistelbacher und Eibesthaler, im Mistelbacher Revier – 2 Tage Dauer – nur die Lanzendorfer, im Eibesthaler Revier – 2 Tage – die Wilfersdorfer, Bullendorfer und Eibesthaler, im Poysdorfer Revier – 2 Tage – die Poysdorfer, Kruter, Wetzelsdorfer und Ketzelsdorfer, im Neusiedler – Steinberg (2 Tage) die Untertanen der Rabensburger Herrschaft.

1727 starb Fürst Hartmann von Liechtenstein, der kaiserliche Obersthofjägermeister in Wien, ein Edelmann im wahren Sinne des Wortes, der keinem Bauer ein Unrecht zufügte; er ruht in der Kirche von Nieder-Absdorf.

Jagdschlösser gab es in Glaswein, Wolkersdorf, Nieder-Weiden und Schloßhof im Marchfelde.

Die Jagdordnung von 1728 verbot den Bauern strenge das Mitnehmen von Hunden auf die Felder.

Von 1731 mußte der Fasanjäger eine Kuh halten und die jungen Tiere mit Topfen füttern. Die Herrschaft und die Regierung gingen energisch gegen die Wilderer vor, die alles, was sie sahen, niederschossen und mit dem Wilde einen schwunghaften Handel trieben, was aber verboten war.

Für einen Wildschützen, der eingeliefert wurde, zahlte die Obrigkeit 100 fl, für einen Hehler 50 fl. Gefürchtete Wilderer im Herrschaftsgebiet waren die Paasdorfer, die mit Garn die Tiere fingen. Ein fürstlicher Jäger konnte einmal einem Paasdorfer die Flinte wegnehmen. In Lanzendorf war der Falknerknecht ein Wilderer.

Die großen kaiserlichen Hofjagden in Wolkersdorf zeigten eine Farbenpracht der Jäger und Schützen, die nur dem Adel angehörten. Kaiser Karl VI. (+1740) war ein tüchtiger Jäger und zielsicherer Schütze. Der Sammelplatz für die Hofjagden war das Rendezvous an der Brünnerstraße. Diese Jagden erregten bei den Bauern großen Unwillen, der nur allzu berechtigt war.

Die Regierung verbot 1743 den Feld- und Weingartenhütern den Gebrauch von Schußwaffen im Dienste, da sie nur zuoft Rehe, Hasen und Rebhühner erlegten, besonders wenn die Felder neben Wäldern lagen. Der Gebrauch der Garnnetze war bei Jagden damals noch Sitte. Nach dem Tode des Fasanjägers kamen die Fasane von Wilfersdorf nach Ebergassing (1746); der Fasangarten wurde eine „Graserei“ für das Hornvieh im Meierhof. Das Rentamt zahlte 1749 an die fürstlichen Jäger in Poysdorf, Kettlasbrunn, Wilfersdorf und Lanzendorf an Schußlohn für das nützliche Wild 34 fl 50 kr und für das schädliche 198 fl 38 kr.

Nach 1750 konnte der Bauer mit seinen Hunden das Wild von seinen Feldern vertreiben. Ein Wilderer durfte nicht Bergmeister werden. Die Fürstliche Herrschaft behandelte die Raubschützen noch human im Vergleich zu dem Stiftstum Salzburg. Nach 1760 hörte die Falkenjagd bei uns auf. Die Poysdorfer klagten 1768 über die hohe Jagdrobot; sie mußten außerdem die fürstlichen Weingärten bearbeiten, die Schafe scheren, Heu machen, den Zehent einführen, Dünger breiten, im Keller arbeiten und die geschossenen Hasen nach Wilfersdorf tragen; dies taten früher die Jäger selbst: 1764 waren es 111 Hasen, 1765 – 139, 1766 – 140, 1767 – 171, 1768 – 105. Von den 280 Häusern des Marktes gehörten 82 nach Wilfersdorf. Nach langem Hin- und Herraten einigte man sich in der Weise, daß der Postmeister und der Hofbinder die Hasen zum Verkauf übernahmen. Als Schußlohn zahlte die Herrschaft 1772: für einen Sommerfuchs 24 kr, für 5 Geier 50 kr, für 20 Sperber 2 fl 20 kr, für eine Nachteule 4 kr, für 4 Stück „Pochopp“ 1 fl 12 kr, für einen Sommermarder 30 kr, für 4 Dachse 1 fl, für 12 Iltisse 2 fl 24 kr und für 1 Adler 1 fl. Ein Wilfersdorfer Raubschütze verletzte einen fürstlichen Jäger schwer. In Hohenau und Rabensburg machten Holz- und Wilddiebe der Herrschaft einen großen Schaden. Das Gejaide des Mistelbacher Mitterhofes ergab 1782 – 400 Hasen und 400 Hühner.

In der Zeit der Aufklärung änderten sich die Jagdverhältnisse. Die Herrschaften schätzten den Feldbau höher als das Jagdvergnügen. Der Bauer konnte sein Feld einzäunen und das Wild von den Feldern vertreiben. Die Jagdherren mußten mehr Rücksicht auf das Getreide und auf die Weingärten nehmen. Die Wildschweine wurden in Tiergärten gehalten, die anderen aber abgeschossen. Im Winter fütterte die Herrschaft das Wild mit Eicheln, Gerste, Heu, Rüben, Hinterweizen, Gemengten und Salz. Der Volkskaiser Josef II. haßte im Gegensatz zu Karl VI. die Jagd und nahm an keiner teil. Das Eibesthaler Jägerkreuz erinnerte an einen Jäger, der von einem Hirsch schwer verletzt wurde.

Der Theimwald war ein sehenswertes Jagdgebiet mit dem schönen Jagdschloß Pohanka und einem Tiergarten für mehr als 100 Wildschweine, mit einer Fasanerie für 1000 Fasane, einem Rüdenhaus für 91 erstklassige Jagdhunde. Bei den großen Entenjagden auf den Grenzteichen konnten oft mehr als 8000 Vögel im Herbst erlegt werden.

Die Regierung verbot 1812 die Jagden an Sonn- und Feiertagen aus religiösen Gründen, weil die Leute keine Kirche besuchten. Blumenbach erwähnte in seiner „Landeskunde“ die große Vorliebe der Bauern für die Jagd. Jeder war stolz, wenn er eine Flinte tragen und an einer Jagd teilnehmen durfte.

1818 pachtete der Graf Bartenstein, der die Herrschaft Poysbrunn besaß, die Jagd in Poysdorf auf 3 Jahre. Die Gemeinde Wilfersdorf bestrafte jeden, der am Sonn- und Feiertag mit einem Gewehr sich im Burgfrieden blicken ließ, mit 5 fl, ausgenommen waren Jäger und Förster; so strenge hielt man in der Biedermeierzeit die Sonntagsruhe.

Die fürstliche Fasanerie in Lundenburg zählte 1000 Fasane und über 100 Wildschweine. Nun konnten auch Bürger und Bauern, die der Amtmann einlud, an den Herrschaftsjagden teilnehmen, nicht aber an den Hetzjagden, die dem Adel gehörten. Es war eine besondere Ehre für einen Untertan wenn er bei einer Hasenjagd als Jäger und nicht als Treiber mitgehen durfte. 1823 schoß der Fürst Johann von Liechtenstein einen „Prachthirsch“. Das Wilfersdorfer Rentamt schätzte 1835 den Jagdnutzen der Herrschaft auf 102 fl 22 kr. Der Revierjäger von Kettlasbrunn bezog im Jahre 232 fl 40 kr, je 5 Klafter hartes und weiches Holz, 12 Zentner Heu, je 10 Metzen Weizen und Gerste sowie 32 Metzen Korn, der Weidjunge 100 fl und als Zulage 16 fl 40 kr. Die Herrschaft besaß das Jagdrecht in Feld und Wald des Herrschaftsgebietes, auch in den Gemeindewäldern und in dem Wald der Mistelbacher Barnabiten. Leider fehlte es in unseren Wäldern an Wasser und Quellen; es gab viele Hasen Rehe und Rebhühner.

In den Wäldern von Eibesthal, Mistelbach und Kettlasbrunn betrug 1863 das Jagdergebnis: 10 Rehböcke, 19 Geißen, 14 Kitze, 23 Hasen, 45 Rebhühner, auf dem Mistelbacher und Eibesthaler Feld 110 Hasen und 65 Rebhühner, im Lanzendorfer Feld 50 Hasen und 12 Rebhühner, im Kettlasbrunner Feld 100 Hasen und 40 Rebhühner, im Wetzelsdorfer 80 Hasen und 30 Rebhühner. Die übrige Jagd war verpachtet, und zwar dem Rentmeister der Barnabiten von Mistelbach und Siebenhirten um 20 fl 30 kr, Herrschaft von Walterskirchen von Erdberg, Ketzelsdorf und Bullendorf um 63fl 2 ¼ kr sowie die von Poysdorf und Wetzelsdorf um 51 fl 15 kr, der Poysbrunner Herrschaft die von dem Gemeindewald, Kirchenwald und „Weißlöchern“ in Poysdorf um 54 fl 40 kr. Der k. k. Tabakfabrik Paul Müller in Wien zahlte jährlich den Zins 27 fl 37 kr. 1838 wurde am 4. Februar der letzte Wolf im Ladenbrunner Wald geschossen.

Die Revolution des Jahres 1848 zerbrach das alte Vorrecht des Jagdregals der Herrschaft und überwies die Jagd den Gemeinden. Viele faßten den Begriff Freiheit so auf, daß sie meinten, man könne jetzt alles ungestraft tun. Die Nationalgarde in den größeren Gemeinden vertrat diesen Standpunkt und schoß alles mit ihren Flinten ab, was sie im Felde sahen, sie beachteten keine Schonzeit, und es war ein Glück, daß die Behörde ihr später die Waffen abnahm. Die Gemeinden verpachteten ihr Jagdgebiet im Lizitationswege an Genossenschaften. Jeder Jäger mußte eine Jagdkarte besitzen, die ihm die Behörde ausstellte.

In ihren Wäldern behielten die Herrschaften das Jagdrecht. In Feldsberg veranstaltete der Fürst Liechtenstein am 3. November eine Parforcejagd nach englischem Muster. Die Edelleute sowie das Jagdpersonal wohnten bei der Hubertuskapelle einem Gottesdienst bei; die Jagdhörner ertönten, die Reiter in den weißen Hosen und rotem Frak, die Edelleute in Samt und Seide, die Jäger im grünen Kleide, der buntgefärbte Herbstwald und der tiefblaue Himmel gaben der Jagd jenen Glanz, der an die Barockzeit erinnerte. Die Damen saßen in den fürstlichen Kutschen und waren nur Zuschauer. In einem Kastenwagen befand sich der Hirsch, der auf ein Zeichen des Fürsten seine Freiheit erhielt. Die Jagdhunde folgten dem armen Tier, ebenso die Reiter, die den Hirsch nicht aus den Augen ließen; nirgends konnte er sich verstecken, da ihn die Hunde umgaben, die das Tier zu Tode hetzten; über Stock und Stein, durch Feld und Wald, über Gräben und Bäche raste die Jagd durch die sonnige Herbstlandschaft. Die Bauern und Arbeiter auf dem Felde und im Weingarten schauten dem Jagdzug nach, bis er verschwand. Auch die Dorfbewohner eilten ins Freie, um so eine Hetzjagd zu sehen; denn der Hirsch umkreiste oft eine Siedlung, um hier ein Versteck zu finden. Doch ließen die wachsamen Hunde ihm keine Zeit; endlich blieb er ermattet liegen, noch im Sterben wehrt er sich verzweifelt gegen die Meute der Hunde. Ein Jäger gibt ihm den Gnadenschuß.

Die Jagdhörner blasen das „Halali“. Die Hetzjagd ist beendet. Roß und Reiter sowie die Hunde schwitzen und sind von der tollen Jagd ermüdet. Frohgelaunt kehren alle in das Schloß nach Feldsberg zu dem großen Festmahl zurück, das die Jagd beschließt. Einmal brach der gehetzte Hirsch in der Poysdorfer Ried „Fuchsenbergen“ zusammen. Wohl gab es Stimmen, die eine solche Tierquälerei verurteilten und verlangten, daß sie verboten werde, weil sie nicht in die neue Zeit des Liberalismus paßte.

Die Gemeinden verpachteten die Jagd und verlangten dafür den Jagdpacht; er betrug z.B. in 1857 – 100 fl, 1885 – 335 fl. Die Wilderer trieben es um Rabensburg – Hohenau so arg, daß die Gendarmerie machtlos war und das Militär kommen mußte, um die Raubschützen unschädlich zu machen (1860). Die Regierung verbot 1876 die Hetzjagden; es war dies ein Verdienst der Tierschutzvereine. An ihre Stelle traten die Treibjagden, die bei Herrschaften Feldsberg und Walterskirchen noch immer einen festlichen Charakter trugen; denn die Jagdmusik durfte nicht fehlen. 1887 betrug in Laa das Jagdergebnis 3000 Rebhühner und 1600 Hasen. Das Wild im Theimwald war sehr zutraulich und näherte sich den Spaziergängern, um einen Leckerbissen zu bekommen; vor allem der Hirsch, der auf den Pfiff des Oberförsters sofort erschien und sich von ihm streicheln ließ. 1908 konnte bei Drasenhofen ein Wildschwein geschossen werden, das sicher aus dem Lundenburger Tiergarten ausgebrochen war, 1922 eine russische Blaumeise, 1927 eine Bisamratte und 1930 eine Gemse bei Alt-Lichtenwarth.

Der Wechsel von Wald, Feld und Weingärten in unserer Heimat gewährt eine genußreiche Jagd für den Jäger. Zeigt sich nach dem Winter das erste Grün, dann ist er am abendlichen Schnepfenstrich. Im Sommer folgte die Jagd auf den Bock, den die Liebe zur Brunftzeit recht unvorsichtig macht. Im Herbste aber, wenn die Trauben in der milden Sonne reifen und der Wald im bunten Farbenkleid der absterbenden Natur das Auge des Menschen erfreut, da ist Hochbetrieb im Weidwerk. Auf den Feldern veranstalten die Jäger Treibjagden, die vor allem den Hasen und Rebhühnern gelten. In den letzten Jahren litt der Wildbestand durch das Spritzen mit den verschiedenen Giftmitteln, die zur Bekämpfung der Schädlinge im Feldbau durchgeführt werden. Lustig knallen die Büchsen, während die Hasen bestürzt umherrennen; manchem gelingt die Flucht in die Sicherheit. Die erschossenen Hasen führt ein Bauer nach Hause, wo schon die Käufer warten.

Nach der Jagd vereint ein Festmahl im Gasthaus alle Jäger zu einem geselligen Abend, bei dem nicht nur gegessen und getrunken wird, sondern auch viel erzählt, wenn es auch nicht wahr ist; Bismarck sagte einmal: „Nie wird mehr gelogen auf dieser Welt als vor einer Wahl, während eines Krieges und nach einer Jagd“. Ein zweiter Satz spricht vom Jägerdurst: „Ein Jäger und ein Hund saufen zu jeder Stund.“ Auch die Wilddiebe sind nicht ausgestorben, sie betreiben ihr Handwerk weiter trotz Gesetz, Gericht und Strafe; denn verbotene Früchte schmecken gut.

Der strenge Winter von 1929 vernichtete viel Jagdwild, das in der Kälte erfror. Damals wollte man bei uns sogar Wölfe gesehen haben, die von Ungarn über die gefrorene March ins Weinviertel kamen.

Die Gestalt des Jägers ist in Sagen und Märchen, in Liedern und Gedichten verherrlicht und besungen; stellen wir uns doch in ihm einen lebenslustigen, heiteren Menschen vor, der für die Natur und für die Tierwelt ein warmfühlendes Herz, wie es der Dichter sagt:

„ Das ist des Jägers Ehrenschild,

daß er beschützt und sorgt sein Wild,

weidmännisch jagt, wie sich´s gehört,

den Schöpfer im Geschöpfe ehrt.“

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

H. Winter: „N.ö.Weistümer“

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1962, S. 134 - 139

Die Josefinische Aufnahme des Bezirkes Mistelbach

In den Kriegen, die Maria Theresia mit dem Preußenkönig Friedrich II. führte, erkannten die Heerführer die Wichtigkeit guter Karten; da war es vor allem der General Daun, der eine Aufnahme unseres Landes veranlasste, die in den Jahren 1723 bis 1781 durchgeführt wurde. Von großer Bedeutung waren die Messungen, die der Jesuit Liesgarnig in dem Raume Oberleis Kirchturm — Schrick Dreifaltigkeitskapelle und Seyring Raasdorf Marchfeld vornahm; sie bildeten die Grundlage, auf der dann die Offiziere die Kartenaufnahme im Maßstabe 1 : 28.828 mit Fleiß und Umsicht bewältigten. Die Grundherrschaften stellten ihnen kostenlos die Quartiere bei, ebenso verlässliche Führer und Wegweiser die ihnen die Wege, Brücken und Stege zeigten; gearbeitet wurde mit ganz einfachen Mitteln (Messtisch, Diopterlineal, WinkeImesser und Spiegelsextant). Die einen Offiziere zeichneten, die anderen verfassten die Beschreibung. Das Land wurde aber nicht auf einer Karte gezeichnet, sondern auf 122 Blättern (Sektionen). Die Bäche, Teiche und Flüsse sind blau, die Orte rot, die Wiesen und Ebenen grün oder gelb, die Wege und Straßen braun, das Land schwarz und die Wälder durchs Baumzeichen angegeben. Die Aufnahme hatte einen militärischen Zweck, darum ist vor „dominierenden Höhen“ die Rede, diese Orte werden nach ihrer Bauweise beurteilt, die Gewässer nach ihrer Tiefe, ob man durchfahren oder durchreiten kann, ob das Wasser für Menschen und Tiere genießbar ist, ob genug Lebensmittel in der Gegend vorhanden sind, wie die Wälder und Felder ausschauen usw. Wir sehen da ein Bild unserer Heimat, wie sie einst aussah und wie sie sich innerhalb von 160 Jahren veränderte. Die Aufnahme; in Sektionen bringt es mit sich, dass einzelne Orte geteilt werden und zweimal erscheinen Die Beschreibung beginnt im Westen mit dem **Karlhoff**:

Gegen den Teich steht ohnweit ein mit Stein mittelmäßig solid gebauter Karlhof, wird von den Höhen an der Grenze dominiert, sowie der **Beerenhoff**, welcher ein mit Stein solid gebauter Hof ist und mit einem Wirtshaus an der Pulkau oder Teichgraben liegt. Das mit Lehm schlecht gebaute Dorf **Wultzeshoffen** hat eine schlecht gebaute Kirche, einen solid gebauten Pfarrhof und ein großes mit Stein gebautes Jägerhaus, wird von den beiderseitigen Höhen bestrichen. Der **Kaiselbrechthoff** ist ein mit Stein solid gebauter Hof, liegt in einer morastigen Wiese, bestreicht den Morast und wird von den Feldhöhen bestrichen.

Das schlechtgebaute **Hanifthal** liegt in einer morastigen Gegend, mitten im Dorf ist ein Sumpf, wird von den Feldhöhen dominiert.

Die zum größten Teil mit Lehm gebaute Stadt **Laa** hat nur an dem Platz mit Stein gebaute Häuser, eine solide Kirche mit Kirchhofmauer, einen soliden Pfarrhof eine solide Mühle, ein altes Schloss, welches von zwei Seiten mit Wasser umgeben, die anderen Seiten aber an der Stadtmauer angelehnt sind. Die Stadt ist mit einer Mauer umringt, welche zwar alt, aber solid ist. Der Theyaarm teilt sich in einer Ecke der Stadt wegen der Mühle, so an der Stadtmauer inwendig angelehnt ist. Dieser Fluss fließt an drei Seiten um die Stadt. Die Stadt bestreicht die Moräste und die Gegend um sich, wird aber von den umliegenden Höhen dominiert. Der mit Stein solid erbaute Hof **Blaustauden** Iiegt an einem Morast und bestreicht die Gegend um sich. Der Theyafluss, so aus Mähren in zwei Armen bricht, macht einesteils die Landesgrenze dieser Gegend, der andere Teil umfließt die Stadt Laa und fällt unstet der Stadt wieder in die Grenze.

Diese Gegend ist sehr flach, bei Ergießung der Theya wird der mittlere Teil von Wultzeshofen, Blaustauden und Kaiselbrecht so überschwemmt, dass man weder fahren noch gehen kann.

Der Pulkaubach fließt aus dem Teich durch die Moräste von Wultzeshoffen in die Theyha. Das Wasser ist in dieser Gegend nur für das Vieh gut. Die zwei Moräste von Laa und Wultzeshoffen sind allezeit in praktikable, ihre Tiefe überhaupt an Wasser und Schlamm ist bei 6 und 7 Schuh, an gewissen Orten in der Mitte sind sie gar grundlos. Die kleine, so aus Sektion 32 hier in die morastige Theya und Pulkau fallen, werden in Sektion 32 beschrieben. Hier fließen sie durch trockene Wiesen, welche auch der Überschwemmung der Theyha ohngeachtet nicht morastig sind. Der Grund ist gelber Lehm mit Sand vermischt. Die Waldung besteht aus schütterem, weichem Holz. Die Anhöhen mit dem Galgen (Sektion 32) und die Feldhöhen bei Laa mit der Mauersäule und dem Galgen bestreichen die ganze Gegend und eine die andere. Die Wege dieser Gegend sind bei nasser Witterung sehr beschwerlich und fast unbrauchbar wegen des morastigen Grundes. Der Boden ist schwarze, weiche Erde mit wenig Sand vermischt, die Lebensmittel aus Mähren.

Das solid gebaute Schloß **Alt**-**Prerau** nebst Wirtshaus und einem Meierhof mit Getreidekasten liegt ohnweit der mährischen Grenze. Das mit Lehm mittelmäßig solid erbaute Dorf **Wildendirenbach** hat eine schlecht gebaute Kirche nebst Pfarrhof von nämlicher Beschaffenheit, liegt teils am Abhang, teiIs rechts und links dem Wassergraben. Ober der Quelle ist der Friedhof mit einer Mauer umfangen und von den Weinbergen dominiert. Der Meierhof **Mitterhoff** ist mit Stein solid gebaut nebst einem Wirtshaus, bestreicht die Gegend um sich und die Theya an der Grenze, wird von den Feldhöhen dominiert. Das mit Lehm schlecht gebaute Dorf **Kirchstötten** hat ein kleines, solides Schloss mit trockenen Gräben umgeben und seinen Meierhof mit Getreidekasten. Dieses Dorf liegt ober dem Teich und zum Teil in Sektion 28. Das Schloss dominiert das Tal, wird von Feld- und Waldhöhen dominiert. Der Markt **Neudorff** ist schlecht mit Lehm gebaut, hat eine solid gebaute Kirche, wird von den Feldhöhen dominiert. Der mit Stein solid erbaute **Ruhehoff** hat eine solid erbaute Mühle an der Theya und ein Wirtshaus, der Hof bestreicht die Gegend um sich, die Theya und die Grenze.

Die Theya, so in dieser Gegend die mährische Grenze macht, ist schon beschrieben und macht hier die nämliche Ergießung und lässt hin und wieder Moräste zurück Die Bäche, so im Falkensteiner Wald entspringen, werden im Sommer niemals trocken. Man kann selbe außer den Fahrwegen wegen der hoch aufgeworfenen Ufer nicht befahren und bereiten. Der Rothen See Teich ist meist ein See, welcher bei sehr trockenem Sommer austrocknet. Dessen Wasser ist wegen des morastigen Grundes nur für das Vieh genießbar, die Tiefe ist 6 Schuh. Der kleine Teich unter Neusiedl ist ebenso tief und morastig wie auch der unter Kirchstötten. Die Wiesen bei Neu Prerau sind bei nasser Witterung morastig, bei Ergießung der Theya überschwemmt, die beim **Rothenseeshoff** sind schier das ganze Jahr durch morastig. Die Moräste beim Rothensee trocknen nur bei sehr trockenem Sommer aus und dann ist nur der da durchgehende Weg fahrbar. Die Anhöhen sind hier sehr seicht und werden von denen der folgenden Sektion dominiert, und bestreichen eine die andere und das Tal der Theya. Die Wege dieser Gegend sind bei nasser Witterung sehr beschwerlich zu befahren. Grund und Boden ist schwarze Erde, mit Letten und ein wenig mit Sand vermischt. Die Lebensmittel sind in der Gegend selbst oder aus Mähren, das Holz auch.

Das gering von Lehm erbaute Dorf **Clabern** liegt rechts und links vom Tal, so in der Sektion 22 lauft, wird vom dem Landmannberg dominiert. Die Suttner Mühle ist schlecht gebaut unter einer starken Quelle, deren Wasser durch Kirchstötten und in die Theya fällt. Der Ort **Kirchstötten** liegt größtenteils in der vorigen Sektion (22), ist dort beschrieben und wird von den Waldhöhen dominiert. Das mit Lehm solid erbaute **Neu** **Ruppersdorf** hat eine Schäferei und einen Schüttboden, wird von den umliegenden Höhen dominiert. Das schlecht mit Lehm erbaute Dorf **Pottenhoff** ist oberhalb, am Gebirge befinden sich die Weinkeller. Der schlecht mit Stein erbaute **Stutenhof** liegt unweit der Grenze an einem Teich. Das schlecht mit Lehm erbaute Dorf **Guttenbrunn** liegt rechts und links eines Tales. Das mit Lehm erbaute Dorf **Ottenthal** hat eine solide Kirche mit Kirchhofmauer, wird von den umliegenden Weinbergen dominiert. Das schlecht mit Lehm erbaute Dorf **Schweinburg** liegt in einem Tal und wird von den Weinbergen dominiert. In dem mit einer Mauer umfangenen Tiergarten befinden sich ein Jägerhaus; eine Scheune, ein Stück Wald und ein Teich. Dieser Tiergarten wird von den oberhalb liegenden Höhen dominiert und bestreicht die Grenzen. Im dem schlecht mit Lehm gebauten Markt **Falkenstein** befindet sich eine Kirche nebst einer Kirchhofmauer, liegt im Tal einer starken Höhe unter dem Landmannberg. Links vom Markte stehen an der Höhe Rudera eines alten Schlosses und rechts an einer Höhe der Galgen. Diese Höhen werden von dem Landmannberg dominiert und dominieren den Markt und die ganze Gegend. Rechts vom Tal liegt das mit Lehm schlecht gebaute Dorf **Poysbrunn.** Hat an der Höhe ein solides Schloss mit Meierhof, eine solid gebaute Kirche mit Pfarrhof. Diese dominieren das Tal und den Markt, werden von den höheren Höhen dominiert. Das mit Lehm mittelmäßig gebaute Dorf **Stützenhoff** hat eine Kirche, unter dieser liegt die geringe Neumühle und unter dieser die ebenfalls geringe Krautgartenmühle und unter dieser der mit Mauer umgebene Fasangarten, in welchem ein Jägerhaus ist. Links an der Anhöhe liegt das solide Schloss Steinabrunn mit einer viereckigen Brustwehr umringt und an der Landstraße rechts ein solides Gebäude mit einer Gartenmauer. Unter dieser zwischen den Teichen liegt das mit Lehm schlecht gebaute Dorf **Steinabrunn**, hat einen mit Stein erbauten Maierhof, bestreicht das Dorf und das Tal und die unter dem Teich befindliche Mühle., wird von dem Schloss dominiert und diese von den Waldhöhen. Rechts und links von der Poststraße und im Tal liegt das mit Lehm mittelmäßig erbaute Dorf **Trasenhoff**, hat eine solide Kirche und unter den Kellern am Abhang einen mit Mauer umfangenen Friedhof, wird von den umliegenden Höhen dominiert. Der Friedhof bestreicht das Dorf und den Eingang in selbes.

Unter dem Dorf liegt eine geringe Mühle, unter dem Steinabrunner Teich liegt die solide Herrenmühle und unter dieser die ebenfalls solide **Treinermühle**. Diese hat außer der Regenzeit oft den ganzen Sommer kein Wasser. An der mährischen Grenze halb in Oesterreich liegt mitten in einem Teich der **Portzhoff**. Über den Arm zum Hof ist ein gemauerter Teichdamm, der Hof mit einer Mauer eingefasst, so von keiner Bedeutung ist.

Der Markt **Herrnbaumgarten** liegt größtenteils in Sektion 38 und wird von der Höhe, wo die Martersäule steht, dominiert. In dem mit Lehm schlecht gebautem Dorf **Schrattenberg** steht eine solide Kirche nebst Pfarrhof liegt in einem Tal, bei Regengüssen leidet der Ort Überschwemmung, wird auch von allen umliegenden Höhen dominiert. Die Quellen, Bäche und Teichgräben trocknen meist im Sommer stark aus, ihre Tiefe und Breite ist ungleich - sie haben alle schlammigen Grund „und ausgeworfene Ufer“ und sind deswegen außer den Fahrwegen und Brücken nicht zu passieren. Die Teiche haben fast alle eine gleiche Tiefe von 8 bis 9 Schuh. Ihr Grund ist sandig mit Schlamm vermischt, ihr Wasser ist für das Vieh, im Notfall auch für den Menschen genießbar. Die unter Poysbrunn liegenden Teiche werden bei ihrer Ablassung Steinabrunn und die unter derselben liegende Gegend überschwemmen. Die Wiesen sind außer starken Regengüssen trocken. Die Falkensteiner Waldung ist meist junges Holz auch einige Flecken hochstämmig, alles Weichholz. Die durchgehenden Wege sind wegen des Gebirges beschwerlich. Noch mehr bei übler Witterung. Der Baumgartner Wald besteht meist aus jungem hochstämmigen weichem Holz, so wie alle Wälder dieser Gegend. Die höchste Höhe in dieser Sektion ist der Gupf von dem Landmannberg und dem Falkensteiner Berg und es hindert nur die umliegende Waldung, dass man nicht die ganze Gegend herum übersehen kann. Von der Feldsberger Weinberghöhe kann man die ganze Gegend umher, auch einen großen Teil von Böhmen übersehen. Diese dominiert die ganze Gegend und sie wird von dem Baumgartner Wald bestrichen. Die Wege hier sind bei übler Witterung außer der gemachten Post- und Landstraße sehr beschwerlich zu passieren. Die Fußsteige sind alle zu bereiten. Außer dem Hohlweg bei Schrattenberg, können alle Wege skarbiert wer-den. Die Lebensmittel sind in der Gegend selbst auch aus Mähren.

Dass mit Lehm mittelmäßig gebaute Dorf **Katzelsdorff** hat eine kleine und solid erbaute Kirche mit einer schlechten und niedrigen Kirchhofmauer, liegt rechts vom Teich an dem Abhang der Höhe, von welcher es dominiert wird. Die Kirche bestreicht das Tal. Die ablaufenden Höhen von Feldsberg sind die höchsten, sie. bestreichen die ganze Gegend.

Der **Leitenbrunnhoff** ist ein schlecht gebauter Schweizer Hof im Ernstbrunner Wald. Batzenthal ist ein kleines gering erbautes Dorf und liegt in einem Tal unter dem Ernstbrunner Wald. Der **Streinhof** ist; ein solider Meierhof ein Jägerhaus steht unter dem Wald und bestreicht das Tal. Das große Dorf **Patzmannsdorff** liegt im Tal, hat einige solide Häuser, eine solide Kirche und Pfarrhof mit Kirchhofmauer, bestreicht den Eingang in das Dorf, alle diese werden von den Waldhöhen dominiert. **Stranegg** ist ein kleines, geringes Dorf, hat eine Ziegelhütte und Kalkofen, liegt am Abhang der Höhe, bestreicht das Tal, wird vom Steinberg und den Waldhöhen dominiert. Der Markt **Stransdorf** hat ein solides Schloss, zwei solide Meierhöfe, Kirche, Pfarrhof, solid mit Kirchhofmauer umgeben, einige von Stein erbaute Häuser. Die Kirche bestreicht das Schloss, den Meierhof und das Dorf, wird von den Zeisenbergen, diese vom Steinberg und den Waldhöhen dominiert. Das Dorf **Ober** **Schoderlee** ist ein kleines Dorf mit einer Kirche ohne Kirchhofmauer und einem soliden Meierhof, liegt im Tal, wird vom Weinberg und Reinsberg dominiert. **Unter** **Schoderlee** ist ein kleines geringes Dorf, wird von den Feldhöhen wie das ablaufende Tal dominiert. **Unter Stinkenbrunn** ist ein mittelmäßiges Dorf, hat ein solides Schloss mit einem ummauerten Garten und eine solide Kapelle, liegt im Tal, wird von den umliegenden Höhen dominiert, die vom Weinberg, Reißberg und Steinberg dominiert werden.

**Gaubitsch** ist ein großes Dorf mit einer soliden Kirche und Kirchhofmauer umgeben, hat einen soliden Pfarrhof nebst einer von Holz erbauten Windmühle an der Höhe unter dem Dorf. Das liegt im Tal und wird von dem Berg im Brand und dem Abfall im Reinberg dominiert. **Baumgarten**, ein mittelmäßiges Dorf mit einem soliden Meierhof und einigen soliden Häusern, liegt im Tal und wird vom Windmühlenberg und den umliegenden Höhen dominiert. **Altenmarkt** ist ein kleines, geringes Dorf, liegt im Tal, wird von den beiderseitigen Höhen dominiert, **Ungerndorf** ist ein geringes Dorf an der Anhöhe, unweit dem Dorfe liegt der solide Meierhof, der das Dorf und die Gegend dominiert.

Die an diesem Gebirge entspringenden Quellen und Regenbäche sind nicht beträchtlich, bei Regenwetter machen sie die Wiesen und Heiden morastig, welche selten austrocknen, und sind die Wiesen außer den Brücken nicht wohl zu passieren. Der Ernstbrunner Wald hat ein gemischtes, aber meist Eichenholz mit vielem jungen Mais durchwachsen. Die höchsten Anhöhen in dieser Gegend sind: Im Brand und der ganze Bergrücken, so vom Ernstbrunner Wald herabläuft. Dieser Rücken, zu welchem der Steinberg, Reißberg und Reinberg gehören, bestreichen einer den anderen und dominieren die unterhalb liegende Höhe, welche das Dorf und die Ruine dominieren und bestreichen. Vom Brand hat man die schönste Aussicht. Die Wege dieser Gegend sind durchaus schlecht und die Hohlwege außer dem Wasserrreiß zu skarbieren. Alle Fußsteige können beritten werden. Das Erdreich ist schwarzer, lettiger Boden in der Ebene, in dem waldigen Gebirge Schotter, steinig und mit Lehm. Die Lebensmittel in der Gegend selbst oder aus Mähren.

**Michelstetten** ist ein mittelmäßiges Dorf, liegt im Tal und wird von den Waldhöhen dominiert. **Pirach** ist ein mittelmäßiges Dorf, hat eine solide Kirche, Pfarrhof mit Kirchhofmauer, liegt am oberen Eingang des Dorfes und defentiert denselben; das Dorf liegt im Tal und wird um und um dominiert. Der **Zuckfußhof** ist ein solider Schweizer-Hof, liegt im Wald am Tal, welchen es bestreicht. Der **Monatswasserhof** ist ein Ordinarigebäude mit Stallungen im Walde, **Röhrenbrunn** ist ein kleines, schlechtes Dorf, liegt im Tal an der Höhe, rechts steht die solide Kapelle, welche das Dorf dominiert, wird aber wie das Dorf von den umliegenden Feld- und Waldhöhen dominiert. **Eichenbrunn** ist ein mittelmäßiges Dorf mit einer soliden Kirche und Pfarrhof und ober dem Dorf ein solider Meierhof, welcher den Hohlweg und das Dorf bestreicht. Unter der Kirche entspringt der Zayabach und treibt gleich eine oberschlächtige Mühle, unter dem Dorf steht noch eine geringe Mühle. Der Rein- und Reißberg dominieren das Dorf und die Gegend. **Gnadendorf** ist ein großes Dorf mit einer Kirche und Kirchhofmauer nebst Pfarrhof. Die Kirche liegt mitten im Dorf an einer Höhe und dominiert das Dorf und die Täler. Ober dem Dorf im Tal von Pirach liegt eine, und im Dorf die andere oberschlächtige Mühle. Der Galgenberg und die Feldhöhen bestreichen die Kirche, werden aber von dem Berg in Brand dominiert. **Wenzersdorff** ist ein kleines Dorf, hat eine solide Kirche, Schloss, Meierhof und Mühle, liegt links vom Tal und wird vom Galgenberg dominiert. **Zwentendorff**, ein mittelmäßiges Dorf, hat eine Mühle, liegt im Tal, wo das Wasser von Hagenberg herabfällt. **Hagenberg** ist ein mittelmäßiges Dorf, hat ein solides Schloss mit einem Teichgraben umgeben, und den Garten mit einer Mauer umfangen, eine solide Kirche mit Kirchhofmauer, Pfarrhof, Meierhof, Ziegelofen nebst noch anderen solide gebauten Häusern im Dorf, wird vom Weißenberg und gegenseitigem Berg dominiert. Die Kirche, so am Abhang der Höhe liegt, wie der Meierhof, bestreichen das Dorf und das Schloss. **Fibritz**, ein kleines, schlechtes Dorf, liegt im Tal unter den Höhen im Brand, von welchen und den Weißenberg es dominiert wird. **Altmans**, ein kleines, schlechtes Dorf, liegt in einem Tal unter den Hagenberger Waldhöhen, und wird von selben dominiert. Die Feldmühle ist eine solid erbaute Mühle ober dem Dorfe. **Olkersdorff** ist ein langes Dorf, rechts im Tale, hat ober- und unterhalb des Dorfes eine Mühle. Unter dieser liegt der Markt **Asparn**, ist ein großer Ort und fällt in die 42. Sektion, hat ein solides Schloss, eine Kirche, ein Minoritenkloster, zwei Meierhöfe, zwei Mühlen, einen großen Schlossgarten mit Mauer umfangen. Diese bestreichen den Markt und das Tal und werden von den umliegenden Höhen dominiert.

Der Zayabach, so unter der Kirche von Eichenbrunn entspringt, ist eine Klafter breit und nicht sonderlich tief, ergießt sich oft bei Regengüssen und macht sumpfige Wiesen, ist mit hinlänglichen Brücken versehen; die in selben fallenden Bäche sind gering und die Wiesen meist sumpfig. Die Wälder haben meist Eichenholz, hochstämmiges mit jungem Mais durchwachsen. Die Anhöhe in Brand ist die höchste, von welcher man am weitesten sieht. Dieser, der Reinberg, der Reißberg und die Waldhöhen im Ernstbrunner Wald und die gegenseitigen Höhen zu Pirach und Michelstetten dominieren das Tal der Zaya und die im selben liegenden Dörfer. Die Wege sind durchaus schlecht, die Hohlwege außer in den tiefen Erdrinsen können skarbiert werden. Die Fußwege sind zu bereiten. Grund und Boden ist lehmig, im Wald Schotter, steinig mit Lehm, gegen Asparn leimige Erde. Holz auch in der Gegend.

**Fahlbach** hat eine solid erbaute Kirche mit Kirchhofmauer; diese liegt an einer Höhe hat einen Pfarrhof; es ist ein sonst von Lehm erbautes Dorf, die Kirche dominiert das Dorf. **Loschdorff** hat ein solides Schloss und eine kleine Kirche, ist ein von Lehm erbautes Dorf, wird vom Weissenberg und den umliegenden Anhöhen dominiert, hat einen lettigen und einen Klafter tiefen Teich. **Hagendorff** ist ein von Lehm erbautes Dorf und wird von den umliegenden Anhöhen dominiert. **Wultendorf** hat eine alte Kirche mit Kirchhofmauer, so auf einem Hügel liegt, welcher das von Lehm erbaute Dorf und die umliegenden Höhen dominiert. **Freding** hat eine kleine Kirche, wird wie das Dorf von den umliegenden Höhen dominiert. **Kaunendorf** ein von Lehm erbautes Dorf, wird von allen Seiten dominiert. **Staatz** hat eine solid erbaute Kirche mit Kirchhofmauer und Pfarrhof, ein solid erbautes Schloss und Schüttboden. Alles dieses nebst dem Ort wird von dem alten Schloss dominiert. **Enzersdorff**, ein von Lehm erbautes Dorf, wird von den umliegenden Höhen und von Staatz dominiert. Der Neusiedler Teich ist 10 Schuh tief, hat sandigen Grund. Der Staatzer Teich ist eine Klafter tief, hat morastigen Grund. Der Nygelseeteich hat auch morastigen Grund und ist eine Klafter tief; alle haben gutes Wasser für Mensch und Vieh, auch der Loschdorfer. Die Teiche und andere Wassergräben sind nicht beträchtlich. Die Waldungen haben meist Eichenholz, hochstämmiges mit jungem Mais durchwachsen. Die Höhe bei Staatz ist in dieser Gegend die höchste. Die Wege sind durchaus schlecht. Die Hohlwege außer den tiefen Erdrissen können skarbiert werden. Die Fußwege sind zu bereiten. Holz und Lebensmittel in der Gegend selbst. Der Grund ist steinig und mit Sand vermischt. **Alt** **Rupersdorff** ist ein von Lehm erbautes Dorf, hat eine Kirche, wird von dem Falkensteiner Gebirge dominiert und bestreicht das jenseitige Feld von Staatz. **Foelling** ist ebenfalls von Lehm erbaut, hat eine solide Kirche mit Kirchhofmauer, wird von dem Falkensteiner Gebirge dominiert und von denen an der anderen Seite bestrichen. **Ameis** hat eine solide Kirche mit Kirchhofmauer und Pfarrhof, wird von den Heldhöhen bestrichen. **Waltersdorf**, ein von Lehm gering erbautes Dorf, wird von den umliegenden Höhen dominiert. **Hirersdorff** ist ein mittelmäßiges Dorf mit gut gebauten Häusern, hat eine solide Kirche mit Kirchhofmauer an der Höhe, welche das Dorf dominiert. Unterhalb in diesem Tal ist **Siebenhirten**, ein mittelmäßiges Dorf. Am Ende des Dorfes steht die Kirche ohne Kirchhofmauer und wird von den beiderseitigen Höhen dominiert. **Eibesthall** ist ein aus Stein und Lehm erbautes großes Dorf, hat eine solide Kirche mit Kirchhofmauer, eine solide Schäferei, wird von den Weinbergen und Waldbergen dominiert. **Willfersdorff**, ein meist solid erbauter Markt, hat eine solide Kirche mit Kirchhofmauer, ein solides Schloss mit Wassergräben, einen soliden Meierhof und Mühle (siehe weitere Beschreibung). Die Kirche liegt an der Höhe, bestreicht das Tal, das Schloss und den Markt, wird von den Weinbergen und umliegenden Höhen dominiert. **Erdberg** ist ein teils aus Stein, meist aber aus Lehm erbautes Dorf, hat eine mittelmäßig solide Kirche mit einer aus Lehm halb zusammengefallenen Kirchhofmauer, eine solide Schäferei und Getreideboden und beim Eingang des Dorfes eine Friedhofmauer, welche das Tal bestreicht. Alles wird von den umliegenden Höhen und Weinbergen dominiert. **Bulendorff**, ein aus Stein und Lehm erbautes Dorf, liegt links und rechts des Zayabaches, wird von den beiderseitigen Höhen dominiert. Oberhalb des Dorfes steht am Bach eine solide Mühle.

Der Zayabach ist hier mannstief, hat hohe Ufer, ist weder zu Fuß noch zu Pferd drüber zu setzen, zu gewissen Jahreszeiten ergießt sich selber dergestalten, dass er die ganzen Wiesen, die auch an einigen Orten sumpfig sind, überschwemmt und treibt viele Mühlen. Die kleinen Flüsse, so er in sich nimmt, sind von keiner Bedeutung und trocknen öfter aus. Die Waldung besteht meist aus Eichenholz, ist stark mit jungem Gestrüpp durchwachsen. Der Rücken, so von Staatz herabkommt und sich unter Erdberg gegen das Tal neiget, dann der Steinberg und dessen Abhänge dominieren diese Gegend und das Tal der Zaya. Von diesen Höhen und besonders vom Steinberg ist eine ferne und freie Aussicht. Die Wege sind bei trockener Zeit ziemlich passabel, bei nasser Zeit sehr schwer zu befahren. Die Lebensmittel sind aus der Gegend. Grund und Boden ist gutes Erdreich mit Lehm. **Hadersdorff**, ein aus Stein und Lehm erbautes Dorf, hat eine große Kapelle ohne Kirchhofmauer, unter dem Dorf eine solide Mühle, liegt am Poybach und wird von den umliegenden Höhen dominiert. **Heiligenbründl** ist eine solide Kirche ohne Kirchhofmauer, steht im Tal und wird von den beiden Seiten dominiert. **Wilhelmsdorf,** ein solides Dorf, hat eine solide Mühle, liegt am Abhang der Höhe, bestreicht das Tal und wird von beiden Seiten dominiert. **Poysdorff**, ein aus Stein solid erbauter Markt, hat eine Kirche mit Kirchhofmauer, liegt an der Höhe und dominiert die ganze Gegend gegen Wetzelsdorf, ferner ein solides Kapuzinerkloster, so die Straße gegen Wetzelsdorf bestreicht. Am Bach befinden sich etliche solide Mühlen und an der Höhe ein solider Schüttboden. Der Ort und die Gegend werden von den Weinbergen dominiert. **Wetzelsdorff**, ein aus Stein und Lehm erbautes Dorf, liegt links der Landstraße im Tal, hat eine solide große Kapelle und einen soliden Schäferhof, wird von der Höhen gegen Erdberg dominiert. **Ketzelsdorff**, ein aus Stein und Lehm erbautes Dorf, hat eine solide Kapelle, wird von den umliegenden Feldhöhen dominiert. **Walterskirchen**, ein aus Stein und Lehm erbautes Dorf, hat eine solide Kirche mit Kirchhofmauer, ein solides Schloss mit Mühle und Meierhof, wird von den umliegenden Weinbergen und Höhen dominiert. Der **Passauerhoff**, ein solider Meierhof, liegt an der Höhe ober dem Teich, bestreicht denselben, dominiert das Tal und wird von höheren Höhen dominiert. Markt **Böhmisch** **Kruth**, ein aus Stein und Lehm und zum Teil solid gebauter Markt, hat eine solide, große Kirche mit einer Friedhofmauer umgeben, außer dem Ort unterhalb ist die solide Schäferei, welche das Tal bestreicht, wird aber wie der Markt von den Weinbergen dominiert. **Hoeflein** ist ein aus Lehm erbautes, kleines Dorf. An der Höhe steht die kleine solide Kirche, welche das Dorf dominiert und wieder von den Weinbergen dominiert wird. **Ginzersdorff**, ein aus Lehm und Stein erbautes Dorf, wird von den Feldern und Weinhöhen dominiert. **Herrnbaumgarten** ist ein solid erbauter Markt mit einer soliden Kirche und Kirchhofmauer, soliden Schäferei. Die Höhe beim Postkreuz und die gegenseitigen Feldhöhen dominieren den Markt und das Tal.

Der Gfolbach trocknet bis an die Landstraße öfter aus, aber unter der Straße in der Wiese hat er immer Wasser, fornieret ober Herrnbaumgarten einen Teich, der über 1 Klafter tief und schlammig ist, so dass man nicht aller Orten hineinreiten kann. Das Wasser ist für das Vieh gut, die Wiesen am Bach sind an einigen Orten beständig nass. Der Poybach hat ungleich tiefe Ufer, zur Not kann man an einzelnen Orten drüberspringen zu Fuß, keineswegs aber zu Pferde, außer den Wegen. Die Mühlen an diesem Bache sind alle solid, das Wasser für das Vieh. Die Wiesen an diesem Bache sind bei Hadersdorf und Wilhelmsdorf sehr sumpfig und morastig. Die Moräste bei Höflein und Ginzersdorf sind ½ bis 1 Klafter tief und sehr schlammig. Die übrigen kleinen Bäche sind nicht beträchtlich und trocknen öfter aus. Die Waldungen der Gegend sind meist Eichenholz und nicht sehr beträchtlich. Die Höhe beim Postkreuz, die bewaldeten Gegenden, die Weinberge rechts und links von Poysdorf, der ganze Rücken, die Höhe bei Erdberg, wo die steinerne Kreuzsäule steht, und die Waldhöhen sind die höchsten in der Gegend und dominieren die ganze Umgebung. Die Wege sind bei guter Witterung passabel, bei übler aber hart zu befahren und besonders die Straße von Böhmisch Krut bis Bullendorf. Die Hohlwege von den Weingärten sind nicht zu skarbieren. Grund und Boden ist schwarze Erde, mit Sand vermischt. Die Lebensmittel sind aus dieser Gegend, auch aus Mähren und Ungarn.

Die **Teichhütten** ist ein mittelmäßiges Haus unter dem großen Hametteich. Der **Meierhof** bei Reinthal ist solid und bestreicht die Wege und das Tal. **Bernhardsthall**, ein aus Stein und Lehm erbautes Dorf, hat eine solide Kirche und Pfarrhof nebst etlichen soliden Gebäuden, liegt ober dem Teich, wird von den Feldhöhen bestrichen und dominiert. Der Meierhof ist solid erbaut, bestreicht die Gegend und wird von den Anhöhen dominiert.

**Liechtenwarth** ist ein von Stein und Lehm erbautes Dorf, liegt teils im Tal, auch am Abhang der Höhe unter der solid erbauten Kirche mit Kirchhofmauer, welche das Dorf dominiert, wird aber von den Weinbergen dominiert. In einiger Entfernung liegt eine solide Schäferei. **Hausbrunn** ist ein von Stein und Lehm erbautes Dorf, hat eine solide Kirche an der Höhe, welche das Dorf und das Tal dominiert, wird aber von den oberhalb liegenden Höhen dominiert. **Rabensburg**, ein von Stein und Lehm erbautes Dorf, hat eine solide Kirche mit Kirchhofmauer umgeben. Am Eingang des Ortes liegt eine solide Mühle und etliche solide Gebäude und nahe daran ein festes Schloss an einer kleinen Höhe, so das Tal und den Ort dominiert. Selbes ist mit gemauerten Wallgräben und trockenen Gräben umgeben. Der sogenannte Tiergarten, so ober dem Ort liegt, ist mit einer starken Mauer umgeben und in einer Entfernung vom Orte liegt der solide Meierhof am Wege unter einer kleinen Höhe, welche den Hof und das Dorf dominiert, wird aber von den entfernteren höheren Höhen bestrichen und dominiert.

Der Marchfluss, so die Grenze mit dem Königreich Ungarn macht, hat auf der ungarischen Seite steile Ufer, auf der österreichischen aber sehr niedrige. Daher die Ausgießungen bei anhaltendem Regen und im Frühjahr diese recht beträchtliche sind, alle dranstoßenden Waldungen und Wiesen überschwemmt, wozu die vielen Seen hier beitragen. Die Breite der March ist 30, an manchen Orten 40 Klafter und die Tiefe 1 bis 2 Klafter. Bei Hohenau ist eine Überfuhr nach Ungarn. Die Thaya fällt 2300 Schritte oberhalb der Überfuhr in die March. Wegen Ausgießungen hat es mit ihr dieselbe Beschaffenheit wie mit der March, ebenso mit den Ufern, die Breite ist 10 bis 12 Klafter, die Tiefe ½ bis 1 Klafter. Über beide Flüsse sind bei Rabensburg und Hohenau hölzerne Brücken geschlagen. Dieser Fluss macht die Grenze mit dem Markgrafentum Mähren. Der Gfolbach wie der von Lichtenwarth fallen in den großen Hametteich. Dieser ist sehr tief und schlammig und kann nicht durchritten werden. Die Wiesen und die Teichgräben sind morastig. Die Teiche bei Bernhardsthal, Rabensburg und Hohenau haben einen schlammigen Grund, nur für das Vieh genießbares Wasser, die Tiefe beträgt eine Klafter. Der bei Hohenau ist der tiefste. Der bei Bernhardsthal überschwemmt die Gegend auf eine halbe Stunde bis an die Thaya, wenn sie abgelassen werden. Die Dämme sind gut. Die zwei kleinen Teiche bei Hausbrunn haben Quell- und Regenwasser zu allem Gebrauch.

Der Zayabach ist mannstief, hat sehr hohe Ufer, ist außer den Brücken weder zu Fuß noch zu Pferd zu passieren. Zu gewissen Jahreszeiten tritt er stark aus und überschwemmt die an demselben liegenden Wiesen und macht sie an manchen Orten sumpfig. Die übrigen Wassergräben sind nicht beträchtlich, trocknen oft aus, die stärksten Moräste sind bei Rabensburg zu beiden Seiten des Mühlbaches, so aus der Thaya dahingezogen. Diese sind niemals zu passieren, jene an den Teichen trocknen aus zu gewissen Zeiten, wie auch die sogenannten Morastseen in den Hohenauer Waldungen an einigen Orten. An den meisten Stellen sind sie bei 2 Klafter tief. Die Waldungen bestehen meist aus Jungholz und sind dicht bewachsen von verschiedener Gattung, meist Eichen, Rusten und Aspen. Die Morastseen trocknen in den Waldungen nie aus und man kann durch selbe weder gehen noch fahren.

Der Plattenwald und die sonst in dieser Gegend befindlichen Gehölze, auch am Steinberg, bestehen aus Eichenholz. Die Höhe bei Lichtenwarth und Hausbrunn, der Plattenwaldberg sind die höchsten und dominieren die ganze Gegend, sowie der Steinberg und das Zayatal. Die Wege sind meist gut, auch bei schlechtem Wetter leicht zu passieren; die durch Waldungen gehen, können aus ausgegossenem Wasser nicht passiert werden, sind auch sonst ziemlich schlecht. Die Kommerzialstraße, so aus Mähren herabkommt, ist zur Not passabel. Die Hohlwege sind alle zu skarbieren. Grund und Boden ist schwarze Erde mit Sand vermischt. Die Lebensmittel aus Ungarn, Mähren und selbst in der Gegend.

**Oedenkirchen** im Ernstbrunner Wald ist eine solide Kirche nebst einer Einsiedelei, ein solides Jägerhaus. Oberhalb beim Teich liegt eine Kohlhütte. **Glaswein** ist ein solides Jagdhaus. **Demans** ist ein im Tal liegendes schlechtes Dorf aus Lehm und Holz erbaut, vom Grillenberg und Gemansberg dominiert. **Markt Ernstbrunn** ist solid erbaut, hat eine solide Kirche mit Kirchhofmauer, auch außerhalb des Ortes eine solide Kirche, das Heiligenbründl genannt; der Markt liegt am beiderseitigen Abhang und im Tal. Die Kirche dominiert den Markt, wird vom Haidhof und den umliegenden Höhen dominiert. Schloss Ernstbrunn ist ein solides Schloss, liegt an der Höhe. Am Abhang stehen einige Häuser und an der anderen Seite das **Dörflein**, ein aus Lehm und Stein erbautes geringes Dorf, hat ein altes Bräuhaus und eine Meierei, wird vom Steinberg und Semmelberg dominiert. **Steinbach**, ein aus Holz und Lehm erbautes geringes Dorf, liegt im Tal, oberhalb ist eine geringe Mühle, wird vom Schloss Ernstbrunn und den Höhen rechts und links dominiert. **Nodendorff** ist ein kleines von Lehm und Stein schlecht erbautes Dorf, liegt im Tal, wird vom Oberleiser-, Steinberg, den umliegenden Feld- und Weinbergen dominiert. **Oberleihs** ist eine solide Kirche mit Kirchhofmauer, Pfarre und Schulhaus, liegt am Abhang. Auf dem Berge steht eine solide Kirche mit Kirchhofmauer, Pfarre und Schulhaus, liegt am Abhang. Auf dem Berge steht eine solide alte Kapelle. Dieser Berg dominiert die ganze Gegend um sich. **Au** ist ein kleines, schlechtes Dorf, liegt im Tal unter dem Berg, wird von diesem und dem Oberleiser Berg dominiert. Unter dem Dorfe liegen 4 solide Mühlen. **Niederleihs** ist ein aus Lehm und Stein gut gebautes Dorf, hat eine solide Kirche, Schloss, Pfarrhof und Meierei und außer dem Dorf eine Kirche mit Kirchhofmauer, liegt im Tal, wird vom Oberleiser Berg, welcher der höchste in dieser Gegend ist, von welchem man bis Krems und zu Hohenleiten alles übersehen kann, dann vom Auberg, Busch- und Teichberg dominiert. **Thomasel**, ein aus Stein und Lehm schlecht gebautes Dorf, liegt im Tal, wird vom Sitzenberg und den umliegenden Höhen dominiert. **Sitzendorff**, ein aus Holz und Lehm schlecht gebautes Dorf, hat eine gut gebaute Mühle und Schüttkasten, liegt im Tal unter dem Sitzenberg, von welchem die hiesige Gegend dominiert wird. **Hyples**, ein aus Stein und Lehm schlecht gebautes Dorf, liegt im Tal und wird von den oberhalb liegenden Höhen dominiert. **Helfens**, ein aus Lehm und Stein schlecht gebautes Dorf, liegt im Tal, hat eine Mühle, wird vom Hundsberg und Gemannsberg dominiert. **Pirstendorff**, ein von Stein und Lehm gut gebautes Dorf, hat eine solide Kirche, wird von dem Teichberg und Sitzenberg dominiert. **Graffensulz**, ein aus Stein und Lehm gut gebautes Dorf, hat außer dem Dorf eine solide Kirche mit Kirchhofmauer, liegt im Tal und wird von den umliegenden Höhen dominiert. **Herrenleihs**, ein aus Stein und Lehm schlecht gebautes Dorf, hat eine solide Kirche und Pfarrhof, liegt im Tal; der Reiß-, Teichten- und Sulzerberg dominieren die Täler und die Gegend. **Eckersdorff** ist aus Holz und Lehm schlecht gebaut, liegt im Tal, wird vom Leisserberg und Pamesberg dominiert. **Games**, ein aus Stein und Lehm schlecht erbautes Dorf, hat oberhalb ein solides Gebäude, liegt im Tal und wird von den umliegenden Weinbergen dominiert. **Ladendorff**, ein großer, solid gebauter Ort, hat ein solides Schloss, das den ganzen Ort und das Tal dominiert, eine solide Kirche mit Kirchhofmauer, eine Meierei, liegt rechts und links des **Taxelbaches**, wird von Weinbergen und den gegenüberliegenden Feldhöhen dominiert. **Ober-Kreuzstetten**, von Stein und Lehm mittelmäßig erbaut, hat ein gut gebautes Wirtshaus, liegt im Tal unter dem Desteminberg (?), von welchem und den Weinbergen es dominiert wird. **Niederkreuzstetten**, ein von Stein und Lehm erbautes Dorf, hat eine solide Kirche mit Kirchhofmauer, ein solides Schloss und Meierei, liegt am **Hedelbach**, an welchem eine Mühle ist, der Neuberg und Galgenberg dominieren das Dorf, das Tal und die Gegend. **Clement** ist ein sonst geringes Dorf, hat ein solides Schloss und Meierhof, liegt im Tal, wird vom Oberleiserberg, dem Steinberg und Auberg dominiert. **Michelstetten** hat ein solides Schloss mit Graben umfangen, eine Kirche ohne Kirchhofmauer, eine oberschlächtige Mühle und einen soliden Meierhof, es ist ein mittelmäßiges Dorf und wird von den umliegenden Wald- und Feldhöhen dominiert. **Nasenschletz**, ein gering erbautes Dorf, hat eine Kirche ohne Kirchhofmauer, liegt im Tal und wird von den oberhalb liegenden Weinbergen und den beiderseitigen Feldhöhen dominiert. **Markt Aspern**, ein großer Markt mit einem Schloss, einer Kirche, einem Minoritenkloster, zwei Meierhöfen, zwei Mühlen und durchaus solid gebauten Häusern, der Schlossgarten ist mit einer Mauer umfangen. Der Markt liegt im Tal und wird von den umliegenden Bergen dominiert.

Die Wassergräben durch den Ernstbrunner Wald sind sumpfig, desgleichen die an demselben liegenden Wiesen und der Teich. Der Taschelbach, so am Steinberg unter dem Ernstbrunner Wald entspringt, nimmt alle Quellen und Teichgräben zu sich, welche meist in nassen Wiesen laufen. Besonders sind die Wiesen bei Ladendorf morastig und der Graben tief. Die Teiche haben alle leichten Grund und gutes Wasser zu allem Gebrauch. Der Zayabach ist unter Aspern einen Klafter und mehr breit, ergießt sich oft, macht die Wiesen morastig, ist mit den nötigen Brücken versehen. Die Ernstbrunner Waldung ist meist mit jungen, mittel- und hochstämmigen Eichen, auch weichem und gemischtem Holz bewachsen, hat steinigen Grund und Schotter. Der Steinmandl Wald ist von gleicher Beschaffenheit. Die Waldungen bei Ladendorf und Games bestehen aus gemischtem Holz. Der Steinberg Wald ist junges Föhrenholz. Der Steinberg, so meist hellsichtig ist, der Ernstbrunner Schlossberg, Oberleis, der Auberg, der Steinmandel sind die höchsten in der ganzen Gegend. Der Grillenberg, Gamesberg, Hausberg und die Hipplinger Heide dominieren den Teichenberg, Hausberg und Desteminberg, sowie der bewaldete Steinberg und der Leiserberg diese Gegend dominieren, sowie der Auberg und Steinmandel den Teichberg und Gamesberg, dieser aber den Sitzenberg und die ganze Gegend dominieren. Die Wege sind durchaus für schweres Fuhrwerk beschwerlich, bei nasser Witterung ist auch mit leichtem Fuhrwerk nicht fortzukommen. Grund und Boden ist schwarzer Lehm, an teils Orten besonders gegen den Ernstbrunner Wald und Steinmandel steinicht und Schotter, sonst durchaus lehmig. Lebensmittel in der Gegend selbst.

**Neubau**, ein von Holz und Stein erbautes Dorf, liegt an der höchsten Höhe, dominiert die ganze Gegend um sich. Von dieser Höhe hat man eine ziemliche Aussicht. **Atzelsdorff**, ein aus Holz und Lehm schlecht erbautes Dorf, liegt im Tal und wird von Stocket und Streitberg und von den umliegenden Höhen dominiert. **Pellendorff**, ein aus Stein und Lehm gut erbautes Dorf, hat eine solide Kirche mit Mauer und ein Schloss, welches den Ort dominiert, und eine Meierei. Das Dorf liegt im Tal, wird vom Pfaffenberg, vom Birkenberg und den Höhen gegen Neubau dominiert. **Hoebersbrunn**, ein gering erbautes Dorf, hat eine solide Kirche mit Kirchhofmauer, liegt im Tal und wird von den umliegenden Höhen dominiert. Markt **Gaunersdorff** liegt an der Landstraße von Wien nach Mähren, hat eine solide Kirche mit Kirchhofmauer, Pfarrhof, zwei Wirtshäuser, ein Posthaus, zwei solide Bürgerhäuser, die übrigen von mittlerer Bauart. Der Markt liegt im Tal, wird von dem Sulz-, Birken- und Schrickerberg dominiert. **Pasdorff** ist ein aus Mauern gut gebautes Dorf, hat eine solide Kirche mit Kirchhofmauer, ein solides Schloss und Meierei, wird von den umliegenden Bergen dominiert. Das Dorf liegt im Tal links vom Taschelbach, welcher unterhalb in die Zaya fließt. **Hüttendorff** hat eine solide Kirche mit Kirchhofmauer, eine solide Mühle im Dorfe, oberhalb am Dorfe stehen drei solide Mühlen am Zayabach. Die Häuser sind gut gebaut. Das Dorf und das Tal werden von den Anhöhen dominiert. **Mistelbach** ist ein großer solid gebauter Markt, hat eine große solide Kirche mit Kirchhofmauer umfangen, ein solides Kloster, einen Schafflerhof, Getreideboden und Windmühle. Der Markt liegt im Tal und wird von der Kirche dominiert. Diese sowie der Markt und das Tal der Zaya von den umliegenden Höhen. **Lanzendorff**, ein aus Lehm größtenteils erbautes Dorf, hat eine solide Kapelle und eine solide Mühle, liegt links vom Zayafluß und unter diesem liegt das Dorf **Ebendorff**, ebenfalls aus Lehm und Holz gebaut, hat ein solides Schloss mit Meierhof, eine solid gebaute Mühle, wird wie das Tal der Zaya von den umliegenden Höhen dominiert. **Schrick** liegt im Tal neben der Landstraße, hat eine gut gebaute Kirche mit Kirchhofmauer, liegt an der Höhe, dominiert und bestreicht das Dorf und die Landstraße, wird von dem Schefer-, dem Müllerberg und den Schrickerbergen dominiert. Der Ort ist gering gebaut, die Schafflerei ist solid und liegt im Tal. **Kettelsbrunn** hat eine Kirche an einer etwas steilen Höhe, mit einer alten Kirchhofmauer umgeben. Pfarrhof und Jägerhaus solid, die übrigen Häuser meist von Lehm. Das Dorf liegt im Tal und wird von den Höhen dominiert. **Hobersdorff**, ist ein meist aus Lehm erbautes Dorf, liegt rechts der Zaya und wird von den Höhen rechts und links dominiert. **Markt Wilfersdorf** ist solid erbaut, hat eine solide Kirche mit Kirchhofmauer und Pfarrhof, ein solides Schloss mit Wassergräben umgeben, einen soliden Meierhof, und Getreidekasten. Alles wird von den umliegenden Höhen dominiert.

Der Zayabach ist eine Klafter tief, hat hohe Ufer; man kann weder zu Pferd noch zu Fuß drübersetzen. Zu gewissen Zeiten überschwemmt er die Wiesen. An manchen Orten sind sie recht sumpfig. Der unter Hüttendorf in die Zaya fallende Taschelbach ist ein tiefer Graben, hat hohe durchwachsene Ufer, durchfließt nasse Wiesen. Die werden bei Regengüssen überschwemmt und sind außer den Ordinariwegen nicht wohl zu passieren. Die Quellwassergräben, so bei Gaunersdorf zusammenkommen, sind nicht beträchtlich. Die Wiesen sind meist nass. Der Stockertwald wie alle anderen Wälder sind Jungmais und meist Eichen. Der Bergrücken bei Neubau, die Schrickerberge und der Steinberg sind die höchsten, von denen man eine weite Aussicht hat und von welchen die umliegenden Berge und Höhen dominiert werden. Die Wege sind bei übler Witterung nicht für Schwerfuhrwerk, sondern nur für leichtes beschwerlich. Der Boden ist steinig und lettig. Die Lebensmittel sind in der Gegend und aus Ungarn.

Aus dieser Beschreibung sehen wir, dass um 1770 nur die Kirchen, Pfarrhöfe, Schlösser, Meierhöfe und Mühlen solide Gebäude waren, d. h. man hatte sie aus Stein und Ziegel gebaut, während die Bauernhäuser aus Holz und Lehm errichtet wurden. Das bedeutete wieder eine große Feuersgefahr und eine starke Ausnützung des Waldes. Dass die Orte in den Weinbaugegenden solide gebaut waren, erklärt sich aus ihrer Wohlhabenheit; denn der Weinbau hatte immer einen größeren Reinertrag des Bodens ergeben als der Getreidebau. Dies drückt sich auch in den Wohnungsverhältnissen aus. Damals war auch der Weinbau mehr verbreitet als heute. Neben den Wassermühlen gab es noch zwei Windmühlen, die heute spurlos verschwunden sind. Unser Gebiet war reich an Wasser. Die Bäche und Flüsse führten genug Wasser, das die Mühlen trieb. Heute haben viele infolge Wassermangel schon ihren Betrieb eingestellt. Der Reichtum an Wiesen, die an den Ufern der fließenden Gewässer lagen, ist eine auffallende Erscheinung. Doch waren sie meist feucht und sumpfig. Die Moräste und die ausgedehnten Viehweiden verringerten den Ertrag der Landwirtschaft, so dass Nahrungsmittel aus Mähren und Ungarn eingeführt wurden. Die vielen Teiche dienten der Fischzucht, die Schäfereien hatten große Herden an Schafen, deren Wolle aber keinen besonderen Ruf genoss. Die Wege waren einfache Feldwege, nur die Landstraße (heutige Bundesstraße) und die Kommerzialstraße an der March bildeten eine Ausnahme, da sie eine bessere Pflege erhielten. Die Waldungen bestanden meist aus Jungholz. Überhaupt erfuhren die Viehzucht und Landwirtschaft damals eine recht stiefmütterliche Behandlung. Da man das Bildungswesen arg vernachlässigt hatte, fehlte es überall an gut geschulten Kräften. Es war ein großes Verdienst der Aufklärung, dass sie hier neue Wege aufzeigte, die das ganze Wirtschaftsleben umgestalteten. Die Menschheit gelangte zur Erkenntnis, dass nicht Geld und Besitz für den Lebenskampf notwendig seien, sondern auch ein Maß von Wissen. Wie stark das Bild der Landschaft in den letzten 150 Jahren verändert wurde, zeigt der Vergleich der Josefinischen Aufnahme mit einer Karte von heute.

Quellen:

Dr. Josef Kraft; „Die Gradmessungen des P. Liesganig in Niederösterreich“ in dem Monatsblatt des Vereines für Landeskunde „1926/2“.

Josef Paldus: Die militärischen Aufnahmen im Bereiche der Habsburgischen Länder aus der Zeit Kaiser Josefs II.

Die Josefinische Aufnahme im Kriegsarchiv in Wien.

Die josefinische Aufnahme unseres Bezirks

Die Kämpfe, die Österreich mit Preußen um den Besitz von Schlesien führte, zeigten die Notwendigkeit guter Karten. Preußen war in dieser Hinsicht besser dran, weil man hier vortreffliche Karten besaß, die dem Könige Friedrich dem Großen gute Dienste in den Feldzügen leisteten. In Österreich ging der Astronom Josef Liesganig im Jahr 1759 daran, die Gradvermessung durchzuführen. Er hatte zu diesem Zwecke unser Viertel u. zw. die Gegend von Ernstbrunn, Gaweinstal, Bockfließ und Marktgrafneusiedl ausersehen. Die Regierung gab dem Kreisamte in Gaweinstal (hier befand es sich von 1753 bis 1766) den Auftrag, das Unternehmen in jeder Hinsicht zu fördern. Niemand sollte die Zeichen, die der Astronom in den Feldern abrächte, ausreißen oder beschädigen. Die Durchführung der Arbeit unterblieb aber und mußte auf eine spätere Zeit verschoben werden. Erst im Jahr 1763 nahm er die Vermessung wieder auf und führte sie glücklich durch. Liesganig hielt sich an die Linie Brünn - Wien – Warasdin. Der Kirchturm von Oberleis und die Dreifaltigkeitskapelle bei Schrick waren für die Beobachtung wichtige Punkte. Die Entfernungen Wiener-Neustadt – Neunkirchen und Seyring – Raasdorf bildeten das Rückgrat für die erste Aufnahme unseres Landes, die im Maßstabe 1:28.800 durchgeführt wurde. Vom Jahre 1773 dauerten die Arbeiten an diesem Kartenwerke bis 1781. Es ist eine Musterarbeit; die farbenprächtigen Karten sind genau und übersichtlich, die Beschreibung ist sachlich und ausführlich. Leider blieben die Karten geheim und die Öffentlichkeit erfuhr nichts von dem Werke, das nur Vertrauenspersonen betrachten oder studieren durften. Im Kriegsarchiv liegt noch heute dieses Werk, das eigentlich ein toter Schatz ist, obwohl es für die Heimatkunde sehr viel Interessantes bietet. Die Aufnahme hatte einen militärischen Zweck, das ersieht man sofort bei der Beschreibung der Orte. Ob die Berge oder Hügel „dominieren“, die Straßen in gutem Zustand sind, die Bäche und Flüsse Brücken oder Furten haben, die Äcker und Wiesen trocken oder sumpfig sind, die Häuser aus Stein oder Lehm gebaut sind, die Wälder dicht oder schütter sind, darauf wird großes Gewicht gelegt.

Die Häuser waren damals aus Lehmziegeln gebaut, die jeder Bauer selbst geschlagen und an der Sonne getrocknet hatte. Wer genügend Geld besaß, errichtet einen eigenen Feldofen, in dem die Ziegel gebrannt wurden. Die Häusler erhielten ihren Bedarf an Lehmziegeln von der Gemeinde, die dafür einen eigenen Ziegelofen hatte. Die öffentlichen Gebäude: Rathaus, Schule, Kirche, Schloß und Herrenhaus waren gut gebaut und mit Ziegeln eingedeckt. So heißt es vom Markte Poysdorf: „Es ist ein aus Stein solid erbauter Markt, hat eine Kirche mit Kirchhofmauer, liegt an der Höhe und dominiert die ganze Gegend gegen Wetzelsdorf, ferner ein solides Kapuzinerkloster, so die Straße gegen Wetzelsdorf bestreicht. Am Bache befinden sich ober und unter dem Markte etliche solide Mühlen und der Höhe ein solider Schüttkasten. Das Ort und die Gegend wird von den Weinbergen dominiert. Der Poybach weist eine ungleiche Tiefe auf, zur Not kann man an manchen Orten drüberspringen (zu Fuß), keineswegs aber zu Pferd. Die Mühlen am Bach sind alle solid, die Wiesen bei Hadersdorf und Wilhelmsdorf sind sumpfig und morastig. Bei Alt-Höflein und Prinzendorf sind die Moräste ½ bis 1 Klafter tief und sehr schlammig. Der Gsolbach trocknet oft bis zur Straße aus, aber unter der Straße auf der Wiese hat er immer Wasser und formiert ober Herrnbaumgarten einen Teich, der über 1 Klafter tief und schlammig ist, so daß man nicht an allen Orten hineinreiten kann. Das Wasser ist für das Vieh gut, die Wiesen am Bache sind beständig und naß“.

Die March bildete damals die Landesgrenze. Sie überschwemmte sehr oft die Wiesen, Felder und Wälder. Ihre Breite betrug 30 – 40 Klafter, die der Thaya 10 – 12. Die Berechnung erfolgte im alten Klaftermaß, da der Meter erst einige Jahre später in Paris zur Annahme gelangte u. zw. in der Zeit der großen Revolution.

Der Zayabach entspringt unter der Kirche von Eichenbrunn, ist 1 Klafter breit, nicht sonderlich tief, ergießt sich oft bei Regengüssen, macht sumpfige Wiesen und ist hinlänglichen Brücken versehen. Bei Hauskirchen ist er mannstief, hat hohe Ufer, sodaß man ihn weder zu Fuß noch zu Pferd überspringen kann, überschwemmt die Wiesen und Orte und treibt viele Mühlen, die alle solid gebaut sind. Seine kleineren Nebenflüsse haben keine Bedeutung und trocken in der Sommerhitze häufig aus.

Unser Bezirk war damals reich an Teichen, die vielfach die Orte vor Hochwasser und Überschwemmungen schützten. Sie erfüllten die Aufgabe von Staubecken. Ihre mächtigen Dämme sind noch teilweise zu erkennen und sie könnten uns erzählen von der Mühe und Arbeit der Bauern, die einst von der Grundherrschaft zu dieser Leistung gezwungen wurden. Da die Teiche auch reich an Fischen waren, so bildeten sie eine gute Einnahmsquelle für den Grundherrn. Fast alle sind heute aufgelassen und blumige Wiesen oder wogende Getreidefelder erfreuen das Auge des Beobachters. Um den Staatzer Berg lagen der Neusiedler Teich, der 10 Schuh tief war und sandigen Boden hatte, der Staatzer Teich, der 1 Klafter tief und sehr sumpfig war. Der Rygel-Seeteich zeigte die gleiche Tiefe und Beschaffenheit und der Loosdorfer hatte die Tiefe von 1 Klafter und lettigen Grund. Zwischen Poysbrunn und Drasenhofen lagen 6 große Teiche, je einer bei Schweinbart, der sogenannt Tiergartenteich, bei Rotensee, bei Bernhardsthal, Rabensburg, Hohenau, dies war der tiefste, er wies durchschnittlich 2 Meter auf, bei Hausbrunn 2 und der große Hametteich mit einem Häuschen, in dem Teichwärter wohnte. Zwischen Göbmanns und Thomasl erstreckte sich der Spiegelteich.

Die Wälder zeigten zumeist Eichenholz und verschiedene Sträucher. Die Wege waren bei trockener Zeit „passabel“, nur im Ernstbrunner Wald waren sie schlecht. Alle Fußsteige konnten mit Pferden beritten werden, die Poststraße, die teilweise mit Pappeln bepflanzt war, galt als die Hauptverkehrsader. Fuhrleute bevölkerten diese wichtige Handelsstraße und die Post fuhr auf derselben von Wien über Brünn, Olmütz nach Troppau. Postämter gab es in Gaweinstal, Wilfersdorf und Poysdorf. Außerdem werden zwei Kommerzialstraßen erwähnt: Lundenburg – Drösing und Sierndorf bei Stockerau über Zwingendorf nach Südmähren. Bräuhäuser besaßen die Orte Hohenau und Dörfles bei Ernstbrunn. Windmühlen gab es in Gaubitsch, Mistelbach, Alt-Ruppersdorf und Schweinbarth. Die Schafzucht war in jenen Tagen sehr erträglich und die Herrschaften und Bauern hielten sich große Schafherden, die ein Hirte beaufsichtigte. Schäfereien gab es in Wetzelsdorf, am Passauerhof, der über 1000 Stück hatte, in Großkrut, Herrnbaumgarten, Lichtenwarth, Eibesthal, Hauskirchen, Hohenau und Mistelbach. Mit der Einführung der Baumwolle hört bei uns die Schafzucht auf. Mitten in Hanfthal war ein großer Sumpf. Bei Falkenstein ragte auf dem Galgenberg der hölzerne Galgen über die Sträucher. Zwischen dem Ausspann und Herrn-Baumgarten stand an Stelle der gemauerten Kapelle das Postkreuz und zwischen Schrattenberg und Herrn-Baumgarten wird die Betmartersäule erwähnt. Manche Orte hatten um jene Zeit einen anderen Namen, z. B. Stransdorf, Straneck, Nassenschletz (das heute Schletz), Games (Garmanns), Gemans (Göbmanns), Fretting, Felling (Föllim). Bei dem heutigen Jägerhaus Ödenkirchen im Ernstbrunner Walde befind sich zur Zeit der Aufnahme eine solide Kirche, eine Einsiedelei, ein Jägerhaus und eine Köhlerhütte. In Ernstbrunn stand die Wallfahrtskirche zum hl. Bründl, ebenso die auf dem Oberleiserberg, von dem an bis gegen Krems und Wolkersdorf blickte.

Die Josefinische Karte war ein großer Fortschritt im Vergleich zu den Karten, die im Auslande z. B. in Nürnberg oder Antwerpen gedruckt wurden und die man in einzelne Gemeinden findet. So hat das Bürgermeisteramt in Hohenau 1 Stück und mehrere zeigte mir der Herr B. Kudernacz in seiner Sammlung. In der Ausführung und Genauigkeit lassen diese Karten viel zu wünschen übrig.

Veröffentlicht in: „Mistelbacher Bote“, 25. 10. 1929, Jgg. 43, Nr.7, S. 6

Die Juden im Wilfersdorfer Herrschaftsgebiete

Zur Römerzeit kamen die Juden mit den Legionären in das Donaugebiet, wo sie als Handels– und Kaufleute ihr Brot verdienten. Unter Mar…. betrieben die Juden einen weitverzweigten Handel; nach der Zollordnung von Raffelstätten hatten sie 906 den Sklavenhandel in ihren Händen. In der Ostmark waren sie die Geldwechsler und Geldverleiher, die aber sehr hohe Zinsen von den Schuldnern forderten. Herzog Leopold V., Friedrich der Streitbare und Przemysl Ottokar waren Freunde und Gönner der Juden, die damals kein öffentliches Amt bekleiden durften und einer eigenen Gerichtsbarkeit unterstanden.

Der Handel und Verkehr auf der alten Venedigerstraße brachte die Juden auch in unsere Gegend und sie erwarben in Poysdorf, in Falkenstein und Staatz Besitz; 1337 wird ein Jude Esra in Poysdorf erwähnt, 1367 ein David der Steuzze – beide waren Wiener, die ihren Besitz rasch veräußerten. Da sie für das ausgeborgte Geld Wucherzinsen forderten, richtete sich der Groll der Bewohner zeitweise gegen sie und es kam zu den Judenverfolgungen.

Ihre Kleidung unterschied sich wesentlich von der der Christen; ihr langer Kaftan und der spitze Hut gehörten zur Judentracht; sie wohnten in einem Viertel beisammen – Ghetto genannt – und hatte eine eigene Verwaltung, einen eigenen Richter und eine Synagoge.

Als bei uns die Schafzucht stark betrieben wurde, übernahmen sie den Wollhandel, der ihnen reichen Gewinn eintrug.

1338 setzten die ersten Judenverfolgungen ein, da man sie beschuldigte, dass sie die Hostien schändeten. Nach 1380 konnten sie wieder Grundbesitz erwerben, aber 1421 und 1453 wurden sie wieder hinausgejagt.

Im Jahre 1587 werden sie in Wilfersdorf erwähnt, wo sie als Mautpächter der Herrschaft gute Dienste leisteten; auch die Trautsohns in Falkenstein bedienten sich ihrer, weil sie den höchsten Pachtzins erlegten.

Paul Sixtus Trautsohn, der das Münzrecht besaß, hatte jüdische Ratgeber für diesen Zweck. Ob diese Juden von Wien oder von Südmähren kamen, ist ungewiss. Behaupteten doch die Pohrlitzer Juden, dass ihre Synagoge im Jahre 454 n. Ch. erbaut worden sei.

Die Wilfersdorfer Mautpächter aus der Zeit um 1620 waren Kromauer Juden, die sich des Schutzes der Fürsten von Liechtenstein erfreuten; dass sie sehr unsauber und schmutzig waren, geringe Sorgfalt auf ihr Haus und auf die Umgebung legten, sodass einige Male Klagen deswegen erhoben wurden, sei nebenbei bemerkt. In Südmähren wurden die Juden- und Brüdergemeinden besonders stark besteuert.

Neben der Maut war das Branntweinhaus der Herrschaft und die Branntweinbrennerei das Feld ihrer Betätigung.

1630 und 1637 verbot die Regierung, den Juden die Mauten und Zölle zu überlassen; damals gab es jüdische Mautner in Wilfersdorf, Neudorf, Groß Krut und Dürnkrut; in Hohenau besaßen sie eine eigene Gemeinde. Die Regierung war zu dem Schritt gezwungen, weil die Juden die Christen übervorteilten und sie schädigten; dies war aber bei der geringen und mangelhaften Schulbildung unserer Leute leicht möglich.

Am 22. August 1644 ließ der Ortsrichter von Ringelsdorf einen jüdischen Leinwandhändler, der mit seinen Waren hausieren ging, einfach einsperren.

Im Schwedenkrieg machte man den Juden den Vorwurf, dass sie es mit dem Feinde halten und für ihn Spionagedienste betreiben.

1652 erhielten die Nikolsburger Juden die Erlaubnis, die Wochen- und Jahrmärkte von Wilfersdorf, Mistelbach, Ober-Sulz, Poysdorf, Rabensburg und Hohenau zu besuchen, zu handeln, ihre Waren stückzentner- und pfundweise zu verkaufen, aber keine Niederlage zu errichten und keinen Hausierhandel zu betreiben; dafür zahlten sie jährlich zu Michaeli ins Wilfersdorfer Rentamt 50 fl.

Sie handelten mit der Schafwolle, die sie den Tuchmachern weiter verkauften, mit Häuten, die in Mistelbach, Poysdorf und Ober Sulz verarbeitet wurden, und trugen heimlich das Fleisch buttenweise auf die Märkte und in die Häuser; denn Ferdinand III. gestattete ihnen eigene Fleischbänke, doch nützten sie diese Erlaubnis zu ihrem Vorteil aus, sodass sich die Fleischhauer mit Recht beklagten, die Juden verkauften ein Pfund Rindfleisch um 3 kr; wurden sie aber erwischt, so nahm man ihnen die Waage, die Gewichte und das Fleisch weg; letzteres schenkte man den Armen oder dem Spital; die christlichen Fleischhauer mussten einen Lehrbrief haben und einer Zeche angehören.

Trotz der Bestimmungen vom Jahre 1652 hausierten die Juden mit ihren Waren in den Dorfgemeinden, gaben sie billig ab und schädigten so die bodenständigen Kaufleute. 1662 wird in Wilfersdorf ein Hofjude erwähnt.

In Groß Schweinbarth erzeugten 1664 die Juden aus dem Blumenthaler Wein „Koscherwein“ und liehen den Bauern Geld, obwohl es strenge verboten war.

1665 wurde den Nikolsburger Juden jeder Hausierhandel sowie der Besuch der Jahr- und Wochenmärkte auf eine Zeitlang verboten, dann hob aber die Herrschaft das Verbot wieder auf. Drei Jahre später wurde ihnen der Zutritt in das ganze Herrschaftsgebiet untersagt, weil der Hirschl Sa… 150 Eimer verbotenen „Löscherwein“ erzeugt hatte. Dem Poysdorfer Marktschreiber schuldeten die Nikolsburger Juden 102 fl 14 kr, die sie nicht bezahlen wollten, sodass er ihnen die entsprechende Weinmenge verkaufen ließ in Nikolsburg, da er für seine Hochzeit das Geld benötigte.

1673 erlaubte der Kaiser den Nikolsburger Juden den Besuch der Jahrmärkte in Retz, Krems, Laa und in Mistelbach; doch sollten sie sich nur solange aufhalten, als der Markt dauert, ihre Waren nur stückweise verkaufen und nicht nach der Elle oder nach dem Gewichte; jeder musste für den anderen gutstehen.

Auf dem Frühjahrsmarkte des Jahres 1688 erschienen in Mistelbach 3 Überreiter, welche die Waren der Juden überprüften.

Nach Diebstählen und Einbrüchen musste der Nikolsburger Judenrichter ein scharfes Auge auf seine Glaubensgenossen haben, weil sie gerne solche Waren kauften und heimlich veräußerten.

1689 beleidigten die Poysdorfer mehrere Juden und in Wetzelsdorf wurden sie mit Steinen beworfen, sodass sie in Wilfersdorf Klage führten und den Schutz des Fürsten anrufen, der solche Vorfälle rügte.

Als Hausierer erschienen sie in der Ortschaft des Grenzgebietes, wo es ja damals wenig Geschäftsleute gab, und trieben hier einen schwunghaften Handel mit ihren Waren, die sie auch gut an den Mann brachten. Hält man sich vor Augen, dass es keine geeichten Maße, Gewichte und Waagen gab, so war der Unredlichkeit Tür und Tor geöffnet; darum beklagten sich auch die Untertanen über diese Zustände, da man sie überall hintergeht.

Schon in der Türkenzeit und noch mehr bei den Einfällen der Kuruzzen hielt man die herumziehenden Juden für Spione und hatte auf sie ein scharfes Auge.

Jeder Jude, der auf der Straße dahinwanderte, zahlte bei der Maut einen Kreuzer für seine Person.

Die Wilfersdorfer Herrschaft nahm 1711 von den Nikolsburger Juden 36 fl an Schutzgeld ein. Im Zeitalter des Merkantilismus besserte sich allmählich die Lage der Juden, da die alten beengenden Fesseln fielen und die Juden als tüchtige Geschäftsleute langsam bei uns eindrangen und sich ansiedelten; die alten Zünfte hatten vollständig versagt und zum Schluss mehr geschadet als genützt. Da kamen die Juden und brachten fertige Kleider an die Jahrmärkte, die von den Leuten wegen der Billigkeit schnell gekauft wurden; darum beschwerten sich die Meister von Ober Sulz, Asparn a. d. Z. und Retz, weil sie einen bedeutenden Schaden erlitten. Da sie in den christlichen Häusern förmliche Warenlager errichteten und mit ihren Erzeugnissen die Dörfer überschwemmten, so wurden ihnen am 23. Juni 1724 solche Verkaufsgewölbe verboten.

Im Jahre 1742 beschuldigte man die Juden, dass sie für die Preußen Spionage betrieben hätten und als Führer und Berater Hilfe leisteten; Die Kriegswirren nützten sie aus und ließen sich in einzelnen Ortschaften trotz des bestehenden Verbotes nieder; denn schon 1743 klagte man über die Einwanderung der Juden, die mit Vorliebe den Handel mit Branntwein betrieben; Lundenburg besaß das größte Branntweinhaus mit 7 Kesseln; das notwendige Getreide erhielten sie aus den herrschaftlichen Kasten. 1 Maß Branntwein kostete 12 kr. Die Regierung verbot die Zuwanderung und ließ nur diejenigen hier, die schon 1725 sesshaft waren.

In Mistelbach gab es 1768 einen jüdischen Leinwandhändler, der Herschl hieß.

Im Zeitalter der Aufklärung fielen trennende Schranken; so hob die Regierung am 13. Oktober 1781 die Judentracht auf; die Judenmaut fiel 1782; doch das Schutzgeld blieb bestehen trotz der Eingaben durch die Juden; ja die Regierung bestätigte am 23. Jänner 1784 das Schutzgeld; die Stadt Retz hob noch damals die Leibmaut ein. Sie konnten ihre hebräische Schrift in den Amtsbüchern, Zeugnissen und Testamenten benützen, aber nicht im öffentlichen Verkehr. Ihre Namen änderten sie gleichfalls. Damals muss es schon eine bedeutende Anzahl von Juden bei uns gegeben haben, da 1786 ein Judenschulzins von 20 fl, ein Judenschutzgeld von 159 fl erwähnt werden, auch gaben sie für Judenbegräbnisstellen 10 fl ins Wilfersdorfer Rentamt.

1824 verweigerten sie das Schutzgeld der Herrschaft, weil sie nach den vaterländischen Gesetzen jeden Markt in Österreich besuchen konnten.

Das Jahr 1848 brachte ihnen die vollständige Freiheit, sodass sie auch Grund und Boden erwarben; doch betätigten sie sich lieber auf dem Gebiete des Handels; aus den jüdischen Gemeinden Südmährens stammen die meisten Familien, die bei uns sesshaft sind.

Handschrift von Franz Thiel

Die Keller

Die Keller, die dem Bauer gehörten, hießen Urbarkeller und er musste für sie dem Grundherrn einen „Dienst“ zahlen, der sich nach der Größe richtete. Er betrug 5 – 40 Kreuzer im Jahr. Die Verteilung war folgende:

Pfarre Ameis: 5 Keller

Jungfräuliches Kloster zu Tulln: 2 Keller

Pfarre Oberleis: 5 Keller

Pfarre Poysdorf: 62 Keller, davon in den Kirchbergen: 41 Keller

Passauische Herrschaft Königstetten bei Tulln: 18 Keller

Jesuiten in Wien: 9 Keller

Herrschaft Poysbrunn: 22 Keller

Herrschaft Wilfersdorf: 171 Keller

Das heutige Taubenschuss-Haus: 29 Keller in der Gstetten.

Außerdem gab es mehrere beachtenswerte Keller. Da waren zunächst 3 Liechtensteinische Herrschaftskeller. Der eine lag beim Herrenhaus, das 1848 niedergerissen wurde. Darüber war ein Presshaus und ein Schüttkasten erbaut. Er war bestimmt für den Zehentwein, den die Bauern bei der Lese hier abführen mussten. Er war Dominikalbesitz und hatte nach dem Jahre 1848 keine Verwendung. Da kauften ihn Johann und Elisabeth Schwayer im Jahre 1852. Beim zweiten Herrschaftskeller, der neben der Kaiserstraße lag, wird eine Zehentstube erwähnt. Er wurde 1853 von dem Gastwirte Anton Hipfinger gekauft. Der kleine Liechtensteinische Herrschaftskeller war sehr feucht und bot nur Platz für „etliche hundert Eimer“. Er hatte keinen Vorbau, war für die Konservierung und Aufbewahrung der Weine untauglich und wurde nur in weinreichen Jahren verwendet, wenn die beiden anderen Keller den Zehentmost nicht fassen konnten. 1770 wird erwähnt, dass er 10 Klafter lang, 2 Klafter breit und 1½ hoch war. Der Poysdorfer Gerichtsdiener benützte ihn als Krautkeller. Damals wurde er gerichtlich auf 60 fl geschätzt. Im Jahre 1829 kaufte ihn Franz Hammerler um 64 fl., 1875 besaß ihn Johann Schwayer.

An der Kaiserstraße bemerkte man früher auch den Poysbrunner Zehentkeller mit dem Presshaus, der zweite war bei dem Schüttkasten neben der Froschmühle. Der erste musste 30 Kreuzer „Dienst“ alljährlich nach Wilfersdorf entrichten. Franz Trautsohn Graf von Falkenstein hatte ihn um 1720 von Georg Krimbling um den Betrag von 530 fl gekauft. Er gelangte nach den Trautsohns in den Besitz der Auersperg und Bartenstein und 1869 kaufte ihn um 500 fl. Franz und Theresia Hugo. Vor einigen Jahren konnte man noch über dem Eingange das Trautsohnsche Wappen sehen, wie ein solches heute noch die Vogelsangmühle schmückt.

Der Zellerkeller war im Zeitalter der Gegenreformation von „Guttätern“ erbaut worden und wurde dazu verwendet, den Most aufzubewahren, der bei der verlobten Wallfahrt nach Maria-Zell die Auslagen für Vorbeter, Vorsänger Fahnenträger usw. decken musste.

Der Keller, der dem Fürsten Liechtenstein mit 8 Kreuzern diente, ging in den Eigenbesitz der Familien Kuttler, Rieder und Lolei Andreas über.

Der Keller der Corporis Christi-Bruderschaft in der Gstetten lag neben dem Hause Nr. 421 (alt 339). Diese Bruderschaft hieß auch Gottesleichnamszeche.

Der Pfarrkeller war Eigentum der Pfarrkirche, die ja reich begütert war, weil sie den Wein- und Körnerzehent der Gemeinde Wilhelmsdorf, den Zehent in der Ried „In Oeden“ in Wetzelsdorf und 3¼ Joch Äcker, 14 Viertelweingärten, 8 Tagwerkwiesen und 2 Tagwerk Gärten besaß. Ihn konnte der jeweilige Pfarrer benutzen. Hier wurde auch der Messwein aufbewahrt.

Der Schulkeller gehörte zur Schule. Der Lehrer konnte in der Lesezeit den Most sammeln von Poysdorf, Wilhelmsdorf, Hadersdorf und Wetzelsdorf. Mancher Lehrer betrieb einen schwunghaften Weinhandel und verdiente sich dabei mehr als in der Schule mit dem Unterricht. Im Jahre 1888 verkaufte ihn die Gemeinde um 200 fl an den Dr. Donau.

Ein Urbarkeller war von der Frau Barbara Dibiokin für das Spital gestiftet worden (1663). Die Gemeinde pachtete den Keller für den Ratswein und zahlte dafür eine Miete.

Der Klosterkeller war Besitz der Kapuziner in Poysdorf, die auch das Recht zu sammeln hatten. Er ist heute noch eine Sehenswürdigkeit, weil er der größte ist. Man kann mit einer vollbeladenen Fuhre darin herumfahren. Im Kloster hatten sie auch einen stattlichen Keller.

Für den Schwefelkohlenstoff, der zuerst in der Kirchenmühle aufbewahrt wurde, ließ der Weinbauverein einen Keller neben dem Zehenthüttenweg erbauen. Die Menge dieses Stoffes stieg von Jahr zu Jahr; so brauchte man 1905 – 7 q, 1906 – 15 q, 1907 – 38 q, 1908 – 139 q, 1909 – 69 q, 1911 – 64 q.

Handschrift von Franz Thiel

Die Kelten in unserer Heimat

Die Kelten, die ein großes weitverzweigtes Volk waren, nannten die Römer Gallier und die Griechen Gallater; sie waren mit den Germanen verwandt. Ihre Tapferkeit lernten die Römer im Jahre 390 v. Christus kennen, als sie am Fluss Allia eine schwere Niederlage erlitten. Der "gallische Schreck" hinterließ in Rom ein trauriges Andenken. Um 3500 erschienen sie in N.Ö. und unterwarfen die hier wohnenden Illyrer.

Die Kelten waren starke Männer mit blonden Haaren und blauen Augen, die im Kampfe das Langschwert gebrauchten. Sie erklärten: „Das Recht tragen wir auf der Spitze unserer Schwerter". Nichts fürchteten sie auf der Erde, nur dass einmal der Himmel über sie einstürzen würde. Ihr Stolz, ihre Prahlsucht, sowie ihre Hinterlist und Schlauheit machten sie bei den Nachbarvölkern verhasst. Ihr hochfahrendes Auftreten, ihre Gold- und Geldgier kennzeichneten dieses hochstehende Volk, das infolge der geistigen Fähigkeiten und dem lebhaften Temperament einen kometenhaften Aufstieg nahm. Im Verkehr mit anderen waren sie witzig, schlagfertig und zungengewandt. Cäsar tadelt in seinem "Gallischen Krieg“ ihre Neuerungssucht (novarum rerum curidi). Geringes Verständnis zeigten sie für Zucht und Ordnung, ebenso für Ausdauer und zähe Arbeit. Die einzelnen Stämme vertrugen sich nicht immer. Ihre Zwietracht und Uneinigkeit nutzte Cäsar in seinem Kampf mit den Galliern zu seinem Vorteil aus. Unter den angesehenen Männern war der Zweikampf keine Seltenheit. Ihre Kleidung verriet Geschmack, Verständnis und einen praktischen Sinn.

Männertracht: Eng anliegende Beinkleider, die unten zusammengebunden waren, ein enger Rock, Mantel mit Kapuze, Sporen und Gürtel.

Frauentracht: Ein langes Hemdartiges Kleid, ein Schultermantel, der mit Heftnadeln zusammengehalten wurde, eine Kopfhaube mit Schleier, die Haare zusammengebunden, Opanken als Fußbekleidung, Hals-, Armreifen, Fingerringe, Spangen und anderer Goldschmuck; zierlich und kunstvoll Waren die Gebrauchsgegenstände im täglichen Leben, sie gebrauchten Scheren und Rasiermesser.

An Fest- und Feiertagen erschienen die Stammesfürsten und die Adeligen in prunkvollen Kleidern; in ihren Häusern sah man Luxuserzeugnisse aus Eisen, Kupfer, Bronze und Glas (Armreifen aus dunkelblauem Glas mit Reliefauflagen, Perlen, gelbe Armbänder usw.).

Die Kelten zerfielen im mehrere Stämme: Boier im Sudetenraume, Noriker, Taurisker, die Kampen und Rakaten, die Apalier und Arravisker in Ungarn.

Die thrakischen Völker besiegten um 50 v. Chr. die Kelten, raubten und plünderten die Siedlungen, sodass das Gebiet mehr einer Wüste glich.

Die Stammesfürsten wohnten in stadtähnlichen Siedlungen, die Oppida hießen, die mit Wall und Graben umgeben waren und auf einer Anhöhe lagen. Solche Städte befanden sich bei uns in Stillfried mit der Burg des Fürsten Eburos und in Oberleis. Den Kelten war der Steinbau mit Mörtel bekannt. Beide Oppida waren auch Handelsplätze und Kulturmittelpunkte, wo auch Tempel und Andachtsstätten waren. Die Stadtkultur der Kelten, die starken römischen und griechischen Einfluss verriet, muss ganz besonders hervorgehoben werden. Die Steinhäuser der Vornehmen, die Kaufleute, Handler, Hausierer, die Handwerker (Eisen-, Kupfer- und Goldschmiede, Weber, Töpfer, Schuster, Schneider und andere) gehörten sowie die Aufsichtsorgane, die für Ruhe Ordnung und Sicherheit auf den Handels- und Verkehrswegen sorgten, zu den Stadtbewohnern. Römische und griechische Kaufleute, welche die Bernsteinstraße benutzten, brachten ihre Erzeugnisse, vor allem Schmucksachen, Luxuswaren, Glas, Webstoffe und Waffen, die gerne gekauft wurden. Neben dem Tauschhandel spielt das keltische Geld - Gold - und Silbermünzen - eine große Rolle. Die Stadt bot ein Bild des Wohlstandes und der Reinheit. Die Kelten waren keine Barbaren, sondern ein Kulturvolk, das auf die Römer einen guten Eindruck machte, sodass sie sogar ihre Bundesgenossen wurden.

An der Spitze des geordneten Staates standen Könige und Stammesfürsten, die in den wohlhabenden Feudalherren Ratgeber und Helfer bei der Regierung hatten. Auf den Landtagen, die ein einigendes Land der 13 Stämme waren, und die später auf dem Zollfeld in Kärnten abgehalten wurden, besprachen die Abgesandten politische und wirtschaftliche Fragen.

In den Dorfsiedlungen herrschte ein bäuerliches Leben; hier gab es Holzhäuser, Lehmhütten und noch Erdwohnungen, jeder hatte seine Ackerfläche, die er bearbeitete. Der keltische Bauer kannte Sensen, Sicheln, Pflüge mit eisernen Pflugscharen. In seinem Stall besaß er alle Haustiere, nur das Pferd benutzte er als Reittier. Im Sommer trieb er die Tiere auf die Weide. Die Bienenzucht lieferte viel Honig, den die Römer gerne abkauften; auch die norischen Pferde, sowie das norische Eisen ("ferrum noricum"), das schon unter Marius um 100 v. Chr.in Rom geschätzt war ,holten Händler nach Italien. Die Frauen webten Flachs und Hanf und bleichten die so gewonnene Leinwand auf dem grünen Rasen. Aus den Steinbrüchen nahmen sie das Baumaterial und aus den Waldungen das Holz. Was der Bauer sonst brauchte, kaufte er von reisenden Händlern oder in den Oppida.

In den Alpen und Karpathen betrieben sie Bergbau und gewannen Gold, Silber, Eisen, Kupfer und Salz; ganz hervorragend war ihre Schmiedetechnik, die den Nachbarvölkern als Vorbild diente. Mit dem Stein- und Sudsalz trieben sie einen schwunghaften Handel. Die Schmiede erzeugten: Hammer, Sägen, Zangen, Türschlösser, Schlüssel, Scheren, die unsere Schafscheren ähnelten, Waffen usw. Das Ätzverfahren von Eisen war ihnen bekannt. Die Kelten sind die Erfinder des Fasses, das dem Weinhandel große Vorteile brachte. Die Töpfer benutzten die Drehscheibe in ihrer Werkstatt, sodass sie große und schöne Gefäße erzeugten, die sie mit Spiralten, Schneckenmustern, Pflanzenornamenten, kultischen Darstellungen und Fabeltieren schmückten; das Tongeschirr färbten sie rot oder braun und glätteten die Oberfläche. Für Steininschriften gebrauchten sie das "Alpenalphabet", auf das die germanische Runenschrift zurückgeht. Die Münzen, die in Säcken verpackt wurden, ließ jeder Gaufürst prägen; aus dem kampisch rakatischen Gebiet (unser Niederösterreich) weiß man nicht viel von den Münzen. Der griechische und römische Einfluss tritt da stark hervor. Die Keltenzeit wird noch Eisenzeit oder La Tene Kultur genannt, weil der Gebrauch des Eisens überall in Mitteleuropa vorherrschte.

Die Religion der Kelten war wie bei den Germanen eine Verehrung der Naturkräfte, die der Erde Wachstum und Gedeihen verleihen; es waren dies 3 Muttergottheiten, die im Mittelpunkt ihres Glaubens standen; daneben finden wir einen Quell- und Baumkult, der die innige Verbundenheit des Volkes mit der Natur zeigt; sie besaßen heilige Heine und Kultbauten auf Anhöhen (Oberleis). Das Pferd, der Stier, das Schwein und der Hirsch spielten im religiösen Denken eine wichtige Rolle; auch einen Hammer-, Rad-und Kriegsgott, den sie in Bronze darstellten, beteten sie an. Die große Erdenmutter (magna mater) verehrten sie als gütige, segenspendende Göttin.

Im Bereich des Hauses und der Familie versah der Hausvater die kultischen Handlungen. Ihre Priester, Druiden genannt, weissagten die Zukunft, die Witterung und hatten da einen bedeutenden Einfluss im Volke. Das Loswerfen mit Kerbhölzern war ein beliebter Brauch um die Zukunft zu erforschen; diese Sitte hielt sich bei uns bis ins späte Mittelalter bei der Verteilung der Grundstücke; man vergleiche nur den Flurnamen "Lüß“ in unseren Gemeinden. Sicher geht auch der “Rowisch", den die Burschen beim Kirtagstanz verwenden, auf die Kelten zurück. Die Sage erzählt, dass Karl der Große auf einer keltischen Opferstätte bei Klosterneuburg eine Burg und eine Holzkirche zum Hl. Martin erbaute (nach V. Ludwig - "Klosterneuburg"). Auch die älteste Wahlfahrtskirche im Weinland Oberleis geht auf eine heidnische Kulturstätte zurück.

Die Kelten glaubten an ein Weiterleben nach dem Tode und legten den Verstorbenen Beigaben in den Sarg (Schmuck und Waffen bei einem Krieger). Sie hatten Friedhöfe für Brandgräber und solche mit Steinpackungen, Grabhügel und Steine bezeichneten die Ruhestätte des Toten .Große Bedeutung erlangte in der Keltenzeit die Bernsteinstraße neben der March für den Handelsverkehr mit dem Süden.

Im Jahre 15 v. Chr. erschienen die Römer und machten Norikum zu einer Provinz, während Markomanen und Guarden einige Jahre später die Kelten nördlich der Donau unterwarfen. Sie beachteten nicht, dass die Stadtsiedlungen, da sie dem germanischen Wesen nicht entsprachen und das enge Beisammenleben ihnen verhasst war, doch lebt die Erinnerung an die Stadt Oberleis im Volke bis zum heutigen Tage. Im Weinlande finden sich Keltenreste zerstreut bis 150 n.Chr.

Fundorte aus der Keltenzeit: in Oberleis - keltische Hausanlage ,Eisenschmelz und –gussanlage in Niederleis, Ladendorf, Oberkreuzstetten, Hüttendorf, Ebendorf, Eibesthal, Wilfersdorf - Römergrab. Der Schädel war mit einer Tonschicht bedeckt. Poysdorf, Ketzelsdorf, Gr.Krut, Bernhardsthal, Hohenau, Hauskirchen, Prinzendorf, Hautzendorf, Schleinbach und Wildendürnbach.

Keltische Namen: Alpen, Tauern, Donau, March und Kamp .Nach dem Stamm der Rakatai nennen die Tschechen Österreich "Rakousi" und behaupten, es wären keine Kelten, sondern Altslawen gewesen. Die Keltenzeit verrät einen Donaukulturkreis, der zum ersten Mal in der Geschichte die Alpen,-Karpathen-, und Sudetenländer umfasste.

Quellen:

Beminger "Germanenzeit in Niederösterreich"

M.A.Becker "Älteste Geschichte der Länder des Österr.Kaiserstaates".

Dr. Mitscha-Mährheim "Der Oberleiserberg".

Dr .K. Winter "La tene in N.Ö. hinsichtlich der sozialen Organisation" im Monatsblatt des Vereines für Landeskunst l926/27.

Führer durch die Schausammlungen des N.Ö. Landesmuseums.

Handschrift von Franz Thiel

Die Kirche in Steinebrunn - Drasenhofen

Die Mutterkirche von der Steinebrunner war die in Falkenstein, die angeblich auf Karl d. Großen zurückgeht. Die Steinebrunner besuchten aber lieber die in Nikolsburg, welche bedeutend näher und auch bequemer zu erreichen war. Die Gemeinde bekam ihre Pfarrkirche sicher gegen Ende des 13. Jahrhunderts. Zum ersten Mal wird sie in einem Kaufbrief des Erasmus von Fünfkirchen am 4. April 1380 erwähnt. Sie war dem heiligen Veit geweiht, dem slawischen Nationalheiligen. Auch die Prager Domkirche ist eine Veitskirche. Die Seelsorge war damals eine mangelhafte, weil die Erziehung der Jugend fehlte. Deshalb waren die sittlichen Verhältnisse sehr traurig. Der Wegbereiter des Humanismus in Österreich, Ämas Silvius Piccolomini, der eine zeitlang Pfarrer in Laa a. d. Thaya war und der Prediger Kapistran (1451), der in Feldsberg und Laa sprach, geißelten das Fluchen, den Kleiderluxus und die Spielwut der Landbewohner.

1513 befand sich neben dem Gotteshaus eine Feste = burgähnlicher Wehrbau. Wenige Jahre später drang die Reformation in unser Grenzland, welche die Liechtensteins und die Fünfkirchner sehr stark begünstigten und förderten. Vor allem waren es die Wiedertäufer, die in Drasenhofen, Steinebrunn und Nikolsburg viele Anhänger fanden. Ihr geistiges Haupt, Balthasar Hubmeier, verbreitete die Lehre in Wort und Schrift, da er in Nikolsburg eine Druckerei besaß, in der seine Flugschriften hergestellt wurden. In Drasenhofen predigte er in den Scheunen der Bauern. In Feldsberg mußte 1523 das Franziskanerkloster aufgelassen werden, da es überall an Geistlichen fehlte. Hubmeier wurde auf Befehl des Kaisers in Wien auf der Gänseweide öffentlich am 10. März 1528 verbrannt und seine Frau in der großen Donau ertränkt. Leonhard von Liechtenstein in Nikolsburg gehörte auch dieser Sekte an. 1536 begann die Verfolgung der Wiedertäufer, weil sie eine staatsgefährliche Gesellschaft waren. Drei Jahre später fing ein kaiserlicher Hauptmann mit seinen Bewaffneten 60 Wiedertäufer in Steinebrunn, führte sie gefesselt nach Falkenstein und dann nach Triest, wo sie als Ruderknechte auf Schiffe kamen.

Ein Bericht von 1544 klagt, daß die Gemeinde seit elf Jahren keine Geistlichen hatte. Die Bewohner plünderten die Kirche, zerschlugen die Einrichtung, warfen Bilder und Statuen hinaus und verkauften die Fahnen und die Kirchenwäsche den Juden in Nikolsburg. Hans von Fünfkirchen, der selbst ein Wiedertäufer war, machte aus dem Gotteshaus einen Getreidekasten und aus dem Pfarrhof, der mit Kot gebaut war, ein Bräuhaus. Die Ottenthaler galten als „Windmüller“ und „Wetterfahnen“, weil sie als Protestanten auftraten, in Drasenhofen als Wiedertäufer und in Falkenstein als Katholiken, wenn sie diese Orte besuchten. 1548 setzte eine neue Drangsalierungswelle ein. Doch erschienen aus Tirol und dem Schwabenland (Umgebung des Bodensees) viele Glaubensbrüder und ließen sich im Grenzland nieder. Sie nannten sich nach ihrem Führer Huterische Brüder.

Die Gegenreformation setzte nach 1570 ein, als Hans Freiherr von Trautsohn Falkenstein erhielt (20. April 1571) und Adam von Dietrichstein Nikolsburg (1575). Beide waren Katholiken, die am Wiener Hof sehr angesehen waren. Schon 1581 übernahm Trautsohn am 23. Oktober das Steinebrunner Kirchenpatronat. Zur Pfarre gehörte damals Garschönthal. 1592 endete die ruhige Zeit der Wiedertäufer, die nur mehr von den Fünfkirchnern geschützt wurde.

Nach der Schlacht am Weißenberg bei Prag (3. November 1620) war ihr Schicksal besiegelt, als der Kardinal Franz von Dietrichstein (1570 – 1636) den Besitz der Fünfkirchner übernahm, denn es war ein „Rebellengut“. Viele Wiedertäufer mußten zum Wanderstab greifen und nach Ungarn gehen, wo sie eine neue Heimat fanden. An den Bau einer Kirche konnte man im 30jährigen Krieg nicht denken, weil das Geld fehlte. Drasenhofen und Steinebrunn wurden der Pfarre Falkenstein zugewiesen, doch gingen die Leute lieber nach Nikolsburg, wo es drei Kirchen gab. 1649 besaß die Steinebrunner Kirche einen Untertan in Patzenthal.

In diesen Wirren vergaß man das Huhnopfer, das dem heiligen Veit jährlich am 15. Juni dargebracht wurde. Allgemein bevorzugte man dabei schwarze Hühner, die alle bösen Dämonen vertreiben, welche den Menschen nur Schaden und Unglück zufügten. Die Leute erhofften mit dem Opfer ein glückliches und zufriedenes Eheleben, sowie reichen Kindersegen. Sie trugen die Henne dreimal um den Hochaltar und ließen sie durch ein Mauerloch neben dem Eingang in den Geflügelstall des Pfarrers. Solche Huhnopfer werden in Wien–St. Veit noch 1790 erwähnt. Das Mauerloch in Steinebrunn brachte man später mit dem grausamen Vogt, Klaudio Ben, in Zusammenhang.

Im Pestjahr 1679 entschloß sich Drasenhofen zum Bau einer Kirche, den aber die Seuche verhinderte. Die Gemeinde verlobte sich mit einer Wallfahrt nach Altruppersdorf und zwar am Wenzelstag. Auch sollten jährlich vier Lobämter wegen Pest- und Feuergefahr gehalten werden. Der Neubau, mit dem man 1680 begann, wurde 1683 wegen des Türkenkrieges unterbrochen. 1684 verhinderte eine Feuersbrunst die Arbeit, sodaß der Rohbau erst 1687 fertig wurde. Neben dem Hochaltar gab es noch zwei Seitenaltäre. Den Gottesdienst versah die Pfarre Falkenstein. Der Kirchenbau war eine Gemeinschaftsarbeit, an der sogar Knechte und Mägde teilnahmen. In dem Memoriat wegen Verlegung der Kirche von Steinebrunn nach Drasenhofen ist auch ein Spital erwähnt. Die Verlegung machte in Steinebrunn, das sich zurückgesetzt fühlte, böses Blut. Der Prozess, den Leopold von Fünfkirchen deswegen mit Franz Eusebius Trautsohn führte, hatte keinen Erfolg. Der Falkensteiner Pfarrer, Palli, verhinderte die Trennung der neuen Kirche von Falkenstein, weil dadurch die Mutterkirche die Einkünfte verlor. 1695 visitierte der passauische Generalvikar den Neubau. Die Verhandlungen wegen des Gottesdienstes zogen sich in die Länge. Als die Herrschaft Steinebrunn auf eigene Verantwortung den Gottesdienst einführte, belegte der Bischof von Passau die Kirche mit dem Kirchenbann.

Wallfahrer, die nach Nikolsburg oder Wranau pilgerten, ließen sich gerne in Drasenhofen „einläuten“ und zogen unter Glockenklang durch die Gemeinde. 1723 zeigte der Bau der Kirche große Fehler und Gebrechen, die rasch ausgebessert wurden. 1750 wollte Drasenhofen ein Wallfahrtsort werden wie Föllim, Poysdorf, Zistersdorf, Altruppersdorf usw, denn ein Bauernbursche stellte im Steinebrunner Weingebirge „In der Trift“ ein Marienbild von Einsiedeln – Schweiz auf, zu dem viel Volk herbeiströmte. Als es zwei Jahre später in die Kirche von Drasenhofen kam, erschienen Wallfahrer, die hier ihre Andacht verrichteten. Unbekannte Täter stahlen 1755 das Gnadenbild, das nicht mehr zum Vorschein kam. Kapuziner von Nikolsburg halfen öfters in Drasenhofen beim Gottesdienst aus (1760).

Kaiser Josef II., der eine kirchliche Organisation durchführte, machte Drasenhofen zu einer Lokalie, welche die Stolagebühren nach Falkenstein abführen mußte. Das Patronat übernahm der Religionsfond. In den Napoleonischen Kriegen, die bei uns eine Geldentwertung brachten, führten die Pfarrer einen bitteren Lebenskampf, da ihr Einkommen nicht der Teuerung entsprach. Da verpflichteten sich die Gemeinden zu einem Beitrag. Drasenhofen gab für den Kooperator 150 fl. und Steinebrunn 50 fl. Die Franzosen plünderten 1805 Drasenhofen und die umliegenden Gemeinden und raubten die Bewohner aus. 1830 unterstellte der Bischof die Pfarre dem Laaer Dekanat, früher gehörte sie zum Staatzer. Die Filialkirchen lieferten die Stolagebühren der Falkensteiner Mutterkirche ab und zwar Drasenhofen 46 fl., Neudorf 11 fl., Ottenthal 5 fl., Altruppersdorf 12 fl. und Stützenhofen 20 fl.

Bei dem Bischofsempfang des Jahres 1839 gaben die Ortsbewohner als Kavallerie und Infanterie dem Oberhirten von der Ortsgrenze aus das Ehrengeleit. Bei der Ankunft vor dem Gotteshaus krachten drei Böllerschüsse. Die Bewohner bildeten Spalier und grüßten mit freundlichen Mienen den hohen Gast, der nach allen Seiten huldvoll dankte. Im gleichen Jahr konnte hier eine Herz-Jesu-Bruderschaft gegründet werden.

Nach dem 2. Weltkrieg, der eine Frömmigkeitswelle in unserer Heimat hervorrief, sprachen die Steinebrunner von einem Kirchenbau, der erst 1955 begonnen werden konnte. Im Herbst 1958 feierte die Gemeinde die Weihe ihres Gotteshauses.

Quellen:

„Wiener Diözesanblatt“ 1901.

„Urkunden des Schloßarchivs zu Steinebrunn“ von Pilnacek in „Adler“ 1947.

G. Gugitz „Das Jahr und seine Feste im Volksbrauch Österreichs“.

Veröffentlicht in: „Weinviertler Nachrichten“, 23. 12. 1958

Die kirchlichen Verhältnisse am Ausgange des Mittelalters

Das Mittelalter ist nicht die Zeit der Ruhe und des Friedens, wie man immer lehrt, im Gegenteil war es erfüllt mit schweren Kämpfen zwischen den auseinanderstrebenden Kräften der Kirche. Das Morgenland und Afrika gingen verloren, ebenso Osteuropa, die Kreuzzüge waren ein nutzloses Blutvergießen wie auch die Römerzüge der deutschen Kaiser hinab nach Welschland. Die Kirche strebte nach weltlicher Macht und Größe und vergaß ganz dabei auf ihre Sendung, die sie erfüllen sollte. Es ergaben sich da arge Mißstände, die schließlich zum Umsturz führen mußten. Die Geistlichen waren mehr weltliche Herren als Priester. Die Bistümer, Dekanate und Pfarreien hatten einen großen Umfang, sodaß eine gewisse Lauheit und Schlamperei einriß, die in dem Satze: „Unterm Krummstab ist gut leben“ noch heute weiter lebt. Die Aussicht war gering, jeder tat meist, was er wollte.

Unsere Heimat gehörte zum Bistum Passau. Die ältesten Kirchen waren in Stillfried, Falkenstein, Mistelbach, Oberleis, Groß-Rußbach, Ober-Hollabrunn und Pollau (oder Pölla?). Um 1470 sind es schon weit mehr Kirchen, die dem Dekanate Stockerau unterstellt sind: Poysdorf, Steinabrunn, Kirchstetten und Wildendürnbach (Pfarre Falkenstein\*), Laa, Mistelbach, Klein-Asparn, Rußbach, Simonsfeld und Falkenstein (Landesfürst), Walterskirchen (Bischof von Passau), Erdberg (Pfarrer von Großkrut), Eibesthal, Hörersdorf, Prinzendorf, Schrick, Wilfersdorf, Pürstendorf und Paasdorf (Pfarrer von Mistelbach), Herrnleis, Ladendorf, Niederleis, Pellendorf, Pyrawarth, Matzen, Bockfließ und Groß-Schweinbarth (Pfarrer von Rußbach), Gaweinsthal (Schottenstift), Zistersdorf (Stift Zwettl), Niedersulz (Heiligenkreuz), Obersulz (Michlbeuern), Spannberg und Palterndorf (der Deutsche Ritterorden), Groß-Harrras (Johanniter von Mailberg), Ameis und Wenzersdorf (Pfarre Asparn a. d. Z.), Heiligenberg (Pfarre Pillichsdorf), Eichenbrunn und Pirchegg (Pfarre Oberleis), Schrattenberg (Pfarre Gaubtisch), Alt-Lichtenwarth, Neu-Lichtenwarth, Feldsberg, Dobermannsdorf, Nieder-Absdorf, Hauskirchen, Herrnbaumgarten, Niederbaumgarten und Rabensburg (Liechtenstein), Gnadendorf, Grafensulz, Stronsdorf und Groß-Aspern (Wallsee), Absdorf bei Enzersdorf d. i. Ödenkirchen (Kuenringer), Staatz und Wultendorf (Burgherren von Staatz), Patzmannsdorf und Schleinbach (Herren von Pottendorf), Ober-Hollabrunn (der Baron Rorer), Ernstbrunn (der Schloßherr) und Kreuzstetten (der Schloßherr).

Die Kirchen waren meist Holzkichen; die Geistlichen nahmen ihre Pflichten nicht sehr genau; der Geist der Renaissance machte sich überall geltend. Beim Bistum in Passau gab es 28 Domherren, von denen einzelne nur die niederen Weihen erhalten hatten, aber trotzdem die höheren Würden bekleideten. Die Aemterkumulierung war im geistlichen Stande sehr häufig anzutreffen. Domherren hatten mehrere einträgliche Pfarren inne, bezogen die Einkünfte und stellten einen Vikar an, den sie nach Belieben entlassen konnten und dem sie oft einen geringen Lohn zuwiesen. Dieses Vorgehen erregte eine tiefgehende Erbitterung der niederen Geistlichen gegen die bevorzugten Bischöfe und Domherren. Darum gingen die auch mit fliegenden Fahnen in das Lager der Reformation über und zeichneten sich durch einen revolutionären Geist aus. Pfarrkirchen hatten vielfach Tochterkirchen, sodaß bei mancher Pfarre mehrere Geistliche angestellt waren. So war z.B. Erdberg eine Tochterkirche von Großkrut.

Da die Päpste den Klerus besteuerten und häufig den zehnten Teil der Einkünfte erlangten, so traten Bischöfe gegen diese Abgaben auf und weigerten sich, den Zehent nach Rom abzuliefern, so z. B. der Passauer Bischof Gottfried im Jahre 1357, der auch exkommuniziert wurde. Gesandte des Papstes mußten auf Reisen vom Klerus standesgemäß bewirtet werden. Darüber führten die Bischöfe Beschwerde beim deutschen Kaiser, der ihnen versprach, daß er sich für sie einsetzen werde. Die Geistlichen hatten eigene Gerichte, doch wurden sie oft von den weltlichen Gerichten zur Verantwortung gezogen. Die Diözesankerker war die Burg Greifenstein. Aebte und Bischöfe hatten oft die weltliche Gerichtsbarkeit und übten sie auch aus.

Die Pfarren und Klöster verfügten über viele Felder, Weingärten und Ackerland, weil ja damals die Stiftungen meist in natura angelegt wurden. Die Kriege und Plünderungen am Ausgange des Mittelalters nahmen den kirchlichen Besitz stark in Mitleidenschaft, so daß auch die Geistlichen oft in Not gerieten. Mit Mißgunst und Neid sahen aber der verarmte Adel und der Raubritter auf das Kirchengut.

Die Wallfahrten nach Jerusalem hörten allmählich auf, dafür pilgerten die Leute nach Rom, nach St. Jakob in Spanien, nach Köln, Trier und Mariazell. Die Pilger hatten keinen besonderen Ruf, verhaßt waren bei unseren Bauern, die nach Spanien zogen und die unter dem Namen „Jakobsbrüder“ bekannt waren. Sie schreckten vor Einbruch, Mord und Totschlag nicht zurück. Die Marienverehrung wurde durch das Rosenkranzgebet im 15. Jahrhundert gefördert; Gnaden- und Heilbrunnen entstanden, die von Andächtigen besucht wurden – z.B. Ernstbrunn und Walterskirchen – die Reliquienverehrung, pomphafte Prozessionen, das Angelusläuten seit 1455, die Bruderschaften, die Ablässe, die Fronleichnahmsumzüge, das alles waren Neuerungen des späteren Mittelalters. Die Bruderschaften hatten einen gewerblichen Charakter mit einem religiösen Einschlag. In ihnen zeigt sich die Verbindung von Geselligkeit und Religion. Sie wurden gegründet, um armen Leuten zu helfen, Kranke zu pflegen, Waisenkinder zu erziehen, Tote zu bestatten, den Gottesdienst und die Umzüge zu verschönern. Da gab es Fronleichnams-, Rosenkranz-, Marien-, corporis Christi-, Skapulier- und Sebastianibruderschaften. So segensreich anfangs ihre Arbeit war, so artete sie mit der Zeit zu stark aus, da man die Hauptsache im Aeußerlichen erblickte.

Der Jubelablaß wurde alle hundert Jahre verkündet, später immer nach 50 und endlich schon nach 25 Jahren. Wer ihn gewinnen wollte, mußte nach Rom pilgern und soviel zahlen, als eine Romreise kostete. Neben dem Jubelablaß gab es auch solche, die für Türkenkriege und für Bauten verkündet wurden. Diese Ablässe und die Art, wie sie verbreitet wurden, erregten ein großes Aergernis. Eng verknüpft war das kirchliche Leben mit dem neuen Zeitgeist der Renaissance. Die Päpste und Bischöfe stemmten sich nicht dagegen, ja im Gegenteil sie förderten den neuen Geist. Man könnte die damalige Kirche liberal oder freisinnig nennen. Die Liebe zu dem alten Heidentum der Römer und Griechen erwachte, die Päpste waren Gelehrte, Redner, Diplomaten und Künstler, ebenso konnte man dies von den Kardinälen sagen. Die Freuden der Welt wurden ausgekostet, da man ja nur einmal lebte. Die Grundsätze: „Laßt uns heute fröhlich sein, morgen können wir es nicht mehr“ und „Uns die Erde, euch den Himmel“ wurden von Geistlichen und Weltlichen befolgt und erzeugte jene sonderbaren Erscheinungen, die wir heute auch bemerken können: Angeberei, Verrat, Gesinnungswechsel, Sittenverwilderung und platonische Liebe. Emporkömmlinge und Frauen hatten einen ungeheuren Einfluß, Bestechlichkeit und schamlose Rechtsverletzungen waren auf der Tagesordnung, man kannte keine Gesetze, stieß Ehen um und ergab sich dem Liebesgenuß. Der päpstliche Hof in Rom zeigte da ein schlechtes Beispiel. Männer, die mit Donnerstimme gegen diese Laster predigten, endeten auf dem Scheiterhaufen (Hus, Savonarola).

Verschwunden war die tiefe Religiosität der früheren Zeit, die Vorliebe für den Priesterberuf war gering, den Klöstern fehlte vielfach der Nachwuchs. Die strengen Ordensregeln mußten durch leichtere ersetzt werden; Mönche und Aebte lagen im Kampfe und Streit; den Frauenklöstern wurde verboten, im Kloster Tänze aufzuführen, unverschämt die Augen nach allen Seiten zu werfen und an Fasttagen Fleisch zu essen. Die Aebte ergaben sich dem Luxus und der Verschwendung, sodaß sie in Schulden gerieten wie das Wiener Schottenstift, das die Glocken auf dem Turm verpfändete (einem Juden). Für jeden Glockenschlag erhielt er eine Silbermünze.

Wohl wurden auf den Konzilen Erlässe bekannt gegeben und die Priester an ihre Pflichten erinnert: die Sakramente sind umsonst zu spenden, die Brautleute werden dreimal verkündet, Verstorbene erhalten nur dann ein kirchliches Begräbnis, wenn sie im selben Jahre die Sakramente empfangen hatten, in den Kirchen sind Tafeln anzubringen mit der Erklärung des Vater-unsers, des Glaubens und des Ave Maria, lärmende Unterhaltungen dürfen bei der Kirche nicht stattfinden, Geistliche sollen nur vor geistlichen Gerichten abgeurteilt werden. Vom Bauer und Bürger verlangte man, daß sie die Gebote befolgen, aber die, welche die Mittel hatten, konnten sich alles erlauben. „Die Armen und die von Gönnern Entblößten traf die Härte des Gesetzes“, schreibt Aeneas Silvius. Das Recht war käuflich. An Fastentagen genossen die Leute Fleisch, die kirchlichen Feiertage wurden nicht gehalten, Mäßigkeit in Kleiderpracht, im Essen und Trinken waren unbekannt, Erbschleicherei und das Dirnenwesen blühten; Mord, Totschlag und Ehebruch waren häufig. Die meisten Mädchen nahmen sich Männer, ohne die Eltern zu befragen. Witwen heirateten noch während der Trauerzeit. Adelige kamen zu Bürgersfrauen, Greise heirateten junge Mädchen, alte Witwen dagegen Jünglinge. Selten begnügte sich die Frau mit einem Mann. (Nach Aeneas Silvius.)

Wohl gab es schwere Strafen gegen die Sünden und Laster jener Zeit. Dem Meineidigen wurden die Hände abgehackt. Gotteslästerern riß man die Zunge heraus und Irrlehrer endeten auf dem Scheiterhaufen. Gegen das Sektenwesen, das auch bei uns Eingang fand, hatte schon der Passauer Bischof Bernhard (1285-1313) die Inquisition ins Leben gerufen. Nach den Hussitenkriegen kamen von der Gegend um den Bodensee aus dem Schwarzwalde viele Ansiedler, durch die einzelne ketzerische Ideen in unserem Lande verbreitet wurden.

Hervorragende Männer jener Zeit waren: Thomas Ebendorfer aus Haselbach (1392-1464) Scholastiker, Schriftsteller und Prediger. Von ihm sagt Aeneas Silvius, der spätere Papst Pius II., daß er 22 Jahre lang an der Hochschule zu Wien über das erste Kapitel des Jasaias las „und bis zur Stunde noch nicht zum Abschluß gekommen wäre“.

Johann von Gmunden, ein Mathematiker und Astronom, war um 1440 Pfarrer in Laa a. d. Th.

Aeneas Silvius, der Geschichtsschreiber Friedrichs III., aus dem Geschlechte der Piccolomini, war ein Wegbereiter der Renaissance, angeblich auch Pfarrer von Laa a.d.Th. (1442-1450), später Kardinal und 1458 Papst Pius II. Er starb 1460 in Ancona. Von ihm stammt der bekannte Vers:

„Laa, die uralte Stadt, ist Nebenbuhlerin Venedigs; jene liegt mitten im Kot, diese liegt mitten im Meer.“

Er war der bedeutendste Vorkämpfer des Humanismus an der Wiener Hochschule.

Kirchlich wie politisch bietet die Heimat am Ende des Mittelalters ein unfreundliches Bild, es ist die Zeit der Auflösung, die Zeit der Gärung. Trotz Inquisition und Scheiterhaufen schlummerte doch der Gedanke „Geistesfreiheit“ im Volke weiter und wurde zur hellen Flamme, als Martin Luther seine Tat ausführte. Man kann eben Menschen vernichten, nie aber Ideen, die siegreich bleiben trotz Kerker und Inquisition.

Quellen:

Klein Anton: Geschichte des Christentums in Oesterreich und Steiermark.

Dr. Th. Ilgen: Die Geschichte Kaiser Friedrichs III. von Aeneas Silvius.

Veröffentlicht in: „Niederösterreichisches Lehrerblatt“, 15. 9. 1931, S.21 + 22

Die Kohle in unserer Heimat

Die Kohle hatte früher im Wirtschaftsleben unserer Ahnen keine Bedeutung, weil ja genug Holz vorhanden war. Schlosser und Schmiede kauften Holzkohle, die im Walde der Köhler erzeugte. Der Flurname „Kohlstatt“ im Mistelbacher Wald erinnert noch an die Köhlerei, die bei uns eine Zeitlang betrieben wurde.

Nach dem Dreißigjährigen Kriege suchte der Fürst Karl Eusebius von Liechtenstein (1627-1684) auf seinen Gütern nach Bodenschätzen; denn in der Zeit der Gegenreformation war in allen Gebieten Oesterreichs durch die Abwanderung der Bergknappen dem Bergbau ein großer Schaden zugefügt worden. Es fehlten die Fachleute, die aus den Nachbarländern geholt wurden. Es waren dies meist Italiener, die als Rutengänger sehr geschickt waren. Sie vermuteten in unserem Gebiet brauchbare Minerale, deren Abbau aber mit großen Auslagen verbunden war. Der Flurname „Goldberg“ und „Silberberg“, der sich in einzelnen Gemeinden findet, hängt aber mit dem Weinbau zusammen und verrät eine günstige Lage für die Rebe. Der Fürst wollte aber rasch Geld verdienen und schenkte dem Abenteurer Freiherrn von Schellenberg sein volles Vertrauen, der in seinem Feldsberger Laboratorium künstliches Gold und den sagenhaften Stein der Weisen herzustellen versprach. Diesen Alchemisten entließ er aber nach einiger Zeit, da er ein Hochstapler war, der nur seine eigene Tasche füllte.

Um 1860 gab die Regierung den Herrschaften die Weisung, den Boden und die Berge nach brauchbaren Mineralen zu untersuchen. Da zeigte sich die Rückständigkeit unseres Landes, dem die geeigneten Hilfskräfte mangelten. Viele Herrschaften taten nichts, weil sie die Unkosten scheuten. Der Staat selbst konnte bei der traurigen Finanzlage die Verhältnisse auf diesem Gebiete nicht verbessern.

Erst im Zeitalter des Merkantilismus griff der Staat mit fester Hand zu und organisierte das Bergwesen nach dem Muster des Auslandes. Heimischen Bergleuten war die Auswanderung untersagt, fremde Kräfte wurden angestellt und ein neuer Geist wehte durch das ganze Wirtschaftsleben. Die Holzverschwendung hatte um 1750 zu einem empfindlichen Holzmangel geführt, so daß die Bauern Stroh und Schilfrohr zum Heizen nahmen. Dadurch fehlte wieder der notwendige Dünger für die Felder. 1757 ersuchte das Kreisamt in Gaweinstal die Herrschaften, nach Kohle und Torf zu suchen. Rutengänger vermuteten damals Kohle im Falkensteiner Berglande. Im folgenden Jahre entdeckten Arbeiter die erste Steinohle in Gloggnitz, Rögelsbrunn und Thalern. Das Volk lehnte aber diesen „Teufelsstein“ ab und niemand wollte ihn zum Heizen verwenden. Auch war der Abbau zu langwierig und zu teuer. Es fehlte bei uns das Betriebskapital und der Unternehmungsgeist. Schmiede und Schlosser verweigerten den Ankauf der Kohle. 1760 stieß man seitwärts Brünn bei Oslaran auf Kohle. Die Regierung errichtete an den Hochschulen Lehrstühle für Mineralogie und gründete in Chemnitz eine Bergakademie. Die Aufklärung sorgte für eine bessere Schulbildung und stieß das Tor für die Neuzeit auf. Der Staat und die Wirtschaft wurden auf eine neue Grundlage gestellt. Die Propaganda rührt sich und laut ertönte der Ruf: „Brennt mit Kohle!“ Der konservative Geist, der alles neue ablehnte, war aber nicht umzubringen.

1780 suchten Rutengänger in den Pollauer Bergen nach mineralischen Brennstoffen. In dem strengen Winter des Jahres 1799 holten sich einige Fortschrittliche per Achse Kohle von Oslaran und heizten damit den Kachelofen. Für die offenen Herde war sie nicht geeignet. Das war kein geringer Auflauf, wenn ein Kohlenwagen in eine Gemeinde erschien. Die Leute betrachteten argwöhnisch diese Steine, prüften sie, rochen daran und schüttelten verwundert den Kopf. „Die Welt kann nicht lange bestehen, weil die Menschen mit Steinen heizen“, meinte treuherzig ein Alter. 1803 wurde im Gebiet der Wilfersdorfer Herrschaft nach mineralischen Brennstoffen geforscht, doch blieb der Erfolg aus. Den spürbaren Holzmangel verursachte die schlechte Forstwirtschaft, die mehr einem Raubbau glich.

1810 ermunterte der Kreishauptmann von Korneuburg die Bauern, mit Steinkohle zu heizen, was sie aber teilweise ablehnten. Doch gab es schon 1813 Kohlenhändler in Nikolsburg und Poysdorf, weil sich ein Schneidermeister von Herrnbaumgarten die Steinkohlen von da besorgte. 1817 und 1818 sollten Jäger, Hirten und Geognosten auf die Gesteine achtgeben und, wenn sie schwarze Minerale fänden, diese gleich an das Kreisamt in Korneuburg einschicken.

1850 erschien ein Ingenieur aus dem Glatzer Gebiet mit mehreren Bergknappen (Wohlauf und Klapka) in Alt-Ruppersdorf, wo sie am Heidberg unweit des Jägerhauses Kohlen vermuteten. Sie fanden auch solche, die mehrere Schmiede in ihrer Werkstatt verwenden konnten. Sie waren damit sehr zufrieden. Angeblich wehrten sich die Waldbesitzer gegen ein Bergwerk, weil dadurch das Holz im Preise gefallen wäre. 171 ließ die Gemeinde Poysdorf in der Schule die ersten Eisenöfen aufstellen und begann mit der Kohlenfeuerung. Die Bauern holten sie von der Station Hohenau. Ein Kohlenzug hatte auf der Nordbahn eine Länge von 75 m, 1890 schon 185 m und heute 400 m.

Um 1890 machte der unternehmungslustige Malermeister Skorepa von Poysdorf Bohrversuche bei Alt-Ruppersdorf unweit der Windmühle. Die Leute neckten ihn aber und trieben mit seinen Bohrmaschinen, die er sich in Feldsberg auslieh, Unfug. Er suchte sogar den Kohlenmagnat Guttmann für seinen Plan – aus Alt-Ruppersdorf ein zweites Ostrau zu machen – zu gewinnen. Dieser Skorepa hatte als erster in Poysdorf ein Fahrrad. Wenn er durch die Straßen fuhrt, so lachten all über den „närrischen Maler“. Seine Aufzeichnungen übernahm die Gendarmerie, die mir vor 30 Jahren die Einsicht verweigerte, weil es „Geheimakte“ seien. Heute dürften diese Schriften verloren sein, so daß wir über das Ergebnis der Bohrversuche nicht unterrichtet sind. Beim Bau der Wasserleitung in Alt-Ruppersdorf will man Spuren von Kohle gesehen haben.

Im August 1922 erwarb die Bergbaugewerkschaft Zillingdorf 28 Stück Freischurfrechte in der Umgebung dieser Gemeinde. Ein Ober-Bergrat von St. Pölten untersuchte die geologischen Verhältnisse dieses Gebietes. 1935 und 1939 erschienen ausländische Fachleute (von England und Deutschland) im Poybachtal und in der Umgebung von Staatz und forschten nach Bodenschätzen. Die ersteren konnte ich begleiten, als sie geologische Aufnahmen machten. Sie vermuteten Erdöl bei Drasenhofen, Herrnbaumgarten und Wetzelsdorf. Bei Bohrversuchen in Erdberg fanden Arbeiter Braunkohle und schenkten einige Stücke der Schule, die aber 1945 verschwanden. Im Erdölgebiet um Zistersdorf will man auf Kohlenschichten gestoßen sein, doch erfährt man da nichts genaues.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinschen Hausarchiv.

R. Drapala: „Die Entdeckung der Steinkohle“ in „Deutschmährische Heimat“, 1929.

Briefliche Mitteilungen des verstorbenen Archivdirektors Dr. J. Kraft. Dieser stammte aus Unter-Stinkenbrunn und zeigte stets reges Interesse für Heimatfragen.

„Zirkulare“ des Kreisamtes in Korneuburg.

Veröffentlicht in: „Aus Welt und Heimat“, 1952, Nr. 6, S. 2 + 3

Die Kroaten in Südmähren und Niederösterreich

An der Thaya und an der March gibt es mehrere Gemeinden, die von Kroaten besiedelt wurden. Die Landesgrenze war ja früher nicht feststehend, sondern wechselte sehr oft, sodaß einzelne Gemeinden bald nach Mähren und dann wieder nach Niederösterreich gehörten. Im Jahre 1673 wurde sie endgültig festgesetzt und 1712 berichtigt.

Die Orte an der March und Thaya litten furchtbar durch die Einfälle von der Slowakei her und durch die Überschwemmungen der beiden Flüsse. Darum verödeten sie, sodaß die Grundherren andere Bewohner hierher brachten. Das waren die Kroaten, die aus Süd-Ungarn wegen der ständigen Türkengefahr im 16. Jahrhundert auswanderten und durch den General Christoph von Teuffenbach in Süd-Mähren angesiedelt wurden. Im Jahre 1584 wies er ihnen die Gemeinden Prerau, Guttenfeld und Fröllersdorf zu. In die Gemeinden an der March waren sie schon zum Teil 1524 gekommen. Da trifft man noch heute die echten kroatischen Namen, die auf „itsch“ enden. Z. B. Nitsch, Martinkowitsch, Prosenitsch, Maltschitsch, Jurditsch usw.

Gegen die Ansiedlung von Kroaten bei Hohenruppersdof im Jahre 1547 wehrten sich die Bewohner, die erklärten, daß vor ihnen kein Pflug im Felde, kein Baum, ja nicht einmal ein Vogelnest im Walde sicher sei.

Die Bewohner des Dorfes standen bis 1848 unter ihrem strengen Dorfrichter, den sie „Gospodin“ nannten.

Das Land, das sie besiedelten, war recht sumpfig und wenig ertragreich. Die Thaya überschwemmte häufig die Felder und Wiesen, und führte ihnen die Feldfrüchte weg. Weite Strecken waren Sumpfland und mußten erst hergerichtet werden. Dazu gehörte eine zähe und ausdauernde Arbeit, die auch die Kroaten durchführten. Wohl gab es öfters Rückschläge. Die Thaya durchriß die Dämme, Feinde kamen und Seuchen traten auf, Mißernten erzeugten Mangel an Lebensmittel und Viehfutter. Der Wohlstand der Leute war gefährdet, aber nie verzagten sie und immer hielten sie den Kopf hoch. Im 30jährigen Krieg plünderten die kaiserlichen Truppen und die Schweden diese Gemeinden, die Pest erschien und raffte viele Bewohner hinweg.

Ihre Häuser sind rein und sauber, außen bunt gefärbelt: grün, blau, gelb und rot. Um die Türen und Fenster malten sie einen handbreiten Streifen. Die Wohnzimmer streichen sie selbst. Auch hier treten die bunten Farben hervor, die ja bei den Slawen so beliebt sind.

Im Haus schaltet die Frau, da ist sie die Herrin und führt die Herrschaft, in der Scheune aber, auf dem Feld und im Weinkeller ist es der Mann, der befiehlt und gebietet.

So wie das Haus ist auch die Tracht recht bunt. Der Mann trägt rote Tuchhosen, schwarze Röhrenstiefel, eine Weste mit Silberknöpfen und auf dem Kopf ein kleines, rundes Hütchen. Im Winter schützt ihn vor der Kälte ein Pelz, der innen mit Schafwolle gefüttert ist. Schön kann man diese braunen Mäntel nicht nennen, aber warm und dauerhaft sind sie.

Die Frauen haben selbstgestickte Hemden, Stiefel und buntfarbige Röcke. Sie verstehen es, ausgezeichnete Mehlspeisen zu kochen. Trotz ihrer unscheinbaren Gestalt sind sie tüchtige Feldarbeiterinnen, sehr flink und ausdauernd.

Männer und Frauen sind selbstbewußt und gehen stolz einher. Beleidigungen ertragen sie nicht. Gleich ihren kriegerischen Vorfahren, die mit den Serben und Türken so oft erbitterte Grenzkämpfe ausgefochten haben, sind sie rauf- und streitlustig, führen gerne Prozesse und zeigen eine geringe Nachgiebigkeit bei Gericht. Darum waren sie auch immer gute Soldaten, feste Drauflosgeher, die keine Angst und keine Furcht zeigten. Gibt es im Wirtshaus Raufereien, dann fließt Blut, da den jungen Burschen das Messer locker in der Tasche steckt und die Einrichtung des Gasthauses muß leider auch herhalten in dem allgemeinen Kampf.

Feldbau und Viehzucht bilden ihre Erwerbsquelle. Der Weinbau ist nicht übermäßig, dagegen ist der Obstbau und die Pferdezucht auf hoher Stufe. Die Kroaten sind Pferdeliebhaber, das steckt ihnen im Blut. Darum dienten sie auch gern bei der Reiterei. Bernhardsthal war früher bekannt durch seine ausgezeichnete Pferdezucht und in Hohenau unterhielt der Fürst Liechtenstein ein vorzügliches Gestüt. Im Jahre 1815 besaß er da 43 Stuten und 140 Füllen.

Die Kroaten hielten ihr Volkstum stets in Ehren, blieben ihrer Sprache und ihrer Sitte immer treu.

Blumenbach sagte 1834: „Die Slawen sind auf einer niedrigen Kulturstufe, ihre Wohnungen sind reinlich, sie selbst eigensinnig und streitsüchtig, gegen Fremde aber gastfrei. Die Frau muß sich in einem Winkel des Hauses niederlegen, wenn ein Besuch kommt. Der erhält das Bett der Frau als Lagerstätte. Sie heiraten nicht Deutsche. Bei Festlichkeiten zeigen sie ihren Reichtum und ihre Pracht im Hause. Da kann man die alten, schönen Volkstänze sehen, die eine Lebhaftigkeit und schöne Gruppierungen zeigen. Die Musik klingt weich und melodisch.

Bei einer Heirat entscheidet heute nicht die Liebe, sondern der Besitz. Da wird gehandelt, gefeilscht, gestritten, ehe sie handelseins sind.

Vor dem Weltkrieg hatte es fast den Anschein, als ob sie die deutsche Sprache und Sitte annehmen würden. Sie fühlten sich auch als Deutsch-Österreicher und wollten von den Tschechen nichts wissen. Nach dem Weltkrieg trat eine starke Änderung ein. Die Jugend geht eine andere Bahn als das Alter. Die fühlt sich wieder als ein Teil des großen slawischen Volkes und hört mit Vorliebe auf die Einflüsterungen des tschechischen Bruders, der es versteht, den Stolz und den Ehrgeiz zu wecken. Durch ihren Kinderreichtum zeigen sie eine stärkere Expansionskraft als die Deutschen und greifen auch auf andere Gemeinden über, in die sie langsam eindringen.

Veröffentlicht in: „Mistelbacher Bote“, 1934

Die Lage der Stadt Laa

Die March- und die Laaer Ebene hatten immer für das Donautal eine große Bedeutung, weil sie für alle Völker, die unseren Alpenraum besetzten, das Einfallstor waren. Die alte Bernsteinstraße neben der March war der älteste Verkehrsweg, der den Süden mit dem Norden verband und den schon die Phöniker sowie die Etrusker benützten, wenn sie den kostbaren Bernstein von der Küste der Ostsee holten. Ein zweiter Handelsweg führte durch unsere Laaer Ebene ins Donautal, den auch die Römer schon kannten.

Als nach dem Abzug der Langobarden im Jahre 568 die Avaren und Slawen unsere Heimat besiedelten, wurde sie mehr nach dem Osten ausgerichtet. Noch heute erinnern zahlreiche Orts- und Flurnamen an die Slawenzeit; auch das Christentum verkündeten hier Missionäre von Ostrom. Das sogenannte „Großmährische Reich“ vernichteten die Ungarn 907 und ließen sich am Rande der Ebene nieder; magyarische Namen sind Fallbach, Ungerndorf, Gaubitsch, Schoderlee und Patzmannsdorf. Um 1012 war die Grenze der Ostmark bei Stockerau, doch schon 1041 ist die March-Thayagrenze erreicht und sie wird auch sofort durch zahlreiche Wehranlagen gesichert; jetzt machte sich der westliche Einfluß geltend. Unsere Ebene war ein Teil der Böhmischen Mark, die das Einfallstor abriegeln sollte. Drei wichtige Straßen liefen durch die Laaer Ebene und bestimmten die Geschichte und das Schicksal Heimat. Die eine führte von Stockerau über Stronegg nach Erdberg, wo eine Maut 1086 bestand. Die Josefinische Aufnahme spricht noch von der alten Stockerauer Straße; die zweite ging von Korneuburg über Ernstbrunn und Laa nach Brünn, wo in Prahlitz eine Maut 1086 erwähnt wird. Die dritte verband Preßburg mit Mistelbach, Laa, Znaim und Prag. Der Handelsweg längst der Hügelkette benützte das Poybachtal und den Uebergang bei Hohenau und hatte nur eine geringe Bedeutung, da hier die wichtigen Handelsplätze fehlten. An dem Schnittpunkt der Preßburger und Korneuburgerstraße lag Laa, das auch in strategischer Hinsicht sehr wichtig war. Die Stadt hatte eine Schlüsselstellung, die jeder Gegner nehmen mußte, wollte er Wien oder Preßburg von Norden her in seine Hand bekommen. Die beiden Straßenzüge erkennt man noch heute im Stadtbild und mit gutem Recht bauten die Bewohner die Burg und das Gemeindewirtshaus in die Nähe der Straßenvereinigung. Die Staatzer Feste – das Hochosterwitz des Weinviertels – war eine „Sperre“ des Weges nach Preßburg, ebenso das feste Haus in Mistelbach. Der Stützpunkt der kirchlichen Organisation bildete die passauische Pfarre Gaubitsch; der Kirchpatron ist hier der hl. Stephan wie in Großkrut und in Wien. Nicht weit von Gaubitsch treffen wir den alten Handelsplatz Altenmarkt, wo die Wanderkaufleute ihre Waren feilboten; so einen „alten Markt“ finden wir auch in Herrnbaumgarten, Zistersdorf und Lundenburg. Die ältesten Spuren des Weinbaues können wir in Gaubitsch am „Doppelberg“ und in Ehrnsdorf bei Staatz am „Wunschberg“ annehmen, da hier auch alte Bergtraidinge abgehalten wurden.

Frühzeitig erkannten die Landesfürsten die strategische Lage von Laa und befestigten nach 1192 diese Siedlung mit Wall und Graben, später mit einer Steinmauer; die Arbeiten setzte Przemysl Ottokar fort, der sich auch hier öfters aufhielt. Die Rechteckform der Stadt erinnert an das altrömische Legionslager, sodaß man mit Recht annehmen kann, hier haben italienische Baumeister den Plan entworfen. Die Stadt hatte nur 3 Tore, die den erwähnten Straßen entsprachen. Am Hügelrande der Ebene treffen wir zahlreiche große Burgen; dazu kamen die Turmhöfe in den Dörfern, die Festungskirchen, die Wart- und Wachberge für die Feuerzeichen im Kriegsfall – dies alles charakterisiert das wehrhafte Grenzland einer Mark. Die vielen Kriege und Kämpfe in der Laaer Ebene muß ich übergehen, weil sie eine große Arbeit allein ausfüllen würden. Die Ebene war eine Dreschtenne der angrenzenden Völker, auch die „blutenden Grenzen“ waren nicht fest, sondern änderten sich in den wechselvollen Kämpfen. Die Bewohner in den Dörfern hatten keine leichte Arbeit, da sie schwere Opfer an Gut und Blut brachten und Elementarereignisse ihnen großen Schaden zufügten. Das sumpfige Gebiet litt schwer unter Ueberschwemmungen und große Teiche nahmen viel Ackerland weg. Laa war immer Stütz- und Ausgangspunkt der Feldzüge und kriegerischen Auseinandersetzungen; der Handel und Verkehr brachten den Bürgern der Stadt reichen Gewinn, sodaß sich auch Juden hier ansiedelten, die schon 1294 Anlaß zu Unruhen und Krawallen gaben. Gustav Freytag schildert in seinen „Bildern aus Deutscher Vergangenheit“ wie 1377 der österreichische Herzog Albrecht in Laa seine Ritter zum Kreuzzug gegen die Preußen sammelte; 5 Grafen, 50 Dienstmannen, viele Ritter und Edelknechte, die gewappnet und mit prunkvollen Kleidern geschmückt waren, erschienen hier. Nie hat Laa so eine Herrlichkeit gesehen, wie dieses stolze Ritterheer, das über Breslau, Thorn, Marienburg, Königsberg und Memel zog. Es war ein würdiges Gegenstück zu dem Turnier in Feldsberg (Mai 1227) und zu den glanzvollen Kaisertagen in Seefeld (Juni 1348).

Nicht immer gab es blutige Kämpfe, brennende Dörfer und rauchende Ruinen sowie zerstampfte Fluren; auch friedliche Zeiten erlebte die Stadt und die Umgebung, wo der Handel und Verkehr mit den Bewohnern Geld brachte und die Kaufleute mit ihren schweren Wagen die Straßen belebten. In der Stadt wohnte ein wohlhabendes Bürgertum, das schon 1331 eine Schule hatte; bekannt ist der Spruch: „Ybbs und Enns, Stein und Krems, Brünn und Prag, Wien und Laa, Köln am Rhein sind der schönsten Städte neun“. Es war das goldene Zeitalter der Thayastadt, die schon seit 1295 ein Hospital für die Durchreisenden hatte; der Patron der Spitalkirche – der hl. Jakob – ist ja der Schutz- und Schirmherr der Pilger und Reisenden. Damals entstand sicher auch der Venusberg, der die Fremden anlocken sollte. Die Juden besaßen eine Asylstätte. Der Pfarrer von Laa entrichtete für die „Pfefferwiese“ in Groß Tajax, die 18 ¾ Joch groß war, als Dienst jährlich ein Pfund Pfeffer. Auffallend sind die hohen Abgaben, die 1414 die Gemeinde Baugarten den Herrn von Liechtenstein reichte. Eine fürchterliche Landplage für die Ebene waren die tschechischen Raubritter u. zw. die Herrn von Lippa, von Neuhaus, von Kunstadt usw., die nach dem Grundsatz handelten: „Rauben und Stehlen ist keine Schande, es tuns die Besten im Lande“.

In den Hussitenkriegen hatte Laa eine besondere Bedeutung, weil von hier der Abwehrkampf geleitet wurde; Herzog Albrecht weilte 1424 und 1425 in der Stadt; in seinem Gefolge befanden sich die Edelleute aus dem Grenzgebiet z.B. die hochbegabten Liechtenstein, die energischen Wallseer von Asparn und die kühnen Schaumberger. Dagegen waren die Bürger recht engstirnige Patrioten, die ein Bündnis mit Seefeld, Retz und Znaim ablehnten; hier fehlte der Organisationsgeist und die Tatkraft der mährischen Städte Olmütz, Zittau und Sternberg, wo sich die Bürger zusammenschlossen und jeden Angriff der Hussiten mit Erfolg abwehrten. 1434 konnte sich der Feind nochmals rühmen: „Oesterreich verheert, Mähren verzehrt und Böhmen umgekehrt“. Nach den Hussitenkriegen machten Freibeuter, Partisanen und andere Räuber das Land unsicher und riefen in den Gemeinden große Unruhen hervor. In den nächsten Jahren mußte der Schaden dieses fürchterlichen und unmenschlichen Kampfes gutgemacht werden. Von 1442 – 1455 bezog Aeneas Silvio Piccolomino, der große Wegbereiter des Humanismus in Wien, die Bezüge der Laaer Pfarre; von ihm stammt der bekannte Vergleich zwischen Venedig und Laa; diese ist die Nebenbuhlerin der Lagunenstadt, doch liegt sie im Kot und Venedig im Meer. Der berühmte Mathematiker und Astronom Johann von Gmunden starb als Pfarrer in Laa am 23. Februar 1442. Im folgenden Jahre klagten die Bauern über den Raubrittersitz Stronegg. Als Johann Georg von Podjebrad 1454 das Waldviertel besetzte, benützte er die Stockerauer- und Korneuburgerstraße auf dem Hin- und Rückmarsch; seine Scharen leisteten gründliche Arbeit und ließen den Bauern um Mistelbach und Feldsberg weder Pferd noch Kühe im Stall; dazu kamen Geldinflation, Hungersnot und Seuchen, so daß die Einwohnerzahl unseres Landes sehr zurückging; 1468 marschierte Mathias Corvinus von Preßburg gegen Laa und plünderte das Gebiet; dazu kamen die blutigen Fehden der Adeligen z.B. der Liechtenstein von Nikolsburg und Truchseß von Staatz. 1482 eroberten die Ungarn Laa; besonders arg hauste die „Schwarze Ligion“ – die ungarische Garde, die Christoph von Liechtenstein erst 1493 vernichtete. Die 12 Wüstungen – abgekommene Ortschaften in unserer Ebene - gehören dieser traurigen Zeit an.

Handel und Verkehr wählt um 1460 mehr die Straße Wien – Ulrichskirchen – Mistelbach – Neudorf – Brünn, so daß Laa darunter schwer litt und seine alte Stellung einbüßte; 1540 war es nur ein „Stättel“, das durch 2 verheerende Brände ganz verarmte. Im 30jährigen Krieg besetzte Wallenstein das Hügelland und sperrte die Straßen nach Korneuburg und Stockerau ab. Matthias Thurn erschien mit seinem Heere vor Laa, schloß den Stinkenbrunner Vertrag und rückte über Mistelbach nach Fischamend, um von hier aus Wien zu erobern, was natürlich ein Fehlgriff war; denn um diese Stadt zu erobern, muß man zuerst den Bisamberg sowie den Kahlenberg besetzen. Nach der Schlacht bei Janku schickte Torstensohn seine linke Flankendeckung über Znaim und Laa gegen Mistelbach, wo sie unerwartet schnell ankam. Im 30jährigen Krieg gewann die Straße Wien – Wolkersdorf – Wilfersdorf – Ketzelsdorf – Nikolsburg größere Bedeutung; auf ihr verkehrte 1625 die schlesische Post und Ketzelsdorf war neben Gaweinsthal und Wolkersdorf die erste Poststation für unsere Heimat. 1632 plante der Fürst Gundacker von Liechtenstein (Wilfersdorf) in Mistelbach ein Gymnasium und in Laa einen Wollmarkt zu errichten; er tat dies, um im Weinlande ein Gegenstück zu Nikolsburg und Auspitz zu schaffen. Doch richtete er nichts aus gegen die Lethargie der Laaer und Mistelbacher, die der Pfarrer Pörsius in einem Brief als „Knöpfe“ charakterisiert. Unser Gebiet blieb damals hinter den Nachbarländern zurück und diese Hypothek spüren wir noch heute.

1683 berührten die Polen die Laaer Ebene, die zum Entsetzen der Stadt Wien heranrückten. Die Brünnerstraße wurde 1732 fertiggestellt und war die Verkehrsader des Weinviertels bis 1840. Laa blieb abseits liegen und versank in einen Dornröschenschlaf. Die Preußen wählten 1742 bei ihrem Vormarsch gegen Wien die 2 alten Straßen und hatten ihre Vorhut bis Korneuburg und Stockerau vorgeschoben. Napoleon erzwang sich 1809 hier in der Laaer Ebene „den Ueberhang über die Thaya“ und drängte die Oesterreicher gegen Znaim zurück; damals wollte er die Monarchie aufteilen und die Länder der böhmischen, ungarischen und polnischen Krone selbständig machen, was erst 1918 geschah.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse von Laa besserten sich erst unter dem Bürgermeister Simon Scheiner, der den Laaer Märkten das Hinterland gewann. Früher hatten Znaim, Mistelbach, Nikolsburg und Lundenburg eine führende Stellung im Binnenhandel; der wirtschaftliche Radius von Lundenburg reichte bis ins Zayatal und der von Znaim bis Mistelbach, während die Schulstadt Nikolsburg der kulturelle Mittelpunkt war. Nun schaltete sich Laa mit gutem Erfolg in den Grenzhandel ein und griff über die Thaya hinüber, so daß die Gemeinden um Erdberg dem Znaimer Markt verloren gingen. Man konnte damals nicht mehr von blutenden Grenzen sprechen, weil es keine verheerenden Kriege gab. In den Jahren des Friedens veränderte der Mensch das Bild der Laaer Ebene von Grund auf; denn die großen Teiche verschwanden und machten den Wiesen Platz, später den Getreidefeldern; die Sümpfe legte man trocken; die bäuerliche Wirtschaftsweise folgte dem Herrschaftsbetrieb, der ja immer um ein gutes Stück voraus war. Die Staatzer und Loosdorfer Herrschaft waren ein Musterbetrieb, von dem die Bauern viel lernen konnten. Kautendorf besaß die erste Zuckerfabrik, die aber nach einigen Jahren einging. In Loosdorf konnte man die ersten spanischen Schafe sehen, ebenso war hier hervorragende Pferdezucht, die mit Hohenau und Eisgrub wetteiferte. Bei Joslowitz wurde versuchsweise Reis angebaut, dem aber das Klima nicht paßte. Durch die Marchebene fuhr die erste Eisenbahn und der Pfiff der Lokomotive verkündete eine neue Zeit, die aber in unseren Dörfern nicht verstanden wurde, denn die konservative Bevölkerung hing am Althergebrachten und stand den Neuerungen erst feindlich gegenüber; nur im Luxus und in der Kleidung spürte man keine konservative Einstellung. Um einen Anschluß an die Eisenbahn zu gewinnen, wurde eine Straße von Laa über Staatz und Poysdorf nach Hohenau gebaut, welche die Gemeinden in Stand zu halten hatten. Sie taten es so gut, daß sie nach einigen Jahren nicht benutzt werden konnten. Von der Regierung hatten die Laaer schon 1822 den Ausbau des Preßburger Handelsweges zu einer Chaussee – Reichsstraße – gefordert; leider war die Staatskasse in Wien wie immer, leer.

Im Kriegsjahr1866 dirigierte Moltke die Elbarmee von Prag über Iglau, Znaim und Laa ins Marchfeld und in den Raum um den Bisamberg. Die Preußen benutzten da die uralte Preßburger- und Korneuburgerstraße, um rechtzeitig die Höhen von Korneuburg zu besetzen. Der Bau der Ostbahn stieß auf große Schwierigkeiten, weil unsere Gemeinden die alten Vorurteile nicht überwinden konnten; denn die Linie sollte zuerst über Poysdorf gehen, das so wenig von einer Eisenbahn wissen wollte wie Stronsdorf. Laa lehnte einen großen Bahnhof ab, so daß die Abzweigung nach Znaim von Grußbach wegging. Eröffnet wurde die Hauptlinie am 24. November 1870 und die Zellerndorfer Strecke 1873. Um die Jahrhundertwende benutzten die Tschechen die Ebene als Einfallstor ihrer Expansionsbestrebungen, um hier festen Fuß zu fassen; Kottingneusiedl sollte die erste Gemeinde sein, wo tschechische Einwanderer Grund und Boden erwerben wollten; denn die Landflucht und die Anziehungskraft der Großstadt waren die Ursache, daß viele Bewohner ihrer Heimat untreu wurden. 1902 sprach man von einer Thayatalbahn von Laa nach Frain und 1916 von einer Schnellbahn Joslowitz – Stockerau. Der Weltkrieg machte die alte Landesgrenze zu einer Reichsgrenze und zerriß die alten wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen der Ebene mit Südmähren. Als die Tschechen nach 1935 ihre Grenze durch Bunker und Maschinengewehrnester ausbauten, errichteten sie zwischen Dürnholz und Znaim starke Verteidigungswerke, da sie die strategische Lage der Laaer Ebene als Einfallstor erkannten.

Quellen:

M. Vancsa „Geschichte von Nieder- und Oberösterreich“.

J. Kraft „Eine amtliche Landesbeschreibung Niederösterreichs“ im „Jahrbuch für Landeskunde“ 1928.

J. Brunner „Ortsgeschichte der Gemeinde Groß Tajax“ in der „Zeitschrift des Deutschen Vereines für Geschichte Mährens und Schlesiens“ XXII. Bd.

Veröffentlicht in: „Mistelbach-Laaer Zeitung“, 19. Dez. 1953 S. 5, 26. Dez. 1953 S. 6

Die Landschaftsschule in Loosdorf

Humanismus, Renaissance und Reformation waren die drei Grundsäulen, auf denen sich nach 1500 die Neuzeit aufbaute und die zu einem geistigen Umbruch in ganz Europa führten. Die Welt kam in Fluß und Bewegung; das Alte mußte dem Neuen weichen. Diese Zeit brauchte nun Menschen mit einem aufgeschlossenen Geist; auch der Beamtenstaat benötigte geschulte Kräfte, Beamte, Richter, Pfleger usw. Da rückte die Schule in den Vordergrund des öffentlichen Lebens, da ihr große Aufgaben in dieser Zeit zufielen; es entstanden Winkel-, Pfarr-, Landschaftsschulen, Gymnasien und Lyzeen.

Das Sudetenland ging da mit gutem Beispiel voraus; denn schon 1387 besaß Iglau eine Mädchenschule, die von Beguinen, einem belgischen Orden, geleitet wurde. Nach 1550 richteten die Wiedertäufer - auch Brüder oder Fabaner genannt - ihre Brüderschulen ein, die sich eines guten Rufes erfreuten, besonders die in Eibenschitz bei Brünn, welche unter deutscher Leitung stand und von Adeligen besucht wurde z.B. von den Zierotin und Liechtenstein.

In Ungarn gab es zahlreiche Mittelschulen der Protestanten, die das Bildungswesen stark förderten: in Rosenau 1525, in Schemnitz 1533, in Eperies 1534, in Ödenburg 1537 und eine Hochschule in Bartfeld 1539.

In Niederösterreich sorgte der Adel für seine Kinder und für die des Volkes, indem er sogenannte Landschaftsschulen gründete, die eine Art Mittelschule waren, talentierte arme Knaben erhielten einen Freiplatz oder den Mittagstisch an bestimmten Tagen in einem Bürgerhaus. Die Lehrpläne stammten von protestantischen Pädagogen, u. zw. von Melanchthon, dem praeceptor Germaniae, der 1528 als Hofprediger nach Wien kommen sollte, von Sturm, dessen Bücher die Lehrer gerne benutzten, von Trotzendorf in Goldberg und von Honterus in Siebenbürgen.

Solche Landschaftsschulen gab es in Loosdorf, Krems, Horn, Feldsberg und Mistelbach; diese beiden letzten gingen wegen Schülermangels bald ein. In Zistersdorf war eine geplant. Die Loosdorfer wollte Christoph von Losenstein, Besitzer der Schallaburg, schon 1524 errichten; aber erst sein Sohn erbaute sie und gab ihr eine Schulordnung, die eine Richtschnur für den Betrieb sein sollte.

Das Gebäude hatte fünf geräumige Klassen und stand neben der Kirche, die auch der Losensteiner gründete. Der Markt war Sitz eines evangelischen Bischofs und eines Konsistoriums. Die Stände Niederösterreichs leisteten einen Beitrag zum Schulgebäude. Für arme Studenten waren 12 Freiplätze gestiftet; sie hatten auch die Erlaubnis, in der Gemeinde an hohen Feiertagen nach alter Sitte „umzusingen“; die Bewohner beschenkten sie außerdem mit kleinen Gaben.

Nach der Schulordnung durften die Schüler keine Soldatenkleidung, Waffen, Schwert und Dolch tragen, keine Kneipen, Gasthäuser, Hochzeiten und Tanzunterhaltungen oder die Kegelbahn besuchen; (denn das Volk war roh, zeigte derbe Sitten und führte zweideutige Gespräche; sodaß man es „grobiani in octavo gradu“ nannte) damit sie später feine Manieren im gesellschaftlichen Verkehr zeigen konnten und der Schule keine Schande machten. Den Lehrern und dem Leiter hatten sie in allen Dingen zu gehorchen (Autorität).

Vorschriften für die Lehrer der Schule, die man Ludimagister nannte und die zu den Honoratioren der Gemeinde gehörten: sie sollten bescheiden, frommen Herzens, fleißig, unverdrossen sein, ein umfangreiches Wissen besitzen, ebenso die notwendige Gelehrsamkeit in der Erziehung und Führung der Kinder, die Kenntnis der lateinischen, griechischen, hebräischen Sprache, der Dialektik, Rhetorik, Musik, Geometrie, Arithmetik, Physik, Geschichte, Astronomie, Ethik und Poesie. Den Schülern sei jeder ein Vorbild, gebe ihnen kein Ärgernis, sei sanftmütig und bescheiden gegen sie und bewahre bei Strafen stets einen väterlichen Ernst. Der Lehrer arbeite um der Kirche und Gemeinde willen. Nicht erlaubt war ihm, über die Kinder zu fluchen, sie bei den Ohren zu zwicken, auf den Kopf zu schlagen und sie mit Füßen zu treten. Stets hat er sein Amt hoch und heilig zu halten.

Die Loosdorfer Schulordnung vom 28. April 1574 war nur für diese bestimmt; denn dem Schulwesen jener Zeit fehlte die Einheitlichkeit. Sie umfaßte fünf Klassen („Haufen“) und stellte hohe Anforderungen an Lehrer und Schüler.

1. Klasse: Da saßen die „Alphabetarii“, die nach einem gedruckten Büchlein lesen und schreiben lernten. Täglich mußte ein Buchstabe gelernt werden. Sie benutzten schwarze oder grüne Tafeln, Gänsefedern und Tinte. In einigen Monaten konnten die Schüler die Buchstaben schreiben und lesen; dazu mußten sie aus einem Büchlein deutsche und lateinische Silben lesen. In anderen Schulen brauchten sie dazu ein bis zwei Jahre. Dabei erstreckte sich der tägliche Unterricht auf je zwei Stunden vor- und nachmittags. Durch den Schulbetrieb ging Lust, Liebe, Freundlichkeit und heiterer Sinn, nicht aber Zwang; es wurde die deutsche und lateinische Sprache gelehrt. Für die Religion war-en die Bibel und Luthers Katechismus wichtige Bücher. Am Jahresschluß gab es ein „sollemne examen“ und die Schüler wurden in die folgende Klasse versetzt.

2. Klasse. Die Knaben lasen lateinische Sätze von Tugenden, Untugenden und göttlichen Lehren, z.B. deum time (fürchte Gott), parentes honora (ehre die Eltern), pueros decet silentium (die Knaben ziert Schweigsamkeit). Da man auf das Gedächtnis großen Wert legte, mußten die Schüler diese Sätze auswendig lernen. Der Gesang erstreckte sich auf die Psalmen. Der Montag, Freitag und Mittwoch waren der lateinischen Sprache gewidmet, der Dienstag und Freitag der deutschen. Eine deutliche Handschrift wurde strenge gefordert. Wiederholung und Übung waren sehr wichtig. Grammatik und Lektüre gingen Hand in Hand.

3. Klasse. Die Schüler mußten schon lesen und schreiben können, ebenso Hunderte von Vokabeln, Sprüchen und Sprichwörtern; weiters lasen sie schon die Briefe Ciceros, Vergils Bucolica und das griechische Evangelium; für die griechische Sprache benutzte die Loosdorfer Schule ein Büchlein aus Straßburg. Für Mathematik gebrauchten die Schüler ein deutsches Buch. Kleine Sätze in deutscher Sprache übersetzten sie in die lateinische. Deutsche Briefe schrieben sie nach dem Muster und Vorbild Luthers. Für die Defensiones und Supplikationes verwendete die Schule ein deutsches Kanzleibüchlein, da ja die Schüler später einmal Prediger, Beamte und Pfleger sein sollten. Daher wurden auch die deutsche Rechtschreibung und der Stil eifrig gepflegt.

Die 4. Klasse benutzte die lateinische und griechische Grammatik von Melanchthon. Jetzt lasen die Schüler Ciceros Reden, weiter seine Schriften über die Freundschaft und über das Alter, das griechische Neue Testament, Vergil, Horaz, Ovid, Terenz, die Apostelbriefe (besonders die des Paulus). Als neue Gegenstände kamen dazu: Dialektik und Rhetorik sowie Kirchen- und allgemeine Geschichte. Der Lehrer hatte ihnen den Aufbau einer Rede genau zu erklären.

5. Klasse. Lesestoff: Augustana confessio in lateinischer Sprache. Cicero, Herodot, Homer, Demosthenes, die Dialektik von Melanchthon, dazu kamen die hebräische Sprache und Gesang nach dem Büchlein von Luther.

Vor dem Unterricht sangen die Kinder „Veni sancte spiritus“ und zum Schluß „Te deum laudamus“; täglich erschienen alle um 3 Uhr nachmittags zur Vesperandacht. Zur Prüfung, die wöchentlich am Freitag stattfand, stellten sich die Schüler in einem Kreis zusammen. Die Kirchenzucht war strenge; die Schüler waren ruhig und andächtig, lachten und schwätzten nicht. Die Lehrer hatten ihnen ein gutes Exempel zu geben.

Was am vorhergehenden Tag gelernt war, wurde am folgenden wiederholt („eingebläut“). Zu Michaeli, Ostern und Pfingsten fanden öffentliche Prüfungen statt, zu denen die Eltern und Honoratioren eingeladen wurden. An Lob und Tadel fehlte es nicht; die Fleißigen bekamen Geschenke. Zum Schluß sprach ein Schüler die Danksagung in deutscher oder lateinischer Sprache. Den Abschluß bildete das Lied „Te deum laudamus“.

Für Latein und Griechisch gebrauchten die Knaben „Diaria“ = Schreibbücher, die sie aufbewahrten. Die censores und duces paßten auf die Mitschüler auf; sie zeigten jene an, die in den 3 Oberklassen deutsch redeten, die sich auf der Straße ungebührlich benahmen, rauften, schlugen, fluchten, mit Steinen warfen, unzüchtige Worte sprachen oder solche Lieder sangen, in der Kirche schwätzten, ohne Rock und Mantel in die Schule gingen (oft nur mit Hosen und mit einem Wams) und den Leuten die Fenster einschlugen. Die censores mußten mit gutem Beispiel vorangehen. Jeden Samstag verlangte der Schulleiter die tabula malorum morum - das Sündenregister; die einen wurden gerügt, andere erhielten 10 bis 12 Rutenstreiche auf den Hintern oder sie wurden von den Spielen ausgeschlossen, reiche Sünder strafte man „um ein Geldlein“, das in eine Büchse kam und für den Ankauf von Büchern für die Schlußprüfung diente. Die sich nicht besserten, mußten die Schule verlassen.

Nicht gerne sah man es, wenn Schüler von anderen Schulen nach Loosdorf kamen, da die Lehrpläne oft ganz verschieden waren.

Die Gegenreformation zerstörte das evangelische Schulwesen; denn die Lehrer mußten das Land verlassen. Jesuiten und Piaristen übernahmen die Mittelschulen, Gymnasien mit sechs Klassen, sodaß das ganze Bildungswesen in den Händen der Kirche lag. Die Piaristen betonten im Gegensatz zu den Jesuiten die Realien, die Muttersprache und paßten sich den Zeitverhältnissen an, doch durften in den Schulen nie die Namen Kopernikus und Kepler erwähnt werden. Die Jesuiten bevorzugten die humanistischen Ideen, das Theaterspiel und die Kongregationen.

In Ungarn rief die Gegenreformation eine tiefe Erbitterung gegen die Jesuiten und Habsburger hervor, denn die Türken waren toleranter als die Österreicher; kein Wunder, daß viele Ungarn große Sympathie für die Türken hatten. Im Jahre 1683 nahmen die Grenzbewohner und die Wiener eine feindliche Stellung gegen die Jesuiten und katholischen Geistlichen ein, da man sie für den Türkeneinfall verantwortlich machte.

1687 mußten aus Ungarn die Prediger und Lehrer der Protestanten abziehen. In Böhmen wurden nach einem Erlaß vom 15. Mai 1724 jene hingerichtet, die einen evangelischen Lehrer in das Haus nahmen, die Denunzianten erhielten 100 Taler Belohnung. Die Schulen der Protestanten führten bei uns ein Katakombendasein. In Schwechat gab es 1736 viele protestantische Handwerker und Lehrlinge; unter 13 Wiener Buchhändlern waren nur vier Katholiken. Die katholischen Schulen hatten die Volksbildung in Österreich tief herabgedrückt, sodaß Handwerk und Gewerbe nicht mit dem des Auslandes konkurrieren konnte. Da mußten evangelische Meister gerufen werden.

Quellen:

„Die Schulordnung von Loosdorf“ von Witz.„Die höheren Lehranstalten der evangelischen Kirche AB in Ungarn“ von Ed. Schmideg.„Zur Geschichte der Protestanten in Österreich“ von G. Wolf. Die 3 Arbeiten im „Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich“, 1882.„Berliner Zeitschrift für das Gymnasialwesen“, Band 23.

Veröffentlicht in: „Niederösterreichisches Lehrerblatt“, Juni 1961, S. 5 - 6

Die Landwirtschaft nach 1848

Die Befreiung des Bauernstandes im Jahre 1848 hatte sein Vor- und Nachteile. Der Bauer war jetzt sein eigener Mann und war frei und selbständig. Die Abhängigkeit von der Herrschaft war geschwunden, der Bauer konnte schalten und walten nach seinem Gutdünken. Die ersten Jahre konnte man nichts vom eigenen Aufstieg dieses Standes bemerken, im Gegenteil musste er durch 20 Jahre die Raten für die Grundablösung zahlen. Es gab keine Sparkassen wo der Bauer ein Geld zu billigen Zinsen bekommen hätte. Dafür blühte der Wuchergeist, der manchen strebsamen Landwirt um Hab und Gut brachte. Besonders wenn er Unglück im Stall oder auf den Feldern hatte, Tierseuchen und Missernten. Viel zu stark war der Bauer vom Gängelband geführt worden, hatte das eigene Denken und Probieren verlernt, das zähe Festhalten vom Althergebrachten ist ja ein besonderes Merkmal unseres Landvolkes, dass die Neuerungen oft recht argwöhnisch gegenüber steht. Der Mangel an Arbeitskräften machte sich schon um 1850 im Markt fühlbar, da die jüngeren Leute in die Fabriken eintraten und in die Großstadt zogen. Durch diese Landflucht wurden der Heimat viele brauchbare Arbeitskräfte entzogen. Da errichtete der Markt eine Stiftung für Dienstboten, die viele Jahre bei einem Dienstherrn aushalten. Wurde dann ein Knecht oder eine Magd mit einer Prämie ausgezeichnet, so geschah dies in feierlicher Weise. Die ganze Gemeindevertretung, die Beamten von Feldsberg erschienen im Rathausaal, wo nach einer Ansprache des Bürgermeisters die treuen Dienstboten die Geldsummen erhielten, die ihnen (Grammatik?) aber erst gewöhnlich an ihrem Hochzeitstage ausbezahlt wurden, weil man damals in der Regel im gesetzten Alter zum Traualtar schritt. Das Verhältnis der Dienstboten zu den Herrenleuten war mehr ein familiäres, alle saßen an einem Tisch, aßen aus derselben Schüssel und tranken aus demselben Krug, Freud und Leid trug man gemeinsam, der Dienstbote war wie eine Familienmitglied.

Leider waren die Verlockungen der Großstadt doch stärker, viele jungen Burschen und Mädchen griffen zum Wanderstab und verließen die Heimat. An ihre Stelle kamen fremde Leute aus Mähren und Schlesien, Deutsche und Tschechen, die hier in den Dienst traten und später doch ein eigenes Heim gründeten. Um sich mit den tschechischen Arbeitern zu verständigen, gingen Bauernkinder nach Mähren, die Umgebung von Brünn wurde bevorzugt – auf den „Wechsel gehen“- und ein tschechisches Kind kam nach Poysdorf um hier Deutsch zu lernen. Auch die Iglauer Gegend war beliebt. Die Wechselbeziehungen dürften mit dem Weinhandel und der Wallfahrten nach Wranau in Zusammenhang stehen.

In dem Jahre 1866 merkten unsere Leute, dass sie im Vergleich zu den Preußen rückständig sind. Mit der Neuschule kam ein Streben nach Ausbildung in die Gemeinden. So wurde im Jahre 1869 eine Landwirtschaftliche Fortbildungsschule in Poysdorf und Feldsberg eröffnet. Während unsere nach vier Jahren wieder einging, blieb die Feldsberger Schule bis 1918 bestehen.

Der große Geldkrach im Jahre 1873 vernichtete die schönen Hoffnungen, die man allgemein hegte, denn die Teuerung, die Einschränkung und der Geldmangel verhinderten eine gedeihliche Entwicklung. 1873 trieben die Fleischhauer noch die Schafe, die sie im Herbst nach Poysdorf brachten auf die Saaten. Nach dem Jahre 1880 wurde dem Obstbau eine große Aufmerksamkeit geschenkt. In den Gassen Körner,- Laaer- und Brunngasse setzte der Verschönerungsverein Obstbäume am Weg- und Bachrand und in den Feldern sah man, wie der Bauer bestrebt war, den kleinsten Raum auszunutzen.

1888 war unser Markt für eine landwirtschaftliche Ausstellung ausersehen, doch die Gemeinde lehnt sie ab.

Nach dem Jahre 1890 veränderte sich das Wirtschaftsbild. Der Weinbau verlor seine Bedeutung, die er bei uns seit jeher hatte.

Die Weingärten machten den Getreidefeldern Platz, die Viehzucht wurde mehr berücksichtigt. Der Bauer war bemüht den Ertrag des Bodens durch sorgfältige Arbeit, durch bessere Ackergeräte und durch Kunstdünger zu steigern, er stellte bessere Kühe ein, schaute auf gutes Zuchtmaterial, um auch hier größere Einnahmen zu erzielen. Die Ställe, die man jetzt baute, schauten ganz anders aus. Sie waren luftig, hell und geräumig. Die Zuchtstiere holte man aus der Ferne und aus dem Waldviertel, dem Kuhländchen (Mähren) oder auch aus den Alpenländern. Trat eine Seuche unter den Haustieren auf, so räumte sie gewaltig mit dem Viehstand auf. Solche Ereignisse waren gute Lehrmeister, da ja der Bauer zur Einsicht kam, dass eine Versicherung ein guter Schutz gegen das Unglück ist. Es entwickelten sich mit der Zeit sogenannte Ortsversicherungen gegen Feuer und Viehseuche. 1888 war das landwirtschaftliche Kasino gegründet worden, die Anregung dazu gaben Schwayer Josef und Taubenschuss Anton – der erste war auch der Obmann bis 1890. Dann folgte Rupp Johann bis 1907. \*) *Die Anderen Obmänner waren Anton Taubenschuss bis 1912, Dominik Tögl bis 1914, Josef Oppenauer bis 1918, Rupert Mechtler bis 1922. In diesem Jahre wurde das Kasino aufgelöst und an seine Stelle traten der Weinbauverein und das Lagerhaus.*

Der Mitgliedsbeitrag war für ein Jahr ein 1 fl (Gulden). Er besorgte Kunstdünger, Kupfervitriol, Saatgut und dergleichen. Langsam erkannte der Bauer den Wert der Einigkeit und des Zusammenschlusses und der fachlichen Ausbildung. Mancher Bauer schickte seinen Sohn in die Landwirtschaftliche Fachschule nach Feldsberg. Andere wieder verwarfen diese Fachschule und legten ihnen gar keinen Wert bei. Die Ausbildung des weiblichen Geschlechts wurde ganz vernachlässigt. Von der Pflege des Brauchtum und der alten Sitte des Volkstanzes und des Liedes merkte man keine Spur. Im Gegenteil schämte man sich dieses Gerümpels und vergaß es allzu schnell, weil man doch auch modern sein wollte. Die Großstadt und ihr Einfluss haben in dieser Hinsicht zerstörend gewirkt, leider. Die Fachschulen vermieden leider die Pflege des Innenlebens, die Heimaterkenntnis und vergaßen auf Herz und Gemüt.

1897 machten die Feldmäuse einen ungeheuren Schaden, da sie in großen Mengen auftraten, sodass die Bauern am 3., 4. und 5. Oktober Gift legten um die Schädlinge zu vernichten.

1899 erschien ein amtlicher Bericht der Bezirkshauptmannschaft über die Haustiere unseres Marktes, dem wir Folgendes entnehmen: In den Weinbaugegenden schenkten die Landwirte der Pferdezucht geringe Aufmerksamkeit. Die Pferdmärkte haben fast keine Bedeutung. Als Ackerpferd verwendeten die Leute meist mittelmäßige Pferde aus Ungarn. Die Wartung, die Fütterung und die Stallungen lassen zu wünschen übrig. Bestellstationen sind in Feldsberg, Hohenau und Laa/Thaya. Die Viehzucht zeigt in den letzten Jahren einen Fortschritt. Die Stallungen entsprechen Anforderungen der Zeit, die Gemeinden zeigten Verständnis für eine gute Auswahl der Stiere. Maul- und Klauenseuche, Milzbrand und Schweinrotlauf sind die häufigsten Krankheiten unserer Gegend. Die Schafzucht geht von Jahr zu Jahr mehr zurück, dafür wird die Schweinezucht stärker betrieben. Der Markt besitzt zwei Tierärzte. Der Wasenmeister (Entsorgung toter Tiere) wohnt in Poysdorf. 1899 wurden in unserem Markte 107 Pferde und 4896 Schweine aufgetrieben, 1263 Tiere (Rinder, Kälber und Schafe) wurden als Fleischtiere verschickt und die Milchfracht betrug 3.256 fl und 28 Kronen.

Am 7. Mai 1906 fand die erste Stierschau in Poysdorf statt. Auch im nächsten Jahr war eine. Sie hatte den Zweck, den Gemeinden gutes Zuchtmaterial zur Verfügung zu stellen. Am 12. Mai 1910 gab es eine Stier- und Kalbinnenschau.

Nur ein geringer Teil der Milch wurde nach Wien geliefert. Zwei Milchhändler, der Lorenz Riegelhofer und Eisenhut übernahmen die Milch und schickten sie in die Großstadt. In vielen Häusern wurden Butter und Topfen erzeugt, der von Händlern aufgekauft und nach Wien verschickt wurde. Die Butter stellte man mit dem Stoß-oder mit dem Rührfass her. Folgende Übersicht gibt uns eine Bild über die Entwicklung der Landwirtschaft in den letzten 100 Jahren.

|  |  |  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- | --- | --- |
| Jahre | Pferde | Kühe | Schafe | Ziegen | Schweine |
| 1835 | 149 | 288 | 80 | 0 | 100 |
| 1900 | 137 | 420 | 0 | 0 | 687 |
| 1910 | 151 | 422 | 0 | 414 | 1.257 |
| 1910 | 4649 Hühner, 47 Gänse, 47 Enten, 57 Bienenvölker | | | | |

Verteilung des Bodens im Jahre 1900.

Poysdorf: 1194 Hektar steuerpflichtig, 1120 davon 794 h Felder; 891 ha Wiesen, 26 ha Gärten, 220 Weingärten, 6 Hutweiden, 67 ha Wald .

Höberstgrub: 47 steuerpflichtig, 46 davon sind 34 ha Felder und 22 ha Weingärten, 1906 betrug die ganze Weinbaufläche 3.247 Joch. Davon waren 67 ¼ regeneriert.

Die Zahl der Veredelungen belief sich auf 773.800.

Seit dem Jahr 1912 war die Gemeinde gezwungen, die Maikäferplage mit allen Mitteln zu bekämpfen. So sammelten die Leute in diesem Jahr 46.716 Liter. Die Gemeinde gab zu diesem Zweck 2815 Kronen und 96 Heller aus.

1914 trat die Molkereigenossenschaft ins Leben, von der man schon seit 20 Jahren gesprochen hat. Das Gebäude und die Einrichtung kosteten 33.000,-- Kronen.

Täglich lieferten im Durchschnitt die 140 Mitglieder mit 240 Kühen 700 – 800 l.

Der erste Obmann war Johann Lackner. Seit dieser Zeit wird keine Butter mehr hergestellt, was gebraucht wird kommt von auswärts. Die Verwendung von Kunstbutter nimmt von Jahr zu Jahr zu.

Was der Weltkrieg für die Landwirtschaft bedeutete wird an anderer Stelle besprochen. Es fehlten die Arbeitskräfte, die Ernteerträge blieben von Jahr zu Jahr zurück. Die Aufnahmen und Hausdurchsuchungen erzeugten eine arge Misstimmung unter den Bewohnern. Der Schleichhandel blühte und die Gestalt des Hamsterers und des Preistreibers ist noch in guter Erinnerung.

Die Preise stiegen von Monat zu Monat. Viele Bauern konnten sich von der Schuldenlast nicht befreien. Der freie Handel stockte. Leider hat man die deutschen Bauern viel härter behandelt als die tschechischen und die ungarischen. Es gab da Ärgernis erregende Szenen, die man dem Volk hätte ganz gut ersparen können, dass in diesen Tagen so schwere Opfer für die Allgemeinheit brachten. Im Kriege zeigten sich die Fehler und Mängel unserer Landwirtschaft. Man sah die Leistungen anderer Länder und erkannte ihnen gegenüber, dass sie rückständig waren. Der Bauer Norddeutschlands und Dänemarks musste uns immer ein Vorbild sein. Jetzt begann man auch bei uns mit dem Aufbau. In den einzelnen Bezirken errichtete man Bauernkammern, die den Wirtschaftsbesitzern mit Rat und Tat zur Seite stehen. In Wien waltet die Landeslandwirtschaftskammer, der eine übergeordnete Stellung zukommt. Das Genossenschaftswesen und das Bildungswesen nahmen einen gewaltigen Aufschwung. Noch im Jahr 1919 erstand bei uns ein Lagerhaus, das anfangs im Schüttkasten des Bürgermeister Schwayer seine Geschäfte abwickelte. Am 1. 12. 1919 wurde eine Holzbaracke beim Bahnhof fertiggestellt, sodass das Lagerhaus hier übersiedelte. Am 12. 11. 1925 wurde der staatliche Neubau vollendet, der 25.0000 Schilling kostete. Am selben Tage weihte ihn der Prälat Bauchinger von Pöchlarn ein und übergab ihn dem öffentlichen Verkehr. Die Übersicht über die Geschäftsentwicklung dieses Lagerhauses gibt folgendes Bild:

|  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- |
| 1921 - 1922 | 130 Waggons | 1922 - 1923 | 180 Waggons |
| 1923 – 1924 | 213 Waggons | 1924 - 1925 | 311 Waggons |
| 1925 – 1926 | 321 Waggons | 1926 - 1927 | 386 Waggons |
| 1927 – 1928 | 458 Waggons | 1928 – 1929 | 505 Waggons |
| 1929 – 1930 | 368 Waggons | 1930 – 1931 | 375 Waggons |
|  |  |  | mit 1325 Mitglieder. |

Die Milchgenossenschaft zählte 1930 266 Mitglieder mit 450 Kühen. Durchschnittlich gehen jetzt täglich 1200 l Milch, die nach Wien gehen, weg. 1929 übernahm die Genossenschaft 478.485 Liter. Im Jahr 1930 501.433 Liter – Im Jahre 1931 … (fehlt)

Der amtliche Bericht über die Anbaufläche und Erträge über den Gerichtsbezirk Poysdorf gibt folgende Zahlen im Jahr 1926:

Anbaufläche Äcker 26.191 ha Äcker, 1.260 ha. Weingärten, 1658 ha. Bodenertrag

Bodenertrag:

|  |  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- | --- |
| Art | Anbaufläche | Ertrag/ha | auf 1 ha | Vergleich |
| Weizen | 1425 ha | 18.521 q | 13 q | gegen 22 q im GB Großengersdorf |
| Roggen | 5.793 ha | 81.120 q | 14 q | gegen 23 q im GB Wolkersdorf |
| Hafer | 3.432 ha | 51.480 q | 15 q | gegen 25 q im GB Großengersdorf |
| Gerste | 3.051 ha | 45.713 q | 15 q | gegen 23 q im GB Großengersdorf |
| Erdäpfel | 3.364 ha | 307.160 q | 86 q | gegen 189 q im GB Zistersdorf |
| Zuckerrüben | 736 ha | 132.480 q | 180 q | gegen 312 q im GB Großengersdorf |
| Wein | 1.658 ha | 25.381 hl | 17 hl | Mistelbach 12 hl, Zistersdorf 10 hl |
| Mais | 1.446 ha | 20.244 q | 14 hl | gegen 26 q im GB Großengersdorf |
| Wiesen | 1.260 ha | 37.800 q | 30 q | Gegen 43 q im GB Zistersdorf |

Im Mai 1926 entstand ein Pferdeunfallunterstützungsverein, den Johann Lackner anregte. Er umfasste die Gemeinden Poysdorf und Wilhelmsdorf.

Seine Entwicklung veranschaulichten folgenden Zahlen.

1926 Poysdorf 9 Mitglieder - 13 Pferde

Wilhelmsdorf 9 Mitglieder - 12 Pferde

1927 Poysdorf 54 Mitglieder - 77 Pferde

Wilhelmsdorf 13 Mitglieder - 18 Pferde

1932 Poysdorf 83 Mitglieder - 106 Pferde

Wilhelmsdorf 21 Mitglieder - 29 Pferde.

Eingehoben werden 2 % der Versicherungssumme. Bis 1932 gingen elf Pferde zugrunde, dafür zahlte der Verein 7.100 S aus.

Den Ankauf und die Erhaltung der Stiere ist Aufgabe der Viehgenossenschaft.

Wer eine Kuh besitzt muss der Genossenschaft beitreten. Von jeder Kuh ist 1 q Heu zu liefern oder die die entsprechende Geldsumme. Da unsere Heimat zu wenig Heu hat wird es von Ungarn, Oberösterreich oder der Slowakei eingeführt.

Die Rinderzuchtgenossenschaft sorgt dafür, dass reinrassige Tiere herangezogen werden, die einen gewinnbringenden Nutzen für die Bauern abwerfen.

Größere Aufmerksamkeit schenkt man heute der Bienenzucht, denn der Honig ist zwar kein Süßstoff sondern ein Heilmittel im Haushalte der Menschen. Die beste Biene in unserer Heimat ist die „Niederösterreichische“ die von dem Oberlehrer Sklenar gezüchtet wurde. Die alten Stöcke sind verschwunden, die Imker arbeiten heute ganz anders als zur Zeit der Großeltern. Am gebräuchlichsten sind die Gerstungsstöcke im Wiener Vereinsmaß und die österreichischen Breitwabenstöcke. Seit 1931 sind alle Imker in einem Verein zusammengeschlossen, der nicht nur für die Aufklärung und ein neuzeitliche mustergültige Aufzucht der Bienen eintritt, sondern auch den Verkauf von Honig, Wachs und Bienen besorgt.

Die Witterung der letzten Jahre waren unserem Imkern nicht hold, da die Erträge der Bienenstücke nicht den Erwartungen entsprochen. Die Bienenzucht hängt ebenso wie der Weinbau stark vom Wetter ab. Es fehlen auch die blumenreichen Wiesen, die Brachfelder sind ja eine notwendige Voraussetzung für diesen Zweig der Landwirtschaft.

Der Verein zählte 1931 in Poysdorf und Umgebung 95 Mitglieder. Mit 1500 Bienen - völkern. Der Ertrag eines Volkes schwankt zwischen 2 und 10 Kilo im Jahr Der Verein besitzt auch eine eigene Verschleißstelle für unsren Honig. Tüchtige Imker sind R. Seiser aus Ketzesldorf, und ein Herr Kratochwil in Altruppersdorf. Beide haben große Erfolge als Königinnenzüchter.

Die Geflügelzucht wurde nach dem Kriege in ganz andere Bahnen gelenkt, auch hier erkennt man die große Bedeutung der Rassenzucht und verdrängt die alten Hühner durch neue, die bessere Erfolge versprechen. Es sind dies weiße Wyandottes, rote Rhodeländer, und das amerikanische Leghorn. Der Postbeamte Heinrich Galle besitzt einen elektrischen Motorschrankbrüter und eine hervorragende Leistungszuchtstation. Es ist dies das zweitgrößte Unternehmen in Österreich. Daneben gibt es noch einen Privatzüchter Rupert Hugl. In den meisten Bauernhäusern hat die neue Geflügelzucht Eingang gefunden. Die Witterung und die allgemeinen Verhältnisse sind für sogenannte Geflügelfarmen bei uns recht günstig. Eine solche besteht in der Nachbargemeinde Hadersdorf und ist Eigentum des Johann Rieder.

Im April 1930 machte man den Versuch, Fische auszusetzen in den umliegenden Eisteichen. In alter Zeit gab es ja genug Fische und die natürlichen Verhältnisse sind ja sehr günstig, da ja die Gewässer sehr rein sind. Ob die Forellen und Karpfen sich bei uns einbürgern und die Fischzucht einen Erfolg zeigen wird, ist noch unsicher.

Das Jagdgebiet umfasst 2100 Joch und gehört einer Genossenschaft, die aus 7 Mitgliedern besteht. Dafür zahlt sie 2000 S Jagdpacht im Jahr. Geschossen werden Hasen, Kaninchen, Rebhühner und manchmal auch Fasane und Rehe, wenn sie aus dem Wald herauskommen. Im Frühjahr erlegen die Jäger auch Schnepfen. Das Wildererwesen verursacht der Genossenschaft einen bedeutenden Schaden.

Seit 1931 hat auch der Gedanken von Schrebergärten in unserer Stadt Fuß gefasst. Es entstand zwischen dem Poybach und der oberen Brunngasse . *(Eingang* *Mühlgasse, Anmerkung Anna Bittner)* eine derartige Anlage. Der Gemüsemarkt ist noch immer auf fremde Zufuhr angewiesen, obwohl drei Gärtner bemüht sind mit ihren Erzeugnissen den hiesigen Markt zu befriedigen.

Es ist eben österreichisch, dass man lieber fremde Waren kauft, als die einheimische, sogar Weintrauben werden eingeführt, obwohl doch Poysdorf eine ganz hervorragender Weinort ist. Unser Volk muss eben noch erzogen werden, dass es vor allem die einheimischen Erzeugnisse kauft und verwertet.

Hatte sich die Landwirtschaft in der Kriegs- und Nachkriegszeit von der Schuldenlast befreit so ging sie in den letzten Jahren einen schweren Leidensweg, der unseren Bauern schwere Sorgen bereitet. Die Preise für Vieh, Wein und Getreide sanken und erreichten einen Tiefstand, der gerade zu einem Verhängnis wurde.

Der Bauer erhält für seine Erzeugnisse nicht den angemessenen Betrag, der den Kunstdüngern, Maschinen und Kupervitriol usw. entspricht.

Es ist heute jeder Wirtschaftsbesitzer bestrebt, den neuen Zeitgeist Rechnung zu tragen. Was noch vor einigen Jahrzehnten als ein unerfüllbarer Traum galt, ist heute Wirklichkeit geworden.

Der Bauer arbeitet heute nicht nur mit der Hand sondern auch mit dem Kopf. Er versucht es und rechnet, darin liegt der große Fortschritt. Wir sehen in einigen Gemeinden Samenzuchtstationen, die einen großen Wert für die Landwirtschaft haben. Samenwechsel, Rücksicht auf Boden und Höhenlagen, reines Saatgut mit dem muss der Bauer heute rechnen.

Welches Getreidesorten werden bei uns am meisten gebaut?

|  |  |
| --- | --- |
| Roggen | Petkuser, Loosdorfer, Melker, Czermak und Dürnauer Roggen. Zuchtstationen sind in Laa, Lossdorf (?Loosdorf?) Staatz und Hohenau. |
| Weizen | Morawar, Loosdorfer, Kadolzer, ist häufiger Samenwechsel notwendig, weil der Weizen zu leicht brandig wird |
| Gerste | Zayagerste, von dem bekannten Samenzüchter Schreivogel in Loosdorf, die für unsere Gegend ganz besonders geeignet ist und liefert schöne Ergebnisse. Seit 1931 wird die Pammervollkorngerste mit gutem Erfolg angebaut. In Großkrut ist die Hammergerste vorherrschend. Dürnkrut besitzt eine Zuchtstation. |
| Hafer | Unsere Bauern bezogen früher viel Hafer aus dem Waldviertel von Vitis. Loosdorf erzeugt den anspruchsvollen Dreikornhafer und Staatz den Frühhafer. In trockenen Jahren sind die Erträge unserer Felder sehr gering, besonders in Sand und in Schottererde. |
| Mais | Der rote Mais, den man früher anbaute ist arm an Nährstoffen, liefert geringe Erträge und ist entartet. Der Großkruter Mais hat 13 bis 15 Zeilen und ist sehr hart. Mit der Verbesserung des Maissamens beschäftigt man sich in Österreich wenig. |
| Erdäpfel | Deutsche Kartoffel, Böhm und Mudrovarosen, Tullner, Prahler, Juliperle |
| Zuckerrübe | Die Odrowitzer Zuckerrübe ist vorherrschend. Die Fabriken geben den Samen an die Bauern ab. In Ebendorf bei Mistelbach beschäftigte sich der Ökonomierat Zeiler mit Züchtigungsversuchen. |
| Futterrübe | Burgunder, Mammut, Eggendorfer, Oberndorfer Friedrichswerder |
| Klee | Unser Klee gilt an der Wiener Börse als der beste, da die Körner groß sind, schön hängen und gut keimen. Leider sind unsere Felder kleemüde. Der Luzerneklee wurde im Jahr 1847 bei uns auf der alten Gänseweide das erste Mal gesät. Die Esparsette kam 1870 zu uns und wurde anfangs meterhoch. Heute entarten sie. Daneben gedeihen noch der Steyrerklee und der Wundklee. Dieser liebt wasserreichen Boden. |

Für das Jahr 1929 verarbeitet der Sekretär der Bezirksbauernkammer Anton Schuller folgenden zahlenmäßig nachgewiesenen Angaben.

Kulturflächen

|  |  |  |  |  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- | --- | --- | --- | --- |
| Gemeinde | Äcker ha | Wiesen | Gärten | Weingärten | Hutweiden | Wald | Teiche |
| Poysdorf | 968 | 6 | 28 | 187 | 6 | 61 | 1 |
| Wilhelmsdorf | 135 | 16 | 9 | 59 | 2 | 4 | o |

Kulturfläche von Poysdorf, 1257 ha

Wilhelmsdorf 225 ha

Gemeindebesitz und seine Verteilung

|  |  |  |  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- | --- | --- | --- |
|  | bis 2 ha | bis 4ha | bis 8 ha | bis 16 ha | bis 32 ha | Summe |
| Poysdorf | 388 | 94 | 72 | 40 | 13 | 607 |
| Wilhelmsdorf | 40 | 7 | 9 | 17 | 1 | 74 |

Grundbesitzer und Häuserzahl

|  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- |
| Gemeinde | Zahl der Grundeigentümer | Zahl der Häuser | Einwohner |
| Poysdorf | 607 | 589 | 2933 |
| Wilhelmsdorf | 74 | 71 | 267 |

|  |  |  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- | --- | --- |
| Zuckerrüben-anbaufläche | 1925 | 1926 | 1927 | 1928 | 1929 |
| Gemeinde | Joch/Ernte | Joch/Ernte | Joch/Ernte | Joch/Ernte | Joch/E |
| Poysdorf | 9/1300 q | 7/791q | 9/1220 q | 21/2816q | 28/3666q |
| Wilhelmsdorf | 4/ 545 q | 3/401 q | 3/ 414 q | 3/ 417 q | 5 /683 q |

Kulturfläche des Großgrundbesitzes und der Bauern

|  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- |
| Gemeinde | Großgrundbesitzer | Bauern | Summe |
| Poysdorf | 12 ha | 1.245 ha | 1.257 ha |
| Wilhelmsdorf |  | 225 ha | 225 ha |

Als im Jahre 1929 die Fruchtpreise zurückgingen, entschloss sich die Regierung den Bauern ein Notopfer zu gewähren. Davon hatte der Großgrundbesitzer einen Vorteil, den kleinen Bauern oder den Hauern war nicht sehr geholfen. Im Gerichtsbezirk Poysdorf betrug das Notopfer im April 102.953 Schilling und im November 1930 934.436 Schilling.

Das Ergebnis der Ernte im Jahre 1930 war im Bezirk Poysdorf:

|  |  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- | --- |
| Getreidearten | Anbaufläche ha | Ernte q | Körner/ha | Stroh/ha |
| Winterweizen | 1.590 | 34.185 | 21 | 42 |
| Sommerweizen | 6 | 78 | 13 | 32 |
| Winterroggen | 5.620 | 112.400 | 20 | 54 |
| Sommerroggen | 1 | 12 | 12 | 32 |
| Wintergerste | 27 | 432 | 16 | 35 |
| Sommergerste | 4.113 | 80.203 | 19 | 33 |
| Hafer | 3.389 | 47.446 | 14 | 22 |
| Körnermais | 837 | 20.255 | 24 | 43 |
| Frühkartoffel | 737 | 55.090 | 70 |  |
| Spätkartoffel | 1.682 | 269.120 | 160 |  |
| Zuckerrüben | 1.255 | 432.975 | 345 |  |
| Runkelrübe | 1.369 | 485.995 | 355 |  |
| Rotklee | 1.010 | 44.440 | 44 |  |
| Luzerne | 2.610 | 172.260 | 66 |  |
| Kleegras | 320 | 19.200 | 60 |  |
| Ackerland in Summe | 27.681 ha |  |  |  |
| Naturwiesen |  |  |  |  |
| einmalig | 324 ha | 7.776 q | 24 |
| zweimalig | 1.033 ha | 36.155 q | 35 |
| dreimalig | 96 ha | 3.840 q | 40 |

|  |  |  |
| --- | --- | --- |
| Wein | 1.610 ha |  |
| Weißwein | 56.773 hl | 41,5 /ha |
| Rotwein | 8.683 hl | 41,5 /ha |
| Schilcher | 1.336 hl | 41,5 /ha |

Handschrift von Franz Thiel, leider waren nicht alle Textpassagen zu entziffern.

Die Landwirtschaft um das Jahr 1820

Ferdinand Blumenwitz, der Oberamtmann der Herrschaft Rabensburg war, schreibt 1814 über den Feldbau unserer Heimat: „Der Bauer nimmt wenig Aufmerksamkeit auf einen guten Dünger, der meist im Hofe herumliegt; selten findet man eine Vertiefung. Nur die Herrschaft hat gute Mistgruben. Diese düngen alle drei Jahre, der Bauer nur nach 6 – 12 Jahren. Die Pflüge sind Kratzinstrumente, haben kein Schneideeisen, so dass ein tiefes Pflügen unmöglich ist. Der Bauer ackert 3 Zoll tief, die Herrschaft aber 6. Die Walze ist aus Eichenholz ebenso die Egge, doch hat diese eiserne Nägel. Der Bauer sät mit der Hand, die Herrschaft mit der Maschine. Der Dreschflegel ist aus Holz und mit Eisen beschlagen. Zum Reinigen des Getreides dienen die Windfege und das Sieb. Hafer und Gerste werden mit der Sichel geschnitten. Die Arbeiter, die aus Mähren kommen, um hier Korn und Weizen zu schneiden, haben schon Sensen. Gerste und Hafer werden auf den Schwaden gemäht. Im Jahre 1813 zahlte man für das Abmähen eines Joches Winterfrucht 4 fl und eine Maß Wein, ein Laib Brot und die Kost, die „nicht zu frugal war“, für Gerste und Hafer zahlt man 2 - 3 fl.

Die Dreifelderwirtschaft herrscht vor, doch bauen die Leute auch Heidekorn, Linsen und Kartoffeln an. Die Weide ist mehr hinderlich als nützlich. Klee und Futterkräuter werden auch gebaut. Die Saaten lässt man im Herbste von dem Stallvieh abweiden. Die Hafersaaten werden gewalzt. Der Sturmwind schlägt zur Erntezeit viel Getreide aus.

Die Viehzucht gleicht mehr noch der, wie man sie bei den Nomaden antrifft. Im Sommer werden die Tiere auf die Weide getrieben, im Winter füttert man sie im Stall mit Stroh und Streu. Die Milchnutzung ist gering. Die Bauern verzehren die Kälber selbst. Auch die Schweine treibt man auf die Weide. Hühner und Enten essen die Hausleute selbst. Tauben gibt es nur in den Mühlen.

Weinbau: Im Februar und März erfolgt der Schnitt, im März das „Fastenhauen“ und Stecken schlagen, im Mai das „Jätehauen“, im Juli das „Bandhauen“, um Bartholomäi das zweite Aufbinden, im September das Scheren und Ausblättern. Gedüngt wird der Weingarten alle zehn Jahre. Die Stecken kommen aus der Slowakei. Sie sind 4 Schuh lang und halten 6 – 8 Jahre aus. 1000 Stück kosten 10 – 12 fl. Die Herrschaft Rabensburg setzte 1813 Traminer aus. Im Weinbau und in der Kellerwirtschaft wird der Urgroßvätersitte gefolgt und man weicht von dem Herkommen nicht ab. Hindernisse des Weinbaues sind: 1) Mangel an Dünger, 2) Übertriebene Eile bei dem Lesen, 3) Schlechte Auswahl der Reben. – In den Weingärten gibt es Nuss-, Marillen- und Kirschbäume. Die Inleute müssen statt des Zinses einen Teil des Weingartens arbeiten.

Der Kartoffelbau nimmt von Jahr zu Jahr zu. Die Reinlichkeit in den Häusern lässt viel zu wünschen übrig, die Slawen in den Orten an der March sind da viel reiner. Die Bauern besitzen kleine und finstere Stallungen, die statt der Fenster nur Luftlöcher haben. Das Getreide bewahrt man in den Presshäusern auf. Die Straßen sind in einem schlechten Zustande. Der Getreidemarkt von Poysdorf weist einen starken Besuch auf. Das Brennholz holen die Leute aus den Waldungen an der March. Der Genuss geistiger Getränke und das Tabakrauchen verursacht unter der Jugend einen großen Schaden“.

Karl W. Blumenbach schreibt in seinem Werke „Neueste Landeskunde des Erzherzogtums Österreich unter der Enns“ (1816 und 1832):

„Veraltete Vorurteile und Unwissenheit gegen Neuerungen hemmen jeden Aufschwung. Der Bauer ist in Nieder-Österreich rückständiger als in den Nachbarländern, mit England und Deutschland kann er keinen Vergleich aushalten. Je mehr man sich der ungarischen Grenze nähert, desto schlechter wird es. Die Rustikalgründe gehören dem Bauer, die Dominikalbesitzungen sind Eigentum der Herrschaften. Man teilt die Bauern ein in Ganz-, Halb-, Viertellehner, in Hofstättler und Kleinhäusler. Die Hausgründe gehören zum Haus, die Überlandgründe sind auch verkäuflich. Die Robot wurde in den Jahren 1772/73 und 1779 ermäßigt oder durch Geld abgelöst. Der Staat sah es gern, wenn die Herrschaft statt der Robot einen Geldbetrag verlangte. Die Gemeinde- und Straßenrobot blieb bestehen.

Der Zehent gehörte der Herrschaft und der Kirche – dieser meist 1/3. Der große Zehent von der Getreideernte wird in Garben abgegeben; oft musste auch der Bauer den Zehent in Säcken dem Grundherrn abliefern. Der Pfarrer führte sich den Zehent selbst nach Hause. Der kleine Zehent – von Kraut, Kohl und Erdäpfeln – wurde von der Gutsherrschaft oft gegen Getreide umgetauscht.

Die Dreifelderwirtschaft – Brache, Winter- und Sommerfeld – herrscht überall vor. In Weingegenden düngt man nicht die Brache, weil man den Dünger für die Weingärten braucht. Überhaupt fehlt es an geeignetem Dünger. Auf 4 Joch rechnet man eine Kuh. Wo noch der Weidebetrieb ist, entfällt in den Sommermonaten der Mist. In einzelnen Gemeinden geht der Bauer zu der Vierfelderwirtschaft über und baut Klee, Hülsenfrüchte, Winter- und Sommergetreide. Der Ertrag eines Joches war im Jahre 1780 4 fl 30 kr, im Jahre 1811 aber 20 fl 26 kr. Der Futtermangel macht sich bei uns stark fühlbar, da es nur wenig Wiesen gibt.

Das Getreide sät man mit der Hand u. z. sehr dicht. Auf 1 Joch rechnet man 4 – 5 Metzen. Auf die üppigen Saaten treibt man die Schafe. Jäten ist eine unbekannte Arbeit. Die Ackergeräte bestehen aus Pflug, Egge und Walze. Sie werden aus Holz verfertigt und sind meist sehr schlecht. Den Hafer ackert der Bauer gar oft gleich in den Roggenstoppel. Unsere Leute schämen sich, mit Ochsen zu arbeiten.

Zur Ernte kommen aus Mähren und Schlesien Arbeiter, die das Getreide mähen und in Manderln zu 11 Garben zusammenstellen. Die Drescher erhalten einen Taglohn, manchmal den 10. oder 12. Metzen. Gedroschen wird mit dem Flegel. In einzelnen Gemeinden kann man Windmühlen sehen. Im Marchfeld treten oft noch Pferde das Getreide aus. Bei uns gibt das Ackerland das 15 – 17 fache der Aussaat u. z. beim Wintergetreide. Weizen bauen die Leute wenig, aber Korn mehr, weil das Stroh in Wien gern gekauft wird; denn die Hutfabriken verwenden es. Unsere Gerste eignet sich nicht für Brauzwecke. Hafer muss eingeführt werden. Der Kleebau ist gering, auch Wiesen sind selten.

Der Obstbau von Falkenstein und Frättingsdorf ist bekannt. Staatz, Feldsberg und Nexing besitzen ansehnliche Obstbaumschulen. Der Getreiderost, Mehltau und Mäuse richten in den Feldern einen großen Schaden an.

Weinbau: Das Maß für die Weingärten ist bei uns das Viertel (in der Wachau das Tagwerk). Folgende Sorten werden bei uns gezogen: Riesler, Grobe, Zierfahnler, Schmeckende, Burgunder, Portugieser, weiße und blaue Fränkler und Muskateller, die am häufigsten sind. Die niedrigen Stöcke verraten die griechische Anpflanzungsmethode. Unsere Weingärten können 25 – 30 Jahre alt werden, ja sogar 70. Ein Viertelweingarten liefert im Durchschnitt 20 – 30 Eimer. Unsere Weine führen im Handel die Bezeichnung „Landweine“ und „Brünnerstraßler“. Rebschulen sind in Nexing und Feldsberg.

Die Viehzucht leidet unter dem Futtermangel, auch die Weiden sind schlecht. Drum muß von Polen und Ungarn viel Vieh eingeführt werden, die aber auch die verschiedenen Seuchen einschleppen. Die Fleischhauer haben das Land in Gaue eingeteilt und es darf keiner in einem anderen Gau einkaufen. Sie drücken die Preise oft stark herunter. Die Meierhöfe in Feldsberg und Rabensburg haben schönes Vieh. Das beste Pferdegestüt hat der Fürst Liechtenstein in Hohenau, das 1806 gegründet wurde. Da kann man englische, türkische und arabische Hengste sehen. Im Jahre 1815 hatte das Gestüt 43 Stuten und 140 Füllen.

Die Seidenzucht fand von Nexing aus in unsere Gemeinden Eingang, doch war ihr ein kleiner Erfolg beschieden.

Auf der Reichsstraße ist ein schwunghafter Handel und Verkehr. Den Wein führen die Bauern nach Krems, Stein, Wien und nach Mähren. Fabriken fehlen, doch gibt es genug Handwerker, Händler und Krämer. Die Bauern verkaufen viel Geflügel nach Nikolsburg.

Die Wohnhäuser bestehen aus Lehmziegeln. Strohdächer sind häufig anzutreffen. Die Bauernwohnungen sind ungesund und nicht dauerhaft. Die Scheunen sind besser und die Keller am besten, die Stallungen sind aber finster und dumpf. Die Leute kleiden sich einfach und zweckmäßig. Der Verkehr mit der Großstadt hat sie verfeinert, so daß man auf dem Lande Kleider nach Wiener oder Pariser Mode sehen kann. Die Slawen sind reizender gekleidet als die Deutschen. Die Frauen lieben rote Röcke, als Kopfbedeckung dient noch die Gugel.

Die Verwaltung gliedert sich:

Grundherrschaft in Wilfersdorf

Kreisamt in Korneuburg und

Gubernium in Wien.

Unsere Bauern sind gutmütig, von einem altgewohnten Schlendrian erfüllt, gegen Neuerungen unempfänglich, unwissend und verwildert. Der sittliche Charakter verschlechtert sich von Jahr zu Jahr. Der Weinhauer steht an Wuchs und Knochenbau dem Getreidebauer nach. Die Ursache dieser Erscheinung liegt in der schweren Handarbeit und im Weingenuss. Die Gestalt der Männer ist klein und hager, hat trockene Muskelfasern und braune Gesichtsfarbe; auch die Frauen sind klein, zeigen einen schönen Wuchs, haben aber eine nachlässige Haltung und im Verkehr eine große Lebhaftigkeit. In der Generationskraft stehen sie den Slawen weit nach. Die Zahl der Geburten ist klein. Im Weinviertel kommt auf 15 eheliche Kinder ein uneheliches. Die Geburten überwiegen die Sterbefälle; leider sind viele Totgeburten zu verzeichnen. Die Slawen halten etwas auf ihr Volk, sie heiraten nicht Deutsche, wohl aber umgekehrt.

Die Zahl der Verbrecher hat in den letzten Jahren zugenommen. Selbstmorde sind unter den Soldaten eine häufige Erscheinung; auch die Zahl der Morde steigt. Abtreibung der Leibesfrucht und Kinderweglegung ist nicht so selten.

An Kirtagen und zur Faschingszeit kann man die Kleiderpracht in den Landgemeinden bewundern.

Die franziszeische Aufnahme vom April 1822 gibt die Länge des Gemeindegebietes mit 2200 Klaftern und die Breite mit 2000 an. Die Grenze des Gebietes wird durch Grenzsteine und Leber bezeichnet. Durch den Markt führt die k.k. Poststraße, es ist dies eine Chaussee. Eine k.k. Saliterei mit Wohngebäude, Schupfen und zwei Obstgärten liegt auf der Parzellenfolge 336, eine Lederei auf 162, eine Färberei auf 165, eine Seifensiederei auf 171 und 176 und eine Färberei noch auf 175.

K.k. Schottergruben gibt es auf der Parzellenfolge 1168 in der Ried Waldbergen, auf 1486 in den Neutharten und auf 2238 in den Fuchsenbergen. Die Gemeinde besitzt eine Schottergrube auf 1291 in den Neutharten. In dieser Ried kommen noch Föhrenwaldungen – „Föhrenholz“ – auf 1568, 1570 und 1573 vor. In den Fuchsenbergen haben die Bauern Obstgärten und Jungmaisholz, das Föhren und Eichen liefert. In den Kirchbergen erwähnt die Aufnahme mehrere Hutweiden und in den Zeiseln zwei Ziegelöfen auf 3419 und 3446. In den Reißhübeln sind einige Parzellen „öde“.

Handschrift von Franz Thiel

Die Langobarden in unserer Heimat

Die Langobarden wanderten aus ihrer Heimat in Süd-Schweden im 4. Jahrhundert v. Chr. in das Weichsel-Gebiet und im Jahre 4 n. Chr. auf das östliche Elbeufer, sie kämpften auf der Seite der Cherusker in der Schlacht im Teutoburger Wald gegen die Römer, ebenso im Markomannenkrieg 166 bis 180 gegen Mark Aurel. Die Römer fürchteten ihren Kampfgeist mehr als den der anderen Germanen. Sie waren starke, kräftige Leute mit blonden Haaren, die den Familiengeist hoch hielten; auf Ehebruch stand bei ihnen die Todesstrafe. Die Beleidigung einer Frau wurde als ein Verbrechen gewertet, ebenso, wenn ein Mann den Haarbund einer Frau mit Gewalt löste, ein Eheversprechen nicht einhielt oder seine Braut verließ.

Nach dem Untergang des Rugierreiches im Jahre 488 erschienen sie in unserer Heimat, standen aber unter der Herrschaft der Heruler, mit denen sie sich nicht vertrugen, diese bewohnten die heutige Slowakei, sowie das rechte Marchufer. Die Langobarden besiegten 508 die Heruler; ihr König Rodulf fiel und die Heruler zogen ins oströmische Reich, ein Teil aber nach Norden. Die Langobarden errichteten am linken Donauufer ein Reich, zu dem auch die Sudetenländer gehörten. Der König Audoin erweiterte es nach Ungarn bis zum Plattensee; noch heute erinnert das Wort Alfold an die Langobarden: Sie schlossen 550 mit den Awaren, die in Ungarn eingedrungen waren, ein Bündnis und wurden ein ausgesprochenes Kriegsvolk. Den Awaren bauten sie Schiffe für den Verkehr auf der Donau. Der König Alboin (558-571) kämpfte gegen die Gepiden in Siebenbürgen, zerstörte ihr Reich und heiratete die Tochter des letzten Gepidenkönigs; aus seinem Schädel machte sich der Sieger einen Trinkbecher.

Funde aus der Langobardenzeit in unserer Heimat: Neu Ruppersdorf: „Raifeln” 20 Gräber aus der Zeit um 500, die älter sind als die in Poysdorf; sie enthielten ein Schwert und Scherben, die swebischen und quadischen Einfluß zeigten.

Poysdorf: „Reißhübel“ P. Nr. 3864, Besitzer Johann Weisböck — ein Friedhof, der 1931/32 entdeckt wurde und auf der Nordseite des Hügels lag (im Norden war der Göttersitz und die Walhalla der Germanen). Die 8 Gräber lagen schön in einer Reihe u. zw. in der Ost-Westrichtung; bei den Toten fanden sich u. a. Hühnerknochen und -eierschalen, Reste von Eichhörnchen, bei Männern Knochenkämme, die im Nacken steckten, bei Frauen dagegen farbige Glasperlen, Wollgürtel, Scheibenfibeln und Perlen aus Bronze, sowie Goldbrachteaten auf der Brust, die mit einer Tiergestalt (Hirsch) geschmückt waren, die auf swebischen Einfluß wies. Die Keramik, die eine echte Bauernkultur war, verriet die Verwendung der Drehscheibe. Erst nach 550 gab man den Toten Schwerter und Lanzenspitzen bei, aber keinen Schild. Bei den Langobarden war die Leichenzerstückelung Brauch, die erst nach 2 Monaten an dem Toten durchgeführt wurde. Nach ihrem Glauben vereinten sich die Teile im Jenseits zu einem Körper wie die Tonscherben im Grabe zu einem Gefäß, das dann gebrauchsfähig war. Im Jenseits übte der Tote seinen Beruf und seine Arbeit aus wie hier auf Erden. Auch war es oft Sitte, aus dem Schädel eines tapferen Helden einen Becher zu machen, um die Kraft und den Mut des Verstorbenen mit dem Getränk aufzunehmen. Obwohl die Langobarden schon Christen waren, hielten sie am althergebrachten Heidentum und an dem Volksbrauchtum fest.

Das Goldschmied-Grab, das einzige aus der germanischen Völkerwanderungszeit, enthielt eine Eisenzange, eine Feile, einen Amboß, einen Schleifstein, eine kleine Zange, 2 Messer und 2 Hämmer, das alles brauchte der Tote im Jenseits, um seinen Beruf auszuüben. Die Geräte sind die ältesten im deutschen Siedlungsgebiet. Wenn hier im Poybachtal ein Goldschmied wohnte, so muß die Langobarden-Siedlung eine große Bedeutung gehabt haben; es war hier der Sitz eines Stammesherzogs, wie es im Langobardenreich mehrere gab. In Klein Hadersdorf heißt noch heute ein Ortsteil Stadt. War hier der Wohnsitz dieses vornehmen Langobarden, der einen Goldschmied beschäftigen konnte? Die Bezeichnung Stadt finden wir in Oberleis, bei Michlstetten und in Neusiedl a. d. Z.

Groß Harras: am Ortseingang ein Grab mit 2 Fibeln, einem Metallspiegel und Perlen.

Die Langobarden pflegten den Heldengesang, die epische Dichtung, Sagen, Märchen und Erzählungen; im Mittelpunkt ihrer Heldenlieder standen die Taten ihrer Könige, vor allem Alboins, ihr Geschichtsschreiber hieß Warnefried. Die Langobarden kannten den Willkommentrunk mit Wein bei der Begrüßung eines hohen Gastes. Als Schmuck bei ihren Bauten verwendeten sie gerne das Flechtband — eine altgermanische Darstellung, die sich auch bei den Awaren findet.

1925 fand man bei Theben-Neudorf am linken Marchufer Gräber mit sitzenden Toten und zerstückelten 883 Leichen (Langobarden) — nach E. Schwarz in „Mähr. schles. Heimat“ 1956/1. In dem Vertrag mit den Awaren wurde ausdrücklich festgehalten, daß die Langobarden ihr Land wieder bekommen sollten, wenn sie heimkehren wollten.

568 zog Alboin mit seinem Volke nach Italien. Vom Berge Nanos, den der König bestieg, blickte er in die neue Heimat. Ich sah den Berg 1915 von der Isonzo-Front; er ähnelt dem Oberleiserberg und war stark befestigt, da hier die Hauptstellung sein sollte, wenn der Italiener die Isonzolinie durchbrechen würde. Über den Predilpaß marschierten sie nach Oberitalien, wo sie ein Reich gründeten, an das der Name Lombardei erinnert. Da sie Arianer waren, betrachtete sie der Papst als Feinde der Christenheit. Am 5. September 569 zog Alboin in Mailand ein, doch war Pavia die Hauptstadt des Reiches, das den hl. Johann d. T. als Schutzpatron verehrte; diesem Heiligen war auch die Hauptkirche Pavias geweiht. 572 ermordete die Gemahlin Rosamunde den König Alboin, da er sie zwang, aus dem Becher zu trinken, der aus dem Schädel ihres Vaters gemacht war.

Das Reich litt schwer durch die Uneinigkeit der Stammesherzoge, die dem König nicht gehorchen wollten. Karl d. Gr., der die Tochter des Langobardenkönigs Desiderius geheiratet hatte, die er später verstieß, machte dem Reiche 774 ein Ende und ließ sich mit der eisernen Krone krönen; diese ist mit einem Nagel vom Kreuze Christi geschmückt.

Die Lombardei war immer das Land der Arbeit, des Fleißes und der Organisation, das seine Freiheit mit aller Kraft verteidigte. Das spürte der Hohenstaufe Friedrich Rotbart, als er den lombardischen Städtebund 1154-1178 bekämpfte. Um 1200 erschienen lombardische Baumeister und Künstler im Donautal, um hier Arbeit und Verdienst zu suchen. In Michlstetten bemerken wir in der Kirche ein Flechtband, das sicher auf einen solchen Meister zurückgeht (Franz Zeißl „Michlstetten, Kirche und Schloß”).

Lombardische Kultur und Kunst sehen wir in allen Städten Norditaliens, besonders in der alten Herzogsstadt Cividale. Die Lombardei war immer der Hauptsitz der Industrie und lieferte dem Staate die besten Kräfte für die Verwaltung und für das Militär. Die Truppen hatten den besten Ruf und waren eine Art Garde in den Kämpfen. Man spürte den alten Kriegsgeist der Langobarden. In Italien erkannte man allgemein die überragende Stellung der Lombardei; denn es heißt noch heute: „Mailand arbeitet, Rom ißt“. Die Freiheitsliebe der Langobarden, die schon längst im italienischen Volkstum aufgegangen waren, mußte Österreich erkennen, das 1814 dieses Land erhielt, aber 1859 verlor. Im ersten Weltkrieg fiel das Aussehen der Bewohner in dem von uns besetzten Gebiete allgemein auf; ein schlichter Infanterist sagte mir einmal: „Das sind ja keine Italiener, sondern unsere Leute.“ Ich erklärte ihm diese Erscheinung, daß in Norditalien mehrere Germanenstämme sich ansiedelten und im Laufe der Zeit Italiener wurden; das germanische Blut in den Bewohnern läßt sich aber nicht verleugnen, wenn man die Gesichtszüge und die Körperhaltung genauer betrachtet. In den alten Bauwerken der Städte, besonders in Cividale, Pordenone und Feltre erkannten wir noch den langobardischen Geist; denn auch hier gilt der Satz: „saxa loquuntur“ — die Steine sprechen.

Quellen:

E. Beninger „Germanenzeit in Nd.Österr.”.

Dr. Mitscha Märheim „Die Zeit der Langobarden" im Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach „Heimatkundliche Beilage“ 1951/3.

J. Jirecek „Österr. Geschichte“.

Th. Bednar „Urgeschichte“ in Franz Binders „Die Chronik von Zistersdorf“.

Veröffentlicht in: „Weinviertler Nachrichten“, 29. 11. 1962, Folge 48, S. 8

Die Marienverehrung in unserer Heimat

Die Marienverehrung, die bei uns auf ein hohes Alter zurückblicken kann, knüpfte an vorchristliche Kultstätten an, die man als Berg- und Quellenheiligtümer bezeichnete. Das älteste Marienheiligtum befand sich in Oberleis und wurde von zahlreichen Pilgern besucht, es ist der Himmelskönigin geweiht, die in einer Nachtfeier verehrt wurde, die wohl noch aus der Zeit der Mystik stammen dürfte. Ein Quellenheiligtum besaßen Walterskirchen und Zistersdorf; das erstere ist heute vergessen, nicht aber das andere, welches als Wallfahrtsstätte auch heute noch bei vielen Fremden in hohem Ansehen steht.

Die Kirchen zu Ehren Maria Himmelfahrt sind neben den Martius- und Georgskirchen die ältesten, da wir solche schon in der Karolingerzeit finden. Die Stronsdorfer Maria-Himmelfahrtkirche wird 1226 erwähnt und die in Niederleis 1414. In Kronberg stammt die Kirche Maria-Trost aus dem Jahr 1436 (nach dem Schematismus der Erzdiözese Wien).

Das Rittertum beeinflußte mit seinem Minne- und Frauendienst den Marienkult, denn man sah in ihr die sorgende, liebreiche Mutter, die Idealgestalt einer Frau, bei der die Menschen Hilfe, Trost und Fürsprache suchten. Wegbereiter dieser Auffassung waren die Zisterzienser (Zistersdorf) und die Minoriten (Laa). Maria war „die liebe Frau“, der man Kirchen, Kapellen und Altäre weihte; berühmt ist die Pariser „Notre Dame“ und die Münchner Liebfrauenkirche. Unsere Heimat kann nicht so ein berühmtes Gotteshaus aufweisen. Wir finden 1472 einen Liebfrauenaltar in Feldsberg, 1494 in Stronsdorf eine Liebfrauenbruderschaft, 1423 einen Liebfrauenaltar in Wolkersdorf, 1501 in Stronsdorf eine Liebfrauenkapelle und 1507 einen solchen Altar in Obersulz, der sogar einen Indulgenzbrief besaß und daher von Fremden besucht wurde, die den Ablaß bekommen wollten. In Poysdorf wird 1745 ein Liebfrauenaltar in der Pfarrkirche erwähnt.

Als Mutter der Gnade und Barmherzigkeit erscheint uns Maria in einer Glockeninschrift der Erdberger Filialkirche aus dem Jahre 1520: „Maria mater gratiae et misericordiae“. Die Renaissance in Italien schuf um diese Zeit jene unsterblichen Kunstwerke, die im Laufe der Zeit Gemeingut aller Völker des Abendlandes und überall nachgeahmt wurden, so Michelangelos „Pieta“ und die Madonnenbilder im Grünen, die Madonna della Sedia und die berühmte Sixtinische.

Die Reformation lehnte diesen Marienkult ab, weil er in den Evangelien nicht erwähnt wird und Maria nur die Mutter des Heilandes war; verboten war auch das Gebet „Gegrüßet seist du Maria“; mußte doch der englische König nach 1688 bei der Krönung feierlich schwören, die abgöttliche Messe und Marienverehrung abzusagen. In diesen Glaubenswirren versank wahrscheinlich die Bedeutung des Gnadenortes Walterskirchen, nicht aber die von Oberleis, zu dem die Wallfahrten nicht unterbrochen wurden.

Die Gegenreformation betonte dafür die Marienverehrung umso stärker und erweiterte sie sogar, was besonders durch die Jesuiten geschah, die schon 1565 Marianische Kongregationen anregten. Der Kaiser Ferdinand II. („imperator pius“ genannt) verehrte Maria als „mater magna Austriae“, was sein Nachfolger 1647 noch einmal betonte. Die Marianische Mystik fand in dem Olmützer Kardinal Franz von Dietrichstein einen eifrigen Vorkämpfer, der in Nikolsburg eine Loretokapelle (= ein Haus, in dem Maria geboren wurde) errichtete, die das Ziel vieler Wallfahrer aus dem Weinland war; in dieser Kapelle sah man die gnadenreiche Mutter Gottes, der zu Ehren die Lauretanische Litanei an Sonntagen und auch am Samstag abends gebetet oder gesungen wurde.

Die schwere Leidenszeit des 30 jährigen Krieges, die Pest und die Türkengefahr gaben dem Marienkult neue Impulse und riefen eine Marianische Mystik hervor wie nie zuvor, ihr Grundgedanke waren Schmerz und Leid sowie Hilfe und Beistand, den der Mensch im irdischen Jammertal so dringend braucht. Neben den Oel- und Kalvarienbergen sowie Rosenkranz- und Kreuzwegandachten bevorzugten die Gläubigen die Marienbilder der mater dolorosa (die schmerzhafte Muttergottes in Mistelbach), die Pieta z. B. in Poysdorf, das Gnadenbild Mariahilf, die Schutzmantel-Muttergottes gegen Pest und Krankheiten sowie Maria mit Halbmond und Schlange als anxilium Christianorum in der Türkenzeit (in Poysdorf und Nieder-Absdorf). In Großkrut stiftete der Dechant Wahrendorf einen Altar „Zu unserer lieben Frau“, bei dem täglich eine Messe gelesen wurde. Die Obersulzer erbauten eine Mariahilfkapelle zum Schutz der Weingärten gegen tierische Schädlinge. Wilhelmsdorf und Ernstbrunn errichteten Gnadenstätten „Maria Bründl“ genannt, die als Quellenheiligtümer das Ziel von Wallfahrern wurden. Die Gemeinden verlobten sich mit einer Prozession den Gnadenorten Maria Zell, Schloßberg, Wranau und Maria Dreieichen, die jedes Jahr unternommen wurden, um das Pestgelübde einzulösen. Neben den Pilgerstraßen entstanden zahlreiche Bildstöcke, Urlauberkreuze und Kapellen. Die Wallfahrer, die nach Wranau gingen, besuchten in Nikolsburg die Loretokapelle, das Gnadenbild in Turas, die „Schwarze Muttergottes“ im Altbrünner Königskloster und den Gnadenort Kiritein. Sie brachten von diesen Orten große und kleine Gnadenbilder mit nach Hause, um ihre Wohnungen zu schmücken. Das Brünner Bild der „Schwarzen Muttergottes von St. Thomas“, das angeblich der Evangelist Lukas gemalt hatte, sah ich in Poysdorf, Mistelbach und Nieder-Absdorf. In Wirklichkeit stammt es von einem italienischen Meister des 12. Jahrhunderts.

Als 1647 das Gnadenbild Maria Pötsch von Ungarn nach Wien in den Stephansdom kam, verschaffte sich der Wilfersdorfer Pfarrer eine Kopie für die Kirche, das viele Pilger herbeilockte. In der Barockzeit bürgerte sich der Brauch ein, die Marienstatuen mit Samt und Seide zu bekleiden und sie mit einer Krone zu schmücken. Die Kleider mußten recht buntfarbig und leuchtend sein; diese grellen Farben empfand das Volk besonders schön und liebt sie auch heute noch; man betrachte nur die Bildstöcke, Wegkreuze und Kapellen, die mit allen Farben geziert sind. Das Marienbild auf dem Hochaltar der Kirche in Nieder-Kreuzstetten hatte 1721 zehn verschiedene Kleider von reichem Zeug.

1724 wurde Föllim ein Wallfahrtsort mit dem Gnadenbild Maria Herz. In Drasenhofen stellte 1750 ein Bursche ein Muttergottesbild von Einsiedeln (in der Schweiz) in der „Trift“ – Steinebrunner Burgfrieden – auf, das dann in die Pfarrkirche daselbst kam; unbekannte Täter stahlen es 1755. Mistelbach besaß ein Gnadenbild „Maria in der Gstetten“, das fremde Pilger gerne besuchten. Diese Gnadenorte konnten nicht die Bedeutung von Maria Zell erlangen und hatten nur einen geringen Zuspruch von Wallfahrern. Fromme Frauen hingen an einem Waldbaum ein Marienbild auf, das als Waldandacht oder Bildleiche an den germanischen Baumkult erinnert.

Der Marienverehrung dienten in unserer Heimat auch mehrere Bruderschaften z. B. die Rosenkranzbruderschaft in Mistelbach 1738, in Palterndorf 1747, in Nieder-Absdorf und Stronsdorf, die der unbefleckten Empfängnis in Asparn a. d. Z. 1766 und die der 7 Schmerzen bei Maria-Moos in Zistersdorf.

Die Zeit der Aufklärung machte dem barockalen Marienkult ein jähes Ende, weil die Regierung die Bruderschaften auflöste, die Wallfahrten und die Bekleidung der Marienstatuen verbot, die Marienkirchen in Obersulz, Ernstbrunn und Oberleis niederreißen ließ und auch die Bildstöcke neben den Straßen entfernen wollte. Dafür wurden neue Kirchen gebaut, z. B. in Wenzersdorf „Maria Verkündigung“ 1783 und in Wetzelsdorf „Maria Namen“. Nach der französischen Revolution und den Kriegen mit Napoleon ging wieder eine Frömmigkeitswelle durch unser Land, die aber nicht mehr der der Barockzeit gleichkam und von der Romantik stark beeinflußt wurde, die auf die altgermanische Zeit und auf die Mystik des Mittelalters zurückgriff.

1802 stellten die Bernhardsthaler neben der Lundenburgerstraße eine Marienstatue auf und wollten so eine Gnadenstätte errichten; doch die Behörde schritt sofort ein und entfernte die Statue. Im Hohenleitenwald erfreute sich ein wundertätiges Marienbild eines regen Besuches der Dorfbewohner aus den umliegenden Gemeinden. Diese Waldandachten entsprachen dem Geiste der Romantik und führten zu den Maiandachten, die der Papst Pius VII. 1815 gut hieß. Maria erscheint uns in diesen stimmungsvollen Andachten, die in der Regel in der Dämmerung oder in der Nacht abgehalten wurden, als Maienkönigin. Im Volke faßte sie nur langsam Fuß; denn in der Wilhelmsdorfer Bründlkirche wurde sie erst 1882 eingeführt. 1854 erfolgte die feierliche Verkündigung der Immaculata; ihr Bild schmückte oft die neuen Schulfahnen, die in der Konkordatzeit eingeführt wurden. Die geistlichen Behörden hofften auf eine Frömmigkeitswelle in der breiten Masse der Landbevölkerung; sie blieb aber aus und der erwachende Liberalismus schlug einen anderen Weg ein.

Die Erscheinung der Muttergottes in der französischen Stadt Lourdes (1858) brachte die Lourdesbilder, -statuen, -grotten und –kapellen; eine solche erbaute Wolkersdorf 1890; die natürlichen Felsgrotten in Alt-Ruppersdorf und Falkenstein mit ihren Karstquellen richteten die Gemeinden zu stimmungsvollen Lourdesgrotten ein, in denen Marienandachten stattfinden u. zw. in Ruppersdorf im Mai seit 1908 und in Falkenstein im August seit 1909.

Die Fatima-Erscheinung im Jahre 1917 fand auch in unserer Heimat ein bescheidenes Echo, als 1950 eine solche Statue in den Kirchen von Eibesthal, Wetzelsdorf und Poysdorf zur Verehrung ausgestellt wurde. Nach dem Vorbilde des Olympischen Lichtes trugen Stafettenläufer am 24. Mai 1951 das Maria-Zellerlicht in die Gemeinden unseres Bezirkes und das von Lourdes am 27. Mai 1954.

Eine schöne Marienstatue, die leider wenig beachtet wurde, besitzt das Mistelbacher Kollegium und harrt auf eine fachgemäße Ausbesserung; denn Kunstkenner sehen in ihr ein Meisterwerk des Mittelalters. Die Pfarrkiche in Zistersdorf konnte sich rühmen, das Prachtwerk der Muttergottes mit der Weintraube von Lukas Cranach (1472-1553) zu haben; heute befindet es sich im Wiener Diözesanmuseum. In Klein-Hadersdorf sehen wir ein Mariahilfbild aus der Wiener Schule der Nazarener; ein anderes auch aus diesem Kreis hatte die Poysdorfer Pfarrkiche, doch verschwand es 1935 bei der Kirchenrenovierung und mußte einem modernen Platz machen. In Stronsdorf fand A. Krickl 1844 ein Bild Maria Himmelfahrt von einem italienischen Meister. Aus der Zeit der Wallfahrten kann man in den Bauernhäusern Marienbilder von Schoßberg, Maria Zell, Dreieichen, Wranau und Altbrünn sehen; von den letzeren sagt das Volk, sie wären von Tschenstochau. Die Pfarrkirche in Herrnbaumgarten, die 1429 erwähnt wird, ist der Unbefleckten Empfängnis geweiht; früher war es ein anderes Patrozinium, das nach dem 30 jährigen Krieg geändert wurde. Die Wegbereiter der Immaculata waren bei uns die Jesuiten in Wien.

Die Sage, daß ein Gnadenbild die Ortschaft in Kriegsgefahr rettete und den Feind zum Abzug zwang, findet sich in Mistelbach, in Brünn und in Hostein in Mähren, ebenso die Legende von dem Marienbild, das Menschenhand entfernte, aber an die alte Stelle zurückkehrte, begegnet und bei Maria Bründl in Wilhelmsdorf und bei dem größten Heiligtum der Russen in Kursk. Ein volkstümliches Marienlied konnte in Erdpreß der Schulrat Wiesinger aufzeichnen.

Quellen:

das „Wiener Diözesanblatt“ 1898 und die folgenden Jahrgänge. Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

Schematismus der Erzdiözese Wien.

Fitzka „Geschichte der Stadt Mistelbach“.

Krexner „Wolkersdorf a. d. Hochleiten“.

J. A. Krickl „Eisenbahnausflüge auf der K. F. Nordbahn“.

Veröffentlicht in: „Mistelbach-Laaer Zeitung“, 8. 1. 1955, S. 2

Die Mark-Aurel-Säule

Die Germanenstämme Markomannen (= Grenzleute) und Quaden (= die Schlimmen), welche zu den Sweben gehörten, hatte der tatkräftige und geistig-hochstehende König Marbod nach Böhmen und Mähren geführt, wo sie mit den Römern zusammentrafen, die sofort die drohende Gefahr richtig erkannten.

Im Jahre 166 n. Chr. fielen beide Stämme ins Römerreich ein und gelangten bis Aquileja. Drei Jahre später erlitten die Römer eine schwere Niederlage. Da zog Mark Aurel rasch ein Heer zusammen, nahm Sklaven, Gladiatoren und Straßenräuber auf, versteigerte den Kronschatz und zog von Carnuntum auf der Bernsteinstraße neben der March ins Germanenland. Der Gegner wich zurück, und die Römer verwüsteten das Land, brannten die Siedlungen nieder und erschlugen jeden Germanen, der ihnen in die Hände fiel. In Südmähren (vielleicht nördlich der Pollauerberge) kam es zum Kampfe, in dem die Germanen besiegt wurden; diese Schlacht ist durch die Sage vom Regenwunder bekannt.

Im Jahre 176 hielt Mark Aurel zur Feier des Sieges einen großen Triumphzug in Rom; außerdem wurde nach dem Vorbild der Trajansäule eine zweite errichtet, welche 30 m hoch ist und die Heldentaten des Kaisers im Germanenland verewigt. 55 Bilder beziehen sich auf den Krieg mit den Germanen und 61 auf den mit den Sarmaten. Im Heere Mark Aurels befanden sich Gelehrte und Künstler, die Gelegenheit hatten, Land und Leute genau zu studieren. Die Säule ist ein Bilderbuch unserer Heimat, das leider im Laufe der Zeit schweren Schaden erlitt, so daß manche Bilder nicht mehr zu erkennen sind.

1. Bild: Durch einen Torbogen bei Carnuntum marschieren die Legionäre über die Schiffsbrücke auf das linke Donauufer. Die Legionäre tragen Schienenpanzer, die Prätorianer (die kaiserliche Leibwache) Schuppenpanzer und die Hilfsvölker Kettenpanzer. Das Leibroß des Kaisers, der an der Spitze des Heeres reitet, führt ein Prätorianer; ihm folgt der Feldherr und Schwiegersohn Claudius Pompejanus, der in der Hand eine Lanze hält.

2. Bild: Ein Fluß, der sich aus zwei Armen vereinigt, felsige Ufer, ein Wald und vier Quaden mit starkem Bartwuchs und mit Steinschleudern — ausgesprochene Langschädel —. Mark Aurel verhandelt über den Fluß mit den Germanen; aus dem Römerkastell blicken Legionäre auf die Gruppe.

3. Bild: Kinder, Frauen und Männer erscheinen vor dem Kaiser; ein Quadenkönig. Macht Miene, die Hand des Siegers zum Zeichen der Unterwerfung zu küssen. Die Germanen tragen ein langes Hemd und einen Rock mit kurzen Ärmeln. Die Kleidung der Frauen ähnelt der der Männer, doch ist sie zweimal geschürzt, und die Haare fallen über den Rücken.

4. Bild: Ein Quadendorf mit bienenkorbartigen Häusern steht in Flammen. Römer töten Männer und Frauen.

5. Bild: Stier und Widder werden als Dankopfer den Göttern dargebracht. Mark Aurel schließt auf einem Lagerwall einen Vertrag mit einem Quadenfürsten, der selbstbewußt auftritt und eine würdevolle Haltung zeigt. Im Gegensatz sind die Jazygen, welche zwischen Donau und Theiß wohnten, in demütiger Stellung dargestellt, denn knieend flehen sie um Gnade und Frieden. Der Germane hätte sich nicht so erniedrigt. Der Meister hat diese Tatsache im Bilde festgehalten.

6. Bild: Römische Legionäre machen die Form einer „Schildkröte“, halten ihre Schilde eng aneinander und versuchen, einen germanischen Ringwall zu erstürmen. Die Verteidiger werfen auf sie ein schweres Wagenrad, brennende Fackeln, Schwert und Topf hinunter.

7. Bild: Vornehme Germanen ohne Waffen stehen am Ufer eines Stromes, nur die Begleiter tragen Lanzen in der Hand. Daneben sehen wir kleine Pferde mit Sätteln ohne Decke und Bauchgurt; auf dem anderen Ufer sind Germanen, die in der Linken einen Schild halten und mit der Rechten eine einladende Bewegung machen, den Strom zu übersetzen und sich auf römischem Boden anzusiedeln.

8. Bild: Ein Quadenfürst wird nach seiner Verurteilung enthauptet. Um das Gericht stehen Lanzenträger. Rechts bemerken wir die Frau des Verurteilten in gefaßter und würdevoller Haltung. Daneben liegen zwei Köpfe von Hingerichteten; zwei werden mit dem Schwerte enthauptet, während zwei andere, deren Hände auf den Rücken gebunden sind, warten.

Doppelbild: Besiegte Sarmaten. werden von Legionären in den Abgrund gestoßen und mit Lanzen getötet. — An die Stelle der vernichteten Sarmaten siedeln die Römer Männer mit Frauen und Kindern an, die einen Halsring tragen (vielleicht Kelten).

Doppelbild: Eine niedergebrannte Quadenortschaft, ermordete Männer; Frauen und Herden von Haustieren treiben die Sieger als Beute weg. Die schönen Frauengestalten zeigen einen dreieckigen Halsausschnitt, und die langen Haare fallen über das faltenreiche Gewand. — Der Kaiser nimmt die Parade seiner Garde (Prätorianer) ab. Die Reiter sind von ihren Pferden gestiegen und hüllen sich in ihre Mäntel.

11. Bild: In einer Berghöhe liegt eine Viehherde. Von der Burg, welche die Höhe krönt, schreitet ein Germanenfürst, dessen Hände auf den Rücken gebunden sind, herab; sein Bruder und zwei Söhne folgen. Ruhig und gefaßt ist der Quade, den Legionäre begleiten.

Dieser Fürst ist Ariogaisos, der den Kampf gegen die Römer geleitet hat; er wurde nicht hingerichtet, sondern nach Ägypten verbannt. Der Name Gaisos bedeutet Ger oder Speer; heute würde er Er-ger heißen. War die Quadenburg bei unserem Stillfried oder in den Pollauer Bergen? Das zweite Bild entspricht dem Gebiete nördlich von den Pollauer Bergen; die zwei Arme des Stromes sind die Thaya und Schwarzawa, das Kastell war bei Muschau und im Hintergrund dehnte sich der Strimitzer Wald aus.

Auf einem Bild sehen wir ein Getreidefeld, in dem sich mehrere Germanen versteckt halten, um eine Römerabteilung zu überfallen. Das Quadenland war schon damals ein Bauernland und eine Kornkammer. Auffallend ist die Darstellung der Germanen und Sarmaten; es sind zwei verschiedene Völker (Lang- und Rundschädel).

Die Säule litt schwer in der Vergangenheit, und zwar durch Feuer, Erdbeben, Blitz und durch die Menschen. 1589 verschwanden die Statuen Mark Aurels und seiner Gattin Faustina, welche die Spitze krönten; dafür setzte man an ihre Stelle die Statue des Apostels Paulus. Kaiser Wilhelm II. ließ sie herrichten; Gelehrte behandelten sie auf wissenschaftlicher Grundlage und fertigten 240 Bilder von der ganzen Säule an. Julius Cäsars „Gallischer Krieg“, die „Germania“ des Tacitus und die Mark-Aurel-Säule sind wichtige Quellen für die Geschichte unserer Ahnen. Die Bilder der letzteren sind ein Stück Geschichte unserer Heimat, vor allem des Marchtales.

Quellen:

Dr. Erich Gierach „Die Markussäule“, Heft 4 „Sudetendeutsches Volk und Land“.

Veröffentlicht in: „Niederösterreichisches Lehrerblatt“, Juni/Juli 1962, S. 6

Die Märkte in Mistelbach

Schon in vorgeschichtlicher Zeit besaß unsere Heimat wichtige Handelsplätze an der Bernsteinstraße, die von Carnuntum neben der March nach Norden führte; es war mehr ein Tauschhandel. Erst die Kelten hatten Münzen, die dem Handel neue Wege öffneten. Ihre Handelsorte hießen oppida; solche gab es in Oberleis, in der sagenhaften Michelstadt bei Michelstetten, in Klein-Hadersdorf, wo ein Ortsteil noch heute Stadt heißt, in Falkenstein, Großkrut, Feldsberg – Samstagstadt – und Neusiedl a.d. Zaya; auch der Name Altenmarkt bei Gaubitsch, Herrnbaumgarten und Lundenburg waren einmal Handelsplätze.

Unsere Märkte wurden nach italienischem Vorbild eingerichtet; einen maßgebenden Einfluß nahm da die Lombardei – das Langobardenreich des frühen Mittelalters – ein. Der Name Markt ist lateinischen Ursprungs (mercatus).

Das Marktrecht verlieh nur der Landesfürst, der auch die Rechte und gesetzliche Ordnung erteilte; die Marktverleihung war eine „magna charta“, auf die mit Recht die Bewohner stolz waren; denn sie konnten sich Bürger nennen und ihre Gemeinde mit Mauern oder Schanzgräben umgeben. Die Urkunde hielt der Marktrat hoch in Ehren, verwahrte sie gut und in Kriegszeiten ließ er sie einmauern in der Wand des Rathauses. Sie mußte später bei einem Regierungswechsel erneuert werden, was mit einer größeren Geldauslage verbunden war.

Nur solche Gemeinden bekamen das Marktrecht, die an einem Verkehrsknotenpunkt lagen und einen Handwerker- sowie Gewerbestand besaßen. Ausgeschlossen waren reine Bauerngemeinden. Mistelbach war ein wichtiger Verkehrsknotenpunkt; denn hier kamen die Straße von Preßburg über den „Huettertanz“ bei Kettlasbrunn, die von Wien über Ulrichskirchen, die von Korneuburg über Ernstbrunn, die von Znaim über Laa, die von Brünn über Neudorf, die von Lundenburg über Großkrut und die von Ungarn durch das Zayatal zusammen. Mistelbach lag an einem günstigen Punkt im Weinlande und war daher für einen Markt ausersehen. Noch heute bewundern wir den großen Marktplatz, wo sich der Handel mit den Gemeinden abwickelte.

Der Markt, der zuerst 8 – 14 Tage dauerte, wurde mit Glockengeläute und einem Gottesdienst in der Pfarrkirche eingeleitet. In Ernstbrunn ertönte noch um 1910 acht Tage vor dem Jahrmarkt das feierliche Geläute der Glocken der Pfarrkirche. Die großen Märkte der Gegenwart heißen nach den Gottesdienst-Messen.

An die kirchliche Feier schloß sich eine weltliche an. In Gegenwart der Marktvertretung und vieler Bürger sowie Kauf- und Handelsleute verlas der Schulmeister das Handelsprivilegium, das der Landesfürst der Gemeinde verliehen hatte. In Mähren erhielt der Schulmeister dafür eine Gabe. Nun verkündete der Marktrichter mit lauter Stimme die Freiung und befestigte als äußeres Zeichen eine Fahne an dem Pranger; in manchen Marktgemeinden war es ein Kreuz oder eine Faust mit dem Gerichtsschwert. Der Marktfriede wurde genau eingehalten, damit nicht die Gemeinde in einen schlechten Ruf kommen sollte. Das wäre für sie ein schwerer Schaden, wenn Käufer und Verkäufer ausblieben.

An den Markttagen war es strenge verboten, zu raufen, handgreiflich zu streiten, mit einer Waffe in der Hand zu erscheinen, zu stehlen, einen Marktbesucher zu pfänden oder einen alten Streit während des Marktes auszutragen. Käufer und Verkäufer genossen den Schutz der Obrigkeit; es war dies die Herrschaft Wilfersdorf, die eine Wache auf der Hohenleiten bei Wolkersdorf aufstellte; dazu bestimmte sie Untertanen aus den Dörfern um Obersulz.

Der Markt war öffentlich; der Hausierhandel sowie das Betreten der Häuser mit Waren durfte nicht stattfinden. Alle Händler, Handwerker und Kaufleute hatten Zutritt und konnten ihre Erzeugnisse verkaufen, wenn sie den Anforderungen der Beschaumeister entsprachen; diese waren Mistelbacher, die ihr Amt genau und unparteiisch ausübten.

Mistelbach erhielt von Herzog Albrecht III. im Jahre 1372 das Marktrecht, und zwar den berühmten Michaelimarkt, den größten im Weinviertel. Mistelbach spielte dank seiner Verkehrslage im Wirtschaftsleben des Grenzlandes immer eine große Rolle, da es ein hochentwickeltes Handwerk besaß, eine Vorbedingung für einen Markt; hier erfolgte der Austausch der bäuerlichen und handwerklichen Erzeugnisse; hier konnte man Waren kaufen, die man sonst nirgends bekam. Wirte, Bäcker und Fleischhauer machten an Markttagen gute Geschäfte; auch die Bauern hatten Vorteile, da viele Fremde Wein kauften oder eintauschten. In Mißjahren gingen die Einnahmen der Verkäufer zurück. Mit Recht sagte man damals: „Hat der Bauer ein Geld, so hat es die ganze Welt.“

Die Gemeinde nahm Maut-, Zoll und Standgeld an den Markttagen ein; sie ließ einige Tage vorher die Feuerstellen in den Häusern beschauen, überprüfte die Geräte, wie Leitern und Feuerhaken, ließ die Straßen sowie den Marktplatz reinigen, sorgte für die Unterkünfte der Fremden und besserte die Brücken und Stege aus. Die Wilfersdorfer Herrschaft errichtete um „Hueter Tanz“ ein Maut; denn in der guten alten Zeit verstand man es, die Fremden auszunützen und zu wurzen.

Mistelbach war mit dem besten Recht jenseits der Donau (linkes Ufer) ausgestattet. Die Freiung für den Michaelimarkt dauerte 14 Tage vor – und 14 Tage nachher. Ein Wurf, ein Schuß aus der Armbrust, ein Maulschlag, ein Schuß mit einem Messer, einem Schwert oder Spieß kostete 1414 dem Missetäter 5 Pfund den. Strafe, wer einen aus seinem Hause forderte, 6 Schilling 2 den., wer mit bewaffneter Hand in des Nachbars Haus lief, in die Fenster und in das Tor stieß, auch 5 Pfund den. Stritten 2 Frauen mit verbotenen Worten, so trugen beide den Bagstein, der am Pranger hing. Verboten war das Tragen von Armbrust, Hacken, Spieß, langen Messern und gespitzten Schwertern mit breiter Scheide.

Von den Mauteinnahmen gehörte ein Drittel für die Ausbesserung der „bösen Wege“; es zahlte ein Deichselwagen 6 Pfennig, ein Kohlwagen 1, ein „verpunter“ Wagen 3, ein Getreidewagen 1, ein Einspänner 2, ein Weinwagen 3, ein Fragner, der durchfuhr, 1 und ein Binderwagen 1 den. Fuhr ein Bauer mit Fässern durch, so reichte er von jedem Faß 1 den., ein Wagen mit Zimmerholz, der auch durchfuhr, 2 den., von jedem Haupt Kleinvieh 1 Helbling, von Großvieh 1 den. Ein Jude, der durchging, fuhr oder ritt, 3 den. Kam ein Mann mit seiner Ware zum Markt, so gab er einen Zoll, aber keine Maut.

Der Mautner verfügte über 5 Metzen, u. zw. 3 für Weizen und 2 für Hafer. Jeder Bürger konnte sich einen solchen „gehämten“ (= geeichten) Metzen ausleihen, aber nur für 3 Tage. Beim Bannteiding mußte jeder Metzen vorgezeigt werden; auch der Pfarrer hatte seinen Metzen vorzuweisen. Die Weinhäm wurde vor dem Rat und dem Richter mit den Bergleuten gehämt. Tauchten Zweifel an ihrer Richtigkeit auf, so schickte man sie nach Klosterneuburg zur Kontrolle.

Auf dem Getreidemarkt zahlte man: bei einem Mut (30 Metzen) gab der Käufer 4 den., der Verkäufer 1 den., wer über 7 Metzen kaufte = 1 den., bei 10 Metzen = 1 Helbling und bei 15 Metzen = 2 den.

Zoll: ein Leinweber, Krämer, Schuster und Lederer reichte jedes Vierteljahr 2 den., von 1 halben Kotzen 1 den., von einem ganzen 2 den., von 1 Wagen Häfen 1 den., von einer Kuh der Käufer sowie der Verkäufer je 1 den., ebenso von 1 Mastschwein und 1 Bock, von 1 Butte Heringe 1 den.

2 Bürger beschauten das Brot, die Schuhe und das Leder. Was schlecht war, brachten sie vor das Gericht und verbrannten es. „Sachen ohne Topf kochen“, sagten die Leute. Strenge verboten war der Verkauf von einem finnigen Fleisch; tat es ein Meister, so setzte man ihm ein Strohkränzlein aufs Haupt. Die Händler und Kaufleute durften mit ihren Buden und Bänken nicht die Ein- und Ausfahrt der Häuser verstellen. Holzbänke benutzten Bäcker, Fleischhauer, Schuster und Schneider zum Auslegen ihrer Waren; daher spricht man noch heute von einer Fleischbank. Jeder Kaufmann hatte seinen Stand; die Juden wies man in eine Seitengasse, weil sie fürchterlich schrien und lärmten, um auf solche Weise die Käufer anzulocken.

Eigene Getreidemetzen besaßen Mistelbach, Laa, Großkrut und Stockerau. 1570 betrug das Standgeld auf den Mistelbacher Jahrmärkten mit dem Kirtag und Kirtagsfreiheit 20 fl. Nach 1580 verbot die Regierung die Märkte an Sonn- und Feiertagen. Nach einem Wochenzettel vom 2. Juni 1636 notierten die Preise: 1 Metzen Weizen 1 fl 15 kr, Halbgetreide 48 kr, Korn 36 kr, Hafer 24 kr, Heiden 33 kr, Linsen 1 fl 50 kr, 1 Pfund Schmalz 14 kr, ein Pfund Kerzen 9 kr, 1 Pfund Seife 9 kr, 1 Kapauner 24 kr, 1 alte Henne 10 kr, 1 Paar junge Hühner 16 kr, 1 Paar junge Tauben 6 kr, 12 Eier 3 kr, 1 Achter Wein 12 kr und ein Achtel Schmalz 1 fl 52 kr 2 den.

1645 gab es in Mistelbach 4 Beschauleute, 2 Brotwäger und 2 Feuerbeschauer. Die Nikolsburger Juden erhielten 1652 vom Fürsten Liechtenstein das Recht, die Märkte im Herrschaftsbereich Rabensburg, Hohenau und Wilfersdorf zu besuchen, hier Handel zu treiben, die Waren stück-, pfund- und zentnerweise zu verkaufen, aber keine Niederlage errichten sowie hausieren zu gehen. Dafür reichten sie jährlich zu Michaeli ins Wilfersdorfer Rentamt 50 fl. Verboten war es ihnen, Juden aus anderen Gemeinden Mährens mitzunehmen. Oft gab es mit den Juden Zwischenfälle auf dem Markte, weil sie in die Rechte der Handwerker und Kaufleute eingriffen; so verkauften sie 1666 fertige Kleider in Mistelbach und hausierten in den Dörfern mit Sensen und Sicheln, obwohl bei uns nur Eisenwaren aus Steyr und Krems verkauft werden durften.

1642 erhielt Obersulz das Marktrecht von den Liechtenstein. Die Regierung untersagte 1661 den Herrschaften den Fürkauf beim Getreide, weil dadurch nur Käufer und Verkäufer geschädigt wurden. Die Mistelbacher Weber wollten 1663 keine fremden Meister auf die Jahr- und Wochenmärkte einlassen; das galt besonders für die mährischen Weber, die bessere Waren brachten. 1669 war der Michaelimarkt sehr gut besucht und verlief ganz ruhig. 2 Slowaken verkauften da Honig, der von den Lebzeltern gekauft wurde; sie kehrten mit ihrem ungarischen Honig beim „Weißen Rößl“ in Mistelbach ein.

1671 zeigte der Arzt Adam Gunter seine Kunst auf einem Wochenmarkt und riß den Kranken mit einer Zange die Zähne. Das geschah öffentlich vor vielen Zuschauern, die dabei ein Vergnügen fanden. Die Mistelbacher wollten keine fremden Meister und Kaufleute zu den Märkten einlassen, um so ihre Waren und Erzeugnisse zu verteuern und einen größeren Gewinn zu erzielen.

Unsere Märkte litten sehr stark durch den „Aufschlag“, der an der Grenze eingenommen wurde, so z. B. in Neudorf und beim Ruhhof; hier wurde von allen Lebensmitteln und vom Wein diese Steuer eingehoben. Schlaue Slowaken stahlen auf dem Markte den Leuten das Geld, das man damals in einem Beutel am Gürtel trug; sie schnitten rasch diesen ab und verschwanden im Gedränge; daher hießen die Diebe auch Beutelschneider.

1672 verordnete die Marktgemeinde am 11. Oktober, daß das Honiggeld in eine eigene Büchse kam, in die andere steckte man das Waage- und Metzengeld. Zwei Bürger nahmen die Gelder ein, doch mußten es jüngere Leute sein. Das Standgeld vom Fastenmarkt gehörte in einem Jahr dem Marktrichter, an den drei anderen Märkten teilten es der Marktrichter, der ehrsame Rat und die Gemeinde zu gleichen Teilen. Im anderen Jahr nahm sich der Marktrichter die Hälfte und den Rest der ehrsame Rat sowie die Gemeinde. Das Standgeld vom Pfingstmarkt betrug 1672 = 18 fl 24 kr, vom Michaelimarkt 57 fl 39 kr und vom Adventmarkt 14 fl. Nun kamen auf den Märkten auch Berchtesgadener Waren zum Verkauf, und zwar Rechen, Gabeln, Schaufeln, Teller und Schüsseln aus Holz.

40 Juden aus Nikolsburg erschienen 1678 mit 12 Wagen in Eibesthal und wollten zum Mistelbacher Jahrmarkt fahren, mußten aber wegen des schlechten Weges in Ober-Eibesthal 3 Wagen zurücklassen. Drei Mechtl Dragoner von Mistelbach hielten die Wagen auf und verlangten von den Juden eine Wegzehrung. Diese gaben nur 3 gr. und wollten weiterfahren. Doch die Dragoner forderten nun einen Tabak. Da faßten die Juden einige Zaunstecken und richteten einen Soldaten übel her. Die Juden weigerten sich, den Täter namhaft zu machen, was von ihnen verlangt wurde. Daraufhin „traktierten“ die Dragoner am 2. Dezember auf dem Marktplatz in Mistelbach die Juden vor ihren Buden mit Schlägen, plünderten sie aus und nahmen ihnen die Waren weg, die sie in das Haus des Mechtl trugen; besonders hatten sie es auf das Trebitscher Tuch abgesehen. Die Juden klagten, weil es ein schwerer Verstoß gegen die Marktordnung war und jeder Kaufmann die Sicherheit an Leib und Gut genoß. Die Juden berechneten ihren Schaden mit 255 fl 30 kr. Die Dragoner gaben das Tuch zurück und „restituierten“ am 12. Jänner 1679 noch 105 fl 30 kr. Einen guten Ruf hatten neben dem Tuch von Trebitsch noch das von Iglau und Brünn.

Im gleichen Jahr nahm ein Mechtl Dragoner in Bullendorf einem Vogelhändler einen Falken weg. Die Herrschaft Wilfersdorf verhaftete den Soldaten sofort, setzte ihn ins Gefängnis und traktierte ihn unbarmherzig mit 100 Prügelstreichen, sodaß der Missetäter eine Hand nicht brauchen konnte.

Nach einem Befehl der Regierung mußten nach 1685 die Brotwäger strenge darauf sehen, daß sich Bäcker sowie Fleischhauer an die Wiener Ordnung halten; die Aufsicht über Fleisch und Heringe sollten sie genauer nehmen, eine Lehre aus dem Pestjahr 1679.

Ganz unerwartet erschienen 1688 drei Ueberreiter auf dem Frühjahrsmarkt, um die Waren zu prüfen, welche die Juden verkauften; diese zahlten jährlich 60 fl in das Wilfersdorfer Rentamt; nun bekam 1712 der Hauptmann noch 9 fl für seine Person, der Rentschreiber 2 fl und der Mistelbacher Marktrichter 4 Ellen Tuch. 1714 beschwerten sich die Kaufleute, weil sie die Marktgebühren nicht nach der Tafel zahlen mußten, sondern nach freiem Belieben. Widerrechtlich nahm die Gemeinde von den Schweinen auf dem Markte einen Aufschlag von 3 kr ein; der Aufschlageinnnehmer forderte diese Abgabe von dem Getreide, das die Bauern als Baugut einführten und von dem sie früher nichts gezahlt hatten.

Preise der Waren:

1709 = 1 Metzen Weizen 2 fl 6 kr – 2 fl 15 kr, Korn 1 fl 30 kr – 1 fl 48 kr, Hafer 36 kr – 45 kr, Gerste 1fl 9 kr – 1 fl 18 kr, Brein – Erbsen 1 fl 52 kr -2 fl, ein Pfund 11 kr und 1 Pfund Kerzen 11 kr.

1716 = 1 Metzen Weizen 1 fl 30 kr – 1 fl 36 kr, Korn 1 fl – 1 1 fl 6 kr, Hafer 45 kr – 48 kr, Brein 2 fl – 2fl 20 kr, Gerste 57 kr – 1 fl, Erbsen -, 1 Pfund Seife 10 kr und 1 Pfund Kerzen 11 kr. Weiter 1Pfund Rindfleisch 4 ½ kr, Kalbfleisch 6 kr, Schweinefleisch 5 kr, allerlei Fische 9 kr, 5 Eier 3 kr, 1 Seidel Schmalz 8 kr.

Der Mistelbacher Instrumentenmacher lieferte für die Herrschaft Wilfersdorf die Jagdhörner. Wiederholt klagten die Käufer über die schlechten Maße und Gewichte der Kaufleute, sodaß die Obrigkeit 1720 befahl, daß nur zimentierte Maße, Gewichte, Waagen und Ellen verwendet werden dürfen.

Der Bau der neuen Poststraße über Wilfersdorf im Jahre 1732 bedeutete für Mistelbach einen wirtschaftlichen Nachteil; sie sollte zuerst von Schrick über Mistelbach, Eibesthal und Wetzelsdorf gehen. Die Bürger Mistelbachs waren stolz auf ihre Märkte und wollten mehr sein als Untertane der Wilfersdorfer Herrschaft, mit der sie sich nicht immer vertrugen; es gab Streitigkeiten, und der fürstliche Amtmann klagte oft über die renitenten Bürger. In der Gemeinde selbst herrschte manchmal ein scharfer Gegensatz zwischen den fürstlichen Untertanen und denen der Barnabiten. Ackerbau und Weinbau waren eine wichtige Einnahmsquelle der Bürger. Handwerk und Gewerbe konnten sich mit ihren Wünschen und Forderungen in der Gemeindestube selten durchsetzen; denn die Bauern waren konservativ und lehnten die Neuerungen ab, die vom Gewerbe gestellt wurden. Die Klagen über schlechte Maße und Gewichte wollten nicht verstummen, wenn auch die Obrigkeit immer wieder eine strenge Aufsicht verlangte.

1747 wünschte Groß-Enzersdorf einen Getreidemarkt. Dagegen protestierten die Mistelbacher, da die Bauern aus dem Marchfeld und von Südmähren den Mistelbacher besuchen und er für das Weinviertel genüge. Der Michaelimarkt mußte mehrere Tage dauern, da die Bauern an diesem Tage die Steuern und Abgaben ihrer Herrschaft entrichteten; auch die Beamten konnten nicht nach Mistelbach kommen.

1761 zahlte ein Tuchhändler, Schwarzhafner, Messerer, Eisenhändler und Hafner je 10 kr Standgeld auf dem Markte, ein Leinenhändler 7 kr, ein Schuster 3 kr, ein Spezereihändler und Kramer je 4 kr, ein Schneider und Kürschner je 5 kr, ein Bratelbrater 15 kr, ein Welscher mit seiner Kraxen 4 kr und ein Jude 5 kr.

Das Kreisamt verlangte 1762 Auskunft über das Einfuhrgeld, das Mistelbach von den Marktleuten einhob, die zum Markt fuhren und mit Waren handelten; befreit von diesem Geld waren die Durchreisenden sowie die Marktbesucher; von jedem Wagen entrichtete man 6 kr, von einem Handelsmann aus Ungarn, Mähren und Schlesien 9 kr. Jährlich kamen auf diese Weise 60 fl ein, die der Marktrichter in die Gemeindekasse legte. Der Gerichtsdiener nahm von jedem inländischen Wagen, der mit Waren beladen war, 3 kr und von ausländischen 6 kr. Standgeld entrichteten alle Handwerker, Händler und Kaufleute, und zwar 6 kr; Tuch-, Spezerei-, und Leinwandhändler, Savoyarden, Eisler und Händler 4 kr; Krämer und Professionisten 4 kr und jeder Jude 7 kr. Jährlich gingen da 90 fl ein, die dem Marktrichter für seine Arbeit und Mühe überlassen wurden, weil er kein Gehalt empfing. Der Gerichtsdiener nahm das Standgeld vom Ziegenmarkt – á 3 kr -, was sein Jahreslohn war.

Nikolsburger Juden brachten 1763 fünf Eimer Koscherwein nach Mistelbach. Immer noch benützten die Kaufleute nicht zimentierte Maße und Gewichte; deshalb sollte die Gemeinde strenger gegen diese vorgehen und auch sie strafen; besonders arg trieben es die Fleischhauer und Bäcker, die zu kleine Brote verkauften. Nun kamen zu den Märkten in Mistelbach auch die Bandlkramer aus dem Waldviertel. Die fremden Kaufleute mußten bewaffnet sein, weil Wegelagerer, Zigeuner und abgedankte Soldaten sie oft überfielen und beraubten. Gefährlich war der Wald auf der Hohenleiten bei Wolkersdorf und der Tennauwald bei Poysbrunn.

1766 heißt es in einem Bericht: Das Standgeld, das Ein- und Ausfuhrgeld an den Markttagen bezogen der Gerichts- und Marktdiener von Mistelbach; früher steckte es der Landgerichtsdiener ein, dem es aber der Marktschreiber entzog. Der Landgerichtsdiener hatte die Gefangenen strenge zu überwachen, die wegen Platzmangel von Wilfersdorf nach Mistelbach überstellt wurden; dazu mußte er die Robot einsagen; deshalb hielt er sich einen Knecht und eine Magd. Die n.ö. Landesregierung sprach ihm das Standgeld zu. Damals herrschten verworrene Verhältnisse in der Gemeindeverwaltung. Marktrichter war Michael Kölbl, der abgesetzt werden sollte; denn es fehlte Geld in der Gemeindekasse, die Rechnungen stimmten nicht, viele Belege fehlten, in den Waisengeldern war ein Durcheinander, und der Marktschreiber, der seines Amtes nicht gewachsen war, mußte entlassen werden.

Woher kamen die Fremden, die den Markt in Mistelbach besuchten? Von Dürnkrut und Umgebung waren es die Korbflechter, aus dem Marchfeld die Getreidebauern, aus Ungarn die Hafner, die Honig-, Vieh- und Pferdehändler, von Falkenstein kamen die Krimlingäpfel, von der Laaer Ebene die Zwiebeln und Knoblauch, von Staatz und Umgebung der Safran, von Trebitsch, Iglau, Brünn und Asparn Tuch, von Mähren und Schlesien die berühmte Leinwand, von Znaim die Buchhändler, von Kromau Papier – da war sogar eine Niederlage in Mistelbach - , von St. Johann in Ungarn die Seifensieder, von Katzelsdorf die Eierhändler, von den herrschaftlichen Schäfereien Käse, von Znaim und Groß-Schützen die Hafner; diese brachten das schöne, aber teuere Tongeschirr, „Brüdergeschirr“ genannt, das die Frauen und Mädchen bewunderten.

Bei den Buden der Lebzelter drängten sich die Käufer. Mütter wollten ihren Kindern daheim eine süße „Mitbring“ vom Markte kaufen; junge Burschen mußten ihren Mädchen nach altem Brauch ein Lebzeltherz mit der Inschrift „Ewig dein!“ schenken. Frauen kosteten da den süßen Honigwein oder den Met.

Beim Bücherstand suchten Leute einen Lesestoff; beliebt waren Räuber-, Ritter- und Geistergeschichten, Traum-, Zauber- und Arznei-Bücher sowie Kalender. Diesen Stand kontrollierten die Geistlichen, damit keine verbotenen Schriften unter das Volk kamen. Der Bauer kaufte gerne Bilder als Zimmerschmuck für die gute Stube; beliebt waren recht buntfarbige, die von Böhmen gebracht wurden; Wohlhabende bevorzugten ein Landschafts- und Kaiserbild. Auch religiöse Andenken fanden da Absatz: Rosenkränze, Amulette, Sebastianipfeile gegen Krankheiten, Benediktuspfennige gegen Feuersgefahr, Skapuliere, Georgstaler, Blutsteine, Loretahäuptchen gegen Kinderkrankheiten, Ulrichskreuze, Leonhardisegen gegen Viehseuchen usf.

Savoyarden drängten sich mit ihren billigen Waren recht aufdringlich an die Käufer, Krainer, Gotscheberer, Zillertaler, Welsche und Materialisten ergänzten das bunte Marktleben.

An Belustigungen fehlte es nicht; dafür sorgte das fahrende Volk, das als unehrlich galt und nicht den Marktplatz betreten durfte; auf den Zufahrtsstraßen war sein Platz: der Bärentreiber ließ das Tier zum eintönigen Klang einer Trommel tanzen, ein Affe in buntem Gewande zeigte seine Künste, ein Papagei zog aus einer Schachtel Papiere mit Sprüchen, die dem Käufer seine Zukunft sagten, Zigeunerfrauen schlugen dem Neugierigen Karten auf oder sagten aus der Handfläche sein Schicksal, ein Dudelsackpfeifer spielte die Melodien aus seiner fernen Heimat, Bettler baten die Vorübergehenden um eine kleine Gabe, Krüppel und Blinde verlangten ein Geld; daneben sah man Gaukler, Possenreißer, ein Ringelspiel und manchmal sogar einen Zirkus. Das Volk freute sich und lachte über das Gesehene, spendete Beifall, wich aber ihnen aus und vermied jede nähere Berührung, um nicht auch in den Ruf der Unehrlichkeit zu kommen.

Nach 1800 gingen die Mistelbacher Märkte langsam zurück, da Znaim, Nikolsburg, Lundenburg, Groß-Schützen und später Laa ihre wirtschaftliche Stellung verbesserten. Nach 1830 brauchten die Gemeinden nicht mehr ihre Marktprivilegien bestätigen zu lassen. Die Nikolsburger Kaufleute stellten 1838 die Mehrheit der Verkäufer auf dem Michaelimarkt. Nach 1848 verloren die Märkte ihre alte wirtschaftliche Stellung im Grenzlande; die Zünfte wurden aufgehoben, die Beschaumeister verschwanden, und die Händler brachten minderwertige Waren, sodaß man mit Recht sagte: „Willst Du nicht unnütze Dinge kaufen, darfst Du nicht auf den Jahrmarkt laufen.“ Damit büßten die Märkte ihren guten Ruf ein. Nach 1878 tauchte auf den Märkten der Bosniak auf, der in seiner Kleidung und mit seinem Korb voll Waren allgemeines Aufsehen erregte und oft ein echter „Kinderschreck“ war. 1886 wird ein Bandltragerweg erwähnt, der nach Siebenhirten und über den Sattelberg führte.

Im Weinland gab es zu viele Marktgemeinden, die manchmal keine Bedeutung hatten. Immer bewahrte der Mistelbacher Michaelimarkt seine Stellung im Vergleich zu den anderen Jahrmärkten in den Nachbargemeinden. Nicht vergessen dürfen wir den Kirtagsjahrmarkt in St. Ulrich, der am 4. Juli abgehalten wurde. Der Name erinnert mich an die „Kirmeß“ in Nordmähren; denn so hieß früher der Kirtag in meiner verlorenen Heimat. In dem Worte liegt noch eine Erinnerung an den Gottesdienst, der einmal den Markt einleitete.

Das Marktrecht verleiht noch heute die Landesregierung an größere Dorfgemeinden, doch hat es nicht mehr die Bedeutung wie früher. Es ist eine Art Standeserhöhung ohne wirtschaftliche Vorteile.

Nach 1900 ging die wirtschaftliche Entwicklung der Märkte neue Wege; so traten an die Stelle der Getreidemärkte die Lagerhäuser, und den Markt ersetzen die Kauf- und Warenhäuser in den größeren Gemeinden, wo das Volk zu jeder Zeit in großer Auswahl jene Waren erhält, die es braucht. Mistelbach erlangte in dieser Zeit die alte Verkehrsstellung im Weinlande, die es heute braucht; denn hier schneiden sich mehrere Eisenbahnlinien sowie Postkraftwagenstrecken; es ist wieder ein Verkehrsknotenpunkt, der dem Handel nur zugute kommt. Durch die neue Reichsgrenze verloren Znaim, Laa, Nikolsburg und Lundenburg einen Großteil ihres kaufkräftigen Hinterlandes.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

B. Bretholz: Das Nikolsburger Urbar 1414.

Gr. Wolny: Die Marktgrafschaft Mähren.

Veröffentlicht in: „Mistelbach in Vergangenheit und Gegenwart“, 1954, S. 101 - 111

Die Mühlen in Poysdorf

Es ist ein weiter Weg, den die Menschheit gehen mußte, ehe sie Luft und Wasser in den Dienst der Mühle stellt. Die vielen Reibsteine, die wir noch heute auf den Feldern finden, sind Überreste aus der vorgeschichtlichen Zeit, als noch Frauenhände die Körner zu Mehl zerrieben. Erst im Mittelalter tauchten bei uns die ersten Wasser- und Windmühlen auf. Noch vor 100 Jahren gab es in Klein-Schweinbarth, Alt-Ruppersdorf, Gaubitsch und Mistelbach Windmühlen, die heute verschwunden sind.

Die Gestalt des Müllers galt in früherer Zeit als „unehrlich“. Er hatte keine Standesehre, gehörte keiner Zunft an, war von den Mitmenschen verachtet und man mied seine Gesellschaft und seinen Verkehr. Erst im Zeitalter der Aufklärung (um 1770) erhielt er seine Menschenwürde. Die Mühle war meist Eigentum der Herrschaft, die sie verpachtete. Der Bestandsmüller war der Pächter und zugleich eine Vertrauensperson des Grundherrn, da er von jeder Robot befreit war. Er mußte den Mühlbach gut ausräumen, daß die umliegenden Wiesen und Felder nicht Schaden leiden, wenn größere Wassermengen kamen. Bei dem Bantheiding nahm der Müller sein Maß mit, damit man nachschauen konnte, ob es genau den vorgeschriebenen Inhalt faßt. In Poysdorf hatten sie noch „ein Maßl Grundl und Kreßling“ (Fische) mitzubringen.

Die Mühlen sind die ältesten Gebäude und ihre Geschichte ist lehrreich für den, der seine Heimat kennen lernen will.

Die Schwayer-Mühle Nr. 1 hieß früher Engelherrn- und Pillermühle. 1689 wird ein Müller Paul Riedl angeführt. Die Mühle muß einmal sehr groß gewesen sein und wurde dann in Viertel zerstückelt. Der ganze Dienst, den die Mühle nach Wilfersdorf zahlte, betrug im Jahre 1689 14 fl 48 Kreuzer 2 Pfennig. Nach dem Grundbuch des Jahres 1764 zahlte die Mühle 5 fl 5 Kreuzer Dienst. Der große Wohltäter der Poysdorfer Armen, der Prälat Josef Piller, stammte aus dem Hause.

Die Attenbrunner-Mühle hatte folgende Namen: Dreyschl-, Hofer- und Jesuitenmühle. 1764 werden 2 Mahlgänge angeführt, von denen der eine beständig, der andere unbeständig ist. Die Mühle fehlte im Liechtenstein Urbar vom Jahre 1596; statt derselben war der „Liechtensteinsche Hündische Hof“ mit Stadel und Garten, der außerhalb des Marktes lag. Er gehörte dem Fünfkircher, der die Herrschaft Falkenstein und das heutige Schloß Fünfkirchen besaß. Johann Sebastian von Mangen, Herr zu Froschmühl und Drässenhof, hat in den Jahren 1641 – 1657 den Hof erschlichen und ihn Drässenhof oder Drässelhof genannt, damit man nicht auf den unerlaubten Vorgang draufkommt. Dieser Hof, der zur Herrschaft Wilfersdorf gehörte, hätte nach dem Erbeinigungsbriefe vom 29 September 1606 nie verkauft werden dürfen. Der Herr von Mangen erbaute zu dem Hofe eine Mühle, die nach seinem Tode in die Hände der Jesuiten in Wien gelangte, die ja hier und um Poysdorf einen großen Besitz hatten. Sie war ein Dominikale, d. h. sie war frei von jeder Abgabe und vom Zehent. Das Gebäude lag einmal viel höher, da im Laufe der Zeit der Regen viel Sand und Erde anschwemmte. Das große Wappen über dem Eingange ist längst verschwunden, an das sich noch einzelne alte Leute gut erinnern können. Wenn man sich erzählt, daß früher einmal hier Protestanten waren, so ist dies insofern richtig, da ja die Fünfkirchner Lutherianer waren. Einzelne standen sogar im Verdachte, Wiedertäufer zu sein. Auch von einem großen Goldschatz, der hier in der Mühle vergraben sei, berichtete man. Die Lutherianer und noch mehr die Wiedertäufer waren sehr sparsam, lebten zurückgezogen und erwarben auf diese Art viel Geld. Allgemein hieß es um 1620, daß die Wiedertäufer, die in unserer Gegend einen großen Schatz besäßen, so daß Kaiser Ferdinand II. den Grafen Breuner von Asparn a. d. Zaya fragte, ob er nicht wisse, wohin der Schatz gekommen sei. 1837 kaufte die Mühle ein Ignaz Leiwolf. Als im Jahre 1928/29 der Poybach reguliert wurde, erhielt die Mühle keine Wasser, so daß sie ihre Tätigkeit einstellte. Die Gemeinde löste dem letzten Besitzer das Wasserrecht ein.

Die Froschmühle, die 1598 erbaut wurde, hat ihren Namen von dem Verwalter Frosch, der um 1590 lebte. Wer den Hof betritt, staunt über die schönen Laubengänge. Die Mühle gehört zu den besten Renaissancebauten unserer Gegend. Sie hatte auch 2 Mahlgänge, von denen der eine beständig, der andere unbeständig war. Außerdem gehörte dazu ein Gasthaus, 2 Zinszimmer, 1 Grasgarten, 1 Keller, 1 Preßhaus, 1 Schüttkasten, 1 Stadel, 1 Einsatzkeller und ein Baum- und Grasgarten am Bach. Neben der Mühle befand sich der Kuchel- und Lustgarten. Der Mühlbach hatte (1760) eine Breite von zwei Klaftern und war mit Felberbäumen besetzt, Die Mühle war Dominikalbesitz der Grafen Trautsohn von Falkenstein, deren Wappen über dem großen Hoftor hängt. Vom Mühlbach mußte der Herrschaft Wilfersdorf alle Jahre zu Georgi und Michaeli je 1 fl gezahlt werden. Das Wohnhaus hatte in früherer Zeit einen Turm und darin war eine Glocke, die später in die Bründlkirche kam. Der Name Pointnermühle stammt von dem Besitzer Pointner, welcher im Jahr 1924 der Lehrerbücherei der Knabenschule eine große Anzahl von Büchern spendete. Das Gasthaus ist heute im fremden Besitz und hieß einmal Mechtl-Wirtshaus. Das Geschlecht der Mechtl von und zu Engelsberg stammte aus Bayern und reicht zurück bis in die Zeit Friedrichs III. (1439 – 1493). Sie standen an der türkischen Grenze in Kriegsdiensten. Albrecht von Engelsberg zeichnete sich als Oberstleutnant der Festung Raab besonders aus. Franz Hermann Mechtl kaufte 1681 den Mitterhof in Mistelbach. Johann Bernhard Mechtl war Viertelshauptmann des Weinviertels und 1739 General-Land-Oberstleutnant. 1711 kaufte er die Froschmühle von dem Besitzer Sebastian von Mangen. Er hatte 10 Kinder. Das Geschlecht verschwindet dann, ein Josef Augustin Mechtel ist Bergrat in der ungarischen Stadt Nagybanna. Ihr Wappen zeigt eine Wachtel, auf dem Querbalken steht das Wort Liebe. Die Gestalt der Wachtel hängt damit zusammen, daß ursprünglich der Name Wachtel und nicht Mechtl lautete. Das weitere Schicksal der Herren von Mechtl ist uns nicht bekannt.

Die Dampfmühle erbauten im Jahre 1683 acht Männer, an deren Spitze Michael Wild stand. Damals herrschte eine große Trockenheit und Dürre, so daß in den Brunnen kein Wasser war und der Poybach versiegte. Die Mühlen konnten deswegen nicht arbeiten und es war ein großer Mangel an Mehl. Die Bauern fuhren bis nach Wien zu den Schiffsmühlen, um das Getreide mahlen zu lassen. Aus Polen und Schlesien wurde Mehl eingeführt. Am 20. Juli 1864 eröffnete die Mühle ihren Betrieb. Im gleichen Jahre richtete auch der Müller Karl Schwayer seine Mühle in Ketzelsdorf für den Dampfbetrieb her. Die Singermühle hieß noch Heid-, Kirchen- und Schinkele-Mühle. Die heutigen Gemeindeäcker waren einmal eine Heide. Die Mühle gehörte dem Baron Singer, dessen Wohnhaus noch heute Singerburg genannt wird. Er vermachte sie im Jahr 1693 der hiesigen Pfarrkirche. Sie hatte 2 Gänge und diente der Pfarre Ameis, bzw. dem Kloster in Asparn a.d.Z. Der Herrschaft Wilfersdorf zahlte sie jährlich 6 Gulden 2 Kreuzer. Die Kirche verpachtete die Mühle. Der bekannteste Pächter war der Schinkele, der im Jahre 1848 in der Nationalgarde eine wichtige Rolle spielte. 1858 gab es zwischen der Gemeinde und der Müllerinnung in Mistelbach einen Streit wegen des Wehres, das neu hergestellt wurde. Die Gemeinde zahlte 260 Gulden und die Kirche ein Drittel. Die Mühle litt oft unter der großen Wassernot. 1872 wurde das Wehr neu hergerichtet und 1889 weggerissen. Das Wasserrecht der Mühle löste die Gemeinde um 4000 fl ein, zwei Jahre später kam sie in fremde Hände und ist heute ein Wohnhaus. Den Wassergraben, der einmal zur Mühle führte, erkennt man noch deutlich in den Gemeindeäckern.

Ein Zug der Romantik weht um die alten Mühlen, die abseits der Ortschaft in den Feldern an einem Bache lagen. Mächtige Pappeln, Linden oder Kastanien umgaben das Gebäude, eintönig klapperte das Werk und das Wasser rauschte über das große Mühlrad. Kein Wunder, wenn Maler und Dichter diese stillen Plätze besuchten und hier den Zauber der Natur im Gedichte oder in einem Bilde festhielten.

Oft waren aber auch die Mühlen der Zufluchtsort für lichtscheues Gesindel. Man mied diese Stätte und hielt den Müller für unehrlich. Oft erzählte man sich unheimliche Geschichten, man wollte den Teufel, Hexen und andere Geister um Mitternacht gesehen haben. Deswegen ist der Ausdruck „Teufelsmühle“ gar nicht so selten.

Die Dampfmaschine und der Motor haben die Wassermühlen vernichtet. Der Vergangenheit gehört das bekannte Lied an: „Es klappert die Mühle am rauschenden Bach.“ Die kleinen Betriebe gehen ein und dafür entstehen Dampfmühlen mit rauchenden Kaminen. Es ist dies der Geist der Neuzeit, der Geist der Industrie.

Veröffentlicht in: „Mistelbacher Bote“, 1930

Die Nachtwächter

Zu den wenigen Gemeindeangestellten des Dorfes gehörte auch der Nachtwächter, der früher einmal eine größere Bedeutung hatte als heute, denn er sorgte zur Nachtzeit, wenn Bürger und Bauern schliefen, für Ruhe, Ordnung und Sicherheit des Eigentums. Jede Ritterburg hatte ihren Wächter, der vom hohen Turme aus weit in das Land blickte und das Herannahen der Feinde rechtzeitig den Rittern durch ein Trompetensignal verkündete. Der Turmwächter begrüßte aber auch die Gäste, die aus weiter Ferne zum Burgherrn auf Besuch kamen. Er ließ sein Horn erschallen, wenn im Osten die Morgensonne erschien und wenn sie am Abend hinter den dunklen Wäldern des Westens verschwand. Seine munteren oder ernsten Weisen ersetzten den Burgbewohnern die Glocke, die uns heute die Tageszeiten mit hellem Klang anzeigt. Die Liebespaare waren dem Wächter nicht hold gesinnt. Denn sein Morgenruf war das Zeichen, dass sie sich verabschieden und trennen mussten. Nur zur Nachtzeit durften sie damals zusammenkommen und sie machten oft dem Wächter Vorwürfe, dass er das Morgensignal zu früh blase.

Die Burgen zerfielen, aber die Dörfer und Städte übernahmen die Gestalt des Wächters, der im Laufe der Jahrhunderte in der Geschichte eines jeden Dorfes zwar eine bescheidene Rolle spielte, aber immerhin nötig war. Die Straßenbeleuchtung war damals etwas Unbekanntes und Räuber und Diebe konnten ungestört ihrer Arbeit nachgehen. Zum persönlichen Schutze trug er eine Lanze oder einen Spieß, den er trotz der Erfindung des Schießpulvers und der Feuerwaffe fast bis in unsere Zeit behielt.

Seine Bezahlung war eine geringe; darum nahm er seinen Dienst nicht immer gerade sehr genau. Statt darauf zu sehen, dass der Gemeindewirt oder der Pächter der herrschaftlichen Taverne rechtzeitig die Gäste entließ und sein Geschäft sperrte, setzte er sich ruhig zu den Zechern und trank fleißig mit. War er doch vielfach ein trinkfester Mann, der schon einige Gläser hinter die Binde gießen konnte, ohne einen Rausch zu bekommen. Da er oft in einem Winkel schlief und die Diebe ungestört arbeiten konnten, musste er gegen Ende des Mittelalters singen oder blasen, wenn er langsamen Schrittes durch die Gassen ging. Später kam noch in einzelnen Gemeinden die Aufgabe dazu, die Stunden auszurufen. Diese Rufe und die Lieder zeigen die ernste und witzige Lebensauffassung der Nachtwächter, die über einen gesunden Humor verfügten und allerhand Verse und Gstanzeln dichteten. Konnte er es eben nicht, dann ließ er sich die Sprüche vom Schulmeister oder Stadtschreiber zusammenstellen. Obwohl er keine Standesehre besaß – er gehörte zu den „unehrlichen Leuten“ –, so suchte doch jeder Bewohner mit ihm auszukommen und wich einer Feindschaft mit dem Nachtwächter aus. Denn der sah und hörte gar vieles, wenn er durch die stillen Straßen schritt. Er horchte und lauschte und war oft Zeuge von Streit und Zank der Eheleute; er kannte alle Wirtshausbesucher und manchen geleitete er still nach Hause, lehnte ihn an die Tür und weckte die Hausfrau, die dann den Mann in Empfang nahm. Dass er für solche Samariterdienste belohnt wurde, versteht sich von selbst. Er wusste alle Neuigkeiten in der Gemeinde, und wer etwas wissen wollte, brauchte ihm nur ein „Viertel“ zahlen. Und doch war er ein armer Teufel. Er wohnte im Nachtwächterhäuschen, das in der Regel neben der Kirche stand. Seine Kinder durften kein Handwerk lernen, da er ja „unehrlich“ war.

Die Marktgemeinde Poysdorf regelte in einem Vertrage des Jahres 1780 die Rechte und Pflichten der zwei Nachtwächter. Daraus erfahren wir, dass er an bestimmten Stellen des Marktes die Stunden auszurufen hatte, und dass er Diebstähle, Raufereien und Krawalle in der Früh dem Marktrichter anzeigen musste. Die Nachtwache begann nach den verschiedenen Jahreszeiten bald früher, bald später. Der Dienst dauerte von Georgi bis Bartholomäi, das ist vom 24. April bis 24. August von 10 Uhr abends bis 2 Uhr früh, von Bartholomäi bis Martini (11. November) von 9 Uhr abends bis 3 Uhr früh, von Martini bis Matthäi (24. Februar) von 8 Uhr abends bis 4 Uhr früh und von Matthäi bis Georgi von 9 Uhr abends bis 3 Uhr früh. Während der eine auf der Straße seinen Dienst versah, hatte der andere auf dem Kirchenberge seinen Posten, von wo er den ganzen Markt überschaute. Brach ein Feuer aus, so lief er zur Kirche und läutete die Feuerglocke. Der andere schrie in den Straßen. „Feuer! Feuer!“, schlug an Fenster und Türen und weckte die Leute auf, damit sie zur Feuerstätte eilen und hier helfen und retten. Die Nachtwächter waren auch in Poysdorf Totengräber. Die wohlhabenden Leute zahlten ihnen dafür stets einen angemessenen Lohn, die armen dagegen waren von der Begräbnistaxe befreit. Für den Marktrichter hatten beide Botengänge zu verrichten. Zur Zeit der Pest wurden sie von den Bürgern unterstützt. Da hatten sie darauf zu sehen, dass die Tore am Abend gut zugesperrt wurden und dass niemand den Markt betrat, der nicht einen Pass von der Behörde hatte. Auch auf die Himmelserscheinungen (Kometen, Verfinsterungen, Kugelblitze und so weiter) passten sie auf, da solche Erscheinungen bei dem großen Aberglauben jener Zeit eine gewisse Vorbedeutung hatten. Die Torschlüssel erhielten die Nachtwächter zu Georgi im Rathaus. Der Georgstag war früher das Neujahr der Bauern. Eingefallene Getreidegruben besserten sie aus, die Straßen reinigten sie, das Wasser leiteten sie ab und die Kirchenstiege hielten sie rein und sauber. Dafür hatten sie freie Wohnung im Nachtwächterhäuschen und monatlich fünf Gulden.

Im Jahre 1821 zahlte jedes Haus den Nachtwächtern 30 Kreuzer für das Jahr. Dieses Geld sammelten sie selbst ein. Die Gemeinde gab noch dazu aus ihrer Kasse 20 fl, doch mussten sie jede Woche die eine Kirchenstiege reinigen. Die Leute beklagten sich damals über die Schlamperei und über den mangelhaften Dienst der Nachtwächter; die Straßen seien schmutzig, Wassertümpel stehen überall und werden nicht abgelassen, in der Nacht herrsche ein Lärm und ein Geschrei; die Nachtwächter mögen auch in die Kellerstraßen, bei den Presshäusern und Scheunen nachschauen, damit hier kein Einbruch geschieht.

Die Anstellung erfolgte durch den Rat, der „nach reiflicher Überlegung“ die Auswahl unter den Bewerbern traf. Die Gemeinde schaute auf die „moralischen Umstände“, wie er sich in der Öffentlichkeit aufführte, ob er die Sonntags- und Christenpflichten erfülle. Darum zog man zu dieser Amtshandlung auch den Pfarrer bei und hörte sein Urteil an. Am Jakobitag (nach dem 25. Juli) erschienen beide im Rathaus, wo sie vor dem Gemeinderat gelobt oder getadelt wurden. War man mit dem Dienste nicht zufrieden, so wurden sie an diesem Tage entlassen.

Seit dem Jahre 1824 gab ihnen die Gemeinde einen Stiefelbeitrag von 16 fl und jedes Haus nur 15 Kreuzer. Von nun an sollte die Bezahlung sich immer nach dem Kornpreise richten. Für die Gräber verlangten sie oft mehr als sie nach der Stolagebühr fordern durften. Da gab es Beschwerden und die Gemeinde bestimmte, dass für ein Kindergrab 15 Kreuzer und für ein großes 30 Kreuzer C.M. genug sind. 1828 ersuchte ein Nachtwächter um einen Ruhegenuss an, wurde aber abgewiesen, weil die Gemeinde kein Geld habe. Der Marktrichter gab ihm den Rat, beim Armenfond um eine Unterstützung anzusuchen. 1831 wurde ihnen eingeschärft, dass sie gegen die „Tobakraucher“ und Ruhestörer mit aller Strenge vorgehen müssen. 1832 zahlte jedes Haus jährlich 18 Kreuzer, doch durften sie am Neujahrstag nicht sammeln gehen. Das Läuten der Glocken besorgten sie, doch mussten die Lehrer ihnen dafür einen Betrag von ihrem Gehalte zahlen. 1857 gewährte die Gemeinde ihnen 4 fl Stiefelgeld jährlich. Nach 1866 zahlten die Lehrer den Nachtwächtern nichts mehr, dafür erhielten sie von jedem Haus 16 Kreuzer.

Seit 1908 wurde ihnen das Blasen verboten, dafür kamen die Kontrolluhren auf, die in verschiedenen Häusern des Marktes eingemauert wurden und die Zeugnis geben, wie der Nachtwächter seinen Dienst versieht. Heute hat die Gemeinde nur mehr einen, da ja auch Polizei und Gendarmerie für Ruhe und Ordnung sorgen. Die Stundenrufe gerieten leider in Vergessenheit, obwohl in ihnen ein schönes Stück Volkspoesie liegt. Zu Ostern, zu Weihnachten, vor dem Kirchtag und an anderen Festen hatten sie besondere Lieder, die vom Kirchturm herab in die dunkle Nacht erklangen. Seit einigen Jahren sucht man in einzelnen Gemeinden dieses Turmblasen wieder einzuführen. Zur Jahreswende war er der erste, der vom Kirchturme herab allen Bewohnern des Marktes ein glückliches, gesegnetes Neujahr entbot. Dafür konnte er am nächsten Tage in alle Häuser absammeln gehen und dieses Trinkgeld war eine kleine Zubuße zu der kargen Entlohnung. Heute, wo sie nicht mehr singen und rufen dürfen, lassen sie sich einen Neujahrswunsch drucken, den sie in die Häuser tragen und dafür das ortsübliche Trinkgeld erhalten.

Denken wir uns um hundert Jahre zurück! Des Mondes heller Schein flutet durch die stillen Gassen und über die menschenleeren Plätze. Alle Fenster der Häuser sind dunkel, die Bürger schlafen in friedlicher Ruhe. Da erscheint plötzlich eine Gestalt in der Straße, sie ist in einen langen Mantel gehüllt, in der einen Hand trägt der Mann eine Laterne, in der anderen eine Lanze. Vorn an der Brust hängt das Horn, dem er ab und zu einen Signalruf entlockt. Langsam schreitet er dahin, leuchtet manchmal in die dunklen Winkel, bleibt stehen und lauscht in die ruhige Nacht hinein. Das ist der Nachtwächter, wie er in Bildern und Erzählungen noch weiter lebt.

Handschrift von Franz Thiel

Die neue Turmuhr

Die ersten Gewichtsuhren tauchten in Deutschland um 1120 auf, die Stadtuhren erst 1350. Wien hatte um 1380 die erste öffentliche Uhr, die aber nicht verläßlich war; deshalb standen Sonnen- und Sanduhren bis 1700 im Gebrauch. In Poysdorf machte 1712 der bürgerliche Schlossermeister Christoph Gaffel für den Kirchturm eine Repetieruhr mit einem großen Hammer auf die Glocke. Dafür verlangte er 70 fl und der Maler für das Anstreichen der Uhrtafeln 20 fl. (1 Metzen Hafer kostete 45 kr., Weizen 1 fl. 18 kr., Korn 1 fl. 8 kr. und Gerste 1 fl. 9 kr.). 1790 war das Werk und die Tafeln durch Wind und Wetter arg beschädigt, sodaß die Uhr hergerichtet und die Zeiger vergoldet wurden; die Auslagen hiefür betrugen 28 fl. Im Cholerajahr wollte die Uhr gar nicht gehen. Da die Gemeinde kein Geld hatte, verkaufte sie den Wein, den man für die Kranken gesammelt hatte, und zahlte mit dem Erlös die Arbeit. Doch die Uhr ging nicht, sodaß die Leute dem Uhrmacher Vorwürfe machten; der schob die Schuld auf die Witterung und die Stürme. Als er einen Sachverständigen von Wien verlangte, weil er nicht hexen könne, übertrug der Markt die Aufsicht über die Uhr einem Hans Knoll (1842), der sie mit einem Magnet in Ordnung brachte. 1850 übernahm sie ein Schlosser und erhielt jährlich 21 fl, nach 1871 aber 30 fl. Sie hatte damals nur 2 Zifferblätter. 1890 spendete der Wohltäter Johann Hotschek (gestorben 1904) eine Uhr mit Doppelschlag und 3 Zifferblättern; sie kostete 1500 fl. Diese Uhr gefiel den Leuten, da sie zum Kirchturm passte und die Zifferblätter sowie die Zeiger sehr groß waren. 1935 mußte sie einer neuen Uhr weichen, die dem Turm sowenig zur Zierde gereichte, wie die drei Altarbilder dem Innern der Kirche; die n.ö. Landesregierung (Kulturreferat) hatte 1946 verlangt, daß die alten Bilder wieder zurückkommen, es geschah aber nicht. Dafür wurde die Uhr ausgewechselt. Eine Zeitlang waren die Zifferblätter in der Nacht elektrisch beleuchtet. Dagegen sprach sich die Mehrheit der Bewohner aus. Als der Turm heuer mit Kupferblech eingedeckt wurde, entfernte man die Zifferblätter mit den unförmigen Zeigern. Nun ist die neue Uhr endlich gekommen; schon im Sommer klagten die Leute mit Recht über das Fehlen der Turmuhr, wenn sie auf dem Felde arbeiteten und die genaue Zeit wissen wollten. Hoffentlich ist dem Werke eine recht lange Lebensdauer beschieden.

Veröffentlicht in einer Lokalzeitung am 10. 12. 1949

Die N. Ö. Stände

Bei allen Kulturvölkern, die es zu einem geordneten Staatswesen brachten, hatten die Herrscher Ratgeber, welche auf die Verwaltung und auf das Rechtswesen Einfluß nahmen. Die Kelten erkannten schon den großen Wert der Landtage, die von den einzelnen Stämmen beschickt wurden, um die allgemeinen Angelegenheiten zu besprechen. Im fränkischen Reich erschienen die Sentgrafen (Verwaltungsbeamte) jährlich dreimal zu einem Ding (Landtag); ein solcher tagte 906 in Raffelstetten, auf dem die bekannte Zollordnung festgelegt wurde.

In der Ostmark finden wir Ratgeber und Dienstleute in der Umgebung des Landesfürsten, der 1156 zum Herzog erhoben wurde. Die Babenberger und später die Habsburger waren bestrebt, die Landeshoheit mit allen Mitteln durchzusetzen; es war dies eine Folge der Kreuzzüge und der Heirat der Babenberger mit byzantinischen Prinzessinnen. Das Selbstbewußtsein der Herzoge wurde gestärkt. Wir sehen dies auch an dem Hohenstaufen Friedrich II., der ein Renaissancemensch und Herrscher von Gottes Gnaden war (nach Kampers im „Jahrbuch der Görresgesellschaft“ 1928/215). Der letzte Babenberger Friedrich der Streitbare wollte den Königstitel für seine Person und ein eigenes Bistum für Wien; er stritt mit dem Kaiser, mit der Kirche und dem Adel, der seine Rechte verteidigte. In Ungarn mußte der König Andreas II. dem Adel das Widerstandsrecht in einer Bulle 1222 bestätigen.

In Oesterreich erhoben sich die Adeligen unter Führung der Kuenringer 1230 gegen den Herzog Friedrich, dem es aber gelang, den Aufstand niederzuschlagen; einige Teilnehmer ließ er hinrichten, den mächtigen Kuenringer aber schonte er. Nach 1246 griff der Adel mit starker Hand in das Schicksal des Landes; unter den Gesandten , die zu Ottokar gingen, damit er die Regierung in Oesterreich übernehme, war u. a. der Nikolsburger Heinrich von Liechtenstein. Ottokar berief schon 1251 einen Landtag ein, um die Wünsche und Beschwerden des Adels kennenzulernen; er wollte ihren Rat nicht entbehren. Als er 4 Landrichter einsetzte und den lang ersehnten Landfrieden verkündete, bestimmte er 1256 Otto von Maissau als Landrichter. Auf dem Mailberger Landtag des Jahres 1272 hielten die Adeligen Rat, wie man die Einfälle der Ungarn in unser Gebiet verhindern könnte.

Die Stände waren weder mit dem Babenberger zufrieden, noch mit Ottokar und später den Habsburgern; denn 1295 traten sie unter der Führung des Leutold von Kuenring (in Feldsberg) gegen den strengen Albrecht I. auf, der die „zugereisten“ Schwaben begünstigte; auch die Liechtenstein spielten da eine große Rolle. Man wollte den Habsburger absetzen und das Land in 4 Markgrafschaften aufteilen. Albrecht besiegte aber seine Gegner, „statuierte kein Exempel“ und verzieh allen großmütig; nur der Kuenringer verlor einen Teil seiner Besitzungen, darunter Feldsberg, das er nach 5 Jahren wieder bekam. Albrecht nahm sich von dem Adel einen Beirat; Albero von Feldsberg war schon 1269 Truchseß (Hofbeamte über Küche und Tafel), die Kuenringer bekleideten unter den Babenbergern die Würde eines Marschalls (Haushofmeister), unter Albrecht I. war es Stephan von Meissau.

Der Aufstand gegen Herzog Friedrich den Schönen konnte 1309 schnell unterdrückt werden. Die Habsburger setzten die Landeshoheit rücksichtslos mit allen Mitteln durch. Wer unter dem Adel einen größeren Besitz hatte, erschien ihnen gefährlich und fiel in Ungnade; so geschah es 1395 dem Hofmeister Hans von Liechtenstein und 1430 den Meissauern; beide Familien büßten einen Teil ihres Besitzes ein. Die Habsburger betrieben eben eine Hausmacht-Politik.

1406 organisierten sich die Stände – Prälaten, Herren, Ritter, Vertreter der Städte, aber keine Bauern – und vertraten energisch ihre Interessen gegen den Landesfürsten, der ohne ihre Einwilligung keine Steuern einheben durfte. Der Adel im Grenzland, vor allem die Liechtenstein und Meissauer, bildeten oft eine Opposition gegen die Habsburger und verteidigten ihre Rechte (Widerstands- und Fehderecht). Die Landtage waren Versammlungen der Stände, aber k e i n e Volksvertretung. Die Aemter besetzte nur der Hochadel (die Herren). Rudolf der Stifter hatte sich 16 Ratgeber ausgewählt, und zwar aus dem Herrenstande, von den Rittern nur einige und von den Geistlichen keine. Die Stände bildeten damals einen Machtfaktor im Lande, und der Herzog oder der Kaiser mußten mit ihm rechnen. Dies zeigten sie 1411 auf dem Landtag in Eggenburg. Nach den Hussitenkriegen suchten sie die Regierungsgewalt in ihre Hände zu bekommen; diese Haltung nahmen sie am 13. November 1439 in Perchtoldsdorf ein; energische und tatkräftige Mitglieder waren die Liechtenstein und die Wallseer in Asparn.

Auf dem Wiener Landtag 1444 drückten sie dem Kaiser Friedrich – das Volk nannte ihn Schlafmütze - ihr Mißtrauen aus. Allen Ratschlägen und Reformen setzte er stets sein „Nein“ entgegen. Das 15. Jahrhundert kann man als das traurigste Kapitel unserer Heimatgeschichte bezeichnen: Länderteilung, Familienstreit unter den Habsburgern, Raubritterwesen, Adelsfehden, Geldentwertung, Kriege, Pest usw. kennzeichnen diesen Abschnitt. Da waren es die Stände, die sich des Volkes annahmen – bei uns die Liechtenstein und Wallseer. Es hatte den Anschein, als ob Oesterreich eine Ständerepublik werden sollte. Auf dem Korneuburger Landtag 1450 hörte man harte Worte über Kaiser Friedrich. 1451 tagten die Stände in Permanenz in Mailberg, Wullersdorf und Sonnberg. 6 Herren und 40 Ritter bildeten die Unzufriedenen, denen sich noch andere anschlossen. Als der Papst drohte, diese Aufständischen zu bannen, verspotteten ihn die Wiener. Das Kind Ladislaus, das die Stände verlangten, meinte: „Wenn mich die Böhmen als König wünschen, müssen sie Christen und meines Glaubens sein.“ 1453 tagte in Kornbeuburg ein Landtag. Die Stände wünschten 1458 den Böhmenkönig Georg von Podjebrad als Schiedsrichter. Dafür verwüstete er das Grenzland und äscherte die Orte ein (Feldsberg, Falkenstein und Mistelbach).

Die Stände versammelten sich in den nächsten Jahren in Göllersdorf, Stockerau, Zistersdorf und Wolkersdorf; ihre Beschwerden über die Geldentwertung , Teuerung und schlechte Verwaltung wurden an den Kirchentüren angenagelt. Die Führer der ständischen Opposition (die Liechtenstein in Nikolsburg und die Truchseß in Staatz) bannte der Papst; dafür nahm sie der Ungarkönig Matthias Corvinus in Schutz, dem sie 1485 sogar huldigten.

Maximilian I. (1493-1519), der zahlreiche Reformen in Verwaltung und Gerichtswesen einführte, machte aus dem alten Lehensstaat einen Beamtenstaat, den aber die Stände bekämpften. Diese bauten sich 1513 für die Landtage das Landhaus in Wien, das noch heute zu sehen ist. Maximilian befragte die Stände wegen Steuern und Truppen. Sein Nachfolger Ferdinand I., der aus Spanien kam und kein Verständnis für österreichische Verhältnisse hatte, war der Vertreter der absoluten Fürstenmacht gegen die sich die Stände aber wehrten. Der Habsburger verhaftete die Rädelsführer und ließ zwei Herren und fünf Wiener am 9. August 1522 in Wiener Neustadt enthaupten ( er „statuierte ein Exempel“).

Die Stände nützten die Reformation zu ihrem Vorteil aus; denn Calvin trat für das Widerstandsrecht ein und billigte es. Maximilian II. gewährte den Ständen 1568 freie Religionsübung, die 1609 ihnen bestätigt wurde. Als die böhmischen Stände den Kaiser Ferdinand II. absetzten, brach der Aufstand aus, dem sich auch ein Teil der österreichischen anschloß. Nach der Schlacht am Weißenberg bei Prag folgte das Blutgericht am 21. Juni 1621; dabei wurden 27 hingerichtet, viele im Brünner Spielberg eingekerkert und ihnen ihre Güter weggenommen. Damals hieß es: „Böhmische Sprache – Kopf ab, mährische Sprache – Spielberg, österreichische Sprache- Güterraub.“ Die Macht der Stände war gebrochen. Oesterreich verfolgte mehr eine Konfessionspolitik. Der Kaiser war eine „Apostolische Majestät“, vor dem jeder Untertan das Knie beugen mußte. Nur die katholischen Stände hatten Zutritt zum Hof und erhielten Aemter und Würden. Es war der Hofadel, zu dem die Liechtenstein in Feldsberg, die Trautsohn in Falkenstein und die Breuner in Asparn a. d. Zaya gehörten. Der „belastete“ Landadel galt als „Wäldler“, „Walddroscheln“, „Mistjunker“ und „Aeckeredelleute“. Jede gesunde Opposition war in Oesterreich ausgeschlossen, im Gegensatz zu England. Der Bauer wurde ein Steuerobjekt und ein Kanonenfutter; hier galt der Grundsatz: „Maul halten und weiter dienen.“

Die Stände führten ein Schattendasein und traten bei einer Erbhuldigung hervor, wenn mit großem Prunk von Klosterneuburg der Herzogshut geholt wurde; es war ein schönes Bild für das Auge: die weltlichen und geistlichen Würdenträger, der Hochadel im Prunkgewand, die Hofbeamten, Herolde, Lakaien, Trompeter, Paukenschläger usw.

Wie engherzig und egoistisch waren 1741 die Stände von Ober-Oesterreich, als der Feind die Grenzen überschritt! Das Landesaufgebot zeigte keine Disziplin, keinen Kampfesgeist und überließ das Schicksal des Landes dem Allmächtigen.

Maria Theresia nahm sich aus dem Adel unserer Heimat (Liechtenstein, Trautsohn, Daun in Ladendorf und Abensberg-Traun) ihre besten Ratgeber. Ueber Otto von Abensberg-Traun sagte der Preußenkönig Friedrich: „Man müsse ihn nachahmen, wenn das Talent vorhanden sei.“

Die Kreisämter engten nach 1753 die Tätigkeit des Adels ein, und Kaiser Josef II., der den Wohlfahrtsstaat begründete, nahm den Ständen jede Bedeutung. Er wollte die Kirche sogar zu einer Sittenpolizei degradieren (Staatskirche). Eine führende Stellung im n.ö. Ständeausschuß besaß der Staatzer Ferdinand Graf Colloredo von Mansfeld (1777-1848). Er hatte den Feldzug des Jahres 1815 mitgemacht, war 1840 Vorsitzender des Gewerbevereines und gehörte zu jenen Adeligen, welche die neue Zeit richtig verstanden. 1848 trat er an die Spitze der akademischen Legion. Er regte vor allem eine gründliche Reform des österreichischen Unterrichtswesens an, und die Stände erkannten diese Forderung als ganz richtig. Das Konkordat begrub sie.

Die neue Verfassung war eine schwierige Aufgabe. Die Provinzialstände bestanden: aus den Mitgliedern der 3 alten Stände, dem Rektor der Wiener Hochschule, 12 Wiener Abgeordneten, 2 Abgeordneten der mitleidenden Städte – dazu gehörte u. a. auch Laa – und 22 Vertreter des Bauernstandes. Die rupublikanischen Ideen setzten sich nicht durch, da unser Volk konservativ war. Noch einmal siegte die Reaktion, sodaß 1856 eine Beratungskommission eine neue Landesverfassung ausarbeiten sollte; dazu gehörten: einige kirchliche Würdenträger, der Rektor der Wiener Hochschule, 12 Vertreter des begüterten Adels, 11 von den landesfürstlichen Städten und 8 von den Landgemeinden. Wahlberechtigt waren nur Steuerzahler. Am 20. Oktober 1860 erschien das Oktoberdiplom und am 26. Februar 1861 das Februarpatent.

Wohl gehörten die Stände der Vergangenheit an, doch wirkte der Adel im politischen Leben und in der Verwaltung maßgebend weiter; denn ihm waren die höchsten Beamtenstellen im Staate vorbehalten. So war der letzte Landmarschall von Niederösterreich der Prinz Alois von Liechtenstein; gerade diese Familie hängt mit der Geschichte und dem Schicksal unserer Heimat eng zusammen. Die Zeit und die Mitwelt vergaßen die Verdienste der Stände, die doch durch Jahrhunderte das politische Leben des Landes gestaltet hatten und mit dem Volk eng in den Tagen des Friedens sowie des Krieges verbunden waren. Man sah nur die Schattenseiten der Stände, nicht aber die Lichtseite; so ist es nicht zu verwundern, wenn der Dichter Bauernfeld sagt:

„Raubritters Söhne – man nennt sie Stände.“

Das alte österreichische Parlament räumte dem Großgrundbesitz eine eigene Kurie ein; dieses Vorrecht fiel 1906, als das allgemeine gleiche direkte Wahlrecht nach harten Kämpfen eingeführt wurde. Doch hatten sie im Herrenhaus eine starke Vertretung. Nur das Wiener Landhaus in der Herrengasse mit seiner Prälaten- und Ritterstube erinnert heute an die Stände.

Quellen:

M. Vancsa „Geschichte von Nieder- und Oberösterreich“.

Dr. K. Lechner „Die Babenberger und Oesterreich“.

Dr. Krones „Oesterr. Geschichte für das Volk“.

Dr. K. Hugelmann „Uebergang von der ständischen Landesverfassung zur Landesordnung“ im „Jahrbuch des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich „ 1945.

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1962, S. 98 - 100

Die Oelberggruppe in Groß-Krut

An der Ostseite der Großkruter Pfarrkirche sieht man ein Steinbild von 1 ½ m Länge und 1m Höhe, das Christus am Oelberg mit den 3 Jüngern darstellt. Es hat im Laufe der Zeit stark gelitten, wurde einmal recht bunt gefärbelt, was aber dem Bilde schadete, so daß es heute wenig beachtet wird, obwohl es die älteste Oelbergdarstellung im Weinland ist.

Das Bild dürfte nach 1300 von einem uns unbekannten Meister hergestellt worden sein; denn Christus erscheint uns hier wie ein Ritter mit langem Haupthaar und einem faltenreiche Gewande, daß den ganzen Körper bedeckt; seine ernste und feierliche Haltung verrät keine Furcht oder Todesangst; er betrachtet das Erlösungswerk als eine Pﬂicht, die er zu erfüllen hat. Unwillkürlich denkt man an das furchtlose Ritterantlitz von Albrecht Dürers „Ritter, Tod und Teufel". Die Hände des Heilandes sind beim Kruter Bild gefaltet und der Blick ist auf den Leidenskelch gerichtet, der auf einem Felsen steht. Die Engelsﬁguren in der Höhe sind stark beschädigt, so daß man sie nicht erkennt.

Nach der hl. Schrift waren die 3 Jünger Petrus, Jakobus und Johannes nur einen Steinwurf vom Herrn entfernt, auf unserem Bilde aber sitzen sie gleich neben ihm. Sie erscheinen mehr als Knappen mit langem Kopfhaar und faltenreichem Gewande, das sogar die Füße bedeckt. Nur Petrus schläft und stützt sein Haupt auf den rechten Arm, während Johannes ein offenes Buch - das Evangelium - dem Beschauer zeigt; der dritte - Jakobus lehnt in der Ecke und hält ein geschlossenes Buch in der Hand. Sein Haupt ist mit einem Mantel bedeckt, die anderen haben ihr Haupt unbedeckt; auffallend ist das üppige Haar, das den Johanneskopf ganz umrahmt. Der Meister dieses Bildes lebte noch ganz in der ritterlichen Gedankenwelt, welche die Gestalt Christi in einem ganz anderem Lichte sah als wir.

Hinter dem Johannes ragt ein Baumstamm mit einigen Aesten in die Höhe, der ein Tor beschattet, durch das eine Frau und ein Mann (Adam und Eva) treten. Offenbar verlassen sie durch ihren Sündenfall das Paradies; ein Zaun aus Aeasten und Zweigen geflochten, umrahmt das Bild und ähnelt den Zäunen, welche im Mittelalter den Weinberg umgaben; daher besaßen für diesen Zweck die Gemeinden eigene Felbergärten. Das Landgut der Bibel ist auf dem Bild eine Burg mit 2 Türmen. Das Bild zeigt uns den Sündenfall der ersten Menschen, ihre Vertreibung aus dem Paradies und die Erlösung durch den Herrn; Christus ist hier der Erlöser der Welt = salvator mundi. Man könnte als Titel des Bildes die Worte des Dichters Klopstock aus seinem „Messias“ wählen: „Der sündigen Menschheit Erlösung".

Welchen Zweck hatte wohl dieses Bild für unsere Ahnen? Um 1300 war es mit der Seelsorge, mit der religiösen Belehrung und Erziehung in unserer Heimat schlecht bestellt; denn es gab wenig Pfarrkirchen und fast keine Schulen, sodaß die Leute in religiösen Dingen wenig wußten. Da setzte eine neue Geistesrichtung ein, die Mystik, die mehr das Gemüt und die Seele erfaßte, die Religion war nach der Ansicht der Scholastiker eine Verstandesfrage, der Mystiker wandte sich an Herz und Gemüt, weckte die Nächstenliebe, das soziale Gewissen für Arme, Kranke und Hilfsbedürftige. In Mistelbach, Falkenstein, Laa und Mailberg entstanden die ersten Spitäler-Armenhäuser. Minoriten und Dominikaner schlugen in ihren Predigten einen volkstümlichen Ton an; sie bekämpften das Sektenwesen und die lrrlehren der Waldenser, die im Pulkautal stark verbreitet waren.

Weil Bücher und Schriften fehlten, so sollten bildliche Darstellungen aus dem Leben Christi einen Ersatz bieten und auf das empfängliche Gemüt unserer Ahnen einwirken; da war es vor allem das Leiden und Sterben Christi, das einen beliebten Stoff für die Meister in der Kunst gab. Sündenfall und Erlösung im Bilde wirkten stärker auf den Menschen als eine Predigt.

Wir finden vielleicht in diesem Bilde Mängel und Fehler, müssen aber bedenken, daß die Kunst mit dem Zeitgeist geht; vergleichen wir diese Darstellung mit einem Oelberg aus der Zeit nach 1660, so merken wir den großen Unterschied. Immer wurde das Leiden und Sterben Christi, die Passion, von unseren Ahnen besonders nach schweren Zeiten, wie Krieg, Pest und Hungersnot in den Mittelpunkt der Andacht und Verehrung gestellt. Der Schmerz verrät den Heilungsprozeß und führt zur Genesung, auf Leid folgt Freude, auf die finstere Nacht die helle Sonne und auf den Tod die Auferstehung; die Passion gab dem Menschen Trost und Hoffnung auf bessere Tage auf Frieden und Wohlergehen. Daher rühren die Passionsspiele, die nach Pest und Krieg beim Volk so beliebt waren und noch sind, die Oelberge, die Grabeskirchen (in Wilfersdorf beim Friedhof), der Schmerzensmann - im Volke „Der knotzende Heiland" - genannt, in Palterndorf und Wilfersdorf, die Kreuzwegandachten und Bildstöcke sowie Feldkreuze mit dem Bilde des Gekreuzigten. Unsere Heimat gleicht ja da stellenweise einer Sakrallandschaft - Wilfersdorf und Ernstbrunn. Sollte die Gemeinde Großkrut einmal mehr Geld in der Kasse haben, so möge sie dieses alte Denkmal von einem Fachmann herrichten lassen. Dem stud. med. Größwang danke ich für die schöne und kostenlose Photoaufnahme des Bildes.

Veröffentlicht in: „Mistelbach-Laaer Zeitung“, 2. 6. 1956, S. 4

Die Orgel

Die älteste Orgel der Pfarrkirche steht auf dem Seitenchor und ist heute nur mehr ein sehenswertes Stück der Vergangenheit. Die große Orgel ist eine Stiftung des Valentin Pacher, der Handelsmann und Grundrichter der jesuitischen Untertanen im Markte war. Er mußte ein rühriger, tätiger Mann gewesen sein, dem das Schicksal seiner Berufsgenossen am Herzen lag. Er wollte die Ausübung des bürgerlichen Gewerbes auch den Fremden gestatten. Er bestellte 1685 die Orgel in Wien und ließ sie auf dem oberen Chor aufstellen. Der Kasten und die spitzigen Pfeifen sind die alte Orgel, die im Laufe der Zeit 2 bis 3 mal umgebaut und ergänzt wurde. Leider fehlen handschriftliche Aufzeichnungen, die uns einen restlosen Überblick über dieses Werk geben. Der zierliche Schmuck mit dem vergoldeten, sehr bewegten Rankenwerk gehört sicher einer späteren Zeit an, vielleicht jenen Tagen, als Pfarrer Karl Großhaupt (1763—1785) das Innere des Gotteshauses ganz neu gestaltete.

Im Jahre 1830 stimmte der Nikolsburger Orgelbauer N. Purschky die Orgel, reinigte sie und machte die Fehler gut, die er an dem Werke fand. Damals war der Lehrer Anton Beck Leiter der Kirchenmusik. Die Arbeit war keine genaue, da schon drei Jahre später eine Verbesserung notwendig war. Die Orgel vom Grund auf herzurichten, war sicher in jenen Tagen ein Gebot, doch fehlte das Geld dazu; deswegen begnügte man sich mit einer »Flickarbeit«. Am 22. Oktober 1836 war der Orgelbauer Johann Borasch mit seinem Bruder, dem Grenadier bei den Hoch- und Deutschmeistern, hier in Poysdorf und stellte die Orgel soweit her, daß sie durch mehrere Jahre ihren Dienst versah.

Am 12. September 1853 nahm sich der Wiener Orgelbauer Johann Born des Werkes an und stimmte es genau. Aber erst 1861, als die Kirche gründlich aufgefrischt wurde, geschah auch für die Orgel etwas. Sie besaß damals 15 Register, davon waren aber schon fünf sehr schadhaft und konnten nicht gespielt werden. Mit dem Orgelbauer Alois Hörbiger, der auch in Poysbrunn eine kleine Orgel zur allgemeinen Zufriedenheit aufgestellt hatte, schloß die Kirche einen Vertrag ab, der folgende Bestimmungen enthielt: 1.) Der Orgelbauer übernimmt nach dem Kostenvoranschlag die vollkommene Herstellung der Orgel in einen soliden, dauerhaften Stand unter dreijähriger Haftung, für diese Zwecke sind 10 % von dem Kostenbetrage 1200 fl d. i. 120 fl zurückzubehalten. 2.) Muß er die Orgel bis Ende September 1861 herstellen, alle Stiften und Federn aus dem besten Material machen lassen, damit die Tasten nicht stecken bleiben. Überhaupt soll das Material, das er verwendet, das Beste sein. 3.) Sobald das Werk fertig ist, muß es von drei Sachverständigen geprüft werden. Ihrem Ausspruch hat sich der Orgelbauer zu fügen; nach den drei Jahren der Bewährungsfrist ist sie noch einmal zu untersuchen. 4.) Die Stimmung der Orgel erfolgt nach den neuesten Kircheninstrumenten. 5.) Auch die kleine Orgel beim Hochaltar ist unter dem erwähnten Betrage herzustellen. 6.) Die Gemeinde Poysdorf holt den Orgelbauer, seine Gehilfen sowie das notwendige Material von Lundenburg oder Hohenau ab. 7.) Sobald die Arbeit beginnt, erhält er 300 fl.

Weil die Gemeinde in den letzten Jahren sehr viel geleistet hatte und ihren wohltätigen Sinn durch Sammlungen in den Jahren 1848/49 und 1859 zeigte, so zahlte der Kirchenpatron 1050 fl, die Gemeinde aber nur den Rest von 150 fl.

Drei Lehrer aus Poysdorf, Poysbrunn und Herrnbaumgarten prüften das Werk, das den Anforderungen vollkommen entsprach. Früher stand das Positivwerk in der Mitte des Chores. Jetzt wurde der Spielkasten nach rückwärts gestellt, sodaß der Orgelspieler eine freie Aussicht hatte. Zwei neue Register — Rohrflöte und Viola — kamen noch dazu, dafür wurde das Fagott entfernt und durch den Misturbaß ersetzt. Die keine Orgel war seit Menschengedenken nicht mehr verwendet worden, jetzt konnte man auch auf ihr spielen.

Nach elf Jahren versagte die große Orgel, sodaß wieder eine Verbesserung notwendig wurde. Rusch Franz von Klosterneuburg und seine Gehilfen Ludwig Reusch und Wenzel Baroch besorgten die Arbeit.

Im Weltkriege wurden vielen Orgeln die Pfeifen genommen; doch unsere schonte man, weil sie zu den ältesten des Landes gehört. Gewiß ist der Bau, die Einrichtung und der Klang nicht auf der Höhe der Zeit, doch muß man in unserem Falle das hohe Alter berücksichtigen. Kommt ein Orgelbauer auf das Musikchor, so freut er sich aufrichtig an dem alten Werk und staunt, daß alles noch so gut erhalten ist. Der Orgel in der Bründlkirche, die 1898 erbaut war, nahm man am 14. Feber 1918 die Pfeifen im Gewichte von 82 kg (Wert 475 K).

Am 24. August 1931 stimmte der Wiener Orgelbauer Ullmann mit seinem Sohne die einzelnen Pfeifen. Bei dieser Gelegenheit überprüfte er auch die kleine Orgel, die 1830, 1861 und 1872 ausgebessert war. Er nahm sie sogar mit nach Wien und richtete sie ordentlich her. Ein elektrischer Blasebalg wurde 1931 auf dem Musikchor aufgestellt. Die Kosten dieser Arbeiten betrugen 1030 S.

Veröffentlicht in: „Der Pfarrbote“, Nr. 4, Dezember 1934, S. 2 + 3

Patrozinien im Weinland

Jede Kirche und Kapelle ist bei uns einem Heiligen geweiht, den man Kirchenpatron nennt. Sein Bild ziert in der Regel den Hochaltar - Wilfersdorf macht eine Ausnahme - und sein Festtag war, immer ein Gemeindefeiertag, an dem oft viele Pilger aus der Umgebung herbeiströmten, um einen Ablaß zu gewinnen. Diese Kirchenpatrone unserer Heimat sind ein Stück Geschichte, weil die Namen dem Zeitgeist entsprachen, der bei der Kirchengründung vorherrschte.Zur Zeit der Awarenkriege (1791-1799) kamen die christlichen Sendboten aus Bayern, um hier die Heilslehre zu verbreiten; 836 wurde in Neutra eine Kirche geweiht, ein Zeichen, dass die Missionstätigkeit schon weit nach Osten gedrungen war. Sicher erbauten damals karolingische Grafengeschlechter Kirchen und Kapellen, die als Stützpunkte für die Missionsarbeit galten. Beliebte Heilige dieser Zeiten waren Martin, Leonhard und Ägyd. Nach 1043 gründeten hochfreie Adelsgeschlechter nicht nur Siedlungen, sondern auch Gotteshäuser - Eigenkirchen genannt - in dem eroberten Gebiet. Christentum und Heidentum rangen noch lange um die Volksseele, die zähe an dem Althergebrachten festhielt.Die Kirchenreformen unter dem Papst Gregor VII. und die Kreuzzüge blieben nicht ohne Einfluss auf das religiöse Denken. Im Rittertum lebten die altgermanischen Ideale von Heldenmut, Tapferkeit, Treue und Frauendienst auf. Das Volk liebte das Heldenleben, wie es im Nibelungenlied geschildert wird, und hörte gerne die Heldentaten der Kreuzfahrer, die aus dem Heiligen Land zurückkamen; viele brachten Reliquien mit; in der Eisgruber Kirche gab es noch 1924 einen Stein, den angeblich ein Kreuzritter mitgebracht hatte.In den Patrozinien finden wir den Einfluss der Johanniter, der Bistümer Passau, Regensburg, Würzburg und der Klöster; weltliche Herren, die ein Gotteshaus stifteten, verewigten in dem Kirchenpatron häufig ihren Taufnamen oder den ihrer Gemahlin (Ottokar in Marchegg). Die Johanniter (1048 gegründet) übernahmen nicht nur den Grenzschutz unserer Heimat, als sie das Heilige Land verließen, sondern sorgten auch für das religiöse Leben der Bewohner; auf sie gehen die Zweck- = Wehrkirchen zurück (Hohenau, Poysdorf u.a.).Am Ausgang des Mittelalters besaßen die “meisten Gemeinden unserer Heimat Pfarrkirchen, sodass die Renaissance und Reformation keinen Einﬂuss auf die Patrozinien nehmen konnten. Erst die Gegenreformation, der Dreißigjährige Krieg und die Pestzeiten verursachten eine tiefgehende Änderung im religiösen Denken unserer Ahnen. Die Marienverehrung trat mehr in den Vordergrund. Es gab wenig Geld im Lande; daher konnten keine Kirchen gebaut werden; man begnügte sich mit Kapellen, Bildstöcken, Kalvarienbergen, mit neuen Altären, Statuen und Bildern, die das Gotteshaus schmücken sollten. An den schwarzen Tod erinnern die Pestpatrone (Rosalia, Rochus, Sebastian und Karl) sowie die Dreifaltigkeitssäulen; es entstanden mehrere Wallfahrtskapellen, die später zu Kirchen umgebaut wurden. Der wichtigste Heilige, welcher den Sieg der Gegenreformation verkörperte, war Johann von Nepomuk, das Idealbild eines standhaften Priesters.Die Kirchen, welche Kaiser Josef ll. bauen ließ, übernahmen das Patrozinium von den Ortskapellen, die nach dem Dreißigjährigen Krieg gebaut wurden (Wetzelsdorf und Klein-Hadersdorf). Der Gegenwart gehören die kleineren Kapellen und Grotten an, die der Hl. Maria von Lourdes geweiht sind.Die Patrozinien unserer Heimat in der älteren Zeit:**Martin -** Obersulz, Pillichsdorf, Groß-Schweinbarth, Mistelbach, Ernstbrunn, Patzmannsdorf und Ottenthal. Er hatte im Frankenreich eine große Bedeutung, da er sein Schutzheiliger war († 397). Als ein echter Volksheiliger spielte sein Feiertag im bäuerlichen Leben eine wichtige Rolle; es war das altgermanische Erntedankfest; noch heute ist es der Tag der Weinkost. Die älteste Martinskirche hat Traismauer (838). Martin ist auch der Patron von Hospitälern. Der Martinstag galt in vielen Gemeinden als zweiter Kirtag. Angeblich sind die Martinskirchen Gründungen aus der Zeit Karls desGroßen.**Leonhard** - Unter-Olberndorf - war ein echter Bauernheiliger, „bayrischer Herrgott“ genannt, der Schutzpatron der Haustiere, dessen Bild die Stalltüren schmückte zur Abwehr von Seuchen („Leonhardisegen“ hießen die Bilder, die man auf Jahrmärkten kaufte); einen Leonhardi-Altar erwähnen die Matricula Passaviensis 1476 in Stronsdorf.**Ägydius** - Bernhardsthal, Paasdorf, Grafensulz und Hagenberg – starb als Einsiedler 725 in Frankreich; als Viehpatron und Schutzherr der Hirten erfreute er sich in Deutschland großer Verehrung. Er gehört zu den 14 Nothelfern. Der Sage nach war die Kirche in Bernhardsthal zuerst dem Hl. Bernhard geweiht; daher rührt auch der Ortsname. Das Patrozinium des Hl. Ägydius findet sich in ausgesprochenen Walddörfern.Patrozinien aus der Kolonisationszeit:**Stephan** - Großkrut und Gaubitsch -, ein Blutzeuge und Erzmärtyrer, war Passauer Diözesanpatron und im ganzen Ostraum verehrt, auch in Ungarn.**Koloman** - Ebenthal und Eichenbrunn - wurde auf seiner Reise ins Morgenland bei Stockern 1002 ermordet und ruht in Melk; er war ursprünglich der Landespatron von Niederösterreich und soll der Sage nach unter einer Eiche bei Eichenbrunn gerastet haben.**Nikolaus** - Altlichtenwarth, Wilfersdorf, Groß-Ebersdorf, Wolfpassing, Herrnleis und Ameis -, ein deutscher Volksheiliger, Schutzheiliger der Schiffer, Kaufleute und Pilger, auch Patron der Winzer; sein Patrozinium galt stets als Zeichen des deutschen Kulturwillens.**Mauritius** - Oberleis - war der Soldat Christi = miles Christi, ein Wächter der deutschen Heimat, dessen Kirchen auf heiß umstrittener Erde stehen (in Olmütz, Kremsier und Magdeburg).**Laurenz** – Höbersbrunn und Zwingendorf - war der Patron von Lorch und Gran; an seinem Tag wurden 955 die Ungarn bei Augsburg besiegt; an diesem Tag hört der bäuerliche Sommer auf und die Weinhüter treten ihr Amt an. Sein Patrozinium ist in der Passauer Diözese stark verbreitet. .**Kilian** - Waltersdorf bei Staatz. Dieser Heilige weist nach Dr. Mitscha Märheim („Jahrbuch des Vereines für Landeskunde“, 1939) auf Würzburg, wo er eine große Bedeutung hatte.**Oswald** - Hörersdorf - galt als Schutzpatron der Jerusalempilger, den die Schottenmönche bevorzugten. Er war ein Ire und starb 642. Die Bauern verehren ihn als Wetterpatron.Ritterliche Heilige:**Johann der Täufer** - Poysdorf, Schrattenberg, Gnadendorf, Wenzersdorf und Mailberg - war der Schutzpatron der Langobarden und des Johanniter-Ordens. Ihm waren anfangs die Taufkapellen geweiht. Bei uns dürfte dieses Patrozinium durch die Mailberger Johanniter, die ja den Grenzschutz des Landes leiteten, gefördert worden sein. Johannes- und Jakobskirchen gab es in Norikum schon zur Zeit Severins (nach E. K. Winter in den „Wiener Geschichtsblättern“, 1954/1).**Georg** - Althöflein, Maustrenk und Gaweinstal -, ein Gottesstreiter und Held, eine ritterliche Idealgestalt, der Drachentöter, der in den Alpentälern stark verehrt wurde. Sein Tag ist an der Wende von Winter und Sommer im bäuerlichen Leben von großer Bedeutung gewesen. Der zweite ritterliche Kämpfer und Gottesstreiter Michael besitzt keine Pfarrkirche. Die Ahnen verehrten ihn gern auf Bergeshöhen (der Michelsberg in Bezirk Korneuburg).**Margareta** - Schrick, Wolkersdorf und Marchegg -, das weibliche Gegenstück zu Georg, eine Gottesstreiterin im Kampfe gegen alles Böse. Der Sage nach steht die Kirche in Schrick an der Stelle eines Heidentempels. Die in Marchegg stiftete 1260 Ottokar nach dem Sieg über die Ungarn.**Helena** -- Rabensburg - fand das Kreuz Christi; ihre Verehrung brachten die Johanniter zu uns; diesem Ritterorden können wir auch folgende Patrozinien zuschreiben: Kreuzauffindung - Hohenau und Angern; Kreuzerhöhung - Zistersdorf; Hl. Kreuz - Hohenruppersdorf.**Vitus oder Veit** - Drasenhofen, Hausbrunn, Laa und Michelstetten, der Schutzpatron der Haustiere; war bei den Slawen so beliebt wie Johann der Täufer bei den Deutschen; der Prager Dom wurde ihm 939 geweiht.**Pankraz** - Asparn an der Zaya - war der alles beherrschende Burgheilige, das Idealbild der Ritter in den Kreuzzügen. Die Kapelle der alten Markgrafenburg in Gars am Kamp war ihm geweiht.**Ulrich** -Ulrichskirchen - der tapfere Augsburger Bischof, der 955 in der Ungarnschlacht mitkämpfte, ein echter Bauernheiliger und Beschützer der Haustiere, der Segenbringer wie St. Veit.**Dorothea** - Poysbrunn - eine heldenmütige Märtyrerin aus der Zeit Diokletians.**Katharina** - Pellendorf, in Mistelbach der Karner - die Schutzheilige der Jungfrauen, der Wagner und Müller.**Barbara** - Hüttendorf, in Poysdorf die Friedhofskapelle -, gehört zu den 14 Nothelfern, Schutzheilige der Sterbenden, der Schmiede, der Bergleute und der Artillerie.**Elisabeth** - Mistelbach, Spitalskirche, die Idealgestalt einer mildtätigen und hilfsbereiten Frau, die Helferin der Armen, Notleidenden und Kranken. Sie war die Tochter des ungarischen Königs Andreas II., die 1212 von Preßburg nach Eisenach reiste und auf der Wartburg lebte.**Kunigunde** - Wultendorf und Mailberg, die Friedhofskapelle - eine süddeutsche Heilige.**Maria Himmelfahrt** - Niederleis, Stronsdorf, Groß-Engersdorf (unter Kaiser Josef II. erbaut), Nieder-Absdorf und Wilfersdorf (Kapelle). -Verkündigung - Walterskirchen und Wenzersdorf. -Unbeﬂeckte Empfängnis - Herrnbaumgarten, Ladendorf Kapelle und an den Pestsäulen. -Namen - Wetzelsdorf. -Trost - Kronberg. -Lourdes - Wolkersdorf Kapelle. -vom Siege - ein Altar in Wilfersdorf. -Loreto - ein Altar in Schrick.Maria-Wallfahrtsorte: Oberleis, Walterskirchen, Poysdorf, Föllim, Zistersdorf und Ernstbrunn. Viele Bildstöcke, Altäre, Kapellen und Grotten in Falkenstein und Alt-Ruppersdorf.**Josef** - hat keine Pfarrkirche; in Herrnbaumgarten ist im Friedhof eine Josefskapelle, die in Walterskirchen besteht nicht mehr; er war der Schutzheilige der Sterbenden, der Zimmerleute und sein Tag ist noch in Herrnbaumgarten ein Gemeindefeiertag.Apostel als Kirchenpatrone:**Peter und Paul** - Erdberg, Unter-Stinkenbrunn und Gerasdorf – waren die Stützen und Säulen der römischen Kirche sowie die Patrone der Regensburger Domkirche. Ihre Statuen schmücken häufig den Hochaltar, z. B. in Poysdorf und Falkenstein.**Petrus** - Wildendürnbach und Schleinbach - war beim Volke sehr beliebt. Der Sage nach soll er im March- und Weidenbachtal mit dem Herrn spazieren gegangen sein.**Jakob** der Ältere - Dürnkrut, Falkenstein, Nieder-Kreuzstetten und Laa die Spitalskapelle - war der Beschützer der Quellen, der Pilger und des Adels; bei den Babenbergern und bei den Schottenmönchen war er beliebt; seine Verehrung kam von Mailand und Aquileja zu uns. Seine Kirchen stehen an alten Verkehrsstraßen.

**Markus** – Prinzendorf, Eibesthal und Pürstendorf - beschützte die Fluren gegen Hagel und Ungewitter; daher findet an seinem Tage die Markusprozession statt. Der Bauer verehrt besonders jene Heiligen, die ihm bei der Feldarbeit beistehen.**Andreas** - Ladendorf - starb den Kreuzestod (Andreaskreuz); er schenkt den Mädchen das Eheglück und einen guten Mann; deshalb fragen sie ihn in der Andreasnacht um den Zukünftigen.**Bartholomäus** - Katzelsdorf - ist der Beschützer des Weinbaues. An seinem Tag hören die Gewitter auf.Aus der Zeit der Gegenreformation und der Pest:**Johann von Nepomuk** - Katzelsdorf, Mistelbach, Pillichsdorf und Traunfeld, aber nur Kapellen - wurde am 16. Mai 1393 in die Moldau gestürzt und 1729 als Märtyrer heilig gesprochen. Er wird als Schutzpatron der Fischer, Müller und Brücken verehrt. Seine Statuen, die wir in allen Gemeinden sehen, verkörpern den Sieg der Gegenreformation in Österreich. Seine Verehrung verdrängte die des Hl. Christoph.**Sebastian** - Kettlasbrunn und Altruppersdorf - wurde in den Pestjahren besonders verehrt. Daneben ist er der Beschützer der Schützen; die beiden erwähnten Gotteshäuser waren auch Wallfahrtskirchen.**Rochus** - Kirchstetten, Klein-Hadersdorf, Siebenhirten und eine Kapelle in Eibesthal aus dem Jahre 1713, ebenso in Wolkersdorf neben der Brünner Straße; am Rochusberg bei Mannersdorf ﬂoß angeblich blutiges Wasser aus der Erde.**Rosalia** - eine Kapelle in Wilfersdorff, die früher von Wallfahrern gerne besucht wurde.**Dreifaltigkeit** - Groß-Harras, Loosdorf, Reinthal und die Schlosskapelle Kirchstetten – wurde in der Pestzeit stark verehrt. Die vielen Dreifaltigkeitssäulen mit den Pestpatronen, der Immakulata und der Rosalia in der Grotte sieht man in den größeren Gemeinden des Weinlandes.**Anton** von Padua - Hobersdorf und in Poysdorf die abgebrochene Klosterkirche - war im Dienste Gottes ein Kämpfer und tüchtiger Prediger, dessen Hilfe derjenige anrief, der etwas verloren hatte; als Eiferer galt er als ein Streiter in der Gegenreformation, die ja damals tüchtige Prediger brauchte.

Verschiedene Patrozinien:**Leopold** - Schlosskapelle in Prinzendorf - ist der Landespatron unseres Landes und sein Tag ist ein Feiertag für Niederösterreich.**Lambert** - Fallbach und Traunfeld - war der Schutzheilige der Wanderer und des Verkehrs; daher stehen die ihm geweihten Kirchen an den Handelsstraßen.Über andere Patrozinien, besonders jenen in den zahlreichen Kapellen, wird noch zu berichten sein.

Veröffentlicht in: ??, Seiten 135 - 138

Die Pest in Poysdorf

Die furchtbarste Heimsuchung für unsere Heimat war in den früheren Jahrhunderten die Pest, die in manchen Jahren entsetzlich wütete. Ganze Ortschaften starben aus; kein Haus, kein Hof blieb verschont von ihr. Zur Zeit der Kreuzzüge kam sie durch heimkehrende Ritter und Kaufleute aus dem Morgenlande zu uns. Daß diese Seuche so verheerend wirkte, hat seinen Grund in den damaligen Zeitverhältinissen. Unsere Heimat ist ein blutgetränkter Boden, der nicht mit Unrecht die „Dreschtenne Mitteleuropas“ genannt wird. Die Kriege, die Plünderungen, Verwüstungen, die Truppendurchzüge, das Raubritterwesen bereiteten immer den Boden für die Seuche vor. Nicht vergessen dürfen wir den Handel und Verkehr, der Kaufleute aus allen Ländern durch unser Gebiet führte. Die Münzen, die man heute auf den Aeckern findet, sind ein Beweis, daß Händler aus ganz Deutschland und Rußland bei uns durchzogen. Auf den Straßen trieb sich auch allerlei fahrendes Volk, Bettler, Wegelagerer, unreine und unsaubere Leute herum, die von der Pest zuerst ergriffen wurden. Man hatte eine furchtbare Angst vor ihr. Unsere Ahnen sprachen den Namen Pest gar nicht aus, sie nennen sie „die laidige Seuch“, „Pestilenz“ oder „Contagion“, die „Sterbluft“, das „Giftfeuer“.

Der Bauer zitterte, wenn er nur den Namen hörte. Andächtig schlug er ein Kreuz und murmelte leise vor sich hin: „Verschon´ uns, o Herr!“

Die Unreinlichkeit jener Zeit betraf nicht nur den Körper des Menschen, sondern auch die Wohnung, die Stadt und das Dorf. Die engen, schmutzigen Straßen ließen keinen Sonnenstrahl und keine frische Luft herein. Jede Hausfrau schüttete die Asche, den Schmutz, die Speisereste und das Schmutzwasser auf die Gasse. Hier vertrocknete es, der Regen schwemmte es weg oder der Wind trieb den Schmutz als Staub zurück in die feuchten, düsteren Wohnungen. Daß man tote Hunde, Katzen, Ratten und andere Tiere auf der Straße oder im vorbeifließenden Bache verfaulen ließ, war eine tägliche Erscheinung. Wer kümmerte sich um Ordnung und Reinlichkeit? Niemand. Denn Aerzte gab es noch nicht. Ihre Stelle vertraten der Bader oder der Feldscherer, die oft ein größeres Unheil noch anrichteten, indem sie in Pestzeiten Gesunde in den Spitälern einsperrten und Kranke frei ließen. Der Stoßseufzer jener Tage: „O Herr, von den ungelehrten Aerzten befreie uns!“ Spricht wohl ganze Bände. Kamen von Wien aus sogenannte Viertelärzte (Kreisärzte) mit ihren Siechenknechten, die ihnen zur Dienstleistung zugewiesen wurden, so begegnete man häufig der traurigen Tatsache, daß diese Leute den Lohn ruhig einsteckten, ins Gasthaus gingen, hier zechten und nach Herzenslust aßen, in den verlassenen Häusern Wäsche, Betten u. dgl. stahlen und verkauften und sich gar nicht um die Kranken kümmerten. Gezahlt waren diese Aerzte nach den damaligen Verhältnissen sehr gut. 3 bis 6 Gulden betrug ihr Wochenlohn und noch 1 Gulden Zehrgeld. Trotzdem war großer Mangel an Aerzten und Siechenknechten und in Wien nahm man die Gefangenen aus den Gefängnissen und steckte sie als Krankenpfleger in die Spitäler und Isolierhäuser. Die Aerzte mußten mit Gewalt in die Wohnungen geführt werden. Aufs Land ging niemand gern. Denn die Bevölkerung nahm oft eine feindselige Haltung gegen den Arzt ein und seine Anordnungen stießen auf starken Wiederstand. In allen Städten gab es noch Hausbrunnen, die in einem Hofwinkel neben dem Stall oder bei der Jauchengrube lagen und in die oft das Schmutzwasser hineinfloß. Die Friedhöfe lagen mitten im Orte, oft an einem Bergeshang. Eine Fleischbeschau, eine Marktpolizei waren vielfach unbekannte Dinge und, wenn auch Beamte dafür angestellt waren, so nahmen die ihre Pflicht nicht genau. Das arbeitende Volk wohnte vielfach in düsteren, schmutzigen und feuchten Massenquartieren, wo nie ein Sonnenstrahl hineinfiel, die selten gelüftet und gereinigt wurden.

Die traurigen sozialen Verhältnisse jener Zeit ließen die Seuche rasch um sich greifen. Der Bauer, der mit Abgaben und Frondiensten überladen war, nagte selbst oft am Hungertuche, wenn eine Mißernte eintrat. Nicht viel besser ging es dem Soldaten, dem die Offiziere das Beste nahmen und der vielfach mit schlechten Nahrungsmitteln sich begnügen mußte. Das Volk wurde auch nicht häufig aufgeklärt über das Wesen der Pest. Allgemein hieß es, daß Tote nicht gefährlich wären für die Lebenden. Es kam vor, daß man zur Nachtzeit den Toten Brot, Aepfel oder Bäckerei auf den Mund legte und dies einige Stunden später vor der Haustür eines Gegners niederlegte, damit es die Kinder verzehren und dann sterben. Arzneien hatte man anfangs keine. Der Mensch stand rat- und machtlos der Seuche gegenüber. Allgemein sah man in ihr ein Strafgericht Gottes, dem man nicht vorgreifen dürfe. Darum verjagten einzelne Dörfer die Viertelärzte und Siechenknechte. Suchten die einen die Ursache der Pest in den schweren Sünden der Menschheit, so glaubten andere, daß verschiedene Naturerscheinungen, wie Sonnen-, Mondesfinsternisse, Kugelblitze oder Kometen die Pest mit sich brächten. Die Beobachtung des Himmels und der Himmelserscheinungen war Pflicht des Nachtwächters. Auch die Juden machte man dafür verantwortlich, da sie beschuldigt wurden, daß sie die Brunnen vergiften. Die Folge waren Judenverfolgungen. Kein Wunder, wenn das unwissende Volk in das Reich des Aberglaubens floh, wenn es sich den Schwindlern, die ja zu solchen Zeiten in Menge auftraten und aus dem beschränkten Sinn unseres Volkes eine ergiebige Geldquelle machten, in die Arme stürzte. Teuere Schutzmittel wurden da dem leichtgläubigen Volke verkauft, die Leute ließen dann jede Vorsicht außer acht und fielen erst recht der Seuche zum Opfer.

Bis zum Dreißigjährigen Krieg finden sich leider keine schriftlichen Aufzeichnungen, aus denen man entnehmen könnte, daß die Pest unser Dorf heimsuchte. Trotzdem können wir ruhig annehmen, daß im Mittelalter öfters die Seuche hier wütete, wie man aus den Gedenkbüchern von Znaim, Nikolsburg und anderen Orten ersieht. Das Gedenkbuch beginnt mit dem Jahr 1595, nachdem am 4. Mai 1582 Poysdorf zum Markt erhoben war. 1638 beobachteten die Leute Feuerkugeln am Himmel, die zur Erde fielen und einen Schwefelgeruch verbreiteten. Es waren Kugelblitze, die man als ein schlechtes Zeichen auffaßte. Allgemein fürchtete man, daß ein „Erschröcklicher Sterb“ kommen werde, was aber nicht geschah.

Dafür kam die Pest im Jahre 1645, als die Schweden bei uns waren. Kein Haus blieb verschont, ganze Familien starben aus. Viele Flüchtlinge retteten sich aus Wien hieher, die aber zum größten Teil starben. 5000 Menschen, darunter Ortsbewohner und Flüchtlinge, raffte die Pest hinweg. An manchen Tagen starben 50 Personen, so daß die Hälfte der Häuser leer stand und alle waren durch die Kriegswirren in trostlosem Zustande. 10 Jahre später kehrte die Pest wieder ein, doch wurde niemand befallen, so daß die Bewohner gelobten, eine Wachskerze dem damals bekannten Wallfahrtsorte Alt-Ruppersdorf zu opfern. Die muß recht groß gewesen sein, denn 11 Jahre brannte sie an Sonn- und Feiertagen in der Gnadenkirche zu Ruppersdorf und der Stumpf wurde 1676 von dem hierortigen Lebzelter Matthias Spindler abgeholt und eine neue gegossen, die 42 Pfund schwer war und 11 Gulden 48 Kreuzer kostete. Bemalt wurde sie von dem Poysdorfer Maler Daniel Ullrich, der für seine Mühe 6 Gulden verlangte. Ein stark verkleinertes Abbild sieht man noch jetzt in der Pfarrkirche zu Poysdorf. Wachskerzen und Wachs der Kirche zu spenden, war damals nicht nur eine fromme Sitte, sondern auch eine Strafe, die jeden Bauer traf, der Samstag nachmittags im Weingarten arbeitete. Poysdorf hatte eine eigene Wachsbleiche, die bis zum Jahre 1800 bestand. Sie lag zwischen der Kaiserstraße und dem Radaweg neben dem Ziegelofen.

Mitten in den Kriegsvorbereitungen gegen die Türken tauchte abermals die Pest auf, das war im Jahre 1679. In Wien starben damals 15.000 Menschen. Abraham a Santa Clara hat in seinem Werke „Merk´s Wien“ die Pest in erschütternden Bildern geschildert. Ganz Niederösterreich wurde in Mitleidenschaft gezogen. Die umliegenden Orte litten furchtbar. In Wilhelmsdorf starben alle Leute bis auf acht Personen; ebenso in Poysbrunn und Wetzelsdorf. Nur Poysdorf blieb verschont, obwohl die Bäcker Brot und Weißgebäck nach Wilhelmsdorf liefern mußten. Sie trugen es in Körben auf das freie Feld zwischen Poysdorf und Wilhelmsdorf, stellten daneben Bottiche voll Wasser und entfernten sich. Die Wilhelmsdorfer kamen herbei, holten sich, was sie brauchten und legten das Geld in den Wasserbottich. War alles verkauft, nahmen die Bäcker ihre Körbe und das Geld aus dem Wassergefäß und gingen nach Hause. Zum Andenken daran, daß kein Bäcker angesteckt wurde, stellte man den „Schutzengel“ auf, eine Statue, die heute neben der Straße steht und uns an die schwere Zeit des Jahres 1679 erinnert.

Der Rat des Marktes beschloß ferner, eine Glocke gießen zu lassen und alle Jahre eine Wallfahrt nach Wranau und Maria-Zell zu machen, wenn der Markt verschont bliebe von jeder Seuche. Das Geld für die Glocke sammelte man unter den Bürgern und Inwohnern Poysdorfs und es dauerte vier Jahre, bis das Gelübde erfüllt werden konnte. Im Jahre 1685 wurde die Pestglocke, die 25 Zentner wog, in Wien von dem kaiserlichen Stückgießer Johann Kippl gegossen. Mehr als 200 Jahre sah sie vom hohen Turm der Pfarrkirche herab auf den Markt, ihr metallener Mund begleitete das wechselvolle Leben des Bürgers, seinen Kummer und seine Sorgen, seine Freude und seine Lust, bis der Weltkrieg auch sie holte und sie zu Kriegszwecken dienstbar machte.

Die Wallfahrten nach Wranau und Maria-Zell wurden alle Jahre unternommen und es mußte aus jedem Haus eine Person mitgehen. Noch steht die hohe Säule aus dem Jahre 1679 neben der Reichsstraße, das sogenannte „Braunauerkreuz“; bis hieher begleiteten ein Priester und die Angehörigen die Wallfahrer, dann zogen sie singend und betend weiter über Nikolsburg, Brünn nach Wranau , das in der „Mähr. Schweiz“ unweit der Mazocha mitten zwischen dunkelgrünen Bergen eingebettet liegt.

Zwischen Poysdorf und Wetzelsdorf steht auch eine Tabernakelsäule, das „Zellerkreuz“, das uns an die Prozessionen zur „Zeller Muttergottes“erinnert. Mit der ersten Prozession wurde das Votivbild von Poysdorf in die Gnadenkirche nach Maria-Zell mitgenommen. Das zweite Votivbild blieb in der hiesigen Pfarrkirche; es stammt aus dem Jahre 1681 und zeigt uns den Markt, wie er 1679 aussah. Im Vordergrunde sehen wir das „Wiener Tor“, das zur Pestzeit, wie auch die zwei anderen Tore: das Brünner- und Walterskirchnertor, strenge bewacht wurden, daß kein Fremder aus einem verseuchten Orte ein- oder durchwanderte. Dem Adel und dem Geistlichen glaubte man auf ihr Wort, jeder andere mußte einen Reisepaß haben genau so wie heute. Man mußte sich in dem Paß bescheinigen lassen, daß man aus einem seuchenfreien Orte kam. Ein solcher Paß lautete: „Mir Bürgermeister und Rat der des Hl. Römischen Reiches freien Stadt Nürnberg urkunden und bezeugen hiemit, daß in hiesiger Stadt und Landschaft, Gott Lob! die Luft ganz rein, gesund und von allen ansteckenden Seuchen befreiet sei. Ersuchen dahero hiemit alle und jede Hohe und Niedere Standesperson, Sie wollen Vorzeiger dieses, Maler aus Tübingen, welcher sich einige Jahre allhier aufgehalten hat und nun über Leipzig nach Wolsenbüttel zu reisen Willens ist, aller Orten sicher und ungehindert passieren und repassieren lassen.“

Ein zweiter Paß lautet: „Demnach Vorzeiger dieses, der Mahler H., 28 Jahre alt, mittlerer Statur , gesunden vollen Angesichts, schwarzbraune Haare tragend, gekleidet in einen gelblichen Ueberrock, sich zeithero in diesem Orte aufgehalten, und hier von einigen ansteckenden Krankheiten und Viehseuchen, Gott sei Dank! nichts zu spüren, von hier nach Nürnberg zu reisen gewillet und um gegenwärtigen Paß und Zeugnis angelanget: So werden alle und jede, denen dieses vorzuzeugen nötig sein wird, hiemit ersuchet, obdachten H. sicher und ungehindert pass- und repassieren zu lassen.“

Die Wache stand Tag und Nacht und eine Streifwache ging des Nachts sogar durch die Gassen. Bürger und Inwohner leisteten den Wachdienst. Vor den Toren brannte manchmal sogar ein Feuer, in das man Wacholderäste legte. In den Rauch, dem man eine desinfizierende Wirkung zuschrieb, hielt man den Reisepaß. Ein gleiches Feuer brannte vor dem Rathaus; da hielt der Gemeindeschreiber die Schriftstücke in den Rauch, die ihm von den Parteien übergeben wurden. Die Kaufleute übernahmen kein Geld von den Kunden. Die legten es in einen bereitstehenden Wasserkübel.

Desinfektionsmittel jener Zeit waren: Rauch des Wacholderstrauches, Essig, Kalkwasser, Wein und die Sonne. Die Straßen wurden in der Pestzeit gekehrt, die Wohnräume mit Kalk getüncht, die Leute wuschen sich mit Essigwasser, sie vermieden größere Ansammlungen und blieben schön zu Hause. Wallfahrten waren verboten, ebenso Prozessionen, Bittgänge, Versammlungen und Märkte. Das geängstigte Volk hielt Hausandachten ab. Am Abend versammelte sich die Familie und das Gesinde, verrichtete Andachten zu Maria, zur hl. Dreifaltigkeit, zu den Pestpatronen: Rochus, Sebastian, Karl Bor., Franz und Rosalia. Mancher Hausvater gelobte ein Kreuz oder eine Denksäule, wenn sein Haus von der Pestilenz verschont bleibt. Solche Denksäulen stehen noch heute an Kreuzwegen und in den Aeckern; viele sind verfallen, zerstört und ganz verschwunden.

Ein Gesetz aus dem Jahre 1679 verordnete unter „Leib- und Lebensstrafen“, daß die Toten nicht im Friedhof beerdigt werden dürfen, daß alle Hunde, Katzen und Tauben in den Pestdörfern zu vernichten sind, daß die Pesthäuser gesperrt und kein Gottesdienst abgehalten werden darf. Die Toten begrub man außerhalb der Ortschaft und man erkennt noch heute die Pestfriedhöfe an den Bildsäulen oder Kreuzen, die man später da aufstellte. Solche Säulen, die kunstvoll aufgebaut wurden, fand ich in Ketzelsdorf bei Poysdorf und in Palterndorf bei Zistersdorf. Sehr schlecht ging es den Bettlern, die man nirgends einließ. Sie wurden überall davongejagt und verhungerten. Da der Handel und der Verkehr stockte, machte sich ein Mangel an Lebensmitteln geltend. Mit Tuch, Leinwand und Kleidern durfte überhaupt nicht gehandelt werden. Es ist da leicht zu begreifen, daß die Leute eine drohende Haltung gegen die Pestkommissäre einnahmen und daß die Gesetze und Anordnungen nicht strenge eingehalten wurden. Lieber warfen sich die Leute in die Arme der Pest, als in die der Hungersnot.

Der Priester reichte das Abendmahl mit einem Instrument, das er bei jedem Andächtigen oder Sterbenden zuerst eine Weile ins Feuer halten mußte. Darum hatte der Mesner in einer Schale eine Glut, die er beim Bersehen mittrug. Auf die Pesttoten wurde viel Kalk geschüttet. Darum findet man jetzt, wenn die ehemaligen Pestfriedhöfe tief umgeackert oder umgegraben werden, viele Menschenknochen und Kalk. Da die Ortschaften sich seit 1679 weiter ausdehnten, sind solche Pestfriedhöfe mit den Bildstöcken heute schon in Orte drinnen.

Mehr als dreißig Jahre vergingen, ehe die Pest wieder in unsere Heimat einkehrte. Ende April des Jahres 1713 trat sie auf und erst im Dezember erlosch sie. Den Toten floß Blut aus den Augen, Ohren und der Nase. Aus Wien, wo die Seuche sehr stark auftrat, flohen die Bewohner auf das flache Land und verbreiteten da die Krankheit. Poysdorf wurde zu einem Kontumarzorte bestimmt; die Bürger wehrten sich gegen diese Bestimmung und brachten ein Gesuch bei der Landesregierung ein, diesen Kontumarzort von Poysdorf nach Stützenhofen oder Schweinburg (Schweinbart) zu verlegen; denn, so heißt es ein dem Gesuch, Poysdorf sei durch eine Feuersbrunst aus der Kuruzzenzeit (1706) schwer geschädigt, so daß wenig Wohnungen da sind. Da die Bewohner viele Weingärten und wenig Aecker haben, muß Brotgetreide aus den umliegenden Ortschaften eingeführt werden. Hält die Pest lange an, so leiden Bewohner und die Kontumazierten Hunger. Poysdorf sei endlich ein volkreicher Ort, in dem viele Kinder leben und der von der Landesgrenze zwei Stunden entfernt ist.

Das Gesuch hatte keinen Erfolg. Nach Poysdorf kam ein Wundarzt von Wien, der zugleich Komtumazorts-Kommissär war. Die Gemeinde mußte für ein Quartier und Verpflegung des Arztes sorgen. Die Post wurde von Reitern aus Nikolsburg abgeholt; denn die Poststraße berührte damals nicht Poysdorf, sondern Ketzelsdorf, und der Weg, der an Stelle der alten Reichsstraße führt, heißt im Volksmunde noch „Fürstenweg“.

Der Fürst Liechtenstein als Grund- und Marktherr erließ folgende Weisungen: 1. Sind Baracken und ein Lazaretthaus zu errichten. 2. Die Häuser der Kranken sind zu sperren und niemand ist ein- oder herauszulassen. 3. Die Häuser sind mit Kronawetter einzuräuchern. 4. Keine Leute sind aufzunehmen, die nicht einen Paß haben. Niemand darf hausieren oder betteln gehen. 5. Jeder Hausbesitzer muß die Hintertür des Hauses versperren, daß da niemand hereinkommen kann. 6. Bei den Toren muß Tag und Nacht fleißig gewacht werden. Die Wache ist auch zu visitieren, ob sie den Dienst genau versieht. Um 7 Uhr früh erscheint die Wache vor dem Markrichter. 7. Der Schulmeister muß zweimal in der Woche mit den Kindern die Litanei beten.

In Herrnbaumgarten wütete die Pest sehr stark. Doch durfte kein Mensch von dort nach Poysdorf kommen, denn die wurden mit Spott hinausgejagt. Es war ihnen auch strenge verboten durch den Fürsten Liechtenstein. Die Leute mieden sich gegenseitig, man unterließ Besuche und Wirtshausgänge, Kellerpartien hörten auf, ja, man gab sich nicht einmal die Hand. Beim Gottesdienst wurde nicht gesammelt. Wo Klöster waren, z. B. in Asparn a. d. Zaya, vermauerten sich die Mönche und einer mußte draußen im Orte die priesterlichen Funktionen übernehmen. Der hieß „Kontagionsgeistlicher“. Wasser oder Kot durfte nicht auf die Straße geschüttet werden. Wer es tat und dabei erwischt wurde, zahlte drei Dukaten und arbeitete vier Wochen im Eisen.

Wallfahrten durften in der Zeit, da die Pest wütete, nicht unternommen werden. Kirchen und Wirtshäuser wurden mit Kronawetter ausgeräuchert; in jedem Geschäfte stand ein Wasserbottich, in den die Kunde das Geld legte. Briefe, die abgeschickt wurden, mußten eingeräuchert werden. Versammlungen und Märkte waren verboten, die Gasthäuser gesperrt, Handel und Wandel stockten. Es fehlten in vielen Orten die Arbeitskräfte, die Felder und Weingärten wurden nicht so sorgfältig bearbeitet wie sonst und der Ertrag blieb hinter dem anderer Jahre zurück. Die Folge war Not und Teuerung und die Regierung mußte mit eiserner Strenge jeden Wucher und Kettenhandel unterdrücken. Untersagt war das Kaufen und Verkaufen alter Kleider. Die „Pinggel“ der Leute wurden von den Wachen genaue untersucht.

Die Dirnen, Zigeuner und das fahrende Volk wurden abgeschafft, und zwar nach Ungarn in die Festungen. Hier wurden sie zur Arbeit gezwungen. Kauf- und Wirtsleuten wurde Ordnung und Reinlichkeit aufgetragen. Die Lebensmittelbeschau führte man ein. Waschungen, Bäder, Körperpflege, Lüftung der Wohnungen, das Anstreichen der Wände mit Kalk, das alles kam wieder in Gebrauch; denn Unglück und Seuchen sind des Menschen Lehrer und seit 1679 hatten die Leute alle Vorsichtsmaßregeln vergessen. Die Häuser, in denen Pestkranke wohnten, wurden mit einem weißen Kreuz bezeichnet. Niemand durfte ein solches Haus betreten. Starb der Kranke, so blieb es noch immer sechs Wochen gesperrt. Manche Bewohner entzogen sich dieser Anordnung, indem sie den Pestfall nicht zur Anzeige brachten und den Toten im Keller oder im Garten rasch begruben. Darum findet man noch heute oft menschliche Knochen, wenn ein Garten tief umgegraben wird.

Die Aerzte gaben den Leuten Verhaltungsmaßregeln an. Frühmorgens soll jeder eine saure Suppe essen, darauf ein Gläschen Wein trinken, worin über Nacht ein erbsengroßes Stück Kampfer aufgelöst wurde. Zuträglich ist der Genuß von Wacholderbeeren, ein Butterbrot mit einer Messerspitze gestoßenen Schwefels, Rautentee und Knoblauch. Mit Essig oder Wacholderöl soll man sich die Schläfen, die Pulsadern an den Händen, die Achselhöhlen, den Unterleib und das Hinterhaupt einreiben. Auch tote Kröten legte man den Kranken auf die Beulen, die zogen das ganze Gift aus dem Körper, wurden dick und voll, der Kranke erlangte seine Gesundheit. Dieses Hausmittel gebrauchte man in Gaweinstal.

Die Gemeinden errichteten nicht nur Spitäler, sondern auch Apotheken, die den Namen „Landschaftsapotheke“ noch heute führen. Viele ehemalige Pestspitäler sind heute Armenhäuser.

Ungern befolgten die Leute die Anordnungen und Befehle, welche die Regierung erließ, um der Seuche Herr zu werden. In manchen Orten weigerten sich die Bewohner und leisteten Widerstand; da wurde ein Galgen aufgerichtet außerhalb des Ortes und wer widersetzlich war, wurde ohne weiteres mit dem Tode bestraft. Das half.

Zur Erinnerung an die letzte Pest im Jahre 1713 erbauten die Bürger Poysdorfs die schöne Dreifaltigkeitssäule; jeder gab sein Scherflein dazu. Die Fuhren leisteten die Bauern umsonst, ebenso die Handarbeiten. Trotzdem kostete die Säule 1700 Gulden und ist ein Werk des Wiener Bildhauers Rochus Mayerhofer. Ausführlich schildert das Gemeindegedenkbuch die Grundsteinlegung im Jahre 1715, die Einweihung und die „herrliche Mahlzeit“ im Rathause. Die Poysdorfer konnten eine derartige Säule errichten, denn kein einziger Bewohner fiel der Seuche im Jahr 1713 zum Opfer.

Fast jede Gemeinde besitzt eine derartige Pest- oder Dreifaltigkeitssäule, oft findet man auch noch eine Rochus- oder Sebastiankapelle. Ihre Bilder sieht man auf den Kirchenfahnen und Altären. Nebst einer Wallfahrt nach Maria-Zell und nach Wranau gelobte die Bürgerschaft, jeden Sonnabend nachmittags die Arbeiten im Weingarten zu unterlassen. Wer aber arbeitete, zahlte 30 Gulden Strafe. All´ die Gelübde gerieten in Vergessenheit, auch die Betstunden vor der Pestsäule, die Prozessionen und Predigten unterließ man. Nur am Dreifaltigkeitssonntag schmückte man die Säule mit grünen Aesten und Blumen und jeder Tote wird, ehe er im Grabe zur ewigen Ruhe bestattet wird, an der Pestsäule vorübergetragen, mag er auch ganz beim Friedhofe gewohnt haben.

Mehr als 200 Jahre sind seit der letzten Pest vergangen. Für uns ist diese Seuche kein Schreckgespenst mehr, wir kennen sie nur aus der Geschichte der Heimat, aus Bildern, Büchern und Gedenksäulen und wissen, daß es Tage der Trauer waren, wenn sie ihren Einzug hielt in die stillen Hütten unserer Gemeinde. Noch lange sang die Gemeinde die Pestlieder bei den Wallfahrten an die Gnadenorte, bei den Andachten vor den Dreifaltigkeitssäulen und in der Kirche. Ein solches Lied begann mit den Worten: „Von G´fahr der Pest tut man gar viel sagen – jedoch gar wenig ein Abscheuer tragen – ja, ich muß gestehen - es hat das Ansehen – als wenn Gott nicht liebte mehr – und kein Höll noch Himmel wär.“

Veröffentlicht in: „Mistelbacher Bote“, 1925, Nr. 52, S. 7

Die Pfarrkirche

Auf einem Hügel, dessen Höhe 224 m beträgt, steht das Gotteshaus der Stadt Poysdorf; der stattliche Turm beherrscht das ganze Poybachtal, das sich von Westen gegen Osten zieht.

Zwei Stiegen — die Pfarr- und die lange Stiege — führen zu der Pfarrkirche empor. Die Lange zählt 116 Stufen. Für die alten Leute ist der Weg recht beschwerlich, sodaß sie öfters „verschnaufen“ müssen. Zwischen den beiden Stiegen liegt vor der Friedhofmauer eine freie Fläche; es war dies früher der Schulgarten, wo die Kinder die Anfangsgründe im Gemüse- und Obstbau lernten. Neben der Mauer war eine Kegelbahn eingerichtet; da herrschte im Sommer ein fröhliches Treiben, wenn die Sonne im fernen Westen sich dem Horizonte näherte. Die Kugeln rollten, die Kegel stürzten, Gesang ertönte und auf dem Tisch standen Gläser und Flaschen voll edlen Rebensaftes. Gemütlich war die Zeit und dem Frohsinn opferte man gern einige Stunden des Tages. Als der Schulgarten aufgelassen wurde, erhielt der Weinbauverein diesen Platz für ein Treibhaus. Nach dem Weltkriege diente er als Holzablage für einzelne Parteien. Weil diese Holzmengen nicht zur Verschönerung der Kirche beitrugen, so ließ endlich die Gemeinde den Platz herrichten und schuf eine kleine Anlage, die aber durch die große Trockenheit stark leidet. Der Brunnen, der lange Zeit nicht in Verwendung stand, wurde 1932 ausgebessert und liefert den einzelnen Parteien in der Umgebung Trinkwasser. Zwei Statuen ließ die Gemeinde 1890 von der Poybachbrücke hieher versetzen und 1907 gründlich herrichten; leider wurden die Arbeiten bei zwei Wappen nicht mit der gründlichen Sorgfalt durch-geführt.

Eiserne Lampenbehälter, die man an der Stiegenmauer bemerkt, sind die letzten Zeugen der ersten Straßenbeleuchtung des Marktes, als man noch Petroleumlampen benützte, um die Dunkelheit der Nacht zu erhellen.

Der alte Friedhof, der die Kirche umgibt, wird heute nicht mehr belegt. Altehrwürdige Grabsteine, die unter Denkmalschutz stehen, sind zum Teil in die Friedhofmauer eingemauert. Sie stammen aus der Barock- und Biedermeierzeit und verdienen deswegen volle Beachtung; die Sinnbilder dieser Grabsteine — Urne, Fackel, Schlange usw. — sind heute unserer Zeit ganz fremd, genau so die langen Sprüche — ein besonderes Merkmal der Biedermeierzeit.

Die Grabsteine gegenüber der Kirche geben uns Nachricht, daß hier Geistliche ruhen, die einst in der Gemeinde als Seelsorger wirkten, so der große Wohltäter Prälat Josef Piller (1793—1866), der Pfarrer Anton Haresser (1807—1881) und Peter Feltl (1826—1895), der Konsistorialrat und Distriktsschulaufseher des fünften Wiener Bezirkes Konrad Hofmann und der geistliche Rat Franz Maglock (gestorben 1931). Mitten in grünen Sträuchern steht das einfache Kriegerdenkmal, das der Kameradschaftsverein am 18. August 1908 den Helden der Heimat setzte, die in den Kämpfen der Jahre 1849, 1859 und 1866 auf dem Felde der Ehre gefallen sind. Wiederholt hatte in den vergangenen Jahren das Bundesdenkmalamt in Wien ersucht, dass das Denkmal von dieser Stelle entfernt werde, weil es hier nicht zur vollen Geltung komme.

An der Kirchenmauer bemerken wir das Missionskreuz, das aus Holz besteht; die Jahreszahlen 1854, 1907, 1919 und 1930 geben uns die Jahre an, in denen eine hl. Mission für die Pfarrgemeinde stattfand.

Die Kirche ist im Renaissancestil gebaut und gehörte einmal zu den sogenannten Festungskirchen unseres Viertels, da sie als Zufluchtsstätte für den Markt und die umliegenden Gemeinden bestimmt war. Die Westfront zeigt die Zierformen des Barockstiles. Die Nische in der Mitte schmückt eine Statue der Jungfrau Maria, ihr zu Füßen windet sich eine Schlange. Hinter der Statue liest man drei Buchstaben P. J. M. Die Ziegel, mit denen das Gotteshaus gebaut wurde, nahm man aus der Gstetten. Neben dem Eingang fällt uns ein Grabstein auf, der in der Mauer eingemauert ist; die Jahreszahl ist verblaßt und unleserlich. Es ist dies der Grabstein des Pfarrers Großhaupt, der als Seelsorger im Markte von 1763 bis 1785 wirkte und der sich um die innere Ausschmückung der Kirche große Verdienste erwarb. Seine sterblichen Überreste ruhen in der Gruft, die unter dem Haupteingang liegt. Während sonst die Renaissancebauten in der Regel reich verzierte Portale aufweisen, vermissen wir diesen Schmuck bei unserer Kirche. Sicher hatte die Gemeinde nicht das notwendige Geld und sie begnügte sich mit dem einfachen Bau. Es war ja die Zeit des Dreißigjährigen Krieges, als der Markt daran ging, an Stelle des alten Gotteshauses ein neues zu erbauen. Über dem Eingang lesen wir auch die Worte: *„Ad praepotentis dei honorem et maiorem gloriam ad bssimae V. M. et omnium S. S. venerationem sub nomine S. Joannis Baptistae, cui dicatum hoc templum in oppido Poisdorfe, Pys parochianorum sumptibus anno 1629 a fundamentis incoeptum et feliciter ad finem perductum anno 1635, consecratum 1640“*. (Zur Ehre und zum größeren Ruhme des allmächtigen Gottes, zur Verehrung der allerseligsten Jungfrau Maria und aller Heiligen wurde unter dem Namen des hl. Johannes des Täufers, dem dieses Gotteshaus in der Stadt Poysdorf geweiht ist, mit Hilfe der Pfarrkinder im Jahre 1629 von Grund auf begonnen und im Jahre 1635 glücklich zu Ende geführt, geweiht 1640).

Oberhalb der Gedenktafel steht die Statue des Kirchenpatrones. Das äußere Kirchentor ist mit Eisen und Blech beschlagen, damit den Einbrechern die Arbeit nicht gar zu leicht gemacht wird, die zweite Holztür ist eine gefällige gotische Arbeit. Neben der Tür hängen zwei alte Ölgemälde: der hl. Sebastian und die hl. Apollonia; unter dem ersten lesen wir den Satz: *„Contra luem mortis, sis Athleta fortis 17 Jacobus Frid 32.“* (Gegen die Seuche des Todes (=Pest) mögest du ein starker Kämpfer sein, Jakob Frid 1732. — In diesem Jahre bedrohte die Pest noch einmal unsere Heimat). Die hl. Apollonia wurde bei Zahnweh angerufen. Darauf beziehen sich auch die Worte, die unter dem Bilde stehen: *„Adentium cruciatu tutrix.«* (Schützerin vor den schmerzvollen Zahnschmerzen.) Das Bild stammt aus dem Jahre 1729. Es ist dies ein Chronogramm, d. h. wenn man die rot bezeichneten Buchstaben als Zahlen zusammenrechnet, bekommt man das Jahr, in dem der Maler sein Bild vollendete. Das Holzkreuz neben dem Sebastiangemälde war für die Wallfahrten nach Maria-Zell, nach Schoßberg und Wranau bestimmt. Eine schlichte Marmortafel mit den Namen der Gefallenen im Weltkriege hat die Feuerwehr ihren Kameraden zum bleibenden Andenken gewidmet.

Das Gotteshaus ist ein einschiffiges Langhaus, das in der Ost-Westrichtung gebaut ist; es gehört zu den größten und schönsten unseres Viertels und macht durch seine Reinlichkeit und Einfachheit einen gefälligen Eindruck auf den Beschauer, der es zum ersten Mal betritt. Der Hochaltar nimmt die ganze Ostseite ein; er besteht aus hartem Holz und ist nach Art des Salzburger Marmors bemalt. Der Altartisch ist einfach gehalten, jeden übertriebenen Schmuck vermissen wir da. Neben dem reich vergoldeten Tabernakel knien zwei Cherubin. Das große Altarbild — die Taufe Jesu im Jordan — wird dem Kremser Schmidt zugeschrieben, doch fehlen die Belege hiefür. Das Bild hat durch die zwei Glasfenster an Eindruck stark verloren; ein Barockaltar verlangt Licht und Sonnenglanz, damit er auf den Andächtigen wirkt. Erst durch die elektrischen Scheinwerfer (1930 hergestellt) kommt das alte Gemälde wieder zur vollen Geltung, sodaß viele Kirchenbesucher mit Recht sagten: „Die Schönheit des Altarbildes ist früher nicht bemerkt worden“. Zwischen den dorischen Säulen, die den oberen Teil des Hochaltars tragen, stehen die beiden Apostelfürsten Peter und Paul. Vermieden ist die bunte Farbenpracht, alles Grelle und Unnatürliche, was noch vor drei Jahrzehnten zu berechtigten Klagen Anlaß bot; denn damals war die Kirche und die innere Einrichtung sehr bunt in den Farben gehalten. Die stilgerechte Ausbesserung ist ein Verdienst des verstorbenen geistl. Rates Franz Maglock gewesen. Damals erhielten auch alle Statuen einen gleichmäßigen weißen Anstrich, der zum Hintergrunde paßt. Aus den weißen Wolkenballen und goldenen Sonnenstrahlen des oberen Teiles blickt die Dreifaltigkeit auf uns herab; mächtige Voluten umgeben diesen Teil, auf ihnen knien Engelgestalten. Alle Heiligen, die den Hochaltar schmücken, richten ihre Blicke empor zur Dreifaltigkeit, die gleichsam aus den Wolken des Himmels herauszukommen scheint. So ist der ganze Hochaltar ein einheitliches Stück, ein Meisterwerk des Barock und darum wirkt er, wenn er im Lichterglanze erstrahlt, auf Herz und Gemüt der Andächtigen, die ganz in den Bann dieses ehrwürdigen Meisterwerkes gezogen werden. An dem linken vorspringenden Mauerpfeiler steht auf einem Sockel die Gestalt des hl. Florian, an dem rechten die des hl. Leopold. Der erstere war der Schutzpatron gegen Feuersgefahr, die leider in der Vergangenheit häufig den Markt heimsuchte und ihn zum größten Teil einäscherte. Der hl. Leopold ist der Gründer des Stiftes Klosterneuburg, dem bis 1848 die Gemeinde Wilhelmsdorf gehörte.

Die Chorstühle, die für die Gemeinderäte bestimmt sind, übertreffen in ihrer Ausführung alle Arbeiten, die man sonst in den Landkirchen gewöhnlich findet. Sie dürften aus der Zeit um 1760 stammen, weil damals ein Streit um die Rang- und Sitzordnung der Ratsherren entbrannte.

In den vier Seitenhallen, die aber nicht unter einander verbunden sind, stehen die Seitenaltäre, die verschiedenen Zeiten angehören, was die Bilder und die Verzierung betrifft. Der älteste Altar ist der des hl. Franz. Das Bild ist dunkel gehalten; der Heilige steht in einer düsteren Felsenlandschaft, nur einige Strahlen der Sonne brechen aus den dunklen Wolken hervor und überziehen das Land und den Heiligen mit einem überirdischen Schimmer. Die ersten Maler der Barockzeit liebten diese Licht- und Schattengegensätze Das Bild des hl. Stephan ist eine Nachbildung des Altarbildes in Retz. Der Josefs- und Marienaltar gehören der neueren Zeit an. Die Bilder sind einfach, die Heiligen zeigen eine Ruhe und Gelassenheit im Gegensatz zur Barockzeit, die Leben und Bewegung kennt, wie wir dies an der Statue beim Josefsaltar recht deutlich sehen können. Leider sind uns die Maler der Kirchenbilder unbekannt; nur den Meister des Marienbildes kennen wir, er hieß Adam Breuner, der es um 1859 schuf. Auf einem Throne sitzt die Jungfrau Maria, neben ihr stehen die Pestpatrone: der hl. Rochus, hl. Sebastian und die hl. Rosalia.

Die Kreuzwegbilder sind eine flüchtige Arbeit eines unbekannten Malers. Neben dem Josefsaltar hängt die „Wahrhafte Abbildung des schmerzhaften Weges“ *=(via dolorosa)*, den der Heiland vor seinem Kreuzestode ging; die Inschrift besagt, daß die Mitglieder des 3. Ordens vom hl. Franziskus, der hiesige Pfarrer Martin Ignaz und der Zistersdorfer Quardian den Kreuzweg am 27. März 1735 einführten. Die Franziskaner, die ja in Jerusalem die Wächter des hl. Grabes waren, hatten sich bemüht, überall die Kreuzwegandacht einzuführen. Bei uns geschah es durch die Franziskaner in Zistersdorf. Das Kloster besteht heute nicht mehr. Vielleicht stammen auch die Kreuzwegbilder aus jener Zeit, nur die 13. Station ist eine neuere Arbeit, wie man sogleich am ersten Blick dies erkennt. Früher war an dieser Stelle die »Pieta«, die jetzt ihren Platz neben dem Marienaltar hat.

Das Votivbild, das die Bürger des Marktes nach dem Pestjahre 1679 malen ließen, hat verschiedene Irrtümer gezeitigt, so z. B. daß der Markt damals nur eine Gasse hatte, daß hinter der Kirche sofort der Wald begann usw. Poysdorf hatte sicher damals bedeutend mehr Häuser, als wir auf dem Bilde sehen; gehörte es doch um 1645 zu den größeren Gemeinden des Landes nördlich der Donau; damals fanden viele Flüchtlinge im Markte eine gastfreundliche Aufnahme, ja die Quellen berichten, daß zur Pestzeit 1645 über 5000 Menschen (Ortsbewohner und Fremde) hier waren. Da waren auch genug Häuser vorhanden. Der Wald, den wir auf dem Bilde sehen, ist mehr ein dekorativer Hintergrund, da ja schon 1338 Weingärten in den Hermannschachern und 1439 solche im Rettich (Radeweg) und in den Steinbergen erwähnt werden. Immerhin ist aber das Bild für die Heimatgeschichte von großer Bedeutung. Wir sehen das alte Wienertor, den Bildstock — er stand beim heutigen Kindergarten und hatte die Gestalt des Wranauerkreuzes, — das Kapuzinerkloster, die Pfarrkirche mit dem alten Turm, das Wranauerkreuz auf dem Weißenberg und die alte Straße, die 50 Jahre später zur Kaiserstraße ausgebaut wurde; die Darstellung der Pest und ihre Verbreitung ist auf diesem Bilde beachtenswert. Die Kerze vor demselben ist eine Nachbildung jener großen Opferkerze, die in dem erwähnten Jahr nach Alt-Ruppersdorf gespendet wurde.

Neben dem rückwärtigen Ausgang hängen zwei alte Bilder — die hl. Anna und Jakob. (Anm.: Das stimmt nicht. Lt. Kunstgutinventar der ED Wien stellt das Bild den hl. Joachim dar, den Vater von Maria.) Welchem Zweck sie gedient haben, ob es früher einmal Altarbilder waren, ist ungewiß. Die vier Heiligenstatuen an den vorspringenden Mauerpfeilern sind weiß lackiert und fügen sich in das Gesamtbild der Kirche, die einen wohltuenden harmonischen Eindruck macht. Der Geist des Barockstiles tritt bei diesen Statuen deutlich hervor: wehende Gewänder, erhobene Hände, der erregte Gesichtsausdruck. Sie gehören dem 18. Jahrhunderte an. Daß wir den hl. Anton von Padua auch hier bemerken, ist daraus zu erklären, weil diesem Heiligen die Klosterkirche geweiht war, die dann nach 1790 eingerissen wurde.

Die Kanzel ist eine schöne Barockarbeit, die gekrönt wird durch die Gestalt des hl. Johann d. Täufers; neben ihm ruhen auf weißen Wolkenballen das Lamm Gottes und zwei Engel; der eine trägt ein Kreuz, der andere einen Anker — Sinnbilder des Glaubens; in der Mitte lesen wir auf einer runden, vergoldeten Tafel den Spruch: *»Praedicans Baptismum poenitentiae Luc. cap. 3«* — predigend die Bußtaufe zur Vergebung der Sünden. Die Seitenwände der Kanzel sind bedeckt mit Bildern, die sich auf das Predigeramt beziehen. Dazwischen halten Engel die Sinnbilder der vier Evangelisten. Der Kanzel gegenüber hängt an der Wand der sterbende Heiland am Kreuze — die 12. Kreuzwegstation. Am Fuße des Kreuzes kniet ein Engel, der in der einen Hand den Leidenskelch hält und mit der anderen auf den Hochaltar zeigt, wo das hl. Opfer noch immer dargebracht wird.

Der große Stein im Mittelgange des Gotteshauses ist der Eingang in eine Gruft, die aber seit der Zeit Kaiser Josefs ll. nicht belegt werden durfte. Der Stein enthält keine Schrift, die uns einen Aufschluß geben könnte, wer hier seine letzte Ruhestätte fand. Waren es Weltgeistliche oder die Kapuziner, die sich diesen Platz auserwählten? Offenbar aber nach den Funden die letzteren, weil man vor Jahren den Gruftdeckel hob und in der Tiefe die sterblichen Überreste eines Kapuziners entdeckte.

Die Öffnung in der Mitte der Decke hatte früher eine besondere Verwendung. Am Feste Christi Himmelfahrt war es in den Landkirchen Sitte, daß man das Bild des Heilandes durch die Lucke in der Decke zog — eine sinnfällige Darstellung der Himmelfahrt. Verschwand die Gestalt in der Öffnung, so ergoß sich ein Regen von Heiligenbildern und Äpfeln auf die Zuschauer, von denen jeder trachtete, ein Bild und eine Frucht zu erhaschen. Oft schüttete man auch Wasser herab, daß die Andächtigen auseinanderstoben. Den Abschluß bildete eine Taubenfigur, die langsam auf die Menge herabschwebte. Die Taube galt ja bei unseren Ahnen als Sinnbild der Erlösung. So erscheint die Taube in der Grals- und Lohengrinsage; wie der Wiedertäufer Hubmaier 1528 in Wien auf der Gänsweide verbrannt wurde, soll auch eine erschienen sein.

Unter den Kirchenfahnen sind einige hervorzuheben: Die alte Maurerfahne — die einzige Zunftfahne des Handwerkerstandes in unserer Stadt — wurde 1887 neu gekauft und 1928 durch den Maurermeister Johann Mattner renoviert. Die Vorderseite schmückt das Bild des Pestpatrones Rochus, die Rückseite enthält die Zeichen und Sinnbilder jener Handwerker, die zur Innung gehören.

Die Hauerfahne weist die Bilder der Schutzpatrone für den Weinbau auf (hl. Urban, Johann der Täufer und Medardus) und die seltene Darstellung, wie Christus nach morgenländischer Sitte mit den Füßen den Most aus den Trauben tritt. Über dem Bilde lesen wir die Worte: »Ich habe sie alle in die Presse getreten.« (Anm.: Das ist falsch! Auf der Fahne steht: Ich habe allein die Presse getreten.) Diese Fahne war vor dem Kriege schon so schadhaft, daß sie 1911 ausgebessert wurde. Die Kosten deckte man durch eine Sammlung, die Gemeinde spendete den Betrag von 425 K, doch konnte man die Fahne beim Umgang nicht verwenden, weil die Drähte der elektrischen Leitung zu niedrig gespannt waren. Als dieser Übelstand 1924 behoben war, wurde auch wieder die Fahne am Fronleichnamstage beim Umgang von den Hauer- und Bauernburschen getragen. Früher war dies ein Vorrecht der Rekruten. Die Maurerfahne schmücken die Maurer mit Blumen und Kränzen für den Fronleichnamstag und Gesellen tragen sie nach altem Brauch, wofür sie 12 Schilling erhalten. Ein Gegenstück zur Hauerfahne ist die »Große Fahne«, einige nennen sie Frauen- oder auch Fruchtfahne. Beide haben ungefähr die gleiche Größe, die Bilder sind durch eine besondere Farbenfrische ausgezeichnet Auf der Großen sehen wir das Bild der Jungfrau Maria — *Auxiliatrix* = Hilfebringerin — und das des hl. Florian und Johann d. T.

Die beiden kleinen Fahnen erinnern uns an die Wallfahrten, die früher die Marktbewohner nach Maria Zell in Steiermark und nach Wranau bei Brünn alljährlich unternahmen. Seit Jahrzehnten sind diese Prozessionen abgekommen; noch gibt es genug Bewohner, welche den Marsch nach Wranau zu Fuß hin und zurück machten.

An der Außenwand der Kirche fallen uns 12 leere Nischen auf, in die man wohl die 12 Apostel stellen wollte. Die beiden Nischen neben dem Haupteingang dürften für die Apostelfürsten Petrus und Paulus bestimmt gewesen sein. Im Mittelalter, ja bis zur Barockzeit genossen die Jünger Christi eine große Verehrung, da man in ihnen die Fürsprecher am Throne Gottes sah. Die Falkensteiner Kirche, die mit der Poysdorfer eine gewisse Ähnlichkeit besitzt, zeigt auf der Vorderseite die Apostelgestalten. In der Barockzeit trat ihre Verehrung mehr in den Hintergrund, dafür bevorzugte man andere Heilige, die wir im Innern des Gotteshauses wahrnehmen.

Auch heute vollzieht sich ein starker Wandel in dem religiösen Denken und Fühlen des Volkes; man liebt wieder die Wallfahrten, aber im Zeitalter der Technik schweift man in die Ferne, nach Rom, Lourdes und Limpias. Von diesem schmückt ein Gnadenbild die Kirchenwand beim Taufstein. Vor einiger Zeit wurde es wegen der feuchten Mauer entfernt. Neue Heilige erfahren größere Beachtung wie z. B. die heilige Theresia und Judas Thaddäus; Lourdesgrotten erstehen und die Maiandachten, die früher meist auf die Städte und Marienkirchen beschränkt waren, werden heute fast in allen Kirchen gefeiert. Kirchenmusik und -Gesang wird mehr als früher in Einklang mit dem Gottesdienst gebracht.

Der Pfarrbote der Pfarrgemeinde „St. Johannes der Täufer“ Poysdorf, Nr. 4, Dezember 1934, 6. Jahrgang

Die Pfarrkirche in Poysdorf

Wer von Wilfersdorf auf der alten Brünner Straße nordwärts wandert, sieht von der Erdberger Höhe beim sogenannten „Ablaßkreuz“ das fruchtbare Poysbachtal mit den vielen Ortschaften; unter denen die Weinstadt Poysdorf mit der Pfarrkirche besonders auffällt; sie steht auf einem Hügel und überragt die grauen Dächer der Stadt sowie die vielen Weingärten, die sich auf der Sonnseite der Hügel ausbreiten. Den Hintergrund des Landschaftsbildes bedecken die dunklen Wälder des Galgen- und Heidberges.

Die Kirche, eine der schönsten und größten im Weinlande, wurde im Dreißigjährigen Krieg von einem italienischen Meister erbaut; denn um 1600 lebten bei uns viele Welche als Maurer, Zimmerleute, Seidenraupenzüchter und Buchdrucker. Sie wurden im Markt und als „Zugereiste“ stark angefeindet, weil sie als Pioniere der Renaissance gegen das Althergebrachte ankämpften. Die schönen Bauten des neuen Stils, und zwar die Froschmühle und der große Zehentkeller des Fünfkirchner, erregten allgemeines Mißfallen der Bewohner, die sich nicht leicht in die neuartige Bauweise einfühlen konnten.

Wer die Pfarrkirche betritt, staunt über die Harmonie und Symmetrie dieses Bauwerkes; Länge, Breite und Höhe sind zueinander gut abgestimmt; einfach und schlicht sind die hohen Säulen, die sich in das Mauerwerk einfügen, so daß man Sie gar nicht beachtet. Kein Prunk und kein Zierat stören diese schlichte Schönheit, die besonders an einem Sommertag auffällt. Das Tageslicht empfängt der Innenraum durch die halbrunden Fenster, über die sich große Stichkappen wölben. Störend wirken nur die zwei bunten Fenster neben dem Hochaltar, die aber einer späteren Zeit angehören, die wenig Verständnis für den Renaissancestil hatte. Das Chor ruht auf schlanken Toskanasäulen und hier zeigt die Decke noch ein Kreuzrippengewölbe. Von der alten gotischen Kirche sah man bis 1935 auf dem Taufbrunnen eine Johannesstatue, das einzige Andenken des Gotteshauses, das um 1460 erbaut worden war.

Wohl hatte die Marktgemeinde in den Kriegsjahren 1605 und 1619 schwer gelitten; die Bewohner waren ausgeraubt und die ganze Gegend gebrandschatzt worden; trotzdem raffte sie sich schon 1629 zu einem Neubau der Kirche auf, den sie mit eigenen Mitteln und aus eigener Kraft durchführte. Dabei halfen die eingepfarrten Orte Wilhelmsdorf, Hadersdorf und Wetzelsdorf mit. Die Bauern verrichteten unentgeltlich die notwendige Hand- und Roßrobot, holten für die Grundmauern die Steine von Hauskirchen und Nexing und führten aus der „Gstetten“ die Ziegel für den Bau herbei. Sicher leisteten der Patronatsherr (der Graf Trautsohn von Poysbrunn) und der Kirchenvogt (der Fürst Gundacker von Liechtenstein in Wilfersdorf) ihren Anteil zu dem Bauwerk, das nach sieben Jahren fertiggestellt war. 1631 schrieb der Pfarrer Blasius Kolret der Landesregierung, daß es mit dem Neubau rasch vorwärtsgehe, Geldmangel, Militäreinquartierung, Kontributionen und Kriegssteuern verursachten Stockungen. Doch waren der Rohbau, den ein Strohdach eindeckte und der niedrige Turm bald vollendet; man mußte doch einen Raum für den Gottesdienst haben, da ja vier Gemeinden zur Pfarre gehörten. Der Turmbau aber war nur Sache des Marktes Poysdorf.

1634 sperrte die Wilfersdorfer Herrschaft am 19. März schuldenhalber das Rat- und Gemeindegasthaus; denn der fürstliche Pfleger klagte bitter über die halsstarrigen Poysdorfer, die einen Kopf hätten, nicht der Obrigkeit gehorchen und keine Steuer zahlen wollten; anderen liehen sie viele tausend Gulden und die Abgaben blieben sie schuldig. 1635 war die Kirche so weit fertig, nun mußte der Turm noch ausgebaut werden. Am 9. September 1638 konnten in feierlicher Weise die Kugel, der Halbmond und die Sterne aufgesetzt werden; letztere wurden sogar vergoldet, was zwölf Poysdorfer zahlten.

Die Weihe des Gotteshauses verzögerte sich aber. Das Jahr 1639 brachte eine Maikäferplage, die den Feldfrüchten schweren Schaden zufügte. Dazu befürchtete man einen Einfall der Schweden, so daß die Leute Schanzen und Wehranlagen aufführen mußten. Der Verkehr auf der Brünner Straße stockte; es fehlten die Weinkäufer und das Geld.

1640 äscherte eine Feuersbrunst am 11. April einen Großteil des Marktes ein, so daß 170 Häuser als rauchgeschwärzte Ruinen dastanden; dazu richteten Feldmäuse großen Schaden in den Weingärten an und fraßen viele Weinstöcke ganz kahl. Trotzdem setzte die Gemeinde die Weihe des Gotteshauses für den 18. September fest. Da gab es genug Arbeit, um dieses Fest in würdiger Weise zu feiern. Die Brandruinen wurden beseitigt, die Straßen und Wege hergerichtet , der Poybach (die Ablagerungsstätte für tote Hunde und Katzen) gereinigt, die Häuser gefärbelt, die Gartenzäune in Ordnung gebracht, die Tore ausgebessert, der Schanzgraben ausgeputzt, Triumphbögen aufgestellt, Kränze und Blumengewinde geflochten, Fahnentuch eingekauft, Musiker und Sänger bestellt und Einladungen mit Boten ausgeschickt. Poysdorf wollte sich sehen lassen und da scheute der Lokalpatriotismus keine Opfer, um die Marktehre im besten Licht erscheinen zu lassen. Daneben ging die Feldarbeit, die geschehen mußte.

Die Septembertage brachten den Bewohnern viel Mühe, Sorgen, Kopfzerbrechen und Aufregung. Zu dem Fest erschienen: der Passauer Weihbischof Bartholomäus Rhobot, der Poysbrunner Patronatsherr Graf Johann Franz Trautsohn, der kaiserliche General Rudolf von Teufenbach aus Zistersdorf – der Dichter Schiller nennt ihn im „Wallenstein“ Tiefenbach -, der Herr von Althan aus Kirchstetten, der Graf von Mansfeld und der Graf Honos; sonderbarerweise fehlte der Kirchenvogt, der Fürst Gundacker von Liechtenstein. Die Edelleute brachten auch ihre Frauen und Kinder mit nach Poysdorf. Zahlreiche Geistliche und Herrschaftsbeamte aus der Umgebung waren zu dem Fest herbeigeeilt, dazu die vielen Firmlinge mit ihren Angehörigen, die Prozessionen und Neugierigen, die so eine seltene Feier herbeilockte. Der Pfarrer Franz Wiesten und der Marktrichter sowie die Ratsherren hatten einen schweren Tag. Den Festgottesdienst begleitete ein musikalisches Hochamt mit Pauken und Trompeten, das der Schulmeister mit großer Mühe und Fleiß eingeübt hatte. Nach der Weihe des Gotteshauses spendete der Bischof die Firmung; dann folgte ein Festmahl, bei dem ein ausgezeichneter Tropfen des 1638er nicht fehlen durfte. Nachmittags weihte der Bischof den neuen Friedhof beim Brünner Tor, den man später Barbarfriedhof nannte.

Allgemein bewunderten die Fremden den schönen Bau und den Schmuck des Gotteshauses. Die neue Kirche erhielt viele wertvolle Spenden, wie man aus dem Inventar ersehen kann, das am 21. März 1641 der Pfarrer mit dem Marktrichter P. Heinrich, den drei Ratsbürgern Schmidt, Ringer und Körber sowie dem Goldschmied aufnahm. Neben den Silber- und Goldgeräten gab es Meßtücher und –gewänder aus Samt, Damast und Seide, außerdem 26 Kelchtücher, 17 Chorröcke, 15 Alben, 16 Handtücher, 10 Altartücher usw. Von den Spendern führe ich an: die Gräfin Susanna von Trautsohn in Falkenstein, die den Pfarrer Wiesten stark unterstützte, den Sebastian von Wangen von der Froschmühle, Anna und Lorenz Reischl, Regina Singer, Thoman Behrn und Thoman Schröller von Klein-Hadersdorf, Andreas Hirtl und Hans Maidl von Wilhelmsdorf, Valentin und Georg Bacher sowie die Frau Sirtlin von der Heidmühle. Die 19 „Doppelhaken“ im Kirchturm gehörten der Marktgemeinde.

Das Äußere dieser Renaissancekirche sehen wir heute auf dem Pestbild des Jahres 1679, das die Seitenwand des Taufaltars schmückt. Nach dem großen Brand im Jahre 1686 wurde der Bau barockisiert.

Quellen:

Pfarrchronik von Poysdorf

Herrschaftsakten Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinschen Hausarchiv

Veröffentlicht in: „Österreichische Volkspresse“, 1950

Die Pfarrkirche von Wilfersdorf

Aus der Handschriftensammlung über Wilfersdorf aus dem NÖ. Landesarchiv

kop. Anton Döltl 24. 1. 1985

Die älteste Pfarre in unserer Heimat ist die von Mistelbach, die auch die Mutterpfarre vieler Kirchen, darunter der von Wilfersdorf war. Aus der ursprünglichen Filialkirche wurde dann eine eigene Pfarre, deren Patron noch lange Zeit der Mistelbacher Pfarrer war. Die Herren von Mistelbach (um 1400 nach dem Aussterben der Herren von Wilfersdorf, Anm. A. Döltl) und später die Meissauer (bis 1436 nach der Übernahme durch die Liechtensteiner, Anm. A. Döltl) bestifteten die Pfarre sicher mit Grund und Boden, doch auch wohlhabende Familien gaben zu ihrem Seelenheil irdische Güter der Kirche St. Nikolaus in Wilfersdorf; so verschaffte 1305 Andre Fülnsackh ihr eine Mühle oberhalb Hüttendorf und 1312 verschafften Georg Scherzübel, Stephan Nusser, Hans Garstalich und Ulrich Baumgarther der Pfarrkirche den Zehent, das Burgrecht und Sedlrecht (lt. Heimatkunde heute von Prof. Otto Schilder : Sedel = wohl von "sedill" = Sitz; kleines Rittergut, Grund und Boden , der nicht weitergegeben wurde, auch "Ansedel" oder "Sedelhof" genannt; Herrensitz, Erbsitz; Einschildritter = Einschildiger Bez. für nur passiv lehensfähige Inhaber ), auf 24 Viertel Weingärten in dem "Friedrichsberg" samt einem Weingarten dazu wegen 4 Seelenmessen.

1335 erhielt sie einen Ablaßbrief auf 40 Tage durch die Gebrüder REINPRECHT und KONRAD von Wilfersdorf; es waren dies Herren. Solche Ablaßbriefe erhöhten damals das Ansehen der Kirche, sodaß zahlreiche Gläubige hieher kamen, Geld und Naturalien brachten und so das Wallfahrtswesen sehr begünstigten. Im Volke herrschte damals noch viel Aberglauben aus der heidnischen Zeit, von dem die Menschen nicht ablassen wollten. Kirtage, Totenschmaus, Hexenglaube, Furcht vor bösen Geistern und Dämonen, Frühlingsbräuche u. s. w.

Die Priester, welche über eine geringe Bildung verfügten und in der Regel verheiratet waren, wurden zu Synoden einberufen, wo die Abwehrmaßnahmen gegen den Aberglauben besprochen wurden. Eine große Bedeutung hatte damals das Bußleben, das den religiösen Sinn des Volkes stark beeinflußte. Es bestand in Fasten, Beten, Almosengeben und ............. (zwei Worte beim kopieren nicht erfaßt, letzte Zeile auf Seite 1 ) .....kirchen; im grauen Bußkleide mit der Pilgertasche und dem Wanderstab in der Hand zog der Büßer seines Weges und lebte von den Spenden und Gaben der Bewohner, die ihm gerne das notwendigste reichten.

1398 forderten die Wilfersdorfer ihren Pfarrer REINHARDT wegen Geldschulden nach Asparn.

1402 erhielt die Pfarrkirche einen päpstlichen Indulgenzbrief.

1411 verschaffte Niklas Hasen seine Wiese unterhalb Bullendorf gegen einen Jahrestag der Wilfersdorfer Pfarrkirche; ebenso reichte Paul von Bullendorf zu einer ewigen Messe 4 1/2 Schock den der Kirche; das Geld lag auf einem Bullendorfer Feldlehen

1412 stiftete Katharina Fröhlichs Witwe zu Wilfersdorf, Stephan ihr Sohn und Christian ihr Enkel einen ewigen Jahrestag. 8 Tage vor und 8 Tage nach St. Michaeli und gaben dazu 6 Schilling weniger 12 den.

Nach einer anderen Urkunde tat der Pfarrer Hans von der Niklas Pfarrkirche in Wilfersdorf an der Zaya öffentlich mit einem Briefe kund, daß Gilg Scherrübel von Bullendorf, Hans Garschahlich von Hobersdorf und Ulrich Baumgarten von Wilfleinßtorff gegeben haben einen Zehent auf 24 Viertel Weingärten, dazu das Bergrecht und Sedlrecht diente, die auf dem Friedrichsberge lagen; auch ein Viertel Weingarten war dabei, der kein Bergrecht und Sedlrecht reichte, sondern dem Pfarrer zu St. Georg drei Wiener Pfennige und nicht mehr.

Die Pfarrer mußten für die Stifter Seelenmessen auf ewige Zeiten lesen, auch für die Vordern- und Nachkommen in den 8 Tagen zu unser lieben Frauen Rhidung, des Nachts mit einer gesungenenVigiliv, des Morgens mit einem gesungenen Seelenamt und drunter 3 Seelenmessen gesprochen und Bitten auf den Leuthen um seiner vorderen Nachkommen und um alle gläubig "seelig seel" und über sein " grub gel...............(ca. 4 Worte in der letzten Seitenzeile auf Kopie nicht mehr ersichtlich) . ....Vigil

Dem ehrbaren Stephan Nusser in den 8 Tagen zu St. Katharina,

dem Hansen Garschallich nach Ostern, dem Ulrich Baumgartner an dem Kirchweihtag d. i. Sonntag vor Pfingsten. Sollte aber ein Pfarrer diese Bestimmung nicht einhalten, so würde kein Berg- und Sedlrecht während dieser Zeit verlegt. Unter den Zeugen dieser Urkunde ist auch der Pfarrer von Prinzendorf.

1417 gaben Stephan und Christian Fröhlich der St. Nikolauskirche 3 Schilling den Geldes, gelegen zu Oberhüttendorf auf der *Stegmühle*für einen ewigen Jahrestag zu St. Georg.

1446 verkaufte Peter Gerüll von Erdberg sein eigentümliches Gehölz - "in Grübl" genannt - der Kirche in Wilfersdorf.

1465 erhielt die Kirche einen Indulgenzbrief auf 100 Tage zu St. Nikolaus. Drei Jahre hernach stiftete Ruprecht Vrisch zwei Feldlehen zur Pfarrkirche auf eine ewige Messe.

Nach einer anderen Urkunde hatte der *Müller Hans Helbling* den erwähnten Indulgenzbrief am Nikolaustage 1475 veranlaßt. Die Kirche gehörte damals zu dem ausgedehnten *Dekanat Stockerau* und zum *Bistum Passau*.

Zwei Jahrzehnte vorher war das Läuten zum englischen Gruß eingeführt worden, um die göttliche Hilfe gegen die Türken zu erflehen. Trotz der vielen Stiftungen hatten die Kirchen kein bedeutendes Einkommen weil die Kriege und die Besteuerung des Bodens die Wohlhabenheit vernichteten. Den Glanzpunkt des Kirchenjahres bildete der Fronleichnamstag, der mit aller Pracht gefeiert wurde. Trotzdem war aber das religiöse Leben um diese Zeit ein geringes, weil der weltliche Geist die Geistlichkeit erfaßt und das Volk teilweise von den hussitischen Gedanken beherrscht wurde, die von Mähren aus zu uns kamen. Die Geistlichen predigten sehr scharf gegen die Unmäßigkeit im Essen und Trinken, gegen das Fluchen und Gottlästern, gegen die Kleiderpracht und gegen die Sittenlosigkeit.............(ca. 2 Worte in der letzten Zeile der Seite 3 nicht mehr sichtbar). ....hältnisse um **1500** gewährt uns das *Grundbuch* der Pfarrkirche, das **1528** geschrieben wurde.

Die *Zechmeister* für die Kirche nahm man aus den drei Gemeinden Wilfersdorf, Bullendorf und Hobersdorf, wegen der **Immerkühe** gab es Streitigkeiten, die durch einen Beschluß der eingepfarrten Dorfrichter und Geschworenen geregelt und geschlichtet wurden. Es gab Bauern die erklärten, sie hätten keine Kühe sondern nur Kälber empfangen und wollten auch dem Pfarrer deshalb nur wieder Kälber geben. Da bestimmte man, daß von nun an jeder sein Kalb 4 Jahre lang um den alten Zins behalten könnte, aber nach Ausgang der vier Jahre - von Georgi **1519** angefangen, sollte jeder verpflichtet sein, eine Kuh zu geben; wer aber ein Kalb die 4 Jahre hindurch nicht ziehen wollte, der überantworte es zu Georgi des 4 ten Jahres dem Zechmeister, damit es ein anderer übernehme.

Der Dienst von einer **Immerkuh** betrug 5 kr 3 den im Jahr, zusammen aber 23 kr . Die Besitzer der Immerkühe hießen : Wolf *Baier*, Paul *Edinger,* Erhard *Kruger,* Mathes *Fowarn*, Lorenz *Haußhielt* Hieronymus *Winter*, Andreas *Mahenkorn* und Leonhard *Eckel.*

(**1519** ) Hausdienst reichten Hans *Glattmayer*, Georg *Weninger*, Andreas *Mahenkorn,* je einen Schilling und 2 den.

Leonhard  *Wandler 5 Schilling 18 den.*

*Hans Gratwohl* hatte alle Jahre einen Zehent von Hüttendorf; es war dies ein altes Einkommen und fiel in diesem Geschlechte allerwegs immer auf den ältesten *Gratwohl* ; davon betrug der Dienst jährlich zu **Georgi** 6 Schilling. Hans *Müllner* auf der **Stengelmühle** reichte vermöge eines Testamentes alle Jahre am Kirtage 6 Schilling. Die 7 1/2 Tagwerk Wiesen, die beim **Teich gegen Eibesthal** lagen, gebrauchte jedes Jahr ein Nachbar um den anderen; eine Wiese hatte der Zechmeister und gab früher 3 Schilling 18 den. Nun aber reichte er statt Geldes das Stroh zum Binden in den Weingärten.

3 1/2 Tagwerk hatte der Pfarrer für seine Notdurft. (Anm. Ein Tagwerk = die Fläche, die ein Arbeiter in einem Tag mäht = 0,34 ha, Anm. A. Döltl).

Wilfersdorfer Familiennamen : *Schlesinger, Grafendörfer, Winter, Stern, Dürrnberger, Schuster, Striegler, Haarwerk.*

Weingärten : " **Im Pfaffenberg** " 6/4 und 8/8 von einem Viertel reichte man 2 den Dienst.

**Bullendorf** 2/4 und 1/8, **Hobersdorf** 4/4 und 2/8, **Kettlasbrunn** 3/4 und 2/8, **Hüttendorf**  1/4 und 1/8, **Baiersdorf** diente zu **Michaeli** jährlich 89 den auf unseren Frauen Altar.

Immerkühe hatten in **Bullendorf** : Georg *Strobl,* Matthes *Schramm,* Hans *Billeder,* Georg *Kieswimmer,* Hans *Müller,* Lorenz *Huber,* Blasius *Mark*, *Gotts Wolflin* / a' 5 kr 3 den; Thoman *Krolokin* zu **Ebersdorf** auch 5 kr 3 den. Hausdienst in **Bullendorf** 1 Schilling 18 den. Weingärten 1/4 und 1/8. 13 Tagwerk Wiesen, darunter kommt als Pächter Gilg *Hirtl von* Wilhelmsdorf vor und der Erdberger Pfarrer.

Dienst von 53 Joch Acker, von 5 und 1 Viertellehen, einem Jahrtag und 2 Hofstätt.

**Hobersdorf** hatte 8 Immerkühe a' sechs Kreuzer, 1 Hofstattwiese und 2/2 Tagwerk besaß der Zechmeister.

Nach einem Verzeichnis von **1535** mußte aber dieses Einkommen stark vermindert worden sein, weil der Pfarrer *Johannes Huber* nur folgende Einnahmen angab : Dienst von Überländen = 3 Schilling 8 den.

Weinzehent im Jahr = 2 Eimer, Weingärten 9 Viertel, die auf 25 Pfund den geschätzt wurden.

(**1537) ... Diese** geringen Einkünfte waren auch die Ursache, daß der Pfarrer nur 4 Jahre hier blieb und dann die Gemeinde verließ, sodaß diese 1537 ohne Seelsorger dastand; die Einwirkung der Reformation dürfte wohl die Ursache dieser Erscheinung gewesen sein; der Verfall der kirchlichen Zucht und Ordnung schritt rasch vorwärts, da viele Priester...(heirateten? vermutliches Wort, Ende des Blattes 5- letzte Zeile nicht vollständig, Anm. Huysza). ........ auch die Grundherren und Gemeinden mit, weil jeder seine Taschen füllen wollte.

Um diese Zeit gehörte Wilfersdorf zum **Dekanat "An der Hohenleiten",**

Das **Patronat eigneten sich die Liechtenstein an,** um auf die Besetzung der Pfarre einen weitgehenden Einfluß auszuüben.

Schon **1549** lebte in Wilfersdorf ein *Sektierer*, der **Pfarrer Georg Werschin**, der im neuen Geiste lehrte und wirkte; er fand einen Rückhalt an den Gutsherren, die auch der Lehre **Luthers** zuneigten, obwohl bei uns damals ein großer Durcheinander in den religiösen Fragen herrschte und jeder Geistliche nach seinem Gutdünken wirkte. Die meisten stammten aus dem Ausland und waren verbissene Prediger, die von ihrer persönlichen Ansicht nicht abwichen.

Da die **Herren von Liechtenstein Protestanten** waren, kam es daher oft zu Streitigkeiten mit dem Mistelbacher Pfarrer, der den katholischen Standpunkt vertrat. So teilte am 21.Juli **1571** der Dechant von Mistelbach dem Herrn **Wolf von Liechtenstein** mit, daß er den Pfarrer von Wilfersdorf nicht einsetzen und bestallen könnte, weil er nicht wisse, wie er in Religionssachen gesinnt sei.

**1575** erschien in Wilfersdorf der **Pastor Andreas Lang**, der aus Eger stammte, in Chemnitz, Cilli, Klagenfurt und Regensburg gewirkt hatte und durch seine Unduldsamkeit bekannt war; die Lehre von der Erbsünde verwarf er und machte sich dadurch viele Gegner, weil er keine andere Meinung dulden wollte. Er taufte die Kinder, unterrichtete sie sehr gut, gestattete bei den Hochzeitsfeiern Musik und Posaunenschall und ließ die Leute begraben, wo sie es wünschten.

Da teilten am 15. April **1576 die Hobersdorfer** dem Dechant in Mistelbach mit, daß sie wünschten, anderswo begraben zu werden, nicht in Wilfersdorf, da sie dem alten christlichen Begräbnis treu blieben......( letzte Zeile auf Blatt 6 in Fragmenten) .... Wolf von Liechtenstein......stets einen Pfarrer hatte. Ihm wollte man die Wilfersdorfer Kirche wieder zu einer *Filiale von Mistelbach* machen und sie auf solche Weise den Liechtenstein entziehen; doch *Wolf von Liechtenstein* wehrte sich dagegen, da die Pfarrkirche immer seit *1398* zur Herrschaft gehört hätte . Mistelbach hätte niemals das Patronat gehabt, da seinerzeit die Ortsbewohner, die mit dem Pfarrer **Rumhart** in Streit gerieten, ihn nach Asparn vor den Dechant vorladen ließen; Rumhart hatte hier als Spruchmann den Mistelbacher Pfarrverweser Christan und den Prinzendorfer Pfarrer Niklas gewählt ; beide Teile söhnten sich aus und versprachen sich gegenseitig treue und gute Freunde zu bleiben; der Rumhart war ein zänkischer und unverträglicher Mann, der sich sogar auf Anordnung der Pfarrkinder später einen Verweser halten mußte.

Nun behauptete man, daß damals das *Patronat der Kirche von Wilfersdorf in Asparn a. d. Z.* gewesen sei, sonst hätten die Pfarrleute den Rumhart nicht dort verklagt. Die Wilfersdorfer Kirche besaß zwei Ablaßbriefe aus den Jahren *1465 und 1475*; in dem einen (12. Jahr des Pontifikates Bonifacii wurde die Wilfersdorfer Kirche als **Filiale der Mistelbacher** genannt).

(**1576 ?)**  Nach dem Pfarrer **Hans**, der sehr bald Wilfersdorf verließ, folgtenPrädikanten, die von der Herrschaft eingesetzt wurden; sie hießen Christoph, Peter, Jakob- dem verweigerte der Mistelbacher Dechant den Zehent, sodaß zwischen diesem und dem Liechtenstein ein Streit ausbrach -, Andreas Lang und Kaspar.

**Wolf von Liechtenstein** begünstigte wieder Augsburger Pastoren u. z. einen Jeremias und Kilian Meixner, der dann in Katzelsdorf wirkte; ein Pastor *Nikolaus Becher* hielt sich auch in Wilfersdorf auf; jeder Pastor bezog den Zehent von Wilfersdorf, Bullendorf und Hobersdorf (1/3 tel). Andreas Lang war ein Gegner?....

...(letzte Zeile Blatt 7 in Fragmenten kop.).... schah des in Feldsberg ?;

Lang stimmte in den religiösen Ansichten nicht mit Backmeister überein, er war ein Hitzkopf, der Wilfersdorf verlassen mußte; ihm folgte der erwähnte *Nikolaus Becher, der aus Thüringen stammte, in Katzelsdorf*  Konrektor war und am 14. September in Feldsberg von Backmeister zum Prediger ordiniert wurde; er stellte einen Revers aus, worin er sich zur rechtschaffenen Führung seines Amtes verpflichtete.

Drei undatierte Schreiben beleuchten die Verhältnisse jener Zeit noch genauer, da berichtete Wolf **Rader**, daß er damals in Wilfersdorf war, als der Türke zu ersten Male Wien belagerte; er war Stalljunge, lernte in Mistelbach das Schusterhandwerk, dem er 7 Jahre nachging und ließ sich endlich in Wilfersdorf nieder.

Schon ***1529*** wirkte daselbst im Schloß ein Pastor Adrian; damals waren die **Wiedertäufer** in der Umgebung "im Schwung" und die Bewohner traten teilweise dieser Sekte bei; den **Adrian**, der im Rufe eines Wiedertäufers stand, ließ man durch einen "Perfoßen" ausheben, setzte ihn auf einen Esel und führte ihn weg, niemand wußte aber, wohin er kam.

Von zwei angesehenen Wilfersdorfern erfuhr Wolf *Kader , daß* im Ort eine Gräfin lebte, die zur Zeit, da ein großes **Sterben** im Orte wütete und der **Friedhof zu klein** war eine Gruft bauen ließ und den Friedhof, der mit Toten überfüllt war, mit Erde überschüttete um die **Seuche zu ersticken**. Die beiden *Gewährsmänner* waren ein Schneider und ein Müller. Der Mistelbacher Pfarrer widersprach dem Tun und Treiben der **Gräfin**, die ruhig erklärte, daß die Gruft, die Kirche und das Pfarrhaus auf Liechtensteinischem Grund  *ständen*.

Von Kettlasbrunn kam der Pfarrer *Leonhard* nach Wilfersdorf, doch schleifte ihn ein Roß im tiefen Weg zu Eibesthal, sodaß er starb.

Der Pfarrer *Leupold*, der viele gute Pferde besaß, nahm auch den Zehent von den?....( letzte Zeile auf Blatt 8 - nicht Vollst.kop. ) ..... eine Tochter, die den Zechmeister Hans Kanzler? von Bullendorf, der nach dem Tode Leupolds alle Schuldbriefe und Schriften über das Kircheneinkommen und über die Güter verbrannte.

Dem Leupold folgte der Pfarrer **Hans**, der nur kurze Zeit hier blieb.

Im **Türkenkriege** schaffte man die Kirchenschätze und Kleinodien zum **Georg Liechtenstein nach Steieregg**, der dem Zechmeister einen Brief darüber ausstellte. Der **Pfarrer Strobl** war auch nach Steieregg mitgereist, doch kam er nie wieder zurück; die Kleinodien fanden dann in Feldsberg einen sicheren Platz.

Nach einer Bestallung des Pfarrers aus dem **16. Jahrhundert** erhielt er: 200 fl in Geld , Halbtreide 4 Mut 22 Metzen, Hafer 2 Mut 2 Metzen, Gerste, Erbsen und Brein je 1 Metzen. 35 Eimer Wein, sogut er im Jahr gewachsen ist, Kuchelspeis nach Notdurft aus dem Kuchelgarten, ebenso Stroh aus dem Meierhof, 2 Fuder Heu altes und zwei Fuder neues als Zufutterei. 13 wöllige Klafter Holz, für 2 Kühe Gras in den Herrschaftswiesmaden. **Würde die Wilfersdorfer und Kettlasbrunner Pfarre vereinigt, so** bekäme er noch dazu : 100 fl in Geld, Futter für ein Pferd wie für die Offizierspferde.

Das Einkommen der Pfarrkirche : 7 Holden reichten jährlich zu Georgi und Michaeli an Dienst 13 Schilling Denar.

1 Hauer in Ebersdorf 4 1/2 Schilling den, Jahrestag = 3 " 13 den, Dienst von den Überländen 3 Schilling 8 den

Wilfersdorfer **Getreidezehent :** je 12 Metzen Weizen und Hafer, im dritten Jahr, da es brache ist, nichts.

Wilfersdorfer **Weinzehent :** 2 Eimer, zur Pfarre gehörten 10 Viertel Weingärten. Von dem Einkommen hatte er einen **Kaplan** mit Essen , Trinken und Sold zu erhalten. Diese Urkunde dürfte von **Wolfgang Strobl** stammen.

ca. **1600** Der Besitz und das Einkommen der Kirche sowie des Pfarrers wurden neu geregelt, leider fehlt bei diesen beiden Urkunden die Angabe des Jahres, sie stammen wohl aus der Zeit **um 1600** .

**Was der Kirche gehörte** : Bauäckern, den Feldern 9 Joch; 3 Joch mit schwerem Getreide tragen 21 Häufeln a' 3/4 Metzen = zusammen 15 3/4 Metzen; davon abgerechnet Zehent = 1 1/2 Metzen, Samen = 10 1/2 Metzen, Drescherlohn = 1 1/2 Metzen, verbleiben noch 2 1/4 Metzen.

*Wiesen :* 9 1/2 Tagwerk

**Was dem Pfarrer gereicht werden sollte :** Besoldung an Geld = 200 fl,

15 Eimer Wein extraordinari = 37 fl 30 kr, Alltagsordinari Wein zwei Achtering, bringt im Jahr 18 Eimer 20 Achtering = 46 fl 15 kr , 2 Faß Bier, täglich 3 Pfund Rindfleisch, im Jahr bei 46 Wochen gerechnet macht es 6 Zentner 90 Pfund a' 3 kr = 34 fl 30 kr , jedes Quartal ein Schöps = 3 fl 30 kr Halbtreide = 1 Mut = 22 fl 30 kr

Weizen = 6 Metzen = 6 fl

Brein = 1 " = 1 fl 30 kr

Erbsen = 1 " = 1 fl

6 Achtel Schmalz = 9 fl

12 Kiesel? Salz = 2 fl

4 Eimer Kraut = 2 fl 30 kr

1 Schwein = 4 fl

alle Tage eine Kerze/: 12 auf ein Pfund gerechnet :/ = 3 fl 32 kr

Freitag und Samstag je einen Fisch und in der Fastenzeit täglich einen = 134 Stück a' 10 kr = 12 fl 34 kr., 6 Stück Stockfisch = 1 fl 30 kr

1 Schock Blotfisch = 1 fl 30 kr

2 Schock Heringe = 1 fl 30 kr

Holz in Notdurft = 30 fl

Stroh in Notdurft auf 2 Kühe und 6 Fahrtln Heu = 3 fl

**SUMME 429 fl 36 kr**

Am **1. Mai 1632** präsentierte der Fürst den *cand. theologiae* **Gregorius Wieber** für die Wilfersdorfer Pfarre, da er ein ordentlicher und exemplarischer Priester sei, dem man die Seelsorge /: *cura animarum* :/ ruhig anvertrauen könnte. Es herrschte vielfach Priestermangel, sodaß man nicht sehr wählerisch sein durfte und froh war, einen Geistlichen überhaupt zu erhalten; manchem fiel das Predigen und die Kinderlehre sehr schwer, weil er so etwas nicht gelernt hatte.

Denn am *24. Juni desselben Jahres* führte **Gundacker** bittere Klagen über die nachlässigen Geistlichen, die seine Anordnungen gar nicht befolgen wollten; es gab manchmal auch unliebsame Zwischenfälle, die beim Landgericht entschieden wurden: so hatte die Köchin *Anna Maria Pergerin*, die beim Pfarrer *Lehmaier* diente, den Mistelbacher Dechant schwer beleidigt/: ausgegossene Ehrverletzung und *diffamatio :/* sodaß sie der **Freimann** in Mistelbach mit Ruten fest ausstrich, dann wurde sie für immer aus dem Landgericht gewiesen.

Mit dem neuen Pfarrer, der beim Gottesdienst und bei der Predigt großen Eifer zeigte, war die Gemeinde sehr zufrieden. Die Kirchenrechnungen führte er genau bei Anwesenheit eines fürstlichen Beamten durch.

Dem Einfluß des Zistersdorfer Franziskanerklosters dürfte wohl die Einführung des Franziskusfest zuzuschreiben sein, das **1637** "Solemniter" gefeiert wurde d. h. mit einem feierlichen Hochamte und mit Pauken - und Trompetenschall.

Der Armen vergaß das Fürstenhaus in diesen Tagen des schweren Krieges durchaus nicht; denn die **Fürstin Agnes** bestimmte am **8. Februar 1642** in ihrem Testamente, daß an ihrem Sterbetage - *24. Jänner -* und an den **4 Quatemberwochen** in der Pfarrkirche ein gesungenes Seelenamt gelesen werde und daß die Armen, die zum Tisch des Herrn treten und emsig für das fürstliche Haus beten, zusammen 11 fl vom Rentamt erhalten, jeder 1 1/2 Pfund Brot, die Alten ein Achtering Wein, die Jungen eine "Halbe" Bier oder, falls dem Gesinde Wein gereicht würde, die Alten gleichfalls 1/2 und die Jungen ein ganzes Seidel Wein bekommen. Diese Bestimmung gelte für ewige Zeiten und sollte sie einmal unterbleiben, so würden diejenigen am *Jüngsten Tage* Rechenschaft abgeben müssen und ein schwerer Fluch träfe sie.

Die Herrschaft schickte  **1644** nach Zistersdorf den Franziskanern 2 Zentner mährische Karpfen und den Franziskanern nach Prag 7 Eimer sowie 3 Eimer Wein.

Die *Trinitarier*, welche die Türkensklaven befreiten, sammelten in Wilfersdorf und Umgebung Most.

**Damals stand noch die kleine Kirche /: heute Seitenkapelle:/rings um die Kirche breitete sich der alte Friedhof aus** mit den alten und vermorschten Holzkreuzen; *nächst der Hofmühle lag der Tummelplatz und im Hopfengarten stand das Dörrhaus.*

**1690** erkrankte der Pfarrer, sodaß die ganze Arbeit der Kaplan verrichten mußte. **Das Testament des Thoman Stockher** spiegelte *den Geist jener Zeit wieder,* der mehr auf das Jenseits gerichtet war und durch fromme Werke die ewige Ruhe verdienen wollte. Die Testamente begannen mit dem Wunsche, daß die Seele dem allmächtigen Gott gehören möge, der Leib aber **der Erde in der Kirche**.

**Stockher vermachte der Pfarrkirche St. Nikolaus** *300 fl, der Rosalienkapelle aber einen Keller und ein Preßhaus, damit das* **Rosalienfest** *recht würdig* gefeiert würde, 50 fl widmete er der Obersulzer Kirche "Maria Hilf", ebensoviel der Gnadenkirche in Maria Zell, größere Beträge schenkte er nach Annaberg, Lilienfeld, Kaumberg, den Wiener Karmelitern, den Franziskanern in Zistersdorf, den Kapuzinern in Poysdorf und Nikolsburg und den **Spitälern in Mistelbach.**

**Messen für sein Seelenhei**l /: je 40 - 60 an jedem Orte :/ wurden gelesen in Eibesthal, Prinzendorf, Maustränk, Kettlasbrunn, Erdberg, Hohen Ruppersdorf, Walterskirchen, Falkenstein, Poysbrunn, Schrattenberg, Ottenthal, Dürnbach, Gaubitsch, Mistelbach, Hörersdorf, Paasdorf, Schrick, Gaunersdorf, Pyrawarth, Ober - und Nieder Sulz, Rabensburg, Bernhardsthal, A. Lichtenwarth, Dobermannsdorf, B. Krut, Hauskirchen, Poysdorf bei den Kapuzinern, Nikolsburg /: Kapuziner:/ , Zistersdorf :/ Franziskaner :/ und Asparn /: die Minoriten :/.

**20fl ließ er unter den Armen Wilfersdorfs verteilen, damit sie für sein Seelenheil beten.** Aus seinem Besitze seien erwähnt : eine große eiserne Schlaguhr, die er dem Pfarrer von Hohen Ruppersdorf spendete, kupferne Bilder, Landschafts - und Heiligenbilder, Flinten, Pistolen, Scheibenrohre, lange Flinten, Bücher, die vermachte er den Zistersdorfer Franziskanern:/ eine vergoldete Schale, ein silberner Teller, ein goldener Petschierring, ein Goldring mit einem Edelstein, ein Perlmutterlöffel, ein mit Talern gefüllter Beutel.

Jede Gemeinde sollte zwei Eimer Wein bekommen, den die Grabesbegleiter nach dem Begräbnis austranken.. Während seiner Krankheit genoß er nur spanischen Wein, den ihm der Arzt von Mistelbach verschrieben hatte; die Arzneien holte man aus der Mistelbacher Apotheke, das Kräuterwerk aber aus dem fürstlichen Hofgarten; *seine Köchin hatte einen Jahreslohn von 12 fl.*

Ein Bote brachte die Nachricht von seinem Hinscheiden *dem Wiener Offizial,* andere trugen die Begräbnisanzeigen in die umliegenden Gemeinden; 2 Männer hielten die Totenwache. **Zum Begräbnis erschienen 30 Priester.**

**Am 20. Oktober 1691** bekam der Kettlasbrunner Pfarrer **Johann Friedrich Stepperger** die Wilfersdorfer Stelle; gleichzeitig wurden zwei Inventare über Pfarrhof und Kirche aufgenommen. Der Pfarrer war mit der Mistelbacher Familie **De Venna** in Mistelbach; ein schönes *Holzbild unserer lieben Frau* ließ er im Markte Wilfersdorf bei einem Marterl anbringen, um die Leute zur Andacht anzueifern.

Ein wunder Punkt war für die Geistlichen die Christen - und Kinderlehre, die fast nirgends abgehalten wurden, sodaß Kinder und Erwachsene eine staunenswerte Unkenntnis der Religionswahrheiten aufwiesen; je größer und wohlhabender die Pfarre war, desto mehr zeichneten sich die Pfarrkinder durch ihre Unwissenheit aus. Darum forderte die N. Ö. Regierung die Herrschaften auf, strenge darauf zu schauen, daß die Geistlichen diese Lehren genau vornehmen.

*Um diese Zeit gab es bei der* **Dominikkapelle** einen Kaplan, dem die Herrschaft jährlich 150 fl zahlte; die Kapellenwäsche kostete 3 fl 30 kr im Jahr, ebensoviel das **Baumöl** *für jeden Freitag*; 40 Paar Tafelkerzen benötigte man jährlich und **Meßwein wöchentlich 2 Maß.**

Nach einer undatierten Urkunde betrugen die **Ausgaben für den Ölberg** in Wilfersdorf, den die **Fürstin Sidonia** angeordnet hatte : *Dem Bildhauer für den Christus und den Engel = 22 fl, für die drei Aposteln = 300 fl, dem Maler für die beiden ersten Figuren 12 fl, für die Apostel und "den Gässer"* 17 fl, der Bankladen, darauf man kniet = 1 fl 45 kr, dem Mistelbacher Doktor für geschmelzte Ziegel zum Ölberg = 4 fl, dem Zimmermann, der den Ölberg erweitert und völlig gemacht hat = 8 fl 6 kr, dem Maurer für die Erweiterung = 5 fl 24 kr, dem Tagwerker 1 fl 15 kr, für Kalk und Steine = 1 fl , für Latten = 1 fl, dem Schmied für 8 Nägel, um das Gitter Gitter zu heften = 16 kr /: **Summe 103 fl 46 kr.**

**Für die Geißelung :** Dem Bildhauer = 24 fl, dem Maler für Bilder und fürs Gitter = 17 fl, dem Maurer 4 fl, dem Tagwerker = 1 fl, dem Zimmermann 6 fl, dem Drechsler für die Knöpfe = 1 fl, der Bankladen, worauf man kniet = 1 fl 15 kr, die Latten zum Gitter = 1 fl, für 8 Eisennägel = 16 kr /: **Summe = 55 fl 31 kr.**

**Krönung :** Dem Bildhauer = 24 fl, dem Maler für die Bilder und das Gitter = 17 fl, dem Maurer = 4 fl, dem Tagwerker = 1 fl, dem Zimmermann = 6 fl, dem Drechsler für die Knöpfe = 1 fl, der Bankladen zum Knien =1 fl 15 kr, für Latten = 1 fl, für Nägel = 16 kr **Summe 55 fl 31 kr.**

**Die Kreuztragung : 55 fl 31 kr**

**Gesamtausgaben = 270 fl 19 kr**

(**1716 )**

Zu dem Feste Maria Magdalena in der Schloßkapelle , bei dem die Gläubigen einen vollkommenen Ablaß gewinnen konnten **/: 1716 :/** strömten viele Andächtige herbei, auch Prozessionen erschienen aus einzelnen Gemeinden, sodaß Wilfersdorf **ganz voll Fremden war ;** den Geistlichen, den Schulmeistern und Kirchenbediensteten gab die Herrschaft stets ein gutes Mahl.

*Bei einem Neubau kostete ein Fenster = 1 fl,* ein Flügel = 12 kr, ein Fensterladen 48 kr, eine doppelte Haustür 2 fl, den Fußboden legen = 2 fl 15 kr; die Fenster faßte man in Blei.

Dem Ansuchen des Pfarrers **Johann Georg Möhler** um eine Aufbesserung der Bezüge von der *Dominikus Kapelle* wies die Herrschaft **1718** ab, dadie wirtschaftlichen Verhältnisse sehr schlecht waren.

**Am 1. Jänner 1718** hatte der Hobersdorfer *Hans Haul* eine Tagwerkwiese der **Todesangstbruderschaft** gestiftet, damit 4 Messen für den Stifter und die Bruderschaft gelesen werden; der Pfarrer bekam 45 kr und der Schulmeister 6 kr.

**Weil 1719** *ein sehr heißer und trockener Sommer war, daß* die Brunnen versiegten, ordnete der **Amtmann** Bittgottesdienste in allen Kirchen an, damit die Feldfrüchte nicht zu grunde gehen.

*Ein Begräbnis kostete* damals : Stola = 6 fl, ein gesungenes Requiem = 1 fl 30 kr, für die 4 Windlichter = 1 fl, dem Schulmeister für Kondukt und Amt = 2 fl 30 kr, der Krankenwärterin für 9 Tage und Nächte = 3 fl, für den "überthan" = 45 kr, 6 Leichenträger à 17 kr = 1 fl 42 kr, zusammen also 17 fl 1 kr. Die Arzneien holte man aus der Mistelbacher Apotheke.

**Aus Angst vor der Pest und dem hitzigen Fieber**, **das 1720 in Mähren** wütete, mußten auf obrigkeitliche Anordnung Ämter zu Ehren des *hl. Sebastian* in allen Pfarrkirchen gelesen werden, in den Filialkirchen nur stille Messen.

**Die Statuen des Ölberges wurden 1721 ausgebessert; auch die Pfarrkirche sollte vergrößert** und hergerichtet werden, *was eine dringende Notwendigkeit war*; *wegen der ungarischen Rebellion* war aber diese Arbeit immer aufgeschoben worden.

Weil das Gotteshaus zu klein war, standen und lagerten im Sommer viele Gläubige auf dem Friedhofe. Der **Ingenieur Antoni** war schon etliche male hier und besichtigte das Gebäude, dessen Dachstuhl ganz verfault war.

**Die irdischen Überreste** des verstorbenen **Fürsten Anton Florian wurden von Wien** nach Wranau überführt u. z. ganz still und ruhig, ohne Pomp und Aufsehen; zwei Pferde stellte die Herrschaft beim Wolkersdorfer Wirtshaus und 2 in Wilfersdorf bereit. Die Fahrt ging von Wilfersdorf über Feldsberg nach Auspitz und Brünn.

Für das ewige Licht brauchte die Pfarrkirche im Jahre 130 Pfund Öl.

*Die Armenpflege* lag in den Händen der Herrschaft, die nach dem *Georgi - und Michaeli Amte*, für das sie 2 fl zahlte, Geld und Getreide den Armen reichte /: meist 48 fl für den Wilfersdorfer, Rabensburger, Ostraer und Steinitzer Bereich :/, nach dem Stiftsbrief vom **23. April 1651 bekamen** die Wilfersdorfer Hausarmen **jeden Sonntag 1 fl**, die von *Erdberg, Ebergassing und Hauskirchen 30 kr.*

*Wöchentlich* schenkte sie den 13 Hausarmen von Wilfersdorf und Rabensburg neun Kreuzer, ein Brot von 1 1/2 Pfund /: oder das entsprechende Korn dafür :/, dazu 1 Maß Bier oder 1/2 Maß Wein, wenn solcher gebaut wurde /: versteht sich für eine Person :/ die von Ebergassing /: 3 an der Zahl:/ bekamen wöchentlich 9 kr und 1 1/2 Pfund Brot oder das entsprechende Korn dafür.

An den Feiertagen des *hl. Sebastian und Florian*, in der Oktav Allerseelen, an den Sterbetagen des *Fürsten Hartmann, Anton Florian, der Fürstin Sidonia,* an Geburts - und Namenstagen der regierenden Fürstlichkeiten erhielten nach dem Gottesdienst in der Pfarrkirche die Armen je 1 kr.

Nach dem Stiftsbrief vom 24. März 1672 gab die Herrschaft den Ortsarmen an den Quatemberfreitagen nach dem Gottesdienst Brot, Bier und 12 fl.

**Am Dreikönigstag räucherte der Pfarrer alle Schloßräume aus,** wofür ihm 1 fl gegeben wurde.

Für den **Neubau der Pfarrkirche benötigte man 1724** an Föhren 329 Stamm und für den Glockenstuhl 15 Stamm Eichen; das Gerüstholz mußte in Feldsberg angesprochen werden. Der Fürst schenkte einen Brand Ziegel und einen Kalk, die anderen Mauer - Dachziegel, Kalksteine und Kalk mußten aber bezahlt werden. *Die Bausteine* holte man von Neusiedl a. d. Z. /: **1725 :/; die Tischlerarbeiten** besorgte der Meister Johann Niemetz von *Butschowitz.*

**Die Kirchenrechnungen** von Wilfersdorf und Kettlasbrunn wurden **nach 1730** immer im Beisein des Pfarrers, des fürstlichen Amtmannes, des Rentmeisters und Kirchenvaters nach Neujahr vorgenommen.

**Diese Zeit war die Blüteperiode der Barock** mit all ihren Begleiterscheinungen; Kirchen wurden gebaut, vergrößert und ausgeschmückt; die Wallfahrten zu den Gnadenorten, die Prozessionen, die feierlichen Hochämter mit Posaunen und Trompetenschall, die Bruderschaften, die Bußfahrten und Bußübungen **am Ölberg in der Fastenzeit**, die pomphaften Fronleichnamsumzüge /: der Große und der Kleine :/, **die Verehrung des Hl. Johann von Nepomuk** gehörten in die Barockzeit.

*Die Eheverträge* begannen mit den Worten : " Im Namen der allerheiligsten und unzerteilten Dreifaltigkeit Gottes Vaters, Gottes Sohnes und heiligen Geistes ". Den frommen Sinn erkennen wir in den Büchern und Schriften jener Tage, die auf der ersten Seite " Mit Gott " /: CUM DEO :/ anfingen.

**1733** schränkte die Herrschaft die Ausgaben für die Mahlzeit zu Maria Magdalena ein; denn sie gab nur 40 fl dafür aus. Damals erschienen 2 Poysdorfer Kapuziner und 4 Franziskaner von Zistersdorf zum Beichthören.

Es war Sitte, für die Verstorbenen zahlreiche Messen lesen zu lassen und im Testamente der Klöster in Poysdorf, Zistersdorf, Mistelbach und Asparn sowie der Bruderschaften und Gnadenorte mit einer Geldspende zu gedenken.

**1736** erschien der Zistersdorfer Guardian zum Magdalenafest und hielt hier das Hochamt.

Die schwere wirtschaftliche Zeit ging nicht spurlos an unserer Heimat vorbei, die damals nachdenken und rechnen lernte und die wirtschaftlichen Fragen lösen wollte, an denen die Ahnen achtlos vorbeigingen. Auch die Ausgaben für die Kirche schränkte man ein; so bekam der Wilfersdorfer Pfarrer von der Herrschaft Holz, soviel er brauchte, der von Kettlasbrunn holte sich aus dem Meierhof Stroh und Dünger, soviel er benötigte. Deshalb konnten die Geistlichen ihre Wirtschaft vergrößern und Reichtümer sammeln, während die Herrschaft ihr Einkommen verringerte.

**Johann Georg Möhler starb als Dechant 1742** und wurde seinem Wunsche gemäß in Wilfersdorf begraben, **nur das Herz kam nach Pottschach**.

*Anniversarien* sollten in Wilfersdorf und Pottschach zu seinem Seelenheil gehalten werden; deshalb vermachte er sein Geld beiden Gemeinden, die Einrichtung hatte er schon bei Lebzeiten verschenkt, größere Beträge erhielten die *Todesangstbruderschaft* in Wilfersdorf und die *Loidesthaler Herz Jesubruderschaft*; den Garten hinter dem Markte bestimmte er für die Josefi Andachten, die jeden Dienstag in der Pfarrkirche abgehalten wurden. Ein Testament hatte er nicht hinterlassen.

*Den Wein*, den er im Keller hatte, verkauften die Hinterbliebenen im *Feilbietungswege* an Wiener Gastwirte. **Eigenmächtig hatte Möhler Geld ausgeliehen**, das nun schwer zu bekommen war.

*Gefährlich waren* **7036 fl und** *die Zinsen von 945 fl 50 kr 3 2/3 den,* **verloren galten 310 fl mit 203 fl 45 kr 3 den Zinsen.** Der *Poysdorfer Franz Stoiber hatte* sich 200 fl ausgeliehen, die 80 fl an Zinsen schuldeten.

**1736 hatte der Mautner Philipp Maischinger** *der Pfarrkirche für Seelenmessen 700 fl* an Kapital vermacht, die man nirgens fand.

Die Leichenpredigt **Möhlers** kostete 6 fl.

Um die freie Stelle reichten ein: der Rabensburger Schloßkaplan, der Dobermannsdorfer und Ringelsdorfer Pfarrer, der Themenauer Administrator, der Großkruter Kooperator und **der Wiener Prediger Leopold Adam von Hofer bei St. Salvator, der als Pfarrer nach Wilfersdorf kam.**

Am **16. Dezember 1772** langte in Wien beim Konsistorium die Anzeige ein, daß der Piarist **Fabian Zankl**, der Bruder des Amtmannes, durch 4 Monate in der **Schloßkapelle** Messen lese und daß ihm die Erlaubnis dazu ein anderes Konsistorium gegeben hatte; der Piarist wurde nun zur Verantwortung gezogen, weil er den Wilfersdorfer Pfarrer *nicht* *ehrerbietig grüßte und mit ihm in Feindschaft lebte.*

**Am 16. Jänner 1673** beklagte sich die Herrschaft in einem Schreiben, daß sich der Pfarrer ein Recht über die Schloßkapelle anmaße, die ihn doch gar nichts angehe.

*Nun forderte der Pfarrer, daß* ihm die Hälfte des Weizens in Geld u. z. nach dem *Mistelbacher Marktpreis* ausbezahlt werde, was aber die Herrschaft ablehnte, weil die Getreidemenge stets ganzjährig abgegeben wurde und die 78 Metzen vom Zehent herrührten; auch die Prädikanten begnügten sich immer mit dem, was ihnen die Herrschaft bot.

Nun machte der Pfarrer geltend, daß ihm die Naturalien halbjährlich gereicht werden, da er sie so bestätigen müsse - im Feldsberger Gebiet erhielten sie alles vierteljährlich; da befahl die Herrschaft am **2. Oktober 1773**, daß die Abgaben nach der Ernte und nach dem Drusch sowie bishero erfolgen und dabei hätte es zu bleiben.

**Am 18. September 1776** berichtete der Hauskirchner Pfarrer und Vizedechant J*ohannTürkshofer* **über den Bau der Sakristei und des Vorkappels bei dem Kirchentor. Der Amtmann** hatte wohl den Tag für die Kommission festgesetzt und erschien nicht, da er andere wichtigere Dinge vorhatte, sodaß der Vizedechant selbst den *Augenschein vornahm.*

**Das Vorkappel** *sei notwendig, weil die Poststraße vorbeiführe, jeder Fremde* **bis zum Hochaltar sähe** und der Straßenstaub die Kirche stark verunreinige.

**Die Sakristei** wäre zu klein, liege auch zutief in der Erde, sei feucht und unpraktisch, da sich der Geistliche durch das Volk drängen mußte. Die Paramente gingen infolge der Feuchtigkeit zugrunde.

Der *Voranschlag von* **630 fl 50 kr** könne noch herabgesetzt werden, weil dem Fürsten das Tausend Ziegelsteine auf 4 fl und nicht auf 8 fl zustehen käme.

Infolge der verminderten Einnahmen dachte die Herrschaft daran, die Anniversarien aufzulassen, sodaß in der Pfarrkirche nur je ein Lobamt zu *Sebastian, Florian, Georg und Michael* und eines in der Allerseelen Oktav für die verstorbenen Fürstlichkeiten gelesen wurde.

Da die 2 *Wohnzimmer* für die beiden Geistlichen über einem Keller lagen und der Fußboden nur aus Brettern bestand, sodaß im Winter eine kalte Zugluft herrschte, so verließen die beiden immer sehr schnell den Markt, weil sie häufig erkrankten. Darum wäre ein Ziegelfußboden eine gerechte Forderung.

**Die vielen Umbauten** zwangen aber die Herrschaft zu einem energischen Schreiben, in dem sie verlangte, **daß nur mit Vorwissen des Patronates** ein Umbau oder eine Veränderung geschähen dürfe und daß sie von nun an auch bei *Kirchen und Spitälern die Gewöhrsrenovation* [[1]](#footnote-1) *und das Pfundgeld* fordern müsse., was aber die *Martinskirche in Mistelbach* ablehnte, da sie diese Gebühren noch nie geleistet hätten.

Die Herrschaft wollte **1789** alle Giebigkeiten der Pfarrkirchen von Wilfersdorf, Feldsberg, Rabensburg und Judenau *in Geld ablösen*, doch machte das *Mortuarium und Laudemium* große Schwierigkeiten, dazu fehlten fast alle Urkunden *bis auf den Stiftsbrief von 1412*, auf das Anniversarium und Almosen von 1642, auf das ewige Licht vom 1. März 1624 und auf die 5 Messen von 1712.

Als man **1792 die Gruft des Fürstenhauses in der Pfarrkirche** öffnete, fand man folgende Särge:

*Einen Kupfersarg des* ***Fürsten Gundacker*** (+ 9. April 1658).

*Einen Zinnsarg seiner Gemahlin* ***Agnes***, geborene Gräfin von Ostfriesland.

*Einen Kupfersarg* ***Hartmanns***  (+ 3. Febr. 1686).

*Einen Kupfersarg* **der Sidonia Elisabeth,** die 24 Kinder hatte (+ 23. Sept. 1688).

*Einen Kupfersarg* ***des Wolfgang*** (+ 1585)

Obwohl die Weihnachtsmette um Mitternacht verboten war, ebenso die Auferstehungsfeier mit der *Statue Christi -* dabei sang man das Lied " Der Heiland ist erstanden " - und die Karfreitagspredigt, so wünschte doch das Volk diese alten Bräuche und schickten zahlreiche Briefe nach Wien an das Konsistorium, das im Gegensatz zu dem *josefinischen Dechant*, der nichts von diesen Dingen wissen wollte, den Geistlichen nahe legte, den Wünschen des Volkes gerecht zu werden und die alten Sitten beizubehalten.

**Die Todesangstbruderschaft löste sich gleichfalls auf** *und das Vermögen kam zum Armenfond.*

***In den Napoleonischen Kriegen*** verlangte der Staat von den Kirchen das vorhandene Gold und Silber zu Kriegszwecken, das auch vielfach mit Widerwillen abgeliefert wurde.

Die unruhigen Zeiten waren dem religiösen Leben der Untertanen durchaus nicht günstig, weil die Soldaten die Sittlichkeit des Volkes vergifteten, sodaß die Jugend ganz in den Strom *der irdischen Genußsucht* gezogen wurde. Doch änderten sich die Verhältnisse nach dem Kriege, da eine Frömmigkeitswelle durch das Volk ging, die ihren Ausgang von der Regierung nahm.

Gleich einer Gegenreformation wurde katholischer Sinn und Geist von amtswegen gefördert und alle **josefinischen Neuerungen umgestoßen**. Die Wallfahrten, Prozessionen, die Andachten im Freien, Bittgänge usw. führte man wieder ein. Kirchen, Kapellen und Pfarrhäuser besserte man aus, nur fehlte vielfach das Geld, weil die Herrschaft selbst mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte.

So sollte die *Pfarrkirche am* **9. April 1823** *die* 4 % ige Obligation der Hofkammer von **1500 fl** *für die Ausbesserung verkaufen; der Herrschaft wurden* 998 fl 11 kr vorgeschrieben, die neue Scheune kostete 1977 fl 38 kr; alle Ausgaben erreichten die Höhe von **2980 fl 46 3/4 kr,** doch rechnete man den Betrag von 84 fl 47 3/4 kr für verkaufte Holz - und Zimmermannsspäne ab, sodaß 2895 fl 59 kr blieben, von denen der *Pfarrer 10 % beisteuern mußte = 289 fl 35 kr.*

*Dagegen wehrte sich der Pfarrer*, obwohl das Pachterträgnis von der Stiftswiese 151 fl W. W. betrug.

Die Herrschaft wies ihrerseits nach, daß sie hohe Ausgaben und Steuern hatte, sodaß schließlich das Konsistorium am **19. April 1825** in den Verkauf der Obligation einwilligte.

**Ausgebessert wurde noch die Kirchenmauer, das Kirchendach** *(Kosten 998 fl 1 2/4 kr, sicher gestellt* waren 886 fl 14 2/4 kr, als Rest verblieb 111 fl 47 kr W.W. :/ und die Pfarrhofplanke) Erfordernis 150 fl 59 kr -, Beitrag des Pfarrers 10 % = 15 fl 6 kr, den Rest von 135 fl 53 kr leistete sowie auch die 111 fl 47 kr die Herrschaft.

**Die Kirchenrechnungen des Jahres 1823 und 1824** zeigten einen **bedeutenden Überschuß = 250 fl W. W.**, sodaß diesmal auch die Kirche einen Teil der Lasten übernahm.

Die Pfarrkirche

Zu den ältesten Kirchen unserer Heimat gehört die von Falkenstein, welche schon um das Jahr 1041 erwähnt wird. Die Kirche von Poysdorf wird viel später genannt, doch dürfte man ihren Ursprung in die Zeit um 1200 verlegen, weil damals die Verehrung des heiligen Johann des Täufers – ihm ist ja die Kirche geweiht – stark verbreitet war. In einer Urkunde vom 30. März 1351 wird unter den Zeugen ein Pfarrer Stephan „derzeit in Poysdorf“ angeführt. Im Jahre 1380 kaufte Johann von Liechtenstein den Spitalhof in Falkenstein von dem Pfarrer Niklas in Poysdorf. 1458 wurde an der Kirche von Poysdorf gebaut. (Nach Dr. Gust. Strakosch, Korneuburg). Da waren mehrere Steinmetzmeister in unserer Gemeinde tätig: Wolfgang Kethner, Hans Ural und Hans Weisgeckch. Ungewiss ist es, ob es sich um einen Neubau oder um eine Ausbesserung handelt. Nach einem Verzeichnis der Kirchen in der Passauer Diözese, das der Wiener Domherr Anton Klein in seinem Werke „Geschichte des Christentums in Österreich und Steiermark“ erwähnt, wird 1476 unsere Kirche genannt, die zum Dekanate Stockerau gehörte. Der Patron war der Pfarrer von Falkenstein. 1494 errichteten zwei Männer, Georg Weisböck und Hans Heindl, ein Benefizium zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit. Der Papst Julius II. übergab 1508 die Pfarre Falkenstein mit dem ganzen Besitz dem Kloster Kremsmünster in Oberösterreich. Damals war unsere Pfarre so arm, dass ein Geistlicher hier nicht bleiben konnte. Mit Zustimmung der Bevölkerung vereinigte der Abt Johannes Schreiner die Pfarren von Poysdorf und Falkenstein. Der päpstliche Legat Bernardin stellte die Urkunde am 14. April 1508 in Ehingen – Diözese Konstanz, aus. Somit war unsere Kirche eine Filialkirche von Falkenstein (Urkunde im Stifte Kremsmünster und Pachmayr „Historico chronologica series Abbatum et religiosorum“ Steyr 1777). Bei dem Priestermangel in jener Zeit ist es leicht zu erklären, dass gar oft die Leute nach Falkenstein gehen mussten, um dem Gottesdienste beizuwohnen. Die mündliche Überlieferung weiß davon zu erzählen.

Im Zeitalter der Reformation blieb unsere Kirche katholisch, während in einigen Gemeinden Pastoren wirkten. Die Liechtenstein, die damals auch protestantisch waren, beriefen diese und zogen vielfach das Kirchenvermögen ein. Die Geistlichen waren so arm, dass sie von Haus zu Haus gingen und das sammelten, was sie zum Leben brauchten. Hatte ein Pfarrer noch einen Hilfsgeistlichen, so bekam er von diesem in der Regel nur „den Tisch“ d. h. das Essen. Kein Wunder, wenn die Geistlichen davonliefen und die Gemeinden durch mehrere Jahre keinen Seelsorger bekamen. So klagten 1544 die Poysdorfer, dass sie durch zwei Jahre keinen Pfarrer hatten; als sie den Patron um Hilfe ersuchten, so meinte er: „Der Abt von Kremsmünster möge helfen“.

1548 starb der Pfarrer Leopold Trautmann. Nun setzte der Abt den Martin Ardletein, der aber wegen seines ärgerlichen Lebenswandels und seiner ungebührlichen Aufführung den Leuten nicht gefiel. Der Abt wurde aufgefordert ihn abzuberufen (1561). Hans Oettl war verheiratet, auch sein Nachfolger Paul Schrenk (1572). Mit dem Jahre 1571 trat eine Besserung der kirchlichen Verhältnisse ein. Hans Freiherr von Trautsohn erwarb die Herrschaft Falkenstein und der war ein streng katholischer Edelmann im Gegensatz zu den Liechtenstein und Fünfkirchnern. Dem Trautsohn verkaufte auch der Abt Erhart von Kremsmünster die Pfarre und das Gotteshaus zu Falkenstein mit den dazugehörigen Filial Zukirchen, Benefizien und Kapellen zu Ottenthal, Dürnbach, Poysdorf, Steinabrunn und Kirchstetten. Es geschah dies am 23. Oktober 1581. Von dieser Zeit an blieb das Kirchenpatronat bei dieser Herrschaft Poysbrunn – Falkenstein.

Der Pfarrer Konrad Wassenberger, auch Weißenberger oder Cespimontanus genannt, war in Krems geboren und hatte zwei Kinder. In Poysdorf verliebte er sich in die Frau eines Gastwirtes, der ein „grober Bengel“ war. Ihr schrieb Wassenberger den Vers:

„Konrad Wassenberger

dein will ich allzeit sein

Anna Stöberin mein

Herzliebste allein“.

Er gab der Frau den Rat, in Wien ein Kräutlein oder ein Pulver zu kaufen, damit der Mann verschwinde. Deswegen wurde er vor das Gericht gestellt und zu lebenslänglicher Kerkerstrafe verurteilt (1598), die er in Greifenstein abbüßte; doch schon 1600 wurde er begnadigt und starb als Pfarrer in Markgrafneusiedl.

Christoph Harrach stammte aus Bayern. Er kam mit drei Söhnen und einer Tochter nach Poysdorf. Beim Gottesdienste bediente er sich der deutschen Sprache.

Die Gegenreformation brachte geordnete Verhältnisse. Verheiratete Priester wurden nicht angestellt; strenge schaute man auf das sittliche Leben der Geistlichen, stellte keine unwürdigen an und wies alle jene zurück, die einmal Protestanten waren Die Bauern, die noch Anhänger der neuen Lehre waren, mussten dieselbe abschwören. Die Trautsohn und die Liechtenstein förderten die katholische Sache mit aller Kraft; an Sonn- und Feiertagen hatten die Leute in die Kirche zu gehen, zu Ostern musste jeder seine Osterpflicht erfüllen, die Fastengebote genau einhalten und am Fronleichnamstage mit der Prozession mitgehen. Die Pastoren wurden ausgewiesen. Die Bedeutung des Schulwesens erkannte man jetzt. Durch Belehrungen und Predigten, durch Erziehung und Unterricht befestigten die Geistlichen die Glaubenswahrheiten in den Herzen des Volkes.

1609 wirkte der Pfarrer Blasius Gobret und 1621 Martin Hoffmann. 1629 schritt die Gemeinde zu dem Neubau des Gotteshauses, das sie aus eigenen Mitteln ohne Beihilfe der Herrschaften ganz allein zu Ende führte. Sieben Jahre vergingen, ehe der Rohbau fertiggestellt war. Am 3. Jänner 1630 berichtete ein Blasius Kolret dem Konsistorium in Wien, dass kein Bewohner des Marktes einer anderen Religion zugetan ist, und im folgenden Jahre teilte er der n. ö. Regierung mit, dass der Bau der Kirche rasch fortschreitet. Die neue Kirche hatte ein Strohdach und einen niedrigen Turm. Der Pfarrer Franz Wiesten war ein „gelehrter, katholisch exemplarischer Priester“, um den sich die Gräfin Susanna Trautsohn annahm und ihn für den Posten in Poysdorf vorschlug. Er las die Rorate. Zu seiner Zeit riss in Wilhelmsdorf eine „Infektion“ ein und am 12. Dezember 1623 sind Reiter und Soldaten im Markte einquartiert.

1640 konnte das Gotteshaus am 18. September durch den Weihbischof und Offizial des Passauer Bistums Bartholomäus Kfobott eingeweiht werden. Fünf Grafen erschienen mit ihren Familien: Franz Trautsohn, Rudolf von Teuffenbach, Althan von Kirchstetten, Maußfeldt und Hoyß. Der erste war der Inhaber des Kirchenpatronates, der zweite war ein kaiserlicher General, der in Schillers „Wallenstein“ unter dem Namen Tiefenbacher vorkommt. Außerdem kamen zahlreiche Geistliche und vornehme Herren, um dem Feste und der Firmung beizuwohnen. Der Weihbischof weihte auch den neuen „Freydthoff hinter der Kirchen“. Der Gemeinde kostete der Bau über 23 000 fl, die gutwilligen Fuhren und die Handrobot der hiesigen Bewohner gar nicht mitgerechnet. Die Mahlzeit für die vielen fremden Herren zahlte auch die Marktgemeinde. Seit dieser Zeit feiert Poysdorf den Kirchtag immer um den 18. September. An diesem Tage kann auch ein Ablass verkündet werden.

Am 21. März 1641 nahm der Pfarrer mit dem Marktrichter Paul Heinrich, den drei Ratsbürgern Schmidl, Singer und Körber sowie mit dem hiesigen Goldschmied ein Inventar aller Gegenstände auf, die von der Kirche selbst oder durch Wohltäter gekauft waren:

1 silberne Monstranz, die ganz vergoldet ist, wiegt 2 Pfund 8 Lot

1 großes Ciborium, in- und auswendig vergoldet, mit Deckel, wiegt 1 Pfund 20 Lot

1 kleines Ciborium in- und auswendig vergoldet, das zum Speisen verwendet wird, 25 ½ Lot

1 Silberkelch, auswendig vergoldet, den Thoman Frädl hat machen lassen, 1 Pfund 12 ½ Lot

1 Kelch, in- und auswendig vergoldet, der mit dem Kirchengeld gekauft wurde, 1 Pfund 8 Lot

1 vergoldeter Kelch, gekauft durch Thoman Behm, 25 Lot

1 Kelch, auswendig nur halb vergoldet gekauft durch Thoman Behm, 1 Pfund 4 ½ Lot

2 silberne Opferkannen mit Schüssel durch Thoman Behm von hier und Thoman Schröller von Hadersdorf gespendet, 28 ½ Lot

2 silberne Opferkannen von Thoman Behm, 223 Lot

2 silberne Opferkannen mit Goldstreifen von Friedrich Kempf zu Wilhelmsdorf, die „Plädl“ hat die Kirche machen lassen, 23 ½ Lot

1 silberner und ganz vergoldeter Speisebecher, den die Gräfin von Trautsohn machen ließ, 11 ½ Lot

1 silbernes Kruzifix, das bei Prozessionen verwendet wird, 12 ½ Lot

3 silberne Käpfel für das hl. Öl, 12 Lot

1 silbernes Käpfel, so zum Speisen verwendet wird, 6 Lot

5 Stück Messtücher

3 Stück Messtücher zum Seelenamt

1 „Römische Agent“

1 rot samtenes Messgewand, das Sebastian von Mangen machen ließ

1 goldgesticktes Messgewand, das der kaiserliche Schatzmeister Kurland dem Pfarrer verehrte und dieser wieder der Kirche.

1 aschenfarbenes Seidenzeug, das die Gräfin Trautsohn mit Goldschnüren gemacht hat.

1 schwarz „Tamaschketes mit weißen Fransen“, von der Kirche gekauft.

1 schwarze Levitur, die Dietrich Preißecker von hier hat machen lassen.

1 schwarz „Tamaschketes mit weißen gespitzten Schnüren“, vom Kirchengelde gekauft.

1 halbseiden grün, rot, blau und weiß geblümtes Zeug, vom Kirchengelde gekauft.

1 grün „Tamaschketes“ mit roten Blumen und Seidenfransen, so Anna Reischlin von hier hat machen lassen.

1 grün „Tamaschketes“ mit „Feygelfarben Blumen“ und goldseidenen Schnüren, das Regina Singerin hat machen lassen.

1 ganzes Ornat von weißem Atlas, meergrün „Damaschketen“ Streifen, mit meergrün und weiß gefärbten Seidenschnüren und Fransen, das Lorenz Reischl um 170 fl hat machen lassen.

1 Messgewand, 2 Levitenröck, ein meergrün „Damaschketes“ Antipendium, ein Rauchmantel, eine grün geblumte Levitur, ein großer Rauchmantel.

1 Messgewand von weißem Damast, das Dietrich Preißecker von hier gekauft hat.

1 weiß silbernes Stück mit goldenen Blumen und rot und Weißen Fransen, vom Kirchengeld gekauft.

1 weiße Levitur mit roten und grünen Blume, vom Kirchengelde gekauft.

1 alt grünsamtenes mit einem Kruzifix

1 alt „gründamaschketes“ mit einem Kruzifix

1 altes Messgewand

1 „blaudamaschketes“ mit goldenen Borten von Thoman Behm

1 blauschillerndes „Doppeltaffet“ mit blauseidenen Schnüren

1 „rotdamaschketes“ und drei andere

26 Kelchtücher von allerlei Farben.

10 Korporaltaschen

9 Schleier (2 alte)

17 Chorröcke, 15 Alben, 10 Handtücher, 10 ausgenähte Altartücher, 5 weißdamaschkete, 2 weiße mit schwarzer Seide ausgenäht und ein weißes mit 24 „Osterlampel“ von der Regina Singerin.

3 Chormäntel,

1 rotdamaschketer Himmel mit goldenen Buchstaben.

1 kleiner blaudamaschketer Himmel.

2 Teppiche blau, rot und schwarz gestreift.

1 gemeiner Teppich.

1 Antipendium vor dem Altar von Maria Krembling, den „Taffet“ gab der Pfarrer her.

23 Antipendien, die zum größten Teil geschenkt wurden von Thoman Behm, Andreas Hirtl und Hans Maidl (beide von Wilhelmsdorf), Frau Krimbling, Valentin Bacher, Georg Bacher (ein Glaserer), Regina Singerin und Frau Sixtlin ; eines hatte einen Totenkopf, eines das Bild des hl. Laurentius, eines das der Jungfrau Maria, eines das der hl. Barbara.

2 Fastentücher (ein blaues und ein schwarzes)

1 Altarvorhang - ein schwarzes Tuch mit einem weißen Kreuz.

1 großes Holzkreuz, das in der Karwoche gebraucht wird.

5 kleine Kreuze, die auf den Altären stehen.

1 Bild vom hl. Sebastian und Rochus auf Stangen, das der Pfarrer Wiesten in seiner Krankheit gelobte

1 Bild vom hl. Sebastian, das Sebastian von Mangen kaufte.

6 vergoldete schwarze Leuchter

10 schwarze gedrechselte Leuchter und zwei schwarzgefärbte mit dem Namen Jesus und Maria.

1 großer Messingleuchter mit 12 Lichtern

8 Messingleuchter auf dem Altar

4 kleine Messingleuchter, die Thoman Behm machen ließ.

1 Messinglampe mit dem ewigen Licht, das vor dem Altar zu „Unserer lieben Frau“ brennen soll; es war dies eine Stiftung des Franz Grohmann.

2 kupferne Taufbecken.

2 Weihbrunnkessel

1 Rauchfass

3 Altarpölster

2 Oblat-Eisen, die vom Pfarrer hiehergebracht wurden.

3 Bartücher und ein großes schwarzsamtene, das der Bruderschaft gehörte.

Von der inneren Einrichtung des Gotteshauses wird nichts gesagt. Immerhin muss man staunen, dass die Gemeinde imstande war, einen solchen Bau mitten im großen 30jährigen Kriege durchzuführen und so viele wertvolle Gebrauchsgegenstände anzukaufen.

Der Pfarrer Paul Jung (1641) war Doktor der hl. Schrift; er klagt, dass die Pfarrgemeinde so groß ist; denn damals gehörten außer Poysdorf und Wilhelmsdorf noch Hadersdorf und Wetzelsdorf dazu. Jede Gemeinde stellte einen Kirchenvater, über die ein Oberkirchenvater stand. Gegen den Pfarrer liefen mehrere Anzeigen ein, dass er sein Amt nicht genau nehme und seine Pflichten vernachlässige, dass er die Brautpaare kopuliere, ohne sie dreimal zu verkünden, dass er in Hadersdorf tanzte und die Toten nicht einsegne. Deshalb wurde er öfters nach Wien beordert, doch leistete er dieser Aufforderung nicht Folge, sodass ein Richter von Wien kam, dem die Reise 3 Taler 12 Groschen kostete (1646).

1645 erschienen die Schweden am Palmsonntag und bemächtigten sich der Kirche, in die sie die Pferde stellten, darum heißt noch heute der rückwärtige Teil „die Reitschule“. Der Kirchenvater Georg Böhm übergab dem Generalproviantmeister Johann Löpiz am 25. April 1645 900 fl von der vorhandenen Barschaft, damit die Sachen, die zum Besitz der Kirche gehören, nicht weggenommen werden. Wegen dieser Schuld entwickelte sich ein langer Prozess, der erst nach vielen Jahren beigelegt wurde. Am 18. Oktober 1691 wurde bei der Kirchenraitung der Schuldbrief zurückgegeben, weil man nicht erkennen konnte, dass die Marktgemeinde angehalten werden soll, die Schuld zu bezahlen. Doch einigte man sich endlich und erklärte, dass durch das Ziegeldach, durch die Fuhren und Handrobot die Schuld bezahlt ist.

Nach dem Schwedeneinfall herrschten traurige Zustände in der Gemeinde, die durch die Kriegssteuern ganz verarmte. Am 18. Juli 1645 verriet ein Poysdorfer Bürger dem schwedischen Kommandanten durch einen namenlosen Brief, dass sich im Markte ein Geistlicher aufhalte, der gar nicht verdient „ein Geistlicher genannt zu werden“. Im Hause des Hans Schneider sei er verborgen und besitze 2000 fl. Die Schweden sollen ihm 700 – 800 fl wegnehmen. In den Hosen habe er 600 fl versteckt. Man kann ruhig annehmen, dass in den nächsten zwei Jahren kein Pfarrer sein Amt ausüben konnte.

1647 schlug der Graf Franz Trautsohn den Johann Molitor für die Pfarre Poysdorf vor. Seine Tätigkeit war durch die Sittenverwilderung des Krieges stark behindert. Die Regierung gab den Geistlichen den Auftrag, die Grundstücke, Weingärten und Wälder, die zum Kirchenbesitz gehören, genau aufzuschreiben, die Felder nicht unbebaut liegen zu lassen, die Gebäude und Kirchen gründlich herzurichten und nicht so lange zu warten, bis die Mauern einstürzen. Leider fehlte damals das Geld, denn die Schweden hatten bis 1648 hohe Kriegssteuern vom Markte verlangt. Als Molitor starb, betrug die Summe des beschriebenen Vermögens 1551 fl 39 kr 2 Pfenni. (16. März 1662).

Die Kirchenlade muss drei Schlösser haben, einen besitzt die Vogtherrschaft oder der Patron, den zweiten der Pfarrer und den dritten der erste Kirchenvater. In diese Lade kommen alle Stiftungen und Kirchengelder, die Lehensbriefe des Kirchenwaldes und alle Gelder. Den Kirchenvätern ist ein Geld zu überlassen, damit sie gegen Rechnung die Ausgaben begleichen können. Von den größeren Auslagen muss aber der Pfarrer oder der Kirchenpatron auch Kenntnis haben.

Sechs Wochen nach dem abgelaufenen Jahr ist genau Rechnung zu legen mit Empfang und Ausgaben. Die Beilagen müssen vorhanden sein. Anwesend bei der Kirchenrechnung sind der Patron, der Pfarrer, die Kirchenväter und ein Ausschuss der Gemeinde. Bleibt ein Geld übrig, so kann es mit Wissen der Vogtherrschaft und des Pfarrers fruchtbringend angelegt werden u. z. kommen da nur vertrauungswürdige Bürger in Betracht.

1765 legte der Pfarrer ein neues Grundbuch an. Nach diesem hatte die Kirche nur Besitz in Poysdorf, Hadersdorf, Walterskirchen, Wetzelsdorf, Maxendorf und Bullendorf. Der Besitz, von dem die Eigentümer alle Jahre den „Dienst“ entrichteten, verteilt sich in folgender Weise auf die einzelnen Rieden:

|  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- |
|  | Weingärten | Felder |  |
| Kirchbergen | 14 |  |  |
| Hermannschachern | 11 | 22 |  |
| Bürsting | 50 |  |  |
| In See | 6 | 18 |  |
| Fuchsenbergen | 5 | 12 |  |
| Neidharten | 22 | 12 |  |
| Auf der roten Erd | 10 | 10 |  |
| Wartbergen | 29 | 2 |  |
| Zapfelsbergen | 8 |  | 2 Baumgärten |
| In der Leiten | 24 | 2 |  |
| Spitalleiten | 3 | 28 |  |
| In Aussern | 10 |  |  |
| Im Steinberg | 22 | 6 |  |
| Beim Salzbrunn | 20 | 4 | 1 Wiese |
| Im Sauberg | 6 |  |  |
| Weißenberg | 7 |  |  |
| Im Zöchmeistertal | 2 |  | 6 Baumgärten |
| In guten Willen | 2 |  |  |
| Bei der Froschmühl |  | 3 | 4 Wiesen |
| In Hinkern |  |  | 7 Wiesen |
| Im Plankengrund | 6 | 1 | 2 Baumgärten |
| Bankleiten |  | 3 |  |
| In Zeißeln | 1 | 2 |  |
| In Veigelbergen | 20 |  |  |
| Im Jochamstal |  | 1 |  |
| Im Sommertal | 2 |  |  |
| In Einsiedeln | 6 | 4 |  |
| Inselsgrün | 1 | 1 |  |
| In Rätting | 1 |  |  |
| In Steiglern | 7 | 1 |  |
| In der Zinten | 3 | 3 |  |
| In Neuberg |  | 1 |  |
| In Lüssen |  | 2 |  |
| In der Schlichten |  | 1 | 2 Wiesen |
| Lausenpölz | 1 |  |  |
| In Weißlöchern |  | 1 |  |
| Auf der Schanz |  |  | 1 Garten |
| Maxendorf |  | 7 |  |
| Bullendorf |  | 2 |  |
| Wetzelsdorf |  | 1 |  |
| Walterskirchen | 1 Haus | 10 Äcker | 1 Wiese |
| In Hadersdorf | 8 Wohnstübeln | 2 Weingärten | 6 Felder |

In der Kirche wurden 1766 zwei Reihen neuer Bänke aufgestellt, die heute noch stehen. Im folgenden Jahre hinterließ die Witwe Maria Scheck einen Betrag von 2500 fl für einen neuen Hochaltar.

Das Grundbuch der Herrschaft Wilfersdorf schreibt von der Kirche: „Sie wird von ihren Mitteln in Bau erhalten, hat ein schönes Geläute, eine große Repetieruhr auf dem Turme, die von der Gemeinde in Gang erhalten wird; der Turm ist mit Weißblech gedeckt. Der Kirchhof ist mit einer Mauer und einem Wallgraben umgeben. Beim Kirchhoftor ist eine Zugbrücke; vor- und seitwärts der Kirchenstiege stehen 5 Statuen: Christus am Kreuz, die Muttergottes unter dem Kreuz, der hl. Johann der Täufer und der hl. Johann von Nepomuk, sowie der hl. Franz Xaver. Auf dem Kirchhoftor ist das Wächterhaus aufgebaut. Die Zech- oder Kirchenvogtei gebührt allzeit den Herren von Liechtenstein, bzw. der Herrschaft Wilfersdorf. Der Patron der Kirche ist die Herrschaft von Poysbrunn, derzeit die Trautsohn. Zur Kirche gehören: 1.) ein Grundbuch über Poysdorf, 2.) ein Presshaus und ein Keller, die bei der Pfarrkirche auf Kirchengrund gelegen sind, 3.) ein Liechtensteinischer dieser Kirche verliehener Besenwald „Wenighölzl“ genannt, neben der Viehtrift und dem Gemeindewald „Greinhölzl“, 4.) 60 Quanten Acker.

Um diese Zeit wurden wichtige Neuerungen auf dem kirchlichen Gebiete durchgeführt. Die Feiertage hob die Kaiserin Maria Theresia im Jahre 1772 auf, es waren 24, die der Wiener Erzbischof Trautsohn bestimmte. Kaiser Josef II. ging noch einen Schritt weiter. Mit dem Gelde, das er für die aufgehobenen Klöster einnahm, erbaute er auf dem Lande viele Kirchen, so z. B. in Hadersdorf, Wetzelsdorf und Erdberg. Die Wallfahrten verbot er und die Gnadenorte wie Föllim, Alt-Ruppersdorf, Nikolsburg, Oberleis, Ernstbrunn u. s. w. hob er auf. Die Kreuze und Bildstöcke neben den Straßen und Feldwegen sollten verschwinden. An Stelle der lateinisch gesungenen Hochämter treten die deutschen Messlieder. Die Kleider der Marienstatuen sind zu entfernen. Geldsammlungen in der Kirche verwende man für die Ortsarmen. Reliquien sind im Gotteshause nicht auszustellen. Das Tragen der Amulette, das Teufelsaustreiben, der Johannissegen, das Wetterläuten, die Erinnerungsvaterunser und die Fürbitten für die Verstorbenen beim Sonntagsgottesdienst, das Tragen der Loretohauben gegen Krämpfe, die Weihnachtsmette um Mitternacht, die Krippen, das Aufstellen der Birkenzweige am Fronleichnamstage, das Kreuztragen bei den Kalvarienbergen und die öffentlichen Bußübungen verbot er. Die Zahl der Kerzen beim Altar, den Messwein beim Gottesdienste setzte er fest; an Stelle des Bistums Passau trat das Wiener Erzbistum. Die Grenzen der Dekanate regelte der Kaiser. Die Kirchtage hob er auf und führte den „Kaiserkirtag“ im Oktober ein. Eine neue Stolaordnung regelte die Gebühren bei den Taufe, Hochzeiten und Begräbnissen. Die Matriken wurden von nun an in deutscher Sprache geschrieben. Die Ausbildung der Weltgeistlichen übertrug der Kaiser den staatlichen Generalseminaren, in denen auch weltliche Lehrer wirkten. Im Katechismus wurden einige Stellen vom Ablass und Fegefeuer gestrichen. Damit die Geistlichen nicht in den Predigten die öffentlichen Zustände kritisieren, gab es Predigerkritiker, die in der Kirche bei jeder Predigt anwesend sein mussten. Viele dieser Anordnungen wurden später wieder zurückgenommen.

Im Jahre 1784 zerstörte ein Hochwasser das Wehr der Kirchenmühle. Da sich der Markt weigerte, dasselbe auf seine Kosten herzurichten, klagte der Pfarrer bei der Herrschaft Wilfersdorf, die nach einiger Zeit der Gemeinde den Auftrag erteilte, sofort das Wehr auszubessern (13. Oktober 1784).

In demselben Jahre erhielt die Gemeinde Wetzelsdorf einen eigenen Geistlichen. Hier bestand nur eine kleine Kapelle, die 1714 erbaut worden war mit einem Legat von 1000 fl. Dazu gehörten ein Keller, ¾ Quanten Holzacker in der „Marchleiten“, die Frau Elisabeth Pfefferin gestiftet hatte (1757). Die Kirche besaß drei Messestiftungen mit 26 Messen aus den Jahren 1725, 1740 und 1784. Wegen dieser Stiftungen entstand ein kleiner Streit, ob sie dem Pfarrer von Poysdorf oder Wetzelsdorf gehören.

Bei einer Kirchenvisitation klagte der Dechant, dass die Zierde des Gotteshauses viel zu wünschen lasse, die Jugend sei in den Filialkirchen besser zu unterrichten und bei der Christenlehre auszufragen, die Kirche sei sehr unsauber; das Vermögen des Gotteshauses war auf 3000 fl angewachsen.

Der Pfarrer Franz Hegelsberger (1785) nannte Poysdorf eine beschwerliche Pfarre. 1791 ließ die Gemeinde beim Taufstein eine zweite Ausgangstür durchbrechen und im folgenden Jahre errichtete sie die örtliche Kirchenstiege.

1796 überließ die Kirche mit Bewilligung der Regierung die Mühle dem Johann Pasch aus Hauskirchen. Am 15. Juni war die Versteigerung. Der Vertrag war ein Erbpacht und galt für den Mann, für die Kinder und die Frau, wenn sie einen Mann heiratet, der den Kirchenvätern recht ist.

Der Bestandmüller musste zur Kirchenkasse ein Leibgedingkapital von 6000 fl, davon 1000 fl bar und 5000 fl in fundis publicis zu 4 % anliegenden Obligationen, erlegen. Als Erbpachtzins zahlte er jährlich 370 fl u. z. die erste Hälfte am 31. Juli und die andere am 31. Dezember. Den Zins führte er in die Kirchenkasse gegen Quittung ab. Von der Kaution bezog er die Zinsen. Diese erhält er oder seine Kinder wieder zurück, wenn der Erbpacht erlischt. Sollte er den Pacht nicht bezahlen, so kann die Kirche nach zweimaliger Ermahnung von der Kaution den Betrag abziehen. Die Erbpächter dürfen nie selbst den Vertrag aufheben. Die Mühle und alle Nebengebäude hat er selbst zu erhalten; darum haben die Kirchenväter die Pflicht, alle Jahre einmal nachzuschauen, ob alles in Ordnung ist. Finden sie aber einen Fehler, so ist er sogleich auszubessern. Von der Mühle und den Gerechtsamen darf der Erbpächter nichts vergeben. Die Steuern und „onera“ hat er vom Jahre 1796 an selbst zu tragen, ebenso die zehnjährige Renovation mit 300 fl, die dem Kloster Asparn a. d. Z. gehört. Jeden während der Pachtzeit durch Feuer entstandenen Schaden hat er zu dulden. Die Bürger Poysdorfs haben beim Mahlen das Vorrecht vor den Fremden; er darf aber die Leute nicht mit seinen Forderungen überhalten.

Die Mühle hatte ein Vorhaus, eine Küche und 3 Zimmer. Im Garten standen 14 Obstbäume. In dem kleinen Grasgarten befand sich ein Fischeinsatz. Zur Mühle gehörten 4 Joch Jung- und Föhrenholz, das der Herrschaft in Steinabrunn dienstbar ist. Das Jungholz darf der Erbpächter immer nach 15 Jahren abhacken. Weil der Falkensteiner Jäger die Aufsicht über diesen Wald hat, so zahlt der Pächter ihm jährlich 1 fl, außerdem die landesfürstlichen Kontributionale und den Grundbuchsdienst. Die 4 Mühlsteine hatten einen Durchmesser von 40 Zoll.

Während der Franzosenzeit (1805 und 1809) hatte der Pfarrer viel Arbeit, da er sich der kranken und verwundeten Soldaten annahm. Im Jahre 1808 erfolgte eine Nachtragsfassion über alle jene Gebäude, die neu gebaut waren und zur Kirche gehörten. Es waren dies 7 Häuser. Die Herrschaft Poysbrunn verlangte die grundherrlichen Gerechtsame; daraus entwickelte sich ein langwieriger Prozess, der erst 1821 beendigt wurde und der die Rechte der Kirche voll und ganz bestätigte. Im Jahre 1809 mussten die Kirchen nach dem Hofkammerdekret vom 16. Dezember das entbehrliche Edelmetall, z. B. silberne Lampen, Kelche, Monstranzen, Rahmen, Kronen, Engel u. dgl. abliefern; denn der Staat brauchte Geld für die Kriege. Wie im Jahre 1805 trat auch 1809 der Staat an die Geistlichen mit Geldforderungen heran; der Dechant Anton Neckam erklärte, nichts hergeben zu können, da ihn die Franzosen ausgeplündert hatten. Der Dechant von Paasdorf zeichnete 20 fl. Die Arbeit und die Aufregung der Kriegsjahre erschütterten die Gesundheit des Pfarrers Franz Hegelsberger, sodass er um seine Enthebung ansuchte; Josef Neuwirt wirkte ein Jahr als Provisor und 1812 erhielt Romuald Einfalt von Liesing die Pfarre, die er bis 1822 innehatte. In diesem Jahre wurde er nach Pyrawarth befördert. An seine Stelle kam ein Sohn der Heimat, der große Wohltäter Josef Piller.

1824 blieb die Kirche vom 15. Juni bis zum 27. Juni gesperrt, da sie entehrt wurde. Der Fronleichnamsumgang musste von der Bründlkirche weggehen. Im gleichen Jahre wurde das Grundbuch der Pfarre neu aufgelegt, das nur geringe Veränderungen im Vergleich zu dem des Jahres 1765 aufwies. Eine Wiese von 1 Joch in der Schlichten gehörte dem Marktrichter, es mag wer immer Marktrichter sein, nur muss er den Dienst der Kirche entrichten. Eine Wiese war den Kirchenvätern überlassen und eine im Walterskirchner Feld dem Oberkirchenvater.

Der neue Pfarrer war am 4. Jänner 1793 in der Engelherrenmühle geboren, hatte in Nikolsburg und Wien studiert, war 1815 ausgeweiht worden und wirkte als Kooperator in Wien-Erdberg, Poysdorf und Baden. Er ließ die Kirche putzen und malen, den Tabernakel vergolden, den Turm neu eindecken und schaffte ein schönes Ornat an. 1825 wurde die Friedhofmauer zum Teil umgerissen, die Schießscharten und das Wächterhaus verschwanden. Unter ihm erreichte das Kirchenvermögen, das bei seinem Dienstantritt 27 725 fl ausmachte, die doppelte Höhe. 1834 hatte die Kirche folgenden Besitz: eine Mühle, 4 Joch Maisholz in Einzenstein, den Liechtensteinschen Wald von 44 Joch 187 Quadratklafter Niederwald und 9 Joch 1424 Quadratklafter Hochwald, 60 Quanten Felder, ein Grundbuch, Keller, Presshaus, Scheune und den Pfarrhof mit dem Garten.

Neben dem Pfarrer wirkten damals in der Seelsorge noch zwei Kooperatoren. 1840 feierte die Kirche in festlicher Weise das zweihundertjährige Bestandsfest. 1843 wurde der Pfarrer Josef Piller, der schon 1835 zum Vizedechant, 1837 zum Konsistorialrat und 1838 zum Dechant des Dekanates Staatz ernannt wurde, als Domherr und Schuloberaufseher nach Wien berufen. Am 15. Oktober verließ er den Markt, viel tausend Tränen vergossen die Pfarrkinder, als er in einem Wagen gegen Wien fuhr. Zehn Wagen begleiteten ihn bis nach Wilfersdorf. Im nächsten Jahre erschien er zum Johannisfest, dabei zelebrierte er das Hochamt mit Stab und Inful und der Poysdorfer Priester Asperger hielt die Festpredigt.

1843 hörte der Stolaaufschlag auf, den die Kirche von Wetzelsdorf mit 38 fl 12 kr und die von Hadersdorf mit 25 fl 18 kr alle Jahre zu zahlen hatte. Das Konsistorium machte dem neuen Pfarrer Ferdinand Gratzer (geboren 1809 in Ameis) nachfolgende Entscheidung bekannt: die Pfarre Poysdorf gehört zu den besseren, da sie 800 fl reines Einkommen hat, dagegen hat die Pfarre Kl. Hadersdorf nur 454 fl 46 kr und die von Wetzelsdorf 557 fl 52 kr; darum ist es recht und billig, wenn der Stolaaufschlag aufgehoben werde.

Am 29. Mai 1844 richtete ein Hochwasser einen bedeutenden Schaden im Markte an. Die Froschmühle, die ganz im Wasser stand, erlitt einen Schaden von 500 fl und der Pfarrer verlor 100 Schock Burgunder. Das Jahr war ein sehr gutes, was die Feldfrüchte betraf. Der Pfarrweingarten in den Waldbergen lieferte 23 Eimer Wein, 1834 hatte er 100 Eimer und 1836 bekam man nicht einmal eine Traube zum Kosten, 1845 erntete er 55 Eimer und 1846 sogar 83. Die Kartoffelernte des Jahres 1845 war eine schlechte, weil eine Krankheit die meisten zugrunde richtete.

Im Jahre 1846 übernahm der Pfarrer die Felder in eigene Bewirtschaftung, während sie früher gegen einen Jahrespacht von 337 fl 15 kr C.M. verpachtet waren. Im folgenden Jahre machte ein Hagelwetter einen großen Schaden an den Pfarräckern, der auf 700 fl geschätzt wurde.

Das Sturmjahr 1848 brachte die Pressfreiheit, die Nationalgarde, die Aufhebung von Zehent und Robot und eine Verfassung. Die Pressfreiheit war in den Händen des Volkes ein zweischneidiges Schwert, da die Zeitungsschreiber über ehrenvolle Männer, über die Religion und über die Geistlichen herfielen und sie mit ihrer Kritik nicht verschonten. Der Fürst Windischgrätz erschien von Prag und stellte mit seinen Truppen die Ruhe wieder her.

1849 versammelten sich die Bischöfe Österreichs in Wien unter dem Vorsitze des Salzburger Erzbischofs. Die Verhandlungen waren geheim; unter den Teilnehmern befand sich auch ein Poysdorfer, der Domscholaster Franz Rieder aus Linz, der als Stellvertreter des alten und blinden Bischofs erschien.

Der Pfarrer Ferdinand Gratzer war auch Mitglied der ersten Gemeindevertretung, die 1850 unter der Leitung des Bezirkshauptmannes gewählt wurde. Nach dem Umsturz trat eine Stockung in den Naturaldeputaten ein, die alle Jahre die Poysbrunner Gutsherrschaft den fünf Patronatspfarren reichte. Die 30 Metzen Korn und 5 Eimer Most verweigerte die Herrschaft durch zwei Jahre; erst am 27. November 1851 löste sie die Deputate ab, indem sie für den Eimer Most 10 fl und für den Metzen Korn 5 fl zahlte. Der Pfarrer erhielt also für zwei Jahre 206 Gulden.

In der Kirche hing noch der alte wertvolle Messingluster mit 12 Lichtern; er wog 110 Pfund. Am 22. November 1851 riss das Seil und der Luster stürzte auf den Fußboden. Zum Glück war kein Menschenleben zu beklagen. Weil er stark beschädigt war, so verkaufte ihn der Pfarrer um 34 fl und schaffte dafür einen neuen aus Glas und mit 16 Lichtern an; bei der Auferstehungsfeier 1852 brannte er zum ersten Mal; er kostete 80 fl. Im folgenden Jahre kaufte die Kirche ein neues Speisegitter um 120 fl, das aus Gusseisen besteht. Die Frauen der Bezirkshauptmannschaft spendeten ein schönes Speisetuch für die Kommunikanten.

Vom 5. – 12. März 1854 war die erste hl. Mission in Poysdorf und überhaupt die erste in der Umgebung. Drei Jesuiten kamen aus Wien: Max Klinkowström, Roman und Weiß. Der erste war der Sohn eines protestantischen Malers, der 1815 in die katholische Kirche eintrat. Seine beiden Söhne wurden Priester. Der Max war ein heiterer aber energischer Mann, der in Laibach in geistiger Umnachtung starb. Der Andrang zu den Missionspredigten war ein ungeheurer. Manche Leute pilgerten sechs Stunden lang, um die Prediger zu hören. Die Kirche konnte gar nicht die Andächtigen fassen und es musste außerhalb der Kirche eine Notkanzel errichtet werden. 15 fremde Priester waren in den Beichtstühlen tätig, 6000 Kommunikanten wurden gezählt. Alle Tage um 7 Uhr abends ließ die Gemeinde die große Glocke läuten, um die Gläubigen zur Einkehr zu bewegen. Am 12. März weihte der Dechant Georg Bayerle von Staatz das hölzerne Missionskreuz. Das Holz dazu spendete die Frau Katharina Schodl, die dann auch eine größere Geldsumme für die zwei Altarbilder „Der hl. Josef“ und die „Pestpatrone“ zur Verfügung stellte. Als das Missionskreuz aufgestellt wurde, trugen es 24 ledige Burschen vom Pfarrhof an Ort und Stelle; 30 Priester waren bei dieser Feier anwesend und die Rührung bei der großen Menschenmenge war allgemein, dass viele in Tränen ausbrachen. Die Gemeinde sprach dem Pfarrer den Dank aus für die erste Mission und versprach jeden Sonntag die große Glocke am Abend auf eigene Kosten läuten zu lassen.

Das Gedenkbuch der Pfarre schreibt zu diesem Fest: „Mögen die Früchte der Mission fortleben! Der Pfarrer, der es errichtete, wird längst unter der Erde modern und das Kreuz wird noch immer stehen“.

Die Pfarre Poysdorf wurde nach dem Entscheid vom 14. August 1850 in das n. ö. Landschaftsgültbuch geschrieben, Einlage 189 V.U.M.

Als die Grundentlastungskommission in Feldsberg die Ablöse der Deputate durchführte, ergriff der Pfarrer die Gelegenheit und führte beim Innenministerium Beschwerde, weil nach der Fassion des Jahres 1782 die Pfarre die Deputate als patronus beneficii bezog; er könne darauf nicht verzichten und die dafür eingesetzten Preise seien viel zu niedrig. Das Ministerium fällte die Entscheidung, dass die Deputate kein Gegenstand der Grundentlastung bilden, sie seien aber auch keine Stiftung.

Im Jahre 1856 ließ der Pfarrer durch den Maurermeister Fritz einen Kostenüberschlag aufstellen, damit die Kirche hergerichtet werde; sie sollte zweimal geweißt und zweimal blau gefärbt werden. Die nassen dunklen Stellen würden herausgehackt werden, da sie das Innere nur entstellen. Dazu brauchte der Meister 28 Fuhren Sand à 20 kr. Die Maurerarbeit kostete 496 fl 31 ¼ kr, die Handlangerdienste 29 fl 42 ¾ kr; diese mussten die Gemeinden Poysdorf und Wilhelmsdorf leisten. Die Arbeit begann am 3. Juni und war am 4. August beendet. Der Maurermeister stellte in der Kirche ein hohes Gerüst auf, das auf Rädern geschoben werden konnte. Leider machte die blaue Farbe unschöne Flecke; die wertlosen Bilder entfernte man und die schadhaften Türen wurden durch neue ersetzt; nur die alte Eingangstür beim Haupttor blieb erhalten.

1856 spendete die Kirche dem Kirchenvater Josef Haimer ein silbernes Kreuz, da er 50 Jahre in seinem Amte tätig war. Gerne hätte die Gemeinde dies zum Anlass einer größeren Feierlichkeit genommen, doch der stille und ruhige Mann wünschte es nicht, das Kreuz, das einen Wert von 80 fl hatte, sollte im Besitze der Familie bleiben, wenn aber einmal die männlichen Nachkommen ausstürben, so muss es zur Kirche zurückkommen. Sechs Tage nach der schlichten Übergabe des Kreuzes starb der Kirchenvater.

1857 trat das Konkordat in Wirksamkeit; ein neues Ehegesetz (Artikel X des Konkordates) wurde eingeführt, das Schulwesen unterstand der Kirche und die Beerdigung der Toten wurde neu geregelt. Die Kirche erhielt in diesem Jahre die 6000 fl Nationalanleihe mit 300 fl Zinsen zurück.

Am 28. Juni 1859 besuchte der Kardinal Fürsterzbischof Otmar Rauscher unseren Markt; er kam von Ameis, Hadersdorf, besichtigte die Bründlkirche und hielt dann in die festlich geschmückte Gemeinde seinen Einzug. Am Feste der hl. Peter und Paul spendete er die Firmung, prüfte die Schulkinder und hielt an die Gläubigen eine Ansprache. Am Abend verließ er den Markt und fuhr nach Walterskirchen. Am 1. Dezember verzichtete der Pfarrer Gratzer wegen Krankheit und Misshelligkeiten mit der Gemeinde auf seine Stelle. Am 11. Feber 1860 erteilte er den Pfarrkindern noch einmal den Segen und verließ um 1 Uhr mittags den Markt. Die Leute hinderten ihn daran und ließen den Wagen nicht wegfahren; ja einige spannten die Pferde aus und zogen den Wagen eine Strecke des Weges. Er reiste nach Wien, von hier nach Graz und dann nach Triest.

Sein Nachfolger war Anton Haresser (geboren 1807 in Pottenhofen, 1831 zum Priester geweiht und am 6. Mai 1860 für Poysdorf installiert). Am 11. August desselben Jahres feierte der Neupriester Josef Haimer in der hiesigen Pfarrkirche seine Primiz. Der neue Pfarrer vollendete die Arbeiten in der Kirche, die sein Vorgänger begonnen hatte. War doch der Hochaltar schon recht schadhaft, so dass eine Ausbesserung dringend notwendig war. Die Vergoldung und der Farbenanstrich hatten im Laufe der Jahre stark gelitten. Die dunkelgrüne Farbe der Wand machte einen unangenehmen Eindruck. Der Tabernakel war wohl weiß lackiert, doch konnte man die Farbe sehr schwer rein halten. Der Patron der Kirche gab zu den Arbeiten seine Einwilligung. Von Wien erschienen am 31. Mai die Arbeiter, die sofort begannen, sodass am 4. Oktober alles fertig war. Die Bilderrahmen, die früher schwarz waren, wurden vergoldet, ebenso die Dreifaltigkeit, die aber teilweise weiß lackiert wurde. In den dorischen Säulen legte man vergoldete Stäbe von 1/3 m Höhe. Die beiden Statuen der Apostelfürsten waren auch ehedem weiß lackiert. Die Holzteile des Altars ließ man so malen, dass sie ausschauten, als wären sie aus Salzburger Marmor. Ein neuer Tabernakel in dorischer Form gelangte zur Aufstellung. Die beiden Cherubine und die Altarleuchter wurden vergoldet; jeder unnötige Pomp wurde vermieden, man war bestrebt, die Einheit des Gotteshauses zu beachten. Am 5. Oktober weihte der Dechant von Staatz den neuen Hochaltar und am folgenden Tage konnte wieder der Gottesdienst abgehalten werden, der früher bei dem Herz Jesu-Altar stattfand.

Auch die Orgel und die Kirchenstiege ließ der Pfarrer herrichten; diese hatte man schon 1856 ausgebessert; man nahm dazu trockenes Eichenholz. Die Maurerarbeit kostete 160 fl 36 kr und die Handlangerdienste 18 fl 48 kr. Die Stiegen wurden immer zum Teil von der Kirche und der Gemeinde bezahlt; das Schulhaus bildete die Grenze. Den oberen Teil besserte immer die Kirche aus. Von dieser Teilung kam man seit 1861 ab. Das notwendige Holz holte man aus dem Kirchenwalde, die Fuhren und Handlangerdienste leistete die Gemeinde. Der hiesige Zimmermeister Schwach stellte die Stufen her, dabei vermied er die steile Führung der Stiege. In den Kosten von 125 fl teilten sich Kirche und Gemeinde. Der Zimmermann erhielt 47 fl 50 kr und die Maurer 15 fl. Weil im Winter der Steinboden der Kirche zu kalt war, kaufte man Bretter, um den Fußboden in der rauhen Jahreszeit zu bedecken.

Im Jahre 1862 verpachtete der Pfarrer die Äcker auf die Dauer von 9 Jahren. Der Holzhändler Josef Sonntag, der durch 40 Jahre das Amt eines Schulaufsehers bekleidete, erhielt das goldene Verdienstkreuz; er war ein Ehrenmann im schönsten Sinne des Wortes und tätig bis zu seinem Tode.

1865 suchte die Gemeinde in Wien an, dass der Geistliche Jakob Zimmermann nicht versetzt werde, weil er ein guter Prediger und Lehrer war. Am 3. September feierte der Prälat Josef Piller in der Heimat seine Sekundiz. Er kam von Wien; begleitet von vielen Geistlichen hielt er in festlicher Weise seinen Einzug unter Pöllerschüssen und den Klängen der Musik. Auf der Triumpfpforte las man die Worte: „Freudiges Willkomm ihm, der unser guter treue Hirte war“. Über dem Kirchenportal stand der Satz: „An Würden und an Ehren reich, bleibt er für uns an Liebe gleich“. In der Pfarrkirche hielt der Dechant einen feierlichen Segen; am Abend brachte ihm der hiesige Gesangverein ein Ständchen dar. Am Sonntag hielt der Schüler des Prälaten Franz Asperger, Dechant von Pillichsdorf die Festpredigt, der zweite Schüler der Pfarrer Johann Rieder vom Rennweg in Wien war auch anwesend , während der dritte der Domprobst Franz Rieder in Linz wegen Krankheit nicht kommen konnte. Nach dem Hochamte bestieg der Prälat die Kanzel und besprach die Ereignisse, durch welche der Herr ihn besonders gesegnet hatte auf dem langen Lebenswege. Bei der Festtafel herrschte große Freude und am Abend sah man den Markt festlich beleuchtet. In den nächsten Tagen las er ein Pontifikalamt bei Maria Bründl, in Hadersdorf und Wetzelsdorf. Die Schützengesellschaft ehrte ihn gleichfalls durch ein großartiges Fest in der Schießstätte. Viele Aufschriften und Embleme zeigten die Liebe und Achtung, die man allgemein für den Priestergreis hatte. Am 3. Oktober 1866 starb er in Wien. Sein Leichnam wurde nach Poysdorf überführt. Beim „Kaiserwirtshaus“ wurde der Sarg auf eine Bahre gelegt und in die Kirche getragen. Nach der feierlichen Einsegnung fand er neben der Pfarrkirche seine letzte Ruhestätte. Zahlreiche Stiftungen, die er für seine Heimat machte, sichern ihm ein ehrenvolles Andenken für alle Zeiten, das Armenhaus, ein Stipendium für Studenten, eine schöne goldene Monstranz (aus der Wiener Werkstätte Daninger), für das Armeninstitut hinterließ er 5000 fl, für die Bründlkirche 500 fl, für ein Requiem, das an seinem Sterbetage am Josefsaltar alljährlich zu lesen ist, 300 fl, dabei werden 10 Arme – 6 Poysdorfer und 4 Wilhelmsdorfer – mit 100 fl beteilt. Universalerbe war das Wiener Priesterhaus.

Im Kriegsjahre gab es für die Geistlichen viel Arbeit, da den kranken Soldaten und Ortsbewohnern geholfen werden musste. Ende September herrschte schon wieder Ruhe und Ordnung. Am 9. November erschien der Kaiser, der sich um die Kriegsschäden erkundigte. Für die Armen des Bezirkes spendete er 2000 fl. Unter Glockengeläute und den Klängen der Musik verließ er den Markt.

Im Jahre 1867 konnten auch die Seitenaltäre erneuert werden. Die Bilder – sie kosteten 500 fl – lagen schon mehrere Jahre im Speisesaale des Pfarrhofes. Die Vergoldung besorgte der Znaymer Maler Anton Jungnickel, der dafür 800 fl verlangte. 6 Wochen brauchte er zu der Arbeit. Die Bilder, die Bauart der Altäre und die Vergoldung wurden mit dem Inneren des Gotteshauses in Einklang gebracht, die beiden Stiegen zum Musikchor und zum Fräuleinchor, die aus Stein waren und im Laufe der Zeit großen Schaden gelitten hatten, stellte man aus Eichenholz her. An Stelle der Statue von der schmerzhaften Muttergottes ließ der Pfarrer ein Kreuzwegbild malen. Die Statue selbst ließen mehrere Wohltäter herrichten und neben dem Sebastiani-Altar aufstellen. Das Bild „die Steinigung des hl. Stephan“ ist nach dem Altarbild in der Pfarrkirche Retz gemalt.

1869 sammelte die Geistlichkeit zahlreiche Unterschriften in der Pfarrgemeinde für eine Dankadresse an den Papst Pius IX., der sein 50jähriges Priesterjubiläum feierte.

Als Gegengewicht gegen die freiheitlichen Parteien gründete die Geistlichkeit ein katholisches Kasino, dem in kurzer Zeit 200 Mitglieder beitraten. Der Gemeindevorstand beteiligte sich nicht daran.

Weil die Wände und die Decke der Kirche schon recht große Flecke aufwies, so musste die Malerei erneuert werden. Die Arbeit beanspruchte 2 Monate und kostete 850 fl. Die Kirchenmühle, die auch schon recht schadhaft war, wurde mit Ziegeln gedeckt, früher hatte sie ein Schindeldach. Der Mahlboden musste neu hergestellt werden. 1875 schnitt der hiesige Glasermeister Stubenvoll die farbigen Glasfenster beim Hochaltar ein.

1876 erschien beim Manöver auch der Erzherzog Albrecht nebst vier anderen Erzherzogen und dem Kronprinz von Hannover. Sie besuchten die Pfarrkirche und wohnten einer stillen hl. Messe bei. Im Klingelbeutel fanden sich an diesem Tage drei Dukaten. Der Feldmarschall war sehr erstaunt über die Schönheit des Gotteshauses und lud den Pfarrer zum Mittagmahl ein. Am 4. September kam der Kaiser selbst, der sich auch über die Bauart und Lage der Pfarrkirche wunderte. Der Feldmarschall widmete 200 fl für die Ortsarmen, 50 fl für die Feuerwehr und 40 fl für die Musik.

Im Pfarrhof wohnte der Schiedsrichter. In diesem Jahre wurden die Naturaldeputate, die alle Jahre die Herrschaft von Poysbrunn der Pfarre gab, endgiltig gegen eine Geldsumme von 3379 fl abgelöst.

1881 starb der Pfarrer Anton Haresser; zum Universalerben setzte er das Kloster der Barmherzigen in Feldsberg ein. Sein Nachfolger war der Pfarrer Peter Feltl, der am 2. Jänner 1882 seinen Einzug hielt; nur die Gemeinde Wilhelmsdorf war bei der Feier erschienen, während die Marktgemeinde fehlte; doch schon nach kurzer Zeit löste sich die Spannung und das gegenseitige Vertrauen kehrte zurück.

1882 feierte am 2. Feber der Patronatsherr seinen 80. Geburtstag. Die Geistlichkeit der 5 Patronatskirchen überreichte ihm eine Dankadresse für die Treue und Anhänglichkeit, die er stets den Kirchen bewiesen hatte. Die Adresse besorgte der Pfarrer von Poysdorf. Am 6. Feber erlebte die Gemeinde eine goldene Hochzeit. Sebastian Tazber und seine Frau waren es, denen diese seltsame Feier beschieden war. Er war Lehrer, Kaufmann, Postbeamte, Bürgermeister, Schulaufseher, Armenvater und Vogteikommissär der Bründlkirche.

Am 24. Mai erschien der Erzbischof Ganglbauer und wurde feierlich empfangen; die Feuerwehr veranstaltete ihm zu Ehren einen Fackelzug, der Markt war am Abend beleuchtet. 684 Firmlinge waren nach Poysdorf gekommen. Der Erzbischof wollte zu den Gläubigen sprechen, doch musste er dies unterlassen, weil der Aufstieg zur Kanzel „ein miserabler“ war. Bei der Festtafel waren 24 Gäste. Der Erzbischof besuchte noch den Bienenstand des Pfarrers. Einige Wochen später ging der Pfarrer daran, die Fehler und Schäden der Kirche auszubessern. Die Ratsherrnstühle waren kurze Zeit vorher gut hergerichtet worden. Nun ließ er die Schindeldächer über dem Haupteingang und oberhalb der Sakristei wegreißen und durch Blechdächer ersetzen. Dazu brauchte man 134 m² Blech. Der Weg von der Kirchenstiege bis zur Kirchentür wurde gepflastert, die Vorhalle mit Zementplatten belegt, in der Sakristei ein Ofen aufgestellt und bei der Kirchenstiege eiserne Handgriffe angebracht (194 kg Eisen). Die Auslagen betrugen 1419 fl 29 kr. Mehrere Stiftungen wurden von den Bürgern des Marktes gemacht. Matthias Hammerler gab 1000 fl für die Dreifaltigkeitssäule und für die Kirche 19 600 fl. Über das religiöse Leben in der Gemeinde schreibt der Pfarrer: „Die Leute besuchen den Gottesdienst an Sonn- und Feiertagen, viele empfangen die Osterbeichte und die Kommunion. Leider fehlt ein Bruderschaftsbuch“. Die erste Kommunion ist immer sehr feierlich und die Kinder erhalten ein schönes Andenken. Die Fronleichnamsprozession hat einen sehr weiten Weg. In diesem Jahre war der Kanonikus von Nikolsburg beim Umgang in Poysdorf. Zur Bründlkirche kommen alle Jahre mehr Personen. Das Opfergeld betrug in diesem Jahre 311 fl 36 kr. Alle Monate wird am ersten Sonntag eine Betstunde und eine Kreuzwegandacht abgehalten; auch für die Rosenkranzandachten bestehen eigene Stiftungen. Das Beten des Rosenkranzes ist aber abgekommen. Dienstag, Donnerstag und Samstag sind Schulmessen; der Kirchenbesuch seitens der Kinder lässt zu wünschen. Die Maiandachten wurden erst eingeführt und sind in der Bründlkirche. Die Brautleute gehen lieber nach Wien; sie lassen sich nicht vormittags, sondern nachmittags trauen. Die Hochzeitsmessen sind abgekommen. Die besseren Leute ziehen die Bründlkirche der hiesigen Pfarrkirche vor, doch sieht dies das Ordinariat nicht gern.

Am 4. Mai beging der Markt den Florianiumgang sehr feierlich, weil 300 Jahre seit der Markterhebung vergangen waren. Die Häuser waren gereinigt und reich beflaggt; am Abend gab es eine größere Feierlichkeit, bei der auch der Gesangverein mitwirkte.

Der Pfarrer unterzog sich der Mühe und ordnete das Pfarrarchiv; dabei stellte es sich heraus, dass drei Bände Akten (1664 – 1717) abhanden gekommen waren.

Weil 1883 der Friedhof bei der Kirche belegt wurde, ließ die Gemeinde den vorderen Kirchenplatz durch ein Gitter abtrennen. Der Kooperator Karl Schwehla, der die Maiandacht eingeführt hatte, gründete den Verschönerungs-Verein, dem in kurzer Zeit 80 Mitglieder beitraten. Seit dieser Zeit floss das Reinerträgnis bei Veranstaltungen, die der Gesangverein gab, nicht mehr dem deutschen Schulverein zu, sondern dem Verschönerungsverein. Bei der Zweihundertjahrfeier anlässlich der Befreiung Wiens von den Türken geschah in Poysdorf nichts; wohl wurde in der Pfarr- und Bründlkirche ein Hochamt gelesen, doch unterblieb jede Feier zum Zeichen, dass man mit der Regierung und besonders mit dem Ministerium Taaffe nicht zufrieden war, weil sie die Slawen in Österreich bevorzugten.

Als am 2. September in Wien ein Brand die Holzvorräte auf der Rossauerlände vernichtete, sah man von der Kirche aus deutlich den Feuerschein. Nach dem neuen Besitzbogen stieg das Reinerträgnis der Pfarräcker von 261 fl 12 kr auf 391 fl 7kr und die Grundsteuer betrug 22,7 % vom Reinertrag. Für den Landfond rechnete man 20 %, für den Schulfond 20 ¼ % und für den Straßenfond ebensoviel. Das reine Einkommen der Pfarre erreichte die Höhe von 1025 fl 44 kr. Auf Verlangen des Pfarrers wurde eine feuersichere Kasse angeschafft, die Gehsteige beim Pfarrhof und die Gartenmauer ausgebessert.

1884 sammelte die Pfarrgemeinde für einen Marienaltar in der Wiener Stephanskirche 75 fl. In diesem Jahre konnten die Chorgalerien hergerichtet, die Kreuzwegbilder gereinigt und eine neue Kanzelstiege gemacht werden. Die Kirchensitze verkaufte von nun an die Kirche nur mehr in den vier Quatemberwochen und es sollten immer die ältesten Leute berücksichtigt werden. Der Pfarrer führte die Herz Jesu-Andacht ein und an Stelle der Beichtzetteln eigene Flugblätter „Heiligung des Tages“; zugleich legte er ein neues Pfarrinventar an.

Bei der Kongrua Regulierung im Jahre 1885 hatte man die Geistlichen in und um Wien mehr berücksichtigt als die auf dem Lande. In Poysdorf musste ein dritter Geistlicher angestellt werden. Auch in diesem Jahr geschahen wichtige Arbeiten: die Orgel wurde gereinigt, die Paramentenkammer hergerichtet, Zylinderrauchfänge gebaut, ein neues Bahrtuch angeschafft und ein Kircheninventar angelegt. Es war ein sehr fruchtbares Jahr, da viel Obst und Wein wuchs; leider ereignete sich auch ein schweres Unglück. Der Leopold Rieder Nr. 347 erstickte im Keller.

1886 schrieb der Papst für die Christenheit einen Jubiläumsablass in der Zeit vom 1. September bis 3. Oktober aus. Die schadhaften Holzstufen der Kirchenstiege ersetzte man durch steinerne, die von Brünnlitz bei Zwittau in Mähren kamen. Zu den anderen Arbeiten verweigerte der Patronatsherr das Geld, sodass sie unterblieben. Für die Totenträger schaffte man neue Mäntel an. Der Pfarrer gründete eine Ortsgruppe des katholischen Schulvereines, einen christlichen Kunstverein und im folgenden Jahre die Herz Jesu-Bruderschaft.

1887 wurde die pfarrliche Kongrua, die Leichen- und Stolagebühren geregelt. Weil die Kirchenbesucher in dem engen Kirchengässchen bei schlechtem Wetter nicht gehen konnten, so ließ es die Gemeinde pflastern.

1888 feierte die Kirche das Priesterjubiläum des Papstes mit einem Festgottesdienste am letzten Sonntag im September. Der Wiener Gastwirt H. Hotschek spendete seiner Heimatgemeinde eine Schulfahne, die 200 fl wert war. Für die Kirche wurde eine Krippe angeschafft, die aus 50 schön geschnitzten Holzfiguren bestand und aus St. Ulrich im Grödener Tal stammte.

Am 1. Juli 1889 stellte die Kirchenmühle ihren Betrieb ein und zwei Jahre später wurde sie mit großem Verluste verkauft. Das Parteigetriebe und die politischen Wogen verschonten auch unseren Markt nicht, es gab Reibereien und Meinungsverschiedenheiten, die vielfach den inneren Frieden der Gemeinde störten. 1889 klagte die Gemeindevertretung einen Geistlichen, der in der Predigt örtliche Verhältnisse kritisiert hatte.

Als im Jahre 1890 in der Zeit vom 25. August bis 27. September die Reichsbrücke erweitert wurde ließ der Pfarrer die beiden Statuen (hl. Florian und Anton) bei der neuen Kirchenstiege aufstellen. In diesem Jahre feierte der Lehrer i. R. Josef Preyer – sein Bruder war Domkapellmeister in Wien – das Fest der goldenen Hochzeit. Die Arbeiten, die zur Verschönerung der Kirche durchgeführt wurden, waren: der Kirchenplatz konnte teilweise gepflastert werden, das Kirchendach wurde überstiegen und der Dachstuhl hergerichtet, ein Glockengeläute für den Hochaltar und ein großer Teppich angekauft.

Der Pfarrer Peter Feltl starb 1895 und sein Nachfolger, der Dechant Franz Rauch, war ein kranker Mann, der in den letzten Jahren seiner Amtstätigkeit wiederholt durch Provisoren unterstützt wurde. Im Jahre 1905 erlitt er einen Schlaganfall, von dem er sich nicht mehr erholte, sodass er nach Hütteldorf in das Spital der Barmherzigen geführt wurde.

Am 5. April 1906 hielt der neue Pfarrer Franz Maglock seinen Einzug; er kam von Poysbrunn. Er berief im folgenden Jahre Missionäre nach Poysdorf und ging mit Eifer und Ausdauer daran, das Gotteshaus stilgerecht malen zu lassen. Die dunkle Farbe und die starke Vergoldung vermied er , weil die Belichtung der Kirche eine mangelhafte ist; dafür wählte er helle Farben für die Wände und die Decke, auch die Statuen, die früher recht buntfarbig waren, wurden einfach gehalten, so dass die Kirche jetzt einen freundlichen Eindruck machte. Die vier Statuen vor der Kirche hatten durch Wind und Wetter stark gelitten, sodass sie ebenfalls erneuert wurden. Das alte, schadhafte hl. Grab wurde durch ein neues ersetzt.

Als im Mai 1910 der Fürsterzbischof Nagl die Kirche besuchte, äußerte er seine Freude über das schöne Gotteshaus, das in jeder Hinsicht eine Zierde des Marktes wie der ganzen Umgebung ist. 299 Firmlinge erschienen an diesem Tage in Poysdorf, das jeden Bischof mit großen Ehren zu empfangen pflegte. Zwei Triumpfbögen waren aufgestellt, die Häuser beflaggt und am Abend beleuchtet. Die Straßen wurden bespritzt, bei der Ankunft des hohen Gastes krachten die Pöller und bei einbrechender Dunkelheit brachte ihm der Gesangverein und die Feuerwehrkapelle ein Ständchen dar.

Weil es im Jahre 1910 sehr regnerisch war und die Feldfrüchte zugrunde gingen, hielt die Pfarrgemeinde am 10. Juli eine feierliche Betstunde ab für eine schöne warme Zeit. Wohltäter fanden sich, die eine Sammlung einleiteten, damit die große Hauerfahne wieder hergestellt werden konnte. Dies geschah aber erst im folgenden Jahre. 1912 führte der Pfarrer den Anbetungstag ein, der im Monat Jänner abgehalten wird.

Im Jahre 1914 gründete der Kooperator Theodor Troschky den katholischen Burschenverein „Einigkeit“.

Im Kriege und in der Nachkriegszeit fehlten die notwendigen Geldmittel, um verschiedene Arbeiten durchzuführen. Geplant war, eine Mission im Jahre 1917 abzuhalten; doch unterblieb sie, weil der Krieg mit seinen Nöten und Sorgen schwer auf unserem Volke lastete, das damals nur eine Sehnsucht kannte: Frieden.

Nach dem Zusammenbruche zeigten sich die Folgen des langen Krieges; ganz andere Gedanken erfüllten die Menschen, die von Hunger und Elend verfolgt nur dem diesseits, dem persönlichen Vorteil und Eigennutz lebten. Die sittlichen Zustände waren keine guten. Das Hamstererwesen und der Schleichhandel brachten Geld in die Landgemeinden, jeder lebte von heute auf morgen, niemand dachte an die Zukunft. Da sollte die Mission des Jahres 1919 die Bewohner unseres Marktes zur Einkehr und zur Buße führen. Der Kooperator Gustav Slansky gründete die Jungfrauen-Kongregation. Einem lang gehegten Wunsche vieler Bewohner entsprach die Einleitung des elektrischen Lichtes in das Gotteshaus.

Am 16. Mai 1920 fand am Josefsplatze ein Bezirks-Katholikentag statt, zu dem auch der Kardinal Piffl erschien, der dann zwei Jahre später am 5. Juni unsere Gemeinde noch einmal besuchte.

1921 wurde der Hochaltar mit dem Altarsprivilegium für alle Zeiten versehen. Der Bürgermeister gab das Grundstück der Kirche zurück, das seit alter Zeit immer der jeweilige Marktrichter bzw. der Bürgermeister besaß. Dem Vorbeter überließ der Markt einen Gemeindefleck und seit 1931 erhielt er jährlich 80 Schilling. Die Einkünfte des Pfarrers waren in den Jahren der Geldentwertung gering, da er die Felder gegen einen Friedenszins verpachtet hatte.

Am 23. Juli 1923 feierte der geistliche Rat Franz Maglock sein 50jähriges Priesterjubiläum. Die Gemeinde ernannte ihn aus diesem Anlass zum Ehrenbürger. Da die Kirchenstiege schon recht schadhaft war, ließ sie die Gemeinde wegreißen. Der Baumeister Johann Mattner stellte eine solche aus Beton her.

Im Jahre 1925 beantragte der Gemeinderat Karl Haimer um die Kirche eine Anlage herzustellen. Die Arbeit brauchte zwei Jahre. Blumen und Sträucher erfreuen das Auge des Beobachters, wenn der Frühling seinen Einzug in die Heimat hält; besonders ist es da die lange Stiege, die in Blütenmeer getaucht ist. Als der Weinbauverein das Treibhaus entfernte, wurde auch der ehemalige Schulgarten in eine Gartenanlage umgewandelt, die aber infolge der Trockenheit nicht recht vorwärts kommt; vielleicht bessern sich die Verhältnisse, da 1932 der Brunnen wieder instand gesetzt wurde.

1930 war eine Mission; am Schluss derselben bewegte sich am Abend durch die Straßen der Stadt eine Lichterprozession. Die Häuser erstrahlten im Lichterglanze, besonders eindrucksvoll war die Dampfmühle. Bei dieser Mission konnte zum ersten Male der Hochaltar durch Scheinwerfer beleuchtet werden.

Am 10. November 1931 starb nach kurzer, aber schmerzvoller Krankheit der geistliche Rat Franz Maglock und wurde unter großer Teilnahme der Pfarrgemeinde in der Gruft bei der Kirche bestattet.

Das religiöse Leben der Gemeinde hat sich trotz der schlechten Zeiten gebessert; der Kirchenbesuch ist ein sehr guter, nur in der Ernte- und Lesezeit lässt er etwas nach, was ja leicht zu erklären ist. Die aufgehobenen Feiertage (Lichtmess, Maria Verkündigung und Maria Geburt) werden hier noch gehalten. Die Kinder des zweiten Schuljahres gehen schon zur ersten hl. Kommunion; sie werden mit Musik vom Pfarrhof abgeholt und nach dem Gottesdienst in den Kindergarten geführt, wo sie ein Frühstück erhalten. Die Prozessionen zu den Bittagen, der Floriani- und Fronleichnamsumgang finden in altgewohnter Weise statt. Mehrere Vereine mit religiösem Einschlag wurden in den letzten Jahren durch den Kooperator Friedrich gegründet: die Mädchenkongregation, der Gesellenverein und Intelligenz-Zirkel. Die Wallfahrten wurden aufgelassen, doch nehmen alle Jahre zahlreiche Bürger an den Bezirkswallfahrten teil, die von Mistelbach und Laa nach Maria Zell gehen. Die heimkehrenden Pilger werden am Bahnhof von den Angehörigen mit einem Blumenstrauß beschenkt.

Am 8. Mai 1932 hielt der neue Pfarrer Jakob Zeggl von Falkenstein kommend seinen Einzug in die Stadt, die ihn festlich begrüßte. Der Provisor H. Friedrich kam nach Wien und seither wirken nur zwei Geistliche bei uns.

Die Pfarrpatronate im Weinland

Die ältesten Pfarrkirchen im Weinlande waren die Eigenkirchen, die von dem Grundherren erbaut wurden und zu seinem Eigentum gehörten; daher setzte er den Pfarrer ein, den er wünschte, und konnte ihn auch entlassen. Egoistische Grundherren betrachten oft die Kirchen, die einen großen Zehentbezirk umfaßten, als Versorgungsanstalt ihrer Söhne: Einer übernahm die Pfarre, während ein Vikar die Seelsorge ausübte, der einen Schundlohn erhielt – zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben. Oft war der Sohn noch minderjährig. Es ist einleuchtend, daß diese Eigenkirchen nicht den christlichen Geist der Dorfbewohner förderten; deshalb wurden sie bald der bischöflichen Gewalt unterstellt. Das Eigentumsrecht der Kirche wurde dann zum Patronatsrecht.

Ludwig der Fromme (gest. 840) bestimmte für je 100 Familien eine Pfarrkirche, die mit 60 – 70 Joch zu bestiften war. Eigenkirchen des Landesherren (der Babenberger) waren bei uns: Groß-Rußbach, Falkenstein, Mistelbach, Oberleis und Stillfried; die Kirche in Großkrut war eine passauische Eigenkirche; in Ernstbrunn erbaute 1045 eine solche der Graf Rapoto; die Drösinger übergab Leopold VI. dem Stifte Lilienfeld.

Der Patron galt als Schutz- und Schirmherr der Pfarrkirche und der Nebengebäude; ihm gebührte das Vorschlagsrecht, wenn die Pfarre besetzt werden sollte; er leistete für den Bau und für alle Ausbesserungen einen Beitrag; er vertrat bei einem Prozeß vor Gericht den Pfarrer; er schaute darauf, daß der Besitz nicht geschmälert wurde, daß die Felder sowie die Weingärten und der Kirchenwald in Ordnung gehalten wurden. Bei der Kirchenrechnung war er anwesend; er nahm sich der Armen, der Waisen und Witwen an, half bei der Ausforschung der Ketzer und unterstützte den Seelsorger nach besten Kräften.

Die alten Pfarren wurden Mutterkirchen für viele Filial-Taufkirchen und Taufkapellen; daher verfügten die Geistlichen über ein Reitpferd; noch heute heißt in Falkenstein ein Teil des Pfarrhofes Reitstall. Die Taufkirchen hatten einen Taufbrunnen – Walterskirchen? -, die anderen besaßen ein Taufbecken; in Poysdorf bestand sicher schon damals eine Taufkapelle.

Mutterpfarren: **Groß- Rußbach** mit den Filialen: Gaweinstal (1429 erwähnt), Höbersbrunn (1783), Nieder-Kreuzstetten (1207), Herrnleis (1560), Ladendorf (1254), Niederleis (1414), Wolfpassing (1429), Bockfließ (1560), Pellendorf (1560), Pyrawarth (1560), Matzen, Auersthal und Groß-Schweinbarth (alle drei 1560).

**Drösing:** Zistersdorf (1160), Groß-Inzersdorf (1783), Palterndorf (im 12. Jahrhundert), Dobermannsdorf (13. Jahrhundert), Alt-Lichtenwarth (1333), Hausbrunn (1784), Nieder-Absdorf und Hauskirchen (13. Jahrhundert), Neusiedl (1784), Hohenau (14. Jahrhundert, neu errichtet 1784), Bernhardsthal (1333), Reinthal (1784) und Ringelsdorf (1642).

**Oberleis:** Asparn a. d. Z. (1185), Ameis (1308), Grafensulz (1560), Wenzersdorf (1783), Hagenberg (1282), Gnadendorf (1206), Michelstetten (1128, neu errichtet 1751), Pyhra (1429) und Eichenbrunn (1663).

**Ernstbrunn:** Simonsfeld (12. Jahrhundert).

**Falkenstein:** Poysdorf (1340), Klein-Hadersdorf und Wetzelsdorf (beide 1784), Wildendürnbach (1500), Poysbrunn (1333), Ottenthal (1414), Pottenhofen (1784), Drasenhofen (1784), Stützenhofen (1396, neu errichtet 1784) und Alt-Ruppersdorf (1784).

**Mistelbach:** Hörersdorf (1351, neu errichtet 1682), Siebenhirten (1783), Eibesthal (1250), Schrick (1333), Prinzendorf (?), Paasdorf (1285), Kettlasbrunn (1429), Wilfersdorf (1200), Maustrenk (1782) und Hüttendorf (1783).

**Großkrut:** Feldsberg (13. Jahrhundert), Unter-Themenau (1668), Katzelsdorf (1693), Walterskirchen (1331), Erdberg (1333), Schrattenberg (1333) und Herrnbaumgarten (1429).

**Gaubitsch:** Staatz (1100), Wultendorf (1429), Neudorf b. St. (1784), Laa (1290), Fallbach (1147), Loosdorf (1783), Hanfthal (1784) und Unter-Stinkenbrunn (1893).

**Eggendorf:** Groß-Harras (1207), Zwingendorf (1784), Stronsdorf (1226), Patzmannsdorf (1297) und Wulzeshofen (1429, neu errichtet 1754).

Die Geistlichen durften nach 1215 nicht mehr heiraten, doch trugen sie einen Bart (bis 1660); allgemein klagte man über die starke weltliche Einstellung des Klerus. Da zeigten sich in den Gemeinden des Pulkautales die Waldenser, die sich der Gunst der letzten Babenberger erfreuten. Den Kampf gegen diese Ketzer übernahmen nach 1240 die Minoriten in Laa, diese waren beim Volk sehr beliebt, weil ihr Gottesdienst kurz war und die Predigt den Andächtigen gefiel. Nach dem Mongolensturm baute man die Burgen und Kirchen aus Stein und Ziegeln. Die Holzbauten verschwanden, weil sie die Mongolen mit Brandpfeilen zerstörten. Die Kirche verlangte1253, daß jeder Untertan einmal beichten und kommunizieren sollte; letzteres geschah in 2 Gestalten. Die Klage über die geringe Bildung der Landgeistlichen war kein Wunder, da viele nur notdürftig lesen und schreiben konnten. Manchen fehlte sogar oft die Weihe (Gesellpriester).

Das Volk zeigte keine hohe Moral; die Bauern fluchten, schimpften, sakramentierten und ihre Grobheit war bekannt. Die Jugend wollte nicht arbeiten, ihr Ideal war ein Raubritter und sie sagten: „Rauben und Stehlen ist keine Schande, es tuns die Besten im Lande.“ Ein Bild dieser Zeit gibt uns die Bauerngeschichte „Meier Helmbrecht“, die älteste Dorfgeschichte in deutscher Sprache. Moral wurde im Weinlande nie groß geschrieben; daran erinnert der Venusberg in Laa und Großkrut; die Freudenmädchen trugen gelbe Kleider und durften auf der Straße nicht verspottet werden.

1257 ging die Regierung scharf gegen die Häretiker der Waldenser vor; sie nahm ihnen Haus und Hof und vertrieb sie; dabei halfen die Patronatsherren mit. Um die kirchlichen Mißstände zu beseitigen, verordnete 1267 eine Wiener Synode: Juden mußten von nun an einen gehörnten Hut als Kopfbedeckung tragen. Der Besuch christlicher Badestuben und Schankhäuser war ihnen untersagt, ebenso der Fleischverkauf an Christen; bei einem Versehgang und bei Prozessionen hatten sie Türen und Fenster ihrer Wohnungen zu schließen; verboten war ihnen, mit Christen beim Essen an einem Tisch zu sitzen.

Kleriker sollten nicht Würfelspielen, nicht auf dem Friedhof Wein ausschenken, keinen Wucher treiben, die Sakramente nicht um Geld spenden und die Seelsorger mehr beachten: ihr geringes Pflichtbewußtsein sowie ihre Habgier verurteilte das Volk. Brandstifter wurden exkommuniziert und das Urteil am Palmsonntag, zu Pfingsten, zu Maria Himmelfahrt und Weihnachten in der Kirche verkündet. In den Wehrkirchen ereigneten sich unter den Flüchtlingen in der Kriegszeit skandalöse Zustände zwischen den beiden Geschlechtern.

Die Bauern verweigerten 1270 den kirchlichen Zehent. Der Kinderhandel und ihr Verkauf wurde 1283 verboten; ein viel geübter Brauch waren die Segnungen, und zwar zu Jakobi das Obst, zu Sixtus die Trauben und zu Christi Himmelfahrt die Kornähren. Die Pfarren Gaubitsch und Großkrut mußten 1321 vereinigt werden. In Asparn a. d. Z. bestand 1331 eine Pfarrschule. Der Passauer Bischof trennte 1334 die Pfarre Traunfeld von Pillichsdorf, Rudolf der Stifter, den die Kleriker Nero nannten, besteuerte die Geistlichen. Im Volke herrschte große Unzufriedenheit über den weltlichen Geist der Kirchendiener; immer lauter wurde der Ruf nach Reformen. In Wien predigte 1408 ein Geistlicher im Geiste des Meisters Hus. Die Vogtei über die Ottenthaler Kirche lag 1414 in den Händen der Herren von Liechtenstein.

Von Melk gingen 1430 Reformen aus; der Klerus sollte einfach und zurückgezogen leben, jeden Kleiderluxus vermeiden und mehr Pflichtbewußtsein zeigen. An der Visitation des Jahres 1455 nahmen Thomas Ebendorfer, der kurze Zeit Pfarrer in Falkenstein war, und Peter von Laa teil; sie ordneten an, daß die Reliquien und Meßgewänder ordentlich aufbewahrt werden, die Sakramente sind unentgeltlich zu spenden, die Brautleute müssen dreimal von der Kanzel verkündet werden; der die Osterpflicht nicht erfüllt, bekommt kein kirchliches Begräbnis; lärmende Unterhaltungen in der Kirche sind nicht gestattet, an der Kirchenwand soll eine Tafel mit dem Vater unser, dem Ave Maria und dem Glaubensbekenntnis hängen.

Aus Priestermangel konnten viele Pfarrstellen nicht besetzt werden. Drei Eichenbrunner, Adalrich Pernold, Peter Wolf und Ambros Müller, brachten 1500 einen Jubiläumsablaß von Rom; die Kirche in Oberleis besaß 3 Ablässe. Die Geistlichen trugen zu ihrem Schutze Säbel und Wehr. Bei einem Gewitter stellte der Pfarrer das Allerheiligste auf einen Tisch im Friedhof gegen Abwehr des Blitzes; während des Gottesdienstes fehlte oft die gebührende Andacht, weil die Leute lachten und sich unterhielten. Die Firmung wurde selten gespendet. Den Kindern reichte man nach der Taufe viel Wein, damit sie gescheit werden. Zu Weihnachten räucherten die Leute ihre Wohnungen gegen die Hexen und Dämonen aus.

Die Mutterpfarre Mistelbach bezog den Zehent von Mistelbach, Rannersdorf, Prinzendorf, Hobersdorf, Wilfersdorf, Schrick, Eibesthal, Hüttendorf, Paasdorf und Siebenhirten. Damals zählte man im Jahr 52 Sonn- und 42 Feiertage.

Nach der matricula Passaviensis wurden die Patronatsveränderungen oft nach Jahren eingetragen und so schleichen sich Fehler ein. 1469 wurde das Wiener Bistum gegründet. Die Dekanate im Weinlande waren in Leis, Staatz, Feldsberg, Asparn, Korneuburg und Stockerau.

**Die Patronate:**

Pillichsdorf, Ulrichskirchen, Großkrut, Walterskirchen, Gaubitsch und Oberleis - der Herr von Passau.

Mistelbach, Rußbach maius, Laa, Fallbach und Asparn minus – der Herzog von Oesterreich.

Falkenstein incorporiert Kremsmünster und Ernstbrunn der Herzog von Oesterreich – Ernstbrunn früher den Maissauern.

Wilfersdorf, Schrick, Gottesbrunn, Eibesthal, Hörersdorf, Paasdorf und Pürstendorf – der Pfarrer von Mistelbach.

Prinzendorf: der Rorer, später der Pfarrer von Mistelbach.

Wolfpassing, Herrnleis, Pellendorf, Ladendorf, Niederleis, Matzen, Bockfließ, Pyrawarth, Reichental und Schweinbarth – der Pfarrer von Groß-Rußbach.

Asparn maius, Gnadendorf und Grafensulz – der Wallseer.

Stronsdorf – der Abt von Säusenstein, später der Wallseer.

Wolkersdorf und Kronberg – der Starhemberger.

Gaweinstal – der Schottenabt.

Kreuzenstein – der Schweinbarther

Heiligenberg und Hautzendorf – der Pfarre von Pillichsdorf.

Hautzenthal – der Doß.

Groß-Harras – die Johanniter in Mailberg.

Hagenberg – die Stuchsin, später die Liechtenstein.

Absdorf, Dobermannsdorf und Lichtenwarth – die Liechtenstein; auch Hagenberg, Erdberg eine Zeitlang die Liechtenstein.

Erdberg und Schrattenberg – der Pfarrer von Großkrut.

Herrnbaumgarten, Hauskirchen, Neu-Lichtenwarth, Rabensburg und Feldsberg – die Liechtenstein.

Maustrenk – niemand, nach einer anderen Schrift Passau.

Michelstetten und Merkersdorf; der Wehinger.

Patzmannsdorf und Schleinbach: der Potendorfer.

Staatz: der Maissauer, dann der Herzog von Oesterreich.

Kirchstetten, Wildendürnbach, Poysbrunn, Poysdorf und Steinebrunn – der Pfarrer von Falkenstein.

Bernhardsthal: der Ruckendorfer.

Palterndorf und Spannberg: die Deutschherren (der Ritterorden).

Stützenhofen: der Schweinwarter.

Eichenbrunn und Pyhra: der Pfarrer von Oberleis.

Ameis : der Pfarrer von Asparn.

Ladendorf und Niederleis: der Pfarrer von Rußbach.

Wultendorf: der Maissauer.

Waltendorf: der Herr von Stetz („dominus castri Stetz“).

Loosdorf: –

Wenzersdorf: der Pfarrer von Wentzesdorf, später der Pfarrer von Asparn.

Kapellen: Walterskirchen, Herrnbaumgarten, Mistelbach, Katharinenkapelle in Mistelbach – der Patron dieser war der Liechtenstein, Zistersdorf (Patron cives = die Bürger), 2 in Falkenstein, Asparn mit der Margaretakapelle und der capella parochiae: der Herzog von Oesterreich.

Burgkapellen: Ernstbrunn – Patron der Maissauer, Mistelbach, Feldsberg und Niederleis (St. Georg).

Beneficium: Mistelbach – St. Johanni und ein 2. in der Gruft „noviter fundata“.

Hospitale: Falkenstein, Feldsberg und Mistelbach – hier der Patron die Stuchsin, auch die Liechtenstein.

Die Reformation erfaßte in kurzer Zeit unsere Heimat, weil die Grund- und Patronatsherren sich ihr anschlossen und den Satz befolgten „cuius regio, eius religio“. Da mußten die Untertanen folgen.

Protestantische Adelige:

Felizian Freiherr von Herberstein in Ernstbrunn.

Siegmund von Landau in Dürnkrut.

Hartmann von Liechtenstein in Feldsberg, auch die von Nikolsburg – Georg Erasmus, Georg Hartmann, Hans Septimius, Heinrich und Wolf von Liechtenstein.

Adam Freiherr und Hans Bernhard von Traun.

Wolf Christoph von Enzersdorf im Tal in Klement.

Hans von Fünfkirchen in Steinebrunn.

Franz von Gera in Michelstetten.

Bernhard Leo Gall in Loosdorf.

Heinrich von Kienritz in Hagenberg.

Ulrich Pranker in Bockfließ.

Heinrich Weltzer in Kreuzstetten.

Leopold Steger in Ladendorf.

Erasmus von Landau in Alt-Höflein.

Wolfhart Strein in Pellendorf.

Protestantische Gemeinden: Bernhardsthal, Kirchstetten, Steinebrunn, Fünfkirchen, Herrnbaumgarten, Lichtenwarth, Klement, Ernstbrunn, Hagenberg, Gnadendorf, Kreuzstetten, Ladendorf, Loosdorf, Michelstetten, Patzmannsdorf, Pellendorf, Ober-Sulz, Blumenthal, Loidesthal, Feldsberg, beide Themenau, Bockfließ, Schleinbach und Unter-Hautzenthal. Der Herr Hartmann von Liechtenstein plante 1580, in Feldsberg ein protestantisches Bistum zu errichten; doch scheiterte es an dem Streit und dem Gezänke der Pastoren. In Mistelbach gab es 1595 deutschen Gottesdienst in der Spitalkirche und Kinderlehren; einen guten Ruf hatten diese in Wilfersdorf.

Um 1600 war schon unsere Heimat wieder zum großen Teil katholisch; denn die Oesterreicher waren keine Glaubenshelden; sie waren gute Katholiken, wurden dann gute Protestanten und zum Schluß wieder gute Katholiken. Im Geiste der Gegenreformation wirkten die Adeligen: die Trautsohn in Poysbrunn, die Liechtenstein in Feldsberg, Rabensburg und Wilfersdorf sowie die Breuner in Asparn a. d. Z. In Bernardsthal wurde 1613 die Zehentpfarre eine Deputatpfarre; sie hatte 70 Joch Grund und bekam von dem Patronatsherrn (Liechtenstein) im Jahr 50 fl, 90 Metzen Getreide, je 12 Eimer Wein und Bier und Holz nach Notdurft; außerdem besaß sie ein Fischwasser.

Der Fürst Maximilian von Liechtenstein prüfte selbst die Untertanen im Katechismus und sperrte, die nichts wußten, ein. Seine Dragoner hinterließen kein gutes Andenken in Nordmähren, das sie katholisch machten. Nach der Schlacht am Weißen Berg bei Prag 1620 schlug die Todesstunde für die Protestanten in Oesterreich; der Kaiser Ferdinand II. ließ den böhmischen Adel im Prager Blutgericht teilweise hinrichten, den mährischen im Brünner Spielberg einsperren und dem österreichischen nahm er seinen Besitz. Das Volk sagte dazu: „Böhmische Sprache – Kopf ab, mährische Sprache – Spielberg, österreichische Sprache – Wegnahme aller Güter.“

In Wilfersdorf führte 1622 der Pfarrer Lehmayer die katholischen Kinderlehren ein, hatte aber wenig Erfolg. Der Fürst Gundacker von Liechtenstein klagte über die nachlässigen Geistlichen und drohte ihnen die Deputatleistungen zu entziehen, wenn sie die Kinderlehren nicht genau einhalten. 1645 flohen viele Pfarrer vor den Schweden oder versteckten sich. Das Patronatsrecht über die Poysdorfer Pfarre besaß die Familie Trautsohn in Poysbrunn und die Vogtei die Fürsten von Liechtenstein.

Nach 1648 standen einzelne Pfarrhöfe wüst und leer- so der Wilfersdorfer; die Kirchen waren verarmt (so Eibesthal und Bernhardsthal), und überall herrschten Not, Elend und ein sittlicher Tiefstand; die Eibesthaler konnten sich von den protestantischen Bräuchen nicht trennen und drohten, wieder lutherisch zu werden; sie waren ungehorsame und bockbeinige Querköpfe; der Dorfrichter nahm dem Pfarrer Päschitz die Kirchenschlüssel weg und der Mesner vergriff sich an dem Pfarrer tätlich, der hier einen schweren Stand hatte und Hunger litt; die Eibesthaler versprachen viel , hielten aber nie das gegebene Wort; vorübergehend besaßen die Dietrichstein von Nikolsburg hier das Patronat, dann übernahmen es die Mistelbacher Barnabiten. Der Pfarrer war der ärmste in der Gegend und fand in Wilfersdorf bei der Herrschaft keine Hilfe, im Gegenteil trat sie gegen ihn auf; eine sittliche Gefahr bedeuteten in den Dörfern das Kellergehen, die Kellerpartien und das Fensterlgehen der Jugend. Um diese zu bessern, nahm der Paasdorfer Pfarrer, sobald es dunkel war, einen Stock und visitierte die stillen Plätze; wo er ein Pärchen entdeckte, schlug er so fest zu, „daß die Engel im Himmel kyrie eleison sangen“ (nach Wiedemann „Geschichte der Reformation und Gegenreformation“). Die Leute sagten: „Im Luthertum haben wir gleichwohl christlich gelebt, nun sind wir ärger als die Heiden.“

Aberglaube und der Hexenwahn vergifteten die Volksseele und vermehrten die Sittenlosigkeit; dies galt besonders für Falkenstein, Poysdorf und Kettlasbrunn. Am 23. März 1675 erhielten die Liechtenstein das Vorschlagsrecht für das Johannes-Benefizium in Mistelbach. Die katholischen Adeligen übernahmen gerne das Patronatsrecht der Dorfkirchen, ja sie begehrten es oft. Die Wilfersdorfer Herrschaft klagte über den schlechten Kirchenbesuch der Armen und über die Weigerung, die Osterpflicht genau zu erfüllen, obwohl sie das Armenalmosen pünktlich erhielten.

Der Pfarrer Franz Karl Kossinski de Kossin von Großkrut war oft lange Zeit von Krut abwesend; er hatte einen Hofmeister, 1 Vorreiter und 2 Lakaien; dabei herrschte in der Kirche, im Pfarrhof und in den Nebengebäuden große Unordnung. Die Wilfersdorfer Herrschaft wollte um 1700 die baufällige Kirche in Erdberg sowie den Pfarrhof neu aufbauen, doch beanspruchte sie das Patronat; die Gemeinde lehnte dieses Angebot ab; Erdberg war eine Filialkirche von Großkrut und da gab es nur jeden 3. Sonntag einen Gottesdienst. Dort, wo der Kirchenpatron auch das von der Schule besaß, hatte der Patronatsherr das Vorschlagsrecht bei der Besetzung, außerdem stellte er das Baumaterial bei und bezahlte die Handwerker, die Gemeinde leistete die Zug- und Handrobot beim Bau der Schule.

In der Barockzeit unterstützte der Patronatsherr den Bau von Kapellen und Dreifaltigkeitssäulen, ebenso förderte er den Umbau von Pfarrkirchen im Barockstil – „barockisieren“ hieß es; solche Gotteshäuser waren in Poysdorf, Poysbrunn, Gaubitsch, Alt-Ruppersdorf, Paasdorf und Pillichsdorf. Der Eibesthaler Pfarrer Bernardi nahm 1742 die Kinderlehren sehr ernst und brachte den Schülern einen großen Stoff bei; da beschwerten sich die Leute, weil die Kinder über starke Kopfschmerzen klagten; der Pfarrer war ungehalten, weil hier die Burschen während des Gottesdienstes Nüsse aufknackten. Nur 2 Gemeinden errichteten Christenlehrbruderschaften – Erdberg 1776 und Eibesthal 1779.

Kaiser Josef II. erbaute im Weinland viele Kirchen, andere erweiterte er in den Jahren 1783 und 1784: Alt-Ruppersdorf, Drasenhofen, Hanfthal, Hausbrunn, Höbersbrunn, Hüttendorf, Siebenhirten, Loosdorf, Neudorf b. St., Pottenhofen, Wenzersdorf, Klein-Hadersdorf, Wetzelsdorf, Zwingendorf, Reinthal, Groß-Engersdorf und Kronberg. Der Verkauf der aufgehobenen Klöster gab ihm das Geld (Religionsfond genannt). In Drasenhofen hatte früher die Herrschaft Poysbrunn das Patronat, nun übernahm es der Religionsfond.

Bei den Herrschaften hatte sich infolge der großen Urbarialreform ein starker Wandel vollzogen; denn die Einnahmen gingen zurück. Der Eisenberger Amtmann in Nordmähren sagte dazu: „Man setzt uns das Messer an die Gurgel“; deshalb lehnten sie die Uebernahme der Kirchenpatronate ab, sie brächten nur Ausgaben, aber keine Einkünfte. Daher fiel das Patronat über die neuen Kirchen dem Staate (Religionsfond) zu. Dieser übte durch das Kreisamt eine strenge Aufsicht über die Kirchen aus und drang auf eine bessere Erziehung der Kinder und der Jugend. Nach den Napoleonischen Kriegen zeigte sich im Volke eine große Unwissenheit in religiösen Dingen; da ordnete der Kreishauptmann von Korneuburg an, daß jedes Brautpaar, das beim Brautexamen nicht entsprach, nicht getraut würde.

1822 zahlten die Pfarrer von Oberleis und Großkrut noch die Patronatslasten. Die Gemeinde Ginzersdorf besaß das Patronatsrecht 1839 über ihre Filialkirche, doch leistete sie für Großkrut die Zug- und Handrobot, auch Stinkenbrunn hatte nach 1893 das Patronat über die Ortskirche.

Die **Patronate** über die Kirchen unserer Heimat:

Gutsinhaber von Alt-Prerau – Wultendorf.

Gutsinhaber von Asparn a. d. Z. – Ameis, Asparn, Grafensulz, Herrnleis und Wenzersdorf.

Mistelbacher Barnabiten-Kollegium – Eibesthal, Hörersdorf, Paasdorf, Prinzendorf und Schrick.

Gutsinhaber von Ernstbrunn – Gnadendorf, Hagenberg, Michelstetten, Patzmannsdorf und Merkersdorf.

Wiener Erzbistum – Unter-Stinkenbrunn (nur Vorschlagsrecht).

Pfarre Großkrut – Herrnbaumgarten und Schrattenberg.

Gutsinhaber von Loosdorf – Loosdorf.

Gutsinhaber von Nieder-Kreuzstetten – Nieder-Kreuzstetten.

Pfarre Oberleis – Eichenbrunn.

Gutsinhaber von Pellendorf – Pellendorf.

Gutsinhaber von Poysbrunn – Falkenstein, Poysbrunn, Poysdorf, Ottenthal und Wildendürnbach.

Gutsinhaber von Rabensburg – Alt-Lichtenwarth, Hausbrunn, Bernhardsthal, Dobermannsdorf, Katzelsdorf, Nieder-Absdorf und Ringelsdorf.

Gutsinhaber von Staatz – Staatz.

Gutsinhaber von Stronsdorf – Stronsdorf und Wulzeshofen.

Gutsinhaber von Ulrichskirchen – Schleinbach.

Gutsinhaber von Wilfersdorf – Wilfersdorf und Kettlasbrunn.

Barnabitenprovinz – Mistelbach, Hüttendorf und Maustrenk.

Johanniterorden in Mailberg – Rabensburg und Groß-Harras.

Schottenkloster in Wien – Gaweinstal, Höbersbrunn und Breitenlee.

Der Religionsfond – Alt-Ruppersdorf, Hanfthal, Drasenhofen, Wetzelsdorf, Klein-Hadersdorf, Neudorf b. St., Pottenhofen, Stützenhofen, Zwingendorf, Siebenhirten, Groß-Engersdorf, Kronberg und Unter-Olberndorf.

Der Landesfürst – Ernstbrunn, Fallbach, Oberleis, Gaubitsch, Großkrut, Laa, Niederleis, Ladendorf, Pyhra, Walterskirchen, Wolkersdorf, Wolfpassing, Pillichsdorf, Traunfeld, Ulrichskirchen und Gerasdorf.

Gemeinden – Mistelbach (Spitalkirche), Ginzersdorf und Unter-Stinkenbrunn.

Um 1500 zählte das Weinland 4 Dekanate, jetzt aber 9 - Alt-Lichtenwarth mit 7 Pfarren, Ernstbrunn 12, Gaubitsch 13, Laa 9, Pyrawarth 12, Poysdorf 11, Wilfersdorf 13, Pillichsdorf 15 und Staatz 10.

Quellen:

E. Tomek – Kirchengeschichte Oesterreichs.

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

Dr. P. Schmieder – Matricula Passaviensis.

Diözesanblatt (Wien) 1909.

Schematismus der Diözese Wien.

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1966, S. 333 - 336

Die Pflanzenwelt

Das Wachsen und Gedeihen unserer Pflanzen hängt vom Klima und dem Boden ab. Unser Gebiet gehört zu den regenärmsten Teilen des Landes. Es liegt in der Zone, wo das ozeanische und kontinentale Klima Europas zusammentreffen. Die große Sommerhitze und der trockene Boden sind die Ursache, dass viele Pflanzen sich gegen die starke Verdunstung schützen müssen. Die Blätter sind behaart, schmal und hart und besitzen einen Wachsüberzug. Die Ruhepause im Wachstum dauert im Winter nur zwei Monate. Die Wälder sind zum großen Teil im Besitze der Großgrundbesitzer, die auf eine geregelte Forstwirtschaft schauen. Das Unterholz schlägt man nach 20 – 30 Jahren, Föhren nach 80 und Eichen nach 100 bis 150 Jahren. Diese werden einzeln versteigert, das Strauchwerk nach Vierteln verkauft.

Die Tätigkeit des Menschen hat in die Pflanzenwelt stark eingegriffen und sie beeinflusst, weil er Sümpfe trocken legte, die Bäche regulierte, Teiche entwässerte und Wiesen in Ackerland verwandelte. Der Wald tritt im Vergleich zum nutzbaren Ackerland weit zurück. Von Waldrodungen ist bei uns wohl keine Rede gewesen bis auf 2 - 3 Fluren (Fuchsenbergen, Neidharten und Waldbergen). Unsere Heimat war immer ein waldarmes Gebiet, ja in vorgeschichtlicher Zeit gab es sogar dort Siedlungen, wo heute Wald ist, z. B. auf dem Schanzboden beim Buchenbrunnen und im Mistelbacher Wald beim Stadlerkreuz.

Die Pflanzenwelt unserer Heimat rechnet man zur pannonischen Stufe. Da unterscheidet man den Au-, Eichen-, Föhrenwald und die Wiesen.

Der Auwald kommt in den feuchten Tälern im Gsol, bei Hadersdorf und Wilhelmsdorf vor. Ulmen und Erlen sind die vorherrschenden Bäume. Das Unterholz ist sehr üppig; Hartriegel, Schneeball und der Holunder. Dazwischen wachsen: die Waldrebe, der wilde Hopfen, die Zaunwinde, die Brennessel, das Veilchen, das Schneeglöckchen, das Leberblümchen u. a. Die letzteren blühen schon sehr bald, ehe noch der Wald belaubt ist, weil ihnen dann das wichtige Sonnenlicht fehlt.

Die Pappeln, die früher an den Straßenrändern gesetzt wurden, findet man nicht allzu häufig. Bei Wilhelmsdorf, bei der unteren Schwayermühle und im Walde kann man noch etliche bemerken. Die Weidenbäume pflanzt man in die Wiesen statt Grenzsteine und an den Bach= rand, damit er bei Hochwassergefahr nicht einstürzt. Die Weiden geben der Landschaft ein schwermütiges Aussehen. Der Auwald hat einen feuchten Boden, wie auch die Sumpfwiesen mit ihren saueren Gräsern. Da liegen die Eisteiche der Gastwirte und Fleischhauer, die im Sommer von der Jugend als ein erfrischendes Bad benutzt werden. Durch die Regulierung des Poybaches wurden die Wiesen trocken gelegt und werden jetzt in Ackerland verwandelt. Sumpfpflanzen sind: Schilfrohr, Teichbinsen, Rohrkolben, Wasserschwertlilie, Hahnenfuß, Teichampfer, Hauhechel, Beinwurz, Schachtelhalm, Wollgräser, Seggen, Vergissmeinnicht, Sumpfdotterblume und Herbstzeitlose. Durch ihren hohen Wuchs erregen Kletten, Disteln, die Wegwarte und das giftige Bilsenkraut unsere Aufmerksamkeit. Die Wiesen werden zweimal im Jahre gemäht u. z. im Juni und September. Kunstwiesen haben sich noch nicht eingebürgert.

Eine reiche Pflanzenwelt treffen wir an den Feldrändern und Gstetten: Wiesenhafer, Mauerpfeffer, Quendel, Schafgarbe, Glockenblume, Felsennelke, Ehrenpreis, Königskerze, Traubenhyazinthe, Donardistel, Augentrost, Habichtskraut, Löwenzahn, Storchschnabel und Hirtentäschchen.

Feldunkräuter gibt es genug: Kornrade („Spitzbuben“ genannt), Klatschmohn, Rittersporn, Kornblume, Ackersenf, Hundskamille, Stiefmütterchen, Acker-Vergissmeinnicht, Wachtelweizen, Vogelsalat, Flughafer, Ackerwinde, Quecke, Milchdistel, Ackerrettich, Taubnessel, Ackerwindling und Spitzwegerich; gegen diese Unkräuter führt der Bauer einen energischen Kampf, der aber nur auf kurze Zeit einen Erfolg zeitigt.

Unsere Eichenwälder gedeihen auf trockenem Boden und liefern dem Bewohner das Fass= und Geschirrholz. Da sie nicht sehr dicht sind, wächst ein üppiges Unterholz u. z. Haselsträucher, Weißdorn und Heckenkirsche. Die Pflanzen bilden hier ganze Genossenschaften z. B. Maiglöckchen, Erdbeeren, Leberblümchen, Johanniskraut und essbare wie giftige Schwämme. In unseren Wäldern gibt es nur Erd- und Brombeeren, stellenweise auch Himbeeren, doch fehlen die Heidel- und Preiselbeeren gänzlich. Die werden vom Waldviertel eingeführt oder bringen sie Frauen aus dem Burgenlande.

Auf den Eichen lebt als Schmarotzer die Mistel. Neben den Eichenwäldern treffen wir recht ausgedehnte Nadelwaldungen. Die Fichte, Tanne und Föhre gedeihen vortrefflich, doch die Lärche kommt nicht in unserem Boden weiter. Die Herrschaft Poysbrunn hatte neben dem Falkensteiner Weg mehrere Reihen ausgesetzt, die aber alle dürr wurden, als sie 6 – 8 m hoch waren. Zur Sommerzeit ist es im Laubwald kühl, im Nadelwald aber heiß, da die Blätter mehr Wasser verdunsten als die Nadeln. Im Walde tritt der Lebenskampf der Pflanzen recht deutlich hervor. Im Holzschlag herrscht Leben und Bewegung, überreich wuchern die verschiedenen Gewächse; Würmer und Käfer, Schmetterlinge und Kriechtiere können sich aufhalten und sonnen. Je höher die Nadelbäume wachsen, desto mehr verschwinden Pflanzen und Tiere. Der trockene Hochwald ist eintönig und still, nur der Wind raunt in den Wipfeln sein uraltes Lied. Die Moose, die oft Mangel an Licht und Wasser haben, überziehen ganze Flächen und sind rechte Wassersparer. In der Hitze fällt das Moos in einen Sommerschlaf. Birken und Buchen mischen sich in die Eichenwaldungen und bilden keine geschlossenen Bestände von großer Ausdehnung.

Ruderalpflanzen d. s. solche, welche die Nähe des Menschen suchen und am Gartenzaun, auf Schuttplätzen, an der Dorfstraße und am Bachrande vorkommen sind: Brennessel, Käse= pappel, Steinklee, Schierling, Bilsenkraut, Schöllkraut, Kamille, Distel, Klette u. s. w.

Kulturpflanzen: Korn, Weizen, Gerste, Hafer, Mais, Buchweizen, Kartoffel, Futter= und Zuckerrübe, Luzerne, Esparsette und Steirerklee, Erbsen, Bohnen, Linsen und der Wein, der an den sonnigen Abhängen unseres Hügellandes vortrefflich gedeiht und der Landschaft das eigenartige Aussehen gibt.

Obstbäume: Apfel, Birne, Pflaume, Kirsche, Weichsel, Pfirsich, Aprikose, Johannis= und Stachelbeeren.

Ab und zu bemerkt man Maulbeerbäume, da ja früher die Seidenraupenzucht betrieben wurde.

In den Hausgärten werden neben Gemüse auch Blumen gezogen. Doch kann man auch in ausgesetzten Weingärten, in Mais= oder Rübenfeldern viel Gemüse wahrnehmen. Große Bedeutung ist weder der Blumenpflege noch dem Gemüsebau beizumessen, da alle Nach= fragen durch eingeführte Waren befriedigt werden. Am Wochenmarkt kommen Kraftwagen von Wien, die schönere Erzeugnisse liefern als die sind, welche bei uns wachsen. In den letzten Jahren sind Berufsgärtner bestrebt, den Gartenbau in neue Bahnen zu lenken.

Viele Pflanzen und Bäume sind aus der Fremde eingewandert und haben sich im Laufe der Zeit eingebürgert. Aus dem fernen Osten kamen die Küchenschelle, Weißbuche und der Stechapfel, den die Zigeuner aus Innerasien mitbrachten. Die Tulpe, die Lieblingsblume der Magyaren, der Buchweizen und der Kalmus sind aus dem Tatarenlande. 1588 wanderten die Kastanie, Jasmin und der Flieder bei uns ein, die in der Türkei bodenständig waren. 1520 brachte man den Mais aus Mexiko, 1560 den Tabak, 1588 die Kartoffeln aus Amerika, 1569 die Sonnenblume aus Peru, auch die Robinie – fälschlich Akazie genannt, - ist ein Kind Amerikas. Brennessel, Schöllkraut, Klette und Hirtentäschchen sind von Asien eingewandert. Überreste aus der fernen Eiszeit sind der Tartarische Meerkohl bei Ottenthal und der Steppenhafer bei Nikolsburg.

So bietet auch die Pflanzenwelt nicht das Bild der Ruhe, sondern es zeigt sich auch da die Veränderung. Die pannonischen Steppenpflanzen dringen noch immer gegen Westen vor, wo die baltische Stufe z. B. im Waldviertel vorherrscht. Eine Insel der baltischen Pflanzen sind bei uns die Leiserberge.

Handschrift von Franz Thiel

Die Pieta in Poysdorf

Die Oberstleutnant B. Beck ließ die gotische Pieta, die in einer Nische die Vorderseite ihres Wohnhauses schmückte und die im Laufe der Zeit durch Witterung schwer gelitten hatte, im Wiener Bundesdenkmalamt stilgerecht herrichten; sie ist gegen 400 Jahre alt und, obwohl sie aus Lindenholz ist, soweit gut erhalten; der Meister, der sie schnitzte, ist uns nicht bekannt. Sie schmückte sicher die Vorhalle der gotischen „Zweckkirche“, die nur einen Eingang hatte, und zwar unter dem Wehrturm.

Die Verehrung der Pieta hat ihren Ursprung in den traurigen politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen des ausgehenden Mittelalters, die unsere Heimat an den Rand des Abgrundes brachten; es war der Zusammenbruch des Mittelalters, aus dem sich die Neuzeit entwickelte, die sich auf Humanismus, Renaissance und Reformation stützte und ein neues Weltbild schuf. Die Einfälle der mährischen Raubritter, die Adelsfehden im Grenzland, der Bruderzwist im Hause Habsburg, die Hussitenkriege, die Kämpfe des Königs Georg von Podjebrad und seines Sohnes Viktorin, die Einfälle der Ungarn unter Corvinius, das unmenschliche Vorgehen der schwarzen Legion, die Seuchen, Missernten, Geldinflation und Hungersnot füllten das 15. Jahrhundert aus. Mehr als 26 % der Dörfer verödeten; kein Wunder, wenn die Menschen um 1485 glaubten, das Ende der Welt sei gekommen. Solche Ereignisse blieben nicht ohne Einwirkung auf das Seelenleben der Menschheit, die Trost und Hoffnung in dem Leiden Christi und Mariens suchten. Christus war nicht mehr der Held der Ritterszeit, sondern der „Schmerzensmann“ und Maria, die früher die virgo gloriosa = ruhmreiche Jungfrau war, wurde die mater dolorosa = die schmerzhafte Mutter, wie sie uns in der Pieta entgegentritt. In dieser dreimal elenden Zeit wurzelt auch unsere Kreuzwegandacht.

Die Hussiten und die Scharen des Georg von Podjebrad zerstörten die Burgen und festen Häuser, die Höfe des Adels und die Kirchen, die sie ausbrannten und entweihten. 1485 wurde am Poysdorfer Gotteshaus gebaut; wir wissen nicht, ob es ein Neubau war oder eine Ausbesserung. Die Inneneinrichtung war in den Kämpfen zerstört und musste in den folgenden Jahren ersetzt werden. Auch Michelangelo (1475 – 1564) schuf zu Beginn der Neuzeit seine berühmte Pieta. Als die Poysdorfer Kirche 1629 – 1635 in Renaissancestil erbaut wurde, blieb das Innere unberührt, weil das Geld für eine neue Gestaltung der Einrichtung fehlte.

Nach dem großen Brande 1686 wurde das Äußere barockisiert und nach 1720 auch das Innere; nur die gotische Schnitzarbeit auf dem Taufstein blieb bis zur letzten „Kirchenrenovierung“; wohin sie kam, weiß niemand. Die gotische Pieta übernahm sicher der Besitzer des Hauses Nr. 325 alt; es war der fromme Philipp Bößler von Eichenfeld, der am 2. Mai 1773 unverheiratet starb; von ihm stammten auch die 12 Apostelstatuen, die den Weg von seinem Haus zur Kirche schmückten. Sein Grabstein war im Barbarafriedhof an der Nordwand zu sehen; die lateinische Inschrift kann in meiner Arbeit „Standespersonen in Poysdorf“ im „Adler“ 1947 nachgelesen werden. Der Grabstein wurde vor Jahren zertrümmert. Ein Anton Bößler (vielleicht sein Bruder) stiftete 3000 fl, damit im Feldsberger Spital auf ewige Zeiten 2 Betten für Poysdorfer reserviert bleiben.

Das letzte Poysdorfer Grundbuch beschreibt das Haus Nr. 325: Es liegt am Sauberg und ist ein schönes Wohnhaus mit einem Lust- und einem Kuchelgarten. Der Bürsting Weg – die alte Nikolsburger Straße – führt vorbei. Der Besitz stellte eine Triangel vor, diente jährlich mit 15 kr der Pfarre Poysdorf, zahlte aber der Herrschaft Poysbrunn jedes Jahr 3 fl Vogtgeld = eine Schutzabgabe. Dazu gehören ein schöner Keller mit drauf erbautem Schüttkasten, ein Stadel sowie ein Baum- und Grasgarten, der neben der Schießstätte lag. In einem Grundbuch der Poysdorfer Pfarrkirche erscheint 1753 ein Hausbesitzer Pößler. Die letzten Besitzer waren die Familie Wilfing, eine der reichsten in Poysdorf, und die Familie Maly, die von Prelauz bei Pardubitz in Böhmen stammte.

Das Haus beherrscht infolge seiner Lage die beiden unteren Viertel der Stadt und fällt sofort durch seine Bauart auf. Zum Unterschied von den anderen Häusern der Stadt wendet es die Giebelseite der Straße zu und erinnert an die Wohnhäuser im Sudentenland. Es entspricht dem deutschen Wesen und der alten deutschen Bauweise in den mittelalterlichen Städten (nach Hainka „Deutsche Volksforschung in Böhmen und Mähren“ III./317). Unter dem Giebel war in der Regel der Platz für unheilabwehrende und segnende Sinnbilder (Rad, Bilder und Statuen). Noch vor 100 Jahren schmückte der Bauer den Giebel der Scheune mit einem Pferdekopf und dem Hammer des Gottes Donar („Rossgoschen“ genannt). Eine ähnliche Bauweise wie das „Malyhaus“ zeigt in Poysdorf das in der Brünnerstraße 1, das auch einen Giebelschmuck aufweist. Sonst kehren unsere Wohngebäude die Traufseite zur Straße und bilden so eine lange, geschlossene Straßenseite, die man früher mit Recht „Zeile“ nannte.

Der Frau Oberstleutnant B. Beck gebührt der aufrichtige Dank für die Pflege und Sorge um die Pieta, die sicher die älteste im Weinland und so ein Denkmal aus der gotischen Zeit unserer Heimat ist.

Besitzer des Hauses 209 – alt 325:

1753 Johann Philipp Bößler von Eichenfeld, 1300 fl wert.

1773 Anton Bößler von Eichenfeld, ererbt, 1000 fl wert.

1774 Eberhard Wenzel und Margareta, erkauft um 1000 fl.

? Anton Weisbeck, gekauft um 1300 fl.

1815 Witwe Katharina Weisbeck, Josef Stadlbauer und Klara sowie Karl Lewohl und Anna Marie,  
 geerbt zu gleichen Teilen.

1819 Martin Korschan und Juliana, durch Kauf.

1832 Franz Autritt und Theresia, gekauft um 800 fl.

1845 am 31. 12. Franz H….h und Theresia, gekauft um 700 fl C.M.

1855 am 6. 9. Ferdinand Wilfing und Babette, erkauft um 2000 fl.

1873 am 5. 4. Karl und Barbara Scholz, gekauft und 3000 F. Oe.W.

Veröffentlicht in: „Mistelbach-Laaer Zeitung“, 19. 1. 1957

Die Poysdorfer Flurnamen

Die Flurnamen sind Zeugen der Vergangenheit, als unsere Heimat noch ein anderes Aussehen hatte als heute. Sie geben uns Auskunft über die Beschaffenheit des Bodens, über die Verteilung von Ackerland, Weingärten und Wiesen, die es früher so zahlreich gab; denn das heutige Bild des Poysdorfer Gemeindegebietes hat sich im Laufe der Jahrhunderte stark geändert; es ist das Endergebnis einer langen mühevollen Arbeit unserer Ahnen und des Bienenfleißes der Bewohner, den wir heute leider zuwenig beachten und den wir nicht würdigen. Die Flurnamen sind ein uraltes Erbgut, das sich von Geschlecht zu Geschlecht weiter vererbte und das sich manchmal veränderte, sodaß oft eine richtige Erklärung dieser Namen unmöglich ist.

Die **Unteren Luß** sind eine Ried, die durch das Los auf die Bauern aufgeteilt wurde; neben Feldern und Wiesen verzeichneten die Grundbücher um 1760 die Rondellen, daneben 3 Eichen, 7 Tagwerk Wiesen und unterhalb des Walterskirchner Tores die Schindergrube.

**Bei der Schanz**: sie war öde und verfallen und hatte ihre Bedeutung verloren.

**Bei der Kirchenmühle** – 1765 erwähnt.

Die **Oberen Luß**: Die feuchten Wiesen waren stellenweise sehr sumpfig. Der Wetzelsdorfer Schäfer trieb seine Herde hieher, was den Bauern nicht recht war, die sich deshalb in Wilfersdorf beim Amtmann beschwerten.

Die **Reißhübel** waren 1732 noch öde, wurden gerissen = umgeackert und bebaut.

In **Röhrln** hießen 1596 In Lüssen; 1770 zählte man hier 16 Tagwerk Wiesen, auf die immer nach 3 Jahren das Vieh getrieben wurde. Der Pfarrer besaß da eine 3 Tagwerk Wiese. Das Schilfrohr benützten die Leute zum Eindecken der Hausdächer.

In **Hinkern** eine kleine Ried neben der Dreißlmühle ; da sah man viele Gärten und die Zechwiese, die der Marktrichter und die Kirchenväter besaßen.

In **Bründl** bei der alten Froschmühle.

In **Zeiseln** (nach den vielen Spitzmäusen) lagen Baumstätten und Baumgärten, die ausgehackt waren und als Ackerland benutzt wurden.

In **Zapfelsbergen** – schon 1437 genannt, 1790 hieß die Ried Zapfleinsbergen und war ein Weinbaugebiet.

In **Hermannschachen** u. z. Untere-, Mittere und Obere-Schachen war ein altes Waldmaß; so umfaßte der Behemwald bei Lundenburg 1414 – 29 Schachen. In unserer Ried wechselten früher Acker, Waldstreifen und Weingärten.

Die Weißlöcher waren ein Föhrenholz von 20 Quarten, Fürst Liechtensteinscher Besitz und Waldpan: sollte einmal diese Ried gerodet werden, so muß sie Neuris heißen und reicht den Zehent dem Fürsten nach Wilfersdorf.

Im **Ratting** oder Hocheck gab es Äcker, Weingärten sowie Holzäcker.

**Spitalleiten** oder Spittelleiten gehörte wahrscheinlich dem Falkensteiner Spital. Die Wiesen wurden zu Ackerland gemacht; 1673 machten die Leute eine Wolfsgrube hier, um diese Raubtiere im Winter zu fangen.

Abbrannte Eiche war ein wichtiger Grenzbaum, vor dem alle Jahre zu Floriani die Grenzbegehung ihren Anfang nahm.

**Greinhölzl** – slawisch und bedeutet Grenzwald; hier war die Poysdorfer Viehtrift, die 1673 auf 500 fl geschätzt wurde. 1753 maß sie 20 Joch, 1838 nur 14 Joch; hier ließ die Gemeinde einen Viehbrunnen, auch Kuhbrunnen genannt, graben.

**Fuchsbergen** – früher Wiesen, jetzt um 1770 Äcker; neben einer Baumstatt sah man ein ödes hölzernes Feldwetterkreuz. Der Feldbrunnen war mit 4 Rainsteinen ausgemarcht.

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1972, S. 92 - 93

Die Preußen in unserer Heimat

Vortrag gehalten von Franz Thiel, Poysdorf

Zu dem Kampfe, der im Jahre 1866 zwischen Preußen und Österreich in Nordböhmen entbrannte, hatten beide Teile schon Monate vorher umfassende Vorbereitungen getroffen. Die Truppen marschierten in den ihnen zugewiesenen Raum und das brauchte lange Zeit. Ein dichtes Netz von Bahnlinien fehlte damals unseren Ländern. Im Mai zogen auf der Reichsstraße die Truppen durch Poysdorf: Es waren dies zum größten Teil nichtdeutsche Regimenter, vor allem italienische und slawische, auf die man sich im Bruderkampf verlassen konnte. Diese Truppendurchzüge brachten den Bewohnern großen Schaden, denn der Bauer musste Stroh, Heu und Hafer liefern, Vorspann leisten zu einer Zeit, da er dringend seine Pferde zur Arbeit benötigte. Vieles wurde den Leuten gestohlen, die sich darüber nicht aufregen durften, weil sie doch damals nie zu ihrem Recht kamen. Das Militär beschlagnahmte Wagen und Pferde und der Bauer musste oft sein gutes Pferd gegen ein schlechtes eintauschen. Manch schöne Kuh führte man ihm aus dem Stalle weg, erschlug sie gleich im Hofe und teilte das Fleisch auf die Kompagnien auf. Geld bekam er keines, ein Papier wurde ihm in die Hand gedrückt und dieser Requierierschein sollte später eingelöst werden. Die Truppen beseelte ein guter Geist, da man von einem Spaziergang nach Berlin träumte, doch die ersten Männer ahnten, was kommen musste. Ein schwerer Druck lastete auf den Bauern und Bürgern, die mit sorgender Angst der Zukunft entgegenschauten. Die sprachen schüchtern von Niederlage, Einmarsch, Aufteilung Österreichs u. dgl., die anderen hoffen auf einen glorreichen Sieg. So verstrichen die Tage und Wochen und auf einmal hieß es: „Niederlage bei Königgrätz“.

Es war am 3. Juli, als sich die Gegner maßen. Unaufhaltsam rollte und flutete die österreichische Armee zurück. Es gab keinen Halt mehr. Über Olmütz, Prerau marschierten der Großteil im Tal der Waag, der kleinere Teil wählte die Strecke Brünn, Nikolsburg, Wien. Bange Tage erlebte der Markt. Regiment auf Regiment zog dahin, hastend und eilig ging es, nirgends machte man einen langen Aufenthalt. Tausende Wagen rollten auf der staubigen Straße südwärts. Einen traurigen Anblick boten die Verwundeten und Kranken, die man in Leiterwagen beförderte. Als Unterlage dienten einige Bündel Stroh, auf denen die bleichen Gestalten lagen. Das Mitleid regte sich in den Herzen der Bewohner. Obwohl man alle Hände zur Arbeit brauchte, labte man doch die Unglücklichen und gab ihnen von dem Wenigen, was man hatte. Die Kinder hatten schon durch Wochen alte Linnen gezupft (Scharpie), das war damals der Verbandsstoff. Versprengte Soldaten suchten ihre Abteilungen und Regimenter und konnten oder wollten sie nicht finden. Endlich kam die Nachhut, es waren dies 5 Regimenter Kürassiere und 2 Regimenter Ulanen mit einer Batterie. Auf den Lüssfeldern schlugen sie die Lager auf. Hier standen wogende Getreidefelder, die der Ernte harrten. Alles war sehr schön, sodass sich die Bauern aufrichtig freuten. Doch wie richteten die Soldaten diese Fluren her! Die Getreidefelder zertraten und zerstampften sie, der Klee wurde für die Pferde abgemäht. Die Bauern mussten tausende Eimer Wasser hinausführen, Kesseln und Kochgeschirr aller Art leihen. Den Oberbefehl über diese Truppen führten der Fürst Salm und der Fürst von Thurn und Taxis, beide Ausländer, und zwar Hannoveraner.

Die Bewohner fragten die Soldaten um den Verlauf der Schlacht bei Königgrätz. Doch sie wussten wenig zu erzählen. Sie konnten nicht angeben, wo sich die Preußen befinden. Am 15. Juli abends um 10 Uhr sprengte eine kleine Abteilung auf der Reichsstraße herein und brachte die Nachricht: „Der Gegner hat seine Vorhut bis Poysbrunn vorgeschoben“. Diese Meldung wirkte wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Sofort ertönten Signale, Zelte wurden abgebrochen, Pferde gesattelt und in hastender Eile ging es fort in die dunkle Nacht hinaus. Um 12 Uhr waren die Felder leer. Stille war es in der Gegend. Mit Furcht und Bangen erwartete man den nächsten Tag. Die Wertsachen waren schon versteckt und vergraben. Man mauerte diese in den Kellern ein. Die Erdställe waren hergerichtet. Da es hieß: „Die Preußen nehmen die junge Leute und steckten sie in ihre Armee“. Die Burschen wurden versteckt, viele liefen in die Wälder. Der Kaiser hatte Wien verlassen und war nach Innsbruck geflohen.

Am 16. Juli rücken die ersten Preußen ein. Es war dies ein Schwadron Ulanen, die auf der Reichsstraße kam und rasch durch den Ort sprengten. Wo heute der Kindergarten steht, stießen sie auf eine versprengte Abteilung Österreicher. Es gab eine kleine Rauferei, bei die Preußen einen Österreicher gefangen nahmen. Es war ein Kürassier, seine Kameraden entkamen. Ihn nahmen die Preußen mit und ritten nach Herrnbaumgarten, wo sie in der Nähe des Teiches eine Feldwache bezogen und fleißig dem Weine zusprachen, den die Herrnbaumgartner ihnen brachten. Die Folge war ein Rausch, sodass sie auf die Feldwache vergaßen und der Österreicher in der Nacht entweichen konnte. Wohl suchten sie ihn in der Früh, doch er war über Berg und Tal.

Am 17. Juli rückte die Armee der Preußen ein. Den ganzen Tag dauerte der Durchmarsch. Neugierig und verwundert schauten die Bürger dem Treiben der Fremden zu. Ihre Disziplin, ihre Ordnung und Reinlichkeit erweckte allgemeine Bewunderung. Die Soldaten waren freundlich zu den Bewohnern, verlangten Kleinigkeiten und bezahlten sie, sodass die Furcht und Angst allmählich schwand. Gegen 8.000 Mann blieben im Markte, alle anderen zogen weiter nach Wien. Jedes Haus bekam 20 – 50 Mann. Der General wohnte im Gasthofe zum „Weißen Löwen“ (das ist jetzt das Haus des Josef Schwayer am Dreifaltigkeitsplatz). Reibereien zwischen den Bewohnern und dem Militär kamen nicht vor. Nur einmal beleidigte ein Offizier den Bäckermeister H. Schwayer, der sich beim Ortskommando beklagte, worauf der Offizier sofort zur Rechenschaft gezogen und versetzt wurde.

Die Preußen waren im Verkehr mit den Leuten vorsichtig, da sie überall Verräter wähnten. In einzelnen Orten wurden Leute unter dem Verdacht des Verrats verhaftet und nach Mähren abgeführt. Durch vier Tage war der Generalstab hier. Die Gemeinde hatte Mehl, Vieh, Wein, Hafer, Stroh, Betten, Wäsche und Pferde zu liefern. Das Kommando schrieb die Lieferungen vor, die Durchführung überließ sie der Gemeinde. Besitz und Eigentum der Leute schonten sie, nur das, was dem Staate gehörte, nahmen sie. Handel und Verkehr suchten sie zu beleben, die Kaufleute durften nicht zusperren, die Sparkassen mussten ihre Schalter offen halten. Auf Sicherheit und Ordnung schauten sie strenge. Bei der Schießstätte hatten sie ihr Schlachtvieh stehen. Dort werde es geschlagen und bei der Pestsäule an die Unterabteilungen verteilt. Die Jugend des Marktes schauten diesem Treiben zu und manchmal warf ein Soldat ein Stück unter die Knaben, die sich darum rauften. Das Auftreten der Preußen wurde allgemein gelobt, Raufereien, Fluchen und Ausschreitungen und dergleichen kamen nie vor. Sie gaben den Leuten Kaffee und Tabak und verlangten Butter, Brot und Wein. Ihre Verpflegung bestand meistens aus Hackfleisch und Kartoffelbrei, dazu kam noch eine Schale Kaffee, der dünn und ungezuckert war. Im Umgang waren sie freundlich und zuvorkommend. Wie oft hörte man die Sätze „Woll ma doch hoffen, dass die Jeschichte bald aus ist“, oder „Wir möchten auch gern heim zu Muttern“.

Da die Österreicher bei Pressburg mit ihrer Hauptmacht waren, wurden die preußische Armee, die bei Znaim stand, dorthin verschoben. Tag und Nacht marschierten Truppen durch den Markt, der nie zur Ruhe kam. Das Hauptquartier befand sich im Schloss Nikolsburg. Hier wohnte der greise König, Bismark und der Geralstabschef Moltke. Am 20. Juli reisten die ersten zwei durch Poysdorf. Niemand wusste etwas. Doch fiel es auf, dass die Soldaten frei hatten und in ihren besten Kleidern auf und ab gingen. Am heutigen Josefsplatz standen sie in Gruppen zusammen, plauderten und rauchten „jemütlich“ ihre Pfeife. Als die Bürger fragten, was heute los sein, antworteten sie: „Unser juter König kommt heute.“ Es dauerte nicht lange, so rollte ein Wagen auf der Reichsstraße herein, in den der König und Bismark saßen. Vor dem Hause, in dem heute das Kaffeehaus sich befindet, blieb der Wagen stehen, der König sprang heraus, trat unter die Soldaten, die stramm grüßten, und sagte: „Juten Morgen, Kinder! Wie geht es euch?“ Während er sich unterhielt, musterte Bismark den Platz und die Häuser, dehnte und streckte sich und ging einigemale auf und ab. Da wollte ein Poysdorfer einen Schuss auf den König abgeben, wurde aber im letzten Moment daran gehindert. Unterdessen waren die Pferde gewechselt, und die Fahrt ging weiter nach Ladendorf, wo im Schloss das Hauptquartier durch drei Tage blieb. Am 31. Juli kehrte der König mit dem Generalsstab wieder nach Nikolsburg zurück. Dieses Mal wurden die Pferde bei dem heutigen Kindergarten gewechselt. Damals stand dort ein Bildstock, ein Brunnen und eine alte Linde.

Die Preußen beschlagnahmten 53 Kühe in dem Markte während der Zeit der Einquartierung und bezahlten alles. Trotzdem wurde viel Schaden gemacht und die Gemeinde hatte Auslagen von 555.000 fl. Gegen Ende des Krieges erschien noch der gefährliche Gast, die Cholera, die unter den Soldaten und Einwohnern aufräumte. Die Gemeinde stellte Krankenwärter, Betten, Stroh und Wohnräume für Spitalspflege zur Verfügung. Es war dies die alte Schule bei der Kirche, der Schüttkasten in der Singergasse, der Singerhof und das Schloss von Walterskirchen, das die Preußen für die Leichtkranken beanspruchten. Neben den Militärärzten halfen auch die zwei Gemeindeärzte wacker mit, um die Sache zu bekämpfen. 6 Wochen hielt sie an und forderte von den Soldaten 136 Todesopfer, die am Fuße des Weißen Berges begraben wurden. Das dankbare Vaterland setzte diesen Helden im Jahre 1901 ein würdiges Denkmal, das am 26. Mai 1901 im Beisein von reichsdeutschen Gästen enthüllt wurde.

Der Krieg neigte sich dem Ende zu. Ein Waffenstillstand wurde abgeschlossen, der den Kämpfen vorläufig ein Ziel setzte. Auf der Reichsstraße entfaltete sich in jenen Tagen ein lebhafter Verkehr der Unterhändler, die von Wien nach Nikolsburg fuhren. Damit sie nicht unnötiger Weise aufgehalten wurden, saß neben dem Kutscher ein Mann, der eine weiße Fahne im Winde flattern ließ. Die Unterhandlungen wurden im Schloss von Nikolsburg geführt, wo es dem unvergesslichen Bismark gelang, die Militärpartei für einen billigen Frieden mit Österreich zu gewinnen. Bald folgte der Friedensschluss, der von den Einwohnern und den Soldaten mit großer Freude begrüßt wurde. „Hurra, nun geht es heim zu Muttern“ ertönte es auf allen Straßen, und eines schönen Tages wurde gepackt, gesattelt und heim ging. Es war wohl der billigste Krieg, den unsere Heimat je erlebte. „Die Gegner tragen nie als Feinde auf, sondern als Menschen und Brüder“ sagt ein Bericht aus jener Zeit.

Kaum waren die Preußen fort, so ging man daran, den Schaden gutzumachen. Die Ernte war zum großen Teil verdorben. Es mangelte an Futter und Getreide, das Geld war knapp, die Steuern konnten nicht bezahlt werden. Überall musste man sich einschränken. Der Schaden, der durch die Truppen gemacht war, wurde zum Teil vergütet. Die Gemeinden erhielten namhafte Geldsummen, die aber in vielen Orten nicht ausbezahlt wurden, sodass der Bauer und der Häusler gar nichts bekamen.

Beschämend für uns war es, dass die Preußen im Allgemeinen uns weit voraus waren und unsere Gegend besser kannten als wir selbst. Bismark hat dies treffend bezeichnet mit den Worten: „Bei Königgrätz hat der preußische Schulmeister den österreichischen geschlagen“. Auf ihren Karten hatten sie eine Reihe von verschollenen Orten unserer Heimat, von denen die Bodenständigen keine Ahnung hatten. Durch Jahrzehnte hindurch hat man es bei uns verstanden, gegen die Preußen und gegen alles Reichsdeutsche einen künstlichen Hass zu schüren. Man ließ denselben nie zur Ruhe kommen und bei jeder Gelegenheit wurde er neu entfacht. Hieß es doch immer: „So a Preuß, da schlag ich a Kreuz wenn ich den siach!“ Ging einer mit einer Spezialkarte (Nordmähren) herum, so galt er schon als Hochverräter und wurde unter Schloss und Riegel gesetzt. Wer ein wenig völkisch dachte und fühlte, wurde als „Preußenseuchler“ gebrandmarkt und in seinem Fortkommen geschädigt.

Und doch hatte unser Vaterland aus diesem Kriege eine heilsame Lehre gezogen. Es hatte mit der Schlamperei endlich gebrochen und durch Gesetzte und Verbesserungen den Weg zum Aufstieg freigemacht. Das Reichsvolksschulgesetz, die Verfassung und das bürgerliche Gesetzbuch erschienen in den nächsten Jahren. Der große Weltkrieg hat die Wunde von Königgrätz vergessen lassen. Aus der Kriegskameradschaft und der Nibelungentreue erwuchs ein neues Ideal: Der Anschluss und Zusammenschluss mit den Brüdern, die draußen im Reiche wohnen.

Geschrieben am 17. Juni 1928. Steyrer Johann

Die Preußenkriege unter Maria Theresia

Als im Februar 1742 die Nachricht von dem Preußeneinfall in Mähren auch zu uns drang, herrschte in allen Gemeinden eine heillose Bestürzung: wer nur die Möglichkeit besaß, floh und nahm Geld, Schmucksachen und alles Wertvolle mit; die zurückblieben, vergruben und vermauerten all diese Sachen, richteten die Erdställe und andere verborgenen Verstecke her, um im Ernstfalle sich daselbst in Sicherheit zu bringen. Die Beamten der Wilfersdorfer Herrschaft flohen; die Wertgegenstände aus dem Schloß, die Schriften und Urkunden wurden rasch in Kisten verpackt, weggeschickt oder gar eingemauert; noch 1760 lagen die Buchhalterschriften wohl verwahrt in den großen Kisten.

Schon am 22. Februar erschienen sächsische Truppen unter dem General Posadewsky in Nikolsburg, wo sie von der Stadt eine Kriegssteuer von 40.000 fl., von dem Fürsten Dietrichstein 30.000 fl., von der Judengemeinde 8.000 fl. und von den Piaristen 6.000 fl. verlangten.

Das Hauptquartier Friedrichs II. befand sich in Groß-Seelowitz; seine Ziethen-Husaren streiften bis nach Stockerau, Korneuburg und bis ins Marchfeld, wo sie überall versuchten, größere Geldbeträge einzuheben. Die Requirierung führte der Gegner mit großer Strenge durch. Der Schluß eines solchen Schreibens lautete, daß die Nichtbefolgung mit Feuer und Schwert bestraft würde. Auf dem Briefumschlag las man die Worte: „cito, cito, citissime! Marsch — Marsch.” Weil die Feinde keine Pferde besaßen, mußten ihnen unsere Bauern diese zur Verfügung stellen. Da sich aber die Untertanen dagegen wehrten und eine feindliche Stellung einnahmen, hoben die Preußen in den Gemeinden Geiseln aus, und zwar gewöhnlich die Geistlichen.

Diese unruhige Zeit benützten viele Leute zu Diebstählen und Einbrüchen; so entdeckte man eine Diebsbande in Wetzelsdorf, die den fürstlichen Meierhof plünderte; das Raubschützenwesen nahm in den Waldungen überhand. In Wolkersdorf standen Stafettenpferde und Reiter. Das Schloß Wilfersdorf bekam zum Schutze eine größere Abteilung von Soldaten.

Im April 1742 erschien von Wien der Graf Nadasdi mit seinen Truppen, die gegen Brünn zogen. Ihnen folgte Karl von Lothringen mit seiner Armee, vor der sich der Gegner zurückzog, doch litten unsere Orte sehr durch die Militäreinquartierung und Truppendurchzüge; die Bauern leisteten Vorspanndienste, lieferten Heu, Hafer und Stroh, sodaß sie von der Marchgegend und aus der Slowakei Futtermittel kauften (die Poysdorfer von Gairing).

Die Wilfersdorfer Herrschaft hatte 1743 dreißig Pferde zu stellen und später kamen noch 14 Stück dazu.

1746 klagte der Poysdorfer Marktrichter über die zahlreichen Truppendurchzüge, die den Bewohnern recht unangenehm wurden, weil sich zahlreiche Diebstähle ereigneten und die Feldwirtschaft sowie der Weinbau sehr leiden mußten. 1755 erfolgte die erste Rekrutierung durch das Los.

Noch ärger war es im 7jährigen Krieg; am 3. Juli 1758 erschienen die Karlstätter Husaren; da hatte die Gemeinde Hadersdorf 1 fl. 32 kr. Schlafgeld zu fordern, Wilhelmsdorf 1 fl. 29 kr., Ketzelsdorf lieferte 110 Portionen Hafer und 108 Portionen Heu nach Poysdorf, Unter-Themenau 73 Portionen Hafer und ebensoviel Heu.

Im gleichen Jahre stellte die Feldsberger Herrschaft von ihren 1263 Häusern 43 Rekruten, Rabensburg und Absdorf von 1001 Häusern 34 Mann und Wilfersdorf 44 Rekruten. Auf Feldsberg entfielen 8 Mann, auf Herrnbaumgarten 6, auf Schrattenberg 9, auf Reinthal 4, auf Katzelsdorf 3, auf Garschönthal 2, auf Bischofwart 3, auf Ober- und Unter-Themenau je 3 und auf die kleineren Orte 2. Die Katzelsdorfer „lamentierten“ fürchterlich, als die Rekruten aus ihrer Gemeinde geholt wurden; ein Mann hatte sich die Hände ausgestoßen.

Ketzelsdorf, das 58 Häuser zählte, wehrte sich dagegen, daß es zwei Mann stellen mußte.

Zwei Mann von Katzelsdorf waren nicht als Diebe verdächtigt, sondern galten im Volke nur als „Schnüpfler”; sie kamen zuerst in das Gefängnis, dann mußten sie des Kaisers Rock tragen.

Obwohl die Handwerker gewöhnlich vom Militär befreit waren, mußte man in Mistelbach auch solche nehmen, damit man die Zahl 12 zusammenbrachte, die der Markt zu stellen hatte. Der Bäckermeister Rogendorfer, der 5 Söhne besaß, gab rasch den jüngsten als Lehrbuben an.

Die Sammelstellen für die Rekruten waren Korneuburg oder Retz; doch gab es viele, die bei der ersten Gelegenheit entwichen; darum erließ die Regierung strenge Verordnungen gegen die Fahnenflucht (Prangerstehen der Missetäter, Zwangsarbeit derselben in den ungarischen Festungen Temesvar und Peterwardein, Geldbelohnung für jene, die einen Deserteur einlieferten). Beim Militär gab es ja damals harte Strafen: Spießrutenlaufen, Anbinden, Stockstreiche (jeder Unteroffizier trug einen festen Haslinger bei sich).

An der Jahreswende 1758-59 nahmen die Truppendurchzüge auf der Brünnerstraße kein Ende: Artillerie, Bethlen-, Breisach-, Colloredo-, Esterhazy-, Forgatsch-, Gyulay-, Haller- und Waldeck-Infanterie, Birckenfeld-Kürassiere, Darmstadt-Dragoner, Karoly-Husaren, Erzherzog Josef-Dragoner, Leibgarde, Deutschmeister, Rekrutentransporte, sächsische Truppen, Württemberg-Dragoner, kroatische Truppen usw.

Nach einer Teilrechnung machten die Vorspanngelder des Marktes Poysdorf 218 fl. 14 kr. und der Schlafkreuzer 145 fl. 55 kr. aus. Summe 364 fl. 9 kr. (1 fl. hatte 60 kr.)

1759 lieferte die Wilfersdorfer Herrschaft nach Brünn in die Magazine Heu.

1761 stellte der Markt Neudorf 10 Vorspannwagen nach Poysdorf und Garschönthal 5.

Der lange Krieg legte das wirtschaftliche Leben still, überall hörte man Klagen über den geringen Eifer der Gemeinden, über Verfehlungen und Unterschleife; die Gemeinde- und Waisenrechnungen waren mangelhaft gelegt, in Mistelbach entdeckte der Amtmann Zehenthinterziehungen, mancher Dorfrichter war auch der Aufgabe‚ die die Zeit stellte, nicht gewachsen; dazu kam die trostlose Lage vieler Untertanen in diesem langen Kriege, sodaß sich mancher am öffentlichen Gelde vergriff. Im allgemeinen klagte der Wilfersdorfer Amtmann mit vollem Recht über die schlechten Zeiten; die Untertanen waren so arm, daß sich mancher nicht einmal ein Glas Wein im Gasthause kaufen konnte; die Armen litten Hunger und bittere Not, sodaß junge Burschen freiwillig zum Militär gingen, wo es besser war als daheim; in manchen Dörfern holte man die jungen Leute mit Gewalt aus dem Vaterhaus und steckte sie unter die Soldaten. Da die Gasthäuser den festgesetzten Pacht nicht zahlen konnten, verlangten sie einen Nachlaß; in Kettlasbrunn hatte der Gastwirt durch 2 Jahre nur 34 Eimer Wein jährlich versilbert, der von Loidesthal nur 21, sodaß die Herrschaft beiden Wirten gestattete, ihren eigenen Wein auszuschenken und nicht den herrschaftlichen, doch sollte dafür der Kettlasbrunner halbjährlich 16 fl. im Rentamte erlegen und der Loidesthaler 12 fl.

Die Steuern mußten genau und pünktlich bezahlt werden; die fürstliche Herrschaft erlegte im Wiener Landhause an Rustikalkontribution vom Jahre 1761—1762 20.746 fl. 58 kr. 2 den., an Wegreparationsgeld 320 fl., an Tabakreluitions-Taxierung 477 fl. 30 kr. und von jedem aufrechten Haus 5 fl.

Die Rekruten bestimmte man nach der Häuserzahl; nur Verbrecher und Abgestrafte steckte man mit Gewalt zum Militär. Die Kriegsinvaliden erhielten von der Gemeinde freien Unterstand mit Holz und Licht.

Ueber die Rekrutenunkösten des Johann Schneider von Lanzendorf gibt uns ein Akt folgendes Bild (1766):

Kostgeld bei Haus 25 Tage a 12 kr., d. s. 5 fl, dem Diener für die Aufsicht und Bewachung der Rekruten 2 fl., dem Bader für Kur und Medikamente 4 fl. 42 kr., für Hemd, Schuhe und Strümpfe 2 fl. 56 kr., Fuhrlohn nach Wien 4 fl., Mautspesen 1 fl. 38 kr., dem Diener und Grenadier, so denselben bewacht und nach Wien geführt hatte, täglich 30 kr. Kostgeld, d. s. 3 fl. Summe 23 fl. 16 kr.

Für die genaue Rekrutenanzahl war jede Herrschaft verantwortlich; doch genügte dies nicht und so ließ man in jedem Dorfe seit 1771 die Häuser zählen und numerieren: darnach hatten die Herrschaften Steinabrunn und Ruppersdorf 564 Häuser, Loosdorf 204, Walterskirchen 169, Pfarre Mistelbach 131, Herrschaft Hauskirchen 97, Gut Ebendorf 46, Gut Hagenberg 41, Pfarre Hörersdorf 18, Pfarre Groß-Krut 15, die Kirche zu Eibesthal 13, der Mitterhof in Mistelbach 10, die Kirche zu Groß-Krut 3, die Feldsberger Pfarre 2, die Kirche in Herrnbaumgarten 2 und die Mistelbacher „Pfaffenmühle“ 1 (nach einem Akt aus dem Jahre 1776).

Die Friedenszeit brachte unserer Heimat einen großen Aufschwung, da der Handel und Verkehr auf der Brünnerstraße unseren Gemeinden reichen Gewinn brachte, so daß sie für die schweren Leiden des Krieges entschädigt wurden.

Häufig fuhr die Kaiserin Maria Theresia auf der erwähnten Straße nach Südmähren, um ihren Hofmarschall‚ den Fürsten Karl Max Dietrichstein zu besuchen und in den herrlichen Gartenanlagen der südmährischen Schlösser Ruhe und Erholung zu suchen; viele Anregungen nahm sie von hier mit in die Donaustadt und verwertete sie draußen im Lustschloß von Schönbrunn.

Quellen:

Herrschaftsakte „Wilfersdorf” im Hausarchiv des regierenden Fürsten von Liechtenstein in Wien.

Veröffentlicht in: „Laaer Nachrichten“, 1939

Die Reblaus im Bezirk Mistelbach

Zu den gefährlichsten Feinden unseres Weinstockes zählt die unscheinbare Reblaus, die revolutionierend in unseren Weinbau eingriff und dem Weinbauern schwere Sorgen und Rätsel brachte, als sie bei uns auftrat. In ihrer Heimat Amerika entdeckte man sie 1854 zum ersten Male; schon 1863 war sie in England bei London und 1868 in Frankreich. Alle Länder suchten sich gegen diesen heimtückischen Schädling zu schützen und verboten jede Einfuhr fremder Reben, denn die einsichtsvollen Männer erkannten sofort die Größe der Gefahr, die dem Weinbau hier drohte. Trotz des Verbotes verschafften sich Bauern aus Südtirol Reben aus Frankreich, die sie über die Schweiz erhielten.

1872 erschien die Reblaus in Klosterneuburg, wo sie durch fünf Jahre mit Schwefelkohlenstoff bekämpft wurde; man hoffte damit, das drohende Unheil von unseren Weingärten abwenden zu können. Die Hauer verkannten damals die Tragweite und Bedeutung dieses Schädlings auf unseren Weinbau; die einen waren gleichgültig, die anderen hofften auf ein Wunder, die dritten ließen sich Zeit und warteten, was die Zukunft bringen würde; da hörte man oft den Satz: „Unsere Väter sind ohne Amerika alt und reich geworden, wir brauchen nicht die Hilfe und Weisheit von denen.” 1881 konnte die Behörde in Grinzing die Reblaus feststellen, 1882 in Korneuburg, Stammersdorf und Gumpoldskirchen. Viele Bauern glaubten gar nicht an eine Reblaus; die wäre nur eine Einbildung der Wanderlehrer; die schlechten Weingärten rührten angeblich vom Blitze her, von der schlechten Arbeit und vom Kunstdünger, der den Boden vergifte; Schreier, die eine kräftige Lunge und derbe Fäuste hatten, ließen in Versammlungen auf solche Weise ihr Geisteslicht leuchten; als ein Wanderlehrer einmal über die Reblaus öffentlich in einer Versammlung sprach, hieß es: „Haut’s ihm die Haxen ab!“ Man war fest in den Dörfern überzeugt, daß die G‘studierten mit ihrer Bücherweisheit den alten Weinbau bei uns zugrunde richten wollten.

Trotzdem rührten sich in dieser schweren Zeit die Männer, die sich berufen fühlten, den Weinbau wirklich zu retten und Millionen von Menschen eine Daseinsberechtigung zu geben. Wissenschaft und Praxis konnten im letzten Augenblick erfolgreich eingreifen, so daß der Satz: „D e r ö s t e r r e i c h i s c h e W e i n b a u i s t g e w e s e n“, nicht zur Wahrheit wurde. Die Gefahr war allerdings naheliegend, weil noch andere Schädlinge dazu kamen: nach 1880 das Oidium und um 1890 die Peronospora. Der Kampf galt allen drei Schädlingen. Gegen die Reblaus erkannte man als bestes Mittel die Veredlung, um den Weinbau auf eine neue Grundlage bei uns zu stellen. Die Regierung errichtete 1884 in Klosterneuburg die erste Rebenanlage für Veredlungszwecke ein; 1887 hatte die Gemeinde Lang-Enzersdorf den ersten veredelten Weingarten im Weinviertel. Im gleichen Jahre zeigte sich die Reblaus in Hadres im Pulkautale; ängstliche Gemüter sahen schon das Ende der Weinkultur in diesem rebenreichen „Neckartal Österreichs“. 1893 trat der Schädling in Loidesthal und Mistelbach auf, 1894 in Mailberg. In den feuchten Jahren 1896 und 1897 zeigte sich scheinbarer Stillstand. Damals entfalteten eine eifrige Tätigkeit in der Anlage von Neukulturen: bei uns der Freiherr von Skrbensky in Paasdorf, Ritter Mitscha in Ebendorf, der Graf Khevenhüller in Pollendorf und der Weinbauverein in Mistelbach; hier konnte 1896 eine staatliche Rebenanlage angelegt werden, ebenso ein Schnittweingarten. 1896 betrug in Österreich die Zunahme des verseuchten Weingebietes 5587 Hektar; die Regierung gab unentgeltlich 49 Prozent amerikanische Reben an die Weinbauern ab. Die Feldsberger Weinbauschule legte von 1897 an das Hauptgewicht ihrer Lehrtätigkeit auf eine rationelle Weinwirtschaft, auf den Rebenschnitt und auf die Veredlungsarten, um diese Neuerungen in die bäuerlichen Kreise zu bringen.

Landes-Schnittweingärten besaßen bei uns: Wolkersdorf (den ersten), Hollabrunn und Korneuburg. Die Regierung erklärte am 8. Jänner 1897 als verseuchte Bezirke: Hollabrunn, Korneuburg, Floridsdorf und die Ger.-Bez. Zistersdorf sowie Mistelbach; hier war jeder Rebenverkehr, jeder Handel mit Weinstecken und Weinstöcken untersagt. Als führende Männer im neuen Weinbau galten: Der Hochschul-Professor Dr. Gustav Marchet in Wien, der Professor F. Richter (Weinbaureferent in der niederösterreichischen Landesregierung), der Direktor von Babo in Klosterneuburg und der Weinbau-Inspektor Katschthaler in Mistelbach; sie alle setzten sich für die Weinbauern und für einen energischen Kampf gegen die Reblaus ein. Ihr Auftreten in Bockfließ, Hohenruppersdorf, Hauskirchen und Jedenspeigen stellte die Behörde 1897 fest. Nun wurden bei uns Musterweingärten angelegt und Exkursionen unternommen, um die Bauern mit den neuen Methoden bekannt zu machen. In ganz Niederösterreich waren damals von 39.718 ha Weingärten 14.200 ha verseucht; dies verursachte einen Rückgang in der Weinfechsung, dazu kamen das Weinpantschen und der stärkere Bierverbrauch, so daß die Lage des Weinbaues um die Jahrhundertwende keine günstige war.

1898 hatte sich die Reblaus stark verbreitet: in Sierndorf an der March, Windisch-Baumgarten, Schrick, Ebendorf und Joslowitz, 1899 in Grafensulz, Gaweinstal, Föbersbrunn, Niederleis, Atzelsdorf, Asparn a.d.Z, Ober-Kreuzstetten, Eibesthal und Hautzendorf. Gegen die Vorträge der Wanderlehrer zeigte sich in mancher Gemeinde ein starkes Mißtrauen; man lachte sie aus, verspottete sie und sagte ihnen Grobheiten ins Gesicht; einzelne Bauern drohten, mit dem Weinbau Schluß zu machen und auf die Amerikaner zu verzichten. Mehr Interesse zeigten sie für unverzinsliche Darlehen und für Geldunterstützungen. Den Wanderlehrern warf man vor, daß sie von Fabrikanten bestochen wären, damit sie für die chemischen Mittel Propaganda machen. Immer gab es unter den Zuhörern Allesbesserwisser, die dem Vortragenden widersprachen. Allgemein klagte man - wohl mit Recht - über die Fehler der Regierung, die zu wenig veredelte Reben an die Weinbauern verteilte; sie könnte in diesem Punkte mehr leisten. Nur die Fachblätter befaßten sich mit dem Schädling und seiner Bekämpfung, nicht aber die Presse, die wohl Skandalprozesse veröffentlichte, aber über „die dumme Reblaus“ hinwegging.

Der Stand der Veredelungen im Bezirke Mistelbach wurde um 1900 als wenig günstig bezeichnet, obwohl die Fachschulen in Feldberg und in Mistelbach eine rege Tätigkeit entfalteten. Die trockenen Jahre 1900 und 1901 paßten der Reblaus, die in folgende Orte eindrang: 1900 in Ladendorf, Niederkreuzstetten, Kettlasbrunn, Erdberg, Wetzelsdorf, Poysdorf, Katzelsdorf und Unter-Stinkenbrunn, 1901 in Waltersdorf bei Staatz, Fallbach, Gaubitsch, Patzmannsdorf, Hörersdorf, Olgersdorf, Schletz, Neubau, Ulrichskirchen, Lanzendorf, Ebersdorf a. d. Z., Wilhelmsdorf, Herrnbaumgarten, Großkrut, Alt-Lichtenwarth, Hausbrunn und Dürnkrut, 1902 in Wilfersdorf, Prinzendorf, Poysbrunn, Wultendorf, Pottenhofen, Katzelsdorf, Falkenstein, Neu-Ruppersdorf, Steinabrunn, Frättingsdorf, Ehrnsdorf, Enzersdorf b. St., Ungerndorf, Wulzeshofen, Altenmarkt, Patzenthal, Gösting umd Drösing. Der Bezirk Hollabrunn arbeitete in der Rekonstruktion (Veredelung neuer Weingärten) musterhaft; Fadres [Hadres?], Auersthal und Sitzendorf verfügten schon 1903 über geeignete Vortreibhäuser; Mistelbach hatte eines in der staatlichen Rebenanlage. Das Land Niederösterreich gab nach 1901 Schnittreben ab, auch Kupfervitriol und Schwefel zu billigen Preisen, hielt Kurse und Vorträge über die Veredelungsmethoden ab, um dem Weinbauer zu helfen; leider gab es Rückschläge, Enttäuschungen und Fehlgriffe, die gerade nicht ermutigend wirkten; dazu hängten gewissenlose Agenten den Bauern um teures Geld verschiedene Mittel gegen die Reblaus an, welche sie vertilgen sollten. Das Land Niederösterreich verteilte folgende Rebenmengen an die Hauer: 1903 - 2,1 Millionen, 1904 – 5,6, 1905 - 9,8, 1906 – 16,6 Millionen.

1903 meldete die Behörde folgende verseuchte Gemeinden: Klein-Baumgarten, Ober-Schoderle, Michelstetten, Zwentendorf, Bullendorf, Reinthal und Nieder-Absdorf. In den folgenden Jahren griff die Reblaus auf die letzten Gemeinden des Bezirkes über: 1905 Ginzersdorf, Alt-Höflein, Altmanns, Ameis, Kottingneusiedel und Loosdorf. 1906 Klein-Hadersdorf, Föllim und Gnadendorf. 1907 Hagenberg, 1908 Phyra und Wildendürnbach. 1909 Drasenhofen und Ottenthal.

Obwohl die Regierung streng verlangte, daß jede Gemeinde sofort verdächtige Stellen in den Weingärten anzeige, ließen sich viele Bürgermeister Zeit mit der Meldung; deshalb wurde ein Wanderunterricht eingeführt, um die Weinorte genau aufzuklären; das Land Niederösterreich gab Schnittreben sogar umsonst ab, hielt Kurse in den Landgemeinden ab, gewährte unverzinsliche Darlehen für Neuanlagen und unterstützte den Bau von gemeinschaftlichen Treibhäusern. Ein genaues Bild von der Neuanlage der Weingärten bis 1904 gibt folgende Zusammenstellung:

|  |  |  |  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- | --- | --- | --- |
| Bezirk | Verseuchte Gemeinden | Vorgetriebene Rebenmengen | Gemeinde- treibhäuser | in Stallungen vorgetrieben | Ausgesetzte Veredlungen Frühjahr 1904 | Zahl der Mutterstöcke |
| Feldsberg | 8 | 132.000 | 0 | 1 | 850 | 2.450 |
| Laa | 24 | 27.950 | 4 \* | 18 | 12.300 | 950 |
| Mistelbach | 29 | 155.250 | 40 \* | 36 | 34.910 | 8.300 |
| Poysdorf | 10 | 97.815 | 72 \* | 16 | 16.400 | 9.630 |
| Matzen | 22 | 545.350 | 144 \* | 328 | 239.100 | 27.200 |

\*) Zahl der Parteien, die in den Gemeindetreibhäusern vortrieben.

Der Bezirk Hollabrunn zählte 1904 169.730 Mutterstöcke und hatte im Frühjahr 1.183.620 Veredlungen ausgesetzt.

Im Mai 1904 besuchten Fachleute die Weingärten in Wetzelsdorf, Poysdorf, Herrnbaumgarten und Feldsberg, um sich von dem Stand der Neuanlagen zu überzeugen. In Wetzelsdorf gab es drei fortschrittliche Bauern: Schulz, Topf und Beißer, die besondere Leistungen aufwiesen; sie hatten sehr praktische Treibhäuser. Wetzelsdorf bezeichneten sie als „Mustergemeinde in den Neuanlagen“, das auch die besten Treibhäuser besaß. In Poysdorf erregte die Neuanlage des Josef Schwayer allgemeine Bewunderung. 1905 erbaute sich in Klein-Hadersdorf Matthias Sauberer ein Privat-Treibhaus; Herrnbaumgarten verzeichnete im gleichen Jahr 220.000 Veredlungen; damals waren in ganz Niederösterreich von 39.713 Hektar Weingärten 34.433 Hektar = 87 Prozent verseucht. Dem Staate und dem Lande Niederösterreich kostete der Kampf gegen die Reblaus bis 1905 mehr als 15 Millionen Kronen.

1907 waren in ganz Niederösterreich nur 7% der Weingärten „rekonstruiert“ - ein trauriges Zeichen einer 20jährigen unermüdlichen Aufklärung und Belehrung; es wollte bei uns nicht recht vorwärts gehen. Das Küstenland und Krain verzeichneten die größten Fortschritte, auch Südmähren fand sich rasch in die Neuanlagen. Staatliche Rebenanlagen gab es bei uns in Mistelbach, Siebenbrunn und Bruck a. d. L.

Die unermüdliche Kleinarbeit der Fach- und Wanderlehrer, ihr beispielloser Idealismus und der zukunftsfrohe Glaube, den ganzen Weinbau unserer Heimat neu aufzubauen, muß noch besonders hervorgehoben werden; ich erwähne da nur Männer wie Dienstl, Katschthaler, Arthold und de la Piaz. Die Pessimisten schlugen die Hände zusammen, als sie die ersten Neuanlagen erblickten, und meinten: „Das sind die Friedhöfe unseres Weinbaues.“ Soweit kam es allerdings nicht. Die Reblaus brachte eine Katastrophe für unseren Weinstock, vielleicht die größte in seiner Geschichte, aber nicht den Untergang. Denn aus den Ruinen erwuchs dank der Wissenschaft und des unermüdlichen Forschungsgeistes neues Leben; langsam zeigten sich wieder an den sonnigen Lehnen des Weinlandes neue Kulturen.

Quellen: „Allgemeine Weinzeitung“ 1895 – 1908.

Veröffentlicht in: „Österreichische Weinzeitung“, 27. 3. 1948, S. 109f

Die Reblaus in Poysdorf

Unser Weinbau verzeichnete bis 1890 keine schweren Erschütterungen und Krisen; wohl gab es Mißernten, Schauerwerter, Maifröste und manchmal verursachten tierische Schädlinge einen bedeutenden Schaden; doch trafen all die Heimsuchungen nicht die Wurzel der Weinkultur. Man nahm sie stillschweigend als Strafe Gottes mit und regte sich nicht sonderlich auf. Hart getroffen wurden immer nur die Armen, die einen oder zwei Weingärten besaßen und die in der Weinfechsung das Jahreseinkommen für eine Familie hatten; für sie waren Mißjahre eine Katastrophe. Den Wohlhabenden kam ein schlechtes Jahr nicht gerade ungelegen, da sie über einen vollen Keller verfügten; ihnen waren steigende Preise ganz recht. Der Weinbau bildete ja in unserer Heimat die Grundlage für den Wohlstand der Bewohner, die immer besser gestellt waren als die Waldviertler; deshalb sah der Reisende um 1890 so viele Weingärten in den lößbedeckten Hügelland des Weinviertels.

Da trat um 1889 eine Wende in der Geschichte unseres Weinbaues ein, an die wohl niemand damals dachte; sie wirkte wie eine Revolution und veränderte in den nächsten Jahren den ganzen Wirtschaftsbetrieb der Weinhauer. Ende August 1889 zeigten sich die Blätter der Weinstöcke welk und dürr, so daß sie abfielen und die Weingärten ein sonderbares Aussehen hatten. Man sprach in den Dorfgemeinden von einem „wilden Mühltau“, der bald wieder verschwinden würde. Niemand zerbrach sich darüber den Kopf und blickte voll Zuversicht in die Zukunft. Die Weinlese begann in dem erwähnten Jahre schon im September, als man in Poysdorf den Kirtag feierte. Der Wein war auch sehr gut. 1890 trat aber dieser „Mühltau“ besonders stark auf, so daß die Erfahrenen den Kopf schüttelten, weil sie sich diese Erscheinung nicht erklären konnten. Die Lese war schlecht, der Wein aber ein Sauerampfer und die Preise stiegen. Nun erkannten alle die Gefahr.

Von der Feldsberger Weinbauschule erschienen Fachlehrer, die Vorträge über die Peronospora - so hieß die neue Krankheit - hielten und die Mittel angaben, um diesen Feind der Reben mit Erfolg zu bekämpfen; sie zeigten das Kupfervitriol, erklärten die Zubereitung und seine Verwendung. Viele Bauern wollten aber davon nichts wissen, da sie es für eine Sünde hielten, gegen eine Strafe Gottes etwas zu tun. Der Schlossermeister Nagel in Schrattenberg war der erste, der mit Kupfervitriol spritzte; er baute auch praktische Spritzen und eiserne Spindelpressen. In Poysdorf führte ein Feldsberger Fachlehrer 1891 auf dem Josefsplatz vor vielen Weinbauern das Spritzen mit Kupfervitriol vor. Dann begaben sich alle in den Weingarten des Josef Schlemmer beim Wranauerkreuz, wo der Versuch noch einmal praktisch gezeigt wurde. Zehn Bauern waren es, die sofort dem Beispiele folgten und mit großen Pinseln die dünne Kupfervitriollösung auf die Blätter spritzten; ein Arbeiter rührte ununterbrochen mit einem Weinstecken die Lösung im Faß, man spritzte aber nur einmal in diesem Jahr aus Furcht, es könnten die Weingärten Schaden leiden. Zu den energischen Vorkämpfern des Spritzens gehörten u.a. in Poysdorf die Weinbauern Ferchländer und Fiby. 1892 spritzten schon viele und 1893 fast alle. Damit war eine Gefahr glücklich abgewendet und die Pessimisten, die den Untergang des Weinbaues schon vorausgesagt hatten, schwiegen beschämt. Weil die Spritzbutten noch zu teuer waren, kauften sich oft zwei bis vier Bauern gemeinsam eine. Viele hatten wieder keine Waage, so daß sie mit dem Kupfervitriol zum Kaufmann gingen, der es genau auswog.

Nun erschien ein weit heimtückischer Gegner, die Reblaus, die sich 1872 in Klosterneuburg, 1882 in Korneuburg und 1893 in Mistelbach zeigte. Diese rasche Ausbreitung bereitete den Hauern große Sorge und viel Kummer, da man allgemein das Ende der Weinkultur befürchtete. Diesmal war die Gefahr weit größer als bei der Peronospora. 1897 war ein feuchtes Jahr so wie das vorhergehende, so daß sich die Reblaus nicht so stark ausbreiten konnte. 1899 trat sie in Eibesthal auf und 1900 war sie in Poysdorf, wo sie in den „Waldbergen“ in dem Weingarten des Gemeindedieners Ferdinand Steirer, Parzelle 3129 und in der „Höbertsgrub“ in den Parzellen 69 und 70 auftrat. Von Poysdorf begaben sich drei Exkursionen in die erwähnten Rieden, wo der Weinbaudirektor nach genauer Prüfung den Seuchenherd feststellte und die Weinstecken mit Kalk überstreichen ließ, damit niemand diese Stellen betrete.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese Hiobspost in und um Poysdorf und verursachte keine geringe Aufregung. In Poysdorf war und ist es Sitte, daß sich an einem Sonntag nach dem Frühgottesdienst die Männer vor dem Rathause versammeln und all die wichtigen Ereignisse besprechen. Damals war die Reblaus der Gesprächsstoff für die Bauern. Jeder wollte es besser wissen und da konnte man die Ursache der Katastrophe hören; der Kunstdünger hatte die Reblaus gebracht; die stolzen und übermütigen Menschen, die Gott gleich sein wollten, hat jetzt Gott bestraft. Die liberalen ungläubigen Gstudierten hätten zum Verderben der Weinbauern diesen Feind eingeschleppt. Mit solchem Gerede wurde allerdings das Übel nicht beseitigt und die Reblaus nicht bekämpft.

Vorträge und Versammlungen wurden abgehalten, die Bauern aufgeklärt und ihnen der Schwefelkohlenstoff zur Bekämpfung dieses Schädlings empfohlen. 1901 ging man sofort im Mai an diese Arbeit und spritzte dieses Gift in den Lößboden; nach einiger Zeit wurden aber die Weingärten dürr, so daß die Bauern bitter enttäuscht waren und den Mut verloren. Im folgenden Jahr behandelte man die Weingärten mit Schwefelkohlenstoff im August; da wurden wieder die Trauben welk. Erst 1903 wählte man den richtigen Zeitpunkt - den Herbst, nun zeigte sich ein Erfolg. In der „Höbertsgrub“ versank der Schwefelkohlenstoff in dem schweren Boden, so daß diese Ried in einigen Jahren zerstört war und die Weingärten verschwanden. Nun erschienen im Gemeindegebiet zahlreiche Seuchenherde, so daß die Bauern zum zweiten Mittel griffen - zur „Rekonstruktion“ der Weingärten, das heißt man ging zum Veredeln über. Die Feldsberger Weinbauschule stand den Gemeinden mit Rat und Tat bei, sandte in die Versammlungen ihre Fachlehrer, die auch Veredlungskurse abhielten. In Poysdorf veranstaltete 1903 der Weinbaulehrer Dienstl von Feldsberg einen Kurs; er gab sich große Mühe und ging mit beispiellosem Idealismus vor, obwohl sich einzelne Bewohner über diese Neuerung lustig machten und darüber lachten. Den Alten fiel das Veredeln sehr schwer, so daß mancher lieber den Weinbau ganz aufgeben wollte; da hatte die Jugend mehr Interesse und Geschicklichkeit; als Unterlage wählte man Amerikaner. Die sogenannte Grünveredelung kannten die Bauern schon seit 18??, um auf schwachtragende Reben reichtragende zu pfropfen. Jetzt aber wählte man die Korkveredelung und benutzte dabei die Korkzange, die man heute noch im Mistelbacher Museum sehen kann. In Poysdorf hatte der Ferchländer Josef schon 1897 einen veredelten Weingarten in „Steinbergen“ ausgesetzt, der zur Zielscheibe von dummen Witzen gemacht wurde; 1898 folgte der Buchbinder Johann Luft mit seiner Neuanlage in den „Steiglern“.

Mit Hilfe der niederösterreichischen Landesregierung baute die Gemeinde bei der Kirche ein Treibhaus, das schon 1905 unter der Leitung des Bonner Josef und Kraker Karl seinen Betrieb eröffnete. Die Rekonstruktion fand in den Kreisen der Jugend gute Vorkämpfer, während die Alten in ihrem Mißtrauen wenig Hoffnung hatten, den Weinbau auf die alte Höhe zu bringen. Dieser konservative Geist war ein starkes Hindernis, so daß die maßgebenden Kreise unzufrieden waren, denn es wollte im Gegensatz zum Südbahngebiet bei uns nicht recht vorwärts gehen. Das Aussetzen von Amerikanern (Reparia ?) bezeichneten die Besserwisser als eine Narretei; schon 1800 besaßen in Poysdorf Josef Ferchländer und Matthias Haimer die ersten Mutterstöcke; viele Unterlagen lieferten das Land Niederösterreich, die von Triest, Dalmatien und Siebenbürgen kamen. 1904 gingen die Hauer vor der Korkveredelung zur Moosveredlung über und benützten teilweise die Stallungen zum Vortreiben. In Kursen, Versammlungen und Exkursionen machten die Fachlehrer die Weinbauern mit den neuesten Methoden bekannt.

Die Feldsberger Weinbauschule hatte sich seit 1897 das Ziel gesetzt, unseren Weinbau auf eine neue Grundlage zu stellen und den Kampf gegen die Reblaus mit allen Mitteln durchzuführen. Manche Grobheit mußten die Fachlehrer einstecken, wenn es Rückschläge gab oder Enttäuschungen sowie Fehlgriffe zutage traten. Die Rekonstruktion war eben Neuland, es fehlte noch die langjährige Erfahrung auf diese Gebiete; so berücksichtigte man die notwendige Untersuchung des Bodens nicht, weil man sie unterschätzte. Im Mai 1904 besuchten Fachleute Poysdorf, um sich ein wahres Bild von den Neuanlagen zu machen, auch die Treibhäuser schauten sie sich an. Besonders gefielen ihnen die neu angelegten Weingärten des Schwayer Josef.

Erschwert wurde der Aufbau der Rekonstruktion bei uns durch die Nörgler, die alles besser wußten, aber dann versagten; sie freuten sich über die Rückschläge, die sie angeblich schon lange vorausgesehen hatten; in Poysdorf war es „der hohe Rat“ (mehrere Männer), die alles im kleinen Finger hatten oder schon wieder vergessen hätten, was die Gstudierten als Neuheit bezeichneten.

1905 konnten in Poysdorf 49.000 Reben im Treibhaus vorgetrieben werden — in Herrnbaumgarten waren es im gleichen Jahr 220.000; 1906 stieg die Zahl in Poysdorf auf 65.100, im Gerichtsbezirk Poysdorf waren es 773.800, während der Haugsdorfer Bezirk 3,967.800 Veredelungen hatte. Am günstigsten stand der Bezirk Baden, der 1906 schon 75 Prozent seiner Weingartenfläche regeneriert hatte; die höchste Zahl der Mutterstöcke fand man im Bezirk Matzen = 169.088, während der Poysdorfer Bezirk nur 41.307 zählte. Hier wollte es eben nicht recht weitergehen.

Das schöne und geräumige Treibhaus bei der Kirche fand im ersten Weltkrieg ein unrühmliches Ende, weil es verschleppt wurde. Wer etwas brauchte, holte sich ein Stück. Als man nach 1919 wieder an die Aufbauarbeit schritt, war nichts mehr vorhanden.

Der aufopferungsvollen Arbeit jener Männer aus der Feldsberger Weinbauschule, die in dem Kampfe gegen die Reblaus nie erlahmten und die schwierige Rekonstruktion unserer Weingärten durchführten, sei besonders gedacht und gedankt.

Der Weinbau ging nicht zugrunde, wie es Pessimisten um 1900 vorausgesagt hatten, sondern er erreichte die alte Bedeutung im Wirtschaftsleben unserer Heimat.

Nach einer Statistik des Poysdorfer Kammersekretärs A. Schullen war das Bild der veredelten Weingärten in und um Poysdorf 1936 folgendes:

|  |  |  |
| --- | --- | --- |
| Gemeinde | Gesamtfläche | veredelte |
| Poysbrunn | 80,01 ha | 75 ha |
| Poysdorf | 283,24 ha | 280 ha |
| Walterskirchen | 82,72 ha | 80 ha |
| Wetzelsdorf | 156,04 ha | 155 ha |
| Wilhelmsdorf | 52,08 ha | 49 ha |
| Bezirk Poysdorf | 2341,65 ha | 2135 ha |

Quellen:

„Allgemeine Weinzeitung“ 1890 bis 1910.

Gemeindechronik von Poysdorf.

Bericht des Poysdorfer Gewährsmannes Josef Bonner, der die Krisenjahre des Weinbaues erlebte.

Veröffentlicht in: „Österreichische Weinzeitung“, 1948

Die Rechtslage des unehelichen Kindes

Als Vater eines unehelichen Kindes wird angesehen, wer der Mutter in einem Zeitpunkte beigewohnt hat, von dem bis zur Entbindung nicht weniger als 180 und nicht mehr als 302 Tage verstrichen sind. Als Beweis genügt der Nachweis der Vereinigung. Ob die Mutter mit mehreren Männern verkehrt hat, ist bedeutungslos, außer es gelingt der Nachweis, daß die Mutter im Zeitpunkt des Verkehrs bereits schwanger war. Der Nachweis benützter Schutzmittel ist ohne Bedeutung. Der Nachweis der Zeugungsunfähigkeit würde ausschlaggebend sein.

Von besonderer Bedeutung ist die Blutprobe. Wenn das Kind einerseits und die Mutter andererseits einander feindliche Blutgruppen aufweisen, kann das Kind nicht von einem Manne stammen, der ebenfalls eine dem Kinde feindliche Blutgruppe aufweist.

Das uneheliche Kind erhält den Mädchennamen der Mutter und deren Staatszugehörigkeit. Der Mutter gegenüber hat das Kind dieselben Rechte wie ein eheliches (z B. Erbrecht). Auch mit den Verwandten der Mutter ist das Kind so verwandt, wie ein eheliches. Der Vater ist zum Unterhalt nach seiner Leistungsfähigkeit verpflichtet (das sei besonders zur Beachtung allen sozial empfindenden Kollegen empfohlen). Unter Umständen kann der außereheliche Vater sogar verhalten werden, die Hochschulstudien seines Kindes zu bezahlen.

Der Vater ist verpflichtet, wenn er kein genügend großes Vermögen hat, sich um einen Erwerb umzusehen, um seiner Vaterpflicht nachzukommen.

Der Vater ist nicht berechtigt, seine unehelichen Kinder zu erziehen. Der Unterhalt ist vom Vater so lange zu leisten, bis das Kind sich selbst erhalten kann. Wenn der Vater die Mutter nicht heiratet, kann die Legitimierung des Kindes nur durch einen Gnadenakt des Bundespräsidenten erfolgen. Wenn der uneheliche Vater schon gestorben ist, kann die Mutter ansuchen, doch müssen Kind und Vormund einverstanden sein. In strittigen Fällen hilft der Lehrer dem Kinde durch Anrufung des Vormundschaftsgerichtes und des zuständigen Fürsorgeamtes. Über die Bedeutung der Vormundschaft werden wir demnächst ebenfalls einen Artikel bringen.

Veröffentlicht in: „Niederösterreichisches Lehrerblatt“ (?), 1952

Die Renaissance in Nordmähren

Die Kämpfe mit den Hussiten und die Kriege des Georg von Podiebrad und Matthias Corvinus, sowie die Pest und die Umstellung des Handels und Verkehrs nach 1492, waren nicht spurlos an unserer Heimat vorübergegangen. Orte waren verödet (Zautke, Johrndsorf, Tschimischl, Seibersdorf u.a.); es fehlte an Bauern, Handwerkern und Bergknappen, die das Wirtschaftsleben wieder neu in Gang setzten.

Der Aufstieg blieb nicht aus; er kam in dem Zeitalter der Renaissance und Reformation. Baukunst, Malerei, Religion, Wirtschaft und das geistige Leben wurden da in neue Bahnen gelenkt, so daß gewaltige Kräfte in unserem Volke frei wurden, die unserer Heimat das besondere Gepräge gaben; noch heute können wird die Spuren dieser großen Zeit auf Schritt und Tritt im Bilde der Landschaft verfolgen; so stark war der Einfluß dieser Zeitströmung, die leider nicht ausreifen konnte, da der 30jährige Krieg die Entwicklung verhinderte.

Freiheit, Recht und Ordnung sind die Grundpfeiler eines gesunden Fortschrittes für ein Volk und ein Land; wo die aber fehlen, gibt es keinen Aufstieg. Die Renaissance arbeitete im Sinne dieser Gedanken zum Wohle des Volkes und unserer Heimat. Ihren Ursprung hat die Renaissance in Italien, von wo das Gedankengut durch Studenten zu uns gelangte; das Mittelalter mußte der Neuzeit weichen. Jetzt war der Mensch nicht mehr Objekt, sondern Subjekt, das handelte, selbst dachte, überlegte, die Wahrheit suchte und sich von den strengen kirchlichen Vorschriften und Fesseln löste; nun ging man über die Obrigkeits­herrschaft des Mittelalters hinweg und formte sich ein neues Weltbild. Die Baukunst der Griechen und Römer, ihrer Lebensfreude und die selbstbewußte Persönlichkeit waren die Leitsterne der anbrechenden Zeit, die alte stille Behaglichkeit, die zufriedene Selbstgenügsamkeit schwand und machte dem Gedanken Platz: „Du bist ein Mensch, genieße das Dasein und freue dich des Lebens!“

Nun änderte der Mensch sein Verhältnis zu Gott und zu den religiösen Dingen, forschte nach Wahrheit und Klarheit in diesen Fragen und baute sich ein neues Gebäude des Glaubens, der auf der Bibel den festen Grund hatte.

Die Freude an dem Diesseits führte den Menschen zu einer geänderten Bauweise seiner Wohnungen. Die mittelalterlichen Burgen, die dem Schutz und der Wehr dienten, paßten ihm nicht, weil sie zu enge und unbequem waren; man ließ sie verfallen, viele waren schon Ruinen; man baute lieber an einem günstigen Platz ein Schloß mit schönen und bequemen Wohnungen; man verlangte prächtige und farbenreiche Kleider, Schmuck und Perlen, wollte jagen, fischen, reisen, die Welt sehen, Bücher lesen und sich unterhalten.

Auf den Wehrgedanken konnte man doch nicht ganz verzichten, da ja auch ein Schloß gegen die Feindesmacht gesichert sein sollte. Da sehen wir in Aussee die mächtigen Blocktürme, die dem Schloß ein wehrhaftes Aussehen verleihen. Die Bauern wurden von dem Wachestehen auf den Türmen befreit, zu dem sie nach den Bestimmungen der Robot verpflichtet waren.

Den Uebergang zum Renaissanceschloß zeigt uns das Schönberger mit seiner nüchternen „U“-Form; es ist ein massiver Bau, der noch den Wehrgedanken verkörpert. Den Familienstolz dieser Zeit bewundern wir in Johrnsdorf an dem Schloßportal, das zu den schönsten Mährens gehört; hier sehen wir auch die Kleidermode jener Tage; die Figuren zu beiden Seiten sind der Herr von Bukuwka und seine Gemahlin, die das Schloß erbauten.

Das schönste Renaissanceschloß in unserer Heimat ist das in Groß-Ullersdorf mit seinen prächtigen Laubengängen. Die Wohnräume sind groß und luftig; mächtige Kachelöfen strahlten im Winter eine angenehme Wärme aus; Tapeten, geschnitzte und reich verzierte Holzdecken, mehrteilige Fenster, Erker, Galerien, Terrassen und Arkaden sowie Freitreppen sind dieser Zeit eigen; man wollten den Ausblick auf die Berge der Umgebung genießen, die Landschaft bewundern und sich an der Natur erfreuen; vorgeschobene Basteien oder Rondells waren für Kanonen bestimmt, damit ein feindlicher Angriff leicht abgewehrt würde.

In den Wohnräumen gab es Polstermöbel, eckige oder ovale Tische, Himmelbetten, Bücherkästen, Bilder und Luster, die mit Wachskerzen besteckt wurden; angenehm waren diese Räume im Vergleich zu denen der Rittersburg. Die Fenster schützt man gegen Einbrecher mit Eisengittern, das Ziegeldach verminderte die Feuersgefahr.

Die Edelleute huldigten dem Jagdvergnügen, da es damals noch Wildschweine, Wölfe, Bären, Biber und Fischotter gab; 1595 fing man im Hohenstädter Gebiet Wölfe, 2 Biber und 2 Fischotter; beliebt war das Baden im Schwefelwasser zu Ullersdorf, da es dem Körper zuträglich war;

Veröffentlicht in: „Mistelbacher Bote“, 1956

Die Renaissance in unserer Heimat

Man spricht von einer karolingischen und ottonischen Renaissance, die eine weltbejahende und lebensfrohe Zeit war, die unser Land gestaltete, die viele Ortschaften, Siedlungen und Wehrbauten schuf und unsere Heimat dem westlichen abendländischen Kulturkreis anschloß. Erst der Humanismus zeitigte eine neue Renaissance, eine Wiedergeburt der antiken Kunst und Wissenschaft. Sie war eine geistige Revolution, die ohne Blutvergießen der Menschheit einen neuen Weg in der Entwicklung wies.

Von Italien kam diese Umwälzung durch Studenten, die dort an den Hochschulen in Padua und Bologna studierten, in unsere Heimat. Sie brachten italienische Baumeister und Handwerker zu uns, die stolz und selbstbewußt hier auftraten und unsere Bewohner als rückständige Leute betrachteten. Dadurch gerieten sie mit unseren Meistern in Zank und Streit, die in der Maurerzunft mit dem Sitz in Poysdorf vereinigt waren und den neuen Stil ablehnten. Die Italiener forderten die Führung in dieser Zunft und wollten als Lehrmeister hier wirken, was aber die bodenständigen Handwerker nicht zugaben. Sie galten als Zugereiste und Dahergelaufene und allgemein verurteilte man den Renaissancestil, an dem niemand Gefallen fand.

Die Renaissancebauten wurden aus Ziegeln und Stein ausgeführt; Steinbrüche gab es in Kromau, Garschönthal, Steinebrunn, Hauskirchen, Nexing und 2 in Poysdorf (bei der Froschmühle und auf dem „Wartberg“). Der Lößboden lieferte das Material für die Feldziegelöfen. Bauherren waren die Adeligen und die wohlhabenden Bewohner. In Poysdorf erbaute der Fünfkirchner den Schüttkasten und Zehentkeller, der Poysbrunner Verwalter Frosch 1589 die Mühle im Westen des Marktes und die Gemeinde die Pfarrkirche (1629). Symmetrie und Harmonie kennzeichneten diese Werke. In dem Zehentkeller sehen wir ein Tonnengewölbe aus Ziegeln mit großen Stichkappen, ebenso in der Pfarrkirche. Die Wände werden durch horizontale Linien und Gesimse aufgelöst (Vorderseite der Falkensteiner Kirche). Große Fenster in der Höhe sorgen für eine Lichtfülle im Innern, das die Schönheit des weiten Raumes deutlich zeigt. Toskanasäulen zieren den prachtvollen Laubengang in der Froschmühle, die wir auch in der „Reitschule“ der Kirche sehen.

Die Wohnräume in den Schlössern waren bequem und freundlich; eine Freitreppe führte in das erste Stockwerk (Eisenhuthaus in Poysdorf); die Vorder- oder Straßenseite weist eine sparsame Farbenverwendung auf (Mäanderfiguren im abgebrochenen Haimerhaus in Poysdorf – Brunngasse und bei der Feinkosthandlung Ritter in Mistelbach – Marktplatz). Ein Erker oder Vorbau befriedigte die Neugierde und die Schaulust der Bewohner, die das Straßenleben sehen wollten und selbst gerne sich sehen ließen. Die große Stube ist eine Art Repräsendationsraum für Geselligkeit, Unterhaltung und Tanz; denn die Menschen wollten die Freuden der Welt genießen und lebten mehr für das diesseits. Holzdecken und geschnitzte Trambalken („Durchzüge“) gaben dem Raum etwas Anheimelndes (Gerichtsstube in Falkenstein, schöne Trame in Poysdorf). Dazu kamen: Doppeltüren, mehrteilige Glasfenster mit Holzjalousien, Nischen in der Wand, Teppiche auf dem Fußboden, schwerfällige Kasten, Kachelöfen, Sessel mit gespreizten Füßen, keine Bänke, Zinn- und Kupfergeschirr, Wäsche, buntfarbige Kleider und Brüdergeschirr (erzeugt von den Wiedertäufern oder Habanern). Der bekannte Poysdorfer Renaissancefund, der 1672 eingemauert und um 1880 gefunden wurde, enthält an Männerkleidung: ein gelbes Wams mit geschlitzten Aermeln aus Leinensamt, Umlegkragen mit Spitzenbesatz, Stiefelmanschetten, Sporen, ein feines Hemd, Zwirnstrümpfe, Stiefel und Reithose. Frauenkleider: Leinenhäubchen, ein kleines Cape mit breitem Stuartkragen, Samtleibchen, halbseidene schwarze Ueberziehjacke mit Tressenbesatz und breiten Schößen, schöne Decken, Pölster, Vorhänge für ein Himmelbett usw., auch Zinnkanne, -teller und –schüssel. Der Fund rührt aus dem Besitz der Familien Knoll und Mangen her.

Der Hof des Gebäudes war auf einer Seite offen und gewährte Ausblick auf das freie Feld; bei der Poysdorfer Froschmühle ähnelte der Hof dem der Hochschule in Padua; ein kleiner Turm durfte nicht fehlen – Eisenhuthaus in Poysdorf sowie bei der Froschmühle, der aber vor einiger Zeit abgetragen wurde.

Das runde Hoftor wurde aus Ziegeln gebaut (Poysdorf in der Laaerstraße Nr. 27 und 29) oder mit Stein eingefaßt und in die Mitte ein Keilstein gesetzt (in der Froschmühle und in der Brunngasse Nr. 18). Prunktore wie in Namiest oder Johrnsdorf in Mähren fehlen bei uns.

Renaissanceschlösser gab es bei uns in: Lundenburg (1520), Kromau (1562), Feldsberg, Rabensburg, Wilfersdorf, Ernstbrunn, Nieder-Kreuzstetten und Michelstetten; einige wurden später umgebaut, z. B. Wilfersdorf. Der sehenswerte Schloßbrunnen von Michelstetten kam später nach Ernstbrunn. Das Renaissanceschloß verlangte Basteien, Ringmauern, Aufzugbrücke, Turm und Wassergraben (Wilfersdorf). Der Turm läßt aber den alten Wehrcharakter vermissen; man vergleiche den von der Ruine in Falkenstein mit dem der Großkruter Kirche, da sieht man den großen Unterschied. Die alten Sonnenuhren wurden später durch Zeigeruhren ersetzt. In den Schlössern sah der Fremde verschiedene Räume: Rüstkammer, Küche, Schlaf-, Speise-, Spiel-, Fremden-,Offizierszimmer, Saal, Kinderzimmer, Hauskapelle und Kanzleiräume. Der Fußboden in der Sommerwohnung bestand aus buntfarbigen Steinen, in der Winterwohnung aus Holz und die Decken waren oft kassetiert. Die Stiegen hatten eine mäßige Steigung und mehrere Plattformen zum Ausruhen.

Im Hofe tummelten sich bei dem plätschernden Brunnen Hühner, Gänse, Enten, Perlhühner, Indiane und Pfauen herum. Im Garten konnte man buntfarbige Blumenbeete bewundern, Linden, Buchen, Kastanien (seit 1576), Fliederbäume (nach 1530), Kartoffeln (1586), ein Vogelhaus, eine Fasanerie und verschiedene Obstbäume; Mauern mit Rundbogennischen umgaben die Gartenanlage; ein sehr beliebter Baum war die Linde (Froschmühle und Michelstetten). Bei kleineren Kapellen wählte der Baumeister die Achteckform nach dem Grabdenkmal Theoderichs d. Gr. in Ravenna (Bründlkapelle in Wilhelmsdorf).

Das Glas für die Doppelfenster lieferte der Hüttenmeister Schürer aus Lenz in Nordmähren, den der Kaiser Rudolf II. in den Adelsstand erhob, weil er das schönste Glas erzeugte.

Zum ersten Male versuchte der Grundherr eine rationelle Wirtschaft, da er auch wenig fruchtbare Gründe ausnützte: Anlage von Fischteichen statt der sumpfigen Wiesen, Bau von Schäfereien, Bierbrauereien und Branntweinhäusern, von Schüttkasten, Zehentkellern und Salitereien, neue Urbare wurden angelegt, neue Fassionen verfaßt (Wilfersdorf 1532), Ausgaben und Einnahmen genau verrechnet, den Beamten Instruktionen gegeben, Akten und Urkunden in der Registratur aufbewahrt, Feldbau, Viehzucht und Weinbau verbessert. Die Herrschaften waren jetzt Verwaltungskörper mit einer größeren Anzahl von Beamten; sie nannte man Dominien. Wilfersdorf war eine Majoratsherrschaft, der Mistelbacher Mitterhof ein Edelmannsitz, der Hündische Hof in Poysdorf ein Freisitz oder Freihof. Die Liechtenstein ordneten 1606 in einem Erbvertrag den ganzen Besitz, bestimmten die Erbfolge (Primo- und Sekundogenitur), so sollte z. B. der erwähnte Hündische Hof nie verkauft werden, doch „erschlich“ ihn um 1642 der Herr von Mängen.

Ueberall spürte man die Sorge der Obrigkeit für Recht, Gesetz und Ordnung. Da erschienen Zunft-, Kleider-, Bau-, Gewerbe- (1527), Schul-, Kirchen-, Feuer-, Wald- und Polizeiverordnungen (eine solche z. B. für Poysdorf). Die Fünfkirchner gaben dem Markte Poysdorf einen Freibrief. Die alten Weistümer mußten in den Banbüchern aufgeschrieben werden; für das Rechtswesen erschien eine allgemeine Halsgerichtsordnung. Das römische Recht ersetzte das alte deutsche Recht. Das Asylrecht wurde beschränkt und viele Freiungen aufgehoben. Hans Septimius von Liechtenstein gab den Poysdorfern eine Weingartenordnung. Die Vorrechte der Meistersöhne fielen weg, die Gesellen rechnete man auch zu den Handwerkern und sie konnten heiraten; die Armenpflege übernahmen die Herrschaften.

An die Stelle der geistlichen Gelehrsamkeit trat die weltliche, die sich in viele Fächer aufspaltete; es wurden keine Kirchen gebaut; keine Meß- und Altarstiftungen errichtet, keine Bruderschaften gegründet, die Opferbereitschaft der breiten Masse hörte auf, die Sühnewallfahrten unterblieben, die Wallfahrtsorte Pulkau, Oberleis und Walterskirchen sahen keine Pilger, die Verehrung des hl. Florian verdrängte die des Laurentius.

Der neue Kalender mit den Monatstagen wurde bei uns um 1550 üblich; damit hörte die Datierung nach den Heiligen auf. Die Sehnsucht nach einer Kirche im Sinne des Urchristentums fiel bei uns auf fruchtbaren Boden, weil in Mistelbach, Falkenstein und Wilfersdorf Brüdergemeinden entstanden.

Der Adel veranstaltete Unterhaltungen, Feste, Gastmähler, Jagden und Maskeraden; in den Gemeinden zechten die Ratsherren nach dem Banteiding, nach der Gemeinde- und Kirchenrechnung auf Kosten der Allgemeinheit. Sitte und Brauchtum waren im Volke noch recht lebendig; man tanzte fleißig im Freien am Kirtag, führte die Fasnachtsspiele auf, sang die alten Volkslieder und freute sich an den derben Witzen und Spässen der Dorforiginale, die immer die Lacher auf ihrer Seite hatten. Im Kinderspiel tauchten neue Spiele auf: Ballestern, Ballschlagen, Tutex usw. Die größeren Gemeinden legten Gedenkbücher an, z. B. Poysdorf; liest man aber dasselbe, so merkt man sofort, daß dem Schreiber der historische Sinn mangelte; so fehlte z. B. eine Schilderung des 30jährigen Krieges ganz und die Schwedenzeit ist mit einigen Zeilen abgetan.

Die Renaissance stellte den Satz auf: „Wissen ist Macht.“ Mehr als früher traten die Schule und Jugenderziehung in den Vordergrund. Wer etwas mehr bei uns lernen wollte, besuchte die Brüderschule in Eibenschitz, die nach dem Erziehungsplan des Pädagogen Komenius von dem deutschen Rudinger geleitet wurde; hier saßen neben dem Arbeiterkind der Karl von Liechtenstein und der Karl von Zierotin. Unsere Edelleute besuchten, als die Jesuiten in Wien die Hochschule übernahmen, zum Protest ausländische Universitäten: 1553 waren in Padua Wolfgang und Georg von Liechtenstein, in Wittenberg Johann Gastel aus Stronsdorf, 1573 in Padua Hans Septimus von Liechtenstein, 1581 Siegfried von Breuner aus Asparn in Padua, ebenso 1588 Erasmus von Landau aus Zistersdorf, 1595 Maximilian von Liechtenstein aus Rabensburg, 1600 Melchior Maschko von Niederleis, die Brüder Frosch von Poysdorf, Fatzi von Hohenau (alle in Padua), in Straßburg die Brüder Teuffenbach aus Dürnholz usw. Bei uns hatten die Bewohner kein Interesse an höheren Schulen; so gingen die Landschaftsschulen in Feldsberg und Mistelbach sehr bald ein. Ein undatierter Brief des Mistelbacher Pfarrers Pörsius charakterisiert die Bewohner als Feinde jeder Bildung. Druckereien gab es in Retz, Schattau, Znaim, Nikolsburg und Poysdorf; hier druckte Peter Gat im Jahre 1617 die Schrift des Pomp. Emigliane: „Guerre d‘ Italia trata republ. di Venetia e gli Arciducati di casa d Austria et tra Philippo III. re di Spagna e Carlo Emanuele duca di Savoia feg dall anno 1615.” Zur Bildung gehörte damals nicht nur ein Wissen, sondern auch ein feines Benehmen, Anstand, Fechten, Reiten, Tanzen u. dgl. Das konnte man nur im Ausland lernen, sodaß die jungen Edelleute nach Italien, Frankreich und nach Deutschland reisten.

In der Renaissance gewann die medizinische Wissenschaft größere Bedeutung, weil der Mensch recht lange leben wollte. Der große Arzt Paracelsus (1493 – 1541) verfaßte in Kromau 1537 sein Hauptwerk „Die große Wundarznei“, das aber in Oesterreich abgelehnt wurde. Weigerte man sich doch in Wien, seine Schriften zu drucken. Auf seiner Reise nach Preßburg benützte er sicher den Weg über Laa – Mistelbach – Harter Tanz. Die erste Apotheke wurde um 1530 in Mistelbach eingerichtet. Ein unbekannter Wiedertäufer, der im Raum Nikolsburg – Feldsberg lebte, schrieb eine „Heilslehre“, die ein schönes Zeugnis des medizinischen Geistes ist, der auf ein gründliches Studium der arabischen, türkischen und jüdischen Aerzte weist. Der Schreiber tritt in diesem Buche für eine vernünftige Lebensweise und zweckentsprechende Ernährung ein; denn vorbeugen ist immer leichter als heilen. Die Kurorte Pyrawarth und Voitelsbrunn wurden gerne besucht, auch der Schwefelgehalt der Brunnen in Wilhelmsdorf (Maria Bründl) und in Poysdorf unweit der „Poluka“ wurde in dieser Zeit erkannt und gewürdigt.

Der Fürst Karl von Liechtenstein versuchte in den Gemeinden um Feldsberg (besonders in Herrnbaumgarten) die Seidenraupenzucht einzubürgern; doch hatte er so wenig Erfolg wie sein Bruder Gundacker in Wilfersdorf, der eine Verbesserung der Pferdezucht anstrebte. In Poysdorf und Mistelbach treffen wir Goldschmiede, die Schmucksachen für die Bewohner herstellten; den Untertanen ging es in dieser Zeit nicht schlecht.

Die Renaissance griff bei uns nicht so tief in die breite Volksmasse und rüttelte die Geister wach wie in Italien; bei uns blieb sie nur eine Episode; trotzdem hob sich der Lebensstandard des Volkes und der Adel wurde sich seiner Kulturmission bewußt. Die Fehden der Raubritter gehörten der Vergangenheit an. Der Adel leistete in der Renaissance eine vorbildliche Aufbauarbeit und wurde der Träger des fortschrittlichen Geistes, dem aber das Volk nicht folgen konnte, weil die grund- …

??????

… nach Ungarn, wo sie im Schloß zu Gr. Schützen aufbewahrt wurde; deswegen heißt sie heute „Die Gr. Schützener Heilslehre“. Das schönste Renaissancegebäude unserer Heimat dürfte wohl die erwähnte Froschmühle in Poysdorf sein, die auch unter Denkmalschutz steht.

Quellen:

J. Aschbach „Geschichte der Wiener Universität“.

E. Tomek „Kirchengeschichte Oesterreichs“.

Dr. Arnold Luschin v. Ebengreuth in „Blätter des Ver. für Landeskunde“ (Oesterr. Studenten in Italien).

Th. F. Meisel „Bummel durch Alt-Wien“.

Veröffentlicht in: „Mistelbacher Bote“, 1956

Die Robot

Die Robot war früher eine Arbeitsleistung, die jeder Hörige - also nicht nur der Bauer - seinem Grundherrn zu leisten hatte; deswegen hieß sie auch Fronanbeit = Herrenarbeit; sie richtete sich nach der Größe des Besitzes, so daß der Großbauer die Roßrobot zu verrichten hatte, der Mittel- und Kleinbauer die Handrobot und die anderen nahm der Herr zu Botengängen = Fußrobot. Anfangs war sie nicht eine drückende Last, da dem Bauer genügend Zeit für seine Arbeit blieb. In jedem Dorfe gab es einen oder zwei Höfe, so z. B. in Poysdorf zwei: der „Hündische“ und der Fünfkirchner Hof. Doch gaben manche Grundherren die Felder an die Bauern und forderten ein Robotgeld.

1414 führte jeder Bauer in Mistelbach drei Fuhren Holz in das Haus - das war die Burg neben der Pfarrkirche; denn beim Meierhof gab es keine Arbeiten. Die Bauern von Klein-Baumgarten, Zwentendorf und Fribritz ackerten in Hagenberg die Felder des Herrn Liechtenstein, wenn sie dazu gefordert wurden, auch führten sie das Getreide ein, die von Altmanns pflügten nur zur Saatzeit, und zwar jeder einen Tag, fällten im Walde das Holz, schafften es nach Hagenberg, ebenso das Heu und den Getreidezehent von Frättingsdorf, die Gnadendorfer ackerten und halfen beim Heuführen.

Unter dem Kaiser Ferdinand I. verlangten die Stände (= Prälaten, Herren und Ritter) 1563 die ungemessene Robot, d. h. der Grundherr konnte den Bauer auch die ganze Woche für sich beanspruchen. Nun wurde sie eine harte Last, die dem Bauer sehr unbequem war und oft Anlaß zu Unruhen und Aufständen gab. Eingesagt wurde die Robot ein oder zwei Tage früher vom Dorfrichter, der aber für seine Person robotfrei war; angewendet wurde für die Kontrolle der „Rowisch“, in dem die geleisteten Arbeitstage eingeschnitten wurden. Die Bauern erschienen oft zu spät am Arbeitsplatz, sie schickten Kinder oder alte Leute, verrichteten die Arbeit liederlich und verließen vor Sonnenuntergang die Arbeitsstätte. Da halfen kein Fluchen, kein Schimpfen und keine strengen Strafmittel, um auf die Bauern einzuwirken.

Ein Beispiel eines strengen Amtsmannes war der Steinabrunner Klaudio Bene, der für seine Missetaten im Ortsfriedhof keine Ruhe fand und im Tennau-Walde beerdigt wurde. Strafmittel der Herrschaft waren: Prangerstehen, den Holzesel reiten (in Prinzendorf und Wilfersdorf), saures Bier trinken, 25 Stockstreiche auf der Richterbank, die doppelte Robot leisten usw. Die Aufsicht über die Roboter führte der Drabe, später ein Musketier, der einen festen Stock oder eine Peitsche “Karbatsch“ hatte, um die Säumigen aufzumuntern. Mancher Grundherr bewilligte seinen Arbeitern „eine Ergötzlichkeit“ = Brot, Wein, Schafkäse und für die Pferde auch Hafer. Bei weiten Fuhren wurde ihnen das Maut- und Stallgeld ersetzt. Allgemein klagten die Herrschaften über die schwachen und untauglichen Pferde unserer Bauern, die für sehr weite Fuhren nicht zu brauchen waren. Brannte ein Bauer ab, so erhielt er drei Freijahre und brauchte da keine Robot leisten.

1569 schnitten die 110 Hauer von Asparn a. d. Z. je drei Tage Getreide, die 10 Bauern und 24 Hauer von Olgersdorf arbeiteten je einen Tag im Heu, beim Grummet und beim Haferschöbern, ebenso die Schletzer (11 Bauern und 30 Hauer). Die Staatzer Herrschaft hatte für ihre Robot 62 Ganz-, 94 Halb- und 64 Viertellehner; die Enzersdorfer, Kautendorfer und Ehrnsdorfer waren zu 40 Robottagen im Jahr verpﬂichtet, die von Schoderlee zu 52, die von Asparn zu 104 und die von Olgersdorf und Schletz zu 156 Tagen jährlich. Die Staatzer, die ins Bergschloß Wasser führten, bekamen einen Lohn (1569 = 14 ﬂ. 4 Schilling). Wollte ein Bauer statt der Naturalrobot das Geld zahlen, so entrichtete der Ganzlehner 4 ﬂ., der Halblehner 2 fl. und der Viertellehner 1 fl. (zum Vergleich: 1 Metzen Hafer kostete 7 kr., eine Gans 16 den, 1 Ente 12 den, 1 Pfund Inslet 2 kr., eine Henne 3 kr., 10 Eier 1 kr. und ein Drescher bekam 20 den Taglohn. Der Schloßwächter in Staatz erhielt jährlich 30 ﬂ., der Binder 36 ﬂ., der Gefangenenaufseher 30 ﬂ. und ein Wagenknecht für alles 37 ﬂ.).

Zum Schloß Zistersdorf gehörten 238 untertänige Roboter, über die aber sehr geklagt wurde, da sie schlecht arbeiteten. Bei der Wilfersdorfer Herrschaft war 1641 in den Gemeinden die Robot der fürstlichen Untertanen in folgender Weise geregelt: Wilfersdorf 16 Roßroboter und 35 Handroboter, Bullendorf 19 + 24, Kettlasbrunn 31 + 42, Obersulz 28 + 42, Blumenthal 16 + 26, Loidesthal 34 + 18, Ringelsdorf 71 + 17, Waltersdorf 32 +0, Großkrut 6 + 9, Ketzelsdorf 4 + 18, Wetzelsdorf 10 + 5, Poysdorf 6 + 60, Mistelbach 70 + 138, Lanzendorf 2 + 7, Hüttendorf 8 + 10, Wind. Baumgarten 0 + 3, Erdpreß 0 + 0, Maustrenk 0 + 1, Wolfpassing 1 + 0 und Eibesthal 0 + 0.

Bei uns wurden die Bauern durch die Robot nicht so hart bedrückt wie in den Sudetenländern, wo es oft deswegen zu Unruhen kam (1652, 1665, 1668, 1673 und 1680), so daß der Kaiser Robotpatente erließ, um dem Bauernstande zu helfen (1680, 1717 und 1738). Bei uns zeigten sich die Bauern um 1680 recht widerspenstig gegen die Wilfersdorfer Herrschaft; 1709 forderte der fürstliche Amtmann, daß in Poysdorf von den Handwerkern „ein proportierliches Robotgeld“ zu erzwingen wäre. 1716 begehrten die Mistelbacher und Wetzelsdorfer Befreiung von jeder Robot. Die Beamten in Wilfersdorf bezeichneten die Poysdorfer, Kettlasbrunner, Mistelbacher und Eibesthaler als halsstarrige und eigensinnige Untertanen, die bei der Robot die Beamten bedrohten (1732). In Wetzelsdorf zahlte 1744 ein Halblehner 8 ﬂ. Robotgeld, ein Viertellehner und eine halbe Hofstatt je 4 ﬂ.

In den nächsten Jahren besserten sich die Verhältnisse, da, die Regierung eine weitgehende Urbarialreform durchführte, die auch die Robotfrage regelte. Die entehrenden Strafen wie Prangerstehen, Eselreiten, Prügelstrafe usw. waren verboten; der Bauer bekam seine Menschenwürde. Das Höchstmaß der Robot betrug bei den Bauern 2 bis 3 Tage in der Woche, bei Inleuten 13 Tage im Jahr; Sonn- und Feiertage waren robotfrei. Weite Fahren brauchte der Bauer in der Heu- und Erntezeit nicht leisten. Im Jahr waren 20 Meilen normal, das Höchstmaß aber 40 Meilen. Wer absichtlich einen Robottag versäumte, mußte dafür 2 Tage leisten. Invalide und Leute über 60 Jahre waren befreit. Die erwähnten Ergötzlichkeiten wurden, wo es Sitte war, beibehalten. Einen Zugrobottag schätzte man auf 20 kr., einen Handrobottag auf 6 kr, (1 Pfund Butter = 12 kr., der Botenlohn von Nieder-Absdorf bis Lundenburg 15 kr.). Jede Gemeinde hatte einen Robotvertrag mit der Herrschaft zu machen, der dem Kreisamte vorzulegen war. Dieses schaute genau darauf, daß dem Bauer nicht allzu große Lasten aufgebürdet wurden. Gerne sah es die Regierung, wenn die Robot in Geld abgelöst wurde Dadurch konnte die Herrschaft Pferde einstellen für ihre Arbeiten; der Bodenertrag stieg beim Herrn und beim Bauer.

1790 und 1791 verlangte der Staat die Ablösung von Robot und Zehent, doch die Stände zögerten und die Regierung hatte nicht den festen Willen. Allgemein klagte man über den geringeren Ertrag der Robot, die nicht mehr zeitgemäß wäre.

Die Staatzer Herrschaft forderte von einem Ganzlehner 10 Robottage im Jahr und 18 ﬂ. im Geld und von einem Halblehner 6 Tage sowie 9 ﬂ. Im Jahre 1795 begehrte sie 24 Tage ohne Entgelt und 32 Tage gegen Bezahlung sowie 13 fl. Robotzins. Dagegen wehrten sich die Gemeinden Staatz, Enzersdorf, Ehrnsdorf, Waltersdorf und Frättingsdorf und verlangten vollständige Befreiung von der Robot gegen einen billigen Geldzins. Das Kreisamt in Korneuburg, das zu vermitteln suchte, hielt mehr zu den Bauern und fand die Forderungen der Herrschaft zu hoch; schon in den alten Robotverträgen waren die Bauern hier überlastet worden, denn damals lag in der Umgebung von Staatz Militär, das die Gemeinden einschüchterte; mit den 3000 ﬂ. Robotgeld, das die Herrschafft einnahm, konnte sie die 200 Joch bewirtschaften. Auch die Landesregierung erklärt die Forderungen der Herrschaft zu übertrieben. Der Streit dauerte eine Zeitlang, bis ihn der human denkende Fürst Colloredo selbst durch einen Vergleich beendete; denn er verstand den Geist der Zeit und die Ideen der Humanität und Aufklärung erfüllten diesen Grundherrn, der mit seinen Untertanen gut auskommen wollte.

1798 erschien wohl am 1. September ein Ablösungsgesetz, das nichts Neues brachte, so daß alles beim alten blieb.

Als das Kreisamt 1804 von allen Herrschaften die Robotverzeichnisse abforderte, war die Regierung mit diesem Schritt sehr unzufrieden und erteilte dem Kreishauptmann eine Rüge. Es zeigte sich da das Metternichsche System, das die Ideen der Aufklärung und des Bauernschutzes begrub; denn nur das Alte verleihe dem Staate Kraft und Stärke, während das Neue die breite Masse verwirre und Unruhen stifte, wie man es in Frankreich sehen könne.

Die letzte Robotleistung der Poysdorfer geschah im Februar 1848, als das fürstliche Herrenhaus eingerissen wurde, das „auf der Wiese“ stand. Der Neubau unterblieb und die Stelle ist heute noch ein Acker; die Steine, Ziegel und den Schutt führten die Bauern auf die Feldwege.

Die Grundablösung bestimmte eine Entschädigung der Robot, die aber nicht zu hoch war. Nicht berechnet wurde die Robot der Häusler und Inleute. Nach dem Kornpreis wurde die Vergütung festgesetzt, und zwar ein Pferdezug mit 9/13 Metzen Korn und ein Ochsenzug mit 9/20 Metzen. Die in Geld abgelöste Robot wurde nicht einbezogen.

Quellen:

Dr. B. Bretholz „Das Nikolsburger Urbar 1414“.

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinschen Hausarchiv in Wien und die Dietrichsteinschen in Nikolsburg.

Dr. V. Bibl „Das Robotprovisorium für Niederösterreich vom 20. Juni 1796.“ im „Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich 1908

Karl Grünberg „Die Bauernbefreiung.“

Veröffentlicht in: „Österreichische Weinzeitung“, 1948, Nr. 18, S. 150

Die Robot [1654 –MiLa-Zeitung]

Die Robot war früher eine Arbeitsleistung, die der Bauer seinem Grundherrn zu verrichten hatte; sie haftete an dem Besitz, nicht an der Person. Eingeteilt wurde sie in Zug-, Hand- und Fußrobot; die erste umfasste alle Pferdearbeiten und Fuhrdienste, die zweite alle Handarbeiten, wie Mähen, Binden, Dünger breiten, alle Weingartenarbeiten, Lesen, Pressen, Straßen und Wege herrichten, Schneeschaufeln, Jagddienst usw. die dritte waren Botengänge. Das Wort Robot ist polnischen Ursprungs, die deutsche Bezeichnung war Fronarbeit - Herrenarbeit. Nach dem Nikolsburger Urbar führten die Bauern von Zwentendorf 1414 der Hagenberger Herrschaft das Heu ein, die von Altmanns ackerten jeder zur Saatzeit einen Tag und hatten außerdem 3 Tage Holz im Walde zu maisen. Die von Mistelbach führten jeder 3 Fuhren Holz in das Haus (Burg) in Mistelbach. Die genau festgesetzte Robot hieß die gemessene, das Gegenteil war die ungemessene; da konnte der Grundherr jederzeit die Arbeit der Untertanen beanspruchen. Hatten die Herren keine Arbeitsmöglichkeit für ihre Bauern, so zahlten diese dafür einen Geldbetrag; z. B. hatten 1537 die Liechtensteinischen Untertanen von Mistelbach, Poysdorf, Ketzelsdorf, Wetzelsdorf und Krut 744 fl Robotgeld zu entrichten; 1550 war es genauer angegeben: Poysdorf 114 fl 30 kr, Wetzelsdorf 37 fl 30 kr, Ketzelsdorf 151 fl 30 kr und Krut 40 fl 30 kr.

1563 führte der Kaiser Ferdinand I. auf das Drängen der weltlichen und geistlichen Grundherren die ungemessene Robot allgemein ein, was für die Bauern ein schwerer Schlag war. Die Herrschaft Asparn a. d. Zaya schätzte das Robotgeld von einem Ganzlehner auf 4 fl, von einem Halblehner auf 2 fl und von einem Viertellehner oder Hofstättler auf 1 fl. Die Asparner, Schletzer und Olgersdorfer hackten im Walde das Holz ab und führten es heim. Die Hauer von Asparn schnitten das Getreide - jeder 3 Tage à 3 kr -, die Olgersdorfer und Schletzer roboteten einen Tag im Heu, im Grummet und beim Haferschobern. In Zistersdorf waren 238 Untertanen robotpflichtig, ihre schlechte Arbeit wird besonders hervorgehoben. Angeblich stellten 1590 die Fünfkirchner dem Markte Poysdorf einen Freibrief aus, der sie ihr Leben lang von jeder Robot und allen Herrengaben befreite. Abbrändler genossen gewöhnlich drei Freijahre, damit sie sich wirtschaftlich erholen. Nach dem Liechtensteinischen Urbar von 1596 zahlten in Poysdorf 14 Halblehner 3 fl Robotgeld, die 8 Viertellehner 14 Schilling, 32 Hofstättler 12 Schilling und die Froschmühle war frei. Bei Holzfuhren aus dem Walde warfen die Bauern gerne Scheiter weg, um leichter fahren zu können; am Bestimmungsort zeigte sich dann ein geringes Maß. 2 Boten der Wilfersdorfer Herrschaft, welche Briefe und schriftliche Anordnungen auszutragen hatten, erhielten als Jahreslohn 60 fl - dazu leisteten die Poysdorfer 24 fl Beitrag; man wählte hiefür Inleute, die den Schutz der Liechtenstein genossen; doch brauchten sie nur eine Meile Weg zu gehen (1654).

Nach einem undatierten Schreiben war für die Liechtensteinischen Untertanen der Wilfersdorfer Herrschaft die Robot in folgender Weise geregelt:

|  |  |  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- | --- | --- |
| Gemeinde | Ross- | | Fuß- | | Handrobot à 3 Tage |
|  | 2 Tage | 1 Tag | 2 Tage | 1 Tag | wöchentlich |
| Wilfersdorf | 11 | 1 | 19 | 14 | 30 |
| Obersulz | 6 | 92 | 23 | 30 | 50 |
| Poysdorf | -- | 2 | 52 | -- | 60 |
| Mistelbach | 6 | 13 | 116 | 36 | 108 |
| Kettlasbrunn | 15 | 2 | 50 | 10 | 65 |
| Erdberg | 9 | 10 | 17 | 172 | -- |
| Großkrut | -- | 3 | -- | 23 | 14 |
| Ketzelsdorf | 4 | 8 | 28 | 3 | 17 |
| Wetzelsdorf | -- | -- | 8 | -- | 9 |
| Eibesthal | 8 | 4 | 16 | 28 | 47 |

Die Poysdorfer waren über diese Handrobot sehr ungehalten, weil sie fürchteten, dass die Inleute abwandern würden und sie hätten keine Taglöhner. Hier in Poysdorf fehlten Arbeitskräfte, der Markt sei offen, habe keine Mauern und die Feuergefahr wäre wegen des Verkehrs immer ein drohendes Übel. Keine Robot leisteten da der Gemeindewirt und die Müller. Fuhren die Mistelbacher außer des Landes, so hatten sie im Winter täglich 3 Meilen zurückzulegen, im Sommer aber fünf; wegen der Botengänge konnten sie ihnen entweder 30 kr zahlen oder die Inleute gingen selbst.

Unsere Bauern wurden nicht so hart bedrückt wie die in den Sudetenländern, wo es häufig zu Unruhen und Robotverweigerung kam, sodass der Kaiser in Wien Robotpatente erließ, 1680, 1717 und 1738, in denen er von den weltlichen und geistlichen Grundherrn verlangte, dass sie den Bauern aus Barmherzigkeit und christlicher Nächstenliebe doch menschlich behandeln mögen; leider geschah nichts, wer die Robot verweigerte, musste Prangerstehen, Eselreiten, die doppelte Robot verrichten und in Wien oder Ungarn Arbeiten bei den Schanzen verrichten. Das Muster eines hartherzigen Amtmannes war Klaudio Bene in Steinabrunn, der im Grabe keine Ruhe fand und um Mitternacht herumgeisterte. Trotzdem gab es immer Klagen der Herrschaften: die Robot sei schlecht, die Leute kämen zu spät und gingen früher vom Arbeitsplatz, sie schicken Kinder oder alte gebrechliche Leute, seien widerspenstig und frech; anderseits musste der Bauer mehr Pferde und Dienstboten halten oder seine Kinder frühzeitig zu den schweren Arbeiten verwenden; seine Arbeiten vernachlässigte er und der Bodenertrag war gering. Die Gemeinde Wetzelsdorf verlangte 1716 von der Wilfersdorfer Herrschaft die Befreiung von jeder Robot; der Poysdorfer Marktrat beschloss 1718, dass jeder, der durch 20 Jahre das Bürgerrecht genossen, dann alles verkauft hatte und sich zur Ruhe setzte, frei von jeder Abgabe, Umlage und Robot sein sollte - da ist die Gemeinderobot zu verstehen. Verlor ein Bauer sein Pferd, so leistete er die entsprechende Handrobot; ereigneten sich Unfälle, so gewährte die Herrschaft einen Beitrag zu den Baderkosten. Alte, Gebrechliche und Taglöhner waren meist robotfrei. Mancher Bauer verkaufte Felder und Weingärten, ohne sie in der Herrschaftskanzlei anzumelden und begehrte dann einen Nachlass der Abgaben und der Robot. Die Aufsicht über die Roboter hatte der gefürchtete Drabe, der mit seinem Stock manchmal zuschlug, oder ein Grenadier; dieser holte gewöhnlich die ungehorsamen Bauern zur Robot oder begleitete die Fuhrwerke nach Wien; denn die Sicherheitsverhältnisse auf der Brünner Straße waren oft recht ungünstig; auch ließen die Bauern gerne Fußgänger mitfahren und verlangten dafür Geld. Die Herrschaft gab bei weiten Fuhren das Maut-, Brücken- und Stallgeld und für die Pferde eine Haferzubuße.

1720 entrichteten die Liechtensteinischen Untertanen in Poysdorf ein Robotgeld von 154 fl 30 kr. Handwerkern, Gewerbetreibenden oder weit entfernt wohnenden Untertanen gewährte die Herrschaft eine Ablösung der Robot in Geld, so zahlten z. B. 1731 ein Mistelbacher Glasermeister, der Wilfersdorfer Bader Josef Winkler, der Hauer Mathias Hugl und der Bindermeister in Wilfersdorf je 6 fl jährlich, Leopold Käpfer von Wolfpassing 1 fl 45 kr, die 24 Untertanen in Krut (à 1 fl 30 kr und 3 fl 30 kr) = 97 fl 30 kr, der Erdberger Schmid 6 fl, der in Ebersdorf 15 fl und Thomann Fuhrmann auch 15 fl. Schlechte Roboter waren die Mistelbacher, Obersulzer, Poysdorfer und Kettlasbrunner, die auch alle ungehorsam und halsstarrig waren, denn sie wollten sich der Obrigkeit nicht fügen und ihren Anordnungen nicht gehorchen. Da wurden Strafen angedroht, wenn sie nicht roboten wollten: für einen Ordinaritag 1 fl 30 kr, kam einer zu spät 1 fl und für einen Rossroboter 4 fl. Die Prügelstrafe schaffte der Staat 1738 ab. Die Arbeitszeit dauerte 10 Stunden, Sonn- und Feiertage waren frei. Für die Roboter buk der Wilfersdorfer Hofpfister das Gesindebrot, bei der Ernte und Lese gab es auch Fleisch. Pfarrer, Benefiziaten und Spitalstiftungen durften keine Robot verrichten. Die Ortsrichter hatten die Pflicht, die Robot 24 Stunden früher einzusagen; dafür waren sie von der Arbeit befreit, ebenso manchmal die Kirchenväter. Als die Regierung 1754 viele Feiertage aufhob, wuchs die Zahl der Arbeitstage. Trotzdem stieg von Jahr zu Jahr die schuldige Robot, weil die Bauern bei den Truppendurchmärschen zu Vorspannleistungen herangezogen wurden.

Nach dem Liechtensteinischen Grundbuch leisteten in Poysdorf die Besitzer von Nr. 269, und 270, 272 alt, der Poysbrunner Herrschaft eine Handrobot, die von 126, 187, 189 und 199 je 2 Tage und 271 drei Tage Rossrobot in der Woche; die jesuitischen Untertanen zahlten ein Robotgeld z. B. das Halblehen 86 alt, jährlich 7 fl 42 kr, das Ganzlehen Nr. 74 8 fl 24 kr, die Hofstatt Nr. 56 6 fl 8 kr. 1768 bearbeiteten in Poysdorf die Handroboter die 24 Viertel Weingärten „In Lehenbergen”, schoren die Schafe, machten das Heu, breiteten den Dünger, halfen beim Zehenteinführen und im Zehentkeller, dazu zahlte der Markt für die Boten noch 11 fl.

Nun sollten sie auch noch die Hasen, die der fürstliche Revierjäger schoss, nach Wilfersdorf tragen; früher besorgte diese Arbeit der Jäger selbst; geschossen waren im Jahre 1764 111 Stück, 1765 139, 1766 140, 1767 171, 1768 105 Hasen. Von den 240 Häusern des Marktes gehörten 82 nach Wilfersdorf. Nach langem Hin- und Herraten übernahmen sie der Hofbinder und der Postmeister zum Verkauf.

Im Zuge der großen Urbarialreform wurde auch die Robot vom Staate geregelt. Rossroboter brauchten wöchentlich nur 2 Tage roboten, höchstens 3 Tage. Diese mussten genau bestimmt werden. z. B. Montag, Dienstag und Mittwoch; ausgefallene Robottage durften nicht eingebracht werden. Die Regierung sah es gerne, wenn die Robot in Geld abgelöst wurde; die Summe zahlte der Bauer jährlich in 2 Raten zu Georgi und Michaeli. Am 15. Juni 1772 erlegte der Mistelbacher Kaufmann Johann, Georg Arthaber (heute Warenhaus Pemsel) als Ablösung in Wilfersdorf 2200 fl und war von jeder Robot frei. Kriegsbeschädigte, Kranke, Alte über 60 Jahre, die Ortsrichter, die Viertelleute, die fürstlichen Hofwirte und Kirchenväter waren auch frei. Manche Herrschaft verkaufte nun einzelne Gründe, da ihr die Arbeitskräfte fehlten. Verboten waren die entehrenden Strafen (Prangerstehen, Eselreiten und Prügelstrafe).

Am 24. Oktober 1773 setzte die Wilfersdorfer Herrschaft die Handrobot von 52 Tagen auf 26 im Jahre herab; die Arbeiter erhielten Korn, Brot und andere Ergötzlichkeiten, nicht aber die, welche weniger Robot verrichteten. 1783 klagte in Poysdorf der ehemalige jesuitische Viertellehner Josef Ebenauer, der nach der Aufhebung des Jesuitenordens Liechtensteinischer Untertan war, dass sein Robotgeld von 14 fl zu hoch sei; der Halblehner Franz Lewitsch zahlte 11 fl 42 kr, der Hofstättler Leopold Lewitsch 6 fl 18 kr, der Patzenhäusler Andreas Erger 7 fl 40 kr, der Halblehner Anton Exter 11 fl 40 kr und Johann, Georg Strobl 11 f1 57 kr; durch Jahre hatten sie die Beträge den Jesuiten bezahlt, nun forderten sie wegen Geldmangel die Naturalrobot. Die Herrschaft hatte keine Arbeit für sie; weit schicken konnten sie diese Leute nicht, weil sie bei einem langen Weg mehr Schaden als Nutzen anrichteten. Andere Dörfer verhielten sich ruhig und waren zufrieden, nicht aber die Poysdorfer, die jetzt mach dem großen Reformwerk wieder zur alten Zeit zurückkehren wollten.

1788 berechnete Wilfersdorf einen Entgang von 4992 Robottagen à 9 kr = 748 fl 48 kr. Die fürstlichen Beamten aus Wilfersdorf wurden von den Poysdorfern abgeholt, wenn sie im Markte Arbeit hatten und auch heimgeführt; die Grundbuchsitzungen, die im Markte abgehalten wurden, zahlte die Gemeinde 60 fl (Licht und Beheizung inbegriffen) auch die Beamten holten die Poysdorfer von Wilfersdorf und brachten sie zurück; dafür war jedem Bauern der weite Weg erspart.

In Ketzelsdorf zahlte 1808 ein Halblehner 6 fl 30 kr Robotgeld, mancher 9 fl 45 kr, ein Hofstätttler 3 fl 15 kr, ein Kleinhäusler 1 fl 30 kr und ein Ganzlehner 19 fl 30 kr.

In Poysdorf bestand eine eigene Robotbeschließung, zu der die Halb- und Viertellehner sowie die ganzen und halben Hofstättler je 2 Vertreter entsandten. Im Vormärz begehrten viele Bauern die Naturalrobot, weil es in dieser wirtschaftlichen Krisenzeit wenig Geld unter den Leuten gab.

1846 sprach man von der Aufhebung der Robot, doch verhinderten die Stände diese soziale Tat. Im Sturmjahr 1848 stellte der Schlesier Hans Kudlich im Reichsrat am 26. Juli den Antrag, dass der Staat Robot und Zehent aufhebe; am 7. September war der Antrag Gesetz und der Bauer aus der Erbuntertänigkeit entlassen. Eine neue Zeit brach für diesen Stand an.

Neben der herrschaftlichen Robot gab es noch eine Gemeinderobot; dazu gehörten: die Straßenpflege, Schotterführen, Herrichten der Feldwege und Brücken, Räumung des Ortsbaches und des Gemeindebrunnens, Herbeiführen von Ziegeln und Baumaterial für die Gemeindebauten usw.; auch sie wurde bezahlt. So kostete vor 1848 in Poysdorf das Herrichten der Wege 50 fl WW, für die 3 Rekrutenfuhren nach Korneuburg - sie blieben 3 Tage aus - legte 1827 der Marktrat 20 fl WW aus.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinschen Hausarchiv in Wien

Ratsprotokolle des Marktamtes Poysdorf

Veröffentlicht in: „Mistelbach-Laaer Zeitung“, 3. 4. 1954, S. 4 + 5 und

Mistelbach-Laaer Zeitung, 3. 4. 1954, S. 4 + 5

Die Sage von der weißen Frau

Der Glaube an strafende und gutgesinnte Haus- sowie Familiengeister findet sich in vielen Sagen unseres Volkes. Der Geist erscheint als weiße oder als schwarze Frau, warnt die Familie und verkündet ihr Freud und Leid, Glück und Unglück das über die Familie hereinbrechen wird; abwenden kann er das Böse nicht, weil nach dem Glauben unserer Ahnen das Schicksal stärker ist als die göttliche Macht. Kann man doch häufig im Volke den Satz hören: „Es war ihm vom Schicksal bestimmt“.

Weiße Frauen treten in Volkssagen unserer Heimat öfters auf: In Groß Schweinbarth ist es die mildtätige Frau Margaretha von Strattmann (nach G. Binger „Groß Schweinbarth“); in Bernstein im Burgenland, auf der hohen Feste in Salzburg, in der Wiener Hofburg, in Busau und in Gr.Ullersdorf in Nordmähren finden wir die Gestalt der weißen Frau; eine schwarze soll sich früher in der Staatzer Burg gezeigt haben (nach Markl „Staatz und Umgebung"). Der Dichter Grillparzer wählte die Sage von der weißen Frau als Grundlage für sein Schauspiel „Die Ahnfrau“, das im nordmährischen Schloß Groß Ullersdorf spielt und 1817 vollendet wurde. Allgemein heißt es, daß die Ahnfrau niemand anderer sei als die Perchta (auch Berta genannt) von Rosenberg, deren Familie in Krumau, Südmähren reich begütert war.

Hans V. von Liechtenstein, ein Sohn Jörgs IV. und der Hedwig von Potendorf, war durch die Hussitenkriege, die besonders die Besitzungen der Liechtenstein hart trafen und ihr Einkommen schmälerten, in große Geldnot geraten, sodaß er sich zu einer Geldheirat entschloß, die ihm helfen sollte. Seine Wahl fiel auf die Perchta von Rosenberg aus dem angesehenen Geschlecht der Rosenberg, mit dem die Liechtenstein schon früher bekannt waren. Daß unsere Adeligen ihre Frauen gern aus den Reihen des böhmischen und mährischen Hochadels nahmen, war damals eine bekannte Tatsache. Die Hochzeit fand im November 1449 statt, bei der ein Graf Johann von Schaumberg und Reinprecht von Wallsee als Zeugen anwesend waren. Die Schaumberger, die von 1249 – 1353 Ernstbrunn besaßen und dann in und um Obersulz begütert waren, gehörten zu den angesehensten Geschlechtern unserer Heimat, ebenso die Wallseer die ihren Besitz in Asparn, Stronsdorf, Wulzeshofen und Reinthal hatten.

Die Ehe war keine glückliche, so daß die junge Frau, die sehr mildtätig war, verbittert und vergrämt wurde; wiederholt bat sie ihre Geschwister, sie nach Krumau zu nehmen, weil es ihr in Nikolsburg und Feldsberg, wo das Paar meist lebte, nicht gefiel. Mit der Schwiegermutter, die sie nur „eine schlechte Haut“ nannte, vertrug sie sich gar nicht. Die Bewohner der zwei erwähnten Gemeinden verspotteten sie als „die Schuldnerin“. Auf einer Reise von Wien nach Nikolsburg war sie auf die Verpflegung durch fremde Leute angewiesen, so daß sich die Adeligen des Grenzlandes dieser Duldnerin annahmen; da waren es vor allem die Potendorfer, die sie unterstützten. Hans von Liechtenstein gab ihr den Markt Mistelbach, den Urbanauer Teich bei Dürnholz und den Hametteich bei Alt Lichtenwarth zu ihrem Unterhalt. Durch sie bekam die Gemeinde Ketzelsdorf 1460 den Wald und ihr Andenken wird jährlich durch einen feierlichen Gottesdienst nach den Weihnachtsfeiertagen hochgehalten.

In dieser schweren Zeit, als die Scharen des Georg Podebrand 1458 unsere Heimat plünderten u. brandschatzten u. der Kaiser Friedrich in ständiger Geldnot war, suchten die Liechtenstein in den Kämpfen zu vermitteln; sie liehen dem Kaiser Geld und waren bemüht, die traurige Lage der Bewohner zu mildern. Um 1460 bekamen einzelne Gemeinden einen Wald – Ketzelsdorf, Kl. Hadersdorf, Poysdorf und sicher auch die Pfarrkirche in Poysdorf. Die Frau verließ später Feldsberg und kehrte nach Krumau zurück (1470). Nach dem Tode ihres Mannes lebte sie noch 3 Jahre und starb am 3. Mai 1476; ihre Ruhestätte fand sie in Wien im Schottenkloster.

Nach dem 30jährigen Krieg wurde diese Frau zur weißen Frau von Neuhaus, wo sie ja niemals lebte. Damals suchten die Geistlichen und besonders die Jesuiten solche Geister- und Wundergestalten aus vergangenen Tagen für ihre Predigten. Der Jesuit Chanowsky († 1643) erwähnt die Sage zum ersten Mal ganz kurz, ebenso der Jesuit Krüger († 1671), während sie der Chronist der Familie Rosenberg, Wenzel Březan († 1619) gar nicht kennt. Erst Bohuslav Balbin († 1688) formulierte die Sage und machte Berta von Liechtenstein zum Schutzgeist der Familie Rosenberg. Grillparzer las diese Sage nach den napoleonischen Kriegen, lernte aber auch die von Groß Ullersdorf kennen, als er auf einer Reise durch Mähren das alte romantische Schloß hier sah, das seit 1468 im Besitz der Zierotin war; 1802 kauften es die Liechtenstein.

Das altersgraue Gebäude mit den düsteren Bäumen, dem geheimnisvoll plätschernden Gebirgsbach und dem großen anschließenden Wald macht in seiner einsamen Lage auf den Dichter einen starken Eindruck. Es war in unseren Augen, wenn wir in der Studienzeit am Abend vorbeigehen mußten, ein Geisterschloß, das wir aber stets mieden aus Furcht vor der Ahnfrau.

Grillparzer gab in der ersten Fassung seines Schauspieles dem alten Grafen den Namen Zierotion, besserte ihn aber dann in Borodin aus. Noch heute zeigt man in dem Schloß das Grillparzerzimmer, in dem der Dichter einst wohnte. Das Geschlecht der Zierotin starb 1934 aus, das der Dichter in seiner „Ahnfrau“ verewigen wollte. Mit Unrecht machte man unsere mildtätige Dulderin, die Frau Berta von Lichtenstein, zu einer weißen Frau.

Quellen:

Falke J. „Geschichte des fürstlichen Hauses Liechtenstein“

Dr. F. von Krones „Grillparzers Ahnfrau“ in der „Zeitschrift des Vereines für die Geschichte Mährens und Schlesiens“ 1897

Veröffentlicht in: „Mistelbacher Bote“, 5. + 12. 7. 1958, S. 2. bzw. S. 4

Die Sage von Wilhelmsdorf

In Mistelbach lebte ein stolzer und selbstbewußter Baron, namens Mechtl, der mehr sein wollte als der Kaiser in Wien. Wenn er ausfuhr, hatte er stets sechs prächtige Schimmel eingespannt, die große Bewunderung erweckten. Nach altem Recht durfte nur der Kaiser sechsspännig durch die Straßen fahren. Dem Baron wurde deshalb dieser Prunk verboten, da er nur dem niederen Adel angehörte. Nun richtete er sich sechs Hirsche ab, die er einspannen wollte. Seine Feinde, die es rechtzeitig erfuhren, dachten nun nach, wie sie ihn vor aller Welt lächerlich machen könnten. Sie kauften eine größere Zahl von Hetzhunden, die bei der Ausfahrt des Mechtl die Hirsche zerreißen sollten. Der Baron, der von diesem Plan Nachricht erhielt, wußte sich nicht zu helfen. Sein treuer Diener Wilhelm fand einen guten Ausweg. Er fing auf dem Felde viele Hasen, sperrte sie in zwei Kisten und lud sie auf den Wagen. Der Baron fuhr mit seinen Hirschen nach Wien, wo ihm seine Leute zujubelten. Auf einmal erschienen die Hetzhunde. Der Diener öffnete rasch die Kisten, die Hasen liefen durch die Straßen und die Hunde hinter ihnen her. Alles lachte und klatschte dem Baron Beifall, der den Streich seiner Feinde geschickt vereitelt hat. Die Feinde verklagten den Mechtl beim Kaiser, der ihn zu einer schweren Strafe verurteilte; entweder würden aus seinem Körper drei Pfund Fleisch herausgeschnitten oder er sollte von der verwunschenen Jungfrau in Babylon den kostbaren Zauberring herbringen. Das war ein hartes Urteil. Was sollte er nun anfangen? Wieder war es sein Diener, der hier Rat wußte und die Aufgabe gut zu lösen versprach. Voll Zuversicht reisten beide ab und gelangten glücklich nach Babylon, wo die Jungfrau in einem prächtigen Schloß wohnte, das von wilden Tieren scharf bewacht wurde. Nur in der Mittagsstunde von 12 bis 1 Uhr durften Menschen in das Innere eindringen. Die beiden betraten vorsichtig das Zimmer, in dem die Jungfrau bei einem Tische saß und die Fremden zu einem Kartenspiel einlud. Sie setzten sich nieder und ein Diener brachte drei volle Weingläser herbei. Wilhelm wußte von einer alten Zauberin, daß in den zwei Gläsern ein starkwirkendes Schlafmittel sich befand, während das der Jungfrau reinen Wein enthielt. Wilhelm ließ plötzlich eine Karte unter den Tisch fallen, die der Baron aufnehmen wollte, doch er hinderte ihn daran, sodaß es die Schloßfrau tat, die nicht so schnell war. Rasch tauschte Wilhelm die zwei Weingläser aus und der Herr hatte reinen Wein. Gleich darauf stießen alle drei an und tranken. Wilhelm goß den Wein hinter seine Halsbinde.

Sofort zeigte sich die Wirkung; denn die schöne Herrin legte die Hände auf den Tisch und schlief fest ein. Wilhelm streifte ihr den Zauberring vom Finger, steckte ihn in seine Tasche und beide eilten davon. Als es ein Uhr war, bemerkten die Tiere das Unglück und sie nahmen sofort die Verfolgung der beiden Männer auf, die aber einen weiten Vorsprung hatten. Glücklich erreichten sie das Meer, wo sie gleich das Boot bestiegen und abfuhren. Wilhelm schaute noch auf die Küste zurück, wo die vielen Tiere ratlos standen und die Verfolgung einstellen mußten. Da tauchte plötzlich eine große Kröte auf, die mit einem Fuß in das Boot griff. Sofort zog der Diener sein Schwert und schlug mit einem Streich den Fuß ab, während das Tier in den Fluten versank. Glücklich gelangten beide in die Heimat, wo der Baron dem Kaiser den Zauberring übergab, der ihn gut verwahrte. Alle staunten über den Mut Mechtls, der die Treue des Dieners zu würdigen wußte. In seiner Bescheidenheit begehrte er nur soviel Land, als er mit einer Ochsenhaut umspannen könnte. Lächelnd gewährte ihm der Herr die Bitte. Der schlaue Wilhelm schnitt aber aus der Haut ganz dünne Streifen und umspannte ein großes Feld. Dazu baute er sich einen Hof; Ansiedler kamen und gründeten eine Siedlung, die sie Wilhalmsdorf nannten. Später entstand das Wort Wilhelmsdorf. Der Baron nahm den Krötenfuß in sein Wappen, das man früher an der Vorderwand des Tulserhofes in Mistelbach sah. (Die Sage erzählte mir der Hauer Josef Bonner in Poysdorf, Andras Hofergasse)

Veröffentlicht in: „Mistelbach-Laaer Zeitung“, 4. Juli 1953, S. 4

Die Saliterei in Poysdorf

Dort wo heute die Dampfmühle, der Friedhof und die „Burg“ mit den umgebenden Wohnhäusern stehen, war im Jahre 1760 ein öder Platz, der wegen seiner großen Feuchtigkeit nicht benutzt werden konnte. Man trieb die Schafe hieher, damit sie das Gras abweiden. Auf der Anhöhe bemerkte man einen Holzschupfen, in dem die Tiere bei Regenwetter eine Zufluchtsstätte hatten. Das alte, baufällige Walterskirchner Tor stand ganz verlassen da; niemand kümmerte sich um dieses Bauwerk, da ja die Türken- und Kuruzzengefahr längst vorüber waren. Die mächtigen Holztore waren verschwunden, Kinder spielten da und kletterten an den zerfallenen Mauern herum. Der Weg neben dem Mühlgraben war die alte Walterskirchner Straße. In dem Mühlgraben floß das Wasser aus dem Poybach zur Singermühle; Weidenbäume standen an den Ufern. Durch ein gewaltiges Wehr beim Ganserlpark wurde das Wasser des Poybaches gestaut, so daß es in den erwähnten Graben fließen konnte. Auf der „Wiese“ weideten die Kühe und Kälber unter der Aufsicht eines Hirten.

Hier war der geeignete Platz für eine Salitersiederei; die Erde enthielt damals mehr Salitersalz oder Salpeter als heute. In den „Neidharten“ hieß ja der Feldbrunnen „Salzbrunn“, im Seegrund gab es genug Salitersutten und Naßgallen, die ganz unfruchtbar waren. Das Trinkwasser der meisten Brunnen in der Stadt hat noch jetzt einen Salitergeschmack. Um diesen Salpeter zu gewinnen, errichtete man in der Zeit der Napoleonischen Kriege viele Siedereien bei uns. Die äußeren Umstände waren ja solchen Unternehmungen günstig. Der Staat brauchte in diesem langen Kriege den Salpeter zur Erzeugung des Schießpulvers. Durch die Kontinentalsperre war die Einfuhr ausländischer Erzeugnisse unmöglich gemacht; jedes Land mußte sich selbst versorgen. Geld gab es auch genug, die Notenbank in Wien arbeitete fleißig und die Armeelieferanten waren zu allen Zeiten Schwerverdiener.

Wann in Poysdorf die Saliterei gebaut wurde, ist nicht bekannt. Im Jahre 1822 erwähnt sie schon die Franziszeische Aufnahme; es heißt da, daß im Hause Nr. 336 – heute Nr. 212 – eine k.k. Saliterei bestand. Schweidhardt führt sie 1834 als Salpetersiederei an. 1845 besaß sie der Salitermeister Wimmer und 1852 ein gewisser Tamerus.

Wie gewann man hier den Salpeter? Das Verfahren war ganz einfach; denn man beschränkte sich darauf, die salpeterhältige Erde auszulaugen, die bei uns in dem Boden des Ackers und unter den Häusern und in den Kellern gefunden wurde.

Der Salitermeister konnte mit seinen Arbeitern überall graben, wo er Salpeter vermutete. Da wurde er manchem Hausbesitzer unangenehm und, wer die Mittel dazu hatte, griff zur Bestechung. Er gab dem Meister einen Geldbetrag, der dann um ein Haus weiter ging. Niemand durfte ihm den Eintritt in Haus, Hof, Garten und Keller verwehren. Zum Versieden der Salpeterlauge brauchte man zuerst mehrere Holzkübel, die einen doppelten Boden hatten und zum Auslaugen dienten. Von hier floß die Lauge durch eine Rinne in das eigentliche Siedehaus, wo sie in einem Behälter gesammelt wurde. Im Siedehaus gab es zwei große Kessel aus Kupfer, die eine gemeinsame Feuerstelle hatten. Ueber dem einen Kessel stand ein Tropffaß. War die Lauge eingedampft, so mußte sie noch im heißen Zustande durch Holzasche durchgeseiht werden. Dieser Vorgang brauchte viel Arbeit und der Gewinn stand zur angewandten Mühe in keinem Vergleich. Einmal geschah auch ein Unfall, dem ein Menschenleben zum Opfer fiel. Ein Arbeiter stürzte in die kochende Lauge und zog sich so starke Brandwunden zu, daß er starb.

Im Jahre 1888 kaufte ein Johann Hotscher dieses Haus. Er war das Kind armer Leute und ging als Kellner nach Wien, wo er durch Fleiß und Sparsamkeit, aber auch begünstigt von dem Glück, Gastwirt wurde. Für die Marktgemeinde spendete er größere Beträge; so kaufte er im Jahre 1888 die Schulfahne, die noch heute in Verwendung steht. Sie kostete 200 Gulden. 1890 schaffte er um den Betrag von 1500 Gulden eine neue Turmuhr mit drei Zifferblättern an – die alte hatte nur zwei. Auch die Uhr auf dem Turm des Bezirksgerichtes stammt von ihm, die er 1897 spendete.

Heute heißt die ehemalige Saliterei im Volksmunde „Burg“ und ist ein Wohnhaus. Der Name Saliterei ist nicht mehr gebräuchlich.

Veröffentlicht in: „Mistelbacher Bote“, 1934

Die Schafzucht der Wilfersdorfer Herrschaft

Die blühende Tuchmacherei des Mittelalters benötigte die Schafwolle, so dass die Herrschaften Schäfereien (Schafflerhöfe) errichteten, die einen bedeutenden Nutzen abwarfen; bekannt ist ja der Satz aus jener Zeit: „Schäfereien, Brauhäuser und Teich machen die böhmischen Herren reich“.

Begründet war die Schafzucht in den wirtschaftlichen Verhältnissen der Gutsherren, die ja auf den Brachfeldern der Untertanen das Recht der Blumensuche besaßen, das von den Schafherden ausgenutzt wurde; rechnet man noch die vielen Wiesen und Weiden dazu, so war für die Schafe genug Raum; war der Ackerboden im Winter gefroren, so trieb der Schäfer die Herde aus; deshalb säte man die Winterfrucht sehr dicht, damit die Tiere genug Futter bekämen; in einem feuchten Winter blieben die Schafe im Stall, sodass sie erkrankten und eingingen; allgemein war man der Meinung, dass niedrige Ställe mit kleinen Fenstern den Tieren zuträglich seien.

Die Aufsicht über die Herde hatte ein Schafmeister, dem einige Knechte und Buben zur Seite standen; da sie auf ihren eigenen Nutzen schauten, sie besaßen auch einige Tiere, so kam der Schäferberuf in ein schlechtes Licht; er wurde „unehrlich“, d. h. er hatte keine Standesehre und durfte sich nicht zu den Bürgern und Bauern gesellen, da er aus der menschlichen Gesellschaft förmlich ausgeschlossen war.

Das Schafscheren besorgten die Handroboter, doch wurden die Tiere zunächst gründlich gewaschen; daran erinnert noch heute bei uns der Flurname „Schofwosch“. Gekauft wurde die Wolle meist von den südmährischen Juden, die sie dann an die Tuchmacher weitergaben.

Aus der Milch erzeugte man den bekannten Schafkäse, der auf den Märkten feilgeboten wurde und ein beliebtes Nahrungsmittel des Volkes war. Wiener Fleischhauer holten sich die Schlachttiere, da ja das Schaffleisch früher stark begehrt wurde.

Über die Anfänge der Schafzucht sind wir nicht unterrichtet; denn die Urkunden des Liechtensteinischen Hausarchives beginnen in dieser Hinsicht erst nach 1600.

Der Schafflerhof zwischen Reinthal und Bernhardsthal gab um 1560 einen jährlichen Nutzen von 150 fl. In Alt Lichtenwarth hatte 1623 der Schaffler Klug von Groß Glogau die Aufsicht; im gleichen Jahre wird der Schafflerhof in Kettlasbrunn erwähnt. Dass die Schäfer „Halunken“ waren, beweist der Fall von Walterskirchen, wo ein Knecht 161 Melkschafe nach Wilfersdorf und Kettlasbrunn trieb ( 1635); doch jede Herrschaft hatte ihre Tiere mit einem Merkzeichen versehen, sodass man jeden Betrug sogleich merkte; viel Schmalz und Käse lieferte die Wilfersdorfer Herrschaft damals nach Wien. Den Schafscherern reichte sie für ihre Mühe und Arbeit einen Trunk und einen Pfennig.

1640 wohnte ein Schafflerknecht in Wetzelsdorf. Vier Jahre später hatte die Herrschaft Schäfereien in Ringelsdorf, Mistelbach, Loidesthal, Kettlasbrunn und Wetzelsdorf; den Mistelbacher hatte sie früher um die Milch „verlassen“, nun gab sie ihn aber in Bestand; der Ringelsdorfer Schäfer gebrauchte das Salz, das ihm die Herrschaft überwies, für eigene Zwecke, nicht aber für die Schafe.

1650 kommen noch zwei Schafflerhöfe dazu: Ebendorf und Alt Lichtenwarth, doch gehörte der erste nicht nach Wilfersdorf.

Die nächsten Jahre waren dem Aufbau gewidmet, um die Wirtschaft wieder in Ordnung zu bringen, nachdem sie im Kriege so schweren Schaden gelitten hatte.

Eine genaue Übersicht gibt uns das Verzeichnis des Jahres 1653 (Stück).

|  |  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- | --- |
| Gemeinde: | in Bestand | bei der Zählung | Winterwolle  (Pfund) | Sommerwolle Pfund) |
| Kettlasbrunn | 725 | 1024 | 574 | 615 |
| Loidesthal | 490 | 794 | 350 | 450 |
| Ringelsdorf | 234 | 485 | 200 | 350 |
| Wetzelsdorf | 200 | 507 | 375 | 385 |
| Mistelbach | 140 | 326 | 175 | 240 |
| Eibesthal | 579 | 825 | 300 | 415 |
|  | 2368 | 3961 | 1974 | 2455 |

In Wilfersdorf kostete ein Zentner Wolle 19 fl und in Eibesthal 15 fl, eine Elle Sackleinwand 6 kr.

Der Zahlungstermin für den Bestand war früher St. Johanni und Martini, nach dem Schwedenkrieg Georgi und Michaeli; fürs Winterhalbjahr zahlte der Schafmeister in Wilfersdorf - 123 fl 45 kr, Kettlasbrunn - 450 fl, Loidesthal - 375 fl, Ringelsdorf - 224 fl 15 kr, Wetzelsdorf - 211 fl 30 kr, Mistelbach - 134 fl 15 kr; alte Kappen kosteten u. z. ein Stück - 20 Groschen, die jährigen Kappen 25 gr, ein altes Schaf zum Stechen 25 gr und ein Spatling 28 gr.

1657 zeigten sich die Schafkrankheiten - Blindheit und „Krumpheit“ - die vom giftigen Tau herrühren. Das saliterige Wasser schadete ihnen, ebenso wenn sie bei Reif auf die Weide getrieben wurden; in dem Fall bekamen sie Leber- und Lungenfäulnis; als Gegenmittel reichte man Knoblauch, Branntwein und ungelöschten Kalk.

An Steuern entrichtete die Herrschaft von je 100 Schafen 1 fl, von 30 Kühen 3 fl.

Wolle lieferte Wilfersdorf 886 Pfund, Ringelsdorf 929, Mistelbach 689, Kettlasbrunn 1003, Wetzelsdorf 887, Eibesthal 624 und Loidesthal 878 - zusammen 5896Pfund. Diesmal kauften sie Juden von Ung. Brod, doch musste die schwarze und weiße getrennt werden. Die Schaffler stahlen Wolle, sie waren große Diebe.

Am 3. Oktober 1658 wuschen die Roboter die Schafe und schoren sie; an Schafwolle bekam die Herrschaft 4771 Pfund, von den Lämmern 742, zusammen 52 Zentner 13 Pfund.

1659 betrug die Winterwolle 3965 Pfund - 1 Zentner kostete 21 ; die Sommerwolle 4560 ½ Pfund - 1 Zentner 23 fl.

|  |  |  |
| --- | --- | --- |
| Ort | Schafe | Milchgeld zahlt der Schäfer |
| Wilfersdorf | 819 | 15 fl |
| Kettlasbrunn | 420 | 20 fl |
| Loidesthal | 1198 | 20 fl |
| Ringelsdorf | 944 | 15 fl |
| Wetzelsdorf | 1037 | 15 fl |
| Eibesthal | 914 | 15 fl |
| Mistelbach | 980 | 16 fl |

Schafkäse und –schmalz von Hohenau verkaufte der Schaffler auf allen Märkten der Umgebung. In Poysdorf, Mistelbach und Obersulz waren je 2 Käsehändler, die gegen den Käseverkauf der Schäfer Einspruch erhoben, da sie ein Pfund Käse um 2 kr verkauften.

An Zehent reichten die Schaffler der Herrschaft … Schafe, 17 Schweine, 12 Indian, 25 Gänse, 10 Enten und … Hühner. Im Mai erhielt man von den 4488 Schafen 4224 Pfund Wolle, 338 Stück waren „umbgestande… 1661); im kommenden Jahre gingen 272 Tiere zugrunde, nur 1753 Pfund Wolle konnten verkauft werden. Die Wiener Fleischhauer holten sich von Wilfersdorf 465 Schafe à 36 kr.

Die Schaffler waren nachlässige Leute, die sich wenig um die Tiere kümmerten, sodass 1665 ein „Schafumbfall“ viele Stück wegraffte; sie bekamen „Kropf“, andere wieder „Eggel“; man zählte deshalb geringe Herden, die 3224 ¾ Pfund Wolle gaben und 1666 wieder 4419Pfund.

Heu- und Grummetbedarf der Schäfereien im Jahre 1667.

|  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- |
|  | Anzahl der Schafe | Heu - | Grummetfahrtln |
| Kettlasbrunn | 1148 | 63 | 10 |
| Wilfersdorf | 921 | 28 | 12 |
| Mistelbach | 947 | 21 | 20 |
| Eibesthal | 625 | 130 | 24 |
| Wetzelsdorf | 759 | - | - |
| Loidesthal | 1063 | 45 | 9 |

Die Schaffler waren große „Halunken“, da sie ihre eigenen schlechten Schafe unter die herrschaftlichen steckten; sie hatten gewöhnlich einen Meister-, einen Lampel- und einen Hammelknecht.

1668 bekam man von den 4196 Schafen 4074 Pfund Wolle - 1 Zentner kostete 20 fl, die nach Wr. Neustadt und Asparn a. d. Z. verkauft wurde.

Im Sommer übernahmen die Schaffler und Müller die fürstlichen Jagdhunde und Windspiele, damit sie nicht auf den Feldern herumliefen; letztere wurden im heißen Wasser öfters gebadet und mussten fleißig schwimmen; im Oktober zog die Herrschaft die Hunde wieder ein.

An Zehent reichten die Schaffler in diesem Jahre 13 Stück Gänse, 45 Hühner, 16 Schweine, 3 Enten, 87 Schafe und in Geld 29 fl 25 kr. Von Wilfersdorf schickte man Zuchtschafe nach Rabensburg und Ostra.

1669 lieferten 4343 Schafe: 3794 Pfund Sommerwolle, 4129 Pfund Winterwolle, 1337 Pfund Lämmerwolle, dazu kamen noch 15 Pfund der Fürstinnen und 485 Pfund der jungen Herrschaft; 1 Zentner Sommerwolle kostete 21 fl, Winterwolle 19 fl.

In dem strengen Winter des Jahres 1670 erkrankten viele Schafe, weil man sie nicht austreiben konnte; drum fütterte man sie mit Hafer; über die Schäfer klagte der Amtmann, dass sie den Weinkrug zu sehr liebten und ihren Dienst nicht genau nahmen; die hiesigen Fleischhauer kauften von der Herrschaft kein Vieh, aber ihren Schutz und Fürsprache begehrten sie in der Notzeit; dafür schmuggelten sie über die March genug Schlachtvieh herüber.

1671 gingen von 7160 Schafen 1678 zugrunde. 1672 waren 2364 Stück umgefallen und 732 umgestanden, auch 1674 und 1675 raffte eine Krankheit viele weg, sodass 3858 übrig blieben; die Schafe scherte man zu Georgi und Bartholomäi. Im gleichen Jahre kostete 1 Zentner Sommerwolle 17 fl und Winterwolle 15 fl. Da der Wilfersdorfer Schaffler erkrankte, begab er sich nach Voitelsbrunn ins Bad.

An Lämmern besaß 1675 die Herrschaft 1427 Stück, die 8 Zentner 57 ½ Pfund Wolle lieferten; zu Michaeli zählte man im Herrschaftsgebiet 4641 Stück, doch könnte der Fürst ganz ruhig 7000 Tiere haben. Leider wären die Schaffler ein nichtsnutziges Volk, das leichtsinnig und nachlässig ist; den Schaden der letzten Jahre müsse man den Schafflern ankreiden, denn nur sie trügen die Verantwortung für die großen Verluste; die Herrschaft benötigte alle Jahre zur Ausspeisung des Personals gegen 600 Tiere (wöchentlich 238 Pfund Schaffleisch)

1676 lieferten die 3544 Schafe 25 Zentner 64 Pfund Wolle und die 1284 Lämmer 7 Zentner 9 Pfund. Im folgenden Jahre bekamen die Schafe in Mistelbach, Eibesthal und Kettlasbrunn „Kropf und Egel“, sodass viele zugrunde gingen. Die Leute aßen nicht gerne das Schaffleisch, sodass die Herrschaft wöchentlich 24 Pfund Rindfleisch an das Personal verteilen ließ.

1678 kauften 3 Nikolsburger Juden von der Herrschaft die Wolle (die Sommer- 22 fl, die Winterwolle 21 fl für einen Zentner); man zählte in allen Schäfereien 6887 Stück, von denen sehr viele erkrankten; denn die niedrigen und dumpfen Stallungen sowie die schlechte Pflege trugen viel zu dem Massensterben bei. 9846 Pfund Wolle bekam die Herrschaft und konnte sie teilweise gar nicht verkaufen, weil in dem Pestjahr der Handel und Verkehr stockte. Die Wiesen bei Poysdorf und Wetzelsdorf durften im Jahr nur einmal gemäht werden, weil sie als Schafweide benutzt wurden.

Zu Georgi 1680 zählte man 5717 Schafe. Dazu kamen dann noch 2665 Stück; geschlachtet waren im abgelaufenen Jahr 681 Tiere. An Winterwolle nahm die Herrschaft 5644 Pfund ein, sodass sie einen Vorrat von 15 140 Pfund verzeichnete. Die Lämmer gaben 1423 Pfund Sommerwolle; da erschien wegen der Pest kein Käufer und kein Händler. In diesem Jahre mussten die Bediensteten fleißig Schaffleisch essen.

Aus der Wolle machte man Tuch, Decken und Kotzen; bevorzugt war bei uns auf den Jahrmärkten das Tuch von Iglau, Trebitsch und Trübau.

In dem strengen Winter 1680/81 trieben die Bullendorfer die fürstlichen Schafe von den hartgefrorenen Saaten in das Gemeindeschankhaus, von wo sie der Amtmann mit Gewalt den erbosten Bauern wegnahm; denn diese waren im Unrecht, da nach einem alten Brauch jede Herrschaft die Schafe auf die Wintersaaten treiben konnte, falls die Erde hart gefroren war; darum ließ der Amtmann die Rädelsführer auch einsperren. Schäfereien gab es damals in Staatz, Alt Ruppersdorf, Poysbrunn, Walterskirchen, Herrnbaumgarten, Alt Höflein, Alt Lichtenwarth, Steinebrunn, Hauskirchen und Bernhardsthal.

1681 besaß die Herrschaft zu Georgi 6558 Schafe, die machten in den Gemeindewaldungen einen bedeutenden Schaden, sodass sich die Wetzelsdorfer, Eibesthaler und Mistelbacher beklagten; denn sie waren durch Steuern und Robot ohnedies hart bedrückt.

Die 4844 Schafe gaben im nächsten Jahre 408 Pfund Wolle, ein Zentner kostete 18 fl; den Nutzen eines Schafes berechnete man mit 18 kr.

Dem Poysdorfer Kapuzinerkloster und dem der Franziskaner in Zistersdorf schenkte die Herrschaft 1684 je 2 Osterlämmer; die 2498 ¾ Pfund Wolle kaufte der Kremser Martin Fink – ein Zentner kostete 17 fl, doch mussten sie die Bauern bis Stockerau führen. Im Juli zählte man 4475 Schafe und im folgenden Jahre 3842 Stück, die 3062 ¼ Pfund Wolle lieferten.

Die Wilfersdorfer Herrschaft bezog zu ihrem Gebrauche meist Hanfleinwand von Ostra.

Zu Michaeli 1685 befanden sich in den Schafflerhöfen folgende Schafe: Wilfersdorf 607, Kettlasbrunn 1069, Loidesthal 1108, Mistelbach 533, Eibesthal 510, Wetzelsdorf 779. Im folgenden Jahre bekam die Herrschaft zu Georgi 50 Zentner 75 Pfund Wolle; ein Zentner Winterwolle kostete 20 fl, Sommerwolle 21 fl; von dieser erhielt man 36 Zentner 95 Pfund.

Die Schafflerknechte verließen um diese Zeit die fürstlichen Höfe und gingen nach Ungarn, wo solche gesucht wurden, da es hier an guten Schafflern mangelte.

1687 gaben 2188 Lämmer 15 Zentner 15 Pfund Sommerwolle, die 5377 Schafe 48 Zentner 60 Pfund.

1689 konnten die Tiere im strengen Winter nicht ins Freie getrieben werden, sodass 1492 Stück zugrunde gingen („Schafumbfall“); zu Michaeli hatte die Herrschaft 5955 Schafe und 1690 schon 6927 Stück. Die Wolle ging in diesen Jahren meist nach Wien.

Die meisten Gemeinden beklagten sich über den Schaden, den die Schafe an den Saatfeldern und in den Wäldern anrichteten; die erbosten Bauern von Bullendorf und Kettlasbrunn verjagten sie mit Prügeln und Hacken, mussten aber dann Strafe zahlen; auch der Herr von Fünfkirchen verbot dem Loidesthaler Schaffler das Weiden auf den Spannberger und Fellinger Gründen; nur in einen Wald, der 10 Jahre alt war, durfte Weidevieh getrieben werden, ebenso in ein sechsjähriges Maisholz, damit die Waldungen nicht so stark zu leiden hatten.

In dem strengen Winter des Jahres 1690 verendeten viele Tiere an den Blattern, die damals in allen Höfen auftraten. Die Krankheiten rafften in den nächsten Jahren viele hundert Schafe weg so z. B. 1692 auf allen Höfen 1931 Stück, 1693 waren es 171 und 1695 wieder 1468 Tiere; ein Zentner Wolle kostete 1692 25 fl; 1693 zählte man zu Michaeli 6408 Schafe, verkauft wurden an Wolle 43 Zentner 65 Pfund; der Nikolsburger Jude Pullirz nahm 40 Zentner 54 Pfund.

Die toten Schafe durfte niemand berühren, da jeder sonst unehrlich geworden wäre; nur der Abdecker konnte die Arbeit des Eingrabens besorgen, dem die erwachsenen Kinder halfen, die ja von jedem Handwerk ausgeschlossen waren.

Zählte man 1694 noch 6351 Schafe, so waren es 1595 nur 4531; dabei kostete 1 Zentner Wolle 33 fl und im folgenden Jahr 38 fl.

Als 1696 wieder 200 Stück zum Kropfen anfingen, ließ der Amtmann ebensoviel Tiere von Rabensburg kommen; zu Michaeli gab es 5086 Schafe.

Da man in dem strengen Winter des Jahres 1697 die Schafe nicht austreiben konnte, verlor die Herrschaft 984 Stück, sodass von Ebergassing besseres Zuchtmaterial geholt wurde. Die Zahl der Tiere belief sich auf 4271.

Leider waren die Schafmeister recht unverständige und eigennützige Männer, die nur auf ihren Vorteil sahen und in ihre Tasche wirtschafteten. Darauf kam der Amtmann im Jahre 1700, als er genau die Wirtschaft in allen Zweigen überprüfte; der Schaden betrug in Wilfersdorf 180 fl, in Kettlasbrunn 68 fl, in Loidesthal 44 fl, in Mistelbach 45 fl, in Eibesthal und in Wetzelsdorf 13 fl, zusammen 417 fl; der Mistelbacher Meister, der die überzähligen Tiere nachts rasch weggetrieben hatte, zahlte zur Strafe 50 Reichstaler. Damals kostete ein Schaf 36 kr, 1 Zentner Wolle ging auf 16 fl zurück; den Milchnutzen von 300 Mutterschafen berechnete man mit 60 fl.

Ein Meisterknecht bekam jährlich 28 fl, ein Lämmerknecht 20 fl, ein Hammelknecht 18 fl, ein …ling 16 fl, ein Mittreiber 12, ein Lamplmittreiber 8, ein Sauhalter 7, eine Dirn 11 und ein kleines Dienstmänsch 8 fl; die Auslagen für Kost schätzte man auf einen Tag gegen 12 kr für einen Dienstboten; im Jahr waren es 73 fl und für 10 Personen 730 fl. Der Meister und die Knechte hielten sich eigenes Vieh, auf das sie besser schauten als auf das der Herrschaft. Jeden Monat konnte der Meister 5 Kiefen Salz für die Schafe, im Jahr also 60 Kiefen à 46 kr 60 fl.

Zum Wilfersdorfer Hof gehörten 14 Gwanten Ackerland u. z. im ersten Feld 8, im zweiten und im dritten nichts; 8 Gwanten bebaute der Meister mit schwerem Getreide, den Rest ließ er brach liegen; behütete Gott die Menschen vor Schaden, so erntete er in guten Jahren 4 Mut Körner.

Die Herrschaftsküche nahm ihm den Zentner Wolle um 16 fl ab, den Zentner Schafschmalz um 9 fl, Käse um 5 fl, ein Stück Kappen von 2 - 3 Jahren um 1 fl und ein „Lampl“ um 30 kr.

Mehr als früher klagten die Bauern über den Schaden, den die Schafe auf den Saatfeldern im Winter anrichteten, sodass sie zur Eigenhilfe griffen und die Tiere mit den Meistern verjagten; doch hatte die Herrschaft das Weiderecht und die Bauern erhielten meist einen strengen Verweis für diese Eigenmächtigkeit. Das Selbstbewusstsein des Bauernstandes erstarkte in jenen Tagen und er kämpfte um seine Rechte.

Der Weinbauer sah die Schafe gar nicht gern, genau so wie der Jäger; von allen Seiten gab es Klagen und Beschwerden.

1704 stieg der Wollpreis auf 18 fl 30 kr; auf 1 gutes Schaf rechnete man damals ½ Pfund Wolle

In der Zeit der Kuruzzeneinfälle hatten die Schäfereien einen schweren Stand, da Freund und Feind gerne zugreifen wollten, um einen billigen Hammelbraten zu bekommen. Kam der Feind, so „salvierte“ der Meister seine Herde an einen sicheren Ort; gegen die eigenen Soldaten beanspruchten die Schaffler eine salva quadia, um vor Übergriffen der Truppen geschützt zu sein. Doch sorgte in dieser Hinsicht der Amtmann durch eine Spende an die Offiziere, dass sie auf Zucht und Ordnung im Herrschaftsgebiete schauten.

Auf ein Schaf rechnete man damals ein halbes Pfund Wolle, wenn es geschoren wurde; ein Pfund kostete 18 - 24 kr nach der Güte.

1707 zahlte man in den Schäfereien :

in Wetzelsdorf 810 Schafe, davon 570 alte und 240 Lämmer

in Kettlasbrunn 1230 Schafe, davon 900 alte und 330 Lämmer

in Eibesthal 633 Schafe, davon 445 alte und 188 Lämmer

in Loidesthal 442 Schafe, davon 417 alte und 25 Kappen

Um diese Zeit kam mehr Ordnung in den wirtschaftlichen Betrieb der Herrschaft, da man überall einen größeren Nutzen erzielen wollte; da verpachtete der Amtmann die Schafflerhöfe in der Regel auf 2 Jahre, beaufsichtigte die Höfe genauer und überprüfte streng Einnahmen und Ausgaben sowie die Zahl der Schafe. Auch die Bauern wollten von ihren Feldern und Wiesen bessere Erträge ernten und sahen in den fürstlichen Schäfereien die größten Feinde, gegen die sie anfangs vergeblich ankämpften.

Das Muster eines Bestandkontraktes aus dem Jahre 1709 siehe am Schluss des Aufsatzes. Der Winter dieses Jahres zeichnete sich durch eine ungewöhnliche Kälte aus, die selbst in den Fischteichen einen bedeutenden Schaden anrichtete; wo die Schafe lange Zeit nicht ausgetrieben wurden, so erkrankten die Tiere und viele verendeten.

Ein Nachteil für den wirtschaftlichen Betrieb war es auch, dass die Schäfer als unehrlich galten, ihre Kinder keine Schule besuchten und wenig von der Schafzucht verstanden; hielt man doch die Schäfer allgemein als Schafverderber, die mit ihrem Aberglauben häufig ein größeres Übel anrichteten. 1710 wurden sie endlich „ehrlich“ gesprochen und bekamen ihre Menschenwürde. In diesem Jahre verkaufte die Wilfersdorfer Herrschaft 77 Zentner 40 Pfund Wolle, davon 34 Zentner 64 Pfund Winter- und 43 Zentner 34 Pfund Sommerwolle; das war ein günstiges Ergebnis, weil man von einem Tier fast 2 Pfund im Jahr bekam.

Der Wetzelsdorfer Hof zählte 1711 im Ganzen 690 Schafe u. z. 450 alte und 240 junge. Der Bestand aller Schäfereien betrug 2936 fl 30 kr. Der Hof in Wilfersdorf verkaufte 843 ½ Pfund Wolle, der Kettlasbrunner 758 ½, der Eibesthaler 396 ½, der Mistelbacher 703, der Loidesthaler 640 und der Wetzelsdorfer 67 ½ Pfund.

Von den Zehentschafen gingen ein: Wilfersdorf 65 Pfund, Kettlasbrunn 80 (von 25 Kappen = 27 ½ Pfund ), Eibesthal 44 ½, Mistelbach 53 ½, Loidesthal 65 ½ und Wetzelsdorf 67 ½ Pfund.

Die Bestandsmeister von Rabensburg waren angeblich im Vergleich zu denen von Wilfersdorf im Vorteil, da sie mit den Feldern und der Weide besser versehen waren, mehr Vieh halten konnten und den Bestand mit Wolle bezahlten; diese Behauptung war aber ein Irrtum des Hauptmannes, da ja die Rabensburger von jedem Stück um 1 ½ kr mehr bezahlen mussten. Allgemein wunderte man sich über die großen Rückstände der Schafmeister, die mit beträchtlichen Summen im Rentamte hingen.

1712 lieferte Wilfersdorf 747 Pfund Winterwolle, Kettlasbrunn 582, Eibesthal 250 ½, Mistelbach 724 ½, Loidesthal 698, Wetzelsdorf 674 ½ Pfund, an Zehentwolle gingen ein 33 ½ Pfund; ein Zentner kostete nur 16 fl. Ein Zeugmacher von Breslau besichtigte die Vorräte, war aber damit gar nicht zufrieden, weil die Wolle höchstens für Soldatentuch gut war.

Nach dem Brande des Meier- und Schafflerhofes von Ebergassing trieb man von hier die Schafe nach Wilfersdorf und verteilte sie auf die hiesigen Schafflereien. Das unbeständige Herbstwetter machte alle Weidetiere krank und in dem folgenden Winter herrschte eine solche Kälte, dass die meisten Schafe „verlamben“.

Auch 1714 erlagen im Herrschaftsgebiet 1200 Schafe einem „Schofumbfall“; nun baten die Schafmeister um einen Nachlass des Bestandes, doch die Herrschaft wollte nichts davon wissen, weil sie schon zu lange durch die Finger geschaut hatte; schuldeten sie doch zusammen 5500 fl.

Von Wilfersdorf gingen 9688 ½ Pfund Wolle nach Wien, die von 14 Robotbauern geführt wurden, jeder bekam die Tabor-Maut von 8 kr bezahlt, für ein Pferd ½ Metzen Hafer; ein Zentner Wolle kostete 22 fl, doch zog man von jedem Zentner 3 Pfund ab, während man von einem Wollsack 30 kr abführte (1714).

Im folgenden Jahre zahlte jeder Schafmeister von einem Stück 36 kr Bestand; ebensoviel kostete ein Schaf. Der Milchnutzen war gering, da er jährlich höchstens 12 kr ausmachte.

1718 setzte die Herrschaft die Schafmeisterbestandbriefe folgendermaßen fest:

Wilfersdorf: 640 Stück à 36 kr = 384 fl,

Kettlasbrunn: 905 Stück à 36 kr = 543 fl,

Loidesthal: 712 Stück à 36 kr = 427 fl 12 kr,

Mistelbach: 419 Stück à 36 kr = 251 fl 24 kr

Eibesthal : 378 Stück à 36 kr = 226 fl 48 kr

Wetzelsdorf : 737 Stück à 36 kr = 442 fl 12 kr

Erdberg: 550 Stück à 36 kr = 330 fl (von 1724 an jedoch nur 240 fl).

Im Jahre 1720 erkrankten die Schafe in Wilfersdorf; da wurde das Blut ganz schwarz und neben dem Herz zeigte sich „ein Düppel so groß wie eine Faust“. Der Poysdorfer Eisenhändler Georg Wellner bot für den Zentner Wolle 25 fl, die er nach Krems liefern wollte, während die Nikolsburger Juden nur 22 oder 23 fl gaben.

Nach einer Übersicht gab es 1721 auf den Höfen:

|  |  |  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- | --- | --- |
|  | Schafe | der Meister | die Knechte hatten | zusammen | mithin über den Aussatz mehr |
| Wilfersdorf | 640 | 226 | 74 | 940 | 321 |
| Kettlasbrunn | 905 | 348 | 152 | 1305 | 459 |
| Loidesthal | 712 | 181 | 89 | 982 | 541 |
| Mistelbach | 419 | 157 | 113 | 689 | 367 |
| Eibesthal | 378 | 172 | 98 | 648 | 352 |
| Wetzelsdorf | 737 | 205 | 65 | 1007 | 468 |
| Erdberg | 500 | 10 | 60 | 570 | 350 |

1722 hatte die Herrschaft bei 5400 Pfund klare Wolle u. z. Wilfersdorf 875 Pfund, Kettlasbrunn 1105, Loidesthal 770, Mistelbach 676, Eibesthal 455, Wetzelsdorf 1010, Zehentwolle ( nach Abzug des Anteiles für den Hauptmann und Burggrafen ) = 42, Erdberg 467 Pfund. Rechnete man die üblichen 3 Pfund bei jedem Zentner ab, so verbleiben 5238 Pfund. Lämmerwolle lieferte Wilfersdorf 229, Kettlasbrunn 290, Loidesthal 230, Mistelbach 141, Eibesthal 140, Wetzelsdorf 230, Erdberg 145 Pfund; davon 42 Pfund abgezogen , verbleiben 1363 Pfund.

Sommerwolle ging ein von Wilfersdorf 875, Kettlasbrunn 1312, Loidesthal 681, Mistelbach 650, Eibesthal 562, Wetzelsdorf 964, Zehentwolle 42, (davon 11 Pfund ab für den Hauptmann und den Burggrafen) und Erdberg 407 Pfund. Summe 5493 Pfund, davon 164 ¾ Pfund abgerechnet, verbleiben 5328 ¼ Pfund.

Im Wetzelsdorfer Hof zählte man: 475 alte Mutterschafe, 526 Galtvieh und 474 Lämmer, zusammen 1475 Stück; davon waren abzuschlagen 6 Stück Zehentschafe und den 3 Knechten 67 Schafe und 55 Lämmer, zusammen 128 Stück.

1475-128 = 1347 Stück.

Von den 2 Kühen gab jede 3 fl Jahreszins, von jedem Saugkalb = 1 fl, dann waren noch da 4 Zuchtschweine, 5 Frischlinge und 30 Gänse.

Erdberg hatte 920 Schafe, 2 Pferde, 3 Schweine und 1 Zuchtkalb.

Eibesthal: 1000 Schafe, 7 alte Schweine, 21 Frischlinge, 7 Kühe, 1 Kalb, 1 Ziege, 1 Kitz, 245 Melkschafe, 91 Spätlinge, Hammel und Widder 333, 249 abgespänte Lämmer, 82 Spätlinge (machte die erwähnte Summe von 1000 Stück aus)

Mistelbach: 1056 Schafe, 3 Kühe,

Loidesthal: 1576 Schafe, 11 Stück Rindvieh,

Kettlasbrunn: 1764 Schafe, 8 Stück Rindvieh, 23 Schweine,

Wilfersdorf: 1261 Schafe.

Von der letzteren Schäferei berechnete man den Nutzen: von 640 Schafen à 36 kr = 384 fl, von 16 Zentnern Wolle à 4 fl Nutzen = 64 fl, 384 fl + 64 fl = 448 fl.

Der Schafmeister dagegen genoss von den obigen 640 Schafen u. z. von 400 Mutterschafen nur 200 Stück. Lämmer für den Verkauf berechnet mit je 45 kr 150 fl, für 16 Zentner Wolle à 16 fl = 256 fl.

Milchnutzen von 300 Mutterschafen à 20 fl = 60 fl, zum Verkaufe kamen ungefähr 100 Schöpsen à 1fl … kr = 150 fl;

Von 226 seines eigenen Viehes war der Ge… für 200 Lampeln à 45 kr = 150 fl,

Milchnutzen von 200 Schafen à 20 fl = 40 fl;

Über den Winter säte er aus: 3 Metzen Weizen 15 Metzen Ernte à1 fl 30 kr = 22 fl 30 kr in Geld, 18 Metzen Korn angebaut gaben 108 Metzen Ernte à 1 fl = 108 fl, 6 Metzen Gerste gesät, lieferten 24 Metzen à 45 kr = 18 fl, 12 Metzen Hafer trugen 72 Metzen Ernte à 30 kr = 36 fl.

Die Kälber von 4 Melkkühen à 12 fl = 48 fl,

3 Zuchtschweine à 7fl = 21 fl.

von 4 alten Gänsen 24 junge à 18 kr = 7 fl 12 kr.

von 20 alten Hühnern 80 junge = 6 fl 40 kr.

von 40 Kapaunern à 18 kr = 12 fl.

von 20 Schock Eiern à 24 kr = 8 fl

**Summe = 1093 fl 22 kr.**

So übersteigt der oben angeführte Nutzen um 645 fl.

Was ein Stück an Nutzen abwirft:

In Wilfersdorf und Kettlasbrunn je 37 kr, in Loidesthal, Mistelbach und Wetzelsdorf je 36 kr und in Erdberg und Eibesthal je 35 kr.

Die schweren wirtschaftlichen Verhältnisse unter denen Bürger, Bauern und Handwerker damals so schwer litten, griffen auch auf die Schäfereien über; denn alle Schafmeister waren arg verschuldet und vermochten nicht den festgesetzten Pacht zu bezahlen; der von Kettlasbrunn hatte seit 12 Jahren den Bestand nur teilweise beglichen und der von Eibesthal war ein Bettler.

Die Förster und Heger klagten über den Schaden, den die Schafe im Walde an den jungen Bäumen verursachten und verlangten Abhilfe.

Nach einer alten Wirtschaftsregel blieben die Schafe meist bis Georgi auf den Wiesen; nur bei schönem Wetter, wenn ein warmes Frühjahr war, musste der Schafmeister den Weidebetrieb schon früher einstellen; denn da war das Gras sehr üppig, bei kühlem Wetter dagegen blieb das Wachstum zurück. Nach Michaeli war die Weide wieder frei.

Nach 1723 konnte sich der Meister 186 Stück Schafe halten, der Meisterknecht 30, der Lampelknecht 20, der Melkschafmittreiber 12, der Lamplmittreiber 7 - zusammen 300, die aber jeder auf seine Kosten schor.

Die Witwe des Erdberger Schafmeisters, der plötzlich gestorben war, suchte beim Fürsten um eine teilweise Nachsicht des Bestandes an, weil viele Schafe „umbgefallen“ waren, sie für 7 unversorgte Kinder zu schaffen hatte und die Zeiten sehr schlecht waren.

Der Wetzelsdorfer Schafmeister beschwerte sich 1724, dass aus den Feldern Weingärten gemacht und so die Blumensuche vermindert werde; in die Waldungen dürfte kein Vieh getrieben werden, sodass 100 Stück Schafe nach Loidesthal und Kettlasbrunn überstellt werden sollten; denn hier wäre nicht genug Futter für soviel Tiere.

1725 verlangte die Herrschaft für 1 Zentner Wolle 25 fl, angeboten wurden ihr 21 fl. Die Kürschner von Poysdorf, Mistelbach und Ober Sulz kauften in Wilfersdorf Schaf- und Lämmerfelle. In Eibesthal waren der Schafmeisterswitwe 95 Stück umgefallen, sodass sie um einen Nachlass ihrer Bestandsumme beim Rentamte ansuchte.

Eine Zählung im Jahre 1726 ergab in den Schäfereien folgendes Bild:

Wilfersdorf hatte statt 940 Schafe 1017, um 77 zu viel,

Kettlasbrunn hatte statt 1331 Schafe 1422, um 91 zu viel,

Loidesthal hatte statt 1010 Schafe 972, um 38 zu wenig,

Eibesthal hatte statt 680 Schafe 753, um 73 zu viel,

Mistelbach hatte statt 790 Schafe 941, um 151 zu viel,

Wetzelsdorf hatte statt 1020 Schafe 1147, um 127 zu viel,

Erdberg hatte statt 600 Schafe 590, um 10 zu wenig.

1727 erschien ein Nikolsburger Jude in Feldsberg, der als guter Zahler galt und für den Zentner Wolle 20 fl bot; er wollte die Wolle in Rabensburg und in Wilfersdorf zusammenkaufen; die im Rabensburger Gebiete war die beste und stand immer im Preise um 2 - 3 fl höher als die anderer Orte.

Im folgenden Jahre betrug das Ergebnis an Wolle:

|  |  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- | --- |
| Ort | Zentner | Pfund | Lot | Quentchen |
| Wilfersdorf | 9 | 33 | 28 | 2/4 |
| Kettlasbrunn | 11 | 59 | 28 | 2 2/8 |
| Loidesthal | 7 | 77 | 30 | 3/8 |
| Mistelbach | 7 | 15 | 27 | 2 1/8 |
| Eibesthal | 5 | 85 | 5 | 1 ½ /8 |
| Wetzelsdorf | 10 | 39 | 19 | 2 3 ½ /8 |
| Zehentwolle |  | 37 | 19 | 1 1/8 |
| Summe | 52 | 49 | 30 | 1 4/8 |

Der folgende Winter mit seiner grimmigen Kälte raffte 242 alte und 983 junge Schafe weg; in Eibesthal war der Verlust am größten = 100 alte Schafe und 200 Lämmer. Im Frühjahr war es lange kühl, doch kam ein günstiges Jahr, obwohl der Weinstock nur die Hälfte der Blüten zeigte im Vergleich zu anderen Jahren. Am 11. Juni wurde der ehemalige Bullendorfer Teich abgemäht; der Ertrag des Wiesenheues war günstig und der Wein wurde ausgezeichnet, weil im heißen September die Trauben braten konnten. 1 Zentner Wolle bezahlte der Nikolsburger Jude in Wilfersdorf mit 17 fl, in Rabensburg mit 19 - 20 fl.

Im Jahre 1730 begann die Sommerschur schon Ende September; in Feldsberg kostete 1 Zentner Wolle 20 fl 30 kr; an schwarzen Schafen zählte man in Wilfersdorf 7 Stück.

Im Winter fütterte man die Schafe mit Strohheu und Grummet, in den letzten Jahren, die viel Hochwasser brachten, waren die Wiesen arg verschlemmt, sodass von dem Futter die Tiere erkrankten. Dazu kamen die niedrigen und dumpfen Ställe, wo die Tiere wochenlang eingesperrt blieben, sodass sie krank werden mussten; nach der Ansicht der alten Schäfer war die frische Luft den Tieren gar nicht zuträglich.

Damals ließ die Herrschaft auf den Wiesen Gräben und Rinnen ziehen, damit das Wasser abfließen konnte; ja sie ordnete an, dass von nun an die Wiesen immer ordentlich gereinigt wurden.

1732 kauften die Herrschaft und die Bauern Heu, da es hier an Futter mangelte; es kam aus den Gemeinden an der March, die ja über viele Wiesen verfügten, aber keine Weingärten besaßen, sodass sie den Wein im Tauschwege gegen Heu erwarben.

Die größten Feinde der herrschaftlichen Schafe waren die Schafmeister und deren Knechte, die sich trotz des Verbotes mehr eigene Tiere hielten, für die sie die beste Blumensuche auswählten; so schädigten sie die Herrschaft. Ein solches Vorgehen stellte der Amtmann dem Loidesthaler Schafmeister am 14. Mai 1745 ab, weil er auch den Bauern einen nicht unbedeutenden Schaden zufügte.

Die Gemeinde Bernhardsthal verfügte 1746 über 1793 Schafe, ein Zeichen, dass auch die Bauern damals die Schafzucht eifrig betrieben, weil sie eine eigene Gemeindeweide besaßen. Da verkaufte der Fürst Johann Karl von Liechtenstein den Bernhardsthalern 500 Gwanten auf der Heide und sagte ihnen zu, dass die fürstliche Schäferei mit ihren 2000 Stück verschwinden werde; höchstwahrscheinlich beabsichtigte er, an Stelle der Schäferei einen Wirtschaftshof zu errichten. Da dies nicht möglich war, so stellte er 1749 wieder 400 Schafe ein und 1753 waren es 992 Stück, da sich der Meister und die Knechte auch gegen 200 Tiere hielten.

Neben den 500 Gwanten Heidäckern gab es noch 77 Joch Hofbreiten; rechnete man die Brachfelder und die Herbstsaaten zur Winterzeit dazu, so hatten die Schafe genug Weideland. Doch die Gemeinde war boshaft und unruhig, sie klagte so über den Schaden, den die Schafe an den Saaten anrichteten, obwohl sie selbst eine große Schuld daran hatten, weil sie die vorgeschriebenen Gräben um die Saatfelder aus Bequemlichkeit nicht machten.

Wichtig für die Schafe war das Salz, das sie in genügender Menge bekommen mussten. Im Jahre 1756 waren eigene „Salzlecken“ für die Schafe sowie für die Waldtiere errichtet. Da die Wolle nicht den Wünschen der Kaufleute entsprach, die eine bessere im Nachbarlande Mähren erhielten, so war man auch bei uns auf eine Veredlung der Schafzucht bedacht. Die Herrschaft ließ zu diesem Zweck Schafböcke von Padua aus Italien bringen, um so die verderbliche Inzucht zu beseitigen; denn dies war die eigentliche Wurzel des Übels, das zum Niedergang der Schafzucht geführt hatte.

Andererseits wurde damals der Kampf zwischen den Gemeinden und der Herrschaft wegen des Weidebetriebes zum Vorteil der ersten beendet, sodass die Schafflerhöfe ihre Zahl vermindern musste. Die Bauern konnten von nun an alle Wiesen im Jahr zweimal mähen, das Heu und Grummet ruhig heimführen; dann erst durften die Schafe die Wiesen betreten.

1764 gaben die 3720 Schafe der Wilfersdorfer Herrschaft einen Nutzen von 2176 fl, die Zehentschafe einen solchen von 168 fl 14 kr 2 6/8 den, die 79 Zentner Wolle verkaufte man um 2233 fl 6 kr. Jeder Schafflerhof hatte seine eigene Weide und außerdem besaß die Herrschaft das Recht der Blumensuche auf den Feldern, sodass sie die Tiere immer austreiben konnte. Die Schafmeister reichten von jedem Stück 36 kr Bestand, nur der von Erdberg 33 kr und der von Eibesthal 30 kr, weil hier schlechte Weideplätze waren. Auf 100 Schafe genoss der Meister je 3 Joch Herrschaftsäcker, dann bekam er 10 Fahrtln Heu und andere Futtermittel nach Bedarf; nach der Größe des Hofes erhielt er im Jahre 10 – 16 Klafter Brennholz.

Allmählich erkannten die Beamten, dass der Weidebetrieb ein Notbehelf war, dass das Vieh nicht den vollen Nutzen gab, den man erwartete; denn die mageren Gräser und das Unkraut, die große Hitze sowie der Wassermangel riefen häufig Krankheiten hervor, die einen großen Teil der Tiere wegraffte; in feuchten Jahren zertraten sie den Boden und vernichteten den Pflanzenwuchs. Da kamen einsichtsvolle Männer auf den Gedanken, statt der Weide Klee anzubauen, der den Tieren weit zuträglicher sei als die Unkräuter. Doch rechnete man nicht mit den Vorurteilen der Schafmeister, die im Klee nur ein schädliches Gewächs sahen, das unter dem Vieh weit mehr Unheil anrichte als Nutzen. Immerhin beschäftigten sich die Herrschaftsbesitzer mehr als früher mit den Wirtschaftsfragen der Zeit; in dieser Hinsicht waren die Liechtensteinischen Güter Musterwirtschaften, wo die neuen Gedanken ausgeprobt und auf ihren praktischen Wert geprüft wurden.

Da die Händler und Kaufleute eine bessere Wolle begehrten, musste die Schafzucht bei uns auf ganz andere Grundlagen gestellt werden. Die inländischen Schafe gaben nicht so feine Wolle wie die spanischen, darum kauften die Fabriken lieber im Auslande die Wolle, die weit besser war als unsere. Die Spanier verboten die Ausfuhr und den Verkauf ihrer Edelschafe an fremde Länder.

1788 zählte man in den 7 fürstlichen Schäfereien 4345 Schafe gegen 3650 im Jahre 1782; der Größe nach hatten die Höfe folgende Reihenfolge: Kettlasbrunn, Wetzelsdorf, Loidesthal, Mistelbach, Wilfersdorf, Eibesthal und Erdberg.

1789 machte man in Wilfersdorf den ersten Versuch mit dem Kleeanbau.

Jährlich brauchte die Herrschaft seit 1791 für die Schafe 40 Zentner Salz à 7 fl 8 kr, die Lämmer und Schafe kennzeichnete man mit Pech. Wilfersdorf und Mistelbach hatten je 600 Stück, Kettlasbrunn 900, Loidesthal 700, Eibesthal 500, Wetzelsdorf 400 und Erdberg 300. Gefüttert wurden sie mit Stroh, Heu, Grummet und Hafer; in der Tragzeit rechnete man auf 100 Lämmer durch 6 Wochen 2 4/8 Metzen Hafer und durch 7 Monate 5 Pfund Stocksalz, bei ungarischen Salz genügten 2/8 der Menge. Für jeden Hof bewilligte die Herrschaft 15 Pfund Kerzen.

Oberhalb der Schafflerwohnung war ein Schüttkasten u. z. in Kettlasbrunn für 500, in Loidesthal für 200, in Eibesthal für 500 und in Wetzelsdorf für 300 Metzen.

1803 nahm die Herrschaft für Wolle 4854 fl 9 kr 3 den, 1804 dagegen 10 738 fl 8 kr. Das war die Folge der verbesserten Wirtschaft. Nun verwandte man auch das Stroh von den Linsen als Futter für die Schafe; zum Schutz der Weideplätze pflanzte die Herrschaft Linden, Pappeln und Kastanien.

Von größter Bedeutung war aber die Einführung der spanischen Schafe, die der Güterdirektor Petri von Segovia unter ungeheuren Schwierigkeiten nach Loosdorf brachte (vergl. I. Falke „Geschichte des fürstlichen Hauses Liechtenstein III 329“ ). Dadurch wurde die Schafzucht von Grund aus verbessert, die Wolle war die beste und der Ertrag der Schäfereien stieg von Jahr zu Jahr. An Bauern gab die Herrschaft gleichfalls solche Edelschafe ab. Ein spanischer Widder kostete 1806 noch 3645 fl und stieg 1811 auf 30 000 fl.

Die Schafmeister mussten eine Prüfung machen, wurden auch besser bezahlt, damit sie nicht stahlen und betrogen.

Die Schäfereien von Wilfersdorf, Kettlasbrunn, Mistelbach, Eibesthal und Wetzelsdorf lieferten 1810 an Winterwolle 45 Zentner 75 ¾ Pfund an Geld = 6174 fl 36 kr 3 den. 1 Zentner kostete 140 fl, an Lämmerwolle 709 Pfund 17 4/5 Lot, in Geld 996 fl 8 kr 2 4/8 den; die Wolle kam nach Wien.

Wilfersdorf zählte 238 Stück, von 1 Tier bekam man 29 3/8 Lot Wolle

Kettlasbrunn zählte 431 Stück, von 1 Tier bekam man 21 3/8 Lot Wolle

Mistelbach zählte 198 Stück, von 1 Tier bekam man 17 3/8 Lot Wolle

Eibesthal zählte 137 Stück, von 1 Tier bekam man 13 4/8 Lot Wolle

Wetzelsdorf zählte 90 Stück, von 1 Tier bekam man 18 3/8 Lot Wolle

1094 Stück, von 1 Tier bekam man 19 7/8 Lot Wolle

1822 gingen viele Tiere ein, weil die Wiesen und Weideplätze feucht und nass waren, dazu fütterte man sie auch noch mit feuchtem Stroh, sodass in Erdberg 91 Stück verendeten.

Die größten Wollmärkte waren in Brünn und in Tyr .. au; hier hatte die mährische den besten Preis und wurde gerne gekauft; in Brünn veranstalteten auch die Schafzüchter Ausstellungen von Wolle und Schafen; die Schafmeister unterzogen sich auch hier der Prüfung (nach D. Ehwert „Geschichte der k. k. mähr. schles. Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde“).

Nicht nur die Herrschaften betrieben eifrig die Schafzucht, auch die Bauern hielten sich eine größere Zahl, da sie Fleisch und Wolle für den Eigenbedarf brauchten, denn zur Weinlese gab es damals nur Schaffleisch. Im Herbste musterten die Schäfereien die Tiere und schieden die minderwertigen aus, die von den Fleischhauern angekauft wurden.

Den Wollhandel hatten die südmährischen Juden in der Hand und veräußerten sie meist in die Städte mit Tucherzeugung; bei uns war dieses Gewerbe in Mistelbach und Asparn a. d. Z. vertreten , doch konnte es mit Iglau, Brünn und Trebitsch gar nicht wetteifern, weil doch die beste Ware von hier kam. Aus den feineren Häuten erzeugte man Handschuhe; solche Meister gab es in Poysdorf und Schrattenberg.

Den Höhepunkt erreichte die Schafzucht um 1840, wo neben den schon genannten 7 fürstlichen Schäfereien noch folgende erwähnt werden: Bernhardsthal, Rabensburg, Eichhorn, Nexing, Alt Lichtenwarth, Harrersdorf, Walterskirchen, Herrnbaumgarten, Poysbrunn, Steinabrunn, Alt Ruppersdorf, Staatz, Loosdorf, Rotenseehof, Mitterhof, Pernhofen, Gr. Harras, Stronsdorf, Kadolz, Michelstetten, Niederleis, Ernstbrunn, Merkersdorf, Eggersdorf und Ladendorf ( nach Blumenbachs „Neueste Landeskunde von Österreich unter der Enns“).

Nach dem Jahre 1848 setzte langsam der Rückgang ein, da die Herrschaften das Recht der Blumensuche verloren, die Weideplätze in Ackerland verwandelt wurden, die Stallfütterung den Weidebetrieb ersetzte, die Fabriken lieber die Baumwolle oder australische Schafwolle kauften und verarbeiteten; auch Seuchen richteten viele Tiere zugrunde. Die Liechtensteinischen Höfe hatten aber noch immer das beste Material; 1861 rechnete man auf 100 Mutterschafe 3 alte und einen zweijährigen Widder. Wilfersdorf zählte damals 800 Schafe und Kettlasbrunn 1500.

Die Stallfütterung erwies sich aber nach einer Berechnung des Jahres 1864 als zu teuer, weil sie im Jahre 5 fl 84 kr kostete bei einem Stück, während der Nutzen an Wolle nur 3 fl erreichte.

Die nächsten Jahre ließen die Schafflerhöfe verschwinden, da die rationelle Getreidewirtschaft nicht mit Verlust rechnen konnte. Die Umstellung der alten Schäfereien in Meierhöfe mit neuzeitlicher Vieh- und Milchwirtschaft, mit Zuckerrüben- und Getreidebau vollzog sich gegen Ende des 19. Jahrhundertes. Mit dem Verschwinden der Brachfelder und der Dreifelderwirtschaft war der Schafzucht endgültig das Grab geschaufelt.

Die Fleischhauer hielten sich noch im Herbste 100 - 150 Stück Schafe, die sie meist in der Slowakei oder Steiermark kauften und die wegen des Fleisches von den Hauern gerne gekauft wurden; man zog dieses Fleisch dem des Schweines in der Lesezeit vor. Doch auch hier brachte die Zeit eine Umwälzung; denn der Anbau von Futter-, Halmrüben und Klee brachte der Milchwirtschaft im Bauernhaus einen größeren Nutzen als die paar Schafe; in der Weingegend war seit jeher der Weidebetrieb nicht gern gesehen und das Schweinefleisch verdrängte die Schafhaltung.

So ist heute dieser Zweig der Landwirtschaft aus unserer Heimat ganz verdrängt, die Schafzucht ist ausgestorben und nur Flurnamen sind die letzte Erinnerung daran.

Schafmeisterkontrakt auf 2 Jahre über 480 Stück Tragschafe und 160 Stück Lämmer (1709).

1. Ist der Schafmeister verbunden, obbemelte 640 Stück alte und junge Schafvieh nach Ausgang seines zweijährigen Bestandes, sogut er es empfangen, wiederum in solcher Qualität zu liefern und zu ersetzen; über obige Anzahl wird dem Meister 60 Stück sein Eigenvieh ohne einzig ferner reichende Futterei doch dergestalt verlaubt, daß er ihre fürstlichen Gnaden von jedem Stück 21 kr jährlich in die hiesige Renten abgeführt verpflichtet sein soll. Nicht weniger werden dem Meister und seinem Knecht ihre eigentlichen Schafe neben den fürstlichen zusammen 300 Stück erlaubt zu halten. Sollte aber mehr bei Genießung einiger Winterfutterei zu Martini gefunden werden, soll es ohne Widerrede der Herrschaft verfallen sein.
2. Soll der Schafmeister von dem vorne angezogenen 640 Stück alte und junge Schafe außer der 60 Stück durchgehends von jedem 37 kr 2 den jährlich Bestand u. z. die Hälfte zu Georgi, die andere zu Michaeli in die Renten abführen.
3. Erfordert auch seine Schuldigkeit, dass er jährlich 16 Stück gute Kuchellämmer, 2 Gänse, 2 Kapauner und 8 Stück Hühner, jedoch ohne Entgelt, in das fürstliche Burggrafenamt abstattet.
4. Wird auch von ihm statt Geld die Sommer- und Winterwolle, soviel immer einkommt (außer von den 640 Stück und den bewilligten 60 Stück, da gehört die Wolle dem Fürsten) der Zentner samt 4 Pfund Einwag zu 16 fl angenommen, der Zentner Schmalz um 9 fl, der Zentner Käse um 5 fl, ein Stück Kappen (zwei- oder dreijährig) 1 fl rheinisch, deren, wenn sie begehrt werden, 30 Stück hergeben, auch die Knechte von ihrem eigenen Vieh den gebührenden Zehent zu entrichten schuldig sein.
5. Hat der Schafmeister mit den übrigen Lämmern und der Milchspeis nach seinem Gefallen zu tun und zu Geld zu machen zur Abraitung des Bestandes, wie auch die Herrschaft dem Bestandmeister auf jede 100 Stück Schafvieh 10 Robotfahrtln Heu oder auch statt dessen soviel Grummet und das dazu benötigte Stroh liefern lassen, doch dass er dann genau und sparsam sei und keine Verschwendung spüren lasse.
6. Die Schafe auf seine Unkosten nicht nur reinwaschen, sondern auch abscheren lasse.
7. Die zum Hof gehörigen Äcker soll er zu seinem Nutzen gebrauchen, mit seinen Rossen bearbeiten und von allem Erbauenden den gebührenden Zehent reichen, das Stroh aber zum Unterhalt des fürstlichen und des Schafflers Vieh bei dem Hof verbrauchen und nichts verkaufen oder verschenken.
8. Salz für das Schafvieh hat er, soviel er nötig hat, aus eigenem zu kaufen.
9. Werden ihm zur Bestreitung seiner Wirtschaft dem vorigen fürstlichen Aussatz nach 2 Ross und 4 Stück Melkkühe zu halten erlaubt.
10. Brennholz werden ihm aus den hiesigen fürstlichen Waldungen 13 Klafter gegeben; auf seine Unkosten soll er es hacken und führen lassen.
11. Damit das Rentamt nicht gefährdet sei, muss er 2 Bürgen stellen.
12. Er und seine Leute dürfen das Vieh niemand anderen zu Schaden treiben, auf Feuer und Licht gut Aufsicht haben. Im Falle dass durch ihn oder durch seine Leute ein Schaden geschieht, ist er schuldig, den zu ersetzen. Er und seine Knechte müssen in rechter Furcht Gottes leben, das Schelten, Fluchen, Gottlästern meiden und den Seinigen mit gutem Exempel vorgehen.

Wenn dem einen oder dem anderen Teil der Bestand nicht mehr gefällig ist, so soll er ihn vor Ausgang der zwei Jahre ¼ Jahr vorher aufkündigen.

Zwei gleichlautende Exemplare von dem Kontrakt sind anzufertigen, eines kommt in die Renten und eines behält sich der Schafmeister.

Handschrift von Franz Thiel – leider sind manche Schriftstellen in der vorliegenden Kopie nicht lesbar.

Die Schießstätte in Poysdorf

Die bürgerliche Schießstätte war der Ort, wo sich die Bauern und Bürger im Gebrauche der Waffen übten. Mächtig gefördert wurde das Schießwesen durch die äußeren Feinde, besonders durch die Kämpfe mit den Türken, die durch mehr als zwei Jahrhunderte der Schrecken unserer Heimat waren. Der Kaiser war zu schwach und so mußten sich die Orte selbst verteidigen. Die wehrhafte Bürgerschaft vereinigte sich zu einer Gilde oder zu einer Zunft, stellte Satzungen und Regeln auf und veranstaltete die Schützenfeste, die sich einer großen Beliebtheit bei dem Volke erfreuten. Die Schützen erlangten in manchen Orten eine große Bedeutung, wie z. B. in Scheibbs, wo jeder Bürger bei der Aufnahme in den Gemeindeverband mit der Feuerwaffe und mit dem Wassereimer vor dem Rathaus erschien. Das war ein praktischer Heimatschutz; denn der Bürger mußte zeigen, dass er es auch verstehe, das Erbe seiner Ahnen zu verteidigen.

Bestimmungen aus der Schützenordnung waren: Jeder Schütze muß seine eigene Büchse haben. Er grüße höflich, wenn er die Schießstätte betritt. Fluchworte, Rauferein, Beleidigungen und Gotteslästerungen sind verboten. Wirft ein Schütze im Zorn das Gewehr weg, so gehört es der Zunft. Gewinnt einer eine Kleinigkeit und verachtet er sie, so wird er bestraft. Der Schützenmeister legt am Sebastianstag (20. 1.) die Rechnung. Ihm gebührt Gehorsam und Achtung. Die Schützenordnung stellt die Grundherrschaft auf. Der Patron der Schützen war der Hl. Sebastian.

Die Poysdorfer Schießstätte wird zum ersten Male im Jahre 1626 erwähnt. Sie war nicht geräumig und lag etwas zu hoch, sodaß sie niedergerissen und eine neue gebaut wurde. Wo die lag, wissen wir heute nicht.

1672 baute der Baumeister Matthias Höbert eine neue auf dem Hausgrund des Leopold Rauch, der unterhalb des Gottesackers nahe bei dem Ziegelofen lag. Der Grund wurde mit einem Zaun umgeben, das Gebäude war mit Schindeln gedeckt und im Inneren standen lange Tafeln und Bänke. Das Grundstück schenkte der Besitzer der Gemeinde. Die Baukosten betrugen 80 Gulden. Die Schießstätte diente der Pfarre Ameis jährlich mit 30 Kreuzern, der Grund gehörte der Herrschaft Poysbrunn, der Zehent der Herrschaft Wilfersdorf. In dem erwähnten Jahre erwartete man den Einmarsch der Türken und Poysdorf wurde damals zu einem Zufluchtsort für die umliegenden Gemeinden bestimmt. Die Kirche erhielt eine hohe Mauer mit Schießscharten, Graben und Zugbrücke. Damals übten sich alle Bürger fleißig im Gebrauche der Schießwaffen, um einen Angriff der Türken erfolgreich abwehren zu können. Türkengefahr! Welche Angst, welche Sorge lag in diesem Worte!

1683 fand am 18. September ein großes Festschießen in Poysdorf statt anläßlich der Befreiung Wiens von den Türken. Zahlreiche Kavaliere von fern und nah eilten herbei, sogar aus Wien erschienen Gäste. 500 fanden im Markte eine gastliche Aufnahme und wurden vortrefflich bewirtet. Eine gehobene Stimmung herrschte überall, jung und alt freute sich an dem glorreichen Sieg über die Türken, die, bis zur Vernichtung geschlagen, in wilder Flucht das Land verlassen hatten. Das Fest dauerte fünf Tage. Unter den Preisen seien erwähnt u. a. ein silberner Pokal, der ganz vergoldet war und 20 Silberbecher und Schalen. Bei diesem Festschießen wählte man ein Schiedsgericht von neun Personen aus den einheimischen und fremden Schützen, das über Streitigkeiten zu entscheiden hatte. Sie untersuchten die Gewehre und bestimmten die Reihenfolge, wie geschossen wurde. Lustig knatterten die Büchsen, die Musik spielte, die Leute lachten und scherzten, aßen und tranken und verfolgten mit großer Aufmerksamkeit das Schießen. Die Bewohner des Marktes spendeten Wein in großen Mengen und zeigten die Gastfreundschaft in vornehmer Weise. Als Bester gewann der damalige Marktschreiber Johann Reitmüller. Ein großes Festessen bildete den Abschluss dieses Schützenfestes, das wohl das größte war, das unser Markt gesehen hatte.

Jahre vergingen, das Gebäude wurde baufällig, die Teilnahme am Schützenwesen wurde geringer, nachdem die Türkengefahr durch die Siege des Prinzen Eugen in Ungarn vollständig verschwunden war. Erst nach dem Preußeneinfall 1741 geht man daran, das schadhafte Gebäude durch den Baudirektor Hartl herrichten zu lassen. Es war im Jahre 1742.

1826 entschloß sich der Wachszieher Ferdinand Schrapfeneder, der auch ein Gedenkbuch schrieb, die Schießstätte neu zu erbauen. Am 31. Eismond wurde begonnen und am 15. Mai konnte die neue Halle „mit Pöller und Musik” des Herrn Ignaz Boyer, der Lehrer in Poysdorf war, eröffnet werden. Der Maurermeister war der Andreas Gebhart, der Zimmermeister hieß Lorenz Kastner. Die Herrschaft Wilfersdorf bewillligte den Bau, der schon erwähnte Schrapfeneder gab den Imbiss. Viele Gäste, weltliche und geistliche Herren, kamen zu der Feier. Das Verzeichnis der Spenden liegt in der Schützenlade.

1865 wurde die Schießstätte instand gesetzt. 1866 hatten hier die Preußen ihr Schlachtvieh stehen und schlachteten auch die Tiere im Schatten der großen Bäume.

Im Jahre 1907 erbaute der Maurermeister Johann Mattner nach den Plänen des Architekten Josef Steingaßner eine neue Schießhalle. Der Oberschützenmeister war Josef Schwayer d. J., Schützenmeister Ferdinand Strobl. Der Aufsichtsrat bestand aus den Herren Hipfinger, Romanek und Notar Schmidt. Nach dem Weltkriege trat eine Pause ein, die Schießstätte drohte in einen Dornröschenschlaf zu verfallen. Da wurde sie im Jahre 1927 neu hergerichtet und neuzeitlich umgestaltet. Seither wird wieder fleißig geschossen an Sonn- und Feiertagen. Die alten Figuren, wie Mädchen, Hanswurst u. dgl., ebenso die Zielerkleidung, sind verschwunden, auch die Kanone, die von selbst losging, wenn ein Schütze den Mittelpunkt traf.

Wer die Schießstätte betritt, staunt über die vielen Scheiben, die an den Wänden hängen und die wert sind, dass man sich mit ihnen befasst. Sie geben uns ein Bild von dem Fühlen und Denken unserer Ahnen, sie sind ein Bilderbuch unseres Marktes, wie er vor 100 Jahren aussah. Leid und Freud, Glück und Unglück, Kummer und Sorge ziehen da an unserem Auge vorüber. Da sehen wir alte Bürgerhäuser, die heute schon längst umgebaut wurden, z. B. die Froschmühle mit dem Turm, die alte Post, vor der die Postwagen hielten, das Gasthaus “Zum weißen Löwen”, das sich eines guten Rufes erfreute, die Wohnhäuser eines Florian Wimmer, Hipfinger, Haimer, Schwayer usf. Die Biedermeierzeit mit den griechischen Göttern und Helden, mit Aurora und Amor gleitet an uns vorbei. Die geschichtlichen Scheiben (die Belagerung von Belgrad, der Friede mit der Türkei 1718, das Sturmjahr 1848) reihen sich würdig an die Tafeln, die dem Ackerbau, dem Weinbau, dem Gewerbe, dem Handwerk und dem Volkswitz gewidmet sind. Der derbe Humor der Vergangenheit ist uns heute ganz fremd, wir sind zartfühlend und kleinlich. Die Alten machten gern einen Witz, lachten darüber und freuten sich. Da verspottet man die “Simandln”, den Kirtag, ja auch die Geistlichen müssen herhalten.

Zu den Bildern schrieb man passende Sprüche und Inschriften.

Einige seien hier angeführt:

Der Nutz, der mehrt des Friedens Wert. (1725).

Ich lass mirs gar nicht verdrießen,

lass mir auf die Nase schießen. (1742).

Aus anderer Leut Häuten,

ist gut Riemen schneiden. (1764)

Auf dem Kirtag hat mancher eine Freud,

die Jungfrau aber öfters Leid. (1822).

Der Schmied ist ein notwendiger Mann,

der manches aus Eisen schaffen kann,

er schmiede das Gesellschaftsband,

das vereinigt jeden Stand.

Der den besten Schuß getan,

ist ein wackerer Wirtschaftsmann.

Das Pulver soll donnern und blitzen,

der Wein die Herzen erhitzen,

im Leben einer dem andern viel nützen,

ist der Wahlspruch

unserer hochgeehrten Schützen. (1861).

Und solang spann ich den Hahn,

bis er nimmer krähen kann.

Die Ackerswerkzeug soll man nützen,

dann wird die Erde uns vor Armut schützen,

dabei unverdrossen,

ist man nicht erschossen.

Weilen das Hauptfest kommt herbei,

ein jeder heut vorsichtig sei,

dass er seine Frau akkomodier,

sonst geht es wie den Simandl‘n hier.

Vitoria, laßt uns lustig sein,

Bacchus bringt uns guten Wein. (1822).

Freiheit, Einigkeit, Bruderliebe. (1848).

Nach Schützen Pflicht und Sitte,

ist sein Ziel die Mitte,

auf das will ich solang antragen,

bis mir wird der Schuß versagen. (1861).

Sooft uns freundlich Hände winken,

dann fest mit heiterm Sinn,

aufs Zentrum halten hin,

doch denken stets,

dass wahre Freude

nur Friede und Eintracht uns verleihe. (1863)

Die Jahre sind verflossen,

er bleibt uns ja treu. (1865).

Diese Scheibe erinnert uns an die Sekundiz des Prälaten Josef Piller in Poysdorf am 8. September 1865. Zu Ehren dieses Herren, der für die Marktgemeinde sehr viel tat, fand im Garten der Schießstätte ein großes Volksfest statt, bei dem die Schützen die erwähnte Scheibe aufstellten. Aus dem Weltkrieg ist keine Scheibe vorhanden.

Die Türken belagerten einst Wien,

da machten ihnen die Bäcker zum Schimpf,

ein Brot zu der Türken Hohn

in Gestalt des halben Mond. (Johann Schwayer).

Veröffentlicht in: „Deutsche Heimat“, 1937, S. 41 - 44

Die Schlacht bei Dürnkrut

Der Friede, den Rudolf von Habsburg und Ottokar von Böhmen 1276 in Wien geschlossen hatten, war von kurzer Dauer, weil dieser den Verlust der Länder Oesterreich, Steiermark, Kärnten, Krain, windische Mark und Portenau nicht vergessen konnte. Rudolf wollte ihm das Land nördlich der Donau pfandweise überlassen. Die Verhältnisse im Grenzland waren recht unsicher; denn 1277 fielen die Oesterreicher in Südmähren ein und plünderten die Ortschaften. Am 8. Juli 1277 bestätigte der Habsburger die Rechte und Freiheiten der Stadt Laa, die Gerichtsbarkeit gehörte aber dem Landesfürsten; im folgenden Jahre stellte er der Vereinigung der frommen Schwestern, die hier seit 1250 bestand und ein beschauliches Leben führten, einen Schirmbrief aus.

Beide Herrscher bereiteten sich auf den Kampf vor und suchten Bundesgenossen. Rudolf versuchte, die Polen und Schlesier für sich zu gewinnen. Da ihm dies nicht gelang, schloß er mit dem Ungarnkönig Ladislaus am 12. Juli 1277 einen Bündnisvertrag; er hatte in Hainburg und Bruck a. d. L. mit ihm eine Zusammenkunft, bei der die Kriegsvorbereitungen eingehend besprochen wurden. Ottokar wollte keinen Kampf, doch drängten ihn seine Ratgeber dazu, die bestimmt hofften, die „nimmersatten Deutschen“ zu besiegen. In Oesterreich fanden sich Gegner Rudolfs, die eine Verschwörung anzettelten, um den Habsburger zu stürzen; die Führer waren Heinrich von Kuenring, der mit Agnes, einer natürlichen Tochter Ottokars verheiratet war, und der Wiener Bürgermeister Baltram; beide mußten fliehen, als die Verschwörung aufgedeckt wurde. Unter den Edelleuten, die auf der Seite Rudolfs standen, erwähne ich die Liechtenstein-Nikolsburg, die Kuenringer-Feldsberg, die Meissauer und den Wernhard von Wolkersdorf, dessen Gebiet Ottokar 1276 arg verwüstet hatte. Die Meissauer konnten den fürchterlichen Tod Ottos nicht vergessen, den Ottokar 1265 verhungern und dann verbrennen ließ. Friedrich von Liechtenstein besetzte alle wichtigen Punkte und Straßen im Grenzlande, vor allem den Verkehrsweg Nikolsburg - Walterskirchen - Preßburg; sein Bruder Heinrich II. stand auf der Seite Rudolfs, obgleich ihr Vater ein Freund und Ratgeber des Böhmenkönigs war, der ihn stets „den geliebten und treuen Freund“ nannte. Otto, der Sohn des Minnesängers Ulrich von Liechtenstein, der Burggraf Friedrich von Nürnberg und 200 Bürgersöhne aus Zürich kämpften auf der Seite des Habsburgers.

Ottokar, der am 27. Juni 1278 Prag verließ, wo ihm ein großer Abschied durch die Geistlichen und Bürger bereitet wurde, die ihm eine siegreiche Heimkehr wünschten, vereinigte sich in Brünn mit den Polen und Schlesiern und überschritt zu Jakobi (25. Juli) die Grenzen Oesterreichs. Kleinere Gefechte gab es hier schon seit Juni. Ottokar ließ sich Zeit, belagerte 16 Tage lang Drosendorf, das der Marschall Stephan von Meissau, ein Sohn Ottos, heldenmütig verteidigte und marschierte dann nach Laa, wo er 12 Tage lagerte. So ließ er die Zeit verstreichen und übersah den günstigen Augenblick des raschen Handelns. Er sah in Rudolf den „armen Grafen mit dem Bettelsack“ und den král kaše – Breinkönig, von dessen Unfähigkeit er („der Goldkönig“) fest überzeugt war. Ottokar war wohl ein Organisator und ein Mann der Verwaltung, aber kein Feldherr.

Rudolf verließ erst am 14. August Wien, ging bei Hainburg über die Donau und wartete in der Stadt Marchegg, die der Böhmenkönig früher als Sommerresidenz ausersehen hatte, auf die Ungarn und auf den Bischof von Basel; eine Woche verging, doch schickte er 8000 Ungarn und leichte Reiterei marchaufwärts, die den Aufmarsch des Gegners stören und ihm Verluste zufügen sollten; sie tauchten bald hier, und bald dort auf, beunruhigten den Feind und lieferten kleine Gefechte.

Von Laa marschierte Ottokar durch das Poybachtal nach Prunsendorf (= Prinzendorf), wo er nächtigte. Die Orte litten schwer bei dem Durchmarsch, da sie Heu, Stroh, Hafer, Lebensmittel und Wein liefern mußten, gut war es, daß die Ernte vorüber war, aber den Weingärten fügten die Feinde großen Schaden zu. Am 20. August stand der König bei Drezingin (= Drösing) und lagerte sechs Tage in dem Winkel March - Zaya, da er auf Verstärkung wartete.

Die ungarischen Bogenschützen griffen ihn immer wieder an, ohne sich in einen größeren Kampf einzulassen; sie hatten ihre Heimat jenseits der March, galten als ausgezeichnete Schützen, waren aber sehr grausam; der Ortsname Gr. und Klein Schützen erinnert an diese Mongolen. Fiel einer von ihnen unseren Leuten in die Hand; so stachen sie ihm die Augen aus.

Am 22. August ordneten Rudolf und Ladislaus, der hier noch Zuzug von Ungarn bekam, die Streitmacht, besprachen den Angriff und den Kriegsplan und marschierten bis über Stillfried; bei Dürnkrut lagerte das Heer, das die letzten Vorbereitungen zum Kampf traf; Reiter mußten die Macht, die Stärke und Stellung des Feindes auskundschaften. Am 25. August stand Rudolf so nahe beim Gegner, daß er in das Lager blicken konnte. Daß Ottokar bei Zistersdorf stand, ist sehr unwahrscheinlich und nicht erwiesen. Unbekannt ist die zahlenmäßige Stärke beider Teile, ebenso die genaue Stellung und Kampfesweise. Sicher ist aber die Tatsache, daß nicht die schwere, sondern die leichte Reiterei für den Sieg maßgebend war. Rudolf gelobte für den Fall des Sieges die Erbauung eines Klosters, auch Ladislaus tat es.

Am 26. August empfingen viele nach dem Feldgottesdienst das Abendmahl. Die Fahnen wurden geschwungen, ein tausendstimmiges Feldgeschrei gab das Zeichen zum Kampfe, der um 9 Uhr begann und 5 - 6 Stunden dauerte. Rudolf hatte den linken Flügel etwas vorgeschoben, der rechte war etwas schwächer und bestand aus Hilfsvölkern; im Falle einer Niederlage wäre dieser in die March gedrängt worden. In der Mitte standen die Ungarn, doch schaute ihr König von einem Hügel im Westen dem Kampfe nur zu. Die Oesterreicher bildeten 4 Haufen u. zw. 1 und 2 waren Ungarn, 3 die Hilfsvölker und 4 die Oesterreicher. Ottokar verfügte über 7 Haufen. Seine Reiter drängten die Oesterreicher anfangs zurück, Rudolf stürzte vom Pferde in den Weidenbach - angeblich hatte Ottokar einen Ritter bestochen, damit er den verhaßten Habsburger töten sollte. Die Oesterreicher mußten bis südlich von Dürnkrut zurückweichen, doch griffen die Reserven sofort die feindliche Flanke an, brachten sie in Verwirrung und trieben sie zurück, sodaß sie flohen; viele ertranken in der March. Ottokar, der allein weiterkämpfte, versuchte einen Rückzug auf Drösing, der aber nicht gelang; er selbst fiel und wurde als wehrloser Gefangener von einem persönlichen Feind getötet. Die Leiche, die 17 Wunden aufwies, lag an jener Stelle, wo heute die Rochuskapelle steht. Die Reserven Ottokars hatten gar nicht in den Kampf eingegriffen; Rudolf soll ihren Führer Milota von Diedic bestochen haben; angeblich hätten auch Deutsche, die im böhmischen Heere kämpften, Verrat ausgeübt. Rudolfs Freund Wernhard von Wolkersdorf fiel im Kampfe. Die Ungarn behaupteten, daß sie Hauptschlacht des Kampfes getragen hätten und der Ruhm des Sieges gebühre ihnen. Der Burggraf von Nürnberg sagte später, er habe an dem Sieg stark gezweifelt. Der Kampf bei Dürnkrut war die letzte große Ritterschlacht in der Kriegsgeschichte.

Die Ungarn verfolgten den fliehenden Feind über Großkrut, Poysdorf und Laa, wo Ladislaus schon am 27. August war. Rudolf folgte dem Gegner nordwärts und traf abends in Feldsberg ein, wo er bei seinem Freund Heinrich von Kuenring in der Burg übernachtete; von hier aus schrieb er den genauen Bericht über die Schlacht dem Dogen von Venedig. Die Oesterreicher plünderten die Orte des Brünner Kreises, äscherten Pohrlitz ein und raubten das Kloster Raigern aus. In gleicher Weise verfuhren die Ungarn im Znaimer Kreis; beide Könige, die einen Teil der Beute bekamen, gründeten die versprochenen Klöster. Rudolf erbaute in Tulln 1280 das Jungfrauenkloster, dem er das Dorf Großkrut schenkte.

Der Habsburger blieb einen Tag in Feldsberg und reiste über Falkenstein nach Tajax, wo er bis zum 5. September blieb; Köhler spricht in den „Mit. J. 0. B. 1882 S. 162 von einem Feldsberger Aufenthalt von 4 Tagen. Nach Johann Rux „Die deutschen Siedlungen um Olmütz“ verweilte Rudolf in Eibenschitz bis zum 20. September, wo er den Städten und Märkten die Privilegien bestätigte. Den Plan, Mähren mit Oesterreich zu vereinigen, um so Böhmen zu isolieren, gab er auf, da seine Tochter Gutta den Sohn Ottokars heiratete. Dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg gab er für seine Hilfe am 7. Juli 1286 Seefeld als Reichslehen; es blieb als ein exterritorialer Reichsboden bis 1792. Ob die Liechtenstein für ihre Dienste Falkenstein bekamen, ist ungewiß, doch wird 1295 ein Liechtensteiner de Falkenstein erwähnt.

Das Volk im Grenzland vergaß nicht den Goldkönig und hielt sein Andenken in Sagen fest, die heute vielfach als geschichtliche Wahrheit in Büchern zu finden sind und in den Schulen gelehrt werden. Der goldene Wagen, den er auf seinen Reisen benutzte, wurde in Spannberg eingegraben; die Stillfrieder behaupten, daß dies in ihrem Burgfrieden geschah. Bei Laa lieferte Ottokar eine Schlacht, in der er seinem Gegner schwere Verluste zufügte. Das Blut der Gefallenen bildete einen kleinen See; daher der Name Rothenseehof. Beim Ruhhof rastete er eine Zeitlang, als er nach Dürnkrut marschierte. Bei Mistelbach, Fallbach und Gaubitsch fanden beim Rückzug viele Ungarn den Tod, deren Gebeine in den 3 Karnern aufbewahrt wurden. Die Ungarn gaben auch der Ortschaft Ungerndorf den Namen. In der Fallbacher Kirche war der tote König einige Tage aufgebahrt; daher spendete die Gemahlin dem Gotteshaus eine schöne Monstranz. Die Schlacht fand im Stillfried in der Ried „Gruberfeld“ statt, wo auch Ottokar fiel und seine Ruhestätte hat; da ruht er im stillen Frieden — daher den Name Stillfried.

Die Bewohner von Großkrut erzählen, daß Rudolf nach dem Kampfe in dem Schloß - heute das Gemeindegasthaus und -amt, nächtigte. Der Olmützer Bischof Bruno, der Ratgeber Ottokars, stand im Kampfe mit seiner Reserve bei Feldsberg und ließ einen Aussichtsturm = Warte, errichten, um das Gebiet besser zu übersehen. Später siedelten sich hier Bauern an und nannten den Ort Bischofswart.

Quellen:

Arnold Busson: „Der Krieg von 1278 und die Schlacht bei Dürnkrut“ im „Archiv für österreichische Geschichte“ Band 62.

Falke: „Geschichte des fürstl. Hauses Liechtenstein“.

Dudik: „Mährens allg. Geschichte“.

B. Bretholz: „Geschichte Böhmens und Mährens“.

B. Bretholz: „Das Nikolsburger Urbar 1414“.

Ad. Mais: „Eine Sammlung von König Ottokar“ in der „Oesterr. Zeitschrift für Volkskunde“.1953/7 neue Folge.

Veröffentlicht in: „Mistelbacher Bote“, 25. 1. 1958 S. 2, 1. 2. 1958 S. 5, 8. 2. 1958 S. 2

Die Schlosskapelle in Wilfersdorf

Das alte Schloss der Herren von Liechtenstein in Wilfersdorf war ein stolzer Wehrbau mit Basteien, einer starken Mauer und einem Wassergraben, in dem Fischzucht betrieben wurde. Das Schloss, das mehr einer Wasserburg glich, hatte unter den vielen Räumen eine Kapelle, die angeblich der heiligen Magdalena geweiht war. Diese Büßerin galt als Schutzpatron gegen die gefürchtete Pest und erfreute sich im 14. und 15. Jahrhundert einer besonderen Verehrung. 1529 wirkte als Schlossgeistlicher der Pfarrer Adrian, der als Wiedertäufer sich um die Verbreitung dieser Sekte im Zayatale eifrig bemühte; in Wilfersdorf und Mistelbach hatten diese Anhänger, die sich Brüder bzw. Schwestern nannten, einen Brüderhof und lebten in kommunistischer Gemeinschaft. Als aber Kaiser Ferdinand I. diese Brüder aus dem Lande jagte, verließ Adrian das Schloss; er wurde auf einen Esel gesetzt, von den Leuten verspottet, welche hier die Lehre Luthers verkündeten und weggeführt. Dann kamen Prädikanten, die im Schlossherrn einen tatkräftigen Förderer und Gönner hatten.

Als Gundacker von Liechtenstein zum katholischen Glauben zurückkehrte, mussten die Prädikanten Wilfersdorf verlassen. Die Gegenreformation wurde überall mit Strenge durchgeführt und unsere Schlosskapelle für den katholischen Gottesdienst eingerichtet. Sie erhielt eine Messlizenz, war simplciter konsekriert und wurde nur an Sonn- und Feiertagen benutzt. In den Akten findet sich kein Schlosskaplan, so dass sie keine richtige Hauskapelle war, wie die in Feldsberg. 1655 konnte das Altarbild hergerichtet werden, dafür sorgten der Fürst Hartmann und seine Gemahlin Sidonia, die sehr fromm waren und keine Ausgabe scheuten, wenn es sich um religiöse Dinge handelte. Beide befolgten den Satz jener Zeit: “Omnia ad maiorem dei gloriam“ - Alles zum größeren Ruhme Gottes. 1666 waren es die Zistersdorfer Franziskaner, die hier jeden Sonn- und Feiertag die Messe lasen und eine Predigt hielten. Dieser Orden stand bei den Fürstlichkeiten in hoher Gunst. Im Gegensatz zu den Mistelbacher Barnabiten, die mit der Wilfersdorfer Herrschaft nicht gut harmonisierten. Ein herrschaftliches Zeug holte die Geistlichen ab und führte sie wieder zurück nach Zistersdorf.

Am 14. Dezember 1673 ließ der Fürst Hartmann in der Schlosskapelle ein Lobamt zu Ehren des heiligen Rochus und Sebastian lesen, weil die Luft sehr unrein war und man allgemein den Ausbruch der Pest befürchtete. Auch in Missjahren wurden hier Bittgottesdienste abgehalten, ebenso bei einem Unwetter und bei Hochwasser. Da versammelten sich die Schlossbewohner und die fürstliche Familie nahm auch teil (1687). Hochwasser im Zayatal war nicht so selten; daher finden wir in Wilfersdorf den heiligen Nikolaus als Patron der Pfarrkirche.

1709 gab es im Kapellenzimmer 4 Messgewänder, Silberkelche, ein Rauchfass und ein Kreuz; auch ein Paterzimmer wird erwähnt. Mit dem Pfarrer Georg Möller schloss die Herrschaft einen Vertrag, dass er 5 Messen wöchentlich zu lesen hatte (1712). Doch dürfte es sich um die Dominikkapelle handeln, die neben der Poststraße stand. Im Pestjahr 1713 mussten die Schlossräume mit Kronawettholz öfters fest ausgeräuchert werden, damit sich im Schloss kein Pestfall ereignete. Am Vorabend des Dreikönigsfestes besorgte alljährlich der Ortspfarrer das Ausräuchern des ganzen Schlossgebäudes, während es der Schulmeister in den Häusern des Marktes tat. Der große Sturmwind im Jahre 1724 riss die Schlossfenster weg und warf die Bilder in den Räumen zu Boden. Im Schloss sah man ein Bild von der Mutter Gottes in Wranau und von Tschenstochau. Das Magdalenafest war in Wilfersdorf ein Feiertag, an dem viele Wallfahrer erschienen, um einen vollkommenen Ablass zu gewinnen. Die Monstranz der Kapelle wurde 1745 gegen die der Pfarrkirche eingetauscht.

Damals kümmerte sich niemand um die Schlosskapelle. Die fürstliche Familie besuchte selten das Schloss. Die Beamten waren den Geistlichen nicht besonders gut gesinnt, weil sie sich in herrschaftliche Angelegenheiten einmischten, sodass sie kurz und barsch abgefertigt wurden, wenn sie mit einer Bitte oder Beschwerde im Schloss sich zeigten. Nur zu Magdalena fand ein Gottesdienst statt. Die Aufklärung warf ihre Schatten voraus; die Glaubensstärke der Barockzeit war einem neuen Geiste gewichen, den man auch bei uns spürte; der hatte kein Interesse an den Schöpfungen der Vergangenheit. Wer krank war, ging nach Voitelsbrunn oder nach Pyrawarth und verzichtete auf eine Wallfahrt sowie auf eine Weihegabe. 1772 wurde am 16. Dezember die Anzeige gemacht, dass der Piarist Fabian Zangl, ein Bruder des Amtmannes, schon durch 4 Wochen in der Schlosskapelle Messen lese, was ihm doch verboten war, da er von einem fremden Konsistorium die Erlaubnis hatte. Der Piarist hatte sich mit dem Ortspfarrer zerstritten und ihn nicht ehrerbietig behandelt, deshalb musste er sich verantworten. Die Herrschaft protestierte dagegen und wies den Pfarrer an, sich nicht um Dinge zu kümmern, die nicht in seinen Wirkungsbereich gehörten, denn die Schlosskapelle ginge ihn nichts an. 1777 klagten die Geistlichen beim Magdalenafest, das früher durch seine Pracht und Würde allein im Zayatale dastand und daher viele Fremde anlockte, über den geringen Eifer der Herrschaft und über die Missachtung des religiösen Geistes; die Monstranz stand in einem kahlen Zimmer, dessen Wände mit chinesischen Figuren bemalt waren. Der Amtmann duldete nicht, dass der Ortspfarrer einige Heiligenbilder anbringe, da er in der Schlosskapelle nichts zu schaffen hätte, über sie verfügte immer die Herrschaft allein. Das feierliche Hochamt ließ viel zu wünschen. Die Gläubigen lachten und unterhielten sich. Die Herrschaft verwendete 1780 von den 900 fl, die bei der Kapelle zur unbefleckten Empfängnis lagen, 200 fl zum Schulbau in Bullendorf. 1784 wurde die Schlosskapelle gesperrt, der Gottesdienst unterblieb von nun an; das Silberkreuz mit dem Totenkopf, die 8 Leuchter und die 2 Blumenkrüge behielt sich die Herrschaft für den Fronleichnamstag, weil sie vor dem Schloss einen Altar errichtete. 1802 wurde das alte Schlossgebäude niedergerissen und ein Neubau aufgeführt, der heute noch steht.

Quellen: Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv in Wien

Veröffentlicht in: „Weinviertler Nachrichten“, 17. 3. 1959, S. 6

Die Scholastik und unsere Heimat

Die Wiener Hochschule war 1365 gegründet worden, die treibende Kraft dieser Stiftung war Albertus de Saxonia, der auch der erste Rektor war und mit der reichdotierten Pfarre Laa a. d. Th. belohnt wurde. Als dieser Gelehrte 1366 in seine Heimat nach Sachsen heimkehrte, vegetierte die Hochschule. Man glaubte allgemein, daß sie aufgelöst werde, weil das Geld fehlte. Da mußte die Pfarre Laa die Hälfte ihrer Einkünfte alle Jahre zu Martini an die Hochschule abliefern. Diese Abgabe verschwindet 1437, als die Laaer Pfarre der von Groß-Rußbach incorporiert wurde.

1382 war Engelhard von Hebersdorf Rektor der Universität und bezog die Einkünfte der Pfarre Ulrichskirchen. Dieser Mann sowie Berthold von Wehingen, der aus Schwaben kam und die reiche Pfarre Groß-Rußbach besaß, und Heinrich von Langenstein aus Hessen (1325—1397) reformierten die Hochschule, sodaß bedeutende Gelehrte und viele Studenten aus allen Ländern nach Wien kamen.

Unsere Hochschule war damals der Hauptsitz der Scholastik, die den Glauben mit der Vernunft erfassen wollte. In dem Kampf mit den verschiedenen Irrlehren dieser Zeit war diese Richtung die Beherrscherin des Hochschulbetriebes. Doch wirkte sie bald durch ihre Spitzfindigkeit mehr lächerlich; da wurden für die Disputationen Fragen aufgestellt, die wohl Scharfsinn, Logik und Redekunst erforderten, aber keinen Fortschritt im Geistesleben brachten. Die Scholastiker zerbrachen sich den Kopf über das Geschlecht der Engel, über die Frage, wieviel Engel auf einer Nadelspitze Platz hätten usw. Eine freie Entfaltung der Geisteskräfte, ein Forschen und Suchen war aber unmöglich. Dazu kam die fehlerhafte lateinische Sprache der Disputanten, die durchaus nicht dem klassischen Latein eines Cäsar oder Cicero entsprach.

1385 wirkte an der Hochschule als Professor und als Prokurator der österreichischen Nation der Magister Peter von Pillichsdorf. Die Studenten zerfielen in vier Nationen: In die österreichische, sächsische, rheinische und ungarische. Johann Georg von Liechtenstein bekleidete das Amt eines Universitätskanzlers; da er ein Gegner des Herzogs Friedrich von Tirol war, wurde er in Wien eingesperrt. Für ihn trat der Rektor Peter Tzech von Pulkau (+ 1425) ein, der ein tüchtiger Redner und Ketzerhammer war, so daß er für Missionen der Hochschule häufig verwendet wurde. Ihm trat wieder Peter Reicher von Pyrawarth (+ 1436) scharf mit seinen scholastischen Ideen entgegen; dreimal war dieser Rektor der Universität.

Ein gemäßigter Scholastiker war Heinrich von Langenstein, der auf eine freie Kritik großen Wert legte, der die Astrologie, die Lehre vom Weltuntergang und Antichrist bekämpfte und dem Konzil eine größere Machtbefugnis gegenüber den Päpsten einräumen wollte: er war schon 1397 gestorben.

Tüchtige Scholastiker waren Johann von Pirchenwart und Nikolaus von Maczen, die aber Thomas Ebendorfer von Haselbach bei Stockerau (1387—1404) weit übertraf. Nach dem Namen muß die Familie aus Ebendorf bei Mistelbach stammen; schon 1415 hielt er als Universitätshörer eine Predigt an einem Marientag, die großes Aufsehen erregte.

Damals studierten viele junge Leute aus unserer Heimat an der Universität: aus Blaustauden, Unter-Stinkenbrunn, Patzmannsdorf, Staatz, Fallbach, Gnadendorf, Bullendorf, Schrick, Spannberg, Pyrawarth, Grafensulz, Niederleis, Hipples, Pellendorf und Matzen.

Ebendorfer wurde Doktor der Theologie, Philosophie und Medizin; schon 1423 wählte man ihn zum Rektor. Als Kanzelredner genoß er einen guten Ruf, sodaß er die Stelle eines Hofkaplanes übernehmen mußte. Er zeichnete sich als Gelehrter und Politiker wiederholt aus, vertrat auf dem Konzil zu Basel die Wiener Hochschule, verhandelte 1435 als Gesandter am 17. Mai in Brünn mit den Hussiten und weilte 1436 in Iglau, wo er an den Kompaktaten mitarbeitete, welche die Hussitenkriege beendeten. Immer verteidigte er die Interessen der Hochschule und der Studenten gegen die Bürger Wiens. Sein offenes Eintreten für eine gründliche Kirchenreform war die Ursache, daß er von jeder Rangerhöhung ausgeschlossen blieb. Für Österreich schrieb er eine Landesgeschichte, die nur zu deutlich den Geist der Scholastik verrät; denn seine Sprache ist oft unklar, die Form der Darstellung beachtet er wenig, Kritik ist ihm fremd, er verliert sich in Fabeln, ist oft recht weitschweifig und sieht in der Geschichte die strafende Hand Gottes; er ist ein österreichischer Herodot, der den neuen Geist des Humanismus ablehnte; er behauptet, daß Julius Cäsar 2 Jahre (biennium) in Wien weilte, und leitet den Namen Vienna von Bienna ab. Er verknüpfte Sage und Geschichte und ist nach Dr. A. Lhotsky der Verfasser der Tatermanninschrift neben dem Bischofstor des Stephansdomes, die sich auf die Mars- und Jupiterstatuen von Guntramsdorf bezogen und die zur Belehrung des Volkes aufgestellt waren. Seine Gegner bemängelten seine Gründlichkeit und Weitschweifigkeit, sie sagten, daß er 13 Jahre an der Hochschule über die Genesis des Moses gelesen habe und nicht über die ersten 3 Kapitel hinausgekommen wäre.

Sein Pessimismus kann durch die traurige Lage der Heimat gerechtfertigt werden: Der Bruderkrieg zwischen Friedrich III. und Herzog Albrecht, das Raubritterwesen in Stronegg, Jedenspeigen, Grub und Angern, der Einfall Georgs von Podijebrad, der Bernhardsthal, Steinabrunn, Falkenstein, Föllim, Wolkersdorf und Ulrichskirchen 1459 einäscherte, die Hungersnot — die Leute machten aus Baumrinde Mehl u. verkauften ihre Kinder – die Geldinflation und die Pest 1457 erschütterten sein Vertrauen, sodaß er den Untergang des Vaterlandes voraussagte. Er verurteilte das rohe Vorgehen der Wiener, die bei jeder Gelegenheit den Professoren und Studenten in handgreiflicher Weise ihren Haß gegen die „Zugereisten“ zeigten; 1451 hatten sie sogar den Dekan der artistischen Fakultät zu Boden geworfen und mit Füßen getreten.

Der Wiener Hof war auch keine Pflegestätte der geistigen Kultur und des Fortschrittes: Kaiser Friedrich lehnte jede Neuerung ab, war ein nüchterner Geizhals, der für einen Koch mehr Interesse zeigte als für einen Gelehrten. Ebendorfer war ein treuer Diener des Kaisers, hielt in Wiener Neustadt die Gratulationsrede an ihn; er begleitete ihn auf seiner Reise nach Italien, war 1453 des Kaisers wirklicher Geheimrat, fiel aber später in Ungnade und mußte sich für seine Mühe und Arbeit den Vorwurf eines Verräters und undankbaren Menschen gefallen lassen.

Ebendorfer bestieg 1451 den Oberleiserberg, der sein reges Interesse erregte. Eine Zeitlang besaß er die reiche Pfarre Falkenstein, die er aber mit der zu Perchtoldsdorf vertauschte. Hier erwarb er auch einen Weingarten, um sein Einkommen zu verbessern. Sein Grabdenkmal befindet sich in der Kirche zu Perchtoldsdorf. Der Nachwelt hinterließ dieser fleißige und strebsame Gelehrte, dem Heimat- und Vaterlandsliebe mehr als ein leeres Wort waren, ein halbes Hundert verschiedene Schriften. Wir können ihn mit Recht als den ersten Heimatforscher des Weinlandes nennen.

Zur Zeit Ebendorfers wirkten an der Hochschule mehrere Professoren aus unserer Heimat: 1427 der Astronom und Mathematiker Stephan Marquard von Stockerau, 1432 Johann de Mistelbach, 1435 Pücher de Pazmannsdorf, 1437 Konrad de Zistersdorf, 1442 Nikolaus Schrick de Hüttendorf, 1443 Thomas de Zistersdorf, 1444 Nikolaus de Mayspirbaum, 1452 Martin de Seefeld, 1460 Andreas Weikart de Stecz und 1462 Michael Puff von Schrick (+ 1472). Dieser gehörte der medizinischen Schule an und verteidigte als treuer Anhänger Friedrichs den Kaiser gegen alle Vorwürfe der Wiener. Anfangs las er in der artistischen-philosophischen Fakultät und leitete später die anatomischen Studien, die in Wien erst seit 1404 mehr berücksichtigt wurden. Damals sezierte man nur männliche Leichen öffentlich im Hospitalshof: doch galt der Operateur als „unehrenhaft”, weil er eine Leiche berührte („macula levis notae" hieß es damals); 1450 schaffte die Regierung diese sonderbare Anschauung ab. Für Studienzwecke wählte man den Körper der Hingerichteten. 1440 wurde ein solcher auf dem Seziertisch zum Entsetzen der Zuschauer lebendig und stand auf. Die Obrigkeit schenkte ihm das Leben und die Freiheit.

Weil Puff verheiratet war, konnte er nicht Rektor werden; seine Frau war die Schwester des Wiener Bürgermeisters Holzer, der auf Befehl des Herzogs Ernst gefangen und gevierteilt wurde. Später mußte Puff den kranken Herzog behandeln; sonderbarerweise starb dieser sehr bald, sodaß die Wiener vermuteten, Puff hätte den Herzog vergiftet. Puffs Werk „Von den gebrannten Wassern“ war weit verbreitet und mußte öfter gedruckt werden.

1464 wirkte der Gelehrte Kaspar de Gaunesdorf [Gaunersdorf?] an der Universität.

Gegen die Scholastik kämpften die Humanisten, anfangs mit geringem Erfolg, weil sie an der Wiener Universität eine besondere Stellung einnahm. Doch merkte man die neue Geistesrichtung in der Politik, im staatlichen Aufbau und in der Erziehung der Jugend. Die Stände traten mehr in den Vordergrund und forderten einen Anteil an den Regierungsgeschäften. Auf den Landtagen zu Mailberg, Wullersdorf, Göllersdorf und Zistersdorf führten sie eine scharfe Sprache und begehrten die Aufsicht über die Verwendung der Steuergelder. Österreich wurde ein Steuerstaat und unter Maximilian l., der schon im Geiste des Humanismus erzogen wurde, ein Beamtenstaat.

Die spitzfindigen Disputationen hörten auf, ebenso der geistlose Drill, der die schöpferische Kraft nur lähmte und jeden Fortschritt verhinderte. Unter Maximilian verlor die Scholastik ihre führende Stellung. Die Universität erlebte eine Blüteperiode, da zahlreiche Gelehrte aus dem Auslande und viele Studenten herbeiströmten. Nach dem Tode des kunstsinnigen Kaisers bekamen die Scholastiker wieder die Oberhand und damit begann ihr Verfall.

Die Professoren schwankten zwischen dem Alten und Neuen, waren rat- und tatlos und überließen es der Zeit, die schon etwas hervorbringen würde. Gelehrte wanderten ab, Studenten verließen Wien, viele verbrannten die Bücher und lernten ein Handwerk. 1523 mußte in Feldsberg das Franziskanerkloster gesperrt werden, weil der Nachwuchs fehlte. Das religiöse Leben erreichte einen Tiefstand; so brachten die Leute beim Fronleichnamsumgang Fleisch und Kannen voll Wein mit, tranken sich gegenseitig zu, lachten und waren recht lustig. Der Adel besuchte die Hochschule in Italien, Schweiz und Deutschland und mied die Wiener.

Quellen:

Josef Aschbach: „Geschichte der Wiener Universität“.

Ernst Tomek: „Kirchengeschichte Österreichs“.

Josef Kraft: „Das höher Studium von Bauernsöhnen im Mittelalter und bis 1848“ in dem Jahrbuch des Ver. für Landeskunde 1938.

Alphons Lhotsky: „Thomas Ebendorfer und die österreichischen Freiheitsbriefe“ in dem „Jahrbuch des Ver. f. Landeskunde 1948.

Veröffentlicht in: „Niederösterreichisches Lehrerblatt“, Jänner 1952, S. 3, Februar 1952 S. 7

Die Schule im Zeitalter der Reformation

Der Humanismus war ein geistiger Umbruch von weittragender Bedeutung, da er das ganze Abendland erfaßte und die Grundlage für eine neue Zeit schuf; aus ihm erwuchsen die Renaissance und die Reformation. An die Stelle des mittelalterlichen Autoritätsglaubens, an dem nicht gerüttelt werden durfte, traten die Kritik, der Zweifel und die Forschung. Der Mensch war nicht mehr ein Objekt, sondern ein Subjekt, das selbst urteilte und sein Verhältnis zu Gott in seinem Sinn löste.

Überall zeigte sich der Zweifel. Papst Leo X. sagte einmal: „Omantum nobis nostrisque illa de Christa fabula profuerit, omnibus saeculis notum est“ = Wie sehr uns und den Unserigen jene Fabel von Christus genützt hat, ist allen Jahrhunderten bekannt. Ein Prediger bezeichnete die Reliquien als Tierknochen (Kolb „Kulturgeschichte“).

Der Humanismus bewies, daß eine Bildung ohne kirchlichen Einfluß nicht nur möglich war, sondern weit größere Früchte zeitigte (Erfindungen und Entdeckungen). Der Humanismus betonte vor allem die Bildung und hob die Wichtigkeit der Schule für die Kulturentwicklung hervor. Der Unterricht wurde erweitert und vertieft und das Schulwesen neu geordnet. Zum Besuch einer Hochschule war ein größeres Wissen erforderlich, das eine Lateinschule — humanistisches Gymnasium später genannt — den Schülern gab.

Der Wegbereiter des Humanismus war bei uns der Italiener Äneas Silvio Piccolomini (1414 - 1464), der die Einkünfte der Pfarre Laa a.d. Th. eine Zeitlang bezog und durch seine formvollendeten Prunkreden in Wien großes Aufsehen erregte.

In Wien herrschte die Scholastik und der Humanismus blieb — die Zeit Maximilians I. ausgenommen — eine Episode sowie die Renaissance und die Reformation. Bei uns wurden nicht die Geister aufgerüttelt wie im Auslande. Wien war eben eine Krämer- und Phäakenstadt, welche die neue Zeit verschlafen hatte und die sich nicht frei machen konnte von der Tradition, der sie wie ein Chinese treu blieb (M. Vancsa, „Geschichte von Nieder- und Oberösterreich“).

Die Adeligen — die Liechtenstein, Fünfkirchner, Breuner, Steger und Maschko — schlossen sich der neuen Zeit sofort an; ihr Studieneifer trieb sie hinaus in das Ausland, vor allem nach Italien, um hier die Hochschulen zu besuchen und den Humanismus kennen zu lernen; in diesem Geiste wirkten an der Wiener Universität 1507 Johann Burger aus Eggenburg, 1512 Johann Kekmann von Haugsdorf, 1520 Thomas Resch von Krems, 1535 Georg Hieter von Gaubitsch und 1540 Johann Glasel von Ober-Hollabrunn.

Die erwähnten Edelleute führten auch bei uns die Reformation durch, die sich des Schulwesens stark annahm. Zum ersten Mal wird die Erziehung zum Pflichtbewußtsein und zum Verantwortungsgefühl im demokratischen Geist betont. Das Kind sollte denken und urteilen lernen, damit es in der Kirchengemeinde mitsprechen konnte. Der Religionsunterricht trat stärker hervor; Leibesübungen, Naturerkenntnis, Geschichte und Singen gehörten in die Schule, die mehr einen bürgerlichen Charakter hatte.

Die Reformation schuf damit eine allgemein Schulbildung im humanistischen Geist. Der Lehrer mußte ein gewisses Maß von Bildung besitzen, sodaß mancher seinen Beruf gegen den eines Pastors vertauschen konnte.

Die Lehrer und Geistlichen kamen meist aus Sachsen und den Sudetenländern, die schon lange ein gutes Schulwesen besaßen. In Feldsberg war 1544 eine evangelische Schule mit zwei Lateinklassen. Der Schulmeister von Staatz, der in Meißen studiert hatte, wurde später Diakon in Hauskirchen. Der Walterskirchner Sebastian Kempf von der Wittenberger Hochschule und sein Nachfolger Johann Behm, der die Schulen in Brieg, Wittenberg und Breslau besucht hatte, waren tüchtige Lehrer (letzterer übernahm 1574 daselbst die Pfarre als Pastor). In Ernstbrunn wirkte der Rochlitzer Gregor Böttinger (1575).

Lutherische Schulen finden wir in Pillichsdorf, Kronberg, Schleinbach, Ladendorf, Ober-Sulz, Wilfersdorf, Kettlasbrunn, Mistelbach, Zistersdorf, Hauskirchen, Inzersdorf, Gaißlberg, Gösting, Dobermannsdorf, Bernhardsthal, Katzelsdorf, Alt-Lichtenwarth, Herrnbaumgarten, Falkenstein, Niederleis, Patzmannsdorf, Michlstetten Laa und Enzersdorf i. T. In Pillichsdorf, wo der katholische Pfarrer den protestantischen Schulmeister Elias Gütler vertreiben wollte, nahmen die Bauern diesen in Schutz und unterstützten ihn. In Herrnbaumgarten saßen 50 Kinder in der Schule, in Alt-Lichtenwarth nur 8. Die Wilfersdorfer Schule, die sich eines besonderen Rufes erfreute, besuchten auch Kinder aus Mistelbach. Die Ladendorfer lehnten den lutherischen Schulmeister ab, doch hielt ihn der Herr Steger. In Ober-Sulz unterrichtete der Pierleiter 1575 nur 30 Knaben, die der Pfarrer bei der Jagd zum Tragen der Netze und Geräte verwendete; da der Schulmeister als Knecht und Bote nach Wien ohne Entgelt dienen mußte, verließ er Ober-Sulz und ging nach Pellendorf. Wolfpassing und Ulrichskirchen besaßen katholische Schulen.

Die Erziehung litt schwer durch die Streitigkeiten der Geistlichen, da es bei uns katholische, protestantische und solche der Wiedertäufer gab, von denen jeder das Wort Gottes in seinem Sinn auslegte und den Andersdenkenden als Ketzer betrachtete. Um hier Ordnung zu machen, entschlossen sich die Liechtenstein, in Feldsberg ein evangelisches Bistum zu errichten, für das der Gelehrte Badmeister aus Rostock ausersehen war. Dieser prüfte 1580 die Pastoren, war aber nicht mit den Verhältnissen bei uns zufrieden und reiste wieder in seine Heimat zurück; er erkannte, daß er diese einander widerstrebenden Kräfte nicht einigen würde. Die Pastoren und Schulmeister standen beim Volke als „Zugereiste“ und „Dahergeloffene“ in keinem besonderen Ansehen. Das Streben nach Ordnung und die Bemühung um eine straffe Organisation war ein Verdienst der Liechtenstein, die sich auch in dieser Hinsicht ihrer Untertanen annahmen.

Der schul- und bildungsfreundliche Adel schuf sich für seine Jugend die sogenannten Landschaftsschulen, um sie nicht nach Frankreich zu schicken, wo sie nur Schlechtes sahen und hörten; in Wien bestand schon 1523 eine solche Schule mit einem Internat für 8—16-jährige Knaben. Die Lehrer waren Professoren; der Tanzmeister bekam jährlich 300 fl., der Fechtmeister 500 und der Sprachmeister 200 fl. Die Verpflegung war gut und ausreichend; vier Gänge gab es bei jeder Mahlzeit. Das Mittagmahl verzehrten die Schüler um 4 Uhr nachmittags; da gab es: Krebse, Schnecken, Geflügel, Kapaune, Schweinernes, Kälbernes, Leberwürste mit Sauerkraut, Speckknödel, Lungenbraten, Schöpsenfleisch, Spanferkel, Bratwürste, Schinken, Hasen, Fische, Heringe und als Zuspeise: Rüben, Kraut, Karfiol, Kohlrüben, Spinat, Obst, Kohl und viel Salat; auch Wein bekamen die Knaben. Die Fasttage wurden strenge eingehalten, alle 14 Tage nahmen die Schüler ein Bad. Die Kommunion empfingen sie in beiden Gestalten.

Die Lehrer waren „Ketzer und Sektierer“, die aber im Unterrichte nicht religiöse Streitfragen berührten, um nicht die Köpfe der Jugend zu verwirren. Nach dem Frühstück um ½ 6 Uhr sprachen alle gemeinsam ein Gebet mit der Schlußbitte, der Herrgott möge die Türken abwehren. Die Tisch- und Nachtgebete waren genau vorgeschrieben. Um 10 Uhr bekamen sie ein Frühstück und um 8 Uhr abends mußten sie schlafen. Im Unterricht wurde viel auswendig gelernt, Verstand und Urteilskraft war Nebensache. 1573 besuchten (?) Schüler diese Schule (die Mehrheit stammte aus Ungarn und aus den Sudetenländern).

Die Leute klagten über diese Rangen, welche beim Spiel die Fenster der Nachbarhäuser zertrümmerten und die Wände der Häuser beschmierten (1552). Natürlich waren die Lehrer schuld an diesem Treiben. Inspektoren besuchten die Schule, wohnten dem Unterrichte bei und schauten, daß die Gesetze eingehalten wurden. Viermal wurden die Knaben im Jahr geprüft, doch zeigten sie geringe Kenntnisse im Katechismus.

Nach dem Muster der Wiener Landschaftsschulen wollte 1584 Wolfgang von Liechtenstein eine in Mistelbach errichten, für die er Lehrer aus der Horner berief; doch zeigte sich hier kein Interesse: die Bewohner hatten kein Verständnis, versagten jede Unterstützung und bewilligten keinen Bau; die Klassenräume mußten in Privathäusern eingerichtet werden. Noch weniger Interesse hatten die Zistersdorfer für so eine Anstalt (1501). Karl von Liechtenstein erbaute 1599 eine in Feldsberg, für welche die nö. Stände eine Unterstützung von 500 fl. gewährten. 1604 verschwand diese Schule.

Die Wiedertäufer — „Habaner“ genannt — besaßen ein gutes Schulwesen in Mähren. Die bedeutendste war die Brüderschule in Eibenschitz "mit 8 Schuljahren; sie leitete 1576—1588 der tüchtige Meister Rudinger im humanistischen Geiste; es war eine Kindheitsschule, in der neben den Taglöhnerssöhnen die der Adeligen saßen. Eine Zierde dieser Brüderschule waren Karl von Zierotin (verstorben 1636) und Karl von Liechtenstein (verstorben 1627), die als Politiker einen toleranten und gemäßigten Standpunkt in den religiösen Wirren einnahmen. Zu gleicher Zeit hetzten die Jesuiten in Preßburg ihre Schüler gegen die Protestanten auf, damit sie dieselben verspotteten und verhöhnten (H. Portisch „Geschichte der Stadt Preßburg“). Einen starken Einfluß auf diese Brüderschulen nahm J. A. Comenius, der 1624 bei der Tochter des erwähnten Karl von Zierotin in Dürnholz (Südmähren) auf kurze Zeit Zuflucht fand. Die Eibenschitzer Brüderschule besuchten auch aus unserem Viertel mehrere Adelige, ehe sie die Hochschulen bezogen.

Die schönen Ansätze eines neuen Schulwesens vernichtete bei uns mit einem Schlag die Gegenreformation, die alles aus der Zeit des Humanismus, der Renaissance und Reformation vergessen ließ.

Quellen:

J. Aschbach „Geschichte der Wiener Universität“.

Dr. Ig. Hübl „Das Schulwesen Niederösterreichs im Reformationszeitalter“ in dem „Jahrbuch der Gesellschaft für Geschichte des Protestantismus“, Bd. 54.

Veröffentlicht in: „Niederösterreichisches Lehrerblatt“, 1952, Okt. S. 6, Nov. S. 5, Dez. S. 6

Die Schule im Zeitalter der Aufklärung

Der Satz Rousseaus: „Zurück zur Natur!“ war der Kampfruf der neuen Zeit, der Aufklärung, die auf allen Gebieten tiefgreifende Neuerungen brachte. In Österreich fehlten die Kräfte für diesen Neubau; es holte vom Ausland jene Männer, die mit starker Hand überall durchgreifen mussten, um die Grundlage für bessere Verhältnisse zu schaffen. Diese Arbeit wurde einem Haugwitz im Finanzwesen und dem van Swieten auf kulturellem Gebiete nicht leicht gemacht. Die Kaiserin Maria Theresia, die einen scharfen Blick für Menschen hatte, schenkte ihnen volles Vertrauen. Selbst der Wiener Bischof, Johann Josef Graf Trautsohn von Poysbrunn, trat für die neue Zeit ein; so dass ihn die strenggläubigen Katholiken für einen heimlichen Lutheraner hielten. Dem Adel und dem Bürgertum war die intolerante Haltung der Jesuiten verhasst, so dass sie ihre Söhne nicht diesem Orden zur Erziehung überlassen wollten; seine Präpotenz war vielen unerträglich; denn er glaubte, der Pol zu sein, um den sich alles drehe.

Allgemein erkannte man die österreichische Rückständigkeit im Schul- und Bildungswesen; die kirchliche Aufsicht und Bevormundung auf diesem Gebiete hatten in eine Sackgasse geführt, aus der kein Weg gefunden wurde.

In Auspitz - Südmähren errichteten die Bürger aus freien Stücken eine Mittelschule, damit die Kinder etwas mehr lernen sollten als die Eltern.

Große Schuld an dem Schulelend jener Zeit hatte die soziale und wirtschaftliche Stellung des Schulmeisters, der keine entsprechende Vorbildung besaß und oft genug noch mit materiellen Sorgen zu kämpfen hatte. In Palterndorf bezog er wie der Feldhüter und Dorfschmied die Körnerabgabe, ging zu Fasching, zu Ostern und zur Weinlese von Haus zu Haus sammeln, holte sich nach der Ernte die Wettergarbe und steckte zu Pfingsten den Beichtkreuzer ein, für das Absammeln der Beichtzettel. Oft blieb ihm wenig Zeit für den Unterricht oder gar für eine Weiterbildung.

Es war etwas Unerhörtes, als 1764 an der Prager Hochschule die Vorlesungen in deutscher Sprache gehalten wurden — in der Sprache der ketzerischen Lutherbibel.

Der Feldsberger Schlossinspektor Johann Wiegand, der mehrere landwirtschaftliche Bücher verfasste, machte der Regierung den berechtigten Vorwurf, dass sie durch Jahrhunderte das ländliche Bildungswesen niedergehalten hatte; das Volk im Weinlande sei eine tote Masse, die wie das Vieh lebe, für die Landwirtschaft und für eine Fortbildung kein Interesse zeige. Nur einzelne Herrschaften wie Feldsberg, Rabensburg, Wilfersdorf, Staatz und Ernstbrunn machten eine rühmliche Ausnahme.

Die Dorfbewohner hausten oft in feuchten, elenden Lehmhütten, die ein Strohdach und im Wohnraum keinen Fußboden hatten; es gab sogar in den Hohlwegen und Gstetten Höhlenbewohner, die ein menschenunwürdiges Leben fristeten (in Schrattenberg sogar bis 1910). Inleute, Taglöhner und Dienstboten galten in den Dorfgemeinden als minderwertige Menschen, die auf dem Felde und im Stall geprügelt wurden; Wetzelsdorf bei Poysdorf war so eine Gemeinde, aus der öfters die Arbeitnehmer auswandern wollten; hier gab es kein Mitleid, keine christliche Nächstenliebe und kein soziales Gewissen.

Die Missjahre 1769 bis 1772 lockerten die Moral in den Ortschaften, wo Diebstähle und Einbrüche keine Seltenheit waren, da die Not sehr groß war und in einzelnen Gebieten Hungersnot herrschte.

In Ernstbrunn, wo der Graf Rudolf von Sinzendorf (1729—1747) eine Schule mit Piaristen als Lehrer errichten wollte, kam nur ein Kollegium der Petriner zustande und 1776 folgte die Hauptschule Großkrut; Korneuburg und Ernstbrunn verfügten über gehobene Schulen.

Felbiger verfasste ein Methodenbuch für die Lehrer. Mit dieser Neuordnung waren die Bauern und auch viele Schulmeister unzufrieden. Diese konnten sich in die neue Lage nicht hineinfinden, weil sie den alten Schlendrian gewohnt waren. Die Bauern sahen in den Kindern nur Arbeitskräfte, die nichts lernen brauchten, als den Pflug zu führen und die Haue zu halten; wenn die armen Kinder auch etwas lernten, so verließen sie das Dorf und zögen in die Stadt. Auf Befehl der Regierung mussten 1781 die Geistlichen öfter in den Predigten darauf hinweisen, dass der Schulbesuch und -unterricht eine nützliche Einrichtung des Staates sei. Die Lockerung der Zensur rief in Prag die Zeitschrift „Die Geißel” ins Leben, welche eine antikirchliche Stellung einnahm und die Sonntagspredigten einzelner Pfarrer scharf angriff. Doch gab es auch Priester, die für arme Kinder Stiftungen machten, z. B. der Pfarrer Josef Plack von Alt-Lichtenwarth für 12 arme Kinder; auch Bauern folgten diesem Beispiel und vermachten größere Geldbeträge für Schulzwecke.

In Hohenau musste der Schulmeister auch die Sterbeglocke läuten; als Schreiber erhielt er bei einer gerichtlichen Schätzung 7 kr. In Dobermannsdorf gab die Gemeinde dem Schulmeister statt der Wettergarbe die entsprechende Körnerfrucht an Korn, Hafer und Weizen; das Schulgeld für 2 Kinder betrug hier 2 fl 45 kr. im Jahr (1 Kuh kostete 6 fl, 1 Ente 8 kr.)

Am 14. September 1786 führte die Regierung den Kreisvisitationsschulkommissär ein, der 600 fl Gehalt und 150 fl Reiseunkosten im Jahr bezog; seinen Sitz hatte er in Korneuburg; er schaute auf Ordnung im Schulwesen, auf geeignete Gebäude und musste trachten, viele Schulen zu erbauen. Von ihm wurde ein Befähigungsnachweis gefordert und er hatte jene Zeugnisse vorzulegen wie ein Hauptschuldirektor. Vor Antritt seines Amtes unterzog er sich einer schriftlichen und mündlichen Prüfung in Erziehungslehre, Lehrmethode und anderen Schulfächern. Da er beim Kreisamt auch andere Arbeiten verrichtete, musste er in der Polizei- und Kriminalwissenschaft bewandert sein. Geschenke durfte er nicht annehmen, doch hatte er jede Klage und Beschwerde der Untertanen anzuhören.

Die Klagen über den schlechten Schulbesuch der Kinder waren berechtigt; die Eltern schickten sie weder in die Schule noch in die Christenlehre. Diese hielt die Obrigkeit für besonders wichtig, doch dozierten die Prediger zu viel, so dass die Zuhörer keinen Gewinn hatten. Der Staat richtete für die Erziehung und Ausbildung der Geistlichen Generalseminare ein, die der Papst nicht gut hieß. Die Theologen aus diesen Anstalten waren nicht so weltfremd, zeigten einen praktischen Sinn und waren keine „schwarzen Gendarmen“. Diese „Josefinischen Priester“ forderten einen deutschen Gottesdienst und traten oft für eine Reformation ein; die Lehre vom Fegfeuer lehnten viele ab, ebenso den prunkvollen Gottesdienst mit Weihrauch, dem Lichtermeer, den Pauken und Trompeten, die Wallfahrten, Figurallitaneien u.s.w. Dafür wünschten sie ein praktisches Christentum, mehr Nächstenliebe, Mitgefühl mit den Armen und einen schlichten Gottesdienst.

In Böhmen erschien die erste deutsche Kinderzeitung (1788—1790). Die französische Revolution fuhr den konservativen Kreisen in alle Glieder; sofort schob man die Schuld an den Greueltaten auf die Aufklärung, auf die Schule und religionsfeindliche Intelligenz. Alle waren sich einig, dass die gute alte Zeit doch besser war und die Leute friedlicher und gesitteter lebten.

Die Reaktion gewann die Oberhand und Österreich wurde ein „Hort der Unterdrückung jeder Freiheit”. Kaiser Leopold II und sein Nachfolger waren Gegner der Aufklärung. Der

……………………

Patentmäßig musste von jeder Verlassenschaftsabhandlung 1fl in den Schulfonds eingezahlt werden. Da bei den Schulbauten oft viele Fehler gemacht wurden, hatte nach 1801 ein Kreisingenieur die Neubauten zu überwachen. Für fleißige Schüler, die bei der Religionsprüfung in der Kirche belobt wurden, stifteten einzelne Gemeinden Ehrenmedaillen, die nur am Sonntag getragen werden durften. In Asparn a.d.Z. hatte eine solche folgende Inschrift: „So lohnen Asparns Bürger das Verdienst ihrer Schuljugend"; auf der anderen Seite stand: „Ehrenmünze zur Erinnerung des Schulfleißes” (1801).

Der Religionsunterricht und die Christenlehre waren sehr mangelhaft, so dass die Erwachsenen und die Kinder nicht die einfachsten Wahrheiten wussten. Damals gab es viele fremde Geistliche bei uns, die ihre Pflichten nicht so genau nahmen. Nach 1800 mussten Schulmeister, Dorfrichter und Kirchenvater mit Herr angesprochen werden. Traurig war das Los der Waisen- und Findelkinder, die oft mehr Schläge als Brot bekamen und schon mit 10 bis 12 Jahren in den Dienst oder in die Fabrik gehen mussten, um Geld zu verdienen. Für die Jugenderziehung hatten die Gemeinden kein Geld, wohl aber für eine Rossschwemme oder für ein „gutes Werk“. Die Mistelbacher und Laaer machten in diesem Punkte ihrem Namen alle Ehre.

Zur Winterzeit durften die Schulräume nicht gelüftet werden, weil man sparen musste und nicht für die Natur heizte (galt an vielen Schulen noch bis 1914).

In Böhmen verlangte der Pädagoge Ferdinand Kindermann praktischen Unterricht in den Schulen — Nähen und Stricken für Mädchen; Obstbau, Bienen- und Seidenraupenzucht für Knaben.

Eine große Schuld an den geringen Erfolgen der neuen Schule trugen die Kriegsverhältnisse, da die fremden Soldaten die breite Masse des Volkes demoralisierten (Tanz- und Vergnügungssucht, Dirnenwesen, Geschlechtskrankheiten, Notzucht u.s. w.) .

Die politische Schulverfassung des Jahres 1805 lehnte das Sokratisieren ab und betonte die Pflege des Gedächtnisses durch fleißiges Auswendiglernen. In Bernhardsthal stiftete der Pfarrer Peter Wallon 100 fl für Schulzwecke. Für eine bessere Schulbildung trat der Gutsbesitzer Franz Ritter von Heintl in Nexing ein; die Lehrer sollten etwas mehr Wissen und einen lebensnahen Unterricht erteilen (Landwirtschaft, Heimatkunde, Geschichte, Erdbeschreibung, Bürgerkunde und Toleranz in religiösen Dingen); Unwissenheit sei der Ruhe und Glückseligkeit des Volkes und dem Throne gefährlich. Durch Almosen und schöne Reden würde die Armut des Volkes nie beseitigt: das Bettlerunwesen auf der Brünner Straße, wo die Bettler am Wegrand ihre Zelte hatten und die Reisenden belästigten, sei eine Schande. Die Landwirtschaft Österreichs war rückständig. Heintl gab in Nexing, das er in seinem Geiste ausbaute, den Bauern ein Vorbild, wie man zeitgemäß wirtschaften sollte. Anfangs verspotteten ihn die Bauern als „Zugereisten” — er stammte aus Nordmähren — doch bald staunten sie über seine Erfolge.

Der Staatzer Probst Matthias Lisneck errichtete 1807 in Nikolsburg eine philosophische Lehranstalt. Wer im Weinviertel studieren wollte, besuchte die Mittelschule in Nikolsburg, Kremsier oder Straßnitz in Mähren; unser Viertel hatte keine Mittelschule.

Eine Kulturschande waren die Kinder, die in den Fabriken ein menschenunwürdiges Dasein führten und von den Besitzern nur ausgebeutet wurden. Hungernde bleiche Gestalten, denen der Tod aus den Augen schaute und die, wenn sie davon liefen, vom Militär geholt und zu schweren Arbeiten gezwungen wurden.

Die Ablöse der Naturalabgaben in Geld war für die Schulmeister in der Inflationszeit eine Katastrophe; denn was machte z.B. der von Niederabsdorf, der statt den „Läutgarben“ 4 fl bekam, die eigentlich wertlos waren? Nur selten gewährte eine Gemeinde eine bescheidene Aufbesserung; die Bauern wurden reich und betrachteten die Lohnempfänger als Hungerleider. Im „Bauer als Millionär” beleuchtet Ferdinand Raimund diese Zeit, die von der Schule und dem Lehrer so viel Patriotismus verlangte; leider verschwanden bald die Ideale, wenn der Magen knurrte und die Familie hungerte. Soldaten desertierten, Rekruten entliefen und selbst Offiziere wurden Deserteure. Ihre Namen ließ das Kommando auf einen Zettel schreiben und am Galgen annageln; dadurch wurden sie „inlam“ = ehrlos.

In dieser Zeit fasste Korneuburg den Entschluss, eine Erziehungsanstalt für Knaben und Mädchen zu errichten (1810).

Als die Geldentwertung fast den Höhepunkt erreichte, legte die Regierung den Gemeinden nahe, den Schulmeistern eine Teuerungszulage zu geben; manche Orte taten es, viele aber nicht. Damals herrschte in manchem Schulhaus bittere Not. Den Geistlichen ging es oft auch nicht besser, so hatte der Pfarrer von Neudorf bei Staatz oft zum Nachtmahl ein paar trockene Erdäpfel.

Bekam ein Schulmeister noch die Naturalabgaben, so fehlte es oft beim Maß und bei der Qualität; mancher Bauer mischte noch Sand in die Körnerfrucht. So schlecht die Verhältnisse auch waren, so hielt doch im allgemeinen der Lehrstand seine Ideale und den Arbeitsgeist hoch, weil ihn die Hoffnung auf bessere Tage beseelte; denn auf einen Karfreitag folgt immer ein Ostersonntag mit dem Auferstehungsgedanken.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilflersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

„Circulare” des Kreisamtes in Korneuburg.

„Wiener Diözesanblatt“ 1898 und folgende

„Die Landwirtschaft des österr. Kaisertums“ v. Franz Ritter von Heintl.

„Handbuch für die österr. Landjugend“ von Johann Wiegand.

Veröffentlicht in: „Niederösterreichisches Lehrerblatt“, 1956, 20. Jg., Apr. S. 6, Mai S. 7, Juni S. 8

Die Schule in der Biedermeierzeit und in der Zeit der Reaktion

Nach den Napoleonischen Kriegen hatte es den Anschein, als ob in Österreich ein neuer Kurs eingeschlagen würde, der dem veränderten Zeitgeist Rechnung tragen sollte. Im Geiste Jahns pflegten die Schulen die Leibesübungen; die Romantik brachte der Jugend die Liebe zur Heimat, zum Volke, zu den alten Sitten und Bräuchen der Ahnen näher; die Wanderlust regte sich, man wollte die Heimat mit eigenen Augen sehen, Schönheit genießen und sich daran erfreuen. Allgemein erkannte man die hohe Bedeutung der Schule und des Lehrberufes für die Allgemeinheit. Jene Lehrer welche sich zur Landwehr meldeten wurden gleich den Honoratioren behandelt; genossen die Stellung wie die Kadetten und durften nicht mit dem Korporalsstock geschlagen werden. Sonst waren sie vom Militärdienst befreit, zahlten keine Erwerbssteuer und hatten nach dem Dorfrichter und dem Magistrat den ersten Rang in den Gemeinden.

Gar bald änderten sich die Verhältnisse; die Reaktion gewann die Oberhand, da man die Schuld an dem bestehenden Elend der franz. Revolution und dem „Usurpator“ Napoleon zuschrieb. Staat und Kirche waren sich einig, dass die alten feudalen Verhältnisse besser waren, dass man Freiheit und Gleichheit unterdrücken müsse und dass ein unwissendes Volk leicht zu regieren sei.

Nun kam der Absolutismus zur Macht. Österreich war ein Polizeistaat, der versuchte, mit Gebet und frommen Andachtsübungen die Not und das soziale Elend zu mildern. Das Volk müsse fromm und gottesfürchtig sein, der Obrigkeit gehorchen, nicht nörgeln und kritisieren. Dabei wurde übersehen, dass der Adel und die Geistlichkeit vielfach morsche Stützen des alten Staates waren und die Romantik eine neue Vaterlandsliebe auf völkischer Grundlage schuf; dies geschah bei den Tschechen und Ungarn, nicht aber in Österreich. Die Turnplätze wurden gesperrt, die Zensur verschärft, alle Lehrer überwacht und das Schulwesen der Kirche ausgeliefert, damit begann der „österreichische Schulschlendrian“ (nach Menzel).

Obwohl die Kirche die Schulen in ihrer Hand hatte, bemerkte man allgemein einen Verfall der Religiosität und Sittlichkeit. Die Obrigkeit fand die Ursache in dem Kleiderluxus, in dem schlechten Beispiel der liederlichen Dienstboten, in der falschen Lehre der Gleichheit der Stände, in dem Fehlen einer Dienstbotenordnung und in der Großstadt Wien, die nur das Land verderbe. Die Knechte und Mägde seien roh und ungebildet und gehörten fest geprügelt, damit sie sich bessern. Die Kinder fanden schon mit 12 Jahren als Arbeiter in Fabriken ihr Brot wo sie gegen einen Schundlohn täglich 10 - 12 Stunden beschäftigt waren. Die Schulpflicht nahm niemand genau. Der Bauer zahlte gern das doppelte Schulgeld und ließ die Kinder daheim. Gegen die Sonntagsschule protestierten die Gastwirte, weil sie am Sonntag wenig Gäste hatten.

In Österreich wurstelte man so weiter und überließ es der Zeit, die schon etwas auskochen würde: Dem traurigen Erziehungswesen entsprachen die Gesundheitsverhältnisse. Die Poysdorfer Apotheke war ein schmutziges, unsauberes Loch. Die Eltern weigerten sich, ihre Kinder impfen zu lassen. Die Mutter gab ihnen einen Tee von gekochten Mohnköpfen, damit sie fest schlafen.

In den Kirchen hörten sie, dass die Krankheiten eine gottgewollte Einrichtung seien, welche die Eltern von der großen Kinderzahl befreie. Auch im Winter standen die schlecht gekleideten und unterernährten Kinder, die oft einen weiten Weg in Schnee und Eis machen mussten, stundenlang in der kalten Kirche. Den Geistlichen, der in einer Nachbargemeinde den Religionsunterricht hielt, hatte die Ortschaft abzuholen. Von Ketzelsdorf führte der Lehrer die Kinder nach Walterskirchen in die Religionsstunde, weil dem Kaplan der Weg zu weit war. Bei Religionsprüfungen der Brautleute zeigte sich oft so eine große Unwissenheit, dass die Behörde in besonders schweren Fällen die Trauung verbot. Die Lehrpersonen wurden strenge beaufsichtigt, dass sie ja nicht freisinnige Bücher oder Zeitungen lesen.

Spitzel und Angeber gab es genug. Den Akatholiken war es strenge untersagt, katholische Kinder in Kost und Quartier zu nehmen oder sie gar zu unterrichten.

Die Bewohner der Gemeinden an der Brünner Straße sahen nur zu oft jene Gefangenen, die aus politischen Gründen nach Brünn in das berüchtigte Gefängnis am Spielberg geliefert wurden; es war nach Börne „die Burg des hl. Grals“ reaktionärer Willkür des verhassten Polizeistaates”- auch im Ausland wohl bekannt und verflucht. Überall spürte man bei uns den Polizeigeist; die Zahl der Selbstmörder stieg von Jahr zu Jahr: Rekruten aus dem Weinlande, die keine Strenge und keine Ordnung anerkannten, desertierten oder verstümmelten sich; Kinderweglegung und Fruchtabtreibung waren keine Seltenheit. Die Offiziere klagten über die Faulheit und Unwissenheit der Soldaten, die Obrigkeit über den sittlichen Charakter der Weinbauern, der sich von Jahr zu Jahr verschlechtere. Juden- und Christenwucher blühten auf dem Lande zum Nachteil der Armen; die christliche Nächstenliebe stand nur auf dem Papier. Die entehrenden Prügelstrafen hatten nicht den erwünschten Erfolg, weil sie nur das Ehrgefühl töteten.

1825 hatte die Regierung für die Landschulen eine Sprachlehre herausgegeben, die für den Unterricht bestimmt war. Josef Feitl von Hohenruppersdorf (1762 — 1830), Lehrer und später Direktor der Hauptschule St. Anna in Wien, verfasste ein Methodenbuch. Lehrburschen, die kein Zeugnis über den Besuch der Christenlehre hatten, wurden nicht freigesprochen. Der schlechte Schulbesuch und die hohen Schulgeld-Rückstände beachtete die Obrigkeit nicht; sie waren ein Zeichen dafür, wie hoch die Schule und die Lehrerarbeit eingeschätzt wurden. Nun sollte die Wiederholungsschule bis zum 18. Lebensjahr ausgedehnt werden, doch kam es nicht dazu. 1832 kamen in Mähren auf 1700 Einwohner 1 Verbrecher, in Böhmen auf 1428, in Niederösterreich auf 609 und im Hl. Land Tirol auf 32.

Die Austreibung der protestantischen Zillertaler 1837 war ein Akt der kirchlichen Unduldsamkeit, die an die Gegenreformation erinnerte. Im Weinviertel besuchten nur 36% der schulpflichtigen Kinder die Schule, im Znaimer Kreis in Südmähren 97% und im Brünner Kreis 90% - 1838. Musterlehrer ernannte nur das Konsistorium. In Mistelbach wirkte als Lehrer und Musiker damals Josef Gspan. Für die vielen blinden und taubstummen Kinder wollte die Regierung eine Erziehungsanstalt errichten. Korneuburg besaß eine Kreishauptschule; das war eine Art Lehrerbildungsanstalt. Das Schuljahr begann nach altem Brauch zu Ostern. Die Bauern betrachteten den Schulbesuch als eine Robot, denn sie sagten: „Was uns zukommt, können wir; lernen wir mehr, so gehört es der Herrschaft; daher nützt das Lernen nur der Herrschaft.” Aus diesem Grunde lehnten die Leute das Lesen guter Bücher ab.

In Poysdorf betrugen 1842 die Schulgeld-Rückstände 321 fl 1 Kr. Die Bauern, die kein Geld besaßen und keinen Wein verkauften, bezahlten ihre Schuld gern mit Wein; hier bezog der Schulmeister 3 fl vom Dibiok-Amt, 22 fl aus der Zehetner-Stiftung und 8 fl aus der Antrey-Stiftung. Adolf Beer sagte in seinem Buch: „Die Finanzen Österreichs im 19. Jahrhundert”: „Österreich ist ein Land der Stagnation und des Bürokratismus; die Trägheit der Regierung verhindert jede Reformtätigkeit. Österreich ist eine 2. Türkei.“ Wer konnte da auf eine Besserung der Schulverhältnisse hoffen?

Der Umsturz im Jahre 1848 wurde mit großer Freude als der Anbruch einer neuen Zeit begrüßt; Männer und Frauen weinten und umarmten sich. Unter den Adeligen war es der Graf Colloredo von Mansfeld (Besitzer von Staatz), der das Unterrichtswesen als die wichtigste Aufgabe der n. ö. Stände betrachtete. Der Volkshass richtete sich in Wien gegen die Jesuiten und die Redemptoristen; auch der Bischof Milde wurde angefeindet; man machte auf ihn, obwohl er ein erfahrener weitblickender Pädagoge war, folgenden Spottvers: „Milde, dein Name ist Ironie: denn milde warst du nie.“ Die niedere Geistlichkeit stand teilweise im Lager der Fortschrittlichen. Viele Lehrer erfüllte eine echte Begeisterung und sie waren mit großem Eifer für die neue Zeit; denn sie traten in die Nationalgarden ein, die in Märkten und Städten die Ruhe und Ordnung sicherten.

In Dillmannsdorf bei Wr. Neustadt entstand die erste Ackerbauschule für Bauernkinder, die aber schon 1851 einging. Sonst hatte man für Schule und Bildungswesen in den Tagen der Freiheit und Gleichheit wenig übrig. Schon im Herbst siegte die Reaktion, die sofort alle Lehrer, die sich beim Umsturz hervorgetan hatten, entließ und maßregelte: sie galten als „belastet“ und waren mit Weib und Kind dem Elend preisgegeben. Peter Rosegger hat ihnen in den „Schriften eines Waldschulmeisters“ ein ehrendes Denkmal gesetzt. Denunzianten und Streber fanden da ein Feld ihrer schmutzigen Arbeit, da manchem aufrechtem Charakter das Genick gebrochen wurde. Österreich war wieder ein Obrigkeits- und Polizeistaat und der Geist der Biedermeierzeit erwachte zu neuem Leben. Die Kirche erlangte eine führende Stellung im Schul- und Bildungswesen Österreichs; Schluss war es mit Freiheit und Gleichheit - es war nur eine Episode, der eine noch härtere Zeit folgen sollte. Von 1851 an dauerte der Vorbereitungskurs für Lehrer ein ganzes Jahr, früher 6 Monate. Der Poysdorfer Schulmeister Anton Beck erhielt für den Chordienst 8 fl, an Saitengeld 16 fl, für das Sebastiani- und Florianiamt 2 fl - zusammen 26 fl, an Schulgeld 6 Kr. für jedes Kind; für die 80 armen Kinder zahlte die Gemeinde 8 fl 6 Kr. jährlich, außerdem führte sie das nötige Wasser herbei, weil die Schule keinen Brunnen besaß. Die Gemeinde Großkrut gewährte dem Pfarrer und dem Schulmeister je ein Osterlamm jährlich. Der Poysdorfer Bezirkshauptmann verbot den Bauern, Kinder zur Aufsicht der Weidetiere zu verwenden. Wer es trotzdem tat, verlor zur Strafe sein Vieh. Die Lehrer sollten keine Vollbärte tragen, die an die Revolution erinnerten, sich aber das Kinn ausrasieren („Kaiserbart”) und dunkle Kleidung wählen; niemand spreche von der Gleichheit der Stände, weil dies eine Irrlehre sei; die alte Ständeordnung müsse wieder hergestellt werden. Auf eigene Faust durften sie keine neuen Lesebücher einführen und einer geheimen Gesellschaft angehören. Die Behörde hätte es gerne gesehen, wenn aus den Reihen der Lehrer Reformvorschläge gekommen wären. Dies scheiterte aber an dem Misstrauen der Mehrheit, die eine Falle vermuteten.

Das schlechte Schulwesen verhinderte jeden wirtschaftlichen Aufschwung; so fielen auf der Industrieausstellung in New York allgemein die schlechten österreichischen Erzeugnisse auf. Der Verein zur Verbreitung landwirtschaftlicher Maschinen und Geräte in Wien löste sich auf, weil die Bauern kein Interesse hatten. Die Fremden klagten über die unreinen und schmutzigen Eisenbahnwagen, über die unsauberen Sessel und über das schlechte Essen in den Bahnhöfen. Der Geld-und Getreidewucher blühte in den Landgemeinden zum Schaden der Armen. Missionen wurden abgehalten, um den Liberalismus und die verderblichen Ideen der Neuzeit zu bekämpfen und vom Volke fern zu halten.

1855 schloss Österreich mit Rom ein Konkordat, das Loesche eine „Pandorabüchse“ nennt, einen Sargnagel für Österreich, ein Unglück für das Schul- und Bildungswesen, das ganz der Kirche überlassen wurde, damit der wankende Thron und die alte Feudalherrschaft erhalten blieb. Österreich verschlief die neue Zeit, obwohl es Männer gab, die gute Reformpläne hatten. Mit Recht sagte Grillparzer: „Die Horde, die uns regiert, ist von einer solchen Schlechtigkeit, dass sie nur in ihrer Dummheit eine Entschuldigung findet.“ Redlich nennt das Konkordat eine abdication des Staates vor der Kirche. Die Rufe nach Föderalismus und Dezentralisation des Staates hörte man nicht - 1918 wollte sie Karl durchführen, es war zu spät.

Die allgemeine Not und die schleichende Inflation traf auch die Lehrer und ihre Familien sehr hart, weil ihr Einkommen nicht Schritt hielt mit der Teuerung; deshalb mussten die Schulmeister Fassionen über ihre Einkünfte machen, die aber sehr ungenau waren. 1858 überprüfte sie die Behörde. Die Schulunkosten der Marktgemeinde betrugen 1859 - 40 fl 85 Kr. und 1860 - 85 fl 67Kr.; ein Siebentel davon zahlte die eingeschulte Gemeinde Wilhelmsdorf. Es ist ein Beweis von dem hohen Berufs-Idealismus der Lehrer, dass sie Lesezirkel gründeten, um sich aus freien Stücken weiterzubilden: solchen gab es in Ottenthal, Groß-Inzersdorf, Zistersdorf und Nexing. Viele Lehrer trieben mit gutem Erfolg Obstbau, Bienen- und Seidenraupenzucht. Manche verdienten als Weinsensale mehr als durch den Unterricht. Da die Kinder sehr wenig lernten, nahmen die Handwerker lieber Lehrburschen aus Böhmen und Mähren, die ihnen ein „Zubringer“ verschaffte; im Grenzland, wo die Bauern auf tschechische Dienstboten angewiesen waren, bestand die Sitte des „Wechsels”, d. h.- unsere Kinder gingen „ins Böhmische“ und tschechische kamen zu uns. 1860 konnte am 1. März die Landes-Obst- und -Weinbauschule in Klosterneuburg eröffnet werden. In Poysdorf forderten die Bewohner für die Mädchen den Strickunterricht. Das Patronatsrecht, das die Herrschaften schon früher wegen der Unkosten abgelehnt hatten, regelte die Regierung 1864.

Die Niederlage bei Königgrätz zeigte die Rückständigkeit Österreichs auf allen Gebieten, so dass Bismark ganz richtig sagte: „Bei Königgrätz hat der preußische Schulmeister den österreichischen besiegt.“ Kein Staat in Europa gab für seine Schulen soviel aus wie Preußen und keines so wenig wie Österreich. Trotz Gebet, Bittandachten und Prozessionen war die Schlacht verloren; daher sagte der päpstliche Kardinalstaatssekretär Antonelli: „Eine Welt zerbricht.“ In Czejkowitz - Südmähren, wirkte damals ein Schulgehilfe namens Maszarik, der mit dem Dechant einen Streit hatte, weil er den Kindern sagte: „Die Sonne steht still und die Erde dreht sich um sie.“ Das wäre doch ein Unsinn, mache beim Volk ein großes Ärgernis und verderbe die Jugend. Der Lehrer musste verschwinden - 1918 wurde er Präsident der Tschechoslowakei. Immer deutlicher zeigte es sich, dass die Konkordatsschule ein Unglück fürs Volk war und dass Österreich eine falsche Schulpolitik verfolgte.

Quellen:

Gemeindearchiv in Poysdorf - Wolfgang Menzel: „Die Geschichte der letzten 4 Jahre“ - 1857 erschienen. G. Wolny:

„Die Markgrafschaft Mähren.“ C. Wolfsgruber

„Die Haltung des Wiener Klerus in den Märztagen 1848 im „Jahrbuch des Ver. für Landeskunde 1915.”

G. Loesche „Geschichte des Protestantismus im vormaligen und neuen Österreich.“

Veröffentlicht in: „Niederösterreichisches Lehrerblatt“, 1957, Apr. S. 4, Mai S. 4, Juni S. 7

Die Schule in Poysdorf

Seit wann Poysdorf eine Schule besitzt, ist bei dem Mangel an Urkunden nicht genau anzugeben. Die älteste Schule hat Laa a. d. Th. (seit 1331) und Zistersdorf (1389). Im Zeitalter der Reformation wird im Jahre 1544 im benachbarten Herrnbaumgarten eine Schule erwähnt, in der ein Schulmeister 50 Knaben unterrichtete. 1686 legte ein Tischlerjunge »poßhaffterweiß« ein Feuer, das 50 Häuser des Marktes Poysdorf einäscherte. Darunter befand sich auch das Schulhaus. Im gleichen Jahre kommt der Dechant Anton Balli, um die Pfarre zu visitieren. Dabei findet er, daß die Kinder in Glaubenssachen schlecht unterrichtet sind, daß die Jugend copiose (wohlhabend oder begabt?) ist und überhaupt wenig Kinder die Schule besuchen. Erst 1767 erwähnt das Grundbuch des Fürsten Liechtenstein aus Wilfersdorf das Schulhaus. Es stand auf kirchlichem Grunde, hatte keinen Dienst an die Herrschaft zu entrichten und wurde von der Gemeinde in gutem Bauzustand erhalten. Der damalige Schulmeister Paul Kraker erhielt vom Markte 32 fl., die Stola und konnte im Herbste Weinmost sammeln in Poysdorf, Wilhelmsdorf, Hadersdorf und Wetzelsdorf, weil diese Gemeinden zur Kirche und zur Schule Poysdorf gehörten. Um den Most aufzubewahren, besaß die Schule auch einen Keller, den man kurz „Schulkeller“ nannte.

Um 1770 starb die Witwe Maria Schekin, die eine große Wohltäterin der Gemeinde war, weil sie einen Hochaltar in der Pfarrkirche um 2500 fl. kaufte und einen Betrag von 1956 fl. 15 kr. für eine Schulstiftung hinterließ. Die Kinder wurden damals nur im Lesen und Schreiben unterrichtet; dafür hatte jedes Kind 48 kr. im Jahre dem Schulmeister abzuführen. Wer sein Kind im Rechnen unterrichten ließ, zahlte jährlich 1 fl. 12 kr. Damals besuchten 130 Kinder die Schule und 100 wurden im Lesen und Schreiben unterrichtet. Die erwähnte Wohltäterin wollte durch die Stiftung erreichen, daß alle Kinder rechnen lernen. Sonderbarerweise widersetzte sich die Schulbehörde und es vergingen 13 Jahre, ehe eine Entscheidung getroffen wurde. 1783 erklärte der Schulmeister Paul Kraker, daß er um 80 fl. baren Geldes 60 armen Kindern buchstabieren, lesen und schreiben lehren werde. Im Jahre 1788 wurde eine neue Schule gebaut; sie hatte einen Stock und stand an der gleichen Stelle wie die alte. Die alten Ratsprotokolle des Marktes erwähnen 1818 eine Schulstiftung, nach der alle drei Jahre sechs Knaben und sechs Mädchen mit Kleidern und Schuhen beteilt wurden. Wer dieses Vermächtnis anlegte und in welchem Jahre, ist nicht bekannt. Im Zeitalter der Aufklärung finden wir in unserer Gemeinde eine ganze Reihe von wohltätigen Stiftungen, die für Kranke, Notleidende, für Erziehung und Unterricht bestimmt waren. Der Geist werktätiger Nächstenliebe nahm sich der Armen an und unterstützte sie nach dem edlen Vorbilde des unvergeßlichen Volkskaisers Josef ll. Die Kleider mußten bis zum Fronleichnamstage fertig sein. Die Mädchen erhielten „einen Küttel, einen Spenzer und Schuhe-Schliefer mit Bandeln“, die Knaben dagegen ein Röckl mit einem grünen Kragen, eine Weste mit Knöpfen, ein langes Beinkleid und Stiefel. Waren die Sachen fertig, so schaute sie der Pfarrer an. Die zwölf Kinder wurden ,,nach reiflicher Ueberlegung“ ausgesucht. Es gab unter 373 Schulkindern 30 arme, eine niedere Zahl im Vergleich zu heute. Das Schulgeld war erhöht, weil sich die Preise nach dem großen Krach von 1811 und in der Sanierungszeit nur langsam senkten. Für ein Kind zahlte man 1 fl. 6 kr. Die Summe des Schulgeldes betrug im Jahre 407 fl. 18 kr. Das Geld sammelte der Lehrer ein, indem er von Haus zu Haus ging. Wer nicht zahlte, wurde bei der Herrschaft in Wilfersdorf angezeigt, die das Geld im Exekutionswege eintrieb. Weil der Lehrer auch die Beheizung der Schulzimmer zu besorgen hatte, zahlte ihm die Gemeinde ein Holzgeld, das 48 Kreuzer für ein Kind ausmachte. Die Armen zahlten nichts. Einige Jahre später drückte die Gemeinde das Holzgeld auf 45 Kreuzer und sammelte es selbst ein. Für jedes Viertel wurden zwei Männer gewählt, die von Haus zu Haus gingen und den Betrag einhoben. 1824 betrug es nur mehr 36 Kreuzer und für die Schüler, welche die Sonntagsschule besuchten, 10 Kreuzer. Mit dem Zahlen war es recht schwer. Immer wieder erklingt aus den Protokollen der Klageruf: „Es ist kein Geld vorhanden.“ Ueberall wurde gespart in der Gemeinde, im Bauernhaus und im Staate.

1840 ersuchte der Schulmeister um eine kleine Erhöhung des Holzgeldes, doch wurde er abgewiesen. Der Schullehrer Beck sollte sein Auskommen mit 38 Kreuzer C. M. finden, 40 Kreuzer sei zuviel. Daraufhin kündigte er die Beheizung. Jetzt kam ihm die Gemeinde entgegen, bewilligte ihm die 40 Kreuzer, nahm aber die Kündigung an. 1850 ordnete die Gemeindevertretung an, daß die Kinder recht fleißig die Schule besuchen sollen. Mit allem Nachdruck müsse man auf einen guten Schulbesuch dringen. Das Schulgebäude war schon recht baufällig, das fand eine Kommission. Doch ausgebessert wurde nichts, nicht einmal die traurige Abortanlage, die allgemeines Mißfallen erregte.

1852 schenkte Matthias Hammerler der Gemeinde zwei Joch Grund in der Spitalleiten; da wurde ein Wald angelegt und vom Jahre 1860 an beteilte man die drei besten Schüler der Wiederholungsschule (Sonntagsschule) mit Prämien und zwar mit drei, zwei und einem fl. in Silber. 1854 setzte die Gemeinde das Holzgeld auf 36 Kreuzer. Der Lehrer Wurmbauer verdiente sich im Weinhandel weit mehr als durch den Unterricht in der Schule. Der Schulaufseher Josef Sonntag erhielt das goldene Verdienstkreuz. 1856 wurde eine Obstbaumschule errichtet, weil um diese Zeit der Obstbau stärker als früher betrieben wurde. Die Linden-, Kastanien- und Pappelalleen verschwanden und an ihre Stelle traten die Obstbäume. Die Baumschule war bei der Schießstätte und die Gemeinde zahlte dem Schützenvorstande jährlich drei fl. Entschädigung. 1857 gab die Frau Elisabeth Wilfing den Betrag von 100 fl. der Schule, damit alle Jahre die bravsten Kinder mit den Zinsen beteilt werden. 1858 riß die Gemeinde das Kreuz und die zwei Statuen, die vor dem Schulhause standen, weg. 1864 wäre beinahe die Schule abgebrannt. An mehreren Seiten sah man schon Flammen aus dem Dache herausschlagen, da retteten einige mutige Männer das Gebäude, indem sie das Feuer mit eigener Lebensgefahr löschten. Im gleichen Jahre wurde das Schulpatronat aufgehoben und ein Schulausschuß gewählt, der aus vier Poysdorfern und einem Wilhelmsdorfer bestand. 1865 entschloß sich die Gemeinde, das Schulgebäude ordentlich herzurichten, da es schon eine Schande war. Am 2. Mai war eine Verhandlung, zu der einige Vertreter der Behörden und der Gemeinde erschienen. Allgemein wunderte man sich über den baufälligen Zustand des Gebäudes und es wurde an Ort und Stelle ein Ueberschlag gemacht: Tischlerarbeit 286 fl., Schlosserarbeit 211 fl., Anstreicher 12 fl., Glaser 34 fl., Ziegeldecker 100 fl., Maurer 172 fl., Zimmermannsarbeit 423 fl., Summe 1238 fl., die der Patron zu zahlen hatte, während die Gemeinde die Baumaterialien (2065 fl 92 kr.), Hand- und Zugrobot (551 fl. 63 kr.) beistellen mußte. Zugleich wurde der Beschluß gefaßt, daß der Schullehrer von der Gemeinde und dem Pfarrer gewählt wird, doch dürfen die Wilhelmsdorfer nicht mitwählen. Die Verhandlungen zogen sich aber in die Länge, es kam der Herbst heran und auf einmal hieß es: „Es ist schon zu spät, der Bau muß aufgeschoben werden. Im nächsten Frühjahr wird er aber bestimmt begonnen, der Schulpatron Graf Vrints von Poysbrunn werde rechtzeitig einen Ueberschlag herausgeben, damit die Gemeinde das Material herbeischaffen kann“. Der Schulpatron erklärte aber, daß er nur 1000 fl. hergeben könne. Da kam das Jahr 1866. Ein Maifrost vernichtete die Wein- und Getreideernte. Die Preußen rückten ein, machten die Schule zu einem Choleraspital, sodaß die Gemeinde von einem Neubau ganz absah und nur eine notdürftige Verbesserung vornahm, nachdem die Preußen abgezogen waren. Den einen Vorteil hatte das Kriegsjahr, daß unsere Leute den hohen Bildungsgrad der „Feinde“ mit eigenen Augen sehen konnten, die in jeder Hinsicht die Oesterreicher weit übertrafen. Nicht mit Unrecht hatte Bismarck den Sieg bei Königgrätz dem preußischen Schulmeister zugeschrieben. Im gleichen Jahre beschloß die Gemeinde, daß das Schulgeld immer vierteljährlich gegen eine Quittung abgegeben werde. Von jedem Kinde zahlte man 60 kr. Schulgeld und 15 kr. Holzgeld. (1 fl. zu 100 kr. gerechnet.) In Poysdorf brauchten die Lehrer nicht die Glocken läuten. Diese Arbeit verrichteten die Nachtwächter, die aber von den Lehrpersonen dafür bezahlt wurden. Jetzt übernahm auch die Gemeinde diesen Betrag und bestimmte, daß jedes Haus jährlich nicht 14, sondern 16 kr. den Nachtwächtern zu geben hat.

Das Reichsvolksschulgesetz brachte die Staatsschule mit der achtjährigen Schulpflicht. Was für den Bauer das Jahr 1848 war, das bedeutete für den Lehrer 1869. Leider fehlt jede schriftliche Aufzeichnung aus jenen denkwürdigen Tagen, die uns Einblick gewähren könnten, wie die Lehrer und die Bevölkerung diese Umwälzung aufnahmen. Die ,,Freiheit“ war eben nur eine teilweise, der Lehrer der Neuschule blieb ein abhängiger Mann, seine soziale Stellung hatte sich wohl geändert, doch sah man noch lange in ihm ein notwendiges Uebel, das nur Forderungen stellt und seine Person umgibt noch immer ein Schimmer des Schulmeisters aus alter Zeit.

Im Jahre 1869 kam eine Kommission, welche das Schulgebäude besichtigte. Sie fand es im schlechten Zustande. Die Schulzimmer waren unpraktisch und mit Kindern überfüllt. Es fehlte eine Lehrkraft - vier sollten es sein -, es gab keinen Kasten für die Lehrmittel, die Bänke waren zu groß und paßten nicht für die Kinder. 1870 verlangte die Bezirkshauptmannschaft, daß in der Schule die Geschlechter getrennt werden. Die Gemeinde lehnte diese Forderung ab, sowie auch den Neubau, weil die Mittel dazu fehlten. Auch der Turnplatz gefiel der Behörde nicht, da er viel zu klein war. Die Kinder wurden immer auf den Schulerberg geführt, wo sie spielen konnten. Im gleichen Jahre wurde ein Fortbildungsunterricht für Landwirtschaft eingeführt. Die Gemeinde lehnte eine Bürgerschule ab. Man zählte damals schon 46 arme Kinder.

Die Unterrichtszeit dauerte im Sommer von ½ 8 bis ½ 10 und nachmittags von 1 bis ½ 4, im Winter von 8 bis 10 bzw. 12 bis ½ 3 Uhr. Vielfach wurden die Kinder zum Essentragen verwendet und darum war auch die Stundeneinteilung so getroffen.

1871 gewährte die Gemeinde den beiden Unterlehrern je 50 fl. Unterstützung und zwei Jahre hernach, als in Wien die Weltausstellung war, je 25 fl., damit sie nach Wien fahren und da die Sehenswürdigkeiten betrachten können. Von 1871 unterließ man den-Ankauf von Holz, weil man die Schulöfen mit Kohlen heizte. Die alten Oefen wurden entfernt. Die Kohlen bezog man von Hohenau und die Bauern holten sie von hier.

1876 ging die Gemeinde daran, eine neue Schule zu erbauen. Sie kaufte die Gärten des Leopold Schinhan und Florian Hugl um den ,,hohen Preis von 5820 fl.“ Der Stadtbaumeister Heidenreich entwarf den Plan, die Ziegel kamen von Frättingsdorf. Der Bau hatte sehr viele Gegner. Die alten Bauern fanden diese Ausgabe für überflüssig; denn hat die alte Schule soviele Jahre genügt, so wird sie auch jetzt gut genug sein. Die Gemeinde hat ohnedies viele Auslagen und die Steuern und Abgaben belasten den Grundbesitz. Dazu entziehe die Schule dem Bauern viele Arbeitskräfte, weil ja die Kinder bis zum 14. Lebensjahre dem Unterrichte beiwohnen müssen.

Am 12. Juli 1876 wurde der Grundstein gelegt; er befindet sich in der Ecke gegen den Markt, dabei liegt eine Blechbüchse mit einer Denkschrift und Münzen. Das Gemeindegedenkbuch sagt von dem Bau: ,,Galt es doch ein Gebäude auszuführen, in welchem der Mensch zum Menschen herangebildet werden soll, wo dessen Geisteskräfte zum selbständigen Denken, Fühlen und Handeln entwickelt und zum Erfassen der Lebensverhältnisse tauglich gemacht werden sollen und dieser Aufgabe war das zu entstehende Gebäude geweiht“. Diese Worte verraten den starken Einfluß des liberalen Geistes, der in jener Zeit so mächtig war und der viel segensreiche Gesetze und Einrichtungen schuf, die eine spätere Zeit nicht hervorgebracht hätte. Der Bau, der 65.000 fl. kostete, ist heute die Mädchenschule, während für die Knaben im Jahre 1906 eine eigene Schule gebaut wurde, die 140.000 K erforderte.

Am 4. November 1877 konnte der Schulunterricht eröffnet werden. Der Statthalter Baron Eibesfeld hielt eine glänzende Ansprache an die Bürger des Marktes. Der Bürgermeister übergab die Schlüssel des Hauses dem Oberlehrer Nothaksberger. Die Schulbänke stellten die Tischler des Marktes bei. Der Schuldiener konnte den Kindern Federn verkaufen. Die Lehrerschaft stand damals auf der Seite der völkischen Parteien und wirkte auch in ihrem Sinne. Die Gründung der Schutz- und Turnvereine erkannten sie als eine heilige Pflicht. Sie standen da treu zum deutschen Volke, dem man damals die Seele nehmen wollte. Es sollte in einem sogenannten ,,Oesterreichertum“·aufgehen, das Wort deutsch galt als Hochverrat und jeder Völkischgesinnte war den schwersten Angriffen der anderen Parteien ausgesetzt. Im Jahre 1880 beteiligten sich Schuljugend und Lehrerschaft an dem stillen Dankgottesdienste für den Volkskaiser und Bauernbefreier. Die Schüler erhielten auch ein kleines Büchlein, das im völkischen Geiste das Leben und die Taten des Kaisers schilderte.

Daß ein völkisches Wirken der Lehrer viele Gegner fand, ist leicht verständlich. Die Geistlichkeit eröffnete den Kampf gegen die Schule und gegen die Lehrerschaft in der schärfsten Form. So hielt 1889 der Pfarrer Franz Rauch von Poysbrunn am Feste Maria Heimsuchung eine Predigt in der Bründlkirche, die so recht bezeichnend ist für den Geist jener Zeit. Ausgehend von dem Begriff Heimsuchung erklärte er, daß auch die liberale Lehrerschaft so eine Heimsuchung für das christliche Volk ist. Zwei Punkte kehren immer wieder in ihren Versammlungen: Gehaltsaufbesserung und Abschaffung des Religionsunterrichtes. Neuschule, Aufklärung, Licht, Freiheit und Fortschritt haben nur Sittenlosigkeit und Unglauben gefördert. All’ die Schlechtigkeit der Zeit sei eine Folge der liberalen Lehrerschaft die einen verfehlten Weg gehe.

Man kann sich denken, daß diese Predigt wie eine Bombe einschlug und eine große Kluft zwischen Volk und Lehrerschaft errichtete. Die Gemeinde hatte 1888 gegen den Liechtensteinischen Schulantrag protestiert. Das veranlaßte die Geistlichen, in Predigten die Tätigkeit der Gemeindevertretung einer scharfen Kritik zu unterziehen, so daß der innere Friede des Marktes in Gefahr kam. Erst als die Gemeinde gegen den Mißbrauch der Kanzel Einspruch erhob, legte sich die Aufregung und es trat die erwünschte Ruhe ein.

Das alte Schulgebäude, das noch die Tage des Kaisers Josef sah, mußte 1903 zum größten Teil abgetragen werden und dient heute als Verpflegsstation.

Was die Schule geleistet hat für das Volk, will ich nicht besprechen. Sie war ein Segen für die Gemeinde, da der Aufstieg derselben in den letzten Jahrzehnten eng verknüpft ist mit der allgemeinen Schulbildung. Daß man ihren Wert heute erkennt, beweist die Tatsache, daß jede Gemeinde bestrebt ist, das Beste der Jugend zu bieten. Bei den Neubauten knausert man nicht, einzelne Gemeinden leisten da Großartiges. Diesen Fortschritt müssen wir anerkennen und es muß uns mit stolzer Freude erfüllen, daß man erkennt, die Schule ist kein notwendiges Uebel. Möge dieser Geist in unserem Volke feste Wurzeln fassen zum Wohle der Jugend und der Nachkommen, mögen die Worte des westfälischen Bauers in Lohe bei Soest als der Ausdruck einer neuen Zeit für Schule und Erziehung gelten:

„Zu Gottes Ehr’ und unserer Freude

zu unser Kinder Unterricht

steht dieses bessere Schulgebäude.

Uns reuen solche Kosten nicht.“

Veröffentlicht in: „Niederösterreichisches Lehrerblatt“, 1932, 15. 2. S. 200; 1. 3. S. 216

Die Schule in Wilfersdorf

Die Anfänge des Schulwesens in diesem einst so bedeutenden Markte dürften wohl in den Beginn des 16. Jahrhundertes zurückreichen, als die Lehren der Reformation hier festen Fuß fassten und Wilfersdorf eine Hochburg der evangelischen Lehre wurde; ihr mächtigster Förderer war das Haus Liechtenstein, das aber in der Auswahl der Pastoren kein Glück hatte, sodass sie der neuen Lehre selbst das Grab in dieser Gegend schaufelten; denn die Prädikanten waren vielfach Hitzköpfe, verbissene Flaccianer, welche die Erbsünde leugneten und für das Volksempfinden kein Verständnis hatten. Andreas Lang, der nach langen Irrfahrten von Eger, Chemnitz, Cilli, Klagenfurt und Regensburg endlich in Wilfersdorf anlangte und von 1575 bis 1580 hier wirkte, nahm sich der Schule an und hatte auch Erfolg, weil von Mistelbach die vornehmen Bürger gerne hieher kamen, um den Predigten, den Christenlehren und dem Gottesdienste beizuwohnen.

Doch schon unter dem Fürsten Gundacker, der von 1598 bis 1641 Wilfersdorf besaß, wurde die Gegenreformation eingeführt, die Prädikanten verjagt und die Schulmeister mussten sich der neuen Zeit anbequemen oder die Gegend verlassen.

Gundacker legte auf die Erziehung und auf die Christenlehren großen Wert und schaute auch darauf, dass sie in den Gemeinden seiner Herrschaft gehalten würden.

Nach einem undatierten Schreiben, das aus der Zeit um 1600 stammen dürfte, stellte der Schulmeister folgende Forderungen: das Dachwerk über der Küche wäre zu machen, in der Schulstube brauchte man notwendig ein neues Fenster mit einer durchsichtigen Glasscheibe; die Kotpfütze und Schwemme vor der Schultür sei mit Schotter zu bedecken, weil da immer im Sommer das Wasser stehen bleibe und sich ein elender Gestank verbreite; dazu kämen dann noch die Schweine der Bauern und wälzten sich darin herum, sodass der üble Geruch bis ins Klassenzimmer dränge. Die Leiter zu der Uhr und zu den Glocken sei ordentlich auszubessern; zur Schultafel gehörten andere „Schragen“. Der Schulmeister August Hofer hatte 4 fl Deputat.

Der Pfarrer Christoph Lemayr führte nach dem Wunsche des Fürsten 1622 die Christenlehre ein, doch nahmen sie die Leute nicht ernst; die Geistlichen fanden nicht beim Volke das Verständnis, weil die Christenlehren zu gelehrt waren und nicht volkstümlich gehalten wurden; in vielen Gemeinden kam man nicht über den ersten Versuch hinaus und ließ dann alles beim alten, da man mit dem rohen und unwissenden Volke nichts machen könne; von den Geistlichen eigneten sich für volkstümliche Belehrungen am besten die Kapuziner sodass der Fürst Gundacker ein solches Kloster im Herrschaftsbereiche gründen wollte.

1629 wird in einem Akte die Gemeindeschule erwähnt und etwas weiter ist die Rede von einem Branntweinkessel, also war schon damals dieses Getränk neben Wein und Bier ein Sorgenbrecher unseres Volkes.

Der Schulmeister Gottfried Copisius Baccalareus philos. klagte 1631 über den Pfarrer, der ihn Sche… und Dieb nannte und mit einem Scheitholz schlug. Der Fürst beschwerte sich wieder über die Trägheit der Geistlichen, die seinen Anordnungen nicht nachkämen (24. Juni 1632).

Der Krieg brachte eine unbeschreibliche Sittenverwilderung und Roheit, Aberglauben und Hexenwahn, den auszurotten die Schulmeister viel zu schwach waren; blieben doch von diesem Irrwahn auch die Gebildeten jener Zeit nicht frei. Raufereien gehörten damals zur Tagesordnung und es war immer gut, wenn ein Pfarrer ein paar tüchtige Fäuste besaß, die mehr bewirkten als alle heilsamen Lehren und Ermahnungen; so musste 1638 der Pfarrer von Schrattenberg sich bei einer Tanzunterhaltung mit einem Knechte herumbalgen, was zu einer wüsten Schlägerei ausartete.

1654 bezog der Wilfersdorfer Schulmeister 24 fl im Jahr und 12 Eimer Wein, der von Kettlasbrunn vier Eimer von der Herrschaft; neben seinem Schuldienste war er Mesner, Zehentschreiber in der Lesezeit, besorgte das tägliche Läuten und im Sommer das Wetterläuten, versah den Chordienst und pflegte die Musik in der Gemeinde – Arbeit genug für einen Mann, dem im Alter manchmal die Jugend übern Kopf wuchs. Dem Chordienst musste er seine besondere Aufmerksamkeit zuwenden, da die Fürstlichkeiten jeden Sonntag in der Kirche erschienen und später bei den verschiedenen Kirchenfesten viele Fremde hieher kamen, sodass er seine Amtsbrüder wiederholt um Unterstützung ersuchen musste; für den Chordienst erhielt er bei einer fürstlichen Messe 30 kr (1659 kostete ein Kalb in Wilfersdorf 1 fl, in Wien 3 fl).

Die fünf Schulmeister des Herrschaftsgebietes zahlten an Kopfsteuer je 45 kr (ein Leitgeb 1 fl und ein Bestandmüller 1 fl 30 kr)

1668 teilte die Herrschaft den Schulmeistern Wein aus: Wilfersdorf 3 Eimer, Ober Sulz 2 Eimer 21 Maß, Kettlasbrunn 1 Eimer und Loidesthal 31 Maß 2 Seidel.

Die Deputate richteten sich nach den Erträgnissen des Jahres, da in guten oft mehr gegeben wurde als in schlechten; dies galt besonders für den Wein, statt dessen oft ein Bier gereicht wurde. 1686 wies die Herrschaft dem Schulmeister wegen des Auslaufens 5 Metzen Korn an, in guten Jahren waren es auch sechs.

Im Jahre 1703 entlohnte die Herrschaft die Mesner und Schulmeister, da sie durch ¼ Jahr täglich eine Stunde lang für die in Gott ruhende Fürstin läutete wie folgt: Mistelbach = 10 Metzen, weil er immer andere Personen aufnehmen musste, Wilfersdorfer Schulmeister 6, Kettlasbrunn 4, Eibesthal 4, Ober Sulz 5, Loidesthal 4, Blumenthal 2, Bullendorf Mesner 2 Metzen Korn – zusammen 37 Metzen Korn.

Im Jahre 1712 war die Schule schon recht baufällig und sollte hergerichtet werden. Nach einer fürstlichen Stiftung musste der Schulmeister jeden Sonnabend und an den Vigiliis unserer lieben Frau am Abend die lauretanische Litanei singen und den Rosenkranz beten, wofür er 7 kr empfing. Ein „solemniter celebriertes Amt“ kostete für den Priester 1 fl 30 kr, für die 2 Leviten a´1 fl, für die Ministranten 4 kr, für die Schulmeister und die 2 Violinisten von Wilfersdorf und den anderen Orten 3 fl, für die Sänger 5 fl.

Zu gleicher Zeit regelte die Herrschaft seine Einkünfte, damit er sich desto besser mit der Erziehung befassen könnte; denn mit dem beginnenden Merkantilismus schätzte man das Lesen, Rechnen und Schreiben doch etwas höher. Der Schulmeister bekam an Geld 24 fl, 7 kr für die Litanei (macht im Jahre 6 fl 39 kr), Weizen 7 Metzen, Korn 8, Wein 12 Eimer bei Fürst Adams Zeiten, der Fürst Anton bewilligte noch 4/8 Metzen Weizen, aber nur 7 Metzen Korn.

Im Jahre 1715 waren es nur 4 Eimer Wein als Deputat. Sechs Jahre später ordnete der Fürst Anton Florian an, dass die Litanei und der Rosenkranz vor dem ausgesetzten Allerheiligsten verrichtet werden. Der Schulmeister Paul Töcker erhielt 24 fl aus dem Rentamte, dann die 7 kr, 12 Eimer Wein, je 7 4/8 Metzen Korn und Weizen und von der Gemeinde 4 Metzen Korn. Höchstwahrscheinlich wurden die Bezüge damals öfters geändert, da ja die wirt= schaftlichen Verhältnisse keine guten waren. Darum waren „Gehaltsregulierungen“ notwendig, da sonst die Schulmeister entliefen.

Aus dem Walde bekam er von der Herrschaft einige Fahrtln Klaubholz, die von 1724 auf 4 festgesetzt wurden. Leider entzog man ihm die 7 kr durch 6 Jahre (1721 – 1727). Da führte er Beschwerde, sodass er den Betrag von 40 fl 22 kr nachbezahlt erhielt.

1736 warf die Gemeinde dem Schulmeister Kaspar Lachmayer vor, dass er als Trinker die Pflichten nicht erfülle, keinen Eifer in der Schule und in der Kirche zeige und dass jede Warnung und Korrektion vergeblich sei, da man keine Besserung von ihm erwarten könne; der Opferstock war erbrochen, vom Säckelgeld fehlte ein Teil, sodass man ihn verdächtigte, zumal das Türschloss der Sakristei unversehrt war; sonst hatte man keine Beweise, daher wurde er entlassen und an seine Stelle kam Wenzel Müller von Ober Sulz, der 24 fl im Jahr, je 7 4/8 Metzen Korn und Weizen sowie 12 Eimer jungen Weines bezog.

1782 verlieh der Fürst Liechtenstein die freie Stelle des Schulmeisters dem Franz Hartenschneider, der ein guter Sänger und Orgelspieler war; doch musste er seine Mutter, solange sie lebte, erhalten und auch die Schwester bis zur Verheiratung. Als am 13. August der Freiherr Johann von Sala das Schulgebäude besichtigte, fand er es zu klein für die große Kinderzahl; denn mehrere Kinder saßen auf der Erde und schrieben da; es fehlten die Bänke und Schulgeräte.

Im folgenden Jahre 1783 beschwerte sich der Lehrer, dass ihm der Pfarrer das jährliche „adjutum von 25 fl aus dem Kirchenvermögen abbringen wolle“. Am 27. Mai erschien auch der Voranschlag zur Vergrößerung der Schule, der 300 fl 51 kr ausmachte. Weil der Lehrer nach der Musterschullehrart vorging, hatte er mehr Arbeit als vorher. Am 14. Juni wollte man die Küche und das Vorhäusel zum Klassenzimmer dazunehmen, dieses um 1 ½ Schuh aufschütten, damit es gehoben werde, und gegen die Essigsiederei um 11 Schuh verlängern. Diesen Antrag stellte der Amtmann Zankl. Die Feuchtigkeit der Küche rührte von dem Baumaterial (= Kotpatzen) her, sodass man von einer Hebung der Schule abkam. Der neue Kostenvoranschlag belief sich auf 226 fl 29 kr 2 den, als er eingebracht wurde.

1785 reichte die Herrschaft dem Schulmeister an Deputat: 24 fl Geld, je 7 4/8 Metzen Korn und Weizen, 12 Eimer Wein und 2 Fahrtl Klaub- oder Bürdelholz, denn in den herrschaftlichen Waldungen gab es damals wenig Holz, sodass dem Schulmeister nur ein Klaubholz und den Pensionisten das entsprechende Geld gereicht wurde.

1836 verzeichnete eine herrschaftliche Übersicht, dass die Schule eine schwarze gestrichene Tafel besaß.

Schon 1843 fand man, dass das alte Schulgebäude ganz unverwendbar sei und ein Neubau mit 2 Klassenzimmern eine Notwendigkeit wäre. Im folgenden Jahre wurde der Bau, der 5066 fl 51 kr kostete, auch durchgeführt, die alte Schule schätzte man auf 600 fl, die alte Hufschmiede auf 250 fl und das Haus Nr. 12 wurde meistbietend verkauft.

Quellen: Herrschaftsarchiv Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Handbuche.

Handschrift von Franz Thiel

Die Schule

Seit wann Poysdorf eine Schule besitzt, ist bei dem Mangel an Urkunden nicht genau anzugeben. Die älteste Schule hat Laa an der Thaya (seit 1331) und Zistersdorf (1389). Im Zeitalter der Reformation wird im Jahre 1544 im benachbarten Herrnbaumgarten eine Schule erwähnt, in der ein Schulmeister 50 Knaben unterrichtete.

Gewiss bestand um diese Zeit auch bei uns eine Schule, in der den Kindern Lesen, Schreiben und etwas Rechnen gelehrt wurde; ein großes Gewicht legte man auf den Religionsunterricht. War der Ort protestantisch, so war es auch der Schulmeister. Im Zeitalter der Gegenreformation müssen diese protestantischen Lehrer allmählich die Heimat verlassen und jetzt sah man strenge darauf, dass der Schulmeister „in punkto Religion“ mit dem Pfarrer übereinstimmte. Die Aufsicht über das Schulwesen hatte die Kirche.

Im Jahre 1640 brannte ein Teil des Marktes ab und da wird zum ersten Mal die Schule erwähnt. 1657 spendeten der Schulmeister Wenzeslaus Mathasser und seine Frau Ursula der Bründlkapelle ein Messbuch. Schulbesuch und der Fortgang der Kinder ließen viel zu wünschen übrig, da im Jahre 1660 geklagt wurde, dass in der Gemeinde viele sind, die weder lesen noch schreiben können, denn die Kinder wurden damals mehr als heute zu den verschiedenen Arbeiten im Feld und zu Hause verwendet. Frühzeitig wurden sie oft zu recht schweren Arbeiten angehalten, die dem Kinde nur Schaden zufügten und dem Leben ein allzu frühes Ende bereiteten; die Kindersterblichkeit war eine große.

Der Schulmeister war in der Regel allein. Hatte er viele Kinder, so stand ihm ein Schulgehilfe zur Seite, dem er Wohnung und Kost gab. Ein Bett in der Ecke des Klassenzimmers war in der Regel sein Quartier. Der Schulmeister hatte alle Arbeiten in der Sakristei und Kirche zu besorgen, seine Entlohnung war eine geringe, sodass er sich um einen Nebenerwerb umsah. Die Zucht und Ordnung war in der Schule eine strenge und mit dem Stock sparte man nicht. Die armen Kinder waren meist vom Unterrichte ausgeschlossen, da ja ein Knecht oder eine Magd keine Kenntnisse brauchte.

Das Verhältnis des Schulmeisters zur Gemeinde war nicht immer ein freundschaftliches, oft hatte er einen schweren Stand. So wurde um 1660 bestimmt, dass dem Schulmeister kein Geld, keine Fuhr und keine Unkosten von der Gemeinde gegeben werden, wenn er einzieht.

1686 legte ein Tischlerjunge „poßhafterweiß“ ein Feuer, das 50 Häuser des Marktes Poysdorf einäscherte. Darunter befand sich auch das Schulhaus. Im gleichen Jahre kommt der Dechant Anton Balli, um die Pfarre zu visitieren. Dabei findet er, dass die Kinder in Glaubenssachen schlecht unterrichtet sind, dass die Jugend copiose (wohlhabend oder begabt?) ist und überhaupt wenig Kinder die Schule besuchen. Erst 1767 erwähnt das Grundbuch des Fürsten Liechtenstein aus Wilfersdorf das Schulhaus. Es stand auf kirchlichem Grunde, hatte keinen Dienst an die Herrschaft zu entrichten und wurde von der Gemeinde in gutem Bauzustand erhalten. Der damalige Schulmeister Paul Kraker erhielt vom Markte 32 fl., die Stola und konnte im Herbste Weinmost sammeln in Poysdorf, Wilhelmsdorf, Hadersdorf und Wetzelsdorf, weil diese Gemeinden zur Kirche und zur Schule Poysdorf gehörten. Um den Most aufzubewahren besaß die Schule auch einen Keller, den man kurz „Schulkeller“ nannte. In demselben Jahre zahlte man für ein Kind, das rechnen lernte, jährlich 2 fl 50 kr. dem Schulmeister und für das Lesen und Schreiben 1 fl 42 kr.

Um 1770 starb die Witwe Maria Schekin, die eine große Wohltäterin der Gemeinde war, weil sie einen Hochaltar in der Pfarrkirche um 2500 fl. kaufte und einen Betrag von 1956 fl. 15 kr. für eine Schulstiftung hinterließ. Die Kinder wurden damals nur im Lesen und Schreiben unterrichtet; dafür hatte jedes Kind 48 kr. im Jahre dem Schulmeister abzuführen. Wer sein Kind in Rechnen unterrichten ließ, zahlte jährlich 1 fl. 12 kr. Damals besuchten 130 Kinder die Schule und 100 wurden im Lesen und Schreiben unterrichtet. Die erwähnte Wohltäterin wollte durch die Stiftung erreichen, dass alle Kinder rechnen lernen. Sonderbarerweise widersetzte sich die Schulbehörde und es vergingen 13 Jahre, ehe eine Entscheidung getroffen wurde. 1783 erklärte der Schulmeister Paul Kraker, dass er um 80 fl baren Geldes 60 armen Kindern buchstabieren, lesen und schreiben lehren werde. Im Jahre 1788 wurde eine neue Schule gebaut; sie hatte einen Stock und stand an der gleichen Stelle wie die alte.

Im Zeitalter der Aufklärung schenkte der Staat der Erziehung und dem Unterrichte eine größere Aufmerksamkeit. Viele neue Schulen wurden errichtet und die Art und Weise des Unterrichtes verbessert. Nicht mehr beschäftigte sich der Lehrer mit dem einzelnen Kinde, sondern die ganze Klasse arbeitete mit. Neben den Religionsbüchern gab es Lesebücher, da man durch Erzählungen auf das Herz und Gemüt des Kindes einwirken wollte. Den Menschen zum Menschen zu erziehen, die Unwissenheit und den Aberglauben zu bekämpfen und auszurotten, die Menschen durch Kenntnisse und Arbeit glücklich zu machen, war ja das Ziel dieser Zeit. War es auch ein wenig zu hoch, da man ja die Bestrebungen des Volkskaisers Josef II. nicht recht verstand, so war doch ein merklicher Fortschritt in Stadt und Land zu verzeichnen.

Am 11. Mai 1786 wurde durch die Herrschaft Wilfersdorf das Einkommen des Schulmeisters in Poysdorf festgestellt. Es gab hier in der Schule 180 Knaben und 166 Mädchen, zusammen 346 Kinder. Arme waren 66 Knaben und 43 Mädchen; für 114 Knaben und 123 Mädchen wurde das Schulgeld gezahlt.

|  |  |
| --- | --- |
| Besoldung vom Markte: für das Läuten und Uhraufziehen | 32 fl |
| An Kapital in funis publicis von 2016 fl zu 4 % (Stiftsbrief der Maria Schekin vom 3. August 1772, Testament vom 26. Juni 1763, veröffentlicht am 13. Jänner 1767) | 80 fl 38 kr. |
| für das Angst- und Scheidungsläuten mit dem Kirchkehren | 20 fl |
| Von der Singerschen Stiftung vom 9. März 1766 | 20 fl |
| Durch einen passauischen Konsistorial-Erlass vom 17. Feber 1775 | 12 fl 24 kr. |
| Heinrich Mayerische vom 1. Juli 1756 | 1 fl 30 kr. |
| Für Opferwein | 9 fl |
| Für Kirchenwäsche | 1 fl 30 kr. |
| Von der Kapelle zu Wilhelmsdorf | 1 fl 30 kr. |
| Von der Kapelle zu Wetzelsdorf | 1 fl 45 kr. |
| An Wetterläutgebühren | 32 fl |
| An Getreide, Wein und dergleichen Sammlungen  1780 ………..67 Eimer à1fl 6 kr.  1781 ..........81 Eimer à 1fl 24 kr.  1782 ……….25 Eimer à 2fl 18 kr.  1783 ………..83 Eimer à 1fl 12 kr.  1784 ………..37 Eimer à 1fl 30 kr.  Hiervon das geringste Erträgnis an Naturalien | 53 fl |
| Stolaeinkünfte : An Begräbnisgebühren  An Kopulationsgebühren, sowie das Jahr 1784 gegeben hat | 53 fl 20 kr. 8 fl 40 kr. |
| An wöchentlichem Schulgeld von dermalen 200 zahlenden Schulkindern à 2 kr. und teils 3 kr. von 100 macht à 3 kr. von 100 für das ganze Jahr ab auf Holzbetrag  verbleibt also | 235 fl           156 fl 40 kr 391 fl 40 kr 30 fl            361 fl 40 kr |
| An Holzdeputat in natura oder Geld :  Laut Verabredung statt des von jedem Kind für den Winter à 5 kr. | 20 fl |
| Summe der Einkünfte | 688 fl 57 kr |
| Hievon an Holz abzuziehen bei dem Schulgeld Zur Aushilfe an der Seelsorge | 30 fl            10 fl |
| Verbleiben | 648 fl 57 kr |
| In der gedruckten Fassion kommen nur in allen zusammen vor | 645 fl 27 kr |

Die Kriege mit Napoleon brachten eine große Veränderung im Schulbetrieb mit sich. Der französische Umsturz vom Jahre 1789 und die Gestalt Napoleons bewirkten eine Abkehr von der Schule aus dem Zeitalter der Aufklärung. 1805 verlangte die Regierung, dass die Kinder zu guten und lenksamen Staatsbürgern erzogen werden, die nicht denken, urteilen oder kritisieren; wichtig sei vor allem die Religion, der Kirchenbesuch und die Lehrer sollen das Gedächtnis der Kinder pflegen. Die Schulpflicht dauerte vom 6. zum 12. Lebensjahr. Die Aufsicht über die Schule führte der Pfarrer und der Dechant. Der Patron der Kirche war auch der der Schule. Er bezahlte bei dem Bau der Schule die Handwerker, das Baumaterial lieferte die Grundherrschaft und die Gemeinde leistete die Fuhren und Handarbeiten. Der Patron – die Gutsherrschaft in Poysbrunn – schlug bei Neubesetzungen den Lehrer vor und das Konsistorium in Wien bestätigte die Ernennung.

Im Jahre 1808 zahlte die Gemeinde an Holzgeld für die Schule 130 fl 16 kr. und zwar in drei Raten: am 10. Jänner 50 fl, am 27. Jänner 78 fl 16 kr. und am 19. Feber 2 fl.

Vom Jahre 1812 besitzen wir in der Abschrift ein Zeugnis von einem Schulgehilfen. Es lautet: Von mir Endesgefertigten wird hiemit bezeugt, dass Paul Reidlicher bei Herrn Leopold Pichler, Schullehrer, durch zwei Jahre als geprüfter Schulgehilfe im Dienst gestanden ist, während dieser Zeit seinen Fleiß bei den Kindern jederzeit, sooft ich die Schule besuchte auch den ununterbrochenen Fleiß überzeugte. In Rücksicht seines Betragens im ganzen Hiersein mit aller Sittlichkeit und allerdings einen untadelhaften Lebenswandel geführt habe und die am 28. Dezember 1812 vorgenommene Prüfung die Zufriedenheit des Herrn Dechant wie auch aller hier erschienenen Personen erwarb, wird der Wahrheit gemäß mit meiner Unterschrift bestätigt.

Ferdinand Schrapfeneder

Ortsschulaufsteher in Poysdorf.“

Poysdorf besaß nur eine Trivialschule, in der Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen gelehrt wurde. Ernstbrunn hatte damals die einzige Hauptschule im ganzen Weinviertel und Musterschulen, die für die Vorbereitung der Schulgehilfen dienten, gab es in Mistelbach, Ernstbrunn, Enzersdorf im Tal und in Pyrawarth . Nach dem 12. Lebensjahre besuchten die Kinder durch 3 Jahre die Wiederholungsschule, die am Sonntagnachmittag abgehalten wurde. Bis zum 18. Lebensjahre waren Burschen und Mädchen verpflichtet, in die Christen= lehre zu gehen. Da führte der Ortsschulaufseher eine strenge Ordnung und Aufsicht. Die Kinder wurden täglich in die Kirche geführt, fünfmal gingen sie zur Beichte und in jeder Woche war der Mittwoch- und Sonnabendnachmittag frei. Das Schulgeld zahlten viele Hauer mit dem Moste ab. Da es bei uns keine Mittelschule gab, so gingen diejenigen, welche studieren wollten, meist nach Nikolsburg, wo seit 1631 ein Piaristengymnasium bestand; auch Kremsier wurde bevorzugt. 1813 wurde dem schon erwähnten Schrapfeneder folgendes Zeugnis ausgestellt : „Dem Ferdinand Schrapfeneder, behauster bürgerlicher Lebzelter, wird hiemit von Seelsorgeamts wegen bezeugt, dass derselbe schon über ein Jahr, als er nach dem Wunsche des wegen Alters und Kränklichkeit resignierten und um die Schule sehr verdienstvollen Schulaufsehers Anton Weisböck durch sämtliche Ratsbürger, Grundrichter und Ausschuss mit Einverständnis des damaligen Pfarrprovisors Josef Neuwirth zu einem einstweiligen Schulaufseher bis zu seiner gänzlichen Bestätigung von dem k. k. Kreisamte erwählt und in dieser Eigenschaft bishero sein provisorisches Amt verwaltet, alle ihm zukommenden Pflichten eines Schulaufsehers genau und pünktlich erfüllt, dabei viel Liebe und Anhänglichkeit gegen die Schuljugend dadurch bewiesen habe, dass er bei den Prüfungen vorzüglich angemerkter fleißiger Schüler in allen drei Klassen zur Aufmunterung und zur Beförderung des Schulunterrichtes sehr angemessene Prüfungsgeschenke, welche in nützlichen Büchern bestanden, aus eigenen Kösten verteilt; auch verherrlichte er manche Feierlichkeit als das Fronleichnamsfest, ferner bei der Anwesenheit des Fürsterzbischofs und so weiter sich an die Spitze der zahlreichen, ihm äußerst zugetanen Schuljugend stellte, sie ordnete und anführte und dermalen aus eigenen Kösten mit Kerzen und viel anderem zur Erhöhung der Feierlichkeit nötigem Schmuck versah, wodurch er die Liebe der Schuljugend, die Achtung der Eltern und den allgemeinen Beifall der Marktgemeinde in einem hohen Grade erwarb und sich in jeder Hinsicht viele Verdienste gesammelt hat. Was seinen moralischen Charakter betrifft, so ist derselbe mir Endesgefertigten als ein redlicher und rechtschaffener Mann im strengsten Verstande bekannt und mir eben darum in seiner gegenwärtigen Eigenschaft als Schulaufseher umso schätzbarer, da er nicht nur zu diesem so wichtigen Amte in Hinsicht seiner häuslichen Umstände und seines best bekannten moralischen Charakters vollkommen geeignet, von der Marktgemeinde einhellig erwählt wurde, sondern weil auch gewiss keine bessere Wahl konnte getroffen werden, dahero ich ihn auf sein jemaliges Ansuchen hiemit bestens empfehle zu dem Amte eines Schulaufsehers nach den Forderungen der politischen Schulverfassung ganz tauglich erkläre mit dem Wunsche , dass er in dieser Eigenschaft bald möglichst vom k. k. Kreisamte möge bestätigt werden und umso mehr, da ich gewiss versichert bin, dass meiner und der ganzen Markt= gemeinde sehnlichster Wunsch einer und der nämliche ist.

Pfarre Poysdorf, den 8. Mai 1813.“

Eine Lehrerswitwe bekam damals 8 Kreuzer Ruhegehalt und zwar täglich.

Die alten Ratsprotokolle des Marktes erwähnen 1818 eine Schulstiftung, nach der alle drei Jahre sechs Knaben und sechs Mädchen mit Kleidern und Schuhen beteilt wurden. Diese Stiftung besaß 1850 – 1400 fl und rührt von der Theresia Resner her. Außerdem hatte ein Jakob Haimer 1400 fl für die Schule gewidmet, damit von den Zinsen das Schulgeld für fremde Kinder gezahlt werde.

Die Kleider mussten bis zum Fronleichnamstage fertig sein. Die Mädchen erhielten „einen Küttel, einen Spenzer und Schuhe-Schliefer mit Bandeln“, die Knaben dagegen ein Röckl mit einem grünen Kragen, eine Weste mit Knöpfen, ein langes Beinkleid und Stiefel. Waren die Sachen fertig, so schaute sie der Pfarrer an. Die zwölf Kinder wurden „nach reiflicher Überlegung“ ausgesucht. Es gab unter 373 Schulkindern 30 arme, eine niedere Zahl im Vergleich zu heute. Das Schulgeld war erhöht, weil sich die Preise nach dem großen Krach von 1811 und in der Sanierungszeit nur langsam senkten. Für ein Kind zahlte man 1 fl 6 kr. Die Summe des Schulgeldes betrug im Jahre 407 fl 18 kr. Das Geld sammelte der Lehrer ein, indem er von Haus zu Haus ging. Wer nicht zahlte, wurde bei der Herrschaft in Wilfersdorf angezeigt, die das Geld im Exekutionswege eintrieb. Weil der Lehrer auch die Beheizung der Schulzimmer zu besorgen hatte, zahlte ihm die Gemeinde ein Holzgeld, das 48 Kreuzer für ein Kind ausmachte. Die Armen zahlten nichts. Einige Jahre später drückte die Gemeinde das Holzgeld auf 45 Kreuzer und sammelte es selbst ein. Für jedes Viertel wurden zwei Männer gewählt, die von Haus zu Haus gingen und den Betrag einhoben. 1824 betrug es nur mehr 36 Kreuzer und für die Schüler, welche die Sonntagsschule besuchten, 10 Kreuzer. Mit dem Zahlen war es recht schwer. Immer wieder erklingt aus den Protokollen der Klageruf: „Es ist kein Geld vorhanden“. Überall wurde gespart in der Gemeinde, im Bauernhaus und im Staate.

1840 ersuchte der Schulmeister um eine kleine Erhöhung des Holzgeldes, doch wurde er abgewiesen. Der Schullehrer Beck sollte sein Auskommen mit 38 Kreuzer C. M. finden, 40 Kreuzer sei zuviel. Daraufhin kündigte er die Beheizung. Jetzt kam ihm die Gemeinde entgegen, bewilligte ihm die 40 Kreuzer, nahm aber die Kündigung an.

Die Schulverhältnisse waren keine gute, da die Schulmeister stark wechselten. Leopold Pichler ging einen Diensttausch ein, Ignaz Boyer verzichtete auf den Dienstposten, dann kamen Josef Hübel, Sebastian Tatzber und Anton Beck, der 1853 starb. Die Zahl der Schüler war recht verschieden.

Im Jahre 1818 ……… 179 Knaben und 205 Mädchen , zusammen 384.

Im Jahre 1822 ……… 188 Knaben und 199 Mädchen , zusammen 337.

Im Jahre 1826………. 199 Knaben und 214 Mädchen , zusammen 413.

Im Jahre 1830 ……… 206 Knaben und 215 Mädchen , zusammen 421.

Im Jahre 1841 sank die Zahl auf 337 Kinder herab.

1850 ordnete die Gemeindevertretung an, dass die Kinder recht fleißig die Schule besuchen sollen. Mit allem Nachdruck müsse man auf einen guten Schulbesuch dringen. Das Schulgebäude war schon recht baufällig, das fand eine Kommission. Doch ausgebessert wurde nichts, nicht einmal die traurige Abortanlage, die allgemeines Missfallen erregte. Es stammte aus der Zeit Kaiser Josefs II. und hatte eine Tafel mit folgender Inschrift : „ Sub vigilantia augustissimi Caesaris Josephi II. praesentes aedes erectae sunt. Die XII. Novembris MDCCLXXXVIII.“ D. h. Unter der Wachsamkeit des sehr erhabenen Kaisers Josef II. wurde das gegenwärtige Gebäude errichtet. 12. November 1788.

Der Schulpatron verweigerte das Geld für die Arbeiten, obwohl ihn die Statthalterei an seine Pflicht ermahnte.

1852 schenkte Matthias Hammerler der Gemeinde zwei Joch Grund in der Spitalleiten; da wurde ein Wald angelegt und vom Jahre 1860 an beteilte man die drei besten Schüler der Wiederholungsschule (Sonntagsschule) mit Prämien und zwar mit drei, zwei und einem fl. in Silber. 1854 setzte die Gemeinde das Holzgeld auf 36 Kreuzer. Im gleichen Jahre spendete die Frau Elisabeth Wilfing 100 fl zum Zwecke von jährlichen Schulprämien für arme Kinder.

1855 wurde mit dem päpstlichen Stuhle in Rom ein Konkordat abgeschlossen und das ganze Schul- und Bildungswesen der Kirche unterstellt. Man wollte den Schutt der Revolution des Jahres 1848 wegräumen und verhindern, dass der Geist des Umsturzes sich weiter verbreite. Die konfessionelle Schule bestand bis zum Jahre 1869. Die Kirche wachte darüber, dass nichts gelehrt wurde, was der katholischen Religion zuwiderläuft. Die Lehrer standen unter geistlicher Aufsicht.

Der Schulaufseher Josef Sonntag erhielt das goldene Verdienstkreuz. 1856 wurde eine Obstbaumschule errichtet, weil um diese Zeit der Obstbau stärker als früher betrieben wurde. Die Linden-, Kastanien- und Pappelalleen verschwanden und an ihre Stelle traten die Obstbäume. Die Baumschule war bei der Schießstätte und die Gemeinde zahlte dem Schützenvorstande jährlich drei fl. Entschädigung. 1857 gab die Frau Elisabeth Wilfing den Betrag von 100 fl. der Schule, damit alle Jahre die bravsten Kinder mit den Zinsen beteilt werden. 1858 riss die Gemeinde das Kreuz und die zwei Statuen, die vor dem Schulhause standen, weg. 1864 wäre beinahe die Schule abgebrannt. An mehreren Seiten sah man schon Flammen aus dem Dache herausschlagen, da retteten einige mutige Männer das Gebäude, indem sie das Feuer mit eigener Lebensgefahr löschten. Im gleichen Jahre wurde das Schulpatronat aufgehoben und ein Schulausschuss gewählt, der aus vier Poysdorfern und einem Wilhelmsdorfer bestand. 1865 entschloss sich die Gemeinde, das Schulgebäude ordentlich herzurichten, da es schon eine Schande war. Am 2. Mai war eine Verhandlung, zu der einige Vertreter der Behörden und der Gemeinde erschienen. Allgemein wunderte man sich über den baufälligen Zustand des Gebäudes und es wurde an Ort und Stelle ein Überschlag gemacht : Tischlerarbeit 286 fl., Schlosserarbeit 211 fl., Anstreicher 12 fl., Glaser 34 fl., Ziegeldecker 100 fl., Maurer 172 fl., Zimmermannsarbeit 423 fl., Summe 1238 fl., die der Patron zu zahlen hatte, während die Gemeinde die Baumaterialien (2065fl. 92 kr.) , Hand- und Zugrobot (551 fl 63 kr.) beistellen musste. Zugleich wurde der Beschluss gefasst, dass der Schullehrer von der Gemeinde und dem Pfarrer gewählt wird, doch dürfen die Wilhelmsdorfer nicht mitwählen. Die Verhandlungen zogen sich aber in die Länge, es kam der Herbst heran und auf einmal hieß es: „Es ist schon zu spät, der Bau muss aufgeschoben werden. Im nächsten Frühjahr wird er aber bestimmt begonnen, der Schulpatron Graf Vrints von Poysbrunn werde rechtzeitig einen Überschlag herausgeben, damit die Gemeinde das Material herbeischaffen kann“. Der Schulpatron erklärte aber, dass er nur 1000 fl. hergeben könne. Da kam das Jahr 1866. Ein Maifrost vernichtete die Wein- und Getreideernte. Die Preußen rückten ein, machten die Schule zu einem Choleraspital, sodass die Gemeinde von einem Neubau ganz absah und nur eine notdürftige Verbesserung vornahm, nachdem die Preußen abgezogen waren. Den einen Vorteil hatte das Kriegsjahr, dass unsere Leute den hohen Bildungsgrad der „Feinde“ mit eigenen Augen sehen konnten, die in jeder Hinsicht die Österreicher weit übertrafen. Nicht mit Unrecht hatte Bismarck den Sieg bei Königgrätz dem preußischen Schulmeister zugeschrieben. Im gleichen Jahre beschloss die Gemeinde, dass das Schulgeld immer vierteljährlich gegen eine Quittung abgegeben werde. Von jedem Kinde zahlte man 60 kr. Schulgeld und 15 kr. Holzgeld. (1fl. zu 100 kr. gerechnet). In Poysdorf brauchten die Lehrer nicht die Glocken läuten. Diese Arbeit verrichteten die Nachtwächter, die aber von den Lehrpersonen dafür bezahlt wurden. Jetzt übernahm auch die Gemeinde diesen Betrag und bestimmte, dass jedes Haus jährlich nicht 14, sondern 16 kr. den Nachtwächtern zu geben hat.

Das Reichsvolksschulgesetz brachte die Staatsschule mit der achtjährigen Schulpflicht. Was für den Bauer das Jahr 1848 war, das bedeutete für den Lehrer 1869. Leider fehlt jede schriftliche Aufzeichnung aus jenen denkwürdigen Tagen, die uns Einblicke gewähren könnten, wie die Lehrer und die Bevölkerung diese Umwälzung aufnahmen. Die „Freiheit“ war eben nur eine teilweise, der Lehrer der Neuschule blieb ein abhängiger Mann, seine soziale Stellung hatte sich wohl geändert, doch sah man noch lange in ihm ein notwendiges Übel, das nur Forderungen stellt und seine Person umgibt noch immer ein Schimmer des Schulmeisters aus alter Zeit.

Im Jahre 1869 kam eine Kommission, welche das Schulgebäude besichtigte. Sie fand es im schlechten Zustande. Die Schulzimmer waren unpraktisch und mit Kindern überfüllt. Es fehlte eine Lehrkraft – vier sollten es sein – es gab keinen Kasten für die Lehrmittel, die Bänke waren zu groß und passten nicht für die Kinder. 1870 verlangte die Bezirkshauptmannschaft, dass in der Schule die Geschlechter getrennt werden. Die Gemeinde lehnte diese Forderung ab, sowie auch den Neubau, weil die Mittel dazu fehlten. Auch der Turnplatz gefiel der Behörde nicht, da er viel zu klein war. Die Kinder wurden immer auf den Schulerberg geführt, wo sie spielen konnten. Im gleichen Jahre wurde ein Fortbildungsunterricht für Landwirtschaft eingeführt. Die Gemeinde lehnte eine Bürgerschule ab. Man zählte damals schon 46 arme Kinder.

Die Unterrichtszeit dauerte im Sommer von ½8 Uhr bis ½10 und nachmittags von 1 bis ½4, im Winter von 8 bis 10 bzw. 12 bis ½3 Uhr. Vielfach wurden die Kinder zum Essentragen verwendet und darum war auch die Stundeneinteilung so getroffen.

1871 gewährte die Gemeinde den beiden Unterlehrern je 50 fl. Unterstützung und zwei Jahre hernach, als in Wien die Weltausstellung war, je 25 fl., damit sie nach Wien fahren und da die Sehenswürdigkeiten betrachten können. Von 1871 unterließ man den Ankauf von Holz, weil man die Schulöfen mit Kohlen heizte. Die alten Öfen wurden entfernt. Die Kohlen bezog man von Hohenau und die Bauern holten sie von hier.

Im Jahre 1872 verlegte der Ortsschulrat ein Klassenzimmer in den zweiten Stock des Rathauses. Die Schule hatte 4 Klassen mit je 115 Kindern. Der Oberlehrer war der bekannte Wurmbauer, der aus Höflein an der Thaya stammte. Er wirkte in Ameis und Poysdorf, trat 1877 in den Ruhestand und starb am 11. März 1881 in Poysdorf.

1876 ging die Gemeinde daran, eine neue Schule zu erbauen. Sie kaufte die Gärten des Leopold Schinhan und Florian Hugl um den „hohen Preis von 5820 fl.“. Der Stadtbaumeister Heidenreich entwarf den Plan, die Ziegel kamen von Frättingsdorf. Der Bau hatte sehr viele Gegner. Die alten Bauern fanden die Ausgabe für überflüssig; denn hat die alte Schule so viele Jahre genügt, so wird sie auch jetzt gut genug sein. Die Gemeinde hat ohnedies viele Auslagen und die Steuern und Abgaben belasten den Grundbesitz. Dazu entziehe die Schule dem Bauern viele Arbeitskräfte, weil ja die Kinder bis zum 14. Lebensjahre dem Unterricht beiwohnen müssen.

Am 12. Juli 1876 wurde der Grundstein gelegt; er befindet sich in der Ecke gegen den Markt, dabei liegt eine Blechbüchse mit einer Denkschrift und Münzen. Das Gemeindegedenkbuch sagt von dem Bau : „Galt es doch ein Gebäude aufzuführen, in welchem der Mensch zum Menschen herangebildet werden soll, wo dessen Geisteskräfte zum selbständigen Denken, Fühlen und Handeln entwickelt und zum Erfassen der Lebensverhältnisse tauglich gemacht werden sollen und dieser Aufgabe war das zu entstehende Gebäude geweiht“. Diese Worte verraten den starken Einfluss des liberalen Geistes, der in jener Zeit so mächtig war und der viel segensreiche Gesetze und Einrichtungen schuf.

Am 4. November 1877 war der Bau fertig. „Ein herrlicher Tag verkündete die Freuden des Himmels an diesem erhabenen Werke, das heute vollendet vor unseren Augen steht“, sagt das Gedenkbuch der Schule. Schon vor 9 Uhr war die Schuljugend vor dem neuen Gebäude aufgestellt und eine große Menschenmenge hatte sich dort versammelt, um die fremden Gäste zu empfangen. Es waren der Statthalter, der Reichsratsabgeordnete, der Bezirkshauptmann und der Schulinspektor gekommen. Der Festzug bewegte sich durch die Straßen des Marktes, der im Farbenschmuck prangte, zu der Kirche, wo ein Festgottesdienst stattfand. Dann begab sich der Zug zurück zur Schule, wo die Klassenzimmer eingeweiht wurden. Der Bürgermeister Karl Schwayer hieß alle Festgäste im Namen der Gemeinde willkommen, dankte allen für die Arbeit und für das Zusammenwirken, damit ein solcher Bau erstehen konnte, und übergab die Schlüssel dem neu ernannten Oberlehrer Nothaksberger, dankte gleichfalls für den schönen Bau, den die Gemeinde trotz der Ungunst der Zeit der Jugend zuliebe erbaute und versprach , im Namen des Lehrkörpers alles dran zu setzen , in diesen Hallen die Jugend so zu unterrichten, dass es nützliche und tüchtige Mitglieder des Staates werden. Die Eltern mögen ihre Kinder fleißig in die Schule schicken ¸in dem Zusammenwirken des Elternhauses und der Schule liege ein sicherer Erfolg der Erziehung. Jetzt konnten die Leute das Gebäude besichtigen und die Alten meinten: „Das sind viel schönere Klassenzimmer als in der alten Schule; da ist es eine Freude, Schüler zu sein“. Die Gemeinde gab für die fremden Gäste ein Festessen, an dem 70 Personen teilnahmen. Zahlreiche Trinksprüche würzten das Mahl und ein froher Tanz beschloss den Festtag. Am 6. November begann der Unterricht, 7 Lehrkräfte hatte die neue Schule. In der ersten Klasse saßen 98 Kinder. Die Schulbänke hatten die Tischlermeister des Marktes gemacht. Dem Schuldiener wurde gestattet, mit Schreibfeder zu handeln. Für den Ankauf von Lehrmitteln bewilligte der Ortsschulrat 200 fl.

1878 musste die Schule vom 4. April bis 24. Mai wegen Scharlach und Diphtheritis gesperrt werden. 30 Kinder starben in diesem Jahre. Diese zwei Kinderkrankheiten zeigten sich fast alle Jahre. Der Lehrer Krenn Josef wurde zur Militärdienstleistung einberufen und machte die Besetzung Bosniens mit. Am 4. Oktober endete das Schuljahr mit einer Schlussfeier, an die sich eine Ausstellung der Lehrmittel schloss. Der Silvesterabend, den die Lehrer im Brauhaus zu Gunsten der Lehrerbücherei veranstalteten, ergab einen Reingewinn von 31 fl.

1879 zahlte die Gemeinde Wilhelmsdorf für die neue Schule 4825 fl. 78 kr. Im Schulgarten, dessen Anlage 500 fl. kostete, wurde ein stattlicher Kaiserbaum gepflanzt. Anlässlich der silbernen Hochzeit des Kaiserpaares gab es einen Festzug und eine Feier im Gasthof „Zum schwarzen Rössl“. Die Lehrer des Bezirkes überreichten an das Kaiserpaar eine Ergebenheitsadresse. Im gleichen Jahre regte der Oberlehrer Nothaksberger einen Verein „Die Kinderfreunde“ an, der den Zweck hatte, arme Kinder in beiden Gemeinden mit Kleidern und Schulsachen zu beteilen.

Am 5. April 1880 richtete der Ortsschulrat an das Haus der Abgeordneten eine Denkschrift gegen die Herabsetzung der achtjährigen Schulpflicht; um diese Zeit begann der Kampf um die Neuschule, die man wieder zum Falle bringen wollte. Am 21. August veranstaltete die Schule einen Ausflug zur Bründlkirche, wo es allerlei Belustigungen gab und die Kinder Brot, Würsteln und einen gewässerten Wein bekamen; dazu widmete die Sparkasse 50 fl. und einzelne Wohltäter 90 fl. Der Rückmarsch ging durch Wilhelmsdorf, wo sich viele Erwachsene anschlossen, zum Josefsplatz. Zwei Kaiserfeiern – 50. Geburtstag Franz Josefs I. und die 100. Wiederkehr der Thronbesteigung Josefs II. – wurden in der Schule abgehalten.

1881 kam der Landesschulinspektor Vinzenz Adam nach Poysdorf und freute sich an dem schönen Bau der Schule wie auch an den Leistungen der Schüler. 1882 musste die Schule durch 4 Wochen wegen Masern gesperrt werden. Am 27. Dezember war die 600 Jahrfeier der Habsburgerherrschaft. 1883 wies die 5. Klasse eine so hohe Schülerzahl auf, dass sie geteilt wurde. Auf der landwirtschaftlichen Ausstellung in Zistersdorf errang die Schule ein Anerkennungsdiplom.

1884 gründete Nothaksberger den Lehrerverein für den Schulbezirk, dem sich die Mehrheit der Lehrer anschloss – Lehrerinnen waren noch sehr wenig angestellt. Die Schule erhielt aus Tirol eine Mineraliensammlung von 100 Stück. 1886 erfolgte eine namenlose Anzeige, dass die Lehrer zu sehr dem Vergnügen nachgehen, häufig Ausfahrten unternehmen, sich nicht vorbereiten u. s. w. Eine Untersuchung ergab aber die Haltlosigkeit und Unrichtigkeit dieser Angaben. Für die Bauernsöhne fand ein landwirtschaftlicher Kurs statt.

1888 erhob die Gemeinde einen scharfen Einspruch gegen die Einführung der konfessionellen Schule. Franz Hotschek, ein gebürtiger Poysdorfer, der in Wien lebte, spendete eine Schulfahne im Werte von 500 fl. In diesem Jahre sprach der Bezirksschulrat in Mistelbach dem Lehrkörper die belobende Anerkennung für das pflichteifrige und mustergültige Arbeiten in der Schule aus. Bei der 40Jahrfeier der Regierung Franz Josefs I. spendete die Sparkasse 2000 fl., damit ein Kindergarten errichtet werde. 1889 feierte die Gemeinde den 20jährigen Bestand des Reichsvolksschulgesetzes im Saale des Gemeindegasthauses. Der Oberlehrer Nothaksberger hielt die Festrede. Der Religionsunterricht wurde durch ein neues Gesetz entlohnt und zwar für eine Stunde 25 fl.

Das völkische und freiheitliche Arbeiten der Lehrerschaft fand zahlreiche Gegner, besonders als Turn- und Schutzvereine in einzelnen Gemeinden gegründet wurden und die Lehrer hier die Führung übernahmen. Das Wort „ Schulkampf“ hatte damals wie heute keinen leeren Inhalt.

So hielt 1889 der Pfarrer Franz Rauch von Poysbrunn am Feste Maria Heimsuchung eine Predigt in der Bründlkirche, die so recht bezeichnend ist für den Geist jener Zeit. Ausgehend von dem Begriff Heimsuchung erklärte er, dass auch die liberale Lehrerschaft so eine Heimsuchung für das christliche Volk ist. Zwei Punkte kehren immer wieder in ihren Versammlungen: Gehaltsaufbesserung und Abschaffung des Religionsunterrichtes. Neuschule, Aufklärung, Licht, Freiheit und Fortschritt haben nur Sittenlosigkeit und Unglauben gefördert. All´ die Schlechtigkeit der Zeit sei eine Folge der liberalen Lehrerschaft, die einen verfehlten Weg gehe.

Im Jahre 1890 erschien eine Influenza-Epidemie in unserer Heimat; sie kam von Russland und zeigte sich besonders in den Großstädten. In Poysdorf musste die Schule durch 8 Tage gesperrt werden.

1891 wurde das Schuljahr am 31. Oktober geschlossen. Von den neu eintretenden Kindern verlangte man zum ersten Mal ein Impfzeugnis. Von 1892 an musste an allen Schulen des Bezirkes Mistelbach das Schuljahr am 15. Juli enden und am 16. August beginnen. Im gleichen Jahre feierte die Lehrerschaft die Wiederkehr des 300. Geburtstages von dem großen Erzieher Comenius (1592 – 1670).

1894 erhielten die Lehrer ein neues Gehaltsgesetz; danach bezog ein provisorischer Lehrer 400 fl im Jahr, die länger dienenden Lehrpersonen erreichten 700, 800 oder 900 fl.

1896 konnte der Ortsschulrat 4 Knaben und 2 Mädchen ganz bekleiden lassen, 18 Knaben schenkte er Stiefel und 2 Mädchen Schuhe. Jedes Jahr wurde auf diese Art gegen 30 Kinder beschenkt. Der Ortsschulrat kaufte einen Bauplatz an der Wienerstraße, um hier später einen Kindergarten zu erbauen. Der Ausflug zum Buchenbrunnen wurde zwar durch ein Regenwetter in unliebsamer Weise gestört, doch hatten die Eltern hier zum ersten Mal Gelegenheit, schöne Turnübungen und Reigentänze der Kinder zu sehen. Im Schuljahr 1896/97 hielt die Lehrerschaft einen landwirtschaftlichen Fortbildungskurs in Poysdorf ab. Die Zahl der Kinder war in den letzten 30 Jahren bedeutend gestiegen.

1870 gab es 470 Kinder (10 starben im Schuljahr, 10 tschechische Kinder waren in Poysdorf am „Wechsel“ das heißt sie lernten hier die deutsche Sprache, während 10 Kinder aus Poysdorf in der Umgebung von Brünn tschechisch lernten). 1879 zählte man 468 Kinder, darunter 10 Tschechen, 9 Juden und 4 Protestanten, 1884 waren 491 Schüler, 1888 – 506 und 1892 schon 556.

Der Voranschlag wies für 1897 die Summe von 1028 fl 3 kr. auf, darunter die Beheizung mit 350 fl. Im Jahre 1901 kam der Zistersdorfer Bezirk zu Gänserndorf. 1902 feierte der Oberlehrer Nothaksberger sein 25jähriges Oberlehrer-Jubiläum; es war eine stille Ehrenfeier im Gemeindegasthaus. Der Markt hielt auch eine kleine Feier ab; denn das neue Schulgebäude stand jetzt 25 Jahre. In diesem Jahre wollte die Gemeinde einen Kindergarten errichten. Die neue Rechtschreibung, die in dem th und ss sowie ß Lauten eine größere Einfachheit brachte, wurde mit diesem Jahre in allen Schulen durchgeführt.

Bis zum Jahre 1903 war es Sitte, dass die Eltern ihre Kinder mit in das Gasthaus nahmen. Das wurde nun verboten. Wer sein Kind in eine Gaststube mitnahm, zahlte 50 K Strafe. Der Gastwirt und die Polizeileute waren berufen, die Erwachsenen auf diese Bestimmung aufmerksam zu machen. Das alte Schulgebäude, das recht baufällig war, wurde zum größten Teil abgetragen und diente von nun an als Verpflegsstation. Der Fußboden, der in den Klassenzimmern der neuen Schule schon sehr schlecht war, musste durch einen neuen ersetzt werden. Jedes Jahr ließ der Ortsschulrat eine Klasse herrichten. Um die Lungenschwindsucht erfolgreich zu bekämpfen, wurde das freie Ausspucken verboten und zugleich mussten Spucknäpfe aufgestellt werden.

Am 2. August beschloss der Ortsschulrat eine neue 5klassige Volksschule und eine Bürgerschule auf dem Kindergartengrund zu erbauen. Die Zahl der Kinder war so groß, dass die Schule nicht mehr genügte. Eine Klasse musste in dem Hause Nr. 291 der Brunngasse untergebracht werden. Der Lehrer Soldan Anton ging mit 42 Dienstjahren in den Ruhestand; er war 1843 geboren und wirkte in Poysdorf vom Jahre 1877 bis 1903. Der Neubau einer Schule erregte in der Marktgemeinde einige Bedenken; man wollte auf die bestehende Schule einen zweiten Stock aufbauen, doch dagegen sprach sich die Mehrheit der Gemeindevertretung aus; andere verlangten, dass die Schule in dem Schulgarten erbaut werde. Zu gleicher Zeit wollte die Unterrichtsbehörde Lehrerbildungsanstalt im Weinviertel errichten; da schickte die Gemeinde eine Abordnung nach Wien, die mit der Nachricht heimkehrte, die Anstalt koste dem Markte 400 000 K. Das konnte Poysdorf nicht leisten, sodass die Anstalt nach Ober-Hollabrunn kam. Geplant waren für Poysdorf zwei nach Geschlechtern getrennte fünfklassige Volksschulen unter gemeinsamer Leitung. Zugleich ersuchte Franz Szerb um ein Klassenzimmer an, da er eine Musikschule einrichten wollte. Sein Ansuchen wurde aber abgewiesen. Die Bezirkshauptmannschaft verlangte ein Brausebad in dem neuen Schulgebäude, doch lehnte die Gemeinde diese Forderung ab, da ihr nicht die notwendigen Geldmittel zur Verfügung ständen. In den Hauerkreisen tauchte der Plan einer Winter-Winzerschule auf, die bei der großen Bedeutung des Weinbaues fast eine Notwendigkeit gewesen wäre; doch auch hier war der Kostenpunkt die Ursache, dass der gutgemeinte Plan fallen gelassen wurde.

Am 5. März 1906 begannen die Arbeiten an der neuen Schule. Die Maurerarbeiten – durchgeführt vom Architekten Karl Soche in Nikolsburg – kosteten 40 181 K, die Schlosserarbeiten des Scholz und Sterzinger 6 330 K, die Spenglerarbeiten des Kulhawy 3 376 K, der Anstreicher Skorepa erhielt 1 911 K, der Maler Wirt 780 K, der Glaser Stubenvoll 1.347 K , der der Zimmermann Schuckert 3.219 K und so fort. Am 26. März war die feierliche Grundsteinlegung; er liegt in der vorderen südlichen Ecke. Der Bau kostete 142 000 K, die Gemeinde Wilhelmsdorf musste 11,2 % zahlen, das waren 15 562 K 59 h. Dagegen wehrte sich die Gemeinde und wollte nur die halbe Summe geben. Fast wäre deswegen ein Streit entstanden. Der Schuldiener Josef Baltram wurde mit einem Gehalt von 720 K angestellt, dazu hatte er freie Wohnung und Beheizung.

Am 18. Jänner 1907 besichtigte die Behörde das neue Gebäude und fand alles in bester Ordnung, sodass am 25. März die feierliche Eröffnung stattfinden konnte. Nach dem Hochamte bewegte sich der Festzug durch die reich beflaggten Straßen in das neue Schulgebäude, wo der Bürgermeister Josef Schwayer die Festgäste im Namen des Marktes herzlich begrüßte und die Schlüssel dem Obmann des Ortsschulrates übergab, der sie wieder dem Oberlehrer Nothaksberger überreichte. Eine Festtafel beschloss die Feier. Das Land Niederösterreich gewährte in diesem Jahre eine Unterstützung von 8000 K der Marktgemeinde.

Im Jahre 1908 wurden die Zinsen der alten Scheckischen Stiftung zum Ankauf von Lehrmitteln verwendet. Im gleichen Jahre begann der Bau der Turnhalle, die ebenfalls der Architekt Karl Soche durchführte. Bis dahin hatte man sich mit dem Turnzimmer in der Mädchenschule begnügt. Die Arbeiten begannen am 4. März. Die Halle kostete 18 716 K, die Einrichtung 4 286,5 K. Die Geräte lieferte die Wiener Fabrik Plaschkowitz. Als die Gemeinde um eine Bürgerschule ansuchte, wurde sie mit der Begründung abgewiesen, dass die Unterrichtserfolge nicht zufriedenstellend sind. Am 11. Juli veranstaltete die Schule einen Ausflug zur Bründlkirche, dazu spendete die Sparkasse einen namhaften Betrag für die armen Kinder. Das Kaiserjubiläumsfest fand in der Turnhalle statt. Zwei schöne Tannen wurden zur Erinnerung an diese Feier neben dem Eingang in die Turnhalle gesetzt, doch gingen sie nach dem Weltkriege zugrunde. Im gleichen Jahre verließ der Oberlehrer Nothaksberger die Schule, um in den wohlverdienten Ruhestand zu treten; er war nicht nur ein tüchtiger Lehrer, sondern auch ein hervorragender Gärtner, der auf dem Gebiete des Obstbaues schöne Erfolge erzielte. Bei der Abschiedsfeier ehrte ihn die Gemeinde durch ein Diplom. Er übersiedelte nach Wien. Die Leitung übernahm Oberlehrer Josef Krenn. 1909 ließ der Ortsschulrat ein elektrisches Läutewerk für beide Schulen einrichten. 1910 wurde endlich am 14. Mai eine Bürgerschule für Poysdorf bewilligt und im folgenden Jahr am 8. Juni eine solche für die Mädchen. Der erste Direktor der Knabenbürgerschule war Heinrich Fiala (1910 – 1926), der der Mädchenschule Konrad Eidam (1912 – 1916). Die Abschiedsfeier des Oberlehrers Josef Krenn fand 1912 im Turnsaale statt. Im gleichen Jahre ehrte der Gesangsverein den Chormeister und ehemaligen Lehrer Hanninger, der auf dem Gebiete der Musik und des Gesanges erfolgreich durch viele Jahre gewirkt hatte, mit einer Ehrengabe von 300 K in Gold. Der n.ö. Landesschulrat bewilligte der Knabenschule 1000 K für Lehrmittel.

1913 wurde der Kurzschriftunterricht eingeführt. Jedes Jahr hielten die Schulen einen Pflanzen- und Tierschutztag ab, der den Zweck hatte, die Kinder und die Menschen über die sinnlose Verwüstung und Zerstörung der Natur aufzuklären und sie mit den Gefahren einer solchen Handlungsweise bekannt zu machen. Des Kaisers Geburts- und Namenstag war immer ein freier Tag. Die Kinder wurden in die Kirche geführt und in der Schule gab es eine kleine Feier. Die Kinderzahl wies starke Schwankungen auf: 1896 – 532 (261 Knaben und 271 Mädchen), 1900 – 474 (219 Knaben und 255 Mädchen), 1904 – 513 (250 Knaben und 263 Mädchen).

Der Ortsschulrat wollte die fünfklassige Mädchenvolksschule in eine sechsklassige umwandeln, dagegen sprach sich der Bezirksschulrat aus. Für die Bekleidung der armen Kinder gewährte die Gemeinde 788 K + 20 K Spende + die Zinsen der dibiokschen Stiftung 24,36 K = 832,36 K.

In diesem Jahre waren ungeteilte Ferien. Der Schuldiener erhielt ein Dienstkleid und eine Kappe.

Von Georgi an begann der Unterricht um ½ 8 Uhr. Von diesem Jahre beschäftigte die Schulgartenfrage den Ortsschulrat durch mehr als 20 Jahre.

Der Voranschlag zeigte von Jahr zu Jahr eine Steigerung :

1897 – 1023,03fl, 1901 – 2192,06 K, 1907- 3331,06 K, 1912- 6405 K, und 1913 – 7006 K.

Vor Ausbruch des Krieges musste die Turnhalle hergerichtet werden, da der Hausschwamm den Fußboden zugrunde gerichtet hatte. Der Plan einer Gewerbeschule wurde zurückgestellt, weil die Behörde nur dann eine solche bewilligte, wenn in den letzten drei Jahren im Durchschnitt 30 Lehrlinge vorhanden sind. Das Land Niederösterreich bewilligte der Knabenschule 500 K für Lehrmittel. Die Witwe des Gemeindesekretärs Russo spendete den Schulen 800 K, damit von den Zinsen Kleider für arme Kinder angeschafft werden können. Der Lehrer Kopriwa verließ Poysdorf und blieb seither verschollen.

Der Krieg hat der Schule sehr geschadet. Die Väter rückten ein, die Mütter waren vielfach auf die Hilfe und Unterstützung der größeren Kinder angewiesen, die besonders in der schönen Zeit dem Unterrichte fernblieben. Von einer Anzeige oder Bestrafung sah man ab, sodass es durchschnittlich 30 – 35% Schulversäumnisse gab. Das sittliche Verhalten der Kinder verschlechterte sich, weil ja die Strenge des Vaters fehlte. Der Unterricht bekam mehr eine kriegerische Einstellung. Im Gesang, im Turnen, in der Geschichte und Erdkunde nahm das Sachgebiet „Krieg“ einen großen Spielraum ein. Die Siege, die Eroberungen der Festungen wurden gefeiert, die Heldentaten der Söhne unseres Heimatortes besprochen und erklärt, ihre Feldpostkarten und Briefe gelesen, man fühlte sich wie eine große Familie und teilte Freude und Schmerz. Der Zeichenunterricht wurde in der Stundenzahl gekürzt, der Turnunterricht entfiel in den Wintermonaten, da man mit der Kohle sparen musste. Die Kinder mussten von Haus zu Haus Liebesgaben, Altmetalle, Altgold, Wäsche, Kleider und dergleichen sammeln. Die Lehrer widmeten 1% von ihren Bezügen dem „Roten Kreuz“. An Altmetallen gingen an beiden Schulen 829 kg ein, an Altgold 71,2 K, an Wäsche und Kleider wurde ein ganzer Waggon voll abgeliefert, für die lungenkranken Krieger kamen 309,04 K, für den Witwen- und Waisenfond 67,73 K, für das „Rote Kreuz“ 253 K, für den Wehrschild 67,43 K, für die Kriegsanleihe 230 K – der Ortsschulrat ergänzte den Betrag auf 300 K -. Im Sommer pflückten die Kinder Nessel- und Erdbeerblätter, die getrocknet wurden und für Teezwecke in Verwendung kamen und Nesselstengel, die ein Ersatz für die fehlende Baumwolle waren; Traubenkerne, aus denen man Öl presste, und Bücher für die Verwundeten sammelten die Schüler. Um die Jugend zum Sparsinn zu erziehen, wurden alle Monate Spartage abgehalten, dann kam die Einrichtung der „Roten-Kreuzwoche“. 1915 führte man die Sommerzeit ein, d.h. die Uhren wurden um eine Stunde vorgerichtet, doch waren die Bauern dieser Neuerung abgeneigt und hielten sich nicht daran. Die Lehrer wurden zu verschiedenen Amtshandlungen herangezogen, sie verteilten die Brot-, Mehl-, Zucker-, Kaffee-, Fett-, Seife-, Kartoffel-, Kleider- und Schuhkarten, sie nahmen an der Getreideaufbringung teil, vermaßen die Anbauflächen, halfen bei den verschiedenen Berechnungen mit – es waren meist recht undankbare Arbeiten, die man ihnen aufbürdete, die aber durchgeführt werden mussten. Vier Lehrer standen im Felde; Viktor Schreibvogel starb am russischen Kriegsschauplatz am 22. August 1916; ihm zu Ehren wurde im Vorhause der Knabenschule am 28. Februar 1917 eine Gedenktafel enthüllt.

Im Winter 1917/18 machte sich der Kohlenmangel fühlbar, sodass die Schulen gesperrt wurden. Vom 21. Jänner 1917 führte man den Donnerstag als Wochenferialtag ein und vom 14. Mai den ungeteilten Vormittagsunterricht, damit die größeren Kinder Gelegenheit haben, zu Hause bei der Arbeit mitzuhelfen. 8 sogenannte Flüchtlingskinder besuchten unsere Schulen. Die Teuerung stieg von Monat zu Monat. In den unteren Klassen benützten die Schüler die Tafeln, an 14 Arme verteilte der Ortsschulrat Kriegsschuhe; sie hatten ein festes und derbes Leder und waren gut gearbeitet. Die Lehrpersonen erhielten Teuerungszulagen zu ihrem Gehalt. Am 8. Oktober 1917 starb der Lehrer Robert Sikora und am 30. Oktober Josef Haninger.

Als im Herbste 1918 die Grippe sehr stark auftrat, sperrte man die Schule durch 10 Tage. Einzelne Klassen waren zusammengezogen, vier hatten zeitweise Halbtagsunterricht, sodass in manchen Klassen das Lehrziel gar nicht erreicht werden konnte; die allgemeine Kriegsmüdigkeit, der Mangel an Lebensmittel, das Hamsterwesen und der Ausblick auf eine düstere Zukunft lähmten jede Tatkraft und Arbeitslust. Da kam der Zusammenbruch und man hoffte auf bessere Tage. 1919 wollte die Gemeinde in dem Schulgebäude noch die Ackerbauschule von Feldsberg unterbringen; dazu war noch der Kindergarten, die Gerberei des Petzl, der Schüttkasten und die Stallungen der Post gekommen. Als Versuchsfeld wollte man die Gemeindeflecke benützen. Weil die Gemeinde jährlich 20 000 – 30 000 K Auslagen gehabt hätte, ließ man den Plan fallen. Ein großer Bildungseifer ergriff alle Schichten des Volkes, man sprach von Arbeitsschule, führte den Handfertigkeitsunterricht ein, hielt Elternabende ab und stellte die Heimat und das Volk in den Mittelpunkt des Unterrichtes. Die Lehrerschaft arbeitete da unverdrossen mit und war bestrebt, die Neuerungen auch durchzuführen, obwohl die Bevölkerung dagegen war; es ereigneten sich unliebsame Zwischenfälle, sodass allmählich die Begeisterung für das Neue nachließ. Die Kinder fuhren am Schluss des Jahres in die Ferne, um die Heimat kennen zu lernen. Die Wachau, die Großstadt Wien, Maria Zell, der Semmering, die Rax, ja sogar Salzburg besuchten sie; es gab Schüleraufführungen, Ausstellungen und Gedenkfeiern, bei denen die Kinder einen Einblick in die großen Dichter und Denker unseres Volkes erhielten, die körperliche Erziehung wurde viel stärker als in der Vorkriegszeit berücksichtigt. Die Gemeinde legte einen großen Spielplatz in der Nähe des Bahnhofes an, der eifrig benützt wird und zwar nicht nur von den Schulen, sondern auch von Erwachsenen; beliebt ist der Fuß-, Hand- und Schlagball.

Vier Mitglieder des Lehrkörpers starben in der Nachkriegszeit, man kann ruhig sagen, dass es Opfer des Weltkrieges waren: am 12. Jänner 1920 die Handarbeitslehrerin Anna Piller, am 20. März 1922 der Direktor Franz Metz, ein vielseitiger und pflichteifriger Schulmann, der auf dem Gebiete des Feuerwehrwesens mit Erfolg tätig war, am 30. März 1924 der Direktor Rudolf Knisch, der nur zwei Jahre an der Schule wirkte, und am 16. Mai 1928 die Lehrerin Marie Kudernatsch.

Seit 1927 wurde die Bürgerschule in eine Hauptschule umgewandelt und der Unterricht in den Fremdsprachen eingeführt. Diejenigen Kinder, welche weiterstudieren, besuchen die Mittelschule in Laa oder in Wien. Mehr Kinder widmen sich jetzt einem geistigen Beruf gegen die früheren Jahre und die Zahl der Mädchen, die studieren, ist von Jahr zu Jahr größer.

Seit dem Jahre 1926 wurden die Schulgebäude gründlich hergerichtet, die Mädchenschule erhielt ein neues Dach, der Turnsaal einen neuen Fußboden, die Fensterrahmen wurden gestrichen, die Lehrmittel und die Bücherei vermehrt. 1924 betrugen die Ausgaben der Gemeinde für die Schulen 94 000 000 K, davon entfielen auf Poysdorf 83 472 000 K und auf Wilhelmsdorf 10 528 000 K, im folgenden Jahre waren es 13 500 S. Die Lehrerbücherei der Knabenschule umfasste 1931 – 136 Bände, die der Mädchenschule 732 und die gemeinsame 60 – dies ist eine Spende der Brüder Ferdinand und Josef Poitner, die vor Jahren die alte Froschmühle besaßen; die Schülerbücherei der Knabenschule hatte 301 und die Mädchenschule 458 Bände.

Seit 1922 fordert die Gemeinde von den auswärtigen Schülern und Schülerinnen Heizbeiträge.

Übersicht der Kinderzahl und des Voranschlages:

Jahr Knaben Mädchen Voranschlag

1926 233 202 12 800 S

1927 225 198 18 500 S

1928 239 201 17 030 S

1929 267 207 19 000 S

1930 243 226

1931 274 13 280 S

1932 13 880 S

Handschrift von Franz Thiel

Die Schulen des Weinlandes in der Barockzeit

Die Gegenreformation stellte das ganze Schul- und Erziehungswesen unter kirchliche Aufsicht, sodass man damals mit Recht von einem konfessionellen Unterrichtswesen sprechen konnte. Auf dem Lande war die Zahl der Analphabeten sehr groß, das allgemeine Bildungsniveau stand sehr niedrig und die Sittlichkeit ließ viel zu wünschen.

1693 klagte ein Bericht, dass die Bewohner Poysdorfs, wo auch ein Kapuzinerkloster sich befand, keine Sonntagsheiligung kannten, die Kirche selten besuchten und viele nur zweimal im Jahr das Gotteshaus betraten. Die Kirche, die diesem Treiben gegenüber machtlos war, verlangte von der weltlichen Obrigkeit Zwangsmaßnahmen und Strafen. Leider gaben die Geistlichen oft ein schlechtes Beispiel, da sie lieber der Jagd und dem Vergnügen nachgingen, sich mehr um die Feldwirtschaft und den Weinbau kümmerten. Die Obrigkeit nannte die Bewohner grobe Flegel, Knöpfe, Bärenhäuter und Egoisten, die mit dem Armen und Kleinhäusler kein Mitleid hatten und die Dienstboten nur ausbeuteten (die Wetzelsdorfer standen da in einem schlechten Ruf).

Der Begriff Toleranz war unbekannt; denn verirrte sich ein protestantischer Handwerker auf seiner Wanderschaft in unsere Heimat, so wurde er sofort hinausgejagt wie ein räudiges Schaf. Beamte und Arbeiter, die nicht zur Osterbeichte gingen, erhielten von der Herrschaft kein Deputat. Fremde, die auf der Straße oder in der Herberge starben, wurden nicht in geweihter Erde begraben, sondern auf einem Feld außerhalb der Gemeinde. Selbstmörder schleifte der Wasenmeister wie ein verendetes Vieh auf den Aasplatz. Selbst der Tote wurde noch gestraft. Die Religion war etwas Äußerliches und veredelte nicht den Menschen, da ihm der Unterricht und die Erziehung fehlten. Der Katechismus wurde vom Schulmeister den Kindern „eingepaukt“; der Geistliche gab sich mit so einer Arbeit nicht ab und erschien nur ab und zu in der Schulstube, um zu prüfen. Wöchentlich gab es 3 Religionsstunden. Der Schulmeister war als Hungerleider in den reichen Gemeinden keine Standesperson. Die Gemeinde brachte ihm oft wenig Achtung entgegen. Für die Schule gaben die Dörfer wenig Geld aus; wohl aber für eine Pferdeschwemme oder für eine Viehtränke auf der Weide und einen Bildstock neben der Straße.

Um 1700 verlangte man von einem Schulmeister musikalisches Wissen und Können sowie Erfahrung im Mesnerdienst; er musste eine schallende Bassstimme zum Vorsingen der Lieder bei den Wallfahrten besitzen; oft hatte er den Pfarrer in der Kirche beim Segen am Sonntagnachmittag und bei Prozessionen zu vertreten. In Wilfersdorf legte er vor dem Amtsantritt eine Probe seines musikalischen Könnens ab. Bei der Aufnahme sprachen der Amtmann, der Pfarrer und manchmal die Gemeinde ein wichtiges Wort. Oft hatte er ein Probejahr zu machen. Dem Pfarrer musste er „blind“ gehorchen“. Er war sein Vorgesetzter, dem er auch bei den Arbeiten auf dem Feld, im Weinkeller und in der Scheune half. Gab der Pfarrer eine Tafel, so war er Kellner und Speisenaufträger, leider oft die Zielscheibe dummer Witze. Versprach er bei seinem Dienstantritt, die junge Köchin des Pfarrers zu heiraten, so war seine Aufnahme auch gesichert. In der Herrschaftskanzlei hatte er, wenn es nötig war, auszuhelfen. Erhielt ein Kloster eine Schule, so bekam ein treuer Diener die Stelle, damit er sich auf diesem Posten ausruhen konnte. Verstand er sich noch auf eine sichere Wetterbestimmung, so sahen alle in ihm den geeigneten Mann; nur musste er oder sein Gehilfe bei einem aufsteigenden Gewitter rechtzeitig die Wetterglocke läuten. Dafür bekam er die Wettergarbe u. zw. von 1 Joch 2 Stück, die er sich mit dem Schubkarren heimführte. Unterließ er das Wetterläuten, so wurde er gestraft, beschimpft und oft misshandelt.

Manche Gemeinde forderte, dass er bei seinem Amtsantritt den Männern einen halben Eimer zahlte oder die Witwe des verstorbenen Schulmeisters heirate. Die Schreibgeschäfte der Gemeinde hatte er zu übernehmen. In seinem Auftreten sollte er immer bescheiden sein, nicht kritisieren und nörgeln, sich mit keinem Dorfbewohner verfeinden, jede Erniedrigung einstecken und eine Lammsgeduld zeigen. Am Martinitag bat die Dorfgemeinde um die Verlängerung seines Dienstes auf ein Jahr. Dabei hatte er manches Schimpfwort von einem Dorfpascha anzuhören, ebenso wenn er seine Naturalabgaben und das Schulgeld in den Häusern absammelte. Zu Weihnachten und am Dreikönigstag räucherte er die Wohnhäuser aus; am Neujahrstag sang er vor den Häusern mit einigen Kindern Lieder und wünschte jedem Bewohner ein „Gutes Neujahr“. Bei Hochzeiten stand er mit einem Teller vor der Kirchentür und bat um eine milde Gabe. Bei Tanzunterhaltungen spielte er im Dorfwirtshaus fleißig. Das war ein Nebenverdienst in Geld, Wein und Braten. Dem Dorfrichter „zergliederte“ er die behördlichen Anordnungen, da dieser die Sprache der Barockzeit nicht verstand.

In der Schule ließ man ihm freie Hand, da oft durch mehrere Jahre keine Inspektion kam; von einer Jugenderziehung konnte keine Rede sein und die Moral in den Dörfern stand sehr tief. Der Wilfersdorfer Amtmann klagte über die renitenten und boshaften Querulanten in Kettlasbrunn und Eibesthal, über die unredlichen Knöpfe der Mistelbacher, über die groben Erdberger, Poysdorfer und Wetzelsdorfer; an Kirtagen wurde gerauft, geschlagen und gestochen. („Ein Kirtag ohne einen Toten ist kein Kirtag”, hieß es noch um 1880 in Poysdorf); selbst die Blutschande war damals im Weinlande kein seltenes Verbrechen. Nicht viel besser war es in Wien, wo die Studenten (an der Hochschule wirkten nur Jesuiten) auf offener Straße rauften und einen Zweikampf austrugen.

Vornehme Damen brachten ihren Schoßhund mit in das Gotteshaus. Allgemein klagte man über die schlechten Sitten und über das Unwissen der Adeligen, die zur Selbsthilfe griffen und 1685 eine Akademie gründeten, in der die Zöglinge Reiten, Fechten, Tanzen, Rechtswissenschaft, Geschichte Rechnen, Französisch, Italienisch und Spanisch lernten; am Abend und am Morgen beteten sie und besuchten täglich den Gottesdienst. Die Lehrer waren zum großen Teil Ausländer, die eine geringe Entlohnung erhielten. Im Inland fand man keine geeigneten Lehrkräfte (!!). Die Zöglinge lernten auch verschiedene Spiele (Ball, Karten, Würfel usw.). Die Kost war schlecht, sodass der Besuch immer mehr nachließ. 1719 besuchte ein Zögling die Akademie.

Geistlichen, die als Wilderer erwischt wurden, sperrte die Behörde die Temporalien = die weltlichen Einkünfte. Allgemein klagte man, dass die Pfarrer die Seelsorge und die Schule vernachlässigten, selten predigten und Kinderlehren hielten und die es taten, sprachen so, dass es das Volk nicht begriff. Man liebte in den Predigten einen heiteren Ton, Witze und Märchen, weil sich der gemeine Mann auch in der Kirche unterhalten wollte. Der Gottesdienst mit seiner barockalen Pracht und der lärmenden Musik, die oft Tote hätte erwecken können, war mehr fürs Auge und fürs Ohr, nicht für Herz und Verstand. Das Volk hatte kein Interesse für Erziehung und Bildung; dies gebe keinen Nutzen, kein Geld und keine ewige Seligkeit.

Die Liechtensteinischen Herrschaften reichten den Schulmeistern für das Wetterläuten statt der Garben geputzte Körnerfrucht aus ihren Schüttkasten u. zw. bekamen der Hohenauer und Rabensburger je ein Metzen Weizen und drei Metzen Korn, der Ringelsdorfer und Bernhardsthaler zwei Metzen Weizen und vier Metzen Korn, der Palterndorfer, Neusiedler und Dobermannsdorfer je zwei Metzen Korn, der Hausbrunner und Alt-Lichtenwarther je ein Metzen Weizen und drei Metzen Korn; dem Wilfersdorfer gewährten sie jährlich 24 fl, je 7½ Metzen Korn und Weizen sowie 12 Eimer jungen Wein (1743).

Die schlesischen Kriege zeigten die Rückständigkeit Österreichs auf allen Gebieten und dies rächte sich furchtbar. Die Beförderung der Offiziere geschah nach der Konfession, da immer die Katholiken den Vorzug hatten, so dass Erbitterung gegen diese Protektion in Offizierskreisen herrschte. Vor der Schlacht bei Chotusitz 1742 erklärte Franz von Lothringen, dass alle Offiziere, denen ein Unrecht bei der Beförderung zugefügt wurde, vortreten sollten. Doch niemand wagte es aus Furcht vor Strafe.

Maria Theresia, die sofort das Bildungswesen reformierte, begann bei der Verwaltung und beim Militär. 1746 errichtete sie die Akademie, das Theresianum, zu dem die Güter des Generals Rudolf von Teufenbach (der Tiefenbacher in Schillers „Wallenstein“) in Zistersdorf, Eichhorn und Drösing gehörten, dann Kadettenschulen und die Militärakademie in Wr. Neustadt. Zu spät erkannte man den Wert einer allgemeinen Volksbildung für den Staat, für Verwaltung und Wirtschaft; da gab und gibt nicht das Glaubensbekenntnis (confessio) den Ausschlag, sondern die Vernunft (ratio). Der Jesuitenorden verlor langsam seine Stellung bei den Hochschulen, da er für die neue Zeit nicht taugte. Die Ratgeber und führenden Männer holte man aus dem Ausland.

Auf die Volksschule vergaß man zuerst und wartete noch Jahre, bis sich die Regierung zu einer Reform entschloss. Die Schulmeister, die durch den Krieg in Not gerieten, betrieben nebstbei ein Handwerk oder waren Weinsensale, der Gehilfe paukte an der Buchstabiertafel (ein wichtiges Lehrmittel in den Schulen) den Kindern das Lesen ein; zu diesem Amt nahm man gern junge Burschen aus den Sudetenländern, die eine bessere Schulbildung genossen hatten und die genügsam waren. Die Kinderlehren und -predigten waren ein wunder Punkt, weil die Geistlichen davon nichts wissen wollten; darum erinnerte der Passauer Bischof am 3. November 1763 alle Pfarrer an diese Pflicht, denn den Leuten fehlten oft die einfachen Grundbegriffe der Religion. Es wurde das Hauptgewicht auf den Kirchenbesuch gelegt, der in der Weise belohnt wurde, dass die Fleißigen Heiligenbilder bekamen.

In Auspitz (Südmähren) errichteten die Bürger 1756 aus freien Stücken eine Mittelschule, damit ihre Kinder etwas mehr lernen sollten als in der Trivialschule. Das ist wohl ein seltenes Beispiel, das wir im Weinlande vergebens suchen.

In Hausbrunn hatte der Schulmeister einen Nebenverdienst in den schriftlichen Arbeiten, die er für die Bewohner machte; für ein Testament forderte er 40 kr. In Hohenau gab ihm jedes Haus jährlich einen Laib Hausbrot. Großkrut besaß 1754 eine Freischule, in der alle Kinder der Gemeinde unterrichtet wurden (eine Stiftung des Dechant Wahrendorf, +1672). Der Leiter hieß Schulrektor und bezog 450 fl im Jahr, war vom Wetterläuten, vom Mesnerdienst und von dem Amte eines Gemeindeschreibers befreit; nur musste er zwei Sängerknaben erhalten und sie mit Kost, Wäsche und Licht versehen. Die beiden Gehilfen bekamen 36 fl und 28 fl fürs Jahr.

Als sich ein freier Geist unter den Schulmeistern bemerkbar machte, der auch gegen die Jesuiten gerichtet war, ordnete die Regierung an, dass sie diesem Orden in allen Befehlen und Anordnungen zu folgen hatten; auch waren sie verpflichtet, an den geistlichen Versammlungen teilzunehmen, sonst wurden sie entlassen.

Für das Ausläuten eines Verstorbenen und für die Totenmesse bekam der Reinthaler Schulmeister 13 kr und für das Schreiben einer Schätzung 7 kr (1 Henne kostete 6 kr, 1 Pfund Speck 9 kr und ein Eimer Wein 2 fl 48 kr).

Dem Armen und Unbemittelten, dessen Eltern kein Schulgeld zahlen konnten, war jede Aufstiegsmöglichkeit genommen und er musste Arbeiter oder Taglöhner bleiben; daher hatten die Bauern wenig Interesse für die Schule, die ihnen nur die billigen Arbeitskräfte genommen hätte. Um diesen Armen zu helfen, stiftete der Drösinger Pfarrer Pramböck, dem die Not dieser Kinder besonders zu Herzen ging, 1704 für die Schule 500 fl, damit auch die armen Kinder sie besuchten.

In Poysdorf, wo von 130 Kindern nur 100 schreiben und lesen lernten, widmete die Witwe Maria Scheck 3000 fl, dass alle Kinder im Rechnen unterrichtet wurden. In diesem Gegenstand genossen früher nur wenig Schulbesucher Unterricht. Das Schulgeld von 48 kr im Jahr zahlten hier viele Hauer zur Lesezeit mit Most.

Die Barockzeit, die wohl herrliche Prachtbauten in unserem Lande hinterließ und manche Gegend zu einer Sakrallandschaft machte, war auch die Zeit der reinen konfessionellen Schule. Überall sprach die Kirche ein entscheidendes Wort mit und duldete keine andere Meinung als ihr Dogma. Sie baute aber mit diesem harten Zwang auf Sand, so dass viele einsichtsvolle Männer dieses äußerliche und weltfremde Christentum ablehnten und in der Aufklärung die Zukunft des Staates und den Aufstieg des Volkes erblickten.

Quellen:

„Vaterländische Blätter“ 1814.

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

„Blätter des Vereines für Landeskunde“ 1888.

Dr. A. Mayer „Die ständische Akademie in Wien“.

Veröffentlicht in: „Niederösterreichisches Lehrerblatt“, 1955, Sep. S. 10, Okt. S. 6, Nov. S. 6, Dez. S. 6

Die Schulverhältnisse im Bezirk Mistelbach (1884)

Das Reichsvolksschulgesetz 1869 fand in den bäuerlichen Kreisen keine günstige Aufnahme, weil die notwendigen Schulbauten Geld kosteten, das nicht vorhanden war, und die 6-jährige Schulpflicht, die Arbeitskräfte der Kinder vielen entzog, die sie so notwendig brauchten. Die Kirche bekämpfte dieses liberale Gesetz, das die Schule und die Jugenderziehung dem Staat unterstellte, während sie vorher dieses Recht ausgeübt hatte. Die ersten Jahre des neuen Gesetzes brachten keine wesentlichen Änderungen; ja man sprach offen in den Dörfern, dass die 6-jährige Schulpflicht wieder eingeführt werde, die Gemeinden sollten sich mit dem Neubau von Schulen nicht beeilen. Waren sie für die Großväter und Väter gut genug, sollten sie auch den Kindern genügen. Schulpaläste passten nicht für eine Landgemeinde und erregten nur Unzufriedenheit unter den Bewohnern. Als Poysdorf 1876 ein neues Schulgebäude baute, gab es erbitterte Kämpfe im Gasthaus, auf der Straße und in den Kellern. Die Behörde nahm aber einen festen Standpunkt ein und drängte immer wieder darauf, dass die Gemeinden dem Gesetz sich fügen mussten; einzelne Orte leisteten einen zähen Widerstand und schoben den Neubau immer wieder auf; zu diesen gehörten Loidesthal, Ernstbrunn, Hörersdorf und Laa a. d. Thaya. Es fehlten die richtigen Pläne sowie die Erfahrung, so dass manche Gemeinde einen Bau ausführen ließ, der zahlreiche Mängel aufwies (Poysdorf).

Die Sanitätsverhältnisse waren im ganzen Weinviertel sehr traurig; in diesem Punkte geschah fast nichts. Der Satz: ,,Wo der Bauer nicht muss, rührt er weder Hand noch Fuß“, galt leider als Richtschnur für alle Handlungen; für eine Rossschwemme geschah sofort etwas, für die Schule aber nichts. Mit Recht betonte das Amtsblatt: „Der Wertmesser der Dorfkultur ist die Schule und eine gute Schule ist ein Segen für die Gemeinde, da nur ein gesunder Geist in einem gesunden Körper steckt; manches Kind holte sich in einer Schule die Krankheit, an der es viele Jahre zu leiden hatte, oder gar den Todeskeim.“

Die Schulen des Bezirkes waren überfüllt; die kleinen niedrigen Schulzimmer hatten feuchte Wände, morsche Fußböden, sanitätswidrige Bänke, keine Lüftung, kleine Fenster und die Reinlichkeit ließ viel zu wünschen übrig. In Schrattenberg waren die Kinder in dem engen Raum so zusammengepfercht, dass viele in der Stickluft erbrechen mussten. 1884 schritt die Gemeinde zu einem Neubau mit fünf Klassen. Der Feldsberger Bezirk hatte die meisten neuen Schulen im Vergleich zum Laaer, Zistersdorfer oder Mistelbacher; denn hier schaute der Fürst Liechtenstein auf einen gesunden, zeitgemäßen Fortschritt, was man von den anderen Schulpatronen und Herrschaften nicht sagen konnte.

Der Neubau in Reinthal war zu feucht. In Drasenhofen konnte man an den Wänden, die mit einem schwarzen Schimmelrasen bedeckt waren, botanisieren. Falkenstein war das Muster einer rückschrittlichen Schulgemeinde; in dem feuchten und finsteren Raum saßen nur wenig Kinder, weil hier die Eltern schon die zehnjährigen zur Arbeit anhielten. Im Jahre 1878 starben aus einer Klasse 33 Kinder an Diphtheritis; viele genossen übrigens keinen Schulunterricht. Die Bewohner zeigten gegen die Ärzte eine tiefe Abneigung, so dass diese rasch den Ort verließen, um nicht hier zu verhungern. In Poysbrunn war es nicht viel besser. Der Luftraum von 94 m³,der ein finsteres Loch war, genügte für 76 Kinder; dazu kamen die schlechten Bänke. Ottenthal verfügte über ein neues schönes Gebäude, das leider zu klein war. In Herrnbaumgarten sah die Kommission einen Neubau, der schon sehr notwendig war, weil die alte Schule sehr schlecht und untauglich war. Der schöne Neubau in Poysdorf wies einige Fehler auf: Schlechte Ventilation, sanitätswidrige Senkgrube, Turnsaal und Schuldienerwohnung im Keller. In Walterskirchen genügte das Schulhaus nicht mehr und der Brunnen gab ungenießbares Wasser. Das Schulhaus in Katzelsdorf fanden die Herren „altartig", aber trocken, das Wetzelsdorfer war gut. Weil Hadersdorf den Neubau nicht unterkellerte, zeigte sich an den Wänden die Feuchtigkeit. Hausbrunn (eine reiche Gemeinde) verweigerte durch Jahre den dringenden Bau, obwohl die alte Schule die große Kinderschar nicht fassen konnte. Die in Großkrut stand auf einem sumpfigen Platz und war ganz verwahrlost. Zistersdorf konnte stolz sein auf das schöne Gebäude. Die Obersulzer Schule war klein und baufällig, die Gaißlberger aber feucht, ebenso die in Maustrenk (noch dazu überfüllt und sanitätswidrig). Die Prinzendorfer gefiel allgemein wegen der guten Lage. Neubauten besaßen Neusiedl, Hauskirchen, Palterndorf und Dürnkrut (ohne Sanitätskontrolle erbaut); einen neuartigen Bau fanden die Herren in Ebersdorf. Mit Dobermannsdorf verhandelte die Behörde wegen einer neuen Schule. Die in Nieder-Absdorf war feucht, sanitätswidrig, drohte einzustürzen und musste für 167 Kinder genügen. Weil in Hohenau viele Kinder die Schule nicht besuchten, so genügte das kleine Zimmer. Die Ringelsdorfer fand die Kommission überfüllt und sanitätswidrig. Die Stadt Laa a. d. Thaya besaß ein finsteres Winkelwerk mit kleinen Fenstern, schlechten Bänken und einem geringen Luftraum. Der Neubau in Hanfthal wies einige Fehler auf. In Zwingendorf wurde gerade gebaut. Wulzeshofen stellte die Schule in eine staubige Umgebung. In den finsteren, feuchten und sanitätswidrigen Klassenzimmern von Groß-Harras mussten die Kinder kurzsichtig werden. In Tatzmannsdorf lobten die Herren das Gebäude; nur tadelten sie, dass die erste Klasse im Turnsaal untergebracht wurde. Ober-Schoderlee und Hagenberg waren überfüllt. Allgemein gefiel die schöne und gute Lage des Neubaues in Unter-Stinkenbrunn. In Fallbach saßen 135 Kinder in einem finsteren Raum. Loosdorf zählte wenig Kinder. Pyhra weigerte sich hartnäckig, eine neue Schule zu errichten, obwohl die alte baufällig und feucht war (dazu die Lehrerwohnung trostlos). Die Gnadendorfer war adaptierungsfähig. Die Eichenbrunner entsprach allen Anforderungen - die einzige im Bezirk. In Staatz mussten zwei Klassen für 310 Kinder genügen; die Gemeinde tat nichts, ebenso der Schulpatron. Die in Ameis hatte eine gute Lage, doch war sie uralt (schlechter Fußboden, alte Bänke, feuchte Wände, offener Brunnen). In Alt-Ruppersdorf zählten die Herren 90 Kinder in einem Raum. Wildendürnbach baute gerade und Neu-Ruppersdorf besaß eine „neuartige“. In den Gemeinden des Gerichtsbezirkes Mistelbach vermisste die Kommission jede Schulfreundlichkeit und jede Vorsorge für die Kinder Ebendorf und Schletz ausgenommen; beklagenswerte Zustände fand sie in Niederleis, Michelstetten, Hörersdorf, Bullendorf, Kettlasbrunn, Eibesthal und Pellendorf, wo man jede Hoffnung auf eine bessere Zukunft verlieren musste. In den überfüllten Schulen herrschte eine verpestete Stickluft. Mistelbach stellte die Schule in ein Sumpfgebiet, sodass ein Rost notwendig war; Fehler bei den Aborten, bei der Senkgrube, Turnsaal im Keller und 500 Kinder. Eine Musterschule sah man in Ebendorf; die Lanzendorfer genügte den Anforderungen. Die Hüttendorfer stellten sie auf einen Sumpfboden und die Ladendorfer wählten eine unpassende Stelle (hier alte Bänke in einer Klasse). In Neubau hatte die Gemeinde ohne Kontrolle gebaut; doch war durch vier Jahre keine Senkgrube geräumt worden. Die Grafensulzer entsprach bis auf den Brunnen mit dem schmutzigen Wasser, das noch durch die Senkgrube verunreinigt wurde. Eine schlechte Schule hatte Herrnleis. In Ernstbrunn, wo die Klassen überfüllt waren, nahm die Gemeinde einen alten Kerkerraum als Lehrzimmer. In einer Klasse gab es Frösche, der Fußboden war verfault. In Niederleis kam auf 100 Kinder ein Raum von 147 m3 - sanitätswidriges Gebäude, verfaulter Fußboden, die Spindelstiege mit Spitzstufen lebensgefährlich für die Jugend. Die Schletzer genügte den Vorschriften (1883 gebaut). Trostlos war es in Michelstetten: kleines Haus, für 97 Kinder ein Zimmer, die Decke herabgefallen, Fußboden verfault, die Jauche rann bei der Schule heraus, ungenießbares Brunnenwasser. In Hörersdorf zeigte sich ein ähnliches Bild: vernachlässigtes Haus, ein feuchtes Lehrzimmer für 108 Kinder und die Gemeinde tat nichts trotz vieler Aufforderungen der Behörde. Der Neubau in Frättingsdorf aus dem Jahre 1873 wies viele Fehler auf, weil die Gemeinden sparten und jenem Meister die Arbeit übergaben, „der sie am billigsten machte“. Die Schulen in Wilfersdorf und Siebenhirten genügten. Die in Bullendorf, welche 112 Kinder besuchten, hatte einen verfaulten Fußboden wie die beiden folgenden; in Kettlasbrunn (137 Kinder) saßen sieben Kinder in einer Bank; die in Eibesthal (165 Kinder) besaß kleine Fenster; hier ging die Kinderzahl zurück. In Erdberg fanden die Herren ein ungesundes Schulzimmer mit einem verfaulten Fußboden (große Kindersterblichkeit). In Gaweinsthal, wo die Senkgrube noch nie geräumt war, tadelten sie die ungünstige Lage. Die Höbersbrunner stand neben dem Friedhof, war wohl ausgebessert worden, hatte aber einen schlechten Ofen. In Pellendorf waren von 111 Kindern nur 56 anwesend; in den 2 m langen Bänken kauerten je sechs Kinder, die auch das Zimmer auskehren mussten. Die Aborte lagen über einer Düngerstätte, auf die Kinder regnete und schneite es. Das Holz der Aborte war so morsch, dass man fürchten musste, dass die Kleinen in die Senkgrube stürzen. Der Ortsschulrat war aber sehr kinderfreundlich.

Quellen:

Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1884.

Veröffentlicht in: „ Niederösterreichisches Lehrerblatt“, 1959, Mai S. 4, Juni S. 7 + 8

Die Schweden in Poysdorf

Als Gustav Adolf mit seinem Heer in den Dreißigjährigen Krieg eingriff, meinten unsere Leute mit Geringschätzung, daß dieser Schneekönig im Donautal zergehen werde und viele wollten diesen Feind mit nassen Fetzen hinausjagen. Doch zeigte es sich sehr bald, daß der neue Gegner ein tüchtiges und schlagfertiges Heer hatte, von dem es hieß: „Gegen Schwedenmacht ist kein Schild erdacht.“

Schon 1639 fürchtete man einen Schwedeneinfall von Böhmen her und traf die notwendigen Vorbereitungen in Poysdorf. Die Schanze wurde hergerichtet und hinter der Kirche eine neue gebaut sowie die Rundellen für Kanonen instandgesetzt. Die Leute übten sich im Gebrauch der Feuerwaffen draußen in der Schießstätte, die 1626 neu aufgebaut worden war. 1642 standen die Schweden vor Olmütz. Die Lage war in Poysdorf recht kritisch, sodaß die Leute rasch die Wein- und Getreidevorräte verkauften oder versteckten. Werbeoffiziere erschienen in Begleitung von Wilfersdorfer Beamten, um Soldaten anzuwerben. Truppen zogen durch und lagen oft mehrere Tage hier im Quartier; diese Kaiserlichen waren sehr gefürchtet, da sie zum Beispiel in Loidesthal die Bauern mit dem Nasen- und Ohrenabschneiden bedrohten.

Die Obersulzer wollten gar wegen der Einquartierungen auswandern. Die Bauern fürchteten, als Spione und Kundschafter mitgenommen zu werden.

Gefährlich war es aber 1643, als die Schweden bis Auspitz vordrangen. Im August besuchte Kaiser Ferdinand III. seine Truppen in Südmähren und wäre fast den Schweden in die Hände gefallen. Dieser Kaiser, der immer leere Kassen hatte, lieh sich in Poysdorf 1000 Gulden aus, die er nie zurückzahlte. 1644 war bei uns viel Militär, da man einen Angriff der Schweden befürchtete. Sie raubten und plünderten, stahlen die Pferde, erbrachen die Weinkeller und betranken sich; dann gab es blutige Raufereien mit den Bewohnern, sodaß die Gemeinde eine „Rumorwache“ aufstellte. Marschierten diese Truppen weg, so wechselten sie ihre schlechten Pferde mit den guten der Quartiergeber aus; da mußten die Ratsherren einschreiten. Die Offiziere, rohe und wilde Gesellen, schimpften und fluchten, schneuzten sich in die Tischtücher, warfen beim Essen die Knochen im Zimmer umher und betranken sich derart, daß sie nicht stehen konnten (nach Feil). Die Marktbewohner klagten über die Unehrlichkeit der Ratsherren, die nur auf ihren Sack schauten. Der Fürst Gundacker von Liechtenstein ordnete an, daß in der Kirche „Trücherln“ aufgestellt werden für die Ortsarmen.

Die Nachricht von dem Sieg der Schweden bei Jankau am 6. März 1645 rief Furcht und Schrecken hervor. Schon vier Tage später gab der Feind der Feldsberger Herrschaft den Befehl, Quartiere für den obersten Rochau mit seinem Regiment herzurichten. Am 15. März standen die Schweden in Retz und am 18. hörten die Poysdorfer den Kanonendonner. Die Hauptmacht schlug den Weg über Krems, Korneuburg und Stammersdorf ein.

Bei uns setzte eine Flucht der Wohlhabenden ein, die sich mit vollbeladenen Wagen nach Wien retteten. In Poysdorf erschienen soviel Flüchtlinge, daß sie gar nicht untergebracht werden konnten; so kamen von Ketzelsdorf alle Bewohner in den Markt. Schließlich mußten Posten bei den Toren aufgestellt werden, die alle Fremden abwiesen. Die Leute vergruben und versteckten das Geld und die Wertsachen, vermauerten die Keller, gaben das Getreide in metertiefe ausgebrannte Erdgruben, manche schleppten ihre Sachen in die Pfarrkirche, auch der Marktrichter brachte die Urkunden und wichtigen Schriften dorthin. Niemand traute sich in die Weingärten und auf die Felder. Schauermärchen gingen wie ein Lauffeuer von Haus zu Haus und vergrößerten die Angst. Die Herrschaft Wilfersdorf klagte über die „renitenten“ Bauern, die keinen Robot leisteten, keine „Befehle befolgten“ und den „spargierten Zeitungen“ (Gerede) allzuviel Glauben und Vertrauen schenkten; denn allgemein sah man in den Schweden Menschenfresser, die alles vernichteten, zerstörten und verbrannten.

Am 29. März war die Verbindung mit Wien unterbrochen, weil der Feind schon über die Brünnerstraße vorgestoßen war und Torstensohn sein Hauptquartier in Stammersdorf, dann in Hohenruppersdorf und am 14. April in Mistelbach hatte. Zwei Tage später war der Gegner in Wilfersdorf und am Palmsamstag in Poysdorf; es war nur die Vorhut, die nach kurzer Rast gegen Falkenstein und Nikolsburg weiter zog; ihr folgte die Gruppe des Generals Mortaigne, die besten Soldaten Torstensohns, der sie überall dort einsetzte, wo es besonders gefährlich war. Nun hielten sie ihren Einzug in Poysdorf: Fußvolk, Reiter, Artillerie, Fuhrwerk, Händler, Weiber und Kinder; wirkliche Schweden gab es nur wenige; alle Völker Mitteleuropas leisteten dem Torstensohn Kriegsdienste, da er bei seinen Soldaten nie nach Herkunft, Abstammung und Religion fragte.

Der Generalproviantmeister Johann Lopiz erschien im Rathaus, wo ihn der Marktrat mit einem guten Tropfen bewirtete; er bat ihn um Schutz und Schirm. Lopiz war „ein alter Geizkragen“, der überall auf seine Tasche schaute. Damit die Kirche nicht ausgeplündert werde, übergab ihm der Marktrat 900 Gulden. Dafür stellte Lopiz einen Schutzbrief = salva guardia aus. Für den Markt und seine Bewohner erlegte der Rat 3500 Reichstaler in allerhand Münzen (= der Wert von 3500 Eimer Wein). Damit war er zufrieden und versicherte „mit Handschlag und Mundversprechung“, daß er den Markt schützen werde, solange er hier im Quartier bleibe; er ordnete auch eine „lebendige salva guardia“ an, die auf Ruhe und Ordnung schaute; die Leute sollten in ihren Häusern bleiben, könnten auch ihrer Arbeit nachgehen, niemandem würde ein Leid zugefügt.

In der Kirche wurden die Bänke ausgeräumt, die Bewohner trugen Heu und Stroh herbei und die Schweden richteten sich häuslich ein; rückwärts bei den Säulen standen die Pferde – diesen Teil nennt man noch heute „Reitschule“. Der Feind erkannte sofort die günstige Lage der Kirche, sodaß er sie zu einem Stützpunkt für seine Zwecke umbaute. Die Kosten zahlte die Gemeinde, auch die Maurer. Die Friedhofmauer besserten sie aus, auf der Westseite der Kirche erweiterten sie den Graben und rissen mehrere Häuser nieder. In der Nacht beunruhigte die Leute der rote Himmel, der von den Feuerbränden in den Dörfern herrührte. Von Falkenstein, Nikolsburg und Rabensburg hörte man den Kanonendonner. Die Bauern lieferten den Schweden Wein, Korn, Hafer, Lebensmittel, Wagen, Pferde und Schlachtvieh. Die Befehle und Anordnungen holten die Offiziere von Mistelbach; sie benutzten einen Feldweg, der noch heute „Schwedensteig“ heißt.

Am 27. April feierte Torstensohn in Hohenau den Dankgottesdienst für den Sieg bei Jankau; daran schloß sich eine große Parade, die den ungarischen Offizieren die Stärke der schwedischen Armee zeigen sollte; es war ein farbenprächtiges Bild, als Regiment um Regiment in straffer Disziplin vor dem Heerführer aufmarschierte. Die Dörfer der Umgebung boten dagegen einen traurigen Anblick; denn Hohenau war teilweise zerstört, ebenso Ringelsdorf, Absdorf und die anderen Orte. Um Rabensburg, das sich tapfer wehrte, wurde noch gekämpft. Von Poysdorf dürfte eine Abordnung des Marktrates in Hohenau um eine salva guardia gewesen sein. Torstensohn stellte eine solch aus, die ich noch 1936 unter den Schwedenbriefen entdeckte. 1945 wurde sie vernichtet. Dieser Schutzbrief erregte in den umliegenden Gemeinden großen Unwillen, die den Poysdorfern Egoismus vorwarfen; denn sie „separierten“ sich, um ihr Hab und Gut zu sichern, während die Dörfer dem Feinde schutzlos ausgeliefert waren.

Torstensohn, der von Hohenau nach Brünn gezogen war, belagerte diese Stadt vergeblich, da die Bürger jeden Angriff abschlugen; unter den Verteidigern befanden sich aus unserer Heimat Josef Peyer, ein Gürtler von Prottes, Christoph Paul Faber von Hagenberg und Johann Martin Faber, Organist von Loosdorf (nach Dr. B. Bretholz, „Urkundliche und handschriftliche Mitteilungen aus dem Brünner Stadtarchiv“ 1897). Damals entstand folgender Spruch: „Brieg und Brünn machen die Schweden dünn!“ (Brieg liegt in Schlesien und konnte von den Schweden nicht erobert werden.) Während des Kampfes um Brünn war unsere Heimat schwedisches Kriegsgebiet. In Falkenstein befand sich ein höheres Kommando, bei dem sich die Herrschaftsbeamten ihre Weisungen holten; denn die Kampftruppen benötigten bei Brünn Lebensmittel; so führten die Poysdorfer am 27. Mai 16 Metzen Korn nach Falkenstein; im Juni kauften die Feldsberger für die Feinde 90 Eimer Poysdorfer Wein à 2 fl 30 kr und 50 Eimer „Alten“ für Torstensohn. Die Burg Falkenstein mußte ausgebessert werden, da sie im Kampfe beschädigt worden war; der Gegner baute auch die große Bastei an der Nordseite.

In Poysdorf gab es Zank und Streit, da sich die Leute oft gegenseitig bestahlen. Die Wilfersdorfer klagten, daß von ihren versteckten Sachen in der Kirche viel fehle. Die Weine der Herrschaft Poysbrunn und des Herrn von Mangen (Besitzer der Froschmühle) tranken die Schweden gleich aus und die Poysdorfer halfen „redlich“ dabei mit. Am 18. Juli verriet ein anonymer Briefschreiber dem Kommandanten eines schwedischen Streifkorps, daß sich in Poysdorf bei einem Schneider ein Geistlicher aufhalte, der 2000 Gulden besaß; er sei nicht wert, ein Geistlicher genannt zu werden und der Feind möge ihm wenigstens 600 Gulden abnehmen, die er in den Hosen eingenäht habe. Der Schreiber hieß Sebastian Steger (Dr. Th. Wiedermann, „Geschichte der Reformation und Gegenreformation“).

In den Sommermonaten wütete in Poysdorf die Pest, welche die Ungarn eingeschleppt hatten; täglich starben im Markt 40 bis 50 Personen, sodaß die Gemeinde die Hälfte der Bewohner verlor. Die ungarischen Truppen waren weit mehr gefürchtet als die Schweden, da sie es ärger trieben und die Bauern einfach niederschlugen, wenn sie mit ihnen in Streit gerieten. Im August sollte ein kaiserlicher Generalauditor mit den Schweden in Poysdorf eine Zusammenkunft haben, aber der Markt schüttelte die Last ab, denn die Kaiserlichen hatten einen sehr schlechten Ruf und man wußte von den Einquartierungen der vergangenen Jahre, wie sie es getrieben hatten.

Da die Schweden Brünn nicht erobern konnten, zogen die ersten schon am 16. August ab; am 18. folgten die Ungarn und am 23. August verließen die letzten Schweden Brünn. Dieser Mißerfolg kränkte den ehrgeizigen Torstensohn sehr schwer. Die Orte, durch welche die Schweden zogen, mußten diese Niederlage büßen; über Mistelbach zogen sie gegen Stockerau. In Rabensburg, Falkenstein und Staatz blieben größere Abteilungen zurück, Poysdorf war frei. Das Jahr 1645 war auch in wirtschaftlicher Hinsicht ein schlechtes, weil die Ernte und die Lese nicht ausgaben; viele Felder waren nicht bebaut worden, es fehlten die Pferde und die Arbeitskräfte, sodaß eine recht gedrückte Stimmung im Markte herrschte. Zu Beginn des Jahres 1646 verweigerten die Poysdorfer jede Kontribution an die Schweden. Da erschien unerwartet am 14. März ein Streifkorps, das den Markt zur Strafe plünderte. Die Herrschaft Wilfersdorf bemühte sich, die Wirtschaft in den Gemeinden wieder ins Gleichgewicht zu bringen und die öden Bauernhäuser zu bestiften. Am 12. April versprach der Fürst Gundacker von Liechtenstein, der noch in Marburg – Rud Steiermark weilte, allen Untertanen, die sich im Wilfersdorfer Herrschaftsgebiet niederlassen wollten, Unterstützung an Lebensmitteln, Holz, Wein und Baustoffen sowie eine Steuererleichterung.

Mitte April begann der Angriff der Kaiserlichen unter de Souchez, der Brünn verteidigt hatte, von Nikolsburg her. Rabensburg, Falkenstein und Staatz wurden erobert; die Schweden von Falkenstein gerieten in Gefangenschaft und wurden am 6. September nach Seelowitz bei Brünn geführt, wo sie alle Fenster, Öfen und Türen einschlugen; von hier kamen sie nach Glogau (nach Feil „Die Schweden in Österreich“).

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv in Wien.

Veröffentlicht in: „Heimatkundlicher Familienkalender“, 1951, S. 102 - 106

Die Schweden in Wilfersdorf

Anfangs März gab die fürstliche Herrschaft in Wilfersdorf den einzelnen Gemeinden den Auftrag, um die Ortschaften Gräben aufzuwerfen, wohlverwahrte Schranken zu errichten, von den kleinen Dörfern die wertvollen Sachen in die nahen Märkte zu bringen und Gemeindewachen gegen das Raubgesindel aufzustellen, das in schamloser Frechheit Überfälle auf die Untertanen durchführte; doch sollten sich die Wachposten immer ablösen. Unglaubliche Gerüchte und Erzählungen versetzten die Bewohner in Furcht und Schrecken, manche waren von einer heillosen Angst befallen und glaubten, jeden Tag müsse der Feind erscheinen.

Dem Schloss Wilfersdorf, das 60 Musketen, Doppelhaken, einige Stuck sowie Pulver, Blei und Lunte besaß, fehlten die guten Verteidiger, weil die paar Musketiere nicht hinreichten, einen feindlichen Angriff abzuwehren; sie genügten wohl gegen die abgedankten Völker des Kaisers, die sich als Feinde ausgaben, um auf diese Art besser rauben und plündern zu können; unter solchen Banden litten die Nachbargemeinden Bullendorf und Kettlasbrunn sehr schwer.

Da die Untertanen keine Pferde hatten – in Mistelbach zählte man nur 2 Stück -, ging der Anbau der Felder nur langsam vorwärts; viele Bauern besaßen nicht den notwendigen Samen, sodass die Herrschaft diese unterstützen musste.

Auf offenen Straßen wurden den Fuhrleuten die Pferde weggenommen, die Zufuhr von Fischen nach Wien stellte aus diesem Grunde der Pfleger ein; doch gelang es ihm noch, 600 Eimer Wein mit Bestellzettel nach Wien zu liefern, wo die Fuhrleute vor dem Stadttore nicht lange warten brauchten und glücklich wieder heimkehrten.

Am 17. März war es auffallend ruhig im Markte und in den umliegenden Dörfern; auf dem Leeberg und bei Hobersdorf stand eine Wache, die Häuser an dem Wall gedachte man niederzureißen, damit der Feind keinen Stützpunkt hätte; jeder Hausbesitzer stellte auf dem Dachboden einige Boding voll Wasser auf. Da kam plötzlich die Kunde, dass der Feind in Znaym sei und mit einigen Scharen die Thaya bei Schattau überschritten hätte. Nun dachte der Pfleger daran, die Rinder und Schafe aus dem Meierhof in Sicherheit zu bringen. Doch schon am 18. März hörten die Bauern den Kanonendonner; da erkannte der Pfleger, dass es zu spät war, die Tiere nach Wien zu treiben, man müsse sie in den Auen der March „salvieren“. Die Bauern verloren den Mut und verzagten, mit Not beendeten sie den Anbau der Feldfrüchte; für die Mistelbacher Herrschaftsbreite ließ der Pfleger den Samen hinaus führen. Da aber keine Roboter erschienen, musste er wieder unverrichteter Dinge heimkehren; denn überall fehlten die Pferde. Noch einmal schickte er Hafer, Wein und einige Schöpse unter Bedeckung nach Wien. Machtlos stand er aber den Schauermärchen und Berichten gegenüber, die von Ort zu Ort gingen und überall Furcht und Angst verbreiteten, so dass sich niemand zu einer Gegenwehr aufraffen wollte. Die Kettlasbrunner verweigerten jede Robot, verlangten dafür von der Herrschaft Schutz und Schirm und lehnten jede Verteidigung des Schlossgebäudes ab. Nur den Wachdienst versahen die Bauern Tag und Nacht, da man ja stündlich den Feind erwartete; mit Strenge gegen die unfolgsamen Untertanen vorzugehen, hielt der Pfleger in diesem Augenblick nicht für angezeigt. Die Bullendorfer, die wohl Mut und Tapferkeit zeigten, erschienen im Wilfersdorfer Schloss mit Gabeln und Kolben, nur drei trugen ein „Geschoß“. Die Wilfersdorfer zeigten gar keine Lust, ihr Leben bei der Abwehr zu wagen; sie wehrten sich sogar gegen das Abbrechen der Häuser nächst dem Wall; einige Fuhren nach Wien zu machen, dazu waren sie bereit, weil sie keine Verdienstmöglichkeit besaßen und das Geld im Haushalte fehlte.

Der Pfleger, der sicher ein tüchtiger Wirtschaftsmann war, traute sich nicht, allein die Verteidigung Wilfersdorfs zu übernehmen; deshalb verlangte er einen tüchtigen Offizier von Wien, der das Kommando zu übernehmen hätte. Wein nach Wien zu schicken, wagte er nicht, obwohl er dringend Fassreifen benötigte, u. z. je 4 Schock 30 – und 20 Eimer, 20 Schock 15 Eimer und 100 Schock 10 Eimerreifen.

Mit den Bauern konnte er nichts machen; sie wollten nicht parieren, obwohl er ihnen drohte, dass er sie nach dem Kriege einsperren werde; sie schenkten den „spargierten“ Zeitungen zuviel Glauben, wären in Kriegssachen unerfahren und verlangten von ihm Trost und Zuspruch; viele retteten sich (um den 26. März), jeder salvierte, so gut er konnte, sodass einzelne Orte ganz verlassen seien z. B. Mistelbach und Poysdorf. Käme da der Feind, so könnte er nach Herzenslust plündern und rauben. Auch der Pfleger wollte lieber entfliehen, weil er die Gefangenschaft fürchtete, die für ihn zu hart wäre. Die 100 Stück Rinder, die von Tayjax kamen, schickte er nach Ringelsdorf weiter; denn in Wilfersdorf war kein Platz, der beste Ort wäre allerdings Ebergassing oder Wien. Zum Kommandanten der Musketiere wurde endlich ein Offizier ernannt, so dass der Pfleger von einer schweren Sorge befreit war.

Am 29.März schickte er auf Befehl der fürstlichen Familie 40 Wagen mit Wein und Hafer nach Wien ab, die aber schon in Gaweinstal umkehrten, als sie erfuhren, dass der Feind vor den Wiener Brücken stände.

In Mistelbach erschien eine schwedische Abteilung von 26 Mann, begab sich sogleich in das Rathaus und wies ein eigenhändiges Schreiben des Generals Torstensohn vor, worin er dem Markte anzeigte, dass er die Herrschaften Mistelbach und Ernstbrunn dem Oberst Wiedmann als Quartier anwies; die Feinde stellten ihre Pferde im Gasthause des Rauscher ein, postierten auf der Höhe eine Schildwache und ermahnten die Bürger, ruhig in ihren Häusern zu bleiben, dann würde ihnen nichts geschehen.

Obwohl der Befehl kam, dass das Wilfersdorfer Schloss bis auf den letzten Mann zu halten sei, weigerten sich die Untertanen, es zu verteidigen; sie wollten es gar nicht betreten und beim Erscheinen des Feindes es sogleich übergeben. Was sollte aber mit dem Schloss und dem Meierhof geschehen? Der Feind würde es niederbrennen.

Dem Pfleger fehlte jedes Geld, sodass er nichts anschaffen und die Musketiere nicht bezahlen konnte; die Straßen waren verödet, jeder Handel und Verkehr stockte und den Bauern fehlte jeder Verdienst.

Endlich erschien zu Ende März der ersehnte Kommandant – der Kapitänleutnant Hans Christoph Holzapfel, ein Soldat und Kavalier aus altem Geschlechte, der noch 6 Personen und 7 Mann mitbrachte.

Der Pfleger beabsichtigte, noch 141¾ Eimer Wein und 19½ Mut Hafer nach Wien zu senden, nur sollte der Fürst einwilligen, dass er den Bauern in dieser gefahrvollen Zeit den doppelten Fuhrlohn bezahle, wie es auch der Dietrichstein tat. In Mistelbach, wo nebst vielen Bürgern auch der Marktrichter geflohen war, setzte er einen neuen ein; die zurückblieben, verweigerten jede Robot der fürstlichen Herrschaft. Zweimal hatten schon die Schweden Boten nach Staatz geschickt und den Befehlshaber „umb einne mbung Ermahnen“ lassen.

Am 4. April forderte der Kommandant des Wilfersdorfer Schlosses Holz, damit er es gut verbauen konnte. In letzter Stunde erhielt er noch eine strenge Weisung, bei dem Schloss auszuharren, da es ein gutes Nest sei.

Die folgenden Ereignisse – Einmarsch des Gegners, Übergabe des Schlosses, die Plünde= rung der Gemeinden und den Durchmarsch der schwedischen Armee von Mistelbach nach Hohenau und die Ankunft des Torstensohn – werden nirgends erwähnt. Der Pfleger übergeht die Zeit und beginnt seine Schilderung wieder am 3. Mai.

Der Generalproviantmeister Lopfius bekam von Torstensohn den Auftrag, das Schloss mit allen Nebengebäuden in Brand zu stecken und den Pfleger mit den anderen Wirtschaftsoffizieren als Gefangene nach Pommern oder in andere Orte zu führen. 5000 Reichstaler waren in Geld „protendiert“, nun befand sich im Rentamte kein Pfennig.

Der Fürst dankte allen für ihre Treue und für die Standhaftigkeit, die sie bewiesen hatten, versprach dem Generalproviantmeister, für die Beamten 500 fl zu reichen und ihm außerdem zur eigenen Diskretion noch 500 fl. Im Orte herrschte Not und Elend; der Feind legte an mehreren Stellen des Schlosses Feuer, doch durfte niemand retten oder helfen; für die Schafe zahlte der Pfleger 200 Reichstaler. Wie es in Ringelsdorf aussah, konnte niemand angeben, weil aus Angst kein Mensch seine Gemeinde verließ; nach Berichten, die weiter erzählt wurden von Ort zu Ort, sei der Meierhof und die ganze Gemeinde eingeäschert worden; von Poysdorf wurden noch rechtzeitig 40 Eimer Wein und ein Teil des Getreides nach Nikolsburg geführt oder vielleicht noch weiter. Von einem Teil des Getreides ließ der Pfleger noch rasch Mehl mahlen. Für die Person des Pflegers und für die Schafe im Wilfersdorfer Meierhofe verlangten die Schweden alle 8 Tage 300 Reichstaler; leider fehlte das Geld und niemand wusste, woher es zu nehmen sei; deswegen saß der Pfleger eine Zeitlang im Gefängnis, wurde aber dann wieder freigelassen und jetzt drohte ihm dasselbe Schicksal, wenn er das Geld nicht rechtzeitig aufbrächte. Pferde, Kühe, Getreide und Hafer nahmen sich die Feinde nach Belieben; er hatte nichts im Schloss zu schaffen, jede Amtsgewalt war ihm entzogen, vom Rentmeister, der eines Tages spurlos verschwand, wusste er gar nichts; er war verzagt, mut- und ratlos, wusste sich nicht zu helfen, weil der Generalproviantmeister gedroht hatte, die Gemeinde wohl zu verschonen, jedoch das Schloss und die Orte der Familie Liechtenstein in Mähren und Schlesien anzuzünden, wenn der Fürst die Kriegssteuer verweigern sollte. Die Untertanen entliefen, machten keine Feldarbeiten und erschienen nicht in den Weingärten, obwohl sie die Schweden dazu aufgefordert hatten.

In Loidesthal gab es noch im fürstlichen Meierhofe 1250 Schafe – von je 100 Stück forderte der Feind 100 Reichstaler -, in Wilfersdorf 2500, die nur im Schloss und nicht auf den Feldern herumgetrieben wurden, die von Ringelsdorf befanden sich jenseits der March in Sicherheit. 20 Zentner Wolle kauften die Nikolsburger, nur die Schafe von Loidesthal und Ringelsdorf konnten nicht geschoren werden.

Am 14. Mai 1645 versprach Lopfius dem Pfleger, die ganze Herrschaft mit Ausnahme von Poysdorf in seinen Schutz zu nehmen, wenn er 2500 Reichstaler bekäme; die Herrschaft bot ihm nur 500 fl, weil das Schloss verbrannt, die Gemeinden ruiniert, viel Wein, Getreide und Vieh weggenommen und die Leute „verloffen“ seien; die Märkte Poysdorf, Wilfersdorf und Mistelbach, die eine salva quardia besaßen, reichten wöchentlich ihre eigene Kriegssteuer. Feind und Freund holten aus den Ortschaften heraus, was nur möglich war. Der Pfleger bat für das Schloss um eine schriftliche und lebendige kaiserliche salva quardia, damit man wenigstens hier frei umhergehen könnte und damit doch nicht alles gestohlen würde. Die Untertanen seien trotzig und ungehorsam und entweichen, um sich in der Fremde etwas zu verdienen. Der Poysbrunner Verwalter Mangen würde in Band und Eisen bei der Armee gehalten. Der Proviantmeister sei ein alter Geizhals, der nur auf seinen Sack schaue und das Getreide verkaufe, das die Untertanen lieferten; das Geld behalte er sich und führe es nicht ab. Die Zehentbeschreibung sei noch nicht begonnen worden. Die Ringelsdorfer und Waltersdorfer, die sich in den Waldverhauen versteckt hielten und dem Feinde großen Abbruch täten, könnten ihr Getreide nicht heimführen.

Ein Verräter fand sich in Wilfersdorf, der dem Gegner eine Getreidegrube bekannt gab, in der 12 Mut Körner lagen; auch der Wein und das Getreide in Poysdorf waren nicht sicher, weil der Proviantmeister verlangte, dass täglich 100 Eimer Wein nach Nikolsburg geliefert werden sollten; die Fässer gaben sie nicht zurück, sodass im Herbste eine Not an Fassgeschirr bei der Lese eintreten dürfte; aus den Mühlen holte sich der Gegner einfach das Mehl. Man müsse im kommenden Jahre mit einer Hungersnot rechnen, weil aus Mangel an Mensch und Pferden die Grundstücke nicht bearbeitet würden. In Hüttendorf erschlug ein Bauer sein Weib, mit einem Prügel. Der Pfleger bat den Proviantmeister, dass er wenigstens einen Metzen für je eine Gwanten Acker und 2 Metzen für jeden Viertel Weingarten herausgebe.

Im Schloss erkrankten die Bullendorfer – an der Pest; täglich starben 10 – 11 Personen, die Blumenthaler ließen sich im Kettlasbrunner Walde nieder. Die Wetzelsdorfer und Ketzels= dorfer wohnten meist in Poysdorf.

Der Pfleger ließ das Getreide aus einer Grube noch rasch in die Mühle und in das Brauhaus führen, bevor es der Feind nahm; im Meierhof zählte man 2 Melkkühe, 350 Schafe und im Keller lagen 1300 Eimer Wein; in Ober Sulz hatten die Feinde 200 Eimer genommen und von Poysdorf führten sie täglich 5 Fass voll Wein weg und verlangten von den inwendigen Untertanen je 1 fl und von den auswendigen je 1½ fl; gingen die Bauern aufs Feld, so nahm jeder sich ein Gewehr mit; In Poysdorf und Ober Sulz wurden nur die beim Orte liegenden Weingärten bearbeitet, die entfernten ließ man unbebaut. In dem heißen Sommer trockneten die Teiche aus, sodass viele Fische zugrunde gingen. In Ringelsdorf, wo die Herrschaft nur 11 Kühe und die alten Schafe besaß, gab es weder im Meierhof noch bei den Bauern Pferde. Die Straßen waren verödet, kein Fuhrmann traute sich zu einer weiten Fahrt, weil die Soldaten mit Vorliebe die Pferde stahlen.

Im Juli beanspruchte der Pfleger einen Schutzbrief von dem Feinde, damit die Untertanen die Ernte sicher heimführen könnten. Die Forderungen nahmen kein Ende, weil 3000 Eimer Wein und 1000 Metzen Getreide sowie eine wöchentliche Kriegssteuer verlangt wurden; sollte es so weiter gehen, dann dürfte in den Orten bald nichts mehr vorhanden sein. Spione meldeten, dass der Feind in Göding oder Skalitz sein Lager aufgeschlagen hatte, dass nach Nikolsburg 500 Ungarn kamen und dem Grafen Hoyos in Kreuzstetten 100 Pferde wegge= nommen wurden; hier töteten in den Ortschaften die Ungarn mehrere Bewohner und schlugen in den Kellern die Weinfässer ein. Die Folge war, dass sich die Bauern nicht auf die Felder wagten, um das Getreide zu schneiden; nur die Ernte auf den Prässischen Gründen in Mistelbach war am 24. Juli besorgt.

Die Soldaten droschen in Bullendorf den Bauern sofort auf dem Felde das Getreide aus und schafften es weg. Verräter zeigten dem Feinde die Getreidegruben an, der sie gründlich aus= räumte, sodass der Pfleger alle öffnen ließ und das Getreide in die Mühle und ins Bräuhaus brachte, weil auch das Ungeziefer und die Igel das Getreide verdarben.

Wegen der Pest betrat der Pfleger keine Ortschaft und konnte darum nicht angeben, wie es in den Gemeinden aussah; ihm fehlten die Kleider, da sie der Feind ihm weggenommen hatte und Geld besaß er keines, um sich neue zu kaufen. Ungarn und Schweden traktierten die Bauern, hieben sie nieder, wenn sie ihnen keine Lebensmittel gaben; Zistersdorf plünderten sie und brannten die Vorstädte nieder. Nun befürchtete man neue Gewalttaten, weil der Feind seine Schutzwachen abgezogen hatte. Wilfersdorf bestimmte der Generalproviantmeister als Sammelstelle für das Kontributionsgetreide das die Bauern hieher führten.

Über die Poysdorfer war der Pfleger ungehalten, weil es untreue Untertanen waren, die dem Feinde mit dem sie es heimlich hielten, die 1300 Eimer Wein verrieten, die er hatte einmauern lassen; die Weine des Grafen Trautsohn und seines Verwalters Mangen hatte der Feind teilweise von Poysdorf wegführen lassen, einen Teil tranken sie gleich an Ort und Stelle, wobei die Marktbewohner redlich mithalfen. Die Schweden vereinbarten mit einem kaiserlichen Generalauditor in Poysdorf eine Zusammenkunft, doch hatten die Einwohner diese Last abgewälzt; die 200 Schweden benützten die Gelegenheit zu einer ergiebigen Plünderung der Gemeinden.

Im August verfügte die Herrschaft in Ober Sulz und Wilfersdorf über 1950 Eimer Wein; auf den Feldern stand noch viel Getreide, das wohl bis Martini draußen bleiben dürfte; es fehlte an Pferden und Ochsen, sodass mancher Bauer mit Karren sein Getreide heim führte; in Ringelsdorf waren das Vieh und die Schafe weggetrieben worden. Wie schaute es in Wilfersdorf aus? Die Untertanen zerhackten den Spältenzaun und das Holz aus dem fürstlichen Frauengarten; sagte der Pfleger etwas, dann erhielt er die Antwort „der Fürst soll uns beschützen“. Im Meierhof zählte er 2 Kühe, 400 Schafe, 25 Schweine und 20 abgespante Fahrln, die aber im Schloss gehalten wurden, damit sie nicht die eigenen Leute stehlen; die Quardia verspeiste das herrschaftliche Vieh; auf den Schaffler konnte sich der Pfleger nicht verlassen, weil er und sein Weib nichts anderes machten als trinken und raufen. Im Schloss sah es fürchterlich aus; die Leute aus der Umgebung hatten sich hier wohnlich eingerichtet, in den Gärten Hütten gebaut, die Anlagen verwüstet; überall herrschte Unsauberkeit und ein entsetzlicher Gestank, sodass täglich 3 – 4 Personen starben.

Im September lagen im Herrschaftskeller nur mehr 2 – 3 volle Weinfässer, während er von Poysdorf und Ober Sulz keine Ahnung besaß, wie viel der Gegner weg geführt hatte; einige Untertanen waren entlaufen, der Anbau ging nicht vorwärts; nun sollten bald die Kaiserlichen die Donau überschreiten; deshalb bat er um eine salva quardia, weil sie ja auch nicht die „frömbsten“ wären.

Am 12. April 1646 versprach der Fürst Gundacker von Liechtenstein aus Marburg allen Untertanen, die sich im Wilfersdorfer Herrschaftsgebiete niederlassen wollten, Erleichterung und Unterstützung mit Lebensmitteln, Wein, Holz und Baumaterialien zur Errichtung von Häusern.

Ketzelsdorf zählte viele öde Häuser deren Bewohner ausgestorben, weggeheiratet und entflohen waren; das Schenkhaus stand leer da, viele Bewohner gingen betteln. Wetzelsdorf hatte ein ödes Haus; in Ringelsdorf waren vom Feinde 56 Wohnhäuser und in Walterskirchen 12 niedergebrannt worden; die anderen standen hier leer; in Wilfersdorf gab es 7 und in Mistelbach 24 öde Wohnstätten. Die Untertanen verweigerten jede Steuerzahlung, weil sie schon solange unter feindlichem Joche gestanden wären. Die Mistelbacher verlangten von der Herrschaft Brennholz (ein Viertel kostete 3 fl). Der Pfleger lebte in ständiger Angst, dass ihn die Schweden gefangen nehmen und sein Hab und Gut einziehen würden. Um das Schloss vor jedem weiteren Verfall zu schützen, führte die Herrschaft einige Verbesserungen durch.

Am 30. Jänner 1647 bot der Wilfersdorfer Pfleger dem Feinde eine monatliche Kontribution von 20 fl an, weil die Untertanen ganz verarmt seien; doch der Kriegskommissär wies dieses Angebot zurück. Zweimal hatten die Schweden das Herrschaftsgebiet geplündert, der Wein war fast zur Gänze weggeführt, viele Weingärten lagen verwüstet und unbebaut, niemand kümmerte sich um dieselben, es gab genug öde Grundstücke, die nicht geackert und besät wurden; die Leute kümmerten sich nicht um den Anbau und ließen den Dingen freien Lauf; nach Wien sollten sie die Steuern und nach Olmütz die Kontribution zahlen.

Der kaiserliche General de Souchez verbot in einem Schreiben jede Beförderung der schwedischen Briefe, sowie der Kriegssteuer und der Naturallieferungen nach Olmütz oder nach Mähr. Neustadt, wo der gefürchtete Busso seines Amtes waltete. Mehrere Boten lagen schon im Nikolsburger Gefängnis; in Mähren gab es genug kaiserliche Reiter, welche das Land und die Untertanen beschützten (6. März); doch schon 10 Tage später berichtete der Bürgermeister und Rat von Nikolsburg, dass der Feind von Olmütz aus eine Kaution von 1000 Talern und außerdem monatlich 300 Reichstaler vom 3. November 1646 an verlangte. Doch wie sollte diese Summe aufgebracht werden? Zahlreiche Grundstücke waren schon durch 3 Jahre nicht bebaut worden und die Leute zeigten keine Arbeitslust. Da befahl der Generalproviantmeister in einem Schreiben allen Untertanen, die Weingärten und Felder rechtzeitig zu bearbeiten, sonst würden die Unfolgsamen mit scharfer Exekution bestraft; denn in den Proviantlieferungen durfte keine Unterbrechung eintreten. Mühlen und Meierhöfe sollten nicht verbrannt werden.

In einem scharfen Schreiben vom 1. April 1647 drohte der Kommissär Busso, dass alle Gemeinden, die kein Geld schicken, durch Feuer und Schwert exequiert, auch Kinder, Greise und Frauen wie Feinde traktiert würden.

Die Herrschaft hatte nicht einmal soviel Geld, um ihre Beamten zu bezahlen, in dem Schüttkasten war wenig Getreide und die Keller fast leer. Alle baten den Gegner um Nachsicht und Geduld. Der Pfleger lieferte 12 Ochsen nach Nikolsburg.

Am 6. Mai wurden die Märkte Mistelbach, Ober Sulz und Poysdorf aufgefordert, die kaiserlichen Steuern von 1646 zu bezahlen oder wenigstens, wenn es ihnen nicht möglich wäre, in Wilfersdorf ihr „motium“ vor zubringen. Die Gemeinde Blumenthal erlegte am 30. Juni die Kontribution von 7 Häusern auf drei Monate – je 21 Viertel Korn und Hafer, 105 Pfund Fleisch, 105 Maß Wein, 357 Pfund Heu und 42 Pfund Stroh.

Damit die Ernte sicher eingebracht werde, verlangten alle Gemeinden der fürstlichen Herr= schaft eine schriftliche salva quardia, die in Olmütz anzusprechen wäre. Das Schloss, der Meierhof und die Schafflerei waren in Wilfersdorf öde; Mistelbach, Ober Sulz und Poysdorf hatten sich separiert und schickten auf eigene Faust die Kriegskontribution nach Olmütz, obwohl schon 2 Boten aufgeknüpft worden waren.

In Loidesthal nahmen die Soldaten im August den Bauern die Pferde im Dorfe weg, den Blumenthalern und Mistelbachern aber auf dem Felde. Dem Marktrichter von Ober Sulz stand kein Mittel zur Verfügung, um jene Bauern, die Pferde besaßen, zur Robot zu zwingen; sie wollten nicht parieren. Mistelbach hatte 2000 fl Kaution zu leisten, konnte aber nur 700 fl zusammenbringen; ein Darlehen aufzunehmen, war bei dem Geldmangel undenkbar; einige Bürger Mistelbachs verfügten wohl über Geld, doch gaben sie nichts her, sodass sie die Herrschaft zur Herausgabe zwingen musste, sonst wäre der Markt zugrunde gegangen.

Die Boten, welche der Feind ausschickte, ließ de Souchez gefangen nehmen und bestrafen; Lundenburg und Wisternitz hatten die Kaiserlichen deswegen besetzt und ließen niemanden durch, nur Dürnholz war frei. Die Bauern, welche noch Pferde besaßen, wurden aufgefordert (durch ein Patent), die gesetzliche Robot zu leisten, sonst würden sie mit schweren Strafen belegt. Die verödeten und ruinierten Häuser konnten keine Robot verrichten; in Blumenthal verfügten nur 7 Bauern über ein Ross, 5 konnten sich keines halten, in Hüttendorf roboteten von 11 fürstlichen Untertanen nur 3 mit je einem Ross, in Kettlasbrunn verlor die Herrschaft 28 Rossroboter; sehr schlecht schaute es mit dem Zugmaterial in Loidesthal aus, Ober Sulz zählte nur 18 Pferde, in Waltersdorf gab es nur Ochsen, in Ketzelsdorf war ein Pferd vorhanden.

Schlimm stand es mit den kirchlichen Verhältnissen, da die Geistlichen geflohen waren oder sich versteckt hielten (in Poysdorf); denn sie bekamen keine Entlohnung und waren der Verfolgung ausgesetzt. Wilfersdorf hatte schon durch 2 Monate keinen Gottesdienst, der Pfarrer war mit einigen fürstlichen Beamten geflohen und niemand wusste ihren Aufenthaltsort.

Die Herrschaft musste den Untertanen Saatgetreide leihen (damals baute man in unserer Gegend viel Buchweizen an). Die Dorfrichter und Geschworenen nahmen ihre Amtspflichten nicht sehr genau, es waren meist halsstarrische Leute, welche die Herrschaft nicht über die wichtigsten Ereignisse unterrichteten, ungenaue Angaben über die ruinierten Häuser machten und selten Rechnungen über die Einnahmen und Ausgaben legten, was später zu scharfen Auseinandersetzungen führte.

Mit Genugtuung stellte der Pfleger zu Michaeli 1647 fest, dass die Pachtverträge bei einzelnen Mühlen und bei den Mauten erhöht werden konnten; aus den Gärten wurde Obst verkauft, ein Teil getrocknet, 9 Metzen Nüsse lieferte der Gärtner ab. Neue Ansiedler kamen, die von der Herrschaft Bauholz und die gesetzlichen Freijahre erhielten; die Zehentstreitigkeiten in Bullendorf wegen des „Hündischen Zehentes“ wurden nicht entschieden, da die alten Leute tot waren und niemand Bescheid deswegen wusste; die Felder und Weingärten „Im Seegrund“ lagen hier seit 1645 öde und unbebaut. In Rabensburg besserte die Herrschaft das Schloss aus, das zerstört und ruiniert war, Granaten hatten das Dach arg beschädigt; der Kalk kam aus der Slowakei, die Dachziegel von Wilfersdorf, die Mauerziegel von Hohenau, den Plan für die Arbeiten machte ein Poysdorfer Meister. Der Pfleger nahm sich der Waisenknaben an; die talentierten, die gut lesen, rechnen und schreiben konnten, fanden in der Kanzlei Beschäftigung, die anderen im Obst- und Gemüsegarten, er schaffte 16 Paar Ochsen á 26 Reichstaler mehr Wagen und Pflüge an; der Wirtschaft schenkte er mehr Aufmerksamkeit, da in den Waldungen die Holz- und Wilddiebe zu großen Schaden angerichtet hatten; im Kettlasbrunner Walde hielten sich zahlreiche Wildschweine auf, über die sich die Bauern beklagten. Die Zistersdorfer Franziskaner, die in Wilfersdorf den Gottesdienst versahen, aßen zu Mittag in den Bauernhäusern; doch weigerten sich einige, sie zu Tisch zu nehmen, weil sie zuviel Wein tranken; das Kirchenornat war gestohlen. Die Handwerker begehrten eine Anzahlung, ehe sie die Arbeit begannen; es fehlte an Zimmerleuten, sodass der Pfleger noch „brüderische Meister“ aufnahm.

Erwischten die Kaiserlichen Boten, die nach Olmütz gingen, so wurden sie in Band und Eisen geschlagen. Die beiden Wilfersdorfer Fischteiche waren seit dem Schwedeneinfall leer und sollten nun wieder hergerichtet werden; der „Hündische Zehent“ trug in Bullendorf in dieser Kriegszeit jährlich 2 ½ Metzen Korn, 1 ¼ Metzen Buchweizen und 2 Eimer Wein.

Noch ärger als in unserer Heimat waren die Verhältnisse in dem angrenzenden Südmähren, obwohl da 800 kaiserliche Soldaten lagen; vor den schwedischen Streifscharen hatten die Leute eine unbeschreibliche Angst. Ein Brief des Kommissärs Busso zeigte eine ungeahnte Wirkung, weil der letzte Pfennig gesucht wurde, um die Kriegssteuer zu erlegen, damit man von einer Plünderung verschont bliebe; ungestört trieben sich die Streifscharen im Lande umher; in Eisgrub verhafteten sie den Pfleger und führten ihn nach Olmütz; 14 schwedische Reiter überfielen die Stadt Auspitz. Die Thaya, welche die Grenze sein sollte, war ja an manchen Stellen so seicht, dass man bequem durchreiten konnte.

Im März 1648 erlegte bei uns jedes Haus die festgesetzte Kriegssteuer, weil man einen feindlichen Überfall befürchtete; denn der Pfleger von Kirchstetten berichtete, dass in Olmütz 1000 Pferde angekommen wären. Mit dem Gelde schaute es bei uns allerdings traurig aus, da der Pfleger im Herrschaftsgebiet kaum 19 fl zusammenbrachte; im Wilfersdorfer Rentamte befanden sich 29 fl 27 kr, im Hohenauer 140 fl 14 kr 1 den, den Armen fehlte das tägliche Brot, immer wieder baten die Untertanen die Herrschaft um Schutz und Beistand in dieser schweren Zeit; der Weinverkauf ruhte, keine Käufer oder Händler erschienen.

Der Pfleger ließ in Wilfersdorf 110 Mut Sommergetreide anbauen, in Hohenau 11 Mut 22 ½ Metzen. Der Schlossbau in Wilfersdorf litt durch die Militäreinquartierung; die Reiter begehrten Speise, Trank und wöchentlich 3 fl; ein reformierter Offizier, dem die salva quardia unterstellt war, schaute auf Ordnung. Die Bewohner Wilfersdorfs verlangten aber, dass das Militär auslogiert werde, da es die Gemeinde zu stark bedrücke. Im Juni 1648 langten für das Schloss 30 Musketen, Pulver, Lunten, aber kein Blei ein. Im November sollte die Herrschaft Soldaten (nach Korneuburg) stellen u. z. auf 30 – 40 aufrechte Häuser einen tauglichen Mann mit Seitengewehr und 4 fl Handgeld. Da die Herrschaft 146 aufrechte Häuser zählte, so entfielen auf unser Gebiet 3 Mann, die überzähligen 26 Häuser zahlten jedes 1fl 6 kr in das Wiener Einnehmeramt.

Obwohl am 24. Oktober 1648 der Friede in Münster und Osnabrück geschlossen war, sollten im Dezember die 4 Märkte Wilfersdorf, Mistelbach, Ober Sulz und Poysdorf nach Olmütz 1800 Reichstaler Kontribution und monatlich 172 Reichstaler zahlen – seit 2 Monaten war kein Geld in die schwedische Kasse abgeführt worden.

Übersicht der ruinierten und öden Häuser, sowie der Untertanen, die ihre Steuerschulden zahlen wollten:

|  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- |
| Gemeinde | öde | ruinierte | zahlungsunfähige |
| Wilfersdorf | 19 | 23 | 10 |
| Bullendorf | 27 | 9 | 4 |
| Kettlasbrunn | 44 \* | 28 | 5 \* |
| Obersulz | 0 | 15 | 47 |
| Blumenthal | 17 | 9 | 7 |
| Loidesthal | 36 | 8 | 5 |
| Wetzelsdorf | 2 | 6 | 4 |
| Poysdorf | 0 | 18 | 6 |
| Mistelbach | 46 | 91 | 46 |
| Lanzendorf | 7 | 5 | 1 |
| Hüttendorf | 12 | 4 | 2 |
| Groß-Krut | völlig öde |  |  |
| Paasdorf | 3 | 1 | 0 |
| Windisch-Baumgarten | 2 | 0 | 1 |

\*darunter das Gemeindehaus und der Pfarrhof

Die alten öden Häuser (64) zahlten an Steuer 90 fl 59 kr.

Die neuen öden Häuser (166 ) zahlten an Steuer 511 fl 53 kr.

Die ruinierten Häuser (219) zahlten an Steuer 471 fl 20 kr ½ den

Zahlungsfähige Häuser = 146

Summe der Häuser = 595

Am 30. Dezember 1648 erschien der Obristwachtmeister Jakob Lizlmann mit einer Kompagnie vom Kollobrat Regimente in Wilfersdorf, doch blieb er in Mistelbach; ein Kapitänleutnant verlangte wöchentlich für seine Verpflegung 40 fl, obwohl früher die Offi= ziere auch 60 fl forderten; unter den Soldaten gab es viele Reformierte. Auf sechs bestiftete Häuser rechnete man in der Regel einen Reiter.

Verzeichnis der Getreideschuld der einzelnen Gemeinden an die fürstliche Herrschaft aus den Jahren 1648 und 1649 (in Metzen):

|  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- |
| Gemeinde | Korn | Hafer | Buchweizen |
| Wilfersdorf | 100 | 73 | 59 |
| Kettlasbrunn | 116 | 126 | 38 |
| Obersulz | 490 | 531 | 45 |
| Blumenthal | 85 | 84 | 55 |
| Loidesthal | 55 | 130 | 58 |
| Ringelsdorf | 36 | 120 | 8 |
| Bullendorf | 97 | 150 | 15 |
| Ketzelsdorf | 27 | 67 | 28 |
| Wetzelsdorf | 33 | 45 | 7 |
| Groß Krut | 11 | 39 | 0 |
| Loosdorf | 24 | 0 | 21 |
| Mistelbach | 80 | 251 | 7 |
| Lanzendorf | 12 | 0 | 9 |

In den Jahren 1650/51 überprüfte die Herrschaft die Zehenteinnahmen, ließ alle Felder bebauen und brachte die Wirtschaft langsam in das alte Geleise. In den Grundbüchern herrschte eine arge Unordnung, da sich viele Bauern in der Kriegszeit die öden Felder der Entflohenen angeeignet und schon wieder verkauft hatten, ohne dass sie beim Grundbuch in Wilfersdorf eine Anzeige gemacht hätten. In Poysdorf beschuldigte man den Marktschreiber Singer, er habe mit dem Marktschreiber Hans Knoll einen Teil der schwedischen Kontribution behalten und das Banbuch gefälscht. In den Waisengeldern fehlte es bei einigen Gemeinden. Der Pfleger verlangte von nun an genaue Rechnungen, ebenso bei den Kirchen. Weil Brenner durch das Land zogen, sollte jeder Hausbesitzer auf dem Dachboden und vor dem Hause stets ¼ Schaff voll Wasser bereit haben, um den Brand gleich zu löschen. Beim Bantaiding wurden die Untertanen darüber belehrt.

Mit Vorliebe erschienen die Bauern, die Hauer und Schaffler mit einem Säbel bewaffnet in der Öffentlichkeit besonders an Jahr-, Wochenmärkten und Kirtagen, um bei den ortsüb= lichen Raufereien besser dreinschlagen zu können; in einem sehr schlechten Rufe standen deswegen die Ringelsdorfer, da hier beim Kirtag des Jahres 1654 drei Tote und 15 Schwer= verletzte gezählt wurden. Raufbolde, die es zu arg trieben, schickte die Herrschaft nach Raab zu Festungsarbeiten. Oft machte der Dorfrichter mit Hilfe der Geschworenen Ordnung; darum trug er auch stets einen festen Stock, mit dem er seinen Befehlen den gehörigen Nachdruck gab; denn das Volk war in dem langen Kriege verroht; Fluchen, Schimpfen, übermäßiges Trinken, Überfälle auf offener Straße, Diebstähle und schwere Injurien waren leider eine tägliche Erscheinung; beleidigende Ausdrücke hörte man: „Dieb“- „Schelm“- „Schneid dir die Ohren ab“ – „Die Kasner sind alle Diebe“.

Schlachtvieh holten sich die Fleischhauer aus der Slowakei, weil bei uns die Viehzucht sehr gering war. Die Gastwirte verfälschten den Wein, blieben den Pacht schuldig und verschwanden plötzlich bei Nacht und Nebel; um dies zu verhindern, verlangte die Herrschaft von den Gemeinden Bürgschaft. Alle Orte, die im Herrschaftsbereiche lagen, mussten das Bier von Wilfersdorf oder Hohenau nehmen; die Weindeputate gedachte man einzustellen und dafür Bier zu geben; dabei berechnete man 1 ½ Maß Bier gleich einer Maß Wein. Die Fischbehälter, die durch 5 Jahre leer gestanden waren, ließ der Pfleger herrichten und verpachtete sie. Die Mistelbacher Maut übernahm der Markt selber. Die in Wilfersdorf und Ringelsdorf pachteten Juden um 230 fl; doch gehörten 2/3 der Konterbande der Herrschaft und der Rest dem Mautner. Über die March schmuggelte man Rinder und Häute; Butter fehlte bei uns. Die Müller gebrauchten schlechte Maße und übervorteilten so den gemeinen Mann, der in Wilfersdorf deswegen Schutz suchte; die Bäcker buken kleine Brote, die Handwerker klagten über den schlechten Geschäftsgang; ein Seifensieder von Mistelbach ging deshalb wieder zurück in seine Heimat nach Schlesien. Die Landsteuer, die zu Katharina fällig war, konnte 1654 trotz Exekution und Gefängnisstrafen nicht zur Gänze aufgebracht werden, weil die Leute kein Geld hatten.

Wer seine Osterpflicht nicht erfüllte, erhielt kein Begräbnis von der Kirche in geweihter Erde. Die fürstlichen Dienstboten mussten ihren Beichtzettel im Rentamte zu Wilfersdorf vorzeigen, dann bekamen sie die Georgi Entlohnung.

Allmählich wurden auch die verödeten Häuser wieder bestiftet; Ansiedler aus den Sudetenländern kamen; doch vergingen Jahrzehnte, bis sich unsere Heimat wieder erholt hatte.

Quellen:

Herrschaftsakte „Wilfersdorf“ im Hausarchiv des regierenden Fürsten von Liechtenstein

Handschrift von Franz Thiel

Die Schweden in Wilfersdorf

Anfangs März 1645 gab die fürstliche Herrschaft in Wilfersdorf ihren Gemeinden den Auftrag, rasch um die Ortschaften Graben zu machen und wohlverwahrte Schranken zu errichten, wertvolle Sachen in die Märkte zu schaffen oder gut zu verstecken und gegen Raubgesindel und gegen Ueberfälle Wachposten aufzustellen, die sich aber immer ablösen sollten; verschiedene Gerüchte und Erzählungen versetzten die Leute in Furcht und Schrecken, so daß sie ganz mutlos wurden.

Im Schloß zu Wilfersdorf zählte man 60 Musketen, Doppelhaken und einige Kanonen; in der Rüstkammer fanden sich Pulver, Blei und Lunten, doch fehlten die Verteidiger; denn die paar Musketiere konnten einen feindlichen Angriff nicht abwehren. Sie genügten wohl, um die abgedankten kaiserlichen Völker fortzujagen, die sich als Feinde ausgaben, um auf solche Weise besser plündern und stehlen zu können. Bullendorf und Kettlasbrunn litten sehr schwer unter diesen zuchtlosen Banden. Da die Pferde fehlten, war ein Anbau der Feldfrüchte unmöglich. Im Markte Mistelbach zählte man nur 2 Zugpferde. Die Herrschaft mußte die Abbrändler mit Getreide versehen, sonst verhungerten sie. Die Bauern führten keine Fische nach Wien, weil die Banden ihnen auf der Straße die Pferde wegnahmen. Der Pfleger schickte noch rasch mit Bestellzettel 600 Eimer Wein nach Wien, damit die Fuhrleute nicht lange bei der Maut aufgehalten wurden und gleich wieder heimkehren konnten. Flüchtlinge meldeten die Niederlage der Kaiserlichen bei Jankau am 6. März; vollbeladene Wagen rollten auf der Straße nach Wien, dazwischen kamen Einzelreisende, die Schauermärchen berichteten und nach kurzer Rast weiterzogen. Am 17. März war es in Wilfersdorf und in den umliegenden Dörfern auffallend ruhig; auf dem „Leeberg“ und bei Hobersdorf standen Wachposten. Die Häuser vor dem Schloßwall wollte der Pfleger niedereißen, damit sie nicht dem Feinde als Stützpunkt dienen. Die Hausbesitzer stellten auf den Dachböden volle Wasserbottiche, um jeden Brand sogleich löschen zu können.

Die Nachricht, daß die Schweden Znaim besetzt und die Thaya bei Schattau überschritten hätten, veranlaßte den Pfleger zum raschen Handeln. Wohin sollen die Rinder und Schafe gebracht werden? Nach Wien sie zu treiben, war schon zu spät, weil man am 18. März den Kanonendonner deutlich vernahm. Die Fischhändler lieferten keine Fische nach Wien; denn die Straße war zu unsicher. Gut wäre es, das Vieh aus dem Meierhof in den Marchauen „zu salvieren". Mit Not beendeten die Bauern den Anbau, weil sie aus Furcht und Angst daheim blieben. Auf der Mistelbacher Breiten lag wohl der Samen in Säcken; aber es erschienen keine Robotbauern, da ihnen die Bespannung fehlte. Unter Bedeckung schickte der Pfleger noch Wein, Hafer und etliche Schöpfe nach Wien. Die Schauermärchen von den Greueltaten der Schweden vergrößerten in den Gemeinden die Aufregung. Die Kettlasbrunner verweigerten die Robot, verlangten aber von der Herrschaft Schutz und Schirm im Falle eines Angriffes. Tag und Nacht standen die Wachposten, weil man stündlich den Gegner erwartete. Dem Schloß fehlte eine ausreichende Besatzung, die Mut und Kampfgeist zeigte; denn alle waren recht kleinlaut und drückten sich, wo sie nur konnten. Mit Strenge vorgehen, war nicht ratsam, weil alle aufgeregt waren und der Pfleger Unruhen befürchtete. Die Kettlasbrunner wagten sich nicht bis Hobersdorf, noch weniger in das Schloß; mit ihnen war nichts zu machen, obwohl sie sonst immer als die Starken auftraten. Die Bullendorfer, die noch die mutigsten Untertanen waren, erschienen mit Kolben und Gabeln, drei sogar mit einer Feuerwaffe. Die Wilfersdorfer lehnten jede Verteidigung des Schlosses gleich ab. Der Pfleger, der mit der Wirtschaft genug zu tun hatte und von militärischen Dingen nichts verstand, verlangte vom Fürsten einen ordentlichen Kommandanten, der die Verteidigung übernehmen sollte. Er wußte nicht, welche Häuser abzubrechen wären; alle Hausbesitzer wehrten sich ganz energisch gegen so einen Befehl. Jetzt waren die Bauern plötzlich bereit, Fische nach Wien zu führen, da sie keinen Verdienst und kein Geld im Hause hatten. Der Pfleger traute sich aber nicht und lehnte den Plan, die Rinder und Schafe nach Ebergassing zu schaffen, ab; im Keller brauchte er je 4 Schock 30- und 20-Eimerreifen, 20 Schock 15-Eimer- und 100 Schock 10-Eimerreifen, welche die Fuhrleute auf dem Heimweg mitnehmen könnten.

Mit den Bauern, die nicht parieren wollten, war es nicht auszuhalten. Wohl drohte ihnen der Pfleger, daß er sie nach dem Krieg einsperren würde. Das half nichts, weil sie den „spargierten Zeitungen“ (den Gerüchtemachern) mehr Vertrauen schenkten (26. März). Der Pfleger war ein Hasenfuß, der unter allen Umständen die Verteidigung des Schlosses ablehnte; die Bauern wären keine Krieger, jammerten und klagten, verlangten Trost und Zuspruch, vergraben und vermauern Hab und Gut, verlassen Haus und Hof und bringen sich in Sicherheit („salvieren“). Einzelne Gemeinden wie Poysdorf und Mistelbach seien ganz leer, so daß der Feind hier nach Herzenslust rauben und plündern könnte; auch er möchte fliehen und sich irgendwo verstecken, weil er die Gefangenschaft fürchte, die ihm sicher bevorstehe. Hundert Stück Rinder, die von Tajax kamen, schickte er sofort nach Ringelsdorf weiter, da im Meierhof kein Platz für sie war; ob sie in Ringelsdorf sicher wären, konnte er nicht wissen; am besten wären sie in Ebergassing aufgehoben. Der Fürst verlangte Wein und Hafer, was er sofort nach Wien befördern ließ. Wieder betonte in einem Schreiben der Pfleger, daß er kein Kommandant sei; der Fürst möge von Wien einen solchen senden. Es wäre schon höchste Zeit, jene Häuser in Wilfersdorf niederzureißen, die bei der Verteidigung nur ein Hindernis seien.

29. März. Die 40 Wagen mit Wein und Getreide, die nach Wien abgefertigt waren, kehrten in Gaweinstal um, weil der Feind schon vor den Brücken Wiens stand. Zu Mittag kam eine schwedische Streifwache in Mistelbach an, wo sie ein eigenhändiges Schreiben des Torstenson im Rathaus abgaben, in dem er dem Markte mitteilte, daß er die Herrschaft Mistelbach und Ernstbrunn dem Oberst Wiedmann als Quartier „assigniere“; die Reiter stellten im Gasthaus Rauscher ihre Pferde ein, „postierten“ auf der Höhe eine Schildwache und ermahnten die Bewohner, in ihren Häusern zu bleiben und gut Wache zu halten, damit ihnen nichts geschähe. Für den kaiserlichen Befehl, das Schloß bis zum letzten Mann zu verteidigen, hatten die Bauern weder Verständnis noch Mut, da sie sich weigerten das Schloß überhaupt zu betreten. Von einem Widerstand wollten sie nichts hören und verlangten die bedingungslose Uebergabe des Marktes an den Gegner. Was sollte unter diesen Umständen aus dem fürstlichen Besitz geschehen? Schloß und Meierhof müßte ein Raub der Flammen werden. Dazu fehlte dem Pfleger in dieser kritischen Zeit das Geld, um etwas anzuschaffen und die Musketiere zu bezahlen; die Straße sei öde und verlassen, jeder Handel und Verkehr ruhten. Endlich erschien von Wien der langersehnte Kommandant, u. zw. der Kapitänleutnant Hans Christoph Holzapfel, ein Soldat und Kavalier aus uraltem Adelsgeschlecht, der noch 6 Personen und 7 Mann mitbrachte. Nun wollte der Pfleger rasch 141 ¾ Eimer Wein und 19 ⅓ Mut Hafer (à 30 Metzen) nach Wien schicken; doch müßte der Fürst den Bauern den doppelten Fuhrlohn bezahlen, wie es z. B. der Dietrichstein in Nikolsburg tat. In Mistelbach war ein Großteil der Bewohner geflohen; den Marktrichter konnte man nirgends finden, so daß die Herrschaft einen neuen ernannte; die zurückgebliebenen Untertanen verweigerten jedoch Robot und Arbeit. Alle fürchteten, daß der Feind die Dörfer in Brand stecken werde. Zweimal hatten die Schweden Boten nach Staatz geschickt und die Burgbesatzung „umb einnembung“ ermahnen lassen.

4. April. Der Kommandant begehrte Holz, um das Schloß gut verbauen zu lassen. Dem Pfleger wurde strenge eingeschärft, im Schloß auszuharren, weil es „ein gutes Nest“ sei. Da brechen die Aufzeichnungen leider ab, die wir uns bis zum 3. Mai ergänzen müssen. Am 16. April bezog Torstenson das Hauptquartier in Mistelbach. Am folgenden Tag fiel Wilfersdorf in die Hände des Generals Mortaigne, der die Kirche in Kettlasbrunn zerstören ließ, weil sie mehr ein Festungsbau war; dann marschierte er mit seinen Truppen nach Poysdorf und Falkenstein. Am 27. April verließ Torstenson Mistelbach, begab sich durch das Zayatal nach Hohenau, wo er dem Dankgottesdienst für den Sieg bei Jankau beiwohnte und eine große Parade abhielt. Am 30 April fiel Rabensburg, wo sich der Oberst Vetter mit seiner Besatzung nach längerer Verteidigung ergab. In Falkenstein befand sich ein Magazin für Getreide, Stroh, Hafer und Heu; hier wohnte auch der schwedische Verwalter unseres Gebietes.

Am 3. Mai beginnen wieder die Aufzeichnungen. Der schwedische Generalproviantmeister Losius – auch Lopsius geschrieben – hatte von Torstenson den Auftrag bekommen, das Schloß Wilfersdorf mit allen Nebengebäuden niederzubrennen und den Pfleger mit seinen Beamten nach Pommern oder anderen Orten zu schaffen. In Geld mußten 5000 Reichstaler „protendiert“ werden, doch fehlte im Rentamt das Geld.

In einem Schreiben dankte der Fürst Gundacker allen Untertanen für die Treue und Standhaftigkeit in den schweren Tagen, versprach dem Lopsius für seine Person 500 fl und zur eigenen Diskretion noch 500 fl. Da die feindliche Hauptmacht vor Brünn stand, das sich tapfer und erfolgreich wehrte, herrschte hier Ruhe, aber in den Dörfern Not und Elend.

Der Feind hatte wohl an mehreren Stellen des Schloßgebäudes Feuer gelegt, doch brannte es nicht. Niemand durfte retten, löschen oder helfen. Die Schafe konnten gegen 200 Reichstaler, die der Pfleger zahlte, gerettet werden. Alle Bauern blieben daheim und wagten keine größere Reise; deshalb konnte er über Ringelsdorf, das auch dem Fürsten gehörte, nichts berichten; von Leuten erfuhr er, daß der Meierhof und das ganze Dorf in Schutt und Asche lägen. Die 400 Eimer Wein und ein Teil des Getreides in Poysdorf wurden noch rechtzeitig nach Nikolsburg oder noch weiter geführt. Aus einem Teil des Getreides machte man Malz. Für die Schafe und für die Person des Pflegers forderte der Feind alle acht Tage 300 Taler; nur fehlte das Geld und kein Mensch wußte, woher es zu nehmen sei. Eine Zeitlang saß der Pfleger im Gefängnis, wurde aber dann wieder freigelassen. Der Feind drohte, ihn sofort einzusperren, wenn die 300 Taler nicht rechtzeitig gezahlt würden. Aus den umliegenden Dörfern holten die Schweden Pferde, Kühe, Getreide und Hafer. Der Pfleger durfte nichts anschaffen, da ihm jedes Recht entzogen war. Vom Rentschreiber, den man nicht fand, wußte kein Mensch etwas. Der Pfleger war mut- und ratlos und wußte sich in der bedrängten Lage nicht zu helfen; denn der Lopsius drohte ihm, daß er den Markt verschonen, aber das Schloß niederbrennen werde, sobald der Fürst die Kriegssteuer nicht zahle. Die Schweden, welche Getreide und Vieh aus den Ortschaften wegführten, wollten diese genau so anzünden, wie sie es in Mähren getan hatten. Die Bauern folgten weder der Herrschaft noch den Schweden, die sie aufforderten, ruhig an die Arbeit zu gehen; sie taten einfach nichts und kamen auch nicht zur Robot. Die Weingärten waren noch nicht gehauen. Da die Leute Not litten, dachten einige daran, zu entlaufen und in anderen Gegenden sich anzusiedeln. In Loidesthal, wo es noch 1250 Schafe gab, begehrte Lopsius 15 Reichstaler für je 100 Stück. In Wilfersdorf trieb der Schafmeister die 2500 Schafe nur um das Schloß herum, weil er sich nicht auf die Felder wagte. In Ringelsdorf versteckte der Schaffler die Schafe in den Marchauen und rettete sie auf diese Weise. Die 20 Zentner Wolle verkaufte die Herrschaft in Nikolsburg. In Ringelsdorf und Loidesthal war es nicht möglich, die Schafe rechtzeitig zu scheren.

14. Mai. Lopsius versicherte, daß er die ganze fürstliche Herrschaft – Poysdorf ausgenommen – in seinen Schutz übernehmen würde, wenn ihm sofort 2500 Reichstaler übergeben werden. Der Pfleger bat nur 500 fl an, weil kein Geld in der Kasse war. Dieses Angebot lehnte aber Lopsius ab. Das Schloß war zum Teil niedergebrannt, die Ortschaften ruiniert, die Leute „verloffen“ sich und Getreide, Wein sowie Vieh hatte der Feind weggeführt. Die Märkte Mistelbach, Poysdorf und Wilfersdorf, die jede Woche ihre eigene Kriegssteuer zahlten, besaßen besondere „salva quardia – Schutzbrief. Herr der Herrschaft war Lopsius, der ruhig zuschaute, wie seine Leute aus den Gemeinden herausholten, was nur möglich war; leider kannten die eigenen Truppen, wenn sie irgendwo erschienen, auch keine Schonung der Untertanen. Der Pfleger wünschte neben der schriftlichen salva quardia noch eine militärische aus kaiserlichen Soldaten, damit der freie Verkehr im Schloß verboten werde, sonst schleppen die Leute noch den Rest weg, der übrig geblieben war. Die Untertanen waren trotzig, ungehorsam und entliefen, weil sie nichts verdienten und Hunger hatten. Noch immer holten sich die Schweden aus dem Herrschaftsgebiet Rinder und Schafe. Der Poysbrunner Verwalter von Mangen war bei der feindlichen Armee in Band und Eisen gehalten. Lopsius, ein alter Geizhals, schaute nur auf seinen Sack; viel Getreide, das ihm die Gemeinden liefern mußten, verkaufte er und behielt sich das Geld. Den Zehent konnte in diesem Jahre die Herrschaft nicht beschreiben lassen. Die Ringelsdorfer und Waltersdorfer, die sich in den Marchauen gut versteckt hatten, taten dem Feinde großen Abbruch; doch dürften sie die Ernte nicht heimführen können.

Verräter zeigten dem Feinde eine Getreidegrube in Wilfersdorf, die 12 Mut enthielt und die sofort ausgeräumt und weggeführt wurde. Der Wein und das Getreide in Poysdorf waren nicht sicher, weil Lopsius täglich 100 Eimer verlangte, die nach Nikolsburg kamen. Die Fässer gaben die Feinde nicht zurück, sodaß bei der Lese im Herbste eine Faßnot eintreten werde. Aus den Mühlen nahm der Gegner das Mehl. Der Pfleger fürchtete die Hungersnot im kommenden Jahr, da die Bauern keine Felder bebauen wollten. In Hüttendorf erschlug ein Bauer sein Weib mit einem Prügel. Der Pfleger bat den Lopsius, daß er für je eine Gwanten Acker wenigstens einen Metzen Getreide und für je einen Viertel Weingarten 2 Metzen herausgebe. Die Bullendorfer, die im Schloß wohnten, erkrankten, so daß täglich 10 bis 11 Personen starben. Die Blumenthaler hausten im Kettlasbrunner Wald, während die Ketzelsdorfer und Wetzelsdorfer in Poysdorf wohnten. Immer wieder klagten die Bauern, daß ihr Vieh von den Schweden weggetrieben werde. Der Pfleger ließ aus einer Grube rasch das ganze Getreide in die Mühle und ins Bräuhaus führen, bevor es die Feinde holten. Im Meierhof standen noch 2 alte Melkkühe, 350 Schafe und im Keller waren 1300 Eimer Wein. Von Obersulz waren 200 Eimer weggeführt und von Poysdorf täglich 5 Faß; in diesem Markte forderte der Kommandant von jedem inwendigen Untertan 1 fl und von jedem auswendigen 1 fl 30 kr. Wer aufs Feld ging, nahm sich eine Waffe mit. In Poysdorf und Obersulz bearbeiteten die Bauern nur die Weingärten und Felder beim Orte, nicht aber die entlegenen. Da der Juni sehr heiß und trocken war, fehlte in den Bächen und Teichen das Wasser, sodaß viele Fische zugrunde gingen, die für die Ernährung der Leute so notwendig waren. In Ringelsdorf zählte man nur noch 11 Kühe, die Schafe aber waren noch in voller Zahl vorhanden. Der Meierhof und die Bauern besaßen keine Pferde, weil die Soldaten sie gleich wegnahmen.

Im Juli forderte der Pfleger eine salva quardia für alle Gemeinden, damit die Ernte gut eingebracht würde. Die Forderungen der Schweden nahmen kein Ende; wieder verlangten sie 3000 Eimer Wein, 1000 Metzen Getreide und jede Woche eine Kriegssteuer. Wohin sollte das führen? Da würde bald nichts mehr in den Gemeinden vorhanden sein. In Göding oder Skalitz richtete der Feind ein Lager ein, in Nikolsburg trafen 5000 Ungarn ein. Dem Grafen Hoyos in Kreuzstetten nahm der Feind 100 Pferde weg. Die Ungarn waren besonders grausam, mißhandelten die Bewohner und schlugen in den Kellern die Faßböden ein, so daß der Wein ausrann. Mit ihnen wurde die Pest eingeschleppt, die viele Opfer forderte, die man sang- und klanglos in einem Massengrab außerhalb der Ortschaft bestattete. Die Soldaten droschen in Bullendorf sofort das Getreide auf den Feldern aus und führten es weg. Verräter gaben den Schweden die Stellen bekannt, wo Getreide, Wein oder Schätze vergraben waren. Der Pfleger ließ daher alte Getreidegruben öffnen und ausräumen und die Feldfrucht in die Mühle oder ins Bräuhaus führen. Das Ungeziefer und die Igel hatten in den Gruben einen bedeutenden Schaden angerichtet. Aus Furcht vor der Pest traute sich der Pfleger nicht in die Orte, um nachzusehen, wie es da ausschaute; es fehlten ihm die Kleider, die ihm der Gegner geraubt hatte. Neue zu kaufen, war er bei dem Geldmangel nicht imstande. Schweden und Ungarn traktierten die Bauern, schlugen sie, hieben sie nieder, beraubten sie und erzeugten so in den Gemeinden Not und Verbitterung. Die Ortschaften lieferten das Kontributionsgetreide nach Wilfersdorf. Als die Schweden aus Zistersdorf die Schutzwache abzogen, wurden die Bewohner ausgeraubt und die Vorstadt niedergebrannt. Solche Ausschreitungen der Untertanen fürchtete der Pfleger mehr als den Feind; so hielten es die untreuen Poysdorfer mit den Schweden, verrieten die 1300 Eimer Wein, welche die Herrschaft eingemauert hatte, und schauten ruhig zu, wie die Soldaten den Wein des Herrn von Mangen und des Grafen Trautson wegführten; ein Teil wurde gleich an Ort und Stelle getrunken, wobei die Poysdorfer redlich mithalfen.

Viel Getreide konnte nicht heimgeführt werden und durfte bis Martini draußen bleiben, da Pferde und Ochsen fehlten; viele schafften unter großer Anstrengung die Feldfrüchte mit dem Schubkarren heim. In Poysdorf sollte eine Zusammenkunft der Schweden mit einem kaiserlichen General-Auditor stattfinden; doch wälzte der Markt das Angebot ab; trotzdem erschienen 200 Schweden in Poysdorf und benutzten die Gelegenheit zu einer Plünderung der Einwohner.

Unterdessen versuchte Torstenson vergebens, die Stadt Brünn in seine Hand zu bekommen. Heldenmütig verteidigten sich die Bürger und schlugen jeden feindlichen Angriff ab. Der General Mortaigne drang einmal mit seinen Scharen durch eine Mauerbresche in Altbrünn ein, wurde aber sofort zurückgeworfen und dabei verwundet. An diesem Abwehrkampf der Stadt nahmen auch teil: Josef Pfleger, ein Gürtler von Prottes, Christoph Paul Faber von Hagenberg und der Organist Johann Martin Faber von Loosdorf (nach Dr. B. Bretholz). Am 15. August verließen die Schweden Brünn, wo sie eine Niederlage erlitten hatten; daher hieß es mit Recht: „Brieg und Brünn machen die Schweden dünn.“ Am 28. August stand Torstenson bei Mistelbach und im September bei Stockerau, von wo es nach Böhmen ging. Aus Zorn über den Mißerfolg bei Brünn plünderte der Feind die Märkte und Dörfer unserer Heimat. In Falkenstein, Nikolsburg, Rabensburg und Staatz blieb eine Besatzung zurück.

Von Ringelsdorf führten die Schweden alle Kühe, Pferde, Ochsen und Schafe mit. Wie es kalt wurde, zerhackten die Wilfersdorfer den Spältenzaun beim Schloß und das ganze Holz aus dem Frauengärtlein. Sagte der Pfleger etwas, so hieß es nur: „Der Fürst soll uns schützen.“ Im Meierhof standen 2 Kühe, 400 Schafe, 25 Schweine und 20 abgespänte Schweinln, die im Schloß gehalten wurden, damit die Bewohner nicht stahlen. Die Quardia-Schutzwache verspeiste ruhig das herrschaftliche Vieh und ließ es sich ganz gut gehen. Auf den Schafmeister konnte man sich nicht verlassen, weil er nichts anderes machte als trinken und mit seinem Weibe raufen. Im Schloß, das man nicht mehr als solches erkannte, hatten sich die Leute aus der Umgebung wohnlich eingerichtet, im Garten Holzhütten gebaut und die schönen Anlagen verwüstet, so daß alles unsauber und schmutzig war und der Gestank die Luft verpestete. Kein Wunder, wenn Krankheiten viele Menschenopfer forderten und täglich 3 bis 4 Personen starben. Die Bewohner mußten den Schweden die Kontribution weiter zahlen. Die Mistelbacher, die sie verweigerten, wurden strafweise am 16. März 1646 von einer Streitschar geplündert. Im April erschienen die Kaiserlichen unter de Souchez und vertrieben den Feind; in diesem Heere kämpfte auch Ferdinand, der Sohn des Fürsten Gundacker von Liechtenstein, mit; am 12. April 1646 teilte dieser in einem Briefe aus Marburg mit, daß er allen, die sich im Wilfersdorfer Herrschaftsgebiet ansiedeln wollten, Unterstützung mit Lebensmitteln, Wein, Holz und Baumaterial zusagte und Erleichterungen gewährte, denn es fehlte an Bauern, Handwerkern und Dienstboten.

Der Pfarrer Georg Wieber war vor den Schweden geflohen und hatte die Gemeinde verlassen. Im Pfarrhof waren Fenster und Türen eingeschlagen und der Ofen zertrümmert. Die Häuser waren unrein, voll Schmutz und infiziert, daß niemand einziehen wollte. In den Dörfern fehlten die Geistlichen und die Kinder besuchten keine Schule. Von Mistelbach erschien manchmal ein Priester, der in Wilfersdorf den Gottesdienst hielt. In Krut, das man nicht erkennen konnte, hatte der Feind arg gehaust, sodaß der Fremde nur rauchgeschwärzte Mauern sah. In Ringelsdorf zählte man 56 ruinierte Häuser, in Waltersdorf 13, in Wilfersdorf 7, in Mistelbach 24 und in Obersulz waren alle 60 Häuser bewohnt. Die schwedische Besatzung von Staatz und Falkenstein erhielt, als die Kaiserlichen diese Burgen eroberten, freien Abzug nach Seelowitz, wo sie am 5. September ankam und den Ort arg herrichtete. Dann marschierte der Feind nach Glogau, wohin der Kriegskommissär Busso 49 Fässer voll Bücher aus der Nikolsburger Schloßbibliothek geschickt hatte, die zum Teil nach Upsala geliefert wurden; einen Teil nahm die Königin Christine mit nach Rom (darunter das interessante Kriegstagebuch des unglücklichen Welen von Zierotin, des Besitzers von Lundenburg). (B. Dudik). Im November verweigerten die Untertanen jede Steuerleistung, weil sie so schwer gelitten hatten; denn sie zahlten neben den kaiserlichen und herrschaftlichen Abgaben die ziemlich hoch waren, noch die Kontribution an die schwedische Hauptkasse in Olmütz. Die Mistelbacher begehrten vom Fürsten Brennholz, 1 Viertel kostete 3 fl. Obwohl kein Schwede auf dem Boden unserer Heimat stand, fürchteten ihn doch die Leute mehr als den Teufel. Der Pfleger lebte in Furcht und Angst, daß sie ihm Hab und Gut wegnehmen und als Gefangenen verschleppen würden; denn in Südmähren stand eine feindliche Abteilung, die sofort jede Gemeinde strafweise plünderte, die keine Kontribution zahlte.

Aus Blumenthal und Obersulz hatten die Schweden reiche Beute (17 Pferde und 4 vollbeladene Wagen) mitgenommen; da erschien im Blumenthaler Schänkhaus Paul Pruger, der meinte: „Wenn ich 3 bis 4 Männer mit Rohren hätte, nehme ich dem Feind alles weg.“ Sofort eilten mehrere Blumenthaler dem Feinde nach und schafften 5 Pferde und alles, was ihnen gefiel, heim, während die Obersulzer, die gar nicht um Hilfe ersucht wurden, 8 Pferde einfingen. Der schwedische Oberst Rochow erschien einige Tage später in Obersulz, holte sich die Männer, die er in Lundenburg einsperrte, und ließ sich außerdem von dem Markte 699 fl als Strafe zahlen.

30. Jänner 1647. Die Untertanen der Herrschaft Wilfersdorf klagten, daß sie die vorgeschriebene Kontribution unmöglich zusammenbringen, weil sie ganz verarmt wären. Der Herr Busso, dem der Pfleger für jeden Monat 20 fl anbot, lehnte dieses Ansuchen ab, da es zu gering wäre. Zweimal plünderte der Feind im vergangenen Jahre strafweise das Herrschaftsgebiet, raubte und nahm Wein mit, sodaß in mancher Ortschaft nicht ein Tropfen vorhanden war. 1646 gab die Herrschaft allein 340 Eimer her; den Tatz wollten die Feinde an sich reißen; viele Weingärten waren verwüstet und lieferten keinen Ertrag. Die Bewohner kümmerten sich in ihrer Verzweiflung nicht um den Anbau und ließen den Dingen freien Lauf. Viele Häuser standen leer und öde, die Besitzer waren an der Pest gestorben oder weggezogen, sodaß z. B. Großkrut und Ketzelsdorf einen trostlosen Eindruck machten. Wohl verbot de Souchez am 6. März 1647 den Untertanen die Beförderung der schwedischen Post, wer erwischt wurde, käme in das Gefängnis. Am 14. März brannten in Wetzelsdorf fünf fürstliche Untertanen ab. Bürgermeister und Rat von Nikolsburg meldeten zwei Tage später, daß der Feind von Olmütz aus eine Kaution von 1000 Talern verlange und außerdem monatlich 300 Reichstaler u. zw. vom 3. März angefangen.

Der Pfleger klagte am 22. März, daß die Bauern schon durch 3 Jahre einen großen Teil ihrer Felder nicht anbauten, weil sie keine Lust zur Arbeit hatten. Dadurch verlor aber die Herrschaft den Zehent und ein großes Einkommen. Nun erließ der Generalproviantmeister den strengen Befehl, daß alle Bauern rechtzeitig ihre Felder und Weingärten bearbeiten, damit in den Proviantlieferungen keine Stockung einträte. Er drohte jedem mit scharfer Exekution, der diese Anordnung nicht befolge. Auch Busso forderte am 1. April ganz energisch von den Gemeinden die vorgeschriebenen Geldsummen, sonst würden sie mit Weib und Kind durch Feuer und Schwert „exekutiert“ und wie Feinde traktiert. In Großkrut war der Pfarrer Wahrendorf ausgeraubt worden und hatte sein Hab und Gut verloren. Es fehlten Geistliche und Lehrer, sodaß Kinder nicht getauft und die Toten nicht kirchlich begraben wurden. Die Geistlichen waren geflohen und kehrten nicht auf ihre Posten zurück. Die Jugend verwilderte und geriet auf Abwege, da sich niemand um sie kümmerte. Jede Gemeinde, die nicht ihren Verpflichtungen nachkam, wurde durch das erwähnte Streifkommando schwer bestraft (z. B. Süßenbrunn). Die Männer weigerten sich, mit den Geldsendungen nach Olmütz oder Mährisch Neustadt zu gehen, weil sie die Kaiserlichen hart bestraften, wenn sie die Boten erwischten. Die Gemeinden befanden sich da in einer schwierigen Lage, weil sie von den eigenen Soldaten nicht im Falle eines feindlichen Ueberfalles geschützt wurden. Mit der Roßrobot sah es bei dem Pferdemangel schlecht aus. In Bullendorf hielten sich 8 Bauern kein Roß, in Kettlasbrunn 28, in Loidesthal 5, in Wetzelsdorf 4, in Poysdorf 18 (darunter Hans Knoll, Fröschl und Schmidt), in Ketzelsdorf 4 und in Waltersdorf a. d. March gab es 14 Zugochsen; je ein Roß hatten in Blumenthal nur 7 Bauern, in Ketzelsdorf einer, in Obersulz 18 – von 20 Bauern. In Loidesthal verließen einige Bauern den Ort; vielen fehlte zum Ankauf das Geld; die ein Roß besaßen, verfügten wieder nicht über das notwendige Futter, so daß es arbeitsunfähig war. Die Mistelbacher verweigerten jede Art der Robot. In Kettlasbrunn lagen das Gemeindehaus und der Pfarrhof öde und verlassen da; das Jägerhaus hatten die Schweden ausgeraubt und die Einrichtung nach Obersulz mitgenommen. Die Regierung in Wien forderte am 6. Mai 1647 die Märkte Mistelbach, Obersulz, Wilfersdorf und Poysdorf in einem Schreiben auf, die kaiserlichen Steuern von 1646 nachzuzahlen; wären sie dies nicht imstande, so hätten sie rechtzeitig ihr „motium“ im Wilfersdorfer Rentamt vorzubringen.

Blumenthal erlegte am 30. Juni die schuldige Kontribution von 7 Häusern auf 3 Monate, u. zw. je 21 Viertel Korn und Hafer, 105 Pfund Fleisch, 105 Maß Wein, 357 Pfund Heu und 42 Pfund Stroh. Mistelbach und Poysdorf bekamen am 27. Juli von Olmütz eine schriftliche salva quardia, die alle Gemeinden notwendig benötigten, damit sie ihre Ernte gut heimbrächten. Schloß, Meierhof und die Schäferei waren in Wilfersdorf niedergebrannt; deshalb sollte der Pfleger strenge darauf sehen, daß der Feind keinen Schaden anrichte. Von den Herrschaftsbreiten in Mistelbach und Blumenthal holten sich die kaiserlichen Soldaten die Arbeitspferde. Zwei Personen, welche die Kontributionsgelder nach Olmütz trugen, wurden erwischt und aufgehängt. Inständig ersuchten alle Gemeinden, die Kontributionen genau zu „limitieren“ (festzusetzen); denn die Märkte Mistelbach, Obersulz und Poysdorf hatten sich von den anderen Ortschaften „separiert“ und schickten selbst die Geldbeträge nach Olmütz. Die Herrschaft verfügte über geringe Vorräte an Wein und Getreide, Geld hatte sie überhaupt keines und konnte nicht einmal die Beamten bezahlen. Nach Nikolsburg lieferte sie 12 Ochsen. Die Schweden teilten dem Pfleger mit, daß von nun an die Mühlen und Meierhöfe geschont würden; das Niederbrennen war jetzt strenge den Soldaten verboten – ein Lichtschimmer in der schweren Kriegszeit. Weil die Orte kein Geld auftrieben, so baten sie immer wieder um Nachsicht, die ihnen verweigert wurde. Des Feindes Gewalt lastete hart auf den Bewohnern und sie spürten am eigenen Körper die Wahrheit des Satzes: „Der Krieg muß den Krieg ernähren.“

Die Mistelbacher, denen 2000 fl Kaution vorgeschrieben war, brachten mit Mühe 700 fl zusammen; denn es war in dieser Zeit und bei dem Geldmangel unmöglich, irgendwo ein Darlehen aufzutreiben. Einige reiche Bürger, die daheim im Strohsack oder in einem Versteck Geld hatten, gaben nichts her und hatten kein Verständnis für die allgemeine Not. Die Herrschaft dachte an Zwangsmittel, um den Markt vor dem Untergang zu retten. Den Loidesthalern hatten Soldaten die Pferde weggenommen, während sie den Obersulzern blieben; doch verweigerten diese jede Robot, waren trotzig und ungehorsam, sodaß sich der Pfleger nicht zu helfen wußte. Ihm sowie den Dorfrichtern stand kein Strafmittel zur Verfügung, auch zwingen konnte die Obrigkeit keinen Untertan. Es gab kein Recht und Gesetz und der Pfleger ließ den Dingen freien Lauf. Wieder drohte de Souchez, alle Bewohner strenge zu bestrafen, die den Schweden Geld oder Lebensmittel lieferten. In Nikolsburg ergriffen die Kaiserlichen mehrere Boten und sperrten sie ein; es gab hier genug Reiter, welche das Land und die Untertanen beschützen sollten; auch Lundenburg sowie Wisternitz waren besetzt, nur Dürnholz war frei und hier gingen die Boten nach Olmütz. Immer neue Forderungen stellte der Kriegskommissär und drohte den Leuten mit Feuer und Schwert, falls sie nicht zahlten. Die Briefe kamen nach Poysdorf, von wo sie den einzelnen Gemeinden zugestellt wurden. Die Schweden richteten sich eine eigene Feldpost für ihren Briefverkehr ein. 25 solche Briefe fand man in einer Tischlade der Poysdorfer Gemeindekanzlei, die aber 1945 verbrannt wurden.

Durch 2 Monate gab es in Wilfersdorf keinen Gottesdienst und niemand wußte etwas vom Pfarrer Wieber; erst im September meldete er sich, daß er auf seinen Posten nicht mehr zurückkehren wollte. Weil auch Beamte fehlten, rissen im Markte trostlose Zustände ein, sodaß sich alle nach Frieden und Ruhe sehnten. Der Kaiser drohte in einem Patent allen, die ein Roß besaßen und keine Robot leisteten, schwere Strafen an. Für das Jahr 1647 zahlte die Wilfersdorfer Herrschaft 1042 fl 18 den Landsteuer – dabei zählte sie 224 verödete und verbrannte Häuser. Hohenau, Rabensburg, Dobermannsdorf und Großkrut hatten zusammen 402 zerstörte Häuser, waren also vom Feinde recht arg hergenommen worden. Die Herrschaft mußte den Untertanen Saatgetreide leihen, damit sie die Felder bestellten. Der Pfleger klagte über die halsstarrigen Dorfrichter und Geschworenen, die keine Nachricht über die Ortsereignisse schickten und falsche Angaben über Kriegsschäden machten; häufig widersprachen sich die Zahlen der öden Häuser.

In Mistelbach verfügte die Herrschaft mit Beginn des Jahres 1648 über 25 Roßroboter; viele hatten kein Geld, um ein Pferd zu kaufen und andere arbeiteten mit Zugochsen, die ihnen kein Soldat wegnahm. Die Mehrheit der Bewohner waren so arm, daß sie nichts hatten als das Dach über dem Kopfe und viele leider auch das nicht, weil die Wohnungen ausgebrannt und ausgeraubt waren. Um ein Stück Brot zu essen, gingen manche von Haus zu Haus betteln. Schon vor dem Ungar- und Schwedeneinfall zählte die Herrschaft viele leere Häuser, deren Bewohner in Erdställen und –löchern hausten.

In Mistelbach waren 1644 vier Häuser in Asche gelegt worden, 1645 aber 15, 1646 wieder 7 und am 30. 3. 1647 noch 6. Die Schweden plünderten 91 Häuser aus, welche die Landsteuer von 515 fl 38 kr nicht erlegen konnten; ebenso waren sie von der vorgeschriebenen Robot befreit. Nur 46 Hausbesitzer verpflichteten sich, die Steuer von 319 fl 9 kr zu entrichten. 8 Bauern waren so verarmt, daß sie nicht ein Roß kaufen konnten.

Bullendorf: 1644 neun öde Häuser, 1645 elf, 1646 sieben, ruinierte 9, die Landsteuer von 85 fl 36 kr dürfte nicht einkommen, nur 4 versprachen zu zahlen.

Kettlasbrunn: 1644 neun, 1645 – 35 auch das Gemeindehaus und der Pfarrhof, 1647 – 4, ruinierte 28 (die auch keine Robot leisteten), die Landsteuer von 162 fl 7 kr war nicht einzubringen.

Blumenthal: 1644 – 5, 1645 – 6, 1647 – 3, 1648 -3, ruinierte 9, schuldige Landsteuer – 20 fl 52 kr, 7 versprachen zu zahlen, 7 hatten ein Pferd, 5 konnten sich keines halten.

Loidesthal: 1644 – 13, 1645 – 23, 1646 – 4, 1647 – 4, ruinierte 8, ausständige Landsteuer 69 fl, 5 waren bereit zu zahlen.

Lanzendorf: 1644 – 2, 1645 – 5, 1646 – 0, 1647 – 0, schuldige Landsteuer 14 fl 57 kr 1 ½ den, nur die prässische Mühle wollte zahlen.

Hüttendorf: von den 11 fürstlichen Untertanen roboteten nur 3 mit dem Roß. 1644 – 5, 1645 – 6, 1646 – 0, 1647 – 1, ruiniert 4, ausständige Landsteuer 32 fl, zwei waren zahlungsfähig.

Wetzelsdorf: 1644 – 2, 1645 – 0, 1646 – 0, 1647 – 0, ruinierte 6, schuldige Landsteuer 19 fl 38 kr, 4 versprachen zu zahlen, 4 verarmte Bauern vermochten kein Roß zu erwerben.

Obersulz: keine öden Häuser, 15 ruinierte, fällige Landsteuer 20 fl 1 kr, 47 wollten zahlen, 11 Bauern waren hier Handroboter.

Poysdorf: 18 ruinierte Häuser, deren Besitzer weder roboteten noch Steuer zahlten, schuldige Landsteuer 33 fl 29 kr, 14 gedachten zu zahlen.

Wilfersdorf: 1644 – 2, 1645 – 13, 1646 – 2, 1647 – 0 öde Häuser, ruinierte 23, ausständige Landsteuer 65 fl 48 kr 2 den, zehn erklärten zu zahlen.

Waltersdorf a. d. March: 3 öde Häuser; vor dem Schwedeneinfall besaß jeder Bauer ein Roß; jetzt war keines zu sehen, wohl aber 14 Zugochsen.

Ketzelsdorf: hier wie in Waltersdorf a. d. March, wo 1646 von 12 abgebrannten Häusern gesprochen wurde, sind die Berichte ungenau; 1646 waren viele öde Häuser, ein leeres Schänkhaus – ausgestorbene Bauernhäuser, einzelne Bewohner waren weggezogen, ein Weib hatte weggeheiratet; viele gingen betteln. An anderer Stelle heißt es: 1 Bauer hatte ein Roß, 4 aber keines, 3 öde Häuser.

Großkrut: völlig öde.

Paasdorf: 3 öde Häuser und 1 ruiniertes.

Windisch-Baumgarten: 2 öde Häuser.

Wolfpassing: 1 ruiniertes Haus.

Ein zweiter Bericht erzählt: Poysdorf: 11 öde Häuser, Ringelsdorf: 56 abgebrannte Häuser; Waltersdorf: neben den 12 ruinierten war kein Haus bewohnt; Wilfersdorf: von 48 Häusern waren 7 niedergerissen und öde; Mistelbach: 24 öde Häuser.

In diesem Jahr verbreitete sich das Gerücht, daß im Reich draußen Friedensverhandlungen geführt würden – ein leiser Hoffnungsschimmer in dieser schweren Zeit. Manche schüttelten ungläubig den Kopf, anderen schöpften neuen Mut und Zuversicht. Frieden – für viele ein unbekanntes Wort, das aber doch die Schaffensfreude und Arbeitslust in allen Gemeinden anregte. Der Pfleger konnte diese Tatsache feststellen und meldete dem Fürsten voll Freude die Anzeichen einer Besserung.

Die Pachtverträge mit den Bestandmüllern und die Mauten wurden erhöht; langsam hob sich der Verkehr auf den Straßen, Kauf- und Fuhrleute zeigten sich; neue Ansiedler bekamen von der Herrschaft Bauholz zum Aufbau der zerstörten Gebäude. Mit dem Bau des Schlosses in Rabensburg, das 1645 durch Granaten arg beschädigt und dann ganz ruiniert war, konnte begonnen werden; den Plan zum Bau entwarf ein Meister aus Poysdorf, den Kalk holte man aus Ungarn, Dachziegel von Wilfersdorf und Mauerziegel von Hohenau. Waisenknaben, die gut lesen, rechnen und schreiben konnten, nahm der Pfleger in seine Kanzlei oder in die Gärtnerei. Für die Feldarbeit kaufte er mehrere Wagen, Pflüge und 16 Paar Zugochsen à 26 Reichstaler. Das Wild in den Wäldern hatten die Soldaten und Raubschützen zum Großteil gefangen; im Kettlasbrunner Wald spürte man Wildschweine auf. Bevor die Binder eine Arbeit übernahmen, verlangten sie eine Anzahlung. Die Franziskaner von Zistersdorf, die in Wilfersdorf beim Gottesdienst aushalfen, wollte kein Bauer zum Mittagstisch nehmen, weil sie viel Wein begehrten; die Kirchenornate waren hier gestohlen. Die Herrschaft mußte, da sie keine Handwerker fand, brüderische Zimmerleute aus Groß-Schützen und St. Johann einstellen, die nach 1620 aus dem Lande gejagt waren. Jeden Boten, der mit Kontributionsgeldern nach Olmütz ging, schlugen die Kaiserlichen in Band und Eisen. Die zwei Fischteiche bei Wilfersdorf hatten die Schweden teilweise ausgefischt und zugrundegerichtet. Der Hündische Zehent in Bullendorf brachte in der Schwedenzeit nur 1 ½ Metzen Korn, 1 ¼ Metzen Heiden und 2 Eimer Wein der Herrschaft ein.

Unsere Leute klagten und jammerten wegen der Kriegsschäden, obwohl es nicht so arg war wie im benachbarten Südmähren, wo der Feind viele Gemeinden niedergebrannt hatte. Dazu lagen hier 800 Kaiserliche, die es nicht viel besser trieben. Die Angst vor den schwedischen Streitscharen, die blitzartig bald hier, bald dort auftauchten, war sehr groß; denn unsere Leute hatten jedes Zutrauen zu den Kaiserlichen verloren, die dem Feinde absichtlich auswichen und ihn ruhig plündern ließen. Den Pfleger von Eisgrub verschleppte der Feind nach Olmütz und 14 Reiter überfielen die Stadt Auspitz. Die Kaiserlichen hielten die Brücken über die Thaya wohl besetzt, doch ritt der Gegner an seichten Stellen unbehindert durch.

Am 5. Jänner 1648 brannten in Mistelbach viele Häuser ab: 17 im Markt, 18 im Mittern Viertel, 15 im Oberen Viertel, 6 in den Wieden und eines war wegen Feuersgefahr niedergerissen worden. Im März 1648 bezahlte jedes Haus schnell die Kriegssteuer, weil man einen feindlichen Einfall befürchtete; denn der Pfleger von Kirchstetten berichtet nach Wilfersdorf, daß die Schweden von Olmütz 1000 Pferde zusammengezogen hätten. Ueberall fehlte das Geld, so daß der Pfleger im Wilfersdorfer Herrschaftsgebiet kaum 10 fl zusammenbrachte; im Rentamt hatte die Herrschaft 29 fl 27 kr – im Hohenauer 140 fl 14 kr 1 den. Der Weinhandel stockte und die Gasthäuser waren meist leer. Die Armen klagten über den Brotmangel, ihre Kinder litten Not und konnten sich nicht satt essen. Da hörte der Pfleger oft harte Worte, weil er den Beschwerden der Inleute machtlos gegenüberstand. Die Herrschaft sollte eingreifen und die Uebelstände beseitigen.

Die Herrschaft baute 110 Mut Sommerfrucht an, (Hohenau nur 11 Mut und 22 ½ Metzen). Kaum war mit dem Bau des Schlosses in Wilfersdorf begonnen worden, quartierte sich Militär ein, das Speise, Trank und 3 fl pro Mann und Woche verlangte. Der Bau wurde eingestellt. Der Kommandant der salva quardia, ein reformierter Offizier, hielt aber strenge Zucht und Ordnung; trotzdem verlangten die Wilfersdorfer, daß das Militär auslogiert werde, da es die Bewohner hart bedrückte. Im Juni erhielt das Schloß 30 Musketiere, Pulver und Lunte, aber kein Blei. Die Zehentstreitigkeiten konnten nicht entschieden werden, weil die alten Leute tot waren und niemand eine richtige Auskunft geben konnte; eine schwierige Frage war der Hündische Zehent in Bullendorf. In Poysdorf war wieder der Hündische Hof, der dem Liechtenstein gehörte, verschwunden. Die herrschaftlichen Gärten lieferten eine reiche Obsternte und die Nußbäume 9 Metzen Nüsse. Das Obst ließ der Pfleger dörren und einen Teil verkaufen.

In Bullendorf waren die Felder und Weingärten im Seegrund durch 3 Jahre nicht bearbeitet und ganz verödet. Im Herrschaftsgebiet zählte der Pfleger: 64 alte öde Häuser, die 90 fl 59 kr Steuer schuldeten, 166 neue öde mit 511 fl 53 kr Steuerschulden und 219 ruinierte mit 471 fl 20 kr ½ den fälligen Steuern, 146 Häuser wollten zahlen, so daß in Summe 595 fürstliche Hausbesitzer zur Herrschaft gehörten; dabei sind aber die Abbrändler vom 5. Jänner 1648 in Mistelbach nicht mitgezählt.

Am 2. November wurde ein Waffenstillstand verkündet und am 9. erfolgte der Friedensschluß zu Münster und Osnabrück; im gleichen Monat stellte die Wilfersdorfer Herrschaft Soldaten nach Korneuburg u. zw. einen tauglichen Mann auf 30 – 40 „aufrechte“ Häuser; jeder – es waren meist solche aus den ärmeren Klassen – mußte ein gutes Gewehr haben und 4 fl Handgeld. Weil die Herrschaft nur 146 „aufrechte“ Häuser zählte, waren 3 Mann zu stellen; die übrigen (26) entrichteten je 1 fl 6 kr in das Wiener Einnehmer-Amt.

Am 24. November 1648 läuteten die Kirchenglocken – sofern sie noch vorhanden waren – den Frieden in den Dörfern ein. Friede – das Wort klang wie eine Himmelsbotschaft im Munde unserer Ahnen, die Freudentränen weinten und sich auf der Straße umarmten. 30- bis 35jährige Leute hatten nie den Frieden gekannt, da sie im Kriege aufgewachsen waren. Ergraute Krieger, denen die Heimkehr bevorstand, sagten mit dem Dicher:

„O schöner Tag, wenn endlich der Soldat

ins Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit,

zum frohen Zug die Fahnen sich entfalten,

und heimwärts schlägt der sanfte Friedensmarsch.“

Friedrich Schiller, „Wallenstein“ II.

Unsere Heimat genoß nicht die Wohltat und die Segnungen des Friedens, auf die viele gehofft hatten; denn die Wiedertäufer, welche in Ungarn sehnsüchtig auf die Heimkehr gewartet hatten, wurden nicht zurückgerufen. Oesterreich duldete keine Akatholiken, die um ihres Glaubens willen von Haus und Hof gejagt und in die Fremde getrieben waren. Auch die Kontributionen nach Olmütz gingen eine Zeitlang weiter. Im Dezember 1648 verlangte der Kriegskommissär von den 4 Märkten Mistelbach, Obersulz, Poysdorf und Wilfersdorf 1800 Reichstaler sofort und 172 Reichstaler monatlich. Diese Abgabe war schon seit 2 Monaten ausständig. Die Untertanen klagten dem Pfleger, daß sie kein Geld besaßen. Am 30 Dezember erschien der Obristwachtmeister Jakob Lizlmann mit seiner Kompagnie vom Kollobrat-Regiment in Wilfersdorf; der Kommandant quartierte sich in Mistelbach ein, während der Kapitänleutnant in Wilfersdorf blieb und für seine Verpflegung wöchentlich 40 fl forderte (früher einmal 60 fl für einen Offizier). Bei der Einquartierung von Reiterei entfiel auf sechs bestiftete Häuser ein Mann.

Der Pfleger fand unter den Soldaten viele Reformierte, da man beim Militär diese gern annahm; sonst durfte sich kein Akatholik in Oesterreich aufhalten. Die Herrschaft überprüfte strenge die Zehenteinnahmen, verlangte von den Untertanen, daß sie alle Felder bebauten, und versuchte mit allen Mitteln, die Kriegsschäden zu beheben und die Wirtschaft ins alte Friedensgeleise zu bringen. Traurig schaute das äußere Bild der Ortschaften und Felder aus, aber noch trauriger war die Moral, die einen Tiefpunkt erreicht hatte. Der Begriff Menschlichkeit war unbekannt, die Leute zuchtlos und verroht; viele Betrüger und abgedankte Soldaten, die in das bäuerliche Leben nicht zurückfanden, machten die Straßen und Dörfer unsicher. Das Schloß in Prinzendorf, das als Ruine dastand, nannten die Leute „Oedenhof“. Die Mistelbacher errichteten neben der Wilfersdorfer Straße einen Bildstock zur Erinnerung an die Schwedenzeit (heute neben dem Siechenhaus).

Die Herrschaft verzeichnete an Getreideschulden der einzelnen Gemeinden aus den Jahren 1648 und 1649:

|  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- |
|  | (Metzen) | (Metzen) | (Metzen) |
| **Gemeinde** | **Korn** | **Hafer** | **Heiden** |
| Wilfersdorf | 100 | 73 | 59 |
| Kettlasbrunn | 116 | 126 | 38 |
| Ober-Sulz | 490 | 531 | 45 |
| Blumenthal | 85 | 84 | 55 |
| Loidesthal | 55 | 130 | 58 |
| Ringelsdorf | 36 | 120 | 8 |
| Bullendorf | 97 | 150 | 15 |
| Ketzelsdorf | 27 | 67 | 28 |
| Wetzelsdorf | 33 | 45 | 7 |
| Großkrut | 11 | 39 | - |
| Loosdorf | 24 | - | 21 |
| Mistelbach | 80 | 251 | 7 |
| Lanzendorf | 12 | - | 9 |

Die Obersulzer forderten 1650 von den Blumenthalern eine Vergütung für jene Sachen, die sie beim Schwedeneinfall erbeuteten. Der Prozeß zog sich bis 1653 hin. Da wurde erst das Urteil gefällt; die Blumenthaler zahlten 71 fl 30 kr + 282 fl 30 kr = 354 fl. Weil es 8 Personen waren, entfielen auf eine 44 fl, die sie ratenweise à 10 fl immer zu Weihnachten ablieferten.

Am 7. Juli 1650 verließ der letzte Schwede die Stadt Olmütz und sie zogen in ihre Heimat. Alles atmete auf, als diese Nachricht zu uns kam. Damit war jene schwere Zeit, die unseren Ahnen ungeheure Lasten aufgebürdet hatte, beendet. Torstenson, der wegen eines Gichtleidens nach der Belagerung Brünns das Kommando niedergelegt hatte, starb 1651 in Stockholm.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinschen Hausarchiv

Veröffentlich in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, Mai 1952, S. 17 + 18, S. 21 + 22, S. 26 - 28, S. 30, S. 34 - 36, S. 39

Die Schweden kommen

Der Krieg mit Dänemark, der dem böhmischen Aufstand folgte, verschonte unsere Heimat, die der Ruhe notwendig bedurfte, um die Kriegsschäden der vergangenen Jahre zu beseitigen und die Wirtschaft in Gange zu bringen. 1625 war ein schlechtes Weinjahr, weil die Fechsung bei vielen Bauern nicht einmal den Arbeits- und Baulohn deckte. Das falsche Geld, das 1627 im Umlauf war, rief unter den Bewohnern berechtigte Bestürzung hervor; die fremden Krämer und Kaufleute, welche sich in Poysdorf ansiedelten, waren verpflichtet, sich zuerst in Wilfersdorf bei der Herrschaft anzumelden und hier einen „Anvogtbrief“ zu erbitten, sonst gewährte ihnen der Fürst keine Hilfe und keinen Schutz in der Not. Die Lebensmittelpreise zeigten die normale Höhe wie im Frieden. 1 Metzen Korn 33 kr, 1 Eimer Wein 1 fl 30 kr bis 5 fl, ein Viertel Erbsen 15 kr, ein Laib Brot 6 kr, eine Elle Zwillich 12 kr, ein Pfund Rindfleisch 3 kr, ein Hufeisen 8 kr, 4 Besen zum Dreschen 6 kr, ein Metzen Kalk 24 kr; in manchen Gegenden herrschte bittere Not und den Leuten fehlte das Brotgetreide, so daß sie zum Ersatz Eicheln, Heu und Rinde zerrieben, um ein Kochmehl zu haben. Die Steuern wurden immer drückender und das Geld in der breiten Masse immer weniger. Als der Kaiser Ferdinand II. Znaim besuchte, erhielt er ein Geschenk von 17.500 fl, der Kronprinz 20.000 fl, und die Kaiserin 15.000 fl.

1630 erschienen die Schweden in Nord-Deutschland, die bei unseren Leuten keine Achtung hatten; denn man unterschätzte sie, lachte über den „Schneekönig“ Gustav Adolf und glaubte, sie mit nassen Fetzen hinaustreiben zu können, wenn sie zu uns kommen sollten; andere meinten, daß sie im warmen Donautal zergehen würden wie der Aprilschnee in der Sonne. Die Herrschaftsbeamten gaben Anlaß zu Klagen: sie wären unfähig, könnten nicht rechnen, schauten überall auf ihren Vorteil, gingen auf die Jagd, vergnügten sich, statt zu arbeiten, verständen nichts vom Feldbau, ließen die Feldfrüchte verderben, vergriffen sich an den Waisengeldern usw. Der Fürst Gundacker von Liechtenstein gab deshalb genaue „Instruktionen“ heraus, die den Wirkungskreis eines jeden Beamten festsetzten. Der Lebensmittelmangel verursachte Krankheiten und Seuchen unter der Bevölkerung, besonders die Pest raffte viele Bewohner weg. Ein Abwehrmittel gegen diese sah man in den Buß- und Wallfahrten nach Alt-Ruppersdorf und nach Nikolsburg, wo an Stelle des Tanzberges der hl. Berg als Andachtstätte eingerichtet wurde.

Der Wilfersdorfer Amtmann konnte die öden Häuser in den Gemeinden nicht mit neuen Ansiedlern bestiften; die Regierung forderte immer wieder Korn, Hafer und Wein; doch schaute es mit dem Getreide schlecht aus, weil die vorgeschriebene Menge nicht vorhanden war. Der Wein wurde vollständig geliefert. In Poysdorf quartierte sich 1631 ein ganzes Regiment ein. Die Herrschaft teilte 1632 die Kontributions-Repartition auf die einzelnen Gemeinden auf; auf jedes Haus entfielen 4 fl 5 Schilling 10 den, mehr als 8 fl 20 den und 1 ½ Metzen Getreide. Wilfersdorf hatte 49 fürstliche Häuser, Bullendorf 37, Kettlasbrunn 76, Obersulz 60, Blumenthal 34, Loidesthal 53, Wetzelsdorf 12, Ketzelsdorf 48, Ringelsdorf 54, Waltersdorf a. d. M. 20, Lanzendorf 10, Hüttendorf 18, Paasdorf 4, Mistelbach 184, Poysdorf 62, Großkrut 17, Windisch-Baumgarten 3 – zusammen 741. Wilfersdorf lieferte 228 fl 40 kr und 396 fl 5 kr und 2 Mut 13 2/4 Metzen, Bullendorf 172 fl 40 kr und 299 fl 5 kr und 1 Mut 2 Metzen, Kettlasbrunn 354 fl 40 kr und 614 fl 20 kr und 3 Mut 4 Metzen, Obersulz 280 fl und 485 fl und 3 Mut, Blumenthal 158 fl 40 kr und 264 fl 50 kr und 1 Mut 21 Metzen, Loidesthal 247 fl 20 kr und 428 fl 25 kr und 2 Mut 19 2/4 Metzen, Wetzelsdorf 56 fl und 97 fl und 18 Metzen, Ketzelsdorf 224 fl und 388 fl und 2 Mut 4 Metzen, Ringelsdorf 232 fl und 436 fl und 2 Mut 21 Metzen, Waltersdorf 93 fl und 161 fl und 1 Mut, Lanzendorf 46 fl 40 kr und 80 fl 50 kr und 15 Metzen, Hüttendorf 84 fl und 145 fl 30 kr und 27 Metzen, Paasdorf 18 fl 40 kr und 6 Metzen, Mistelbach 858 fl 40 kr und 1487 fl 20 kr und 9 Mut 6 Metzen, Poysdorf 289 fl 20 kr und 501 fl 10 kr und 3 Mut 3 Metzen, Großkrut 79 fl 20 kr und 137 fl 25 kr und 25 2/4 Metzen und Windisch-Baumgarten 14 fl und 24 fl 15 kr und 4 2/4 Metzen. (1 Mut = 30 Metzen, ein Achtering = 1,75 l.)

In einem Memorandum an den Kaiser verlangte der Fürst Gundacker, nach der Schlacht bei Lützen, sofort Frieden zu schließen; es wäre dies die beste Gelegenheit, sonst schaltet sich der Erbfeind Frankreich ein und das wäre ein Unglück für Volk und Land; überall zeigte sich eine Kriegsmüdigkeit, alles sehne sich nach Frieden, Ordnung und Sicherheit; deshalb müsse der Kaiser die Hand zum Frieden reichen. Dagegen trat die Hofpartei für die Fortsetzung des Kampfes bis zum siegreichen Ende ein. Der Fürst fiel in Ungnade, zog sich nach Wilfersdorf zurück und widmete sich hier ganz der Landwirtschaft.

1633 mußte jedes Haus für die Repartition 5 fl und 1 Metzen Getreide und 1 ½ Metzen Hafer und 15 Achtering Wein geben und 1634 noch 2 fl 15 kr und 1 7/8 Metzen Getreide und 2 2/4 Metzen Hafer und 25 Achtering Wein. Der Fürst Liechtenstein beschwerte sich 1634 beim Kaiser, daß Mistelbach, Poysdorf und Krut durch 7 Monate Militär in Quartier und Verpflegung übernehmen mußte – Poysdorf später noch einmal durch 6 Monate -, während die Herrschaften Staatz, Poysbrunn, Asparn a. d. Zaya und Zistersdorf verschont blieben und zu keiner Leistung herangezogen würden; er verlange gleiches Recht für alle.

Die Ausstände der Untertanen betrugen bei der Wilfersdorfer Herrschaft in der Zeit von 1632 bis 1635: an Geld 1226 fl 5 kr, an Getreide 22 Mut 2 ³/4 Metzen, an Hafer 17 Mut 23 ¾ Metzen und an Wein 107 Eimer 33 Achtering. Ein Metzen Korn kostete 36 kr, Weizen 1 fl 15 kr, Hafer 24 kr, Heiden 33 kr, Linsen 1 fl 15 kr, 1 Pfund Schmalz 14 kr, 1 Pfund Seife 9 kr, 1 Kapaun 24 kr, 1 alte Henne 10 kr, 1 Paar Tauben 6 kr und 12 Eier 3 kr.

Das Jahr 1638 war sehr heiß und trocken, selbst der Morgentau fehlte und die Erde hatte Risse; Futter war wenig, so daß die Bauer ihr Vieh teilweise verkauften, das nach Bayern ging, wo es in den Kriegswirren vom Feinde geschlachtet war. Eine Naturerscheinung verursachte große Bestürzung; es zeigten sich am Himmel Feuerkugeln, die zu Erde fielen, hier verlöschten und einen Schwefelgeschmack hinterließen. Das Volk fürchtete ein Massensterben, das als Strafgericht Gottes über die Menschheit kommen würde. Korn und Hafer brachten eine geringe Ernte, Hirse zeigte einen schönen Ertrag und der Wein machte dem 8er-Jahr volle Ehre. Die Kornpreise stiegen nach der Ernte (Korn 2 fl, Weizen 2 fl 30 kr und Hafer 1 fl); zu Weihnacht erreichte der Kornpreis den des Weizens. Das Gesinde diente ums Essen, Bettler zogen von Dorf zu Dorf und wollten nur ein Stück Brot. In der Weinlese setzte ein Regenwetter ein, das die Wege grundlos machte; deshalb spannten die Bauern für eine 15 Eimer = Load 4 bis 6 Pferde ein, um sie heimzuführen. Die Hauer zahlten für eine sehr weite Fuhr 1 fl, sonst 15 bis 20 kr. In diesem Jahre wanderten viele Arme aus und gingen in Gegenden, wo sie sich satt essen konnten. Zu Ostern 1639 besserte sich die Lage, als von Bayern Getreide auf dem Donauwege nach Stockerau kam, von wo es unsere Bauern holten. Die Herrschaft Wilfersdorf verzeichnete 1638 an rückständigen Landesanlagen: Wilfersdorf 27 fl 25 kr, Bullendorf 2460 fl 56 kr 2 den, Kettlasbrunn 254 fl 23 kr, Obersulz 90 fl 7 kr, Blumenthal 415 fl 17 kr, Loidesthal 1321 fl 50 kr, Ringelsdorf 97 fl 36 kr, Waltersdorf a. d. March 374 fl 47 kr, Großkrut 94 fl 54 kr, Ketzelsdorf 142 fl 35 kr 3 den, Wetzelsdorf 165 fl 36 kr 3 den. Die Militäreinquartierungen fürchteten die Hausbesitzer, weil die Soldaten keinen Unterschied zwischen Mein und Dein kannten und die Haustore und –türen Tag und Nacht offen bleiben mußten. Alles atmete dann auf, wenn der letzte Krieger aus dem Dorfe marschierte.

1639 war ein gesegnetes Jahr, in dem alle Feldfrüchte reichen Segen brachten. Als sich im Frühling sehr viele Maikäfer zeigten, die einen bedeutenden Schaden anrichteten, besprengten die Poysdorfer die Weingärten mit Weihwasser gegen diese Schädlinge. Ein kühles, regnerisches Wetter vernichtete die Tiere. Große Angst verursachte die Nachricht, daß die Schweden in Böhmen stehen und mit einem Einfall des Gegners gerechnet werden mußte. Der Straßenverkehr, der den Gemeinden viel Geld eintrug (Vorspannleistung, Uebernachten, Einkauf von Heu, Hafer und Wein), ruhte, kein Fuhrmann ließ sich blicken, der Wein fand keine Käufer und sein Preis sank von Monat zu Monat. Die Regierung verlangte den Bau von Schanzen und Wehranlagen und die Bewohner sollten sich fleißig im Gebrauch der Waffen üben. Wo aber sollten die Wehrbauten angelegt werden? Die einen dachten sich: „Gegen Schwedenmacht ist kein Schild erdacht“, die anderen warteten und überließen es der Zeit, der sie nicht vorgreifen wollten, die dritten besserten die alten Hausberge und Tumuli etwas aus und glaubten, genug fürs Vaterland getan zu haben. In Geiselberg heißt in der Josefinischen Kartenaufnahme der Hausberg „Schwedenschanze“. Die Poysdorfer besserten die 5 Tore, den Schanzgraben, das Rondell aus und warfen hinter der Kirche Schanzen auf. Größere Aufmerksamkeit schenkte man den Burgen in Ernstbrunn, Michelstetten, Wilfersdorf, Staatz, Falkenstein, Herrnbaumgarten, Rabensburg und Hohenau; die wurden teilweise mit Pulver, Kugeln, Doppelhaken und Kanonen versehen; auch Lebensmittel schaffte man als Vorrat herbei; nur mit dem Exerzieren und den Schießübungen wollte es nicht recht gehen, da nur die größeren Gemeinden wie Poysdorf Schießstätten besaßen und niemand gern ein Gewehr für Kriegszwecke in die Hand nahm, wohl aber zum Jagen, wenngleich dies verboten war. Zum Schutze des Landes und der Stadt Wien gab die Regierung viel Militär in die Orte, so daß ein empfindlicher Brotmangel eintrat. Die Leute meuterten und verlangten vom Wilfersdorfer Amtmann Hilfe. Der aber konnte wenig machen, weil das Militär überall den Vorrang hatte und seine Wünsche zuerst berücksichtigt wurden. Die Ausstände an der Landsteuer erreichten für die Liechtensteinischen Untertanen im Wilfersdorfer Gebiet die Höhe von 1043 fl 18 den; im Herrschaftsbereich zählte man 64 öde Häuser, die aus Mangel an tauglichen Personen oder Familien nicht bestiftet werden konnten; bitter klagte man über das Ausbleiben der Fremden – also schätzte man schon damals den Fremdenverkehr hoch ein, da er Geld ins Haus brachte.

1640 war eine mittelmäßige Weinernte; denn eine Mäuseplage schädigte den Weinstock, da diese Tiere die Stöcke kahl fraßen. Am 11. April äscherte eine Feuersbrunst in Poysdorf 170 Häuser ein. Die Herrschaft begehrte von jedem aufrechten Haus an Extrasteuer 7 Gulden und 7 Achtel Korn. Ueberall fehlte das Geld und die Ausstände häuften sich beim Rentamt; die Inhaber der Fischbehälter in der Zaya wiesen einen Rückstand von 55 fl 15 kr auf, die Schäfereien sogar 1640 fl und der Tatz (eine Weinsteuer) konnte nur zum Teil hereingebracht werden.

Jedes bestiftete Haus hatte 1641 an Untertanengebühren 5 fl 12 kr zu entrichten und zwar zahlte der Besitzer 2 Drittel und das Gesinde ein Drittel; von den 533 herrschaftlichen Häusern gingen 2771 fl 36 kr ein und von denen des Fünfkirchner 322 fl 24 kr – zusammen 3094 fl.

Die Steuer konnte aber in drei Raten gezahlt werden, u. zw. zu Bartholomäi, zu Michaeli und zu Martini. Weil aber schon damals der Mensch beim Steuerzahlen nicht sehr ehrlich war und vieles verschwieg, nahm der Amtmann eine genaue Zählung im Herrschaftsgebiet vor.

1641. Inleute, die untertänig, aber nicht behaust sind.

|  |  |  |  |  |
| --- | --- | --- | --- | --- |
| Ort | Männer | Frauen | Knaben | Mädchen |
| Wilfersdorf | 8 | 8 | 3 | 5 |
| Bullendorf | - | - | - | - |
| Kettlasbrunn | 6 | 6 | 4 | 4 |
| Obersulz | 9 | 9 | 2 | 6 |
| Blumenthal | 3 | 3 | 4 | 2 |
| Loidesthal | 3 | 3 | 1 | 2 |
| Ringelsdorf | 26 | 25 | 14 | 16 |
| Waltersdorf | 5 | 7 | 3 | 7 |
| Groß-Krut | - | - | - | - |
| Ketzelsdorf | 4 | 4 | 2 | 3 |
| Poysdorf | - | - | - | - |
| Wetzelsdorf | - | - | - | - |
| Mistelbach | 9 | 6 | 11 | 3 |
| Hüttendorf | - | - | - | - |
| Lanzendorf | - | - | - | - |
| Eibesthal | 4 | 4 | 2 | 2 |

1641: Robotleistung und Einwohner.

**Roß- Hand-**

**Ort: Robot Männer Frauen Knaben Mädchen**

Wilfersdorf 16 35 40 40 49 50

Bullendorf 19 24 30 30 26 30

Kettlasbrunn 31 42 52 52 73 65

Obersulz 28 42 71 68 109 99

Blumenthal 16 26 29 29 36 35

Loidesthal 34 18 33 32 44 44

Ringelsdorf 71 17 51 55 73 92

Waltersdorf 32 - 21 20 18 28

Groß-Krut 6 9 10 10 4 3

Ketzelsdorf 4 18 20 19 27 28\*)

Wetzelsdorf 10 5 10 10 11 12

Poysdorf 6 60 61 61 80 80

Mistelbach 70 138 147 153 159 182

Lanzendorf 2 7 9 10 9 15

Hüttendorf 8 10 10 10 10 16

Windisch-Baumgarten - 3 3 3 2 6

Erdpreß - - 1 1 1 2

Maustrenk - 1 1 1 - -

Wolfpassing 1 - - - - -

Eibesthal - - 58 58 83 81

\*) Der Richter robotet nicht.

Wieder mußte der Fürst Liechtenstein seinen Beamten ermahnen, strenge bei Ein- und Verkäufen vorzugehen, da er jede Unterschlagung oder Unehrlichkeit bestrafen werde. Der heiße Sommer war dem Weine gut (1641). Obwohl der Straßenverkehr durch die Kriegswirren stillgelegt war, machten Räuber und Wegelagerer auf der Hohenleiten, außerhalb Ketzelsdorf beim Poybach und im Tennauwald die Poststraße unsicher; wer nach Brünn reiste, wählte die Straße über Ulrichskirchen, Mistelbach und Neudorf.

Am 31. Mai besiegte Torstenson die Kaiserlichen bei Schweidnitz und rückte bis Olmütz vor, wo sich der Oberst Miniati am 15. Juni ergab. Diese Stadt behielt der Feind bis 1650 in seiner Hand. Nun hatte er die schlesische Straße im Besitz und der Weg nach Wien stand ihm offen. Flüchtlinge aus Mittel- und Südmähren erschienen und brachten Schauernachrichten, die bei uns nur die Angst und Furcht vergrößerten. Die Zaghaften packten zusammen und flohen, die anderen vergruben und vermauerten rasch Hab und Gut, die Bauern verkauften nach der Ernte sofort ihr Getreide oder versteckten es in Erdgruben. Die Gemeinden führten Nachtwachen ein, die den Ort nach Räubern und Dieben durchsuchten; jeder Hausbesitzer stellte auf den Dachboden mehrere Bütteln Wasser bereit, um einen Brand gleich löschen zu können, denn das Raubgesindel zündete zuerst ein oder zwei Häuser an, um in der allgemeinen Verwirrung besser und leichter stehlen zu können. Werber kamen und versprachen den Burschen goldene Berge, wenn sie in die kaiserliche Armee eintreten; ein Herrschaftsbeamter und der Rentschreiber begleiteten die Werber durch die Dörfer und Märkte. Wer ein Geld hatte, vergrub es; vor einigen Jahren fand in Ketzelsdorf ein Bauer (Michael Mock) in der Ried „Gringen“ einen Beutel voll Geld, der in diesem Jahr vergaben war. In Alt-Lichtenwarth brannten 12 Häuser ab, in Dobermannsdorf 18, in Palterndorf und Waltersdorf je 7. In den Gemeinden lag viel Militär, das mit dem Bauer lebte und seinen Schüttkasten sowie seinen Keller oft besuchte. Das kaiserliche Hauptquartier befand sich in Seelowitz (südlich von Brünn). Die Männer und Burschen hatten Angst, daß sie von den Kaiserlichen als Spione oder Kundschafter verwendet werden. Verrufen war die Armeegruppe des Grafen Gallas, der bei Dürnholz lag und die Dörfer der Umgebung unsicher machte; sie verfolgte den Grundsatz: „Der Krieg muß den Krieg ernähren.“ Da sich die Untertanen von der Robot drückten und nicht erschienen, ließ der Wilfersdorfer Amtmann ein Verzeichnis der Roß- und Handroboter anlegen.

1642.

Ort: Roß- Hand-

Robot

Wilfersdorf 18 35

Kettlasbrunn 38 40

Bullendorf 22 23

Obersulz 30 49

Blumenthal 16 27

Loidesthal 41 42

Ringelsdorf 84 18

Groß-Krut 6 1

Ketzelsdorf 4 261)

Lanzendorf 2 5²)

Hüttendorf 6 12²)

Mistelbach 41 106

Poysdorf 6 59³)

Windisch-Baumgarten - 3

Erdpreß - 2

1) 4 haben zwei Freijahre.

²) drei öde.

³) Im Jahre 1643 4 Roß, 63 Handrobot.

In Loidesthal drohten die Kaiserlichen, den Bewohnern die Nasen und Ohren abzuschneiden. Die Obersulzer wollten Haus und Hof verlassen und abwandern. Die heimlichen Protestanten zeigten ihre Gesinnung ganz offen und besuchten den Gottesdienst in den evangelischen Kirchen jenseits der March; dieses „Auslaufen“ war um Dürnkrut so arg, daß der Graf Trautson dagegen einschreiten mußte.

In den unterrichteten Kreisen sprach man ganz offen von dem Einsturz der Hausmacht Österreichs; nun erinnerte man sich, an das Memorandum des Fürsten Gundacker vom Jahre 1632, der die Lage damals richtig beurteilt hatte. Niemand sprach mehr von den nassen Fetzen, mit denen man die Schweden vertreiben wollte. Denn alle waren verzagt und kleinmütig wegen der Schwedengefahr. Der Graf Piccolomini reiste auf der Poststraße nach Brünn, um hier die letzten Trümmer von der Olmützer Besatzung zu sammeln. Die Mehrheit war desertiert, da der Feind besser zahlte, der Rest trieb sich in der Umgebung von Brünn herum und fand in den Wäldern ein sicheres Versteck.

Die Bewohner von Asparn a. d. Zaya warfen schnell im Jahre 1643 Schanzen auf, weil die Schweden schon bei Auspitz standen und ihre Vorhuten im Weinlande auftauchten. Kaiser Ferdinand III., der sich über Nikolsburg nach Austerlitz ins Hauptquartier begeben wollte, wäre beinahe den Feinden in die Hände gefallen; diese hatten den Weg verfehlt und so entkam er der Gefangenschaft. Die Schweden schlugen nördlich von Brünn ein Lager auf und warteten hier. Im Sommer spürten die Bauern einen empfindlichen Arbeitsmangel; am 6. August liehen die Poysdorfer dem Kaiser 1000 fl zu 6 Prozent Zinsen, doch findet sich in den Akten keine Spur von einer Rückzahlung. Als am 9. September die Feinde das Lager abbrachen und Brünn verließen, atmeten alle erleichtert auf; die Gefahr war glücklich abgewendet und die Flüchtlinge kehrten wieder heim; ebenso kam alles, was versteckt und eingemauert war, wieder zum Vorschein.

Am 10. September 1644 brannten in Mistelbach durch die Unvorsichtigkeit eines Soldaten 32 Häuser ab, die 70 fl 28 kr Steuer zahlten. In Wetzelsdorf erschoß sich ein fürstlicher Untertan aus Verzweiflung.

Mit der Weinlese waren die Leute zufrieden, doch fragte mancher, wer ihn trinken werde, weil unser Gebiet von den Kaiserlichen besetzt blieb, die ganz demoralisiert waren und vor Einbruch und Diebstahl nicht zurückschreckten. Der Bauer hatte da nicht viel zu reden, sonst setzten sie ihm den roten Hahn auf das Dach. Zur Nachtzeit streifte manchmal die Rumorwache durch die dunklen Straßen und schaute auch in die entlegenen Winkel und Kellergäßchen. Marschierte eine Abteilung ab, so hatten die Männer, die Geschworenen und der Richter gut aufzupassen, daß die Soldaten nicht ihre schlechten Pferde auswechselten oder Wagen und andere Geräte mitnahmen. Richter und Geschworene schauten mehr auf ihren Vorteil, vergriffen sich an Waisengeldern und bereicherten sich auf Kosten der Allgemeinheit; denn in solchen gefährlichen Zeiten unterließ gar oft die Herrschaft die Kontrolle, weil es an Personal in den Kanzleien fehlte. Der Krieg hatte da das Vorrecht und die militärischen Angelegenheiten mußten bevorzugt behandelt werden.

Raufereien, Schlägereien und Krawalle waren keine Seltenheit und niemand regte sich sehr darüber auf. Roh waren die Sitten und Lebensweise der Menschen von damals. Die Offiziere fluchten und schimpften, griffen gleich zur Waffe, schneuzten sich in die Tischtücher, warfen beim Essen die Knochen unter den Tisch und tranken oft so viel Wein, daß sie heimgetragen werden mußten. Es gab Regimenter, die verlangten, daß bei Einquartierung des Nachts in den Ortsstraßen Feuer brannten, was bei den Strohdächern eine große Feuersgefahr war. Die Not und das Elend unter den Armen erweckte das soziale Mitgefühl des Fürsten Gundacker, der anordnete, daß in den Kirchen „Trücherln“ aufgestellt werden, in die beim Gottesdienst die Leute Spenden legen sollten. Die Kaiserlichen und die Schweden lagen in Südböhmen in den Winterquartieren.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

Josef Freising „Vor 300 Jahren“.

Feil „Die Schweden in Österreich“.

Mitis „Gundacker von Liechtenstein“.

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1953, S. 53, S. 57, S. 61 + 62

Die Schwedensage von Oberleis

Auf der Spitze des Buschberges, der sich etwa eine schwache Stunde weit vom Oberleiser Berg erhebt, sind noch heute die Überreste einer Umwallung zu sehen, die unter dem Namen „Schwedenschanze“ bekannt ist und an die der Glaube des Volkes folgende poesiereiche Sage knüpfte:

Als der schwedische Feldmarschall Torstenson seine Scharen bis nach Wien streifen ließ, hatte sich ein Trupp derselben an der gedachten Stelle verschanzt, um die ganze Gegend zu brandschatzen.

Da begab es sich, dass einem jungen Mädchen aus Pürstendorf, namens Brigitta, im Traum die Himmelmutter mit dem Jesukinde erschien, genau so angezogen, wie das Gnadenbild am Oberleiser Berge und sie aufforderte, noch in selbiger Nacht auf den Buschberg zu gehen und durch ihre Beredsamkeit die Herzen der Schweden zu erweichen.

Sofort raffte sich das Mädchen auf, um diesem Befehle zu gehorchen. Anderthalb Stunden ging es dahin in der Finsternis; es war eine schauerliche Nacht. Als sie droben ankam, ballte sich eben ein schweres Gewitter zusammen. Die Schweden aber saßen bei ihren Zelten und würfelten, schrien, lachten und spielten. Da trat plötzlich Brigitte unter sie und begann dringend auf sie einzureden. Als die wilden Soldaten die stattliche Jungfrau sahen, wurden ihre Sinne aufgereizt und schon nahte sich ihr einer, um sie freventlich zu umarmen. Aber in demselben Augenblick fuhr unter mächtigem Donnergroll ein Blitz aus den Wolken hernieder und streckte den verwegenen Buben tot zur Erde.

Da wurden die anderen ringsum bleich vor Schrecken und ihre Angst steigerte sich noch, als sie einen Lichterglanz um das Mädchen sahen, welches nun mit feurigen Worten den verrohten Gesellen ihre Verbrechen vorhielt.

(mitgeteilt v. P. J. Krenn, Bad Schönau)

Die Schwedenzeit in Mistelbach

Nach der Schlacht bei Lützen im November 1632, in der Gustav Adolf fiel, überreichte der Fürst Gundacker von Liechtenstein-Wilfersdorf dem Kaiser Ferdinand II. ein Memorandum, in dem er ihm die Lage der kämpfenden Parteien mit den Augen eines erfahrenen Staatsmannes darstellte; er bat ihn, Frieden zu schließen und den zwecklosen Krieg zu beenden, weil sich sonst Frankreich einmischen werde und der Krieg nur Not und Elend unserem Lande brächte. Der Kaiser verwarf auf den Rat seines Beichtvaters, dem er in allen Stücken folgte, diesen wohlgemeinten Vorschlag.

Nach 1633 war im Weinland viel Militär einquartiert, besonders im Wilfersdorfer Herrschaftsgebiet. Die Verpflegung der Offiziere, die meistens in Mistelbach wohnten, war eine reiche; denn es bekam ein Hauptmann täglich acht Portionen, ein Leutnant fünf, ein Fähnrich vier, ein Wachtmeister drei, ein Korporal zwei, ein Gefreiter 1 ½ und ein Gemeiner eine Portion, die zwei Pfund Brot, ein Pfund Rindfleisch sowie zwei Maß Bier umfaßte; außerdem gebührten wöchentlich dem Hauptmann 4 Metzen, dem Leutnant 3, dem Fähnrich 2 Metzen Hafer nebst Rauh- und Hartfutter sowie andere Utensilien. Die Bewohner gaben ihnen noch Jungfleisch und Geflügelwerk, damit sie auf Zucht und Ordnung der Soldaten schauten. In den Jahren 1633 bis 1637 liefen im Mistelbacher Rathaus viele Rechnungen ein, die zu heftigen Streitigkeiten führten, weil darunter auch gefälschte sich befanden; deshalb sollte der Marktschreiber die Rechnungen genau und mit treuer Umsicht prüfen, aber jeden Streit vermeiden, da die Gemeinde in Frieden leben müsse.

Trotz der Kriegsgefahr setzten die Mistelbacher Hauer 1637 neue Weingärten in großer Zahl aus. Die Marktbewohner kränkten sich sehr, weil sie immer als grobe Bauern und ungeschickte Mistelbacher geschimpft wurden. Sie wünschten, Bürger zu sein; ihre Kinder sollten mehr lernen, damit sie in kaiserliche und landesfürstliche Dienste eintreten könnten. Dagegen urteilte der Dechant Pörsius in einem Schreiben vom 5. Juni 1638 ganz anders; die Mistelbacher seien grobe ungeschlachte Bauern, die für ihre Kinder nichts übrig hätten; sie ließen diese nicht einmal ministrieren; sie verzärtelten die Kinder, und der Schulmeister dürfe sie nicht mit der Rute anrühren. Bei einem Begräbnis erschienen die Ministranten wie Bettelbuben. Die Mistelbacher wären seit altersher Idioten und grobe Flegel und sollten es bleiben, die es nicht nötig hätten, ihre Kinder studieren zu lassen.

1638 war ein gesegnetes Weinjahr, mit dem die Hauer zufrieden sein konnten. Weil es infolge der Hitze im Sommer an Futter mangelte, mußten die Bauern einen großen Teil des Viehbestandes verkaufen. Die Tiere gingen nach Bayern, wo die Bauern durch den Krieg ihr Vieh verloren hatten. Als die Schweden 1639 mit einem Einfall nach Böhmen drohten, zog die Regierung im Grenzgebiet viel Militär zusammen. Die Marktbewohner besserten die Mauern bei der Kirche und die Tore aus. Schanzen und Gräben wurden errichtet, Straßen und Wege verhauen, Getreide, Geld und Wertsachen vergraben, Keller vermauert und die Erdställe eingerichtet, Waffen und Munition verteilt; in der Schießstätte übten sich die Männer. Der Marktrat vermauerte im Rathaus die Urkunden. Die Wohlhabenden bereiteten sich zur Flucht nach Wien vor. In der Nacht sorgte eine Wache für Ruhe und Sicherheit in den Straßen. Die heimlichen Protestanten, deren es in Eibesthal und in den Marchgemeinden, z. B. in Dürnkrut, noch gab, hofften auf eine bessere Zukunft, wenn die Schweden kämen. Der feindliche Einfall unterblieb, aber die Gefahr war nicht vorbei.

Am 15. Juni 1640 standen die Schweden vor Olmütz und wollten bis zur Donau vorrücken. Bei uns wiederholte sich das Bild vom Vorjahr. Flüchtlinge kamen aus Mähren, die mit ihren Schauergeschichten nur Furcht und Angst in den Gemeinden verbreiteten. 1641 übernahm Torstensohn, der beste Schüler Gustav Adolfs, das Oberkommando über die schwedische Armee.

Am 14. Juni 1642 übergab der Feigling Miniatti die Festung Olmütz, die den Weg zur Donau und nach Wien frei machte. Nun mußte man bei uns mit einem feindlichen Einmarsch rechnen. Die Bauern verkauften gleich nach der Ernte ihre Feldfrüchte, versteckten aber den Teil, den sie fürs Haus brauchten. Sie verweigerten der Herrschaft jede Robot. Bei Dürnholz in Süd-Mähren standen die Kaiserlichen unter Gallas, die dem Feind den Einmarsch verwehren sollten. Werber erschienen im Herrschaftsgebiet; denn der Kaiser brauchte Soldaten. Der Sammelplatz für die Rekruten war Mistelbach, das auch für Quartiere sorgte. Bange Tage verlebten die Bewohner, die allgemein von einem „finis Austriae“ (ist: Ende Oesterreichs) sprachen. Der Benefiziat vom Johannes-Benefizium in Mistelbach hatte in den letzten drei Jahren erhalten: 1.020 ½ Metzen Weizen, 57 Metzen „gesprängtes“ Korn, 35 ½ Metzen Korn, 4 Metzen Gerste, 143 ½ Metzen Hafer, 8 Metzen Heiden, 2 Metzen Brein, 1/8 Metzen Linsen, 1 ½ Metzen Erbsen, 2 7/8 Metzen Kicherln und 8 ½ Eimer Wein. Da die Straßen sehr unsicher waren, zeigten sich keine fremden Fuhrleute. Die evangelischen Untertanen des Grafen Trautsohn in Dürnkrut besuchten den Gottesdienst in Ungarn; deshalb erteilte ihm der Kaiser eine scharfe Rüge.

Die Beamten und Honoratioren suchten in diesen Tagen zum Nachteil des Volkes sich zu bereichern; so verzeichnete das Mistelbacher Spital 1635 ein Einkommen von 2691 fl 38 kr 1 den, 1643 war es viel geringer. Der Kaiser, der die Armee bei Auspitz besichtigen wollte, wäre beinahe von den Schweden gefangen worden. War es vielleicht der General Wrangel, der am 8. Juli 1643 mit 3000 Mann und 300 mährischen Walachen, die im Schwedenheer mitkämpften, bis gegen Wien vordrang?

Wieder tauchten bei uns Werber auf, die von zwei Musketieren, einem Trommler, einem Trompeter und dem Wilfersdorfer Rentschreiber begleitet wurden. Der fürstliche Regent hatte in diesem Jahre neue Weingebirge in Mistelbach aussetzen lassen: St. Marienberg und St. Johannesberg. Im Burgfrieden des Marktes werden Rohrwiesen erwähnt.

In Mistelbach lagen: der Herenbergische Regimentsstab mit der Leibkompanie sowie eine Kompanie des Traunischen Regiments. Die Ausgaben dafür betrugen für den Markt 895 fl, 16 kr. Torstensohn stand mit seinem Heer vom 28. August bis 9. September vor Brünn.

Im Jänner 1644 verpflegte die Stadt Mistelbach die Piccolomini-Reiter - Ausgaben 811 fl 27 ½ kr. Gegen Hüttendorf standen große Haufen von Brenn- und Bauholz sowie viele Strohtristen. Der Kaiser verbot am 6. Jänner 1644 den Soldaten die Annahme von Servicen- und Diskretionsgeldern; damit sollte der unheilvollen Bestechlichkeit ein Ende gesetzt werden. Unsere Leute bewunderten die rasche planmäßige Arbeit sowie den Organisationsgeist der Schweden. In Olmütz erregte der General Wanke, ein freundlicher und gebildeter Mann, durch seine Geheimschrift großes Aufsehen, sodaß ihn die Olmützer als Hexenmeister bezeichneten. Torstensohn berief ihn aber ab, damit es nicht hieß, die Schweden ständen mit dem Teufel und mit Dämonen in Verbindung.

Mistelbach konnte nicht alle Piccolomini-Reiter beherbergen, sodaß ein Teil nach Poysdorf geschickt wurde. Der Marktrichter machte den Antrag, die Holz- und Strohhaufen auf dem Wege nach Hüttendorf wegen Feuersgefahr wegzuräumen. Vier Obersulzer drohten der Wilfersdorfer Herrschaft, wegen der drückenden Militäreinquartierung abzuwandern; hier nahmen die Kaiserlichen den Bauern die Pferde weg, einen Marketender stachen sie nieder. In Kettlasbrunn bedrohten sie die Frau des Dorfrichters, schlugen ihr die Fenster ein, fluchten und schimpften in gemeiner Weise. In Mistelbach bekamen die Bürger weder Fische noch Heringe in der Fastenzeit zu kaufen. Der fürstliche Amtmann schenkte dem Grafen Piccolomini je zwei Eimer Rot- und Weißwein, ein Reh, ein Kalb, etliche Kapaune und Hühner, damit er bei den Soldaten auf gute Manneszucht schauen sollte. Zu Ostern schickte er dem Oberst, da er die Feiertage in Mistelbach verbrachte, zwei Eimer Bier sowie drei Lämmer. Die bürgerliche Rumorwache versah ihren Nachtdienst sehr genau. Die Wachfeuer in den Straßen lehnte aber der Marktrat wegen Feuersgefahr ab. Die Gemeinden der Umgebung lieferten Heu, Stroh, Hafer, Wein, Salz und Brot. Für ein Pferd rechnete man wöchentlich zwei Pfund Stroh und einen Metzen Hafer sowie täglich 6 Pfund Heu.

Militär gab es in Ernstbrunn, Schrick, Prinzendorf und Ladendorf – das Gonzagische Regiment -, in Palterndorf lagen 18 Mann und ein Korporal. Die Bauern, die auf ihren Besitz gut aufpaßten, klagten trotzdem über Diebstähle und Raufereien der Soldaten, die von den geplagten und bedrückten Dorfbewohnern traktiert werden sollten. Die Regierung verlangte von jedem Haus und jeder Pfundhausgült einen Gulden; wer nicht zahlte, zu dem kam eine militärische Exekution. Den Leuten fehlte oft das Geld, um die Steuern und Abgaben zu entrichten. Im Wilfersdorfer Herrschaftsgebiet betrug die ausständige Landsteuer von 1642 und 1643 2.804 fl 1 kr 1 den. Die Bauern fürchteten immer, daß man sie als Kundschafter in die Sudetenländer schicken könnte. Sie beschimpften auf offener Straße den fürstlichen Pfleger, verweigerten jede Robot und wollten mit Weib und Kind lieber Hunger leiden, als bei der Herrschaft arbeiten. Da sie oft ihre Pferde einbüßten, kauften sie sich Ochsen; arbeiteten sie auf dem Felde, so blieben sie nahe beisammen, damit sie sich bei einem feindlichen Ueberfall gegenseitig helfen konnten. Die Herrschaft sah den Besitzern von Ochsen die Robot nicht nach.

Im Mai 1644 stellte die fürstliche Herrschaft 5 Gültpferde – Wert á 60 fl -, 28 Mann – Wert á 24 fl – für Kriegszwecke und zahlte noch 26 fl; zu Weihnachten forderte die Regierung wieder 6 Gültpferde mit Sattel und Zaum. Damals besaß die Herrschaft in Wilfersdorf einen Ziegel- und Kalkofen.

Am 7. Juli 1644 dachte man daran, die Mistelbacher Kirche gründlich zu säubern und herzurichten,

weil es schon dringend notwendig war. Der Pfarrer versprach, die Kosten selbst zu bezahlen, nur sollte der Fürst das Gerüstholz beistellen. Ein Sturm hatte in den Wäldern viele Bäume umgerissen und einen großen Schaden gemacht. Die Kettlasbrunner Kirche wurde ausgebessert. Der Pfleger klagte über die schlechte Wirtschaft und über die Beamten, die ihren Dienst liederlich versahen; die Zehentschreiber seien Trunkenbolde und bereiteten ihm schwere Sorgen. Inleute und Hausbesitzer stritten, weil die ersteren Handel betrieben oder ein Handwerk ausübten, dabei keine Robot leisteten und keine Steuer zahlten; sie sollten sich zuerst ein Haus bauen, damit sie in der Gemeinde als angesessen gelten. Der Müller auf der Präßischen Mühle, der ein falsches Mautmaßl benützte, wurde mit 50 Reichstalern bestraft; später ermäßigte das Gericht die Strafe auf 10 Reichstaler; auch der Lanzendorfer Müller sowie der von der Kirchenmühle verübten denselben Betrug. In den Gotteshäusern ließ die Herrschaft Trücherln aufstellen, damit die Kirchenbesucher eine Opfergabe für die Armen spenden sollten; dazu gehörten zwei Schlüssel, einen verwahrte der Geistliche, den anderen ein Weltlicher. Monatlich mußten sie entleert werden, doch kam der Geldbetrag in die Herrschaftskanzlei.

Zogen die Soldaten aus der Gemeinde ab, so hatte der Ortsrichter darauf zu achten, daß die Truppen nicht ihre schlechten Pferde gegen gute eintauschten. Oft verlangten sie ungebührliche Vorspannleistungen von den Bauern. Die Rechnungen über Gemeindelieferungen mußte der Richter bestätigen lassen und an das Fortifikationsamt in Wien einsenden, das die Rechnungen bezahlte. Von den kleinen Gemeinden brachten an kritischen Tagen die Bauern ihre Pferde in das Wilfersdorfer Schloß, wo sie sicher waren. Der Pfleger nahm sich der Untertanen an und vermittelte in harten Fällen beim Kommando. In Loidesthal drohten die Kaiserlichen, den Bewohnern Ohren und Nasen abzuschneiden. In Poysdorf stahlen Unbekannte einem Leutnant das Pferd. In Wetzelsdorf gab es Raufereien zwischen den Bewohnern und Soldaten. Den Mistelbacher Bader richtete ein Fähnrich recht übel her. Aus Rache zündeten abziehende Soldaten gerne Häuser oder Scheunen an; dies geschah in Mistelbach am 19. September 1644, die Folge war ein Großbrand, der einen bedeutenden Schaden anrichtete. Die Mistelbacher Maut, die ein Nikolsburger Jude gepachtet hatte, warf einen Jahresnutzen von 500 fl ab.

1644 wurden wegen des Bier- und Weinschankes der Mistelbacher Pfarrholden Zeugen einvernommen; die ältesten Bürger, ein Leinenweber und Kummetmacher, waren 50 bis 60 Jahre alt; einer erklärte, die Pfarrholden hätten nie einen Bierschank gehabt, da die Hausbesitzer dieses Recht abwechselnd ausübten. In ihrem Weinschankhaus wohnte ein Lederer, im Reisenleitner-Haus ein Greißler, der an Werktagen den Bauern das Einstellen der Pferde erlaubte. In diesem Jahr kostete eine Metzen Korn 48 kr, Hafer 38 kr, 6 Schab Stroh 9 kr und 10 Pfund Heu 5 kr. Allgemein klagten die Untertanen über die verschiedenen Steuern und Abgaben, die immer wieder erhöht wurden, je länger der Krieg geführt wurde. Mistelbach besaß damals Steuerbücher. Mit Recht wiesen die Armen auf die ungerechte Verteilung der Steuern hin; denn der Mistelbacher Marktrichter sowie der fürstliche Pfleger steigerten willkürlich den Wert der Häuser. Die Soldaten trugen in den Gemeinden viel dazu bei, daß die jungen Leute sich nach ihrem Vorbild richteten – Karten- und Würfelspiel, Tabakrauchen, Kleidung, Gebrauch von Fremdwörtern, Fluchen und Schimpfen; die fremden Soldaten brachten auch die Syphilis zu uns.

1645 konnte der Pfleger noch das Banntaiding in Mistelbach abhalten, das folgende Bestimmungen enthielt: Niemand verläßt vor Abschluß des Banntaidings das Rathaus. Die Polizeiordnung von 1571 sowie die Feuerordnung werden verlesen und „expliziert“, ebenso das Patent von 1634. Jeder Untertan muß von Feldern und Häusern genau Nutz und Gewähr nehmen. Die Gemeinde hat genaue Rechnung jährlich zu legen. Der Verkauf eines Grundstückes ist zuvor 6 Wochen und 3 Tage anzuschlagen, ehe er „ausgefeilt“ wird. Unangesessene dürfen in den Häusern weder passiert noch gelitten werden. Alle Gravamina (ist: Beschwerden) der Gemeinde sind schriftlich einzubringen. Nur qualifizierte Personen dürfen für den Marktrat vorgeschlagen werden; dies waren ein Marktrichter, 4 Viertelmeister, 4 Beschaumeister, 12 Ratsgeschworene, 2 Brotwäger, 2 Feuerstattbeschauer und die Bergmänner. Die Wege sind zu besichtigen. Niemand darf das Vieh nach seinem Belieben austreiben; dies besorgt der Viehhirt der Gemeinde. Nach dem Banntaiding gab der Markt „ein Traktament“.

Nach der Schlacht bei Jankau in Böhmen am 6. März 1645, in der Torstensohn siegte, drangen die Schweden rasch gegen die Donau vor. Die Reichen packten zusammen und flohen gegen Wien; andere vergruben Geld und Wertsachen, mit Angst und Bangen erwarteten alle den Feind.

8. März. Der Kaiser rief alle Bewohner zur Abwehr des Feindes auf; die Wehranlagen seien herzurichten, die Wege zu verhauen, auf den Anhöhen Wachposten aufzustellen und für größere Gemeinden Rumorwachen einzuführen.

19. März. Die Schweden nahmen Znaim im Sturm. Den Kanonendonner hörte man in den Ortschaften der Laaer Ebene.

27. März. Zu Mittag erschienen plötzlich 26 berittene Schweden vor dem Mistelbacher Rathaus und brachten ein Schreiben von Torstensohn, in dem er mitteilte, daß er die Herrschaften Wilfersdorf und Ernstbrunn seinem Oberst Wiedemann zuwies. Schon am 11. März bestimmte er die Herrschaften Feldsberg und Lundenburg für den Oberst Rochau. Die Reiter stellten ihre Pferde im Gasthaus Rauscher ein, ein Wachposten bezog die Anhöhe – wohl den Kirchenberg. Der Kommandant ermahnte die Bewohner, ruhig zu bleiben und fleißig zu wachen, damit nichts geschehe. Der Markt war menschenleer, der Marktrichter verschwunden; obwohl ihn die Leute suchten, fand ihn kein Mensch. Die trotzigen Bauern verweigerten jede Robot der Herrschaft.

14. April. Torstensohn erschien mit seinem Stabe in Mistelbach und nahm hier sein Hauptquartier, während die Truppen rasch alle festen Plätze im Grenzland eroberten: 16. April Wilfersdorf, 17. Nikolsburg, 24. Staatz, 27. Hohenau und 30. Rabensburg. Mistelbach glich einige Wochen mehr einer schwedischen Garnison, in der die Bewohner verschwanden. Regimenter mit dem ganzen Troß kamen und gingen. Der Ungar Rakoczi mit seinem großen Gefolge besuchte Torstensohn und hatte mit ihm eine Besprechung; schon seit 7 Jahren wurde mit ihm verhandelt.

In Hohenau hielt er eine große Parade, verbunden mit einem Dankgottesdienst für den Sieg bei Jankau, ab; dabei hielt der Magister Michael Ludwig, der Präsident des Feldkonsistoriums, die Dankrede. Zu dieser Feier erschienen auch Emigranten aus den ungarischen Gemeinden, die nun fest glaubten, in ihre alte Heimat zurückkehren zu dürfen. Poysdorfer Bürger baten hier den General um eine schriftliche salva guardia (ist: Schutzbrief), die 1945 von Poysdorfern verbrannt wurde. Von Hohenau marschierte die Armee über Feldsberg – Nikolsburg nach Brünn, das Torstensohn nach dem 3. Mai belagerte. Wegen Auslösung der gefangenen Offiziere fand in Ulrichskirchen eine Besprechung von kaiserlichen und schwedischen Offizieren statt.

In der Schwedenzeit stahlen und raubten nicht nur die Feinde, sondern auch unsere Leute, die häufig dem Gegner die Verstecke zeigten und dafür einen Teil der Beute erhielten. Dabei spielten persönliche Feindschaft und Rachsucht eine große Rolle. Die Geistlichen waren geflohen oder hatten sich versteckt. Der Gottesdienst fiel am Sonntag aus, die Schulen waren geschlossen, und die Bewohner mußten Getreide, Wein, Mehl, Heu, Stroh usw. nach Falkenstein ins Verpflegsmagazin bringen. Hier wohnte auch der schwedische Gubernator. Der Feind besserte die zerstörten Burgen und Wehranlagen aus und baute sie zeitgemäß um (Falkenstein, Poysdorfer Kirche); daher mußten Schlosser, Zimmerleute, Maurer und die Bewohner fest mithelfen. Die Ungarn brachten im Sommer die Pest, die zum Beispiel in Poysdorf manchen Tag 50 Opfer unter den Bewohnern und Flüchtlingen forderte.

Im Haus des fürstlichen Regenten Johann Christoph Fritz in Mistelbach verbrauchten die 40 feindlichen Reiter, die sich bei ihm einquartiert hatten, folgende Mengen: 6 Stück Spansau á 24 kr, 17 Kapauner á 24 kr, 33 Hühner und 2 Hähne á 12 kr, 5 Indian á 1 fl: Summe 21 fl 12 kr. Während der 3 Wochen, die der Feind in Mistelbach verbrachte, nahm er ihm weg: 8 Mut 17 Metzen Weizen á 1 fl, d. s. 257 fl, 3 Mut 15 Metzen Halbgetreide á 45 kr, d. s. 78 fl 45 kr, 23 Metzen Korn á 36 kr, d. s. 13 fl 48 kr, ein Mut 18 Metzen Hafer á 30 kr, d. s. 24 fl, 260 Eimer Wein von 1643 á 2 fl, d. s. 520 fl, 120 Eimer von 1644 á 3 fl, d. s. 360 fl. Immer waren bei ihm die Vornehmsten – Kaiserliche sowie Schweden – einquartiert, auch Kaufleute; alle tranken ihm aus: 42 Eimer Wein á 3 fl, d. s. 126 fl. Brotmehl, Grieß, Schmalz, Salz, Kerzen, Baumöl, Rauchfleisch und Speck, d. s. 60 fl. Heu und Stroh, d. s. 15 fl, 4 der besten Melkkühe weggenommen á 12 fl, d. s. 48 fl, 2 Roß, d. s. 89 fl 30 kr, ein Kobelwagen, d. s. 180 fl, ein guter Fuhrwagen mit 4 Leitern und Flechten, der mit 4 Eimer Wein, Mehl, Hafer, Schmalz und Speck beladen war, d. s. 48 fl.

Torstensohn, der Brünn nicht erobern konnte, hob die Belagerung am 15. August auf und erschien mit seiner Armee, die große Verluste erlitten hatte, am 23. August wieder in Mistelbach; die Niederlage vor Brünn, die ihn kränkte, nahm so wie die vor Brieg den Nimbus; denn es hieß: „Brieg und Brünn machten die Schweden dünn!“ Der Feind quartierte sich zum Teil in den Häusern ein, der Rest mit dem Troß, der dreimal so groß war wie die Kampftruppe, bezog ein Lager auf den Zayawiesen. Nun begann wieder eine Leidenszeit für den Markt und die Umgebung. Vom Kirchenberg sahen die Bürger das Feldlager: die Zelte, Fahnen, Kanonen, Wagen, den Galgen, die Wachposten und das geschäftige Leben der Soldaten, Weiber und Kinder, die schon stehlen konnten wie die Zigeuner; sie hatten es vor allem auf Obst und Weintrauben abgesehen. Aus dem Zelte, das mit einem grünen Kranz geschmückt war, erscholl Musik; da huldigten Soldaten dem Würfel- und Kartenspiel, tranken, verrauchten, stritten und rauften. In einem Zelte konnte man Wunderdinge kaufen, die dem Aberglauben der Zeit entsprachen: magische Zettel, Drudenfüße, Wundsegen, Passauer Zettel, die den Mann stich- und hiebfest machten, usw. Der Gottesdienst und die Predigt an einem Sonntag machte auf diese Horde wenig Eindruck. Die Lese im Weingarten des erwähnten Regenten Fritz besorgte der Feind; der Schaden betrug 165 fl, d. s. 110 Eimer á 1 fl 30 kr; außerdem wurden ihm noch 110 Eimer genommen, d. s. 100 fl; dazu kam noch Bau-, Brennholz, Schindeln, Nägel und Bretter, d. s. 240 fl, 13 Häusel Weizen, d. s. 15 fl, 19 ½ Häusel Korn, d. s. 10 fl, Obst aus den Gärten, d. s. 50 fl, die Spalten und Planken um den Garten, d. s. 100 fl, sowie Hausrat, der verdorben war, d. s. 160 fl.

Obwohl er krank war, wurde er gefangen und nach Korneuburg geführt. Als Kaution gab er dem Feinde Lebensmittel um 35 fl, für die Gemeinderation auf das Rathaus 30 fl, als Kontribution wöchentlich 12 kr durch 18 Wochen, d. s. 3 fl 36 kr, für Korn 3 fl 34 kr 2 den, für Militäreinquartierung der Kaiserlichen, d. s. 38 fl. Gesamtschaden 2.903 fl 49 kr 2 den. Später gab er noch 39 Eimer Wein für die Schweden und für die Kaiserlichen, 11 Pfund Kerzen á 8 kr, Salz, Baumöl, Zwiebeln, Petersilie, Essig, Pfeffer, Schmalz und 2 Stück Spansau. Was der Markt vom Gemeindeschankhaus und dem Salzgewinngeld entrichten mußte: Marktschreiber 80 fl, Organist, d. s. 40 fl, Orgeltreter, d. s. 10 fl, Mesner, d. s. 13 fl, Nachtwächter, d. s. 30 fl und ein Paar Stiefel, die fürstlichen Ordinariboten, d. s. 60 fl, und der Gerichtsdiener, d. s. 14 fl – Summe 247 fl.

Die Bauern, die sich auf den Feldern nicht sicher fühlten, blieben daheim, ließen die Feldfrüchte zugrundegehen, bebauten keine Felder, die nun ganz verödeten, und verweigerten jede Robot. Die Beamten, unter ihnen auch der Regent, schauten nach dem Urteil der Bewohner auf ihre Tasche und wälzten die Abgaben auf die Untertanen, die darüber sehr aufgebracht waren.

Der Regent klagte wieder, daß er so hart getroffen wurde; sein Haus mußte die höchsten Abgaben leisten, und dazu war er wie ein Rebell behandelt worden. Bei den Schweden merkte man eine gereizte Stimmung nach der Schlappe bei Brünn; auf die Liechtenstein waren sie nicht gut zu sprechen, da sie ein katholisches Fürstengeschlecht waren, das die Gegenreformation auf den mährischen Besitzungen scharf durchführte.

Ende September verließ Torstensohn Mistelbach, zog nach Tobitschau (unweit von Olmütz), wo er am 30. Juni 1643 ein Lager bezogen hatte; von hier gingen die Schweden nach Leitomischl in Böhmen.

Bei uns quartierten sich die Kaiserlichen ein – in Wetzelsdorf, Ketzelsdorf, Altlichtenwarth, Hausbrunn usw. Ein Soldat, der bei einer Rauferei einen Dorfbewohner erschlug, mußte zur Strafe im Wiener Stadtgraben durch 2 Jahre in Band und Eisen arbeiten. Die Mistelbacher drohten, keine Steuern mehr zu zahlen, die Rauchfangkehrer, die über die geringe Entlohnung klagten, machten ihre Arbeit sehr liederlich. Missetäter ließ der Marktrichter zwei Stunden lang am Pranger anbinden. Keine Herrschaft im Grenzland mußte so viel Ungemach ertragen wie die Wilfersdorfer; so hatte z. B. Eibesthal 150 Reiter zu erhalten. In Mistelbach waren viele bessere Häuser „ganz verderbt“. Die umliegenden Gemeinden verzeichneten einen großen Schaden. Die Kettlasbrunner Kirche war zerstört. Die geflohen waren, fanden bei ihrer Heimkunft ihr Haus ausgeraubt, die Fenster und Türen eingeschlagen, Stall und Keller leer, und der Winter begann.

1646 lieferte jedes Haus in Mistelbach am 13. Jänner einen Metzen Getreide als Kontributionsanschlag nach Korneuburg; es waren 467 Metzen, zwei Viertel und ein Achtel; der Markt lieferte sogar Getreide nach Poysdorf, Zistersdorf, Rabensburg, Wolkersdorf und Falkenstein, 600 Pfund Brot nach Falkenstein, Futter für jene Pferde, welche die Stück, d. s. Kanonen, nach Asparn führten, auch Futter für die kaiserlichen Völker – Summe 466 Metzen.

Als sich die Mistelbacher und Poysdorfer weigerten, die vorgeschriebene schwedische Kontribution nach Olmütz an die Hauptkasse zu zahlen, erschien plötzlich am 14. März eine feindliche Streitschar, die zur Strafe beide Orte plünderte. Wohl standen in unserem Grenzlande Kaiserliche, die sich aber nicht der bedrängten Gemeinden annahmen und keine Hilfe leisteten. Die Kaiserlichen, die Verstärkung erhielten, drängten im Sommer die Schweden zurück; am 22. August eroberte der Graf Puchheim Rabensburg, am 30. August de Souchez, der Verteidiger Brünns, Falkenstein, und Staatz verließ der Gegner heimlich in der Nacht.

1648 klagten die Mistelbacher, daß es an Geistlichen fehlte; denn der Weihbischof von Lampach war meist abwesend, nur ein Kaplan versah den Gottesdienst; doch erhielt die Jugend keinen Unterricht und verwilderte ganz; Tote begrub man ohne Einsegnung, Kindbetterinnen konnten nicht zur rechten Zeit eingesegnet werden. Zwei Kompagnien Soldaten mußten im Markte einquartiert werden. Die Preise stiegen; so kostete eine Metzen Korn 1 fl 12 kr, Weizen 1 fl 45 kr. Kein Wunder, wenn die Armen meuterten und von der Herrschaft Hilfe verlangten.

Die Pfarrholden steckten gegen alles Herkommen einen Weinzeiger aus; nun wurde dieser Brauch, der sich in der Schwedenzeit eingeschlichen hatte, verboten; deshalb zerschlug der Gerichtsdiener jedem den Krug, der einen Wein holte. Die Pfarrholden und der Mitterhof durften während der Kirtagsfreiung keinen Zeiger ausstecken. Der Markt zählte damals 25 Roßroboter. Wieder kamen Werber für die Kaiserlichen; die einen Besitz hatten, gingen nie zum Militär, das der Bauer verachtete. Die Regierung legte nach Laa und in das Wilfersdorfer Herrschaftsgebiet viel Militär, weil sie einen Schwedeneinfall befürchtete; es blieb auch 1649 hier. Die Häuser sowie der bürgerliche Besitz wurden geschätzt und die Auslagen auf den Steuergulden geschrieben.

Am 9. November 1648 erfolgte der Friedensschluß zu Münster und Osnabrück, den bei uns die Kirchenglocken am 24. November einläuteten. Vielen traten, als sie die Nachricht hörten, Freudentränen in die Augen, daß sie diesen Tag erleben durften. Unsere Heimat mußte aber die vorgeschriebene Kontribution nach Olmütz weiter zahlen.

1649 lagen in Mistelbach Kaiserliche; die Witwe Scherfl in Mistelbach reichte einem Korporal durch 4 Wochen täglich in der Früh einen vollen Wermutwein. Die Offiziere und der Stab bevorzugten bei Einquartierungen Mistelbach; 24 aufrechte Häuser übernahmen einen Reiter mit seinem Roß, 12 aufrechte einen Fußsoldaten.

Der Goldschmied Elias Freihuber, der in Mistelbach auch Meßkelche und Monstranzen machte, hatte zwei Truhen Gold- und Silberwaren nach Wien geführt und beim kaiserlichen Hofriemer Johann Leitl verborgen (1645); darunter befanden sich goldene Schalen und Gürtel, Löffel, Halsgehänge, polnische Dukaten, Messer, Stösser, Mannsgürtel mit Seidenborten, Damast-Tafeltücher, Leilacher, ausgenäht mit rotem Garn und Seide, ein doppeltaffetes Fürtuch mit Fransen, Strümpfe voll Geld usw. Ein silbernes Geschmeide wurde aber dem Meister gestohlen; der Verdacht fiel auf die Frau des Mistelbacher Ledermeisters Ayrer, die im Gewölbe des Hofriemers war. Sie wurde verhaftet und in das Landgericht von Hohenau gebracht, weil das Mistelbacher eine Ruine war (1650). Der Scharfrichter folterte sie mit dem Daumenstock und legte sie auf die Leiter. Ueber das Schicksal der Frau schweigen die Akten.

Am 8. Juli 1650 verließen die Schweden Olmütz. Unsere Heimat war frei, und die Schwedengefahr hatte ihr Ende. Alles atmete auf, und ein bescheidener Bildstock neben der Wilfersdorfer Straße erinnert an die schwere Zeit, die unsere Heimat so viel Unglück gebracht hatte, wie es der Fürst Gundacker von Liechtenstein geahnt hatte. Die Herrschaft sprach den Bürgern eindringlich zu, sich im Waffengebrauch fleißig zu üben; die Schießstätte war aber eine Ruine, die in der Nachkriegszeit nicht sofort aufgebaut werden konnte. Der Ganzlehner Haas in Mistelbach besaß: 13 Viertel Weingärten, 50 Joch Acker, 4 Tagwerk Wiesen, einen öden Garten gegen Ebendorf, 11 Mut Weizen, 75 Eimer Wein, 22 Eimer Heurigen, 15 Metzen Korn und 4 Mut Hafer – alles vom Vorjahr 1649, neue Ernte: 4 Mut Weizen, 2 Mut Korn und 4 Mut Hafer, dazu: 4 Zugpferde, eine Kalesche, 4 neue unbeschlagene Wagen, 2 Wagen, 4 Melkkühe, 2 Kälber, ein Schwein, 2 Hühner, 2 Hähne. An Geld: 376 fl 45 kr, 15 fl altes Silbergeld, goldene Ringe sowie Ketten, 7 Buchsbaumlöffel mit Silberstiel, 12 silberne Löffel, ein Silberbecher und als Hochzeitsgeschenk vergoldete Becher, außerdem: Tisch- und Handtücher, 7 Leilacher sowie ein Bademantel.

1651 plünderten unbekannte Täter die Pfarrkirche und stahlen Silber sowie Kirchenornate. Die Rohrmühle war noch 1654 ganz öde, die Kirchenmühle verwahrlost, der Mühlbach verwachsen und durch Jahr nicht geräumt; diese hatte der Pfarrer Pörsius vor 30 Jahren nach einem Brande erbauen lassen. Von den 184 fürstlichen Häusern waren noch 1656 52 öde, 80 bewohnten die Handwerker, 27 die Bauern, 62 die Hauer, und 38 konnten wieder bestiftet werden. Durch die Liechtenstein kamen viele Einwanderer aus den Sudetenländern in unser Weinviertel. Die jährlichen Steuern, welche die Wilfersdorfer Herrschaft forderte, betrugen: 1043 fl 18 kr, von den Fünfkirchner Untertanen 209 fl 2 Schilling 28 kr, die öden Häuser wurden „defalziert“ (ist: abgerechnet), d. s. 462 fl.

Die Heimkehr der ausgewiesenen Habaner, die in Ungarn lebten, konnte im Friedensvertrag der Schwede Oxenstierna nicht erreichen, obwohl ihm der Brüderbischof Comenius dieses Unrecht in grellen Farben schilderte. Da meinte nachher Oxenstierna: „Quam pusilla sapientia regitur mundus“, heißt: Mit wie wenig Weisheit wird doch die Welt regiert!

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

Hormayr „Taschenbuch für die vaterländische Geschichte“ 1829.

Veröffentlicht in: „Mistelbach in Vergangenheit und Gegenwart“, 1959

Die Seidenraupenzucht in unserer Heimat

Schon um 3000 v. Ch. war die Seidenraupenzucht den Chinesen bekannt, da sie den Darminhalt als Köder beim Fischfang benutzten; um 2000 v. Ch. trugen sie Seidenkleider und hatten Fahnen sowie Schirme. Die gelbe Farbe bevorzugten sie bei den Festgewändern. Die Seidenraupenzucht war in China ein Vorrecht der besseren Klasse. Innere Unruhen zwangen viele Chinesen zur Auswanderung nach Korea und Japan, wo die Seidenkultur sich rasch einbürgerte. Dass eine Prinzessin in den Haaren Raupeneier mit nach Buchara nahm, ist eine Sage; ebenso die Erzählung von dem Mönch, der in seinem Gehstock Eier über die Grenze schmuggelte. Die vornehmen Römer der Kaiserzeit liebten Seidenkleider und wickelten ihre Toten in Seide ein. Die Araber vermittelten den Handel mit Seidewaren zwischen China und Europa. Konstantinopel, Palermo, Genua, Venedig sowie Nürnberg, Köln und Mainz waren wichtige Handelsplätze für die Seide; nur der Adel und die Kirche benützten Seide und Samt; dem Bauer war es verboten Seidenkleider zu tragen.

In Wien gab es im 14. Jahrhunderte Seidenwirker. Doch erst die Renaissance machte bei uns die Seide weiten Kreisen des Volkes bekannt; leider war sie sehr teuer, sodass man daran dachte, die Seidenraupenzucht auch bei uns einzuführen. Der Fürst Karl von Liechtenstein versuchte, sie in der Umgebung von Feldsberg einzubürgern; deshalb versprach er den Untertanen, die sich damit beschäftigen wollten, Robotfreiheit. 1612/13 erhielten die Herrnbaumgartner 1627 Maulbeerbäume. 151 Bewohner nahmen je 7 Stück, die Hauer 60 und der Rest wurde neben Straßen und in Weingärten ausgesetzt. Unbekannte Täter stahlen aber 807 Setzlinge oder zogen sie heraus. Feldsberg übernahm 1754 Bäumchen, von denen 520 zugrunde gingen. In Katzelsdorf waren 50 Untertanen bereit und übernahmen zu diesem Zweck 476 Stück, in Reinthal fanden sich 63 Bewohner (701 Stück) und in Schrattenberg 89 mit 802 Bäumen. 1691 kam ein Fachmann mit Kind und Kegel als Lehrer und Berater nach Feldsberg, der die Seidenraupenzucht in den Gemeinden in Gang bringen sollte. Von Wien erschien ein Händler, der aus Rovereto stammte, und übernahm die Seide. In jeder Gemeinde gab es einen Fachmann für den neuen Wirtschaftszweig, der die Leitung hatte und den Untertanen mit Rat und Tat zur Seite stand. Der 30jährige Krieg zerstörte die ganze Seidenkultur, das Interesse dafür erlosch und niemand wollte etwas von der Raupenzucht wissen. Damals versuchte man sogar in Nordmähren u. z. bei Hohenstadt diese Kultur zu betreiben. Der Fürst Karl von Liechtenstein förderte sie mit allen Mitteln. Die Habaner (= Wiedertäufer) waren geschickte Züchter, die große Erfolge hatten und sich schnell in der Arbeit zurecht fanden; doch schon 1624 wies sie der Kaiser aus und sie verließen unser Land. Wallenstein zeigte auch Verständnis und Interesse an dieser Neuheit, von der er sich viel versprach. Das regnerische Jahr 1636 vernichtete viele Raupen und der lange Krieg legte das bäuerliche Interesse lahm. Nur in Feldsberg und Eisgrub fanden sich Liebhaber für die Seidenraupenzucht, da sie hier fleißig betrieben wurde. Viel Geld für Seidenwaren ging von Österreich nach Italien, Frankreich und nach Holland. Die Regierung gründete 1666 eine Seidenkompagnie, um im Inland Seide zu erzeugen und teuere Einfuhr einzuschränken. Jetzt erschienen fremde Lehrmeister aus Italien und den Niederlanden, die aber zum Teil fluchtartig Österreich im Pestjahr 1679 verließen. Die Namen Antoni in Großkrut und Kandioler in Herrnbaumgarten dürften auf solche Arbeiter hinweisen, die bei uns blieben. 1686 wurde in Feldsberg Seide gesponnen. Die Liechtenstein gaben sich große Mühe und scheuten keine Ausgaben, um die Seidenkultur in die Höhe zu bringen. Was nützte aber dieser Fortschrittsgeist bei unserer konservativen Bevölkerung, die jede Neuheit ablehnte und am Althergebrachten festhielt.

Besser als bei uns waren die Verhältnisse im Wiener Becken, wo die Seidenkultur mehr Anhänger fand; denn 1710 bestand in Wien eine Zunft der Seidenzeugmacher. Die Habaner in Groß Schützen betrieben die Raupenzucht, da sich in der Schlossbibliothek dieser Gemeinde unter anderen landwirtschaftlichen Büchern auch eines über Maulbeerbäume und Seidenraupen befindet; diese Tatsache beweist den fortschrittlichen Sinn dieser Ausgewiesenen, die auf jedem Gebiet der Landwirtschaft mustergültig arbeiteten. Die Ideen des Merkantilismus brachten bei uns eine bedeutende Änderung in der Wirtschaft, im Handel und Verkehr; die Regierung erkannte ganz richtig, dass von uns zuviel Geld in das Ausland fließe und wir zu wenig erzeugen. Das sollte anders werden. Die Untertanen wurden aufgefordert, Maulbeerbäume zu setzen und die Seidenkultur zu betreiben, weil Österreich den ganzen Seidenbedarf vom Ausland beziehe. Bei uns setzte die Herrschaft Ladendorf 1732 Maulbeerbäume, von denen 1751 noch 600 vorhanden waren. Die Regierung entfaltete eine rege Propaganda in Wort und Schrift; doch war der Erfolg sehr gering. Die Unkenntnis und die Vorurteile des Landvolkes waren nicht zu brechen. Bosheit und Mutwillen vernichteten oft die ausgesetzten Bäume. Dagegen stellte die Regierung 1754 Landrevisoren an und drohte 1757 mit empfindlichen Strafen, wenn Leute solche Neuanlagen zerstörten. Doch zeitigten der Mutwillen der Bewohner, die Zerstörungssucht und Indolenz nur Misserfolge, so dass auch die wenigen Anhänger mutlos wurden und den Dingen freien Lauf ließen. Die Ausländer, die von Italien und Frankreich kamen und aufklärend wirkten, verloren jede Arbeitsfreude und kehrten wieder heim. Die Folge war, dass die Regierung 1771 jede Unterstützung einstellte und sich um die Seidenkultur nicht kümmerte.

Kaiser Josef II. griff die Idee wieder auf, ermunterte die Grundherren und eiferte sie an, Maulbeerbäume zu setzen und Seidenraupen zu züchten. Eine Umfrage im Jahre 1786 ergab, dass Maulbeerbäume bei den Herrschaften Feldsberg, Dürnkrut, Paasdorf, Pellendorf, Ladendorf, Loosdorf, Kadolz, Prerau und Wilfersdorf (je 50 Hochstämme) waren. Groß Harras zählte 500 Spalierbäume und 3000 Setzlinge, Feldsberg /: Herrschaftsgebiet:/ 283 Hochstämme und 90 Spalierbäume, Laa a. d. Th. 1000 Setzlinge, Ladendorf 1500 und Loosdorf 400 Setzlinge; hervorgehoben wurde die vorbildliche Tätigkeit der Witwe Wiegänd, die in Feldsberg mit gutem Beispiel vorausging. Die Stadt Laa benutzte die Bäume am Stadtrand als Brennholz, nicht aber für Seidenraupen. Die Herrschaft Kadolz erntete jährlich 20 Pfund Reinseide. Die Regierung sah die Ursache der Interesselosigkeit in der schlechten Schulbildung und Jugenderziehung; der Österreicher konnte nicht wirtschaftlich denken, lebte stumpfsinnig dahin und verließ nie den konservativen Weg des Handelns. Wozu sollte man etwas Neues einführen, da doch das Alte gut genug war. Dazu kam das Phäakentum der Großstadt Wien, das im Essen und Trinken den Lebensinhalt erblickte. Da scheiterten alle guten Ratschläge, Reformen und jede Propaganda. Nur hie und da fanden sich neben den Herrschaften Einzelgänger (Schule und Pfarrhaus), die sich mit der Raupenzucht beschäftigten. Die Franzosen hackten 1805 und 1809 die Maulbeerbäume und Sträucher um und schädigten so die Seidenindustrie, die während der Kontinentalsperre in Wien blühte (7. Bezirk „Brillantengrund“). 1814 strömten die Seidenwaren aus dem Auslande nach Österreich, die Seidenfabriken wurden gesperrt und die Arbeitslosigkeit brachte Not und Elend. Jetzt wurden chinesische Seidentapeten Mode, die aber nur der Adel für seine Schlösser kaufte (Eisgrub und Feldsberg). Der Fürst Alois von Liechtenstein (1836 – 1858) erwarb die prachtvollen Tapeten aus dem Schloss Versailles, das in der Revolution ausgeplündert und ausgeraubt wurde.

Große Mühe gab sich der Nexinger Gutsherr Heintl, der aus Nordmähren stammte; er setzte Maulbeerbäume und verfasste eine volkstümliche Schrift über praktische Seidenkultur. 1835 bestand in Nexing die einzige vorbildliche Seidenraupenzucht im Weinlande. Sie fand leider nirgends Nachahmung. Die Propaganda hatte nichts genützt und 20 Jahre rührte sich keine Obrigkeit, die einen Versuch gemacht hätte. 1854 sollten neben den Straßen und Eisenbahnen Maulbeerbäume gesetzt werden, um Futter für die Raupen zu bekommen. Man hoffte, dass der freie Bauer anders denken und handeln werde, als der untertänige vor 1848. In Wien erstand eine eigene „Seidenbausektion“, Flugschriften wurden verteilt, Ausstellungen in Baden, Wiener Neustadt und Bruck a. d. L. veranstaltet und die landwirtschaftlichen Bezirksvereine aufgemuntert. 1856 übernahm der Feldsberger Verein 300 Setzlinge, Wolkersdorf 1000, Zistersdorf 800 und Haugsdorf 2000; die von Italien und Südtirol wuchsen in unserer Gegend nicht recht. Im Marchfelde zeigten sich vielversprechende Ansätze, die alle Fachleute befriedigte. Großen Schaden richteten Frost, Kälte und Trockenheit unter den Setzlingen an.

Durch den Verlust der Lombardei (1859) büßte Österreich den Hauptort der Seidenindustrie in Mailand ein. Wo sollte jetzt ein Ersatz geschaffen werden? Das Wiener Becken und das Marchfeld arbeiteten mit gutem Erfolg; besonders hervorgehoben wurden Wolkersdorf, Pillichsdorf, Ulrichskirchen und Bockfließ. Die Lehrer waren da Pioniere des neuen Wirtschaftszweiges; besonderes Lob gebührte dem Lehrer Franz Hellebart in Dobermannsdorf und der Gutsverwaltung in Dürnkrut. Auf der landwirtschaftlichen Ausstellung 1858 bewunderten die Besucher die Erfolge der Lehrer von Walterskirchen, Kl. Hadersdorf und Ottenthal, die den Beweis erbrachten, dass unsere Heimat sich für die Seidenraupenzucht ganz gut eigne. Die Bauern vertraten den entgegengesetzten Standpunkt. Der landwirtschaftliche Verein von Gr. Enzersdorf hatte 1864 eine Ernte von 800 Pfund Kokon. Damals versuchten viele Schulen japanische Raupen einzuführen. Die Stationsbeamten kümmerten sich nicht um die Maulbeerbäume und Sträucher an den Bahndämmen, sodass sie zugrunde gingen. Es mangelte überall das Interesse und niemand dachte daran, die österreichische Volkswirtschaft zu fördern; es fehlte der wirtschaftliche Patriotismus. Die Mehrheit war der Ansicht, dass man ein guter Österreicher sei, wenn man bei Kaiserfesten das „Gott erhalte“ singe oder wenigstens mitbrummte. Die Regierung gab für gut gepflegte Baumschulen Geldprämien (z. B. der Gemeinde Gr. Inzersdorf, dem erwähnten Lehrer Hellebart und dem landwirtschaftlichen Verein in Zistersdorf). Dieser Verein besaß 45 000 Bäume – darunter 1499 tragbare und erntete 70 Pfund Kokon – Hollabrunn 100 Pfund. Unter den Gemeinden zeichneten sich unter anderen aus: Hohenau, Zistersdorf, Nexing, Gr. Inzersdorf und Neusiedel a. d. Z. Es kamen auch Rückschläge – Seuchen, schlechtes Wetter, geringer Absatz usw. – , die den Eifer zeitweise lahmlegten. Die Regierung wollte sogar die Seidenraupenzucht als Lehrgegenstand in den Schulen einführen, um diesen Zweig der Landwirtschaft zu fördern, den unsere Bewohner als unnütze Spielerei ablehnten und der höchstens für alte Leute und Nichtstuer passe. Niemand dachte daran, dass Österreich viel Geld ins Ausland schickte, das der Volkswirtschaft im Inland verloren ging; denn der österreichische Handel war nie aktiv.

Schlesien war das einzige Land, wo schon in den Schulen die Seidenraupenzucht gelehrt wurde. Bei uns wurde über die Bosheit der Leute geklagt, die keinen Gemeinschaftsgeist zeigten und die Bäume mutwillig beschädigten; manche setzten wieder junge Pflanzen und Sträucher, kümmerten sich aber nicht und überließen sie dem lieben Herrgott. In Bernhardsthal und Zistersdorf erzielten die Züchter um 1870 die höchsten Erträge. Bei Dürnkrut, Feldsberg und Ernstbrunn sah man neben Hochstämmen auch Hecken, die das Landschaftsbild verschönerten.

Nun erkannte sogar die Regierung, dass bei uns diese Kultur aussichtslos war, dass bei unseren Leuten Hopfen und Malz verloren sei und verlegte sich mehr auf Obstbau, Gemüse und Milchverwertung. Die Seidenbausektion wurde 1884 aufgelöst und die Seidenkultur wieder begraben. Bäume und Hecken hackte man aus und wir standen wieder dort, wo unsere Ahnen sich um 1600 befanden. Erst im Weltkrieg 1914/18 griff die Regierung auf die alte Idee der Seidenraupenzucht zurück und dachte sie als Beschäftigung für die Kriegsbeschädigten. Geplant waren Zuchtversuche in Mistelbach, Feldsberg und Ober Siebenbrunn. Die Ackerbauschule in Mistelbach wehrte sich dagegen, weil es hier keine Bäume gäbe. In Asparn a. d. Z. sollte eine großangelegte Propaganda gemacht werden, um das Interesse in das Volk zu tragen. Die Schulen waren ausersehen, Pionierdienste zu leisten und ein gutes Beispiel zu geben. Gute Kokon lieferten u. a. die Schulen von Großkrut, Mistelbach, Palterndorf und Ebenthal; keinen Erfolg meldeten Alt Lichtenwarth, Ameis, Asparn, Herrnbaumgarten, Klement und Olgersdorf. Die passive Haltung der Bewohner in den Kriegsjahren brachte auch diesen Versuch, die Seidenkultur bei uns einzuführen, zum Scheitern.

1930 wollte man es wieder probieren; in Wilfersdorf hatte Dr. Kronberger schöne Erfolge; leider macht eine Schwalbe noch keinen Sommer und der eine Wegbereiter stand allein da, ohne Nachahmer zu finden. Im zweiten Weltkrieg trat zur Propaganda die Organisation, die ein gutes Endergebnis erzwingen wollte. Tausende Bäume und Sträucher mussten gesetzt werden, Flugblätter wurden verteilt und Kurse abgehalten. Die Arbeit und Mühe entsprachen nicht den Erwartungen. Um die Setzlinge kümmerte sich in vielen Gemeinden niemand; sie gingen zugrunde. Wer mit offenen Augen durch die Dörfer des Weinlandes geht, sieht noch alte Maulbeerbäume, die uns an die Versuche erinnern, die Seidenkultur unserem Wirtschaftsleben einzufügen; leider war es nicht möglich.

Quellen:

„Die Entwicklung der Maulbeerbaum- und Seidenkultur in Wien und Nieder-Österreich“

v. A. Schachinger in dem „Jahrbuch des Vereines für Ldkunde“ 1938 und 1939.

G. Eis „Die Groß Schützener Gesundheitslehre“.

Handschrift von Franz Thiel

Die Sicherheitsverhältnisse in unserer Heimat um das Jahr 1720.

Die Türkenkriege und die Einfälle der Kuruzzen lockerten die Ordnung und die Rechtsverhältnisse in unserem Grenzland, das damals recht unerfreuliche Zustände aufwies. Adel und Geistlichkeit wollten nicht zugunsten des Staates auf ihre alten Vorrechte verzichten, während die Regierung von allen verlangte, daß die Gesetze und Anordnungen genau eingehalten werden. Allen Ernstes ging man nun daran, diese alte Schlamperei zu beseitigen.

Das sogenannte Asylrecht der Klöster, Kirchen und Pfarrhöfe schränkte man ein, da nur Mißbrauch damit getrieben wurde. Der Abt des Stiftes Klosterneuburg nahm einen Poysdorfer Schneidermeister, der im Jähzorn einen Burschen bei Wilhelmsdorf erschoß, der ihn verhöhnt und verspottet hatte, in seinen Schutz und lieferte ihn nicht dem Landgerichte aus.

Die Gasthäuser der Adeligen verwehrten häufig dem Gerichte die Amtshandlung; so pochte der Baron Mechtl in Poysdorf auf seine adeligen Vorrechte und handelte nach seinem Belieben; sein Wirtshaus sowie das auf dem Stoibersitz machten der Obrigkeit viel zu Schaffen; letzteres hatte noch einen recht schlechten Ruf, da es den Freudenmädchen gerne eine sichere Zufluchtsstätte bot; allgemein hieß man dieses Schenkhaus „Gasthaus zum dürren Ast“ (hatte es keine H---- , so erschien auch kein Gast). Der Adel folgte in dieser Hinsicht den Offizieren der Wiener Stadtquardia (Rumorwache – Polizei), die ja auch eigene Schankhäuser pachteten, in denen Freudenmädchen die Gäste anlocken und ausplünderten.

Ueberall herrschte eine große Unsicherheit und schädigte so den Handel und Verkehr, sodaß die Wiener Regierung an ernste Maßnahmen dachte. Die Juden von Nikolsburg, die das Recht besaßen, die Liechtensteinischen Märkte im Grenzlande zu besuchen, benutzten eigene Wege, „die Judensteige“, die der Brünnerstraße auswichen; einzelne Gemeinden hatten besondere „Marktsteige“ (z.B. Falkenstein, Schrattenberg und Eibesthal).

Gefährliche Gegenden an der Brünnerstraße waren beim Stammersdorfer Wäldchen, auf der Hohenleiten, im Poybachtal bei Ketzelsdorf und beim Tennauwald, wo Ueberfälle auf Kaufleute und Plünderungen gar nicht so selten waren. Die Zigeuner erschienen nach den Türkenkriegen in großer Zahl bei uns und trugen viel zu der Unsicherheit bei.

1694 wurden die Kirchen von Falkenstein, Herrnbaumgarten, Poysdorf und Ottenthal ausgeplündert, ohne daß man die Täter erwischte, die von den Gemeinden in den Wäldern gesucht wurden. Bei einem Einbruch in die Wilfersdorfer Pfarrkirche nahmen die Diebe die Kirchengeräte und auch die Hostien, die sie auf einem Acker in der „Johannessutten“ vergruben; diese Einbrecher erwischte man. An der Stelle, wo sie die geweihten Hostien eingescharrt hatten, steht heute ein gemauerter Bildstock.

Die Hehler der Verbrecher waren die Juden von Nikolsburg, welche die Gold- und Silbersachen verbargen und später unter der Hand verkauften.

Ein gutes Versteck für die Zigeuner waren die Marchwälder, wo sie sich vor den Verfolgern sicher fühlten; hierher reichte nicht der Arm der irdischen Gerechtigkeit, da man leicht und unbehindert in die Slowakei flüchten konnte; hier an der March blühte der Schmuggel, der einen lohenden Gewinn abwarf, wenn er richtig betrieben wurde. Mit den Langfingern der Zigeuner rechneten auch die Wallfahrer, die nach Schoßberg zogen und die ihren „Pinkerlwagen“ gut bewachten, damit ihnen nichts gestohlen wurde. Gingen die Fleischauer über die March Vieh einkaufen, so taten sich mehrere zusammen; ohne Pistolen und Stechstöcke verließ kein Meister die Heimat.

Ein schwerer Fehler war es, daß die Ortsrichter zuviel ausplauderten von den Anordnungen der Regierung und der Herrschaften; an ihnen sowie an den Wasenmeistern und entlegenen Mühlen hatten die Malefizpersonen (Verbrecher) Helfer und Bundesgenossen; verweigerten sie aber die Mithilfe, so setzte man ihnen den roten Hahn aufs Dach.

Im Jahre 1716 stellte die Regierung auf der Hohenleiten eine Wache von 20 Mann auf, die den Verkehr sicherten und dem Raubgesindel in den Waldungen das Handwerk legten. Heute erinnert noch der Name „Kaserne“ und die Bezeichnung „Kasernberg“ an die Wache.

1717 plante die Regierung eine strenge Visitation unseres Grenzlandes und wollte die Wegelagerer und die Zigeuner abschaffen; die Männer sollten nach Ungarn zu Festungsarbeiten geschickt werden; die Jugendlichen würden unter die Soldaten gesteckt und die Weiber eingesperrt. Doch vergingen 4 Jahre, bis der Plan ausgeführt wurde; dazu nahm man Soldaten von dem Palfyschen Regiment, das 1647 errichtet und vor dem Weltkrieg das Brünner Hausregiment Nr. 8 war.

15 Mann standen in Rabensburg, in Dürnkrut 40, in Marchegg 24 und bei Jedenspeigen und auf der Marchbrücke bei Angern je ein Posten; sie durchsuchten die Auen, Inseln und Marchwälder.

15 Mann lagen in Seefeld, 40 in Laa, kleinere Abteilungen in Stronsdorf, Neu-Ruppersdorf, Ottenthal, Drasenhofen, Zlabern, Walterskirchen (20 Mann), in Weyerburg, Enzersdorf im Tale, Wolkersdorf, Matzen und Ebenthal; sie durchstreiften die Waldungen und hielten untereinander Verbindung; an bestimmten Orten gaben sie sich ein „Rendezvous“ – in Asparn an der Zaya, in Hausbrunn, Falkenstein, Zistersdorf und Neubau. Bei diesen Menschenjagden halfen auch die Bewohner mit.

Welchen Erfolg diese Visitation hatte, wissen wir nicht. Da man mit den Malefizpersonen sehr strenge verfuhr, beweisen zwei Tatsachen: 1694 wurde in Mistelbach eine Katharina Schmidt wegen Diebstahl und Brandlegung hingerichtet und ihr Körper auf dem Scheiterhaufen verbrannt; 1726 bestrafte man in Wolframitz eine 26jährige Frau wegen Traubendiebstahl mit dem Tode.

Die Nachwächter waren in den Gemeinde verpflichtet, ihren Dienst strenge zu versehen. Man baute eigene Glockentürme (so in Hohenau), die einen doppelten Zweck erfüllten: sie dienten bei Feuersgefahr und Einbruch zur Alarmierung der Ortsbewohner und ihr Geläute sollte die Hagelwetter verjagen; denn damals gab es heiße und gewitterreiche Jahre, die viel Schaden an den Feldfrüchten anrichteten.

Der Neubau der Poststraße im Jahre 1732 war für den Handel und Verkehr mit den Sudetenländern eine Notwendigkeit; der Verkehr steigerte sich von Jahr zu Jahr; der Durchmarsch größerer Militärabteilungen brachte eine Sicherheit in unserer Heimat; dazu kam die allgemeine Schulpflicht für die Kinder, die auf solche Weise dem Müßiggang und dem Herumlungern und zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschafft erzogen wurden.

Mit der Errichtung des Militärlagers in Turas bei Brünn verdichtete sich der Militärverkehr auf der Brünnerstraße; Generale, Erzherzoge und der kaiserliche Hof reisten häufig durch unsere Heimat, in der Ordnung und Sicherheit herrschten; denn die Poststraße wurde zur Lebensader dieses Gebietes, von der Bauer und Handwerker ihren Nutzen hatten.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv in Wien

B.Reutter „Sicherheitszustand in Niederösterreich im Jahre 1721“ in den Blättern d.B.f.Ldl.1873

Veröffentlicht in: „Laaer Nachrichten“, 1939 (?), Nr. 38, S. 7 + 8

Die Singerburg

Wer auf der Feldsberger Straße die Stadt Poysdorf verlässt, bemerkt nach einer kurzen Wanderung am Fuße des Steiglerberges ein Wohngebäude, das rings von einer hohen Mauer umgeben ist. Wer es betritt, staunt über die dicken Mauern, über den geräumigen Keller, von dem einst ein Gang in die Gruft der Pfarrkirche von Poysdorf führte, über die eiserne Tür, die ein Meisterwerk der Schmiedekunst ist, über die alten Zimmerdecken und Fenstergitter, die früher einmal notwendig waren, da sich viel Gesindel herumtrieb in unserer Gegend, das vor Mord, Totschlag und Einbruch nicht zurückschreckte. Bei der schweren Eisentür fielen noch die großen Öffnungen in der Mauer auf, in die zwei schwere Balken geschoben wurden, die der Tür eine nötige Widerstandskraft geben. Der Dachboden zeigt viele Pfosten und Balken; denn damals, als das Haus erbaut wurde kannte man keine Holznot. In der Ecke der Gartenmauer steht die Staue des hl. Johann von Nepomuk, der im Zeitalter der Gegenreformation bei uns als Brücken- und Straßenwächter verehrt wurde. Auf der Nordseite des Wohngebäudes bemerkt man die Zahl 1665 und die meisten Ziegel tragen die Zahl 1661. Die Leute nennen das Haus die Singerburg. Die Familie Singer, die in der Geschichte unserer Heimat eine wichtige Rolle spielte, wohnte in diesem Hause.

Im Jahre 1649 wird Georg Singer und seine Frau Regina zum ersten Mal erwähnt, als sie die Sixtlische Mühle in Poysdorf durch Kauf erwarben. Es ist dies die Mühle, die einige Schritte von der Singerburg entfernt neben dem Poybach steht und heute nicht mehr in Betrieb ist. Georg Singer war Grundrichter und Marktschreiber der Gemeinde Poysdorf. Der Gutsherr von Falkenstein und Poysbrunn hatte ihn ernannt. Ein Marktschreiber war um jene Zeit eine bedeutende Persönlichkeit und genoss ein hohes Ansehen, da er die Urkunden ausstellte, die Einnahmen und Ausgaben der Gemeinde verrechnete, die Schreibgeschäfte des Marktes führte und so der eigentliche Lenker des Ortes war. Der Marktschreiber hatte in der Regel eine große Menschenkenntnis und besaß ein praktisches Wissen in den Rechtssachen. Der Grundrichter verwaltete den Besitz seines Grundherrn und übte die niedere Gerichtsbarkeit aus. Die Grundrichter waren bisweilen recht strenge Herren, die von den Leuten gefürchtet waren, da sie mit Stock und Peitsche gut umzugehen verstanden und auf das sittliche Verhalten der Jugend einen nicht unbedeutenden Einfluss ausübten. Im Grundbuch der Pfarrkirche von Poysdorf, das im Jahre 1666 der Pfarrer Wolfgang Sigismund Fischer erneuerte und neu auflegte, erschien die Singermühle noch unter den Grundholden der heiligen Kirche. Schon 1654 hatte Georg Singer für sich und seine Erben den Titel “von Singermühle” erhalten und gehörte auf die Weise dem niederen Landadel an, dem die Verwalterstellen bei dem Landgerichte und in größeren Gemeinden überlassen wurden.

1659 wurde er zum Verwalter der Trautsohnschen Herrschaft Falkenstein ernannt und wohnte auf der Burg daselbst, die schon damals zum großen Teile eine Ruine war. Die westlichen Gebäude waren verfallen, wie man dies auf einem Bilde des Matthias Vischer vom Jahre 1672 sehen kann. Die östlichen Teile der Burg waren noch gut erhalten und dienten als Wohnräume für die herrschaftlichen Beamten.

1688 starb Georg Singer und wurde nach Poysdorf überführt und hier begraben. Er gilt auch als Erbauer der heute noch stehenden Singerburg, die unter dem Einfluß des Türkeneinfalles vom Jahre 1663 erstanden ist. Damals überschritten die Türken und Ungarn die March, plünderten die Dörfer Drösing, Ringelsdorf, Absdorf, Hohenau, Rabensburg, Bernhardstal, zerstörten die Kirchen und führten viele Einwohner als Sklaven mit. Der Fürst Liechtenstein hatte noch rechtzeitig das Archiv und die wertvollen Gegenstände von Feldsberg und Eisgrub nach Schwarz Kosteletz in Böhmen bringen lassen. Zu uns sind wohl damals die Feinde nicht gekommen. Darum erbaute 1664 ein Franz Georg Singer von Singermühl - es ist wohl derselbe, den wir vorher kurz als Georg Singer bezeichneten - das Türkenkreuz bei Poysbrunn. Die Inschrift ist schwer leserlich.

Herr V. Kudernatsch hat sie vor Jahren aufgezeichnet, als der Stein noch nicht so stark verwittert war. Sie lautet: “Der allerheiligsten Dreieinigkeit zu Ehren um Abwendung dieser Zeit gefährlichen Türkenkrieges unter der glorwürdigen Regierung des Pobstes Alexander der 7., Kaiser Leopolds des 1. auf des Grafen und Herrn Paul Sixtus Trautsohn Graf zu Falkenstein des andern dieses Namens Grundherr hat Herr Franz Georg Singer von Singermühl diese Gedächtnissäulen aufbauen lassen. G.F. Gebirg Poysbrunn im Jahre 1664.” Vielleicht ist auch der Bildstock auf der Höhe des Steiglerberges aus demselben Grund und um die gleiche Zeit errichtet worden.

1668 richtet ein Andreas Singer die Landgerichtstube in Falkenstein ein. Es ist dies eine sehenswerte Arbeit, die niemand übersehen sollte, der einmal Falkenstein besucht. Im ersten Stock des Gemeindegasthauses ist das Zimmer mit der kunstvoll geschnitzten Decke. In der einen Ecke hängt das Bild “Die Enthauptung des hl. Johannes” - das Sinnbild der hohen Gerichtsbarkeit.

Der Nachfolger des Georg Singer war Lorenz Singer, der aber schon 1680 starb. Dessen Sohn hieß Karl Josef Singer v. Singermühl; er war der letzte seines Namens und vermachte seinen ganzen Besitz der Pfarrkirche von Poysdorf unter der Bedingung, dass für ihn und seine Verwandten alle Tage, auch an Sonn- und Feiertagen, auf dem Altare des hl. Sebastian eine Segensmesse gelesen werde. Die Pfarrkirche bekam die Singermühle mit 2 Mahlgängen einen Wald - Mühlholz genannt - einen Baumgarten, Äcker, 8 Viertelweingärten, 2 Keller nächst der Schule, etliche mit Eisen beschlagenen Fässer und 2 Pferde. Die Mühle besaß noch eine kaiserliche “Salva quardia”, das war ein Freibrief und sie war von jeder militärischen Einquartierung befreit. Dieses Vorrecht besaßen die Freisitze - z. B. Die Froschmühle und das Herrenhause auf der Wiese - und die Kirchen und Klöster. Das Mühlholz lag bei Falkenstein in der Ried “Einzenstein” und bestand aus Föhren und Gebüsch.

Die Singerburg war ein freier Hof, der ein eigenes Grundbuch führte, das noch heute im Bezirksgericht von Poysdorf aufbewahrt wird. Zur Singerburg gehörte noch das anstoßende Gebäude, “Stoibersitz” genannt, das viele Jahre eine Gastwirtschaft war. Da es sich aber keines besonderen Rufes erfreute, verlor es das Schankrecht und die Gemeinde machte ein Notspital daraus.

Die Felder vor der Singerburg waren bis 1848 die Gemeindeweide. Der Viehhirt trieb in der schönen Jahreszeit die Kühe, Kälber und Stiere hierher auf die Weide. 1866 benützen die Preußen beide Gebäude für Spitalszwecke und belegten die Räume mit Cholerakranken.

Die Singerburg gehört zu den ältesten Gebäuden der Stadt Poysdorf und das Andenken an die Familie, die dem Gebäude den Namen gab, lebt in der Erinnerung der Bewohner fort.

Es war mit einer Mauer umfangen, wie das Grundbuch sagt. Im Jahre 1765 war es im Besitze der Marktgemeinde, die im Vierteljahr 6 fl 3 Kreuzer 6 Pfennig Steuern an die Landschaftsbuchhalterei in Wien abführte. Im gleichen Jahre verpachtete der Markt das Schenkhaus mit dem Keller gegen einen Jahrespacht von 100 fl. Die „Scheibstatt“ musste der Pächter auf seine Kosten herrichten lassen. Im Hofe stand damals ein großer Lindenbaum, unter dem die Gäste im Sommer gern saßen. Der Pächter musste sich verpflichten, nur Weine von der hiesigen Bürgerschaft zu kaufen, nicht aber fremde. Führt er solche ein, so werden sie ihm weggenommen. Er muss auch den Richter und den Rat von Poysdorf „respektieren“, sich friedlich verhalten, auf Feuer und Licht gut achtgeben, dem Gesindel keinen Unterschlupf gewähren, Tore, Türen und Fenster sowie die Schlösser in gutem Stand erhalten.

Solange die Post und Kaufleute auf der Reichsstraße verkehrten, hatte dieses Gasthaus sowie das Mechtl – Wirtshaus gute Einnahmen, weil die Gasthöfe im Markte von Fremden besetzt waren. Das änderte sich um 1840, als der Verkehr nachließ. Das Geschäft ging sehr schlecht, sodass es 1846 die Gemeinde um 1700 fl verkaufte. Damals wird sogar ein Tanzzimmer in dem Gasthaus erwähnt. 1892 wurde es versteigert. Damals hatte es einen schlechten Ruf und allgemein nannte man es nur „Gasthaus zum dürren Ast“. Die Sparkasse erstand es und schenkte es der Gemeinde, die es notwendig brauchte, weil damals an alle Orte der Auftrag erging, ein Notspital einzurichten für ansteckende Krankheiten. Das geschah auch; der Fürst Johann von Liechtenstein schenkte 2000 fl und die Fabrikantenswitwe Danninger in Wien stellte 6 fertige Krankenbette bei.

Als nach dem Kriege die Wohnungsnot sehr arg wurde, nahm die Gemeinde in das leerstehende Haus eine Partei. Sie konnte dies mit ruhigem Gewissen tun, weil für die Kranken in Mistelbach beim Spital ein eigener Bau errichtet wurde und heute alle ansteckenden Krankheiten im Spital ausgeheilt werden. 1930 verkaufte die Stadtgemeinde dieses Gebäude um 7000 S an den Hauer S. Kleibl. Die Singerburg ist im Besitze der Familie Kmentt, doch der alte Name ist dem Gebäude geblieben.

Handschrift von Franz Thiel

Die Sparkasse in Poysdorf

Der Sparsinn ist eine Tugend des Menschen, der immer nach dem alten Grundsatze lebte und handelte: „Spare in der Zeit, so hast du in der Not!“ Solange die Naturalwirtschaft vorherrschte, begnügte man sich mit dem Aufbewahren des ersparten Geldes. Der Bauer versteckte es in einem Strumpf oder in einem Topf, den er im Kriegsfalle rasch in dem Acker vergrub oder in der Mauer einmauerte. Die Juden verstanden es, das Geld arbeiten zu lassen. Sie liehen es aus und verlangten hohe Zinsen (20 Prozent). Daraus erklärt sich der Hass gegen dieses Volk und die vielen Verfolgungen denen die Juden bei uns ausgesetzt waren. Unsere Lehrmeister im Geldwesen waren die Italiener.

Vorläufer unserer Sparkassen waren die Kontributionsfonde, die in Mähren die höchste Entwicklung erlangten und in veränderter Form noch heute bestehen und die Achtelfonde der Liechteinischen Herrschaft in Feldsberg, Rabensburg und Wilfersdorf. Diese Fonde verfolgten den Zweck, die Steuern sicherzustellen und den Bauer vor Hungersnot und Missernten zu bewahren. Darum musste er in Mähren ein Drittel, bei uns eine Achtel des Getreides, das er zur Aussaat brauchte, in den herrschaftlichen Schüttkasten führen, wo es durch 3 Jahre aufbewahrt wurde. Dann konnte im 4. Jahr ein Drittel verkauft werden. Das Geld blieb beim Fond und wurde zu 4 oder 5 Prozent an die Bedürftigen ausgeliehen. Das war ein niedriger Zinsfuß im Vergleich zu dem, den die Wucherer auf dem flachen Lande vom Bauern forderten. Diese Leute waren echte Blutsauger, die von 100 Gulden monatlich einen oder sogar zwei Gulden Zinsen verlangten. Wehe dem Bauer, der einem sochen Geldverleiher in die Arme fiel! Er war in kurzer Zeit mit seinem Hab und Gut fertig.

In den Napoleonischen Kriegen waren die Geldverhältnisse in Österreich besonders zerrüttet. Das Reich wurde mit dem Papiergeld überschwemmt, der Wert des Geldes fiel, die Preise stiegen; dem Bauer und dem Arbeiter ging es gut, nur der Festbesoldete litt, weil das Geld, das er am Monatsbeginn erhielt, am 15. schon einen geringen Wert hatte. Die Leute gaben das Geld schnell aus, ans Sparen dachte niemand. Da kam 1811 der große Krach, dem 1816 ein zweiter folgte. Handel und Verkehr stockten, Fabriken stellten ihren Betrieb ein, es gab Arbeitslose, die Steuern waren sehr hoch, die „Sanierung“ erzeugte ein wirtschaftliches Leichenfeld.

An den maßgebenden Stellen zerbrachen sich die Leute den Kopf, wie man dieses Unheil bekämpfen könne. Es zeigte sich da wieder die bekannte Engherzigkeit, die bei uns bodenständig ist. Man sichte und forschte; viele Ratschläge kamen aus dem Volke, die aber alle in der Tischlade liegen blieben. Nur einer kam zur Durchführung. Der Graf Saurau schlug die Gründung von Sparkassen vor, wie solche schon seit langer Zeit in England und Norddeutschland bestanden. 1819 öffnete die erste Sparkasse in Wien ihre Schalter. Das Volk hatte anfangs kein rechtes Zutrauen zu der neuen Einrichtung; es hatte auch wenig Geld übrig. Es herrschte ein großer Geldmangel. 1824 gründet Oberhollabrunn, 1842 Waidhofen a.d. Thaya und Falkenstein eine Sparkasse. 1844 gab der Staat die Geschäftsordnung heraus, die eine Reihe von gesetzlichen Bestimmungen enthielt. Nur Gemeinden und Vereine durften Sparkassen errichten. Ihr Ziel war die vollständige Sicherheit der eingelegten Gelder. 1851 tauchte in Poysdorf zum ersten Male der Gedanke auf, eine Sparkasse zu gründen. Die Gemeinde war ja der Sitz der Bezirkshauptmannschaft, sie benötigte damals Geld, das sie teilweise von Bürgern des Marktes auslieh, zum größten Teil aber von der Wiener Sparkasse. Die Herren Johann Schwayer, Sebastian Tazber, Matthias Haimer und Matthias Hammerler wollten mit 40 Bürgern des Marktes die Wohlfahrtseinrichtung ins Leben rufen, doch verweigerte die Behörde die Durchführung. Es vergingen wieder einige Jahre. Am 31. Jänner 1859 konnten die Satzungen im Gemeinderate vorgelesen werden, die man an das Bezirksamt in Feldsberg einschickte. Am 5. Nebelmond (November) 1861 eröffnete die Sparkasse in Poysdorf ihre Tätigkeit. Die Beamten aus Feldsberg erschienen zu dieser Feier. Der Propst von Staatz las in der Kirche ein feierliches Hochamt, im Rathaus hörte man eine Festrede und im Gasthof „Zum schwarzen Rössl“ gab es eine große Tafel. 1862 betrugen die Einlagen 52 000 fl, die Rückzahlungen 3000 fl, im Jahre 1863 fielen die Einlagen auf 29 800 fl, zurückgezahlt wurden 13 400 fl. Die Gemeindevertretung führte unentgeltlich die Geschäfte. Der große Krach des Jahres 1873 erschütterte unsere Kasse nicht. Wohl verschwanden Banken, Aktien und Baugesellschaften über Nacht. Tausende verloren ihr mühsam erspartes Geld. Doch bei den Sparkassen ging nicht ein Kreuzer verloren. Den Reingewinn gab die Sparkasse stets zu wohltätigen Zwecken. 1874 kaufte die Feuerwehr Löschgeräte und eine Spritze. 1888 stellte sie den ganzen Reingewinn der Gemeinde für den Bahnbau zur Verfügung. 1892 kaufte sie das Haus Nr. 119 und schenkte es der Gemeinde für ein Notspital. Der Fürst Liechtenstein sandte 2 000 fl und die Fabrikantenwitwe Daninger stellte 6 fertige Betten bei.

1896 überwies die Sparkasse der Gemeinde 50 000 fl für den Bau des Bezirksgerichtes, der 110 000 fl kostete. 1897 stellte sie wieder einen größeren Betrag für das Gemeindegasthaus zur Verfügung. 1898 spendete sie für die Ortsarmen 100 fl. 1906 übernahm sie beim Bau der Knabenschule die Bezahlung der Summe von 140 000 Kronen gegen Jahresraten von 6 000 Kronen, die vom Reingewinn abgerechnet wurden. Am 11. Juli schenkte sie den armen Kindern einen größeren Geldbetrag für das Kinderfest bei Maria Bründl. Zum Bau des Kindergartens zeichnete sie 30 000 Kronen. Der Wehrschild des Jahres 1915 ist ihr Werk. In der Kriegs- und Nachkriegszeit hatte sie einen schweren Stand. Die Einlagen gingen zurück, das Volk verlernte das Sparen, der Wert des Geldes sank von Woche zu Woche, jeder gab das Geld sofort aus. 1922 erreichten die Spareinlagen den tiefsten Stand. Wohl gingen viele Banken zugrunde, doch die Sparkassen überdauerten diese schwere Zeit. Um das Volk und besonders die Jugend zum Sparen anzuregen, führte man einen Spartag ein. Für die Erwachsenen gründete man Sparvereine.

Seit 1907 hat der Markt eine Spar- und Vorschusskasse und seit 1928 eine Raiffeisenkasse.

Heute fällt all diesen Einrichtungen eine bedeutend Aufgabe zu, mitzuwirken an dem Aufbau unseres Volkes, das wieder einmal schwere Zeiten durchlebt, wie nach den Napoleonischen Kriegen. Tiefe Wunden hat uns der Weltkrieg geschlagen, und es werden noch Jahre vergehen, bis sie verheilt sind. Doch Arbeit, Sparsinn und der eiserne Lebenswille, der in unserm Volke schlummert, werden diesen Zeitabschnitt siegreich durchhalten, bis wieder bessere Tage kommen.

Es ist ein weiter Weg, den die Menschheit gehen musste, ehe sie vom Geldstrumpf der Vergangenheit zu den Sparkassen der Gegenwart kam. In diesem Wege liegt ein gutes Stück Kulturgeschichte unseres Volkes.

Die Theresianische Fassion.

Um das Jahr 1700 vollzog sich ein großer Wandel im Wirtschaftsleben unseres Staates. Man glaubte, dass Fabriken, Handel und Verkehr für das Land einen größeren Wert haben als Ackerbau und Viehzucht. Mit großem Geldaufwande baute man die Reichsstraßen, errichtete Fabriken, stattete sie mit Vorrechten (Privilegien) aus, schützte die Erzeugnisse durch hohe Zölle und übersah dabei, dass man auch die Landwirtschaft fördern müsse, die das Getreide und das Vieh nicht ausführen durfte. Dazu war der Bauer durch hohe Steuern gedrückt, während der Adel und die Geistlichen (=Stände) eine gewisse Steuererleichterung hatten.

In den Kämpfen, die Maria Theresia mit Friedrich dem Großen führte, zeigten sich die Fehler der österreichischen Wirtschaft. Die Staatskasse war leer, die Länder erschöpft, das Heer vernachlässigt, die Steuern ungerecht verteilt; Preußen dagegen hatte eine volle Kasse, ein tüchtiges Heer, hier herrschte Ordnung und gute Verwaltung. Die erkannte Maria Theresia und sie schuf da Wandel. Sie berief aus Schlesien den Grafen Friedrich Wilhelm Haugwitz nach Wien. Er stammte aus einer protestantischen Familie, trat in der Jugend zum katholischen Glauben über, damit er in Österreich leichter vorwärts käme. Er war ein kluger und ehrlicher Beamter, der sich nicht bestechen ließ. Er führte eine gerechte Steuerverteilung durch und ließ durch die Grundherrschaften den Besitz genau abschätzen. Die ermittelte Summe nahm man als 5 %iges Erträgnis eines Kapitales, von dem der Bauer ein Fünfzigstel, die Stände aber ein Hundertstel an Steuer zu zahlen hatten. Diese Steuerbemessung heißt Theresianische Fassion und stammt aus dem Jahre 1751. Haugwitz wurde von den Ständen angegriffen, er galt als ein Fremder und Emporkömmling; besonders waren es die Grafen Harrach und Kinsky, welche Fassion bekämpften und die Steuerlast wieder den Bauern aufbürden wollten. Doch gelang ihnen der Plan nicht. Das Land Mähren nahm sie sogleich an, die anderen folgten, nur Ungarn wurde verschont; dafür wurzte man die Sudetenländer etwas mehr.

Jeder Grundherr musste seinen Grund und Boden, sowie die Einkünfte genau abschätzen und angeben, und zwar die Geistlichen sub side sacierdotali („Priesterehrenwort“), die Adeligen sub side nobili.

Was erzählt uns die Fassion von Poysdorf?

Die Herrschaftspfarrkirche besaß mittlere, schlechte, aber keine guten Äcker; die Mehrheit der Weingärten sind schlecht und mittel, nur wenige sind gut. Sie erhielt kein Zehent- und Robotgeld. Der Pfarrhof hatte 22 Häuser in Poysdorf, 3 in Wetzelsdorf, 4 in Dobermannsdorf, 3 in Palterndorf, 6 in Altlichtenwarth und 3 in Russbach. Die 22 Häuser im Markte zahlten nur den Dienst und bei Veränderungen das Gewöhrgeld, während alle anderen herrschaftlichen iura die Poysbrunner Herrschaft einsteckte. Der Zehent von Wilhelmsdorf betrug 12 Metzen Korn à 1 fl und 12 Metzen Hafer à 30 Kreuzer, der von Wetzelsdorf 32 Eimer Wein mittlerer und 20 schlechterer Güte. Die Summe der ganzen Schätzung (Kirche und Pfarrhof) waren 3368 fl, die potio canonica für den Pfarrer 300 fl und für den Kaplan 150 fl.

Die Froschmühle, die Johann Bernhard Mechtl von Engelsberg besaß, schätzte ihren Besitz auf 950 fl. Dazu gehörten: Der Jahresertrag der Mühle, der des Gasthauses, 6 Paar Inwohner (derzeit nur 4, die statt des Zinses in Weingarten und Felde helfen), der Obst-, Gras-, Kuchel-, Heu- und Grummetgarten und ein Joch Holzfleck in den „Weißlöcher“. Zu dem Bekenntnis bemerkte der Verfasser, dass er neun unversorgte Kinder habe.

Der Singerhof wurde von der Poysbrunner Herrschaft sotiert, musste aber im April 1758 eine eigene Fassion einschicken.

Äcker in Bürsting …..60 fl.

Wirtshaus…… ……1600 fl.

Sonst hatte dieser Hof nichts.

Die bischöflich-passauische Herrschaft Königsstetten bei Tulln gab ihren Besitz in Poysdorf mit 7683 fl, die Pfarre Oberleis mit 1000 fl an. Die Pfarre hatte ihre Grundholden in Au, Pyhra, Atzelsdorf, Zwentendorf, Altmanns, Bullendorf, Prinzendorf, Hausbrunn, Hauskirchen, Unterschoderlee und Katzelsdorf. Überlandgrundstücke derselben Pfarre gab es in Klement, Nodendorf, Au, Niedeleis, Pyhra, Unterschoderlee, Altmanns, Bullendorf, Prinzendorf, Poysdorf (Schätzung 145 fl), Ernsdorf und Hüttendorf. Die ganze Schätzung der Pfarre Oberleis erreiche eine Höhe von 26 522 fl 5 kr.

Die Herrschaft Poysbrunn bezog aus dem oberen Teiche 58 Schock Karpfen, aus dem unteren 75. Beide Teiche lagen gegen Steinabrunn und sind heute aufgelassen. Körner- und Naturalzehent lieferten: Poysbrunn, Poysdorf, Hadersdorf, Alt- und Neu-Ruppersdorf, Kirchstetten, Ottenthal, Drasenhofen, Feldsberg, Falkenstein, Wetzelsdorf, Wilhelmsdorf, Zlabing, Dürnbach, Pottenhofen, Stützenhofen, Garschönthal, Bischofwarth. Das Ausmaß des Zehents war verschieden, und zw.: ganz, einhalb, eindrittel und zweidrittel. Die Herrschaft bezog 407 zweiachtel Metzen Weizen (à 1 fl 30 Kreuzer) 1911 fünfachtel Metzen Korn (à 1 fl), Gerste 82 zweiachtel (à 45 Kreuzer), Hafer 2045 einachtel (à 30 Kreuzer), Brein 19 eineinhalbachtel (à1 fl 30 Kreuzer), Erbsen 4 viereinhalbachtel (à 1 fl 30 Kreuzer), Kraut 8. In Geld betrug diese Abgabe:

Weizen 610 fl 52 Kreuzer 2 Pfennig

Korn 1911 fl 37 „ 2 „

Gerste 61 fl 41 „ 1 „

Hafer 1022 fl 33 „ 3 „

Brein 28 fl 46 „ 3 „

Erbsen 6 fl 50 „ 2 „

Linsen 5 fl 57 „ 2 „

Kraut 8 fl.

Blutzehent: 179 Stück Hendeln à 3 Kreuzer.

Weinzehent: 1411 Eimer 35 Maß = 2117 fl 48 Kreuzer 3 Pfennig.

Mautgebühren von: Drasenhofen, Schweinburg, Pottenhofen und Ottenthal 810 fl, Fischwasser 25 fl, Waid- und Blumensuche 10 fl 3 Kreuzer, Wirtshausbestand zu Hanfthal 51 fl 54 Kreuzer, Grundbuch- und Abhandlungserträgnis 1250 fl 54 Kreuzer 11/2 Pfennig. Ein Robotgeld zahlten die Holden von Altlichtenwarth, Dobermannsdorf, Palterndorf, Hauskirchen, Prinzendorf, Hautzendorf, Prottes, Rußbach, Wetzelsdorf, Poysdorf und Hanfthal im Betrage von 369 fl 30 Kr. 40 Untertanen verrichteten den Zugrobot (à 8 fl), 176 Hauer den Handrobot (à 4 fl ). Ein Umbgeld gaben die Orte: Falkenstein Markt, Falkenstein Dorf, Poysbrunn, Altruppersdorf, Pottenhofen, Ottenthal, Guttenbrunn, Schweinburg, Stützenhofen, Steinabrunn und Drasenhofen im Werte von 119 fl 9 Kr. Die Strafgelder beliefen sich auf 10 fl, die Schutzgelder auf 63 fl, die Hausgrundstücke entrichteten 3737 fl 30 Kr., die Überlandgrundstücke 2081 fl.

Körnerzehent: Der Ganze aus den Rieden Fuchsenbergen, Steingrub, und beim Kirchbrunnen; die Hälfte vom Seegrund und Zeiseln, drei Viertel von den Oberen und Unteren Lüss, vom Salzbrunn, Salzweg und Joachimsthal; ein Drittel von den Weißenbergen, beim Spital und auf der roten Erd.

In Wilhelmsdorf hatte die Herrschaft den Körner- und Weinzehent teils ganz, teils ein Drittel, und zwei Drittel, in Maxendorf die Hälfte.

Weinzehent von Poysdorf: Der Ganze von Bankleiten, zwei Drittel von Steinbergen, drei Viertel von Herrmanschachern, Zapfelsbergen und Rösselbergen, die Hälfte aus den Kirchbergen, drei Viertel von Bürsting und Wartberg, Neidharten und Fuchsbergen.

Schutzgelder zahlten die Juden, die Handwerker und Inleute.

Osterehrungskälber lieferten Ketzelsdorf, Wilfersdorf, Kettlasbrunn, Hüttendorf, Mistelbach und Lanzendorf.

Osterehrungseier: Dieselben wie bei den Osterehrungskälbern und noch Bullendorf (2400 Stück)

Osterehrungsschmalz: Mistelbach 189 Pfund.

Weihnachtshühner: Wilfersdorf (33 Stück), Bullendorf (37), Blumenthal (44 ½), Loidesthal (76), Kettlasbrunn (79) und Obersulz (75).

Vogthühner: Wilfersdorf (5 ½ Stück).

Strassgänse: Markt Obersulz (20).

Bankelinsletzins: Mistelbach (75 Pfund), Obersulz (12 ½) und Poysdorf (25).

Vogteihafer: Obersulz (82 zweiachtel Metzen) und Bullendorf (78).

Urbaräcker in Poysdorf: In den Lüss unterhalb des Marktes 180 fl, in den oberhalb des Marktes 265 fl, in den Zeiseln 36 fl, im Seegrund 6 fl; Summe 487 fl.

Weingärten: In den Zeiseln 94 fl, in den Zapfelsbergen 207 fl, in den Rösselbergen 54 fl, im Plankengrund 84 fl, in Bründel 12 fl, in Weißlöchern 20 fl, in Steinbergen 521 fl, in Herrmanschachern 119 fl, in den Zinten 28 fl, im Rattich 370 fl, in der Spitalleiten 63 fl, im Fuchsenberg 3905 fl, in der Bankleiten 1137 fl, in Einsiedeln 616 fl, im Salzbrunn 1141 fl, in Inzesgring 439 fl, in den Wartbergen 173 fl, in den Weißenbergen 191 fl, auf der Gänsweide 123 fl, in den Steiglern 104 fl, in Hühnkern 15 fl, zusammen 9416 fl.

Urbar Gärtl oberhalb des Marktes 426 fl

Urbar Gärtel bei der Schießstätte 36 fl

462 fl

Waldungen = 1168 fl

Presshäuser, Keller und Stadeln: in der Rondellen 588 fl, im Kirchberg 3667 fl, im Sauberg 275 fl, im Bürsting 1353 fl, beim Spital 260 fl, oberhalb des Marktes 1045 fl, in Rösslbergen 73 fl; zusammen 7261 fl

Summe der Liechtenstein-Fassion von dem Markte Poysdorf:

Urbar Äcker 487 fl, Weingärten 9416 fl, Gärten 462 fl\*\*, Waldung 1168 fl, zusammen 11731 fl.

Im öden Maxendorf: Urbar Feldlehen 6065 fl, Äcker 810 fl, Wiesen 119 fl, Weingärten 6316 fl; Summe 13 310 fl.

Das Jesuitenkollegium in Wien hat über seinen Besitz keine Zusammenstellung gemacht; die Pfarren Ameis, Falkenstein und Wildendürnbach besaßen einige Häuser im Markte, die sie nicht besonders anführten.

Die Fassion war der erste Schritt nach vorwärts für den aufstrebenden Bauer, der im Zeitalter der Aufklärung einer besseren Zukunft entgegen ging. Schrittweise wurde sein Los erleichtert und die Männer, die sich für den Bauernstand einsetzten waren: Haugwitz, Kaiser Josef II und Kudlich. Zwei von ihnen waren Schlesier.

\*\* Die Gärten sind anfangs mit 680 fl angegeben, später aber mit Rotstift auf 462 fl ausgebessert.

Quellen: Arneth: Geschichte Maria Theresias. Die Akten der Theresianischen Fassion im nö Landesarchiv in Wien.

Die Totenleuchte in Wilhelmsdorf

Geht man in Wilhelmsdorf von dem „Foalter“ (= Falltor) auf dem alten Triftweg einige Schritte, so sieht man einen Bildstock, der vor kurzer Zeit von der Gemeinde hergerichtet wurde, wir lesen da auf einer Tafel die Inschrift:

„Siehe still allhier   
und erwecke stets bei dir,  
wer sind diese wohl gewesen,  
die allhier im Staub verwesen  
thue ihnen zum Andenken  
ein Vaterunser schenken.

Gebe noch die Worte dazu:

Herr, gib ihnen die ewige Ruh! Hier unter dieser Säule ruhen die Gebeine unserer Vorahnen, die vor mehreren Jahrhunderten in dem hier bestandenen Friedhof beerdigt worden sind. Ruhe ihre Asche. Zur Erinnerung hat die Gemeinde Wilhelmsdorf diese Säule errichtet.“

Es ist eine Totensäule, wie sie im Mittelalter viele Friedhöfe schmückte. Dudik erwähnt solche Säulen in Mähren um 1300, sie sind ein Rest von dem alten Totenkult unserer Ahnen, gegen den die Kirche mit großer Zähigkeit kämpfte, um dafür den Seelenkult zu setzen. Im frühen Mittelalter gab es nur wenige Kirchen bei uns, sodass viele Gemeinden die Verstorbenen in der Nähe des Wohnortes begruben. Zur Zeit der Reformation hatten die Protestanten eigene Friedhöfe in Falkenstein, Mistelbach/Zaya, Hohenau und Pellendorf denn sie sagten: „Die Erde ist überall des Herrn“. Diese alten Leichenhöfe schmückte man mit einer Totenleuchte, damit ihnen das ewige Licht leuchte und die Verstorbenen in Frieden ruhen.

In den Pestzeiten (1511, 1521, 1541, 1560, 1570 1582, 1596, 1625, usw.) mussten die Toten in Massengräbern beerdigt werden, die der Totengräber mit Kalk bedeckte, es geschah dies aus gesundheitlichen Gründen, denn die Kirchhöfe waren so klein, dass die Toten nach 10 - 12 Jahren ausgegraben werden mussten. Den Kopf und die großen Knochen bleichte man und hob sie im Karner auf. Die Pesttoten durften aber wegen der Infektionsgefahr nicht ausgegraben werden.

Solche Totenleuchten, wie eine in Wilhelmsdorf steht, finden wir viele in unserer Heimat: In Mistelbach, auf dem Kirchberg (1598), in Paltendorf neben der Dobermannsdorferstraße, in Ketzelsdorf, Wetzelsdorf, Maxendorf und Poysdorf neben dem Preußendenkmal; diese ist sogar in der französischen Gesandtschaft in Wien vorgemerkt, weil da Franzosen vom Jahre 1805 und 1809 ruhen. Die Wetzelsdorfer wurde vor Jahren abgebrochen, doch wird sie wieder aufgestellt. Die meisten gehören der Zeit der Gotik an und sind Steinsäulen. Das Material dazu lieferten die Steinbrüche in Neusiedl a. d. Z., Poysdorf und Garschönthal, der sich leicht bearbeiten ließ. Dass in Wilhelmsdorf die Säule einen Mörtelbewurf erhielt, ist ein bescheidener Fehler, der bei der nächsten Ausbesserung gut zu machen wäre. Das moderne Marienbild passt nicht zu der alten Säule, so wenig wie das in der Pfarrkirche beim Pestaltar. Die Gotik kennt nicht diese Mariendarstellung.

Auch das Haimerkreuz neben dem Runsenbach ließen Wilhelm und Albine Gmeinböck neu aufstellen; es ist ein schlichtes, rot gestrichenes Holzkreuz, das 1847 Christian und Elisabeth Haimer stifteten, welche von 1839 bis 1860 das Halblehenhaus Nr. 20 bewohnten, das vorher die Familie Dobler besaß, die in der Ortsgeschichte eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Unbekannt sind die Gründe, die den Christian Haimer bewogen, dieses Feldkreuz zu errichten. Sie lagen sicher in den wirtschaftlichen Verhältnissen, weil das Jahr 1847 ein Jahr der Not, der Teuerung und des Elends war, das den Ausbruch der Revolution im folgenden Jahre beschleunigte. Die Wiener drohten, aufs Land zu gehen und den Bauern alles wegzunehmen. Dies rief in den Dörfern große Bestürzung unter den Bauern hervor, die den Untergang ihres Standes befürchteten. Zum ersten Mal hörte man kommunistische Ideen, Wegnahme von Getreide und Wein, Aufteilung der großen Besitzungen usw. Um diese Not, die Missernten und Hungersnot abzuwenden, errichteten manche Bauern an Wegkreuzungen Bildstöcke und Feldkreuze, denn an solchen Plätzen trieben nach der Meinung unserer Ahnen die Wetterhexen besonders ihr Unwesen. Einige Jahre später (1856), als wieder so eine Wirtschaftskrise große Unruhe in der breiten Masse erregte, stellte ein Wetzelsdorfer Bauer neben dem Weg nach Ketzelsdorf ein Feldkreuz auf, damit Gott alle Teuerung und Not abwenden möge (nach einem alten Kalender der Familie Wilfing in Wetzelsdorf Nr. 74). Die sparsame Biedermeierzeit bevorzugte für solche religiöse Denkmale schwerer Not das Holz, sodass sie in kurzer Zeit umfielen und verschwanden, während die aus der Gotik und dem Barock erhalten blieben. Vor einigen Wochen entdeckte man in Rabensburg einen alten Friedhof, der angeblich vor hundert Jahren eine Totenleuchte hatte. In Mistelbach und Paltendorf schmückt die Säule das Bild des hl. Laurentius des Feuerpatrons im Mittelalter, der heute vergessen ist. 1369 wird in Mistelbach eine ewige Licht-Stiftung erwähnt.

Nach dem Ersten Weltkrieg erinnerte man sich an dieses versunkene Kulturgut der Totenleuchten und des ewigen Lichtes, das den Verstorbenen gewidmet war. Man gab ihm eine neue Form in den großen Kerzen, die vor allem den Gefallenen geweiht und an besonderen Tagen angezündet wurden. In der Wiener Votivkirche sah ich die hohe „Artilleriekerze“, die eine moderne Totenleuchte verkörpert.

Veröffentlicht in: „Mistelbach-Laaer Zeitung“, 16. 10. 1654, S. 5

Die Tuchindustrie im Weinland

Der Mensch der Bronzezeit (um 1000 v. Chr.) verstand es schon, aus pflanzlichen Fasern Tuch für seine Bekleidung herzustellen. Griechen und Römer erzeugten feine Tuchsorten und färbten sie, weil sie an bunten Farben ihrer Kleider großen Gefallen hatten. Im Mittelalter waren die Städte in Flandern, am Rhein und Ostrom bekannt durch ihre Tucherzeugung, die bei uns Nachahmung fanden. Fremde Meister waren Lehrer und Berater in diesem Wirtschaftszweig, der sich in den Sudetenländern rasch ausbreitete. Iglau besaß 1360 ein Tuchmacherstatut (Reichenberg 1599). Die Hussitenkriege nach 1419 zerstörten teilweise diese Anfänge der Tuchindustrie.

Einen Aufschwung brachte die Renaissance, die ja schöne Kleiderstoffe bevorzugte. Nach 1500 traten die Städte Zwittau und Mähr. Trünbau mehr in den Vordergrund, die ihre Erzeugnisse zu uns brachten. Die Schafzucht im Grenzland – Schäfereien gab es in Steinebrunn, Poysbrunn, Alt Ruppersdorf, Wetzelsdorf, Walterskirchen, Erdberg u. s. w. – lieferten das Rohmaterial, das die Nikolsburger Juden kauften und gegen einen guten Gewinn an die mährischen Städte abgaben. Gute geschäftstüchtige Meister waren die Wiedertäufer, auch Habaner genannt. Neben den Erzeugern arbeiteten Färber und Tuchscherer. Der Handel lag zum Großteil in den Händen der erwähnten Juden, die nicht nur die Jahrmärkte besuchten, sondern auch als Hausierer die Orte im Weinland besuchten. In Asparn a. d. Z. gab es 1617 einen Tuchscherer; Hier wurde sicher die Tucherzeugung damals handwerksmäßig betrieben.

Wallenstein, ein Universalgenie, ist der Begründer und Förderer der Leinen- und Tuchindustrie im Sudetenraum. Der Fürst Gundacker von Liechtenstein (Wilfersdorf) ermunterte die Stadt Laa, einen Wollmarkt einzurichten, der ein Gegenstück zu dem im gewerbfleißigen Auspitz sein sollte. Der 30jährige Krieg sowie die Vertreibung der Habaner und Protestanten schlug der Tuchmacherei schwere Wunden. Zunft- und Gewissenszwang waren ein Hemmschuh für diesen Wirtschaftszweig, der bei uns im Vergleich zum Ausland immer mehr zurückblieb.

In Linz konnte am 11. März 1672 eine bescheidene Tuchfabrik ihre Arbeit aufnehmen. Die Tuchmacherstadt Iglau, die früher 8000 Bewohner zählte, hatte jetzt nur 300, die sich recht kümmerlich ernährten. Die Mistelbacher Jahrmärkte besuchten 1678 Tuchhändler von Iglau und Trebitsch, die wegen der unsicheren Straßen von bewaffneten Schutzleuten („Konvoi“) begleitet wurden. In Mistelbach selbst gab es einen Meister, der sich bitter über die Fremden beklagte, die bei uns ein gutes Geschäft machten. Auch in Poysdorf wohnte ein Tuchhändler, der Poysdorfer Gastwirt Samuel Römer, der in Schrick lebte, kam öfters wieder zurück und handelte im Markte mit Tuch; deshalb beschwerten sich unsere Meister in Wilfersdorf, damit dieser Unfug abgestellt würde.

Obwohl es in Mistelbach 1705 einen tüchtigen Meister gab, der die Leute mit guter Ware versorgte, wollte ein Malermeister auch mit dem Tuchhandel beginnen, der damals recht gute Einnahmen erzielte, weil trotz der schlechten Zeiten in den Dörfern ein Kleiderluxus herrschte.

Die Maße und Gewichte, die nicht geeicht wurden, nützten die Händler zu ihrem Vorteil aus; Klagen und Beschwerden in den Jahren 1707 und 1720 beachtete die Obrigkeit nicht. In Klagenfurt ging eine neu gegründete Tuchfabrik bald ein, während die in Flanitz Böhmen modern eingerichtet wurde.

In Asparn fand aus Schlesien ein tüchtiger Geselle Brot und Arbeit; 1715 verließ er den Markt, um aus seiner Heimat den Geburtsbrief zu holen. Wie er zurück kam, ließ er sich in Mistelbach als Meister nieder; dagegen wehrte sich die Gemeinde, die mit einem Meister genug hätte; denn in den schlechten Zeiten sei für zwei kein Platz, da beide zugrunde gehen müssten.

In Böhmen, wo die Ideen des Merkantilismus auf fruchtbaren Boden fielen, arbeiteten die Tuchfabriken mit Hochdruck, sodass sie ihre Erzeugung 1718 verdoppelten. Unsere Heimat, die sich gegen jede Art von Industrie wehrte, betrachtete die Arbeiter als ein Gesindel, das den Gemeinden nur Schaden und keinen Nutzen brächte. Der Graf Ludwig von Sinzendorf - eine Nebenlinie besaß die Herrschaft Ernstbrunn - versuchte 1719 in Selowitz – Mähren eine Tuchfabrik zu errichten. Trotz des Verbotes handelten unsere Gastwirte gerne mit Tuch, das mährische Fuhrleute brachten. Der Mistelbacher Meister entrichtete 3 fl jährlich an Schutzgeld nach Wilfersdorf ins Rentamt; 1745 wollte sich ein zweiter im Markte niederlassen, den aber die Gemeinde ablehnte, da ihnen Franz Schreiber vollkommen genüge; Außerdem kämen zu den Jahrmärkten viele fremde Verkäufer. Die Herrschaft, die für den zweiten eintrat, rügte den Marktrat, dem dieses Recht nicht zustehe, sondern der Obrigkeit.

Unser Tuch war keine Kommerzware, die sich mit dem des Auslandes messen konnte; Es wurde nach alter Art und Weise hergestellt, weil sich die Meister gegen alles Neue wehrten. „Die Gewohnheit nennt er seine Amme“, sagt Schiller im „Wallenstein“. Unser Land war zurückgeblieben; Das erkannte die Regierung und berief z.B. nach Iglau Meister aus Verviers sowie aus dem Rheinlande; Da es meist Protestanten waren, nahm die Kirche eine Abwehrstellung gegen diese Einwanderung ein. Die Regierung hob 1755 den Zunftzwang auf, verminderte die Zahl der Feiertage und zerbrach die religiöse Intoleranz, obwohl die Kirche erklärte, dass die freie Religionsausübung gegen die fundamentalen Grundsätze des Landes verstoße. Trotzdem lockte die Regierung fremde unternehmungslustige Fachkräfte nach Österreich und ermunterte die Bauern, Waid, Wau und Krapp anzupflanzen, um die notwendigen Farbstoffe zu bekommen.

In Laa a. d. Th. wird 1756 eine Walkmühle erwähnt. Brünn, das langsam die erste Stelle in der Tuchindustrie einnahm, verdankte diesen Vorrang nur den fremden Fachkräften. Um die allgemeine Volksbildung zu heben, die bei uns viel zu wünschen übrigließ, wurde mit 1. 9. 1766 der Schulzwang eingeführt, mit dem die Bauern nicht einverstanden waren, da er ein Eingriff in die Familienrechte sei. Eine führende Stellung in der Reichenberger Tuchindustrie erlangte Johann Georg Berger von Ladendorf (1775). Der Staat übernahm das Schul- und Bildungswesen in seine Hand, (was er schon früher hätte tun sollen) um die Rückständigkeit des Landes zu beseitigen. Da unsere konservative Bevölkerung eine ablehnende Stellung gegen die Fremden („Zugereiste“ – „Dahergeloffene“) bezog, wies die Regierung darauf hin, dass die protestantischen Arbeiter und Beamte unentbehrliche Meister und Lehrer in diesem Fache seien. Die Brünner Firma Offermann nahm nach 1786 die erste Stelle ein. Das Land Mähren zählte 23 Fabriken, davon in Brünn allein 14. Diese Stadt nannte man mit Recht später „das österreichische Manchester“.

Die Kriege mit Napoleon brachten eine Scheinblüte unserer Wirtschaft. Der Bauer, der im Gelde schwamm, trieb einen großen Luxus. Der Dichter F. Raimund schrieb das Schauspiel „Der Bauer als Millionär“. 1811 kam der große Geldkrach und 1814 überschwemmte England mit seinen Waren unser Land. Dazu tauchten die ersten Dampfmaschinen auf – in Brünn bei dem erwähnten Offermann. Das Maschinen-Zeitalter begann und setzte sich trotz Verwünschungen und Schimpferei durch.

Da konnten unsere altmodischen Walkmühlen in Asparn und Rabensburg nicht mehr mit, weil sie den Anschluss an die neue Zeit verpasst hatten. Als der Fürst Liechtenstein die spanische Schafzucht auf seinen Gütern einführte, lieferte er ein besseres Rohmaterial. Unsere Heimat wehrte sich gegen den Bau von Fabriken und Bahnen. Doch die Zeit war stärker als die konservative Einstellung unserer Ahnen. Sie begnügten sich mit der Einfuhr und kauften auf den Jahrmärkten ihr Tuch von den Nikolsburger Juden. In Poysdorf störten sie durch ihr Geschrei, das die Käufer anlocken sollte, den Marktbetrieb, sodass sie ihre Stände auf dem Heumarkt aufstellen mussten. Tuch aus Brünn, Bielitz, Jagerndorf und Reichenberg kaufte Österreich auch nach 1918, da es preiswert und dauerhaft war.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv in Wien

Dr. H. Hallwich: „Die Anfänge der Großindustrie in Österreich“

Dr. J. Slokar: „Geschichte der österr. Industrie und ihre Förderung durch Kaiser Franz“

Handschrift von Franz Thiel

Die Türkengefahr in unserer Heimat

Nach dem Fall von Konstantinopel im Jahre 1453 war unsere Heimat durch 230 Jahre von diesem Feinde bedroht, in dem unsere Ahnen den Antichrist erblickten; zum Kampfe gegen ihn rief der Prediger Kapistran, der 1454 in Feldsberg vor vielen Gläubigen zur Umkehr und Besinnung sprach, alle Völker Mitteleuropas auf; er selbst nahm an dem Türkenkrieg teil und sprach den Kämpfern Mut und Trost zu. Der Papst Pius II. – es war Aeneas Silvio Piccolomini, der eine Zeitlang Pfarrer von Laa a. d. Th. war, plante 1460 einen Kreuzzug gegen die Türken. Der Einfall des Georg von Podjebrad und Matthias Corvinius vergrößerten das Unheil, das in jenen Tagen unsere Heimat so schwer traf, daß man an den Untergang der Welt dachte; daher veranstaltete 1469 die Kirche Bet- und Bußfahrten, damit der Friede erhalten bleibt. Bei uns fehlten Geld und Organisation zur Abwehr des Gegners, der ganz Mitteleuropa bedrohte. Der Staat nahm 1526 das Gold und Silber der Kirche, die Paramente, Schätze und Stiftungen der Klöster, um den Kampf mit den Türken aufzunehmen, der im gleichen Jahre die Ungarn bei Mohacs besiegt hatte, sodaß ihm der Weg nach Wien offen stand. An diesen Kämpfen nahmen die Liechtenstein hervorragenden Anteil, die ihren Wohnsitz damals in Nikolsburg hatten.

1529 erschien der Sultan Suleiman mit einem großen Heer vor Wien, das er vom 21. September bis 14. Oktober belagerte. Die leichte Reiterei suchte die Gemeinden des Marchfeldes und der Marchebene bis Feldsberg heim und verbreitete überall Furcht und Schrecken. Die kalte und regnerische Witterung zwang den Sultan zur Heimkehr; denn der Feind vertrug nicht unser rauhes Klima. Nun versuchte die Regierung, die Heimat durch zeitgemäße Befestigungen zu schützen und Kriegsmaterial bereit zu stellen. 1530 wird eine Saliterei in Feldsberg erwähnt, die ihre Erzeugnisse nach Wien lieferte. Geschwächt wurde dieser Kampf durch die Glaubenswirrungen, die um diese Zeit das Gemüt unserer Ahnen mächtig aufregten.

Als der Sultan 1532 wieder in Ungarn erschien, leistete ihm die Festung Güns so starken Widerstand, daß er gleich nach Konstantinopel zurückkehrte. Oesterreich, das zu schwach für einen Türkenkrieg war, unterhandelte mit dem Gegner und schloß 1555 einen Frieden; zu gleicher Zeit erfolgte der Augsburger Religionsfriede, sodaß alle einer hoffnungsvollen Zukunft entgegenblickten. Poysdorf kaufte eine große Glocke, es war dies die Türken- und Pestglocke, die später ihre Stimme täglich um 7 Uhr früh erschallen ließ. Die drei großen Festungen Neuhäusel, Komorn und Raab riegelten das Donautal gegen die Türken ab, sodaß unser Gebiet durch mehr als 100 Jahre keinen Türken sah. 1562 kamen die ersten Tulpen aus dem Orient nach Wien und 1576 die Roßkastanien. In den Schulen wurden Türkengebete eingeführt; so sprachen um 7 Uhr morgens die Knaben der Wiener Landschaftsschule: „Wehre, o Herr, den blutdürstigen Erbfeind, den Türken, mit deiner Kraft ab!“ In Dörfern hatte jeder zu dieser Stunde, wenn die Glocke ertönte, den Hut abzunehmen und zu beten, damit der Allmächtige das Land vor dem Erbfeind schütze. 1584 schickte der Kaiser Rudolf II. den Herren Heinrich von Liechtenstein, der Hohenau, Hausbrunn und Alt Lichtenwarth besaß, mit zahlreichen Geschenken nach Konstantinopel zum Sultan; doch starb er in Gallipoli, wo er begraben wurde; seine Heimat sah er nicht mehr. Die Kroaten, welche aus Südungarn flohen, fanden bei uns in den Marchgemeinden Aufnahme und besiedelten die teilweise verödeten Orte. Der General Christoph von Teuffenbach, der das Schloß in Dürnholz erbaute, wollte an der March eine Art Militärgrenze errichten; doch kam dieser großartige Plan nicht zustande. Unseren Truppen gelang es, am 29. März 1598 die Festung Raab, die wenige Jahre zuvor die Türken erobert hatten, in Besitz zu nehmen; darüber herrschte große Freude und einzelne Gemeinden errichteten auf kaiserlichem Befehl Gedenksäulen – Weißes Kreuz oder Raabeser Säule genannt; eine steht bei dem Laaer Friedhof und hat folgende Inschrift:

„Sag Gott dem Herrn Lob und Dank, daß Raab kommen ist in der Christen Hand.“

1605 drang Bocskay mit seinen Scharen in das Grenzgebiet, plünderte und brandschatzte die Gemeinden und verwüstete das Land; Poysdorf wurde hart mitgenommen. In dem Frieden von Szitva Torok (nicht weit von Komorn) nahmen die Franzosen mehr die Stellung eines Verräters ein, sodaß man ihren König „allerchristlicher Türke“ nannte. Unsere Ahnen betrachteten die Türkengefahr als Strafgericht Gottes, weil der Kleiderluxus, der Hochmut, der Stolz, die Unmoral und Völlerei den Zorn Gottes herausfordere. Da wurden in kritischen Tagen jede Unterhaltung und vor allem der Tanz in den Dörfern verboten, Andachten in der Kirche gehalten und alle lärmenden Aufzüge eingestellt; nur bei Hochzeiten erlaubte die Obrigkeit den Polsterltanz. War die Gefahr vorbei, so herrschten wieder die alten Verhältnisse. Als zu Beginn des 30jährigen Krieges Bethlen Gabor mit einem Einmarsch seiner Truppen drohte, fand er bei den Türken nicht die gewünschte Unterstützung. Da verlangte Wallenstein eine starke Festungslinie an der March, die jeden feindlichen Einbruch verhindern sollte; geplant waren Festungen in Lundenburg, bei Stampfen und Theben sowie bei Hohenau, Drösing und die Ansiedlungen von Deutschen, welche treue und verläßliche Kämpfer waren. Gundacker von Liechtenstein plante eine Liga aller Mächte, um die Feinde aus Ungarn zu vertreiben. Der Kaiser Ferdinand II. war für diese Ratschläge nicht zu haben, die sicher nur zum Besten unserer Heimat gewesen wären. Die Regierung huldigte dem verderblichen Fatalismus und einer Lauheit, die der Gegner auszunützen verstand, unserer Heimat dagegen schweren Schaden zufügte. Die Türken waren durch gut getarnte Spione, die als Bettler, Hausierer, Pilger und Ordensgeistliche in Oesterreich einwanderten, stets unterrichtet.

Nach dem 30jährigen Krieg behielt der Kaiser einige Regimenter zurück und machte so den Anfang einer stehenden Wehrmacht, die durch Werbung und Musterung ergänzt wurde. Der Bauer haßte die Soldaten und die Herrschaften waren mit den Werbern, wenn sie erschienen, gar nicht einverstanden und bereiteten ihnen große Schwierigkeiten. 1661 ließ der Fürst das Wilfersdorfer Schloß befestigen: die Tore, Brücken, Torhäuseln wurden hergerichtet, Sturmpfeiler von 1 ½ Klafter Länge gesetzt, Brustwehren eingebaut – die Brustwehrstecken waren 8 Schuh lang –, die Zäune mit Kronawettstauden verflochten, alle Holzteile zuerst etwas angebrannt, Kugeln gegossen, Musketen und Doppelhaken mit Bleiweiß gestrichen, das man in Mistelbach kaufte, Sturmpfeile gespitzt, Brustwehren hergerichtet und bei dem Poysdorfer sowie Mistelbacher Tor Wächterhäuschen gebaut. 1663 fielen die Türken unerwartet in Südmähren über Lundenburg ein, plünderten und brandschatzten auch die Marchgemeinden bei uns und verbreiteten im Hinterland Furcht und Schrecken. An diesen Einfall erinnert das Türkenkreuz bei Poysbrunn, das Georg Singer von Singermühl aufstellte. Dem Siege bei St. Gotthard a. d. Raab (1664) folgte der Friede zu Vasvar, der aber eine bittere Enttäuschung den Ungarn brachte. Die Führer der unzufriedenen Adeligen (Malkontenten) ließ der Kaiser verhaften und 1671 hinrichten. Als im Oktober 1669 die Nachricht von einem feindlichen Ueberfall nach Wilfersdorf gelangte, befahl der Amtmann, die Schloß- und Markttore am Abend gut zu sperren, er sowie der Marktrichter schauten öfters auch nach. Im April 1670 kamen aus Böhmen kaiserliche Kriegsvölker, die sich im Herrschaftsgebiet einquartierten und Wohnung sowie Verpflegung beanspruchten. Strenge verboten war jede Art von Diskretion. In Poysdorf befand sich der Stab, in Blumenthal 4 Reiter und in Loidesthal 3 nebst einem Korporal. Den Truppen, die nach kurzer Zeit wieder weiter ins Marchfeld marschierten, lieferte der Hof- und Staatsbankier Salomon Oppenheimer ungenießbares Mehl und Ochsen, die kaum gehen konnten. Im Dezember ließ der Fürst 200 eiserne Kugeln nach Wilfersdorf bringen und verkaufte rasch Getreide sowie Wein.

Im Sommer 1671 fürchtete man den Ausbruch eines Krieges, sodaß in aller Eile die Schanzen und Gräben hergerichtet wurden. Noch immer gab es verödete Bauernhäuser und brachliegende Felder in den Gemeinden, sodaß der Amtmann vorschlug, Bauernsöhne aus kinderreichen Familien mit diesem Besitz zu bestiften. „Pilgramb“ sollten in den Ortschaften und in den Kirchen nicht geduldet werden, da unter ihnen oft nur Spione und Brandleger waren. Am 10. November 1671 verfügte das Schloß über folgende Waffen und Munition: 18 große und kleine „Stuck“ (Kanonen) mit denen, die in Wien waren, 2 Stück Orgeln, 6 Doppelhaken, 140 Musketen, 192 Halbpückhen, 392 Morgenstern mit dem zerbrochenen, 1018 große und kleine Kugeln, 1124 Doppelhakenkugeln, 6150 Musketenkugeln, 400 Musketendrahtkugeln, 500 Karabinerdrahtkugeln – DK –, 400 Pistolen DK, 10 Zentner Musketenpulver, 1 Zentner Scheibenpulver, 8 ½ Zentner Lunte und 3 Pfund Blei. Im Frühjahr 1672 meldeten Fremde, daß im Sommer mit einem Türkeneinfall zu rechnen wäre; sofort ließ der Amtmann im Mai alle wertvollen Möbel, Silber- und Zinngeschirr, Teppiche und dgl. in 4 Schloßzimmer zusammentragen und vermauern: diesem Beispiele folgten viele Untertanen, die auch alles Wertvolle vergruben oder im Wohnhaus vermauerten (Poysdorfer Renaissancefund); viele taten es auch mit dem Wein in den Kellern; hier richtete mancher Bauer ein Versteck oder einen Erdstall ein, der aber strenges Familiengeheimnis blieb. Im Juni quartierten sich 49 Mann ein, davon 21 in Mistelbach. Am 6. Juli bekam Rabensburg 2 doppelte und 3 einfache Fässer voll Pulver, 12 Zentner Lunte und 5 Zentner Blei, Kromau 3 doppelte und 3 einfache Fässer Pulver, 15 q Lunte, sowie 18 q Blei. Nach Wilfersdorf wurde am 19. August geschickt: 1004 Pfund Pulver, 600 Pf. Lunte und 800 Pf. Blei; am 14. Oktober folgten noch 6 Stuck sowie 500 Kugeln à 2 Pfund, 20 Lot und ½ Pfund. Jeder 10. Mann mußte im Markte Bereitschaft halten. Diese Pflicht war aber den Untertanen so unangenehm, daß sie die Herrschaft ersuchten, vom 1. Jänner 1673 diesen Dienst einzustellen.

Als 1673 Werber im Wilfersdorfer Gebiet erschienen, die im Gasthaus fleißig zahlten und die Burschen bezechten, um sie fürs Militär zu gewinnen, war der Amtmann sehr ungehalten, daß sie Arbeitskräfte wegnehmen, die man so dringend brauchte; wohin käme man, wenn behauste Untertanen Soldaten würden. Dazu sind eben die Armen, die nichts haben, gut genug, weil sie nichts verlieren (eine Ansicht, die ich in Poysdorf noch 1940 hörte). Ueberall herrschte große Unsicherheit, die durch das Gesindel, Mordbrenner und Wegelagerer vermehrt wurde. In dieser schweren Zeit machte der Wilfersdorfer Hofbäcker eine Wallfahrt nach Maria Zell, wurde aber beim Stammersdorfer Wald von 3 Soldaten erschossen und in Jedlersdorf begraben. Die Schäfer von Kettlasbrunn und Loidesthal, die sich in der Einsamkeit fürchteten, wollten entlaufen. Die Tore und Hoftüren mußten gut gesperrt werden. Ein wachsames Auge sollten die Untertanen auf die Fremden und auf die Soldaten haben, die nur auf Raub ausgingen, weil ihnen der Kaiser keinen Sold zahlte. Der Krieg sei ein göttliches Strafgericht, weil die Menschen so hochmütig und stolz wären. Am 5. Juni verschlämmte ein Unwetter die Felder und Wiesen bei Bullendorf. Leider gaben die Wirtschaftsoffiziere selbst ein schlechtes Beispiel; denn sie machten Ausflüge und Lustreisen statt auf die Arbeiten zu schauen. Sie nahmen die Türkengefahr nicht so ernst und genossen die Tage des Friedens.

1674 steckte der Amtmann in das Gebälk des Pulverturmes ein spanisches Kreuz und geweihte Palmkatzerln, damit das Gebäude nicht vom Blitze getroffen würde. Das Kreuz war mit dem vom Himmel Gefallenen berührt worden. Das Fürstenpaar hängte dagegen 2 Kerzen, die zu Lichtmeß geweiht waren, im Schloß gegen eine Brandgefahr auf. Wieder schlichen sich Werber in den Gemeinden umher, die mit Trommelschlag die männliche Jugend zum Eintritt in die kaiserliche Armee lockten. In der Umgebung ereigneten sich 1675 Diebstähle und Einbrüche, welche die Bewohner beunruhigten; am Wilfersdorfer Berg raubten unbekannte Täter den Opferstock aus; in Loidesthal wurde Honig und Wachs gestohlen. Mehrere Brandlegungen bewiesen, daß der Feind seine Helfer in unser Gebiet schickte.

Am 13. Juli sollte jeder 10. Mann zur Verteidigung eingefordert werden; der Sammelpunkt war Mistelbach und auch Korneuburg. Sorge machten dem Amtmann die Brenner, welche in der Kleidung von türkischen Gefangenen durch das Land zogen, oft hatten sie 2 Kleider und besaßen ein Feuerzeug, das sie aber versteckt hielten. Die Gemeinden schafften Brandleitern an und sorgten dafür, daß auf den Dachböden der Häuser gefüllte Wasserbottiche standen. Jeder Brandleger wurde sofort eingesperrt. Die Herrschaft verlangte in den Ortschaften eine genaue Feuerbeschau der Herde. Stroh, Heu und Holz mußten 6 Klafter weg vom Gebäude aufbewahrt werden. Verboten war es, beim Ofen Flachs und Hanf zu dörren. Mit einem offenen Licht gehe niemand in den Stall. Auf jedem Dachboden stehe ein volles Wassergefäß. Wer bei einem Brande nicht mithalf, wurde 4 Wochen lang eingesperrt. Der Bauer, welcher als erster mit einer Load Wasser am Brandplatz erschien, bekam 30 kr, der 2. nur 20 und der 3. 10 Kreuzer. Die Viertelhauptleute – unter diesen der Baron Mechtl – bereisten ihr Gebiet, um die Defensionsanordnungen zu besichtigen. Die „merodi brueder“ erschienen ebenfalls, die aber mit ihren alten Instrumenten nur Angst, Furcht und Argwohn unter den Bewohnern verbreiteten. Das Aufgebot des 10. Mannes verschob die Regierung, so daß sich die Untertanen etwas beruhigten. Im August besuchte der Viertelshauptmann Ehrenreich von Ehrenfels den Markt Poysdorf, den er als Zufluchtsort für die umliegenden Gemeinden bestimmte, was aber den Poysdorfern nicht recht war. Jedes Haus hatte für die Defension sofort 3 Tage Robot zu leisten. Lunte, Pulver, Blei und Doppelhaken ließ er in den Gemeinden verteilen. Um Poysdorf errichteten die Roboter Schranken, Tore und beim Spital auch Schanzen; 2 Tore wurden aufgemauert und ein Wasserlauf gewölbt, der Schanzgraben mit Wasser gefüllt und ein Tor vermauert; Theobald Kopain und Paul Oeller, die das Patent den Bewohnern mitgeteilt hatten, leiteten die Arbeiten. Der gefürchtete Einfall der Feinde geschah nicht, aber die Defensionsarbeiten und der Durchmarsch von Truppen hielt die Untertanen in ständiger Aufregung.

1678 begaben sich am 12. Oktober 400 Soldaten an die March, um die Grenze zu bewachen und die die Pässe zu verhauen; dazu kommandierte der Viertelshauptmann aus jeder Gemeinde Schanzer; in Wilfersdorf waren es 21 Mann. Weil aber zuwenig Arbeitskräfte kamen, wurde hier fast nichts ausgerichtet. Alles atmete auf und freute sich über die Nachricht, daß jede Gefahr vorüber sei; da ließ die Herrschaft in der Wilfersdorfer Dominikkapelle eine Messe lesen. In dem Pestjahr 1679 herrschte Friede, weil der Gegner aus Furcht vor der Seuche keine Pläne machte. Erst am 29. Juli 1680 traf die Kunde ein, daß die Türken von Neuhäusel her einen Ueberfall auf unsere Heimat vorbereiteten. Zur Erntezeit verteilte die Regierung die Soldaten im ganzen östlichen Grenzgebiet des Reiches zum Schutze, damit die Bauern das Getreide in die Scheune brachten. In dieser schweren Zeit verlor mancher den Mut und die Treue zur Heimat, die er gerne verlassen wollte, um im Westen eine neue Lebensstellung zu suchen, die nicht so arg von der Türkengefahr bedroht war. 1682 herrschte große Unruhe in den Ortschaften; denn Wallische Soldaten quartierten sich in Poysdorf und Eibesthal ein, marschierten aber dann an die March. Der Baron Schiefer visitierte die Verteidigungsanlagen in unserem Gebiete. Der Besitzer der Herrschaft Hauskirchen wollte sein Gut verkaufen und nach Mautern gehen. Der Fürst erkundigte sich um die Größe dieses Besitzes, da er ihn kaufen wollte; es hatte 231 Gwanten Acker, 26 Viertel Weingärten, 2 Mühlen mit 6 Gängen, 30 Melkkühe, 800 Schafe und eine Schäferei; im Schloß standen welsche Bäume. Der Zehent von 5 Dörfern trug jährlich 16 – 17 Mut schweres und geringes Getreide, der kleine Zehent = 30 – 40 fl und 50 Eimer Weinzehent; 2 Dörfer der Herrschaft leutgebten im Jahr 250 Eimer Wein; zum Gute gehörten noch 60 – 70 Tagwerk Wiesen, 1 Steinbruch, 1 Ziegel- und 1 Kalkofen sowie 116 Joch Wald. Robot leisteten 55 bestiftete Bauern; zum Landgericht gehörten 77 Häuser. 1636 war es ziemlich öde. Weil aber der Besitzer 40.000 fl forderte, lehnte es der Fürst Adam von Liechtenstein ab.

Im September meldeten die Zeitungen recht üble Dinge von den Rebellen. Die Viertelmeister Schiller und Schiefer berichteten nach Wilfersdorf, daß sie das Schloß und die Umgebung visitieren wollten. Der Fürst verbot aber dem Amtmann, ihnen das Zeughaus, die Rüstkammer und den Pulverturm zu zeigen. Sie erschienen erst am 18. Oktober von Falkenstein her, schauten sich das Schloß an und reisten nach Zistersdorf weiter. Es fehlte bei uns die straffe Organisation, da jeder machen konnte, was er wollte. Dieses Uebel der Schlamperei hatte schon Wallenstein gerügt, konnte aber nichts dagegen machen.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinschen Hausarchiv.

G. Wolf: „Die k. Landschaftsschule in Wien unter Kaiser Maximilian II“.

Poysdorfer Gemeindegedenkbuch.

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, Nr. 11, November 1957, S. 41f

Die Türkenkämpfe

Im Jahre 1453, am 29. Mai, eroberten die Türken die Stadt Konstantinopel, nachdem sie schon seit 1356 die Balkanvölker unterworfen hatten. Seit den Kreuzzügen hatte dieses Volk viel gelernt; denn die türkischen Heere waren unseren weit überlegen. Ihre Soldaten zeigten eine stramme Disziplin, sie hatten eine gute Verpflegung und die Führer waren von großer Siegeszuversicht erfüllt. Mehr als 200 Jahre bildeten die Türken für unsere Heimat einen furchtbaren Schrecken. Schon der bloße Namen flößte unseren Leuten Angst und Grauen ein. Man sah in ihnen den Heiden, den Antichrist, der im Bunde mit den Ungarn das deutsche Volk und seine Kultur vernichten wollte. Erschienen die Türken bei uns, so glaubte das Volk, das Ende der Welt sei da mit all den Schrecknissen des Jüngsten Tages. Im Gebet suchten die Leute in diesen bangen Tagen Hilfe, Rettung und Trost. Eigene Türkengebete wurden herausgegeben, die alle beten sollten, damit der Erbfeind besiegt und aus dem Lande gejagt werde. 1524 erschienen die Kroaten bei uns, die aus Kroatien und Südungarn (aus dem Gebiete der Una) vor den Türken geflohen waren. In den Orten an der March siedelte man sie an, und zwar in Bernhardsthal, Rabensburg, Hohenau usw. 1529 erschien der Sultan Soliman II., auf dessen Seite viele ungarische Edelleute standen, vor den Toren Wiens, das noch die alten Festungswerke aus dem Mittelalter besaß. Kaiser Ferdinand I. hatte kein Geld und keine Soldaten. Die chronische Geldnot war ja immer eine besondere Krankheit Österreichs. Rasch hatte man die Befestigung der Stadt erneuert und ausgebessert, so daß man hoffte, den Angriff des Feindes abzuwehren. Die Belagerung dauerte vom 21. 9. bis 14. 10. Es war eine ungeeignete Zeit, da die Feinde unter der Kälte sehr litten und endlich meuterten, sodaß der Sultan abzog. Türkische Streitscharen zogen an der March flußaufwärts bis gegen Feldsberg, plünderten die Orte und raubten sie aus. Da der Kaiser beständig in Geldverlegenheit war und die Türkengefahr immer drohender wurde, ordnete er eine eigene Türkensteuer an, die den Namen Haus-, Juden- und Kaminsteuer führte. Die Pfarreien mußten den Zehent hergeben.

Der Bischof Faber stellte 1530 den Antrag, daß der vierte Teil aller Kirchengüter eingezogen und aus den Kleinodien und Schätzen der Klöster Münzen geschlagen werden. Damit die Bürger und Bauern sich verteidigen konnten, wurden Schießstätten in den größeren Orten errichtet. Hier lernten sie den Gebrauch der Feuerwaffe und sie übten sich fleißig an den Sonntagen. Für die Bewohner der kleineren Orte wurden Schutz- und Zufluchtstätten bestimmt, wo sie sich bei einer Kriegsgefahr mit Weib und Kind verbergen konnten. Solche Zufluchtsorte waren bei uns: Falkenstein, Laa, Staatz, Rabensburg, Erdberg, Gaweinsthal, Gr.-Krut, Mistelbach und Asparn a. d. Z. Diese Plätze mußten auch mit Lebensmitteln versehen werden, damit sie eine längere Belagerung aushalten. Auf den Bergen wurden Feuerzeichen gegeben, die den Leuten die Ankunft des Feindes bekannt gaben. Es war dies die erste Telegraphie. Die Feuer nannte man Kreidenfeuer und Flurnamen „Wartberg“ oder „Wachtberg“ erinnern uns noch heute an die Feuerzeichen, die bei Tag sehr viel Rauch entwickeln mußten, in der Nacht aber hohe Flammen zum Himmel emporsandten. In Poysdorf war erst seit 1677 die Kirche die Schutzstätte, die mit Wall, Graben und Mauer umgeben war. Im Friedhof grub man einen Brunnen und baute unterirdische Gänge in die Keller, wie solche ja jede Burg aufwies. Der Kirchenturm auf der Südostseite zeigt uns deutlich, daß man hier ins weite Land Ausschau halten konnte, ob die „Brenner“ schon kommen. Wer heute unsere Kirchen betrachtet, denkt wohl nicht mehr daran, daß sie vor Zeiten einem kriegerischen Zwecke dienten. So groß war die Angst vor den Feinden, daß man auf die Kirchturmspitze den Halbmond und Stern – d. i. das Sinnbild des Islams – setzte. In Poysdorf mußte diese Turmzier auf eine bischöfliche Anordnung im Jahre 1860 verschwinden, obwohl die Bewohner damals baten, man möge diese alten Zeichen doch gestatten. Ihre Bitte wurde nicht erfüllt.

Für die verwundeten und kranken Soldaten sorgte man in der Weise, daß jede größere Gemeinde ein geeignetes Haus einrichten sollte, damit es nicht vorkomme, daß unsere Soldaten im Falle eines Krieges auf der Straße oder im Graben liegen bleiben, hier sterben oder von den Türken erschlagen würden. In diesen Orten verlangte man einen Arzt, einen Priester und Arzneien, die jederzeit vorrätig sein sollten. Die geistlichen und weltlichen Grundherren sind verpflichtet, Pferde und Wagen dem Staate zu leihen. Bei Hochzeiten, Versammlungen und Unterhaltungen vergesse man nicht, Sammlungen für die verwundeten Soldaten zu veranstalten. Furchtsame Leute verkauften Hab und Gut bei uns und wanderten weit fort. Kaufleute unterließen es, Geschäftsreisen nach Ungarn zu unternehmen, was wieder einen schweren wirtschaftlichen Schaden für uns bedeutete.

1593/94 wurden eigene Türkengebete und Prozessionen angeordnet. Wenn in der Früh um 7 Uhr die Glocke ertöne, nehme jeder den Hut ab und bete eine Viertelstunde lang. Wer es nicht tue, dem könne man den Hut abnehmen. Weil man in den Türkenkriegen eine Strafe Gottes erblickte, so tat das Volk Buße, unterließ Tanz und jede öffentliche Unterhaltung. Die Priester predigten gegen Hoffahrt, Hochmut, Zuchtlosigkeit, gegen Unmäßigkeit im Essen und Trinken, gegen den großen Aufwand bei Hochzeiten und an Kirtagen, gegen die unzüchtige Kleidertracht und gegen den maßlosen Kleideraufwand. Die Leute wurden aufgefordert, in das Heer einzutreten. Der Sammelplatz für die gemusterten Soldaten war bei uns der Markt Mistelbach. Leider wurden diese Anordnungen fast gar nicht befolgt; es war in der Abwehr des Feindes kein einheitlicher Zug und die Lauheit der österreichischen Behörden nützte nur dem Gegner. Es war ein fortwährendes Hin- und Herschwanken. Wurden unsere Heere in Ungarn geschlagen, so erblickte man die Ursache der Niederlage in dem zuchtlosen Leben und alle Hebel wurden in Bewegung gesetzt, um die Bußfertigkeit im Herzen des Volkes zu steigern. Siegten unsere Truppen, so haute man wieder über die Schnur. Es wurden zwar Beamte ernannt, die nachschauen sollten, ob die Erlässe der Regierung durchgeführt würden, doch besserten auch sie nicht die allgemeine Lage, die darin bestand, daß alles beim alten blieb. Es fehlte auch jede Aufklärung. Die türkischen Scharen waren nicht von Heldenmut beseelt, im Gegenteil, sie liefen davon, wo sie einen geringen Widerstand fanden. Unterblieb die Gegenwehr, so wurden sie mutig und keck, mordeten die Bewohner, plünderten die Häuser, zerstörten die Ortschaften und die blühenden Fluren und schleppten viele Bewohner in die Sklaverei. Der Gegner verstand es, unsere Rat- und Hilflosigkeit auszunützen. Wieviel deutsches Blut floß in diesen Kämpfen! Wieviel Schweiß, Arbeit und Mühe kosteten die zahlreichen Festungen in Ungarn, die hier gebaut wurden, von den Karpaten bis hinab an die Adria. In diesen Türkenkriegen spielte der alte Erbfeind des deutschen Volkes – die Franzosen – eine schmachvolle Rolle, da er sich nicht scheute, uns die Türken immer wieder auf den Hals zu hetzen.

Die Kirchen und die Klöster wurden später gezwungen, dem Staate einen Teil ihres Reichtums zur Verfügung zu stellen. Sie verkauften zu diesem Zwecke ihr Äcker.

Die Musterung für das Heer geschah in der Weise, daß von 30 behausten Untertanen durch das Los einer, von den übrigen zwei und vom Reste wieder fünf ausgewählt wurden. Das war das Aufgebot des 30., 10. und 5. Mannes. Die 8 Gemusterten wurden von den übrigen 22 Leuten ausgerüstet. Die Herrschaft stellte Gültpferde bei, das waren berittene Knechte. Zur Ausrüstung gehörten Kleidung, Waffen und Zehrgeld bis zum Sammelplatze (Mistelbach oder Korneuburg). Hier wurden sie noch einmal überprüft, ihre Waffen untersucht und, wer untauglich war, sofort zurückgeschickt. Dafür mußte ein anderer kommen. Die Krieger wurden oft gar nicht geschult, sodaß man heute unsere vielen Niederlagen begreiflich findet. War der Krieg aus, so rüstete der Soldat ab und lieferte seine Waffen in der herrschaftlichen Rüstkammer ab. (Nach Dr. Frieß.) Stehende Heere gab es keine, einige Regimenter wurden nach dem 30jährigen Kriege nicht mehr aufgelöst, blieben bestehen und bildeten den Grundstock der Wehrmacht, die dann immer mehr erweitert und vermehrt wurde.

Große Freude herrschte in unserem Lande, als es gelang, den Türken die starke Festung Raab zu entreißen. Es war am 29. 3. 1598, als dieses Bollwerk nach heißem Kampfe erobert wurde. Zur Erinnerung an diesen Sieg mußten die Grundherrschaften auf Befehl des Kaisers Rudolf II. an Wegen und Straßen ein Kreuz aufstellen, das im Volksmunde „Weißes Kreuz“ genannt wird. Ein solches steht vor dem Laaer Friedhof und bei Ungerndorf.

Einen großen Teil der Steuern verschlang die teure Hofhaltung des Kaisers. Die italienischen Opern, die großen Feste, die prunkvoll ausgestatteten Ballette kosteten Unsummen. Fuhr der Kaiser aus, so begleiteten ihn 20 Prachtkutschen. Die Günstlinge, deren es sehr viele gab, erhielten Riesengeschenke. Dafür gingen die Soldaten in zerrissenen Kleidern umher, bettelten und stahlen und beschlossen oft als Wegelagerer ihr Leben. Nicht übersehen dürfen wir, daß in der Zeit der Gegenreformation Tausende fleißiger und emsiger Menschen aus dem Lande gewiesen wurden und der Staat selbst viel dazu beitrug, daß das Land verarmte und die Steuereingänge nicht die Auslagen deckten.

1663 erschien ein Erlaß, der bestimmte, daß in die Zufluchtsorte (Rabensburg, Falkenstein, Staatz, Mistelbach usw.) genug Lebensmittel geschafft würden. Von den Dörfern sei alles wegzuführen, damit der Feind nichts finde. Für diese Lebensmittel brauchte man keinen Zoll und keine Maut zahlen. Besondere Sorgfalt wurde auf die Verpflegung Wiens verwendet, das von italienischen Baumeistern zeitentsprechend mit Wall, Mauern und Basteien umgeben wurde und das ja in den folgenden Kämpfen eine wichtige Aufgabe zu erfüllen hatte. Wien war die Schutzmauer für ganz Mittel- und Westeuropa. Fiel Wien, so stand den Türken der Weg nach Deutschland und Frankreich offen.

1663 machten die Türken mit den ungarischen Rebellen einen Einfall über Lundenburg und Kostel, plünderten alle Orte und verwüsteten das Land. Zu uns dürften sie nicht gekommen sein, wie die Inschrift des „Singerkreuzes“ bei Poysbrunn besagt. Vielleicht hängt mit diesem Türkeneinfall, der unsere Heimat verschonte, jener Bildstock zusammen, der am Steiglerberg neben der Baumgartnerstraße steht und der auf der einen Seite die allerdings stark verwitterte Zahl 1667 aufweist.

In den nächsten Jahren erwartete man einen kräftigen Vorstoß der Türken und traf eine Reihe von umfassenden Vorkehrungen. 1677 erschien der Viertelhauptmann Ehrenreich von Ehrenfels in Poysdorf, besichtigte den Markt und die Umgebung und gab verschiedene Verteidigungsmaßnahmen bekannt. Die Bürger mußten sich mit Pulver und Kugeln versehen. 30 „Doppelhacken“ dienten als Verteidigungsgeschütze und im Rathaus lagen noch lange Musketen. Für die notwendigen Arbeiten stellten die Poysdorfer, Hadersdorfer, Wetzelsdorfer, Ketzelsdorfer und Wilhelmsdorfer von jedem Haus einen Mann, der drei Tage Robot leistete. Beim Bürgerspital wurden Schanzen ausgehoben, die Kirche wurde in den Verteidigungszustand gesetzt, vorhandene Fehler an der Zugbrücke und an der Mauer ausgebessert. Das Wetzelsdorfer Tor wurde hergerichtet, der Schanzgraben mit Wasser gefüllt, ein hoher Wallgraben davor aufgeworfen und die Männer übten sich fleißig im Gebrauch der Schießwaffen. Ein eigens dazu bestellter Trillmeister kam öfters nachschauen und unterwies die Männer im Schießen. In Rabensburg, Mistelbach, Falkenstein und Staatz traf man ähnliche Vorkehrungen. Die erwähnten Notfeuer brannten bei uns in Poysdorf auf dem Wartberg, der heute „Steingrube“ heißt. Die Gemeinde lieferte Fleisch, Hafer und Wein nach Wien.

1683 erschienen im Frühjahr die „Brenner und Renner“ vor den Toren Wiens. In der Nacht sah man den Feuerschein der brennenden Dörfer und am Tage zogen lange Reihen von Wagen gegen Mähren; es waren Flüchtlinge, die vor dem Feinde mit dem Notwendigsten flohen. Aus Wien flüchteten der Kaiser und der Adel, die Verteidigung der Heimat überließen sie der Bürgern, Bauern und Studenten. In den Ortschaften standen Posten, die den Verkehr der Flüchtlinge überwachten und auf Verräter und Spione Jagd machten. Sie trugen oft nur Dreschflegel und Gabeln. Türkische Horden zogen durch das weite Land, plünderten in gewohnter Weise die Orte, zerstampften die Saaten, ritten durch die Weingärten, erbrachen die Keller und ließen den Wein ausrinnen. In das Weinviertel kamen die Scharen des ungarischen Grafen Emmerich Tököly, der mit Hilfe der Türken und Franzosen Ungarn von Österreich losreißen wollte. Er überschritt anfangs August die March bei Angern und bei St. Johann-Hohenau, zerstörte Rabensburg, Alt-Lichtenwarth, Dobermannsdorf und Palterndorf. Die Bewohner von Drösing waren auf eine Marchinsel geflohen und wurden niedergemetzelt. Die Orte des Zayatales litten furchtbar, da ihnen das Vieh und das Getreide weggeführt wurde. Bei Drösing-Dürnkrut holten unsere Soldaten, die Karl von Lothringen führte, die Scharen der Ungarn ein und nahmen ihnen die ganze Beute weg. Sie verfolgten die Besiegten über die March bis weit in die Slowakei. Sie kamen aber wieder, tauchten bald hier, bald dort auf, suchten den Aufmarsch der Polen zu stören, belagerten die Kirche in Mistelbach, wo die Bürger der Stadt sich gut verschanzt hatten, verbrannten am 22. August 15 Orte, darunter Ebersdorf, Gerasdorf, Leopoldau, Stammersdorf und Lang-Enzersdorf und wurden am 24. August von Karl von Lothringen bei Stammersdorf geschlagen, sodaß sie fluchtartig das Land verließen.

Zum Entsatze der Stadt Wien erschien auch der Polenkönig Sobieski mit seinen Truppen. Er zog über Nikolsburg, Staatz und Oberhollabrunn gegen Tulln, wo sich das Entsatzheer versammelte. Die Polen hausten in den Ortschaften genau so wie die Türken. Sie plünderten die Häuser und Keller, Felder und Gärten und zeigten eine unbeschreibliche Freßgier. Kraut, Kohl, Rüben und Möhren aßen sie ungekocht, ebenso verschlangen sie die unreifen Kürbisse. Das grüne Obst, die Weintrauben rissen sie ab, die Gurken verzehren sie ohne Salz und Essig. Den Salat wuschen sie gar nicht, sie gaben ihn in ein Schaff, schütteten Milch drüber und griffen mit den schmutzigen Händen zu. Großen Schaden richteten sie in den Getreidefeldern an, durch die sie ritten und fuhren. Die Gemeinde Feldsberg bewirtete die Polen in freigebiger Weise; viele Kranke blieben hier im Spital und in den Bürgerhäusern, wo sie gepflegt wurden. In Neudorf requirierten sie alle Lebensmittel, sodaß dann eine große Not herrschte, als sie abgezogen waren. Im Pfarrhofe zu Staatz soll der König geschlafen haben. Die Polen zeigten einen maßlosen Stolz, der vielfach unsere Leute beleidigte. In ihrem Auftreten erschienen sie als Herren, die nur forderten und befahlen. Darum erhielt auch der Polenkönig den Oberbefehl über das Entsatzheer, obwohl sein Führertalent sehr gering war. Die Ausarbeitung des Kriegsplanes lag in den Händen des Karl von Lothringen und bei der Beute schauten die Polen schon dazu, daß sie nicht zu kurz kamen.

Groß war die Freude, als die Türken am 12. September 1683 geschlagen wurden und nach Ungarn flohen. Eine reiche Beute fiel den Siegern in die Hände: 15.000 Zelte, 10.000 Ochsen, 5.000 Kamele, 10.000 Schafe, Korn, Reis, Zucker und Kaffee. Die Not der Stadt Wien war gegen Ende der Belagerung sehr groß. So kostete 1 Ei 10 Kreuzer, 1 Gans 4 fl., 1 Pfund Rindfleisch 1 fl. und die Leute aßen Katzen, die als „Dachhasen“ gebraten wurden. Die Türken hatten im Jahre 1683 aus ganz Österreich 6.000 alte Leute, 11.200 Frauen, 204 adelige Fräulein und 56.000 Kinder verschleppt. Die Mädchen wanderten in die Harems. Die Türken gaben ihnen viel Milch, Öl, Mandeln und Nüsse, damit sie wohlbeleibt werden; denn das türkische Frauenideal ist nicht die Schlankheit. Aus den Knaben machten sie Janitscharen, das waren die berühmten Kerntruppen des türkischen Heeres.

Für die Befreiung der gefangenen Christen und für den Loskauf der Sklaven wirkte der geistliche Orden der Trinitarier. Groß war das Elend unserer Heimat nach dem Abzug der Gegner. Dörfer lagen in Schutt und Asche, die Bewohner größtenteils tot oder verschleppt, Krüppel und Waisenkinder ernährten sich durch Betteln und Stehlen. Es gab sehr viele Obdachlose, die keine Wohnung hatten und mit banger Sorge dem strengen Winter entgegensahen. Die leeren und zerstörten Häuser genossen gewisse Vorrechte und Begünstigungen bei den Steuern und Abgaben und waren auf einige Jahre von dem Zehent befreit.

In Poysdorf fand ein großes Festschießen statt. Der Papst stiftete das Fest Maria Namen. (Die Jungfrau Maria galt als die Beschützerin der Kirche, in die Litanei wurde die Bitte „Hilfe der Christen – bitt für uns“ eingefügt und auf Bildern sehen wir sie auf dem Halbmond stehen.) In Liedern und Gedichten wurden die Kämpfe besungen und verherrlicht und gerne sang sie das Volk, während die Jugend aufmerksam lauschte und sich an den Heldentaten der Krieger erfreute. Diese Volkslieder erfüllten einen doppelten Zweck. Das Volk lernte die Schrecknisse des Krieges kennen und zahlte darum gern die hohen Kriegssteuern, anderseits förderten sie die Sittlichkeit und den Lebenswandel der Dorfbewohner, da der Krieg als eine gerechte Strafe Gottes hingestellt wurde. Von den Liedern dieser Zeit sind alle vergessen bis auf eines, das heute noch gern gesungen wird und zum festen Bestand unserer Volkslieder gehört, es ist dies das Lied „Prinz Eugen der edle Ritter“, das ein Soldat bei der Belagerung von Belgrad (1717) schrieb. Nach dem Jahre 1683 bürgerte sich bei uns der Gebrauch des Kaffees ein. Er wurde anfangs ungezuckert und mit dem Sud genossen. Es gab auch keine Kaffeehäuser, sondern die Händler zogen wie heute der Mann mit dem Gefrorenen durch die Straßen der Stadt, läutete mit einer Glocke und gab jedem eine Tasse voll, die man an Ort und Stelle trank und bezahlte.

In den folgenden Jahren wurden die Türken immer weiter und weiter aus Ungarn verdrängt. Diese Kämpfe forderten viele Menschenopfer. Von allen Seiten strömten die Freiwilligen herbei nach Österreich, um hier ihr Glück zu suchen. Die Abenteurer fanden bei uns ein weites Feld ihrer Tätigkeit. Wem die Heimat zu enge wurde, wer eine schwere, entehrende Strafe abgebüßt hatte, wer kein Fortkommen fand, der wurde Soldat. Im Heere fragte kein Mensch nach dem Vorleben, nach seinem Glaubensbekenntnis und nach seiner Sprache. Das war alles Nebensache. Auch die Gestalt spielte keine Rolle, wie es z. B. beim Prinzen Eugen der Fall war. Wer tapfer war und einen gesunden Hausverstand hatte, fand da ein Weiterkommen; denn dem Tüchtigen war freie Bahn gelassen. Aus Italien, Spanien, Frankreich, Schottland und England kamen die Männer. Der Adel Mitteleuropas setzte seinen Stolz darein, in den Türkenkriegen mitzukämpfen und sich hier Ruhm und Ehre zu holen.

Um die Wohnungsnot zu bekämpfen, nahm die Bautätigkeit einen starken Aufschwung. Es wehte ein neuer Geist in diesem Heldenzeitalter Österreichs. Der Adel baute Schlösser, Paläste, Jagd- und Lusthäuser, legte großartige Parkanlagen an, die Klöster blieben nicht zurück; auch sie errichteten wahre Paläste und schmückten die Kirchen in überschwenglicher Weise. Die Baumeister waren zuerst Italiener, später wurden diese von den Deutschen verdrängt. Es war die große Zeit des Barockstils. Der Adel nahm Unterricht bei den Baumeistern und arbeitete selbst fleißig mit. So war z. B. Eusebius von Liechtenstein ein tüchtiger Baumeister, der über ein großes praktisches Wissen verfügte. Um diese Zeit begann man bei uns mit dem Bau der Bründl-Kirche in Wilhelmsdorf.

Die Kriege erforderten noch viel Geld und da waren es wieder die reichen Klöster, die im Jahre 1704 den Befehl erhielten, ihr Gold und Silber abzuführen. Die meisten zauderten und mußten noch einmal erinnert werden.

Die Versorgung der Invaliden und ausgedienten Soldaten ließ vieles zu wünschen übrig. Der Staat übertrug diese Sorge der Allgemeinheit und dies waren wieder die Bürger und Bauern. Der Militärdienst war damals kein leichter und der gemeine Mann hatte bei den kleinsten Vergehen schwere Strafen zu befürchten. Darum entzog sich so mancher diesem Dienste, entfloh und verkaufte seine Kleider. Die Bauern waren solchen Ausreißern behilflich, unterstützten sie und gaben ihnen Zivilkleider. Der Bauer tat dies oft auch deswegen, damit er Ruhe vor diesen Leuten hatte, die vor Einbruch, Diebstahl und Mord gar nicht zurückschreckten. Streitigkeiten und Raufhändel waren etwas Alltägliches und niemand regte sich über eine Mordtat besonders auf. Neben den Soldaten waren die Zigeuner aus Ungarn auf dem flachen Lande eine gefürchtete Plage, die durch ihre List und Schlauheit den Bauern betrogen, ihn bestahlen und beraubten. In den Wäldern lauerten sie und überfielen die Reisenden, die auf der Straße friedlich ihres Weges zogen. Die Regierung ging mit aller Strenge gegen dieses Gesindel vor. So wurden 1720 Soldaten ausgeschickt, die alle gefangen nehmen sollten, die sich nicht ausweisen konnten. Sie wurden nach den strengen Gesetzen des Kriegsrechtes abgeurteilt und an Ort und Stelle erschossen. Zu dem Zwecke war auch immer ein Geistlicher und ein Scharfrichter bei den einzelnen Abteilungen. In Rabensburg waren 1 Wachtmeister mit 15 Berittenen, in Dürnkrut 1 Hauptmann, 2 Korporale und 40 Mann. Diese durchstreiften die Wälder an der March. 1 Korporal und 15 Mann durchsuchten die Umgebung von Falkenstein; 1 Leutnant, 1 Fähnrich und 40 Soldaten saßen in Wolkersdorf; 1 Feldwebel und 20 Mann waren für Steinabrunn, Poysdorf, Hadersdorf und Wilhelmsdorf bestimmt; 1 Leutnant mit 20 Mann durchsuchte Herrnbaumgarten und Walterskirchen; 1 Hauptmann mit 30 Mann durchquerte Drasenhofen, Ottenthal, Schweinburg und Stützenhofen. Ob diese Streifungen einen Erfolg hatten, wird nicht gesagt.

In die eroberten Gebiete von Ungarn wurden deutsche Ansiedler geschickt. Sie bildeten in dem weiten Lande, von dem es hieß: „In Ungern ist‘s zum Verhungern“, einen geeigneten Kulturdünger und erfüllten voll und ganz die Aufgabe, die man an sie stellte. Deutscher Fleiß und deutsche Arbeit schufen hier das gesegnete Land mit den blühenden Dörfern und Städten; Sümpfe wurden entwässert, Flüsse reguliert, Dämme erbaut und die weite Ebene dem Ackerbau erschlossen. Die Deutschen haben ihre Sprache, ihre Sitten und Bräuche treu bewahrt, trotz mancher Stürme, die das Volkstum zu entwurzeln drohten.

Fast 200 Jahre hatte die Türkengefahr unsere Heimat bedroht und viel Kummer und Sorgen und große Verluste an Gut und Blut gebracht; doch der Fleiß, die Tatkraft und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft ließen die Dörfer, Märkte und Städte wieder erstehen und in dem Frieden, der dem Kriege folgte, heilten die schweren Wunden, sodaß eine gewisse Wohlhabenheit in den Bauernhäusern einkehrte. Der Tanz kam wieder zu seinem Rechte, der in den Türkenkämpfen verboten war. Nur der „Polsterltanz“ war bei Hochzeiten gestattet.

Ja, man konnte jetzt sehen, daß die Gestalt des Türken, vor der man früher so große Angst hatte, jetzt lächerlich gemacht wurde. Sie galt als Zielscheibe des Witzes und des Spottes.

Quellen:

Gemeindegedenkbuch der Stadt Poysdorf.

Die Monatsblätter des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich.

Veröffentlicht in: „Deutsche Heimat“, 1933, S. 27ff,

Die Türkenkriege

Mehr als 200 Jahre bildeten die Türken für unsere Heimat einen furchtbaren Schrecken. Schon der bloße Name flößte unseren Leuten Angst und Grauen ein. Man sah in ihnen den Heiden, den Antichrist, der im Bunde mit den Ungarn das deutsche Volk und seine Kultur vernichten wollte. Erschienen die Türken bei uns, so glaubte das Volk, das Ende der Welt sei da mit all den Schrecknissen des jüngsten Tages. Im Gebet suchten die Leute in diesen bangen Tagen Hilfe, Rettung und Trost. Eigene Türkengebete wurden herausgegeben, die alle beten sollten, damit der Erbfeind besiegt und aus dem Lande gejagt werde. 1524 erschienen die Kroaten bei uns, die aus Kroatien und Südungarn (aus dem Gebiete der Una) vor den Türken geflohen waren. In den Orten an der March siedelte man sie an u. zw. in Bernhardsthal, Rabensburg, Hohenau u. s. w. 1529 erschien der Sultan Soliman II., auf dessen Seite viele ungarische Edelleute standen, vor den Toren Wiens, das noch die alten Festungswerke aus dem Mittelalter besaß. Kaiser Ferdinand I. hatte kein Geld und keine Soldaten. Die chronische Geldnot war ja immer eine besondere Krankheit Österreichs. Rasch hatte man die Befestigung der Stadt erneuert und ausgebessert, so dass man hoffte, den Angriff des Feindes abzuwehren. Die Belagerung dauerte vom 21. September bis 14. Oktober. Es war eine ungeeignete Zeit, da die Feinde unter der Kälte sehr litten und endlich meuterten, sodass der Sultan abzog. Türkische Streifscharen zogen an der March flussaufwärts bis gegen Feldsberg, plünderten die Orte und raubten sie aus. Unsere Gegend blieb verschont.

Damit die Bürger und Bauern sich verteidigen konnten, wurden Schießstätten in den größeren Orten errichtet. Hier lernten sie den Gebrauch der Feuerwaffe und sie übten sich fleißig an den Sonntagen. Für die Bewohner der kleineren Orte wurden Schutz- und Zufluchtstätten bestimmt, wo sie sich bei einer Kriegsgefahr mit Weib und Kind verbergen konnten. Solche Zufluchtsorte waren bei uns: Falkenstein, Laa, Staatz, Rabensburg, Erdberg, Gaweinsthal, Groß-Krut, Mistelbach und Asparn a. d. Z. Diese Plätze mussten auch mit Lebensmitteln versehen werden, damit sie eine längere Belagerung aushalten. Auf den Bergen wurden Feuerzeichen gegeben, die den Leuten die Ankunft des Feindes bekannt gaben. Es war dies die erste Telegraphie. Die Feuer nannte man Kreidenfeuer und die Flurnamen „Wartberg“ oder „Wachtberg“ erinnern uns noch heute an die Feuerzeichen, die bei Tage sehr viel Rauch entwickeln mussten, in der Nacht aber hohe Flammen zum Himmel emporsandten. In Poysdorf war erst seit 1677 die Kirche die Schutzstätte, die mit Wall, Graben und Mauer umgeben war. Im Friedhof grub man einen Brunnen und baute unterirdische Gänge in die Keller, wie solche ja jede Burg aufwies. Der Kirchenturm auf der Südostseite zeigt uns deutlich, dass man von hier ins weite Land Ausschau halten konnte, ob die „Brenner“ schon kommen. Wer heute unsere Kirchen betrachtet, denkt wohl nicht mehr daran, dass sie vor Zeiten einem kriegerischen Zwecke dienten.

Für die verwundeten und kranken Soldaten sorgte man in der Weise, dass jede größere Gemeinde ein geeignetes Haus einrichten sollte, damit es nicht vorkommt, dass unsere Soldaten im Falle eines Krieges auf der Straße oder im Graben liegen bleiben, hier sterben oder von den Türken erschlagen werden. In diesen Orten verlangte man einen Arzt, einen Priester und Arzneien, die jederzeit vorrätig seien. Die geistlichen und weltlichen Grundherren sind verpflichtet, Pferde und Wagen dem Staate zu leihen. Bei Hochzeiten, Versammlungen und Unterhaltungen vergesse man nicht, Sammlungen für die verwundeten Soldaten zu veranstalten. Furchtsame Leute verkauften Hab und Gut bei uns und wanderten weit fort. Kaufleute unterließen es, Geschäftsreisen nach Ungarn zu unternehmen, was wieder einen schweren wirtschaftlichen Schaden für uns bedeutete.

In demselben Jahr drangen die Türken mit den ungarischen Rebellen von Neuhäusel aus über die Waag und über die March. Sie plünderten und raubten in gewohnter Weise. Bis gegen Seelowitz (südlich von Brünn) kamen sie. Auf dem Rückweg nahmen sie etliche tausend Christen gefangen. Viele vornehme Leute, die von Nikolsburg nach Brünn fliehen wollten, holten die Türken ein und hieben sie nieder.

Zu uns dürften sie nicht gekommen sein, wie die Inschrift des „Singerkreuzes“ bei Poysbrunn besagt. Vielleicht hängt mit diesem Türkeneinfall, der unsere Heimat verschonte, jener Bildstock zusammen, der am Steiglerberg neben der Baumgartnerstraße steht und der auf der einen Seite die allerdings stark verwitterte Zahl 1667 aufweist. 1664 wurde ein Friede auf 20 Jahre geschlossen.

In den nächsten Jahren erwartete man einen kräftigen Vorstoß der Türken und dagegen traf man eine Reihe von umfassenden Vorkehrungen. 1677 erschien der Viertelhauptmann Ehrenreich von Ehrenfels in Poysdorf, besichtigte den Markt und die Umgebung und gab verschiedene Verteidigungsmaßnahmen bekannt. Die Bürger mussten sich mit Pulver und Kugeln versehen. Dreißig Doppelhacken dienten als Verteidigungsgeschütze und im Rathaus lagen noch viele Musketen. Für die notwendigen Arbeiten stellten die Poysdorfer, Hadersdorfer, Wetzelsdorfer, Ketzelsdorfer und Wilhelmsdorfer von jedem Haus einen Mann, der drei Tage Robot leistete. Beim Bürgerspital wurden Schanzen ausgehoben, die Kirche wurde in den Verteidigungszustand gesetzt, vorhandene Fehler an der Zugbrücke und an der Mauer ausgebessert. Das Wetzelsdorfer Tor wurde hergerichtet, der Schanzgraben mit Wasser gefüllt, ein hoher Wallgraben davor aufgeworfen und die Männer übten sich fleißig im Gebrauche der Schießwaffen. Ein eigens dazu bestellter Trillmeister kam öfters nachschauen und unterwies die Männer im Schießen. In Rabensburg, Mistelbach, Falkenstein und Staatz traf man ähnliche Vorkehrungen. Die erwähnten Notfeuer brannten bei uns in Poysdorf auf dem Wartberg, der heute „Steingrube“ heißt. Die Gemeinde lieferte Fleisch, Hafer und Wein nach Wien.

1683 erschienen im Frühjahr die „Brenner und Renner“ vor den Toren Wiens. In der Nacht sah man den Feuerschein der brennenden Dörfer und am Tage zogen lange Reihen von Wagen gegen Mähren; es waren Flüchtlinge, die vor dem Feinde mit dem Notwendigsten flohen. Aus Wien flüchtete der Kaiser und der Adel, die Verteidigung der Heimat überließen die Herren den Bürgern, Bauern und Studenten. In den Ortschaften standen Posten, die den Verkehr der Flüchtlinge überwachten und auf Verräter und Spione Jagd machten. Sie trugen oft nur Dreschflegel und Gabeln. Türkische Horden zogen durch das weite Land, plünderten in gewohnter Weise die Orte, zerstampften die Saaten, ritten durch die Weingärten, erbrachen die Keller und ließen den Wein ausrinnen. In das Weinviertel kamen die Scharen des ungarischen Grafen Emmerich Tököly, der mit der Hilfe der Türken und Franzosen Ungarn von Österreich losreißen wollte. Er überschritt anfangs August die March bei Angern und bei St. Johann - Hohenau, zerstörte Rabensburg, Alt-Lichtenwarth, Dobermannsdorf und Palterndorf. Die Bewohner von Drösing waren auf eine Marchinsel geflohen und wurden niedergemetzelt. Die Orte des Zayatales litten furchtbar, da ihnen das Vieh und das Getreide weggeführt wurde. Bei Drösing - Dürnkrut holten unsere Soldaten, die Karl von Lothringen führte, die Scharen der Ungarn ein und nahmen ihnen die ganze Beute weg. Sie verfolgten die Besiegten über die March bis weit in die Slowakei. Sie kamen aber wieder, tauchten bald hier bald dort auf, suchten den Aufmarsch der Polen zu stören, belagerten die Kirche in Mistelbach, wo die Bürger der Stadt sich gut verschanzt hatten, verbrannten am 22. August 15 Orte, darunter Ebersdorf, Gerasdorf, Leopoldau, Stammersdorf und Lang-Enzersdorf und wurden am 24. August von Karl v. Lothringen bei Stammersdorf geschlagen, sodass sie fluchtartig das Land verließen.

Zum Entsatze der Stadt Wien erschien auch der Polenkönig Johann Sobieski mit seinen Truppen. Er zog über Nikolsburg, Staatz und Ober-Hollabrunn gegen Tulln, wo sich das Entsatzheer versammelte. Die Polen hausten in den Ortschaften genau so wie die Türken. Sie plünderten die Häuser und Keller, Felder und Gärten und zeigten eine unbeschreibliche Fressgier. Kraut, Kohl, Rüben und Möhren aßen sie ungekocht, ebenso verschlangen sie die unreifen Kürbisse. Das grüne Obst, die Weintrauben rissen sie ab, die Gurken verzehrten sie ohne Salz und Essig. Den Salat wuschen sie gar nicht, sie gaben ihn in ein Schaff, schütteten Milch drüber und griffen mit den schmutzigen Händen zu. Großen Schaden richteten sie in den Getreidefeldern an, durch die sie ritten und fuhren. Die Gemeinde Feldsberg bewirtete die Polen in freigebiger Weise, viele Kranke blieben hier im Spital und in den Bürgerhäusern, wo sie gepflegt wurden. In Neudorf requirierten sie alle Lebensmittel, sodass dann eine große Not herrschte, als sie abgezogen waren. Im Pfarrhofe zu Staatz soll der König geschlafen haben. Die Polen zeigten einen maßlosen Stolz, der vielfach unsere Leute beleidigte. In ihrem Auftreten erschienen sie als Herren, die nur forderten und befahlen. Darum erhielt auch der Polenkönig den Oberbefehl über das Entsatzheer, obwohl sein Führertalent sehr gering war. Die Ausarbeitung des Kriegsplanes lag in den Händen des Karl von Lothringen und bei der Beute schauten die Polen schon dazu, dass sie nicht zu kurz kamen.

Groß war die Freude, als die Türken am 12. September 1683 geschlagen wurden und sie nach Ungarn flohen. Eine reiche Beute fiel den Siegern in die Hände: 15 000 Zelte, 10 000 Ochsen, 5 000 Kamele, 1000 Schafe, Korn, Reis, Zucker und Kaffee. Die Not der Stadt Wien war gegen Ende der Belagerung sehr groß. So kostete ein Ei 10 Kreuzer, eine Gans 4 fl., ein Pfund Rindfleisch 1 fl. und die Leute aßen Katzen, die als „Dachhasen“ gebraten wurden. Die Türken hatten im Jahre 1683 aus ganz Österreich 6 000 alte Leute, 11 200 Frauen, 204 adelige Fräulein und 56 000 Kinder verschleppt. Die Mädchen wanderten in die Harems. Die Türken gaben ihnen viel Milch, Öl, Mandeln und Nüsse, damit sie wohlbeleibt werden, denn das türkische Frauenideal ist nicht die Schlankheit. Aus den Knaben machten sie die Janitscharen, das waren die berühmten Kerntruppen des türkischen Heeres.

Für die Befreiung der gefangenen Christen und für den Loskauf der Sklaven wirkte der geistliche Orden der Trinitarier. Groß war das Elend unserer Heimat nach dem Abzug der Gegner. Dörfer lagen in Schutt und Asche, die Bewohner größtenteils tot oder verschleppt, Krüppel und Waisenkinder ernährten sich durch Betteln und Stehlen. Es gab sehr viele Obdachlose, die keine Wohnung hatten und mit banger Sorge dem strengen Winter entgegensahen. Die leeren und zerstörten Häuser genossen gewisse Vorrechte und Begünstigungen bei den Steuern und Abgaben und waren auf einige Jahre von dem Zehent befreit.

In Poysdorf fand ein großes Festschießen statt. Der Papst stiftete das Fest Maria Namen (Die Jungfrau Maria galt als die Beschützerin der Kirche, in die Litanei wurde die Bitte „Hilfe der Christen – bitt für uns“ eingefügt und auf Bildern sehen wir sie auf dem Halbmond stehen). In Liedern und Gedichten wurden die Kämpfe besungen und verherrlicht und gerne sang sie das Volk, während die Jugend aufmerksam lauschte und sich an den Heldentaten der Krieger erfreute. Diese Volkslieder erfüllten einen doppelten Zweck. Das Volk lernte die Schrecknisse des Krieges kennen und zahlte darum gerne die hohen Kriegssteuern, andererseits förderten sie die Sittlichkeit und den Lebenswandel der Dorfbewohner, da der Krieg als eine gerechte Strafe Gottes hingestellt wurde. Von den Liedern dieser Zeit sind alle vergessen bis auf eines, das heute noch gern gesungen wird und zum festen Bestande unserer Volkslieder gehört, es ist dies das Lied „Prinz Eugen, der edle Ritter“, das ein Soldat bei der Belagerung von Belgrad (1717) schrieb. Nach dem Jahre 1683 bürgerte sich bei uns der Gebrauch des Kaffees ein. Er wurde anfangs ungezuckert und mit dem Sud genossen. Es gab auch keine Kaffeehäuser, sondern die Händler zogen wie heute der Mann mit dem Gefrorenen durch die Straßen der Stadt, läutete mit einer Glocke und gab jedem eine Tasse voll, die man an Ort und Stelle trank und bezahlte.

In den folgenden Jahren wurden die Türken immer weiter aus Ungarn verdrängt. Diese Kämpfe forderten viele Menschenopfer. Von allen Seiten strömten die Freiwilligen herbei nach Österreich, um hier ihr Glück zu suchen. Die Abenteurer fanden bei uns ein weites Feld ihrer Tätigkeit. Wem die Heimat zu enge wurde, wer eine schwere, entehrende Strafe abgebüßt hatte, wer kein Fortkommen fand, der wurde Soldat.

1593/94 wurden eigene Türkengebete und Prozessionen angeordnet. Wenn in der Früh um sieben Uhr die Glocke ertönte, nehme jeder den Hut ab und bete eine Viertelstunde lang. Wer es nicht tut, dem kann man den Hut abnehmen. Weil man in den Türkenkriegen eine Strafe Gottes erblickte, so tat das Volk Buße, unterließ Tanz und jede öffentliche Unterhaltung. Die Priester predigten gegen die Hoffahrt, Hochmut, Zuchtlosigkeit, gegen Unmäßigkeit im Essen und Trinken, gegen den großen Aufwand bei Hochzeiten und Kirtagen, gegen die unzüchtige Kleidertracht und gegen den maßlosen Kleideraufwand. Die Leute wurden aufgefordert, in das Heer einzutreten. Der Sammelplatz für die gemusterten Soldaten war bei uns der Markt Mistelbach. Leider wurden diese Anordnungen fast gar nicht befolgt; es war in der Abwehr des Feindes kein einheitlicher Zug und die allbekannte Lauheit der österreichischen Behörden nützte nur dem Gegner. Es war ein fortwährendes Hin- und Herschwanken. Wurden unsere Heere in Ungarn geschlagen, so erblickte man die Ursache der Niederlage in dem zuchtlosen Leben und alle Hebel wurden in Bewegung gesetzt, um die Bußfertigkeit im Herzen des Volkes zu steigern. Siegten unsere Truppen, so haute man wieder über die Schnur. Es wurden zwar Beamte ernannt, die nachschauen sollten, ob die Erlässe der Regierung durchgeführt werden, doch besserten auch sie nicht die allgemeine Lage, die darin bestand, dass alles beim alten blieb. Es fehlte auch jede Aufklärung. Die türkischen Scharen waren nicht von Heldenmut beseelt, im Gegenteil liefen sie davon, wo sie einen geringen Widerstand fanden. Unterblieb die Gegenwehr, so wurden sie mutig und keck und sie mordeten die Bewohner, plünderten die Häuser, zerstörten die Ortschaften und die blühenden Fluren und schleppten die Bewohner in die Sklaverei. Der Gegner verstand es, unsere Rat- und Hilflosigkeit auszunützen. Wieviel Schweiß, Arbeit und Mühe kosteten die zahlreichen Festungen in Ungarn, die hier gebaut wurden von den Karpaten bis hinab an die Adria. In diesen Türkenkriegen spielte der alte Erbfeind des deutschen Volkes – die Franzosen – eine schmachvolle Rolle, da er sich nicht scheute, uns die Türken immer wieder auf den Hals zu hetzen.

Die Musterung für das Heer geschah in der Weise, dass von 30 behausten Untertanen durch das Los einer, von den übrigen zwei und vom Reste wieder fünf ausgewählt wurden. Das war das Aufgebot des 30., 10. und 5. Mannes. Die acht Gemusterten wurden von den übrigen 22 Leuten ausgerüstet. Die Herrschaft stellte Gültpferde bei, das waren berittene Knechte. Zur Ausrüstung gehörten Kleidung, Waffen und Zehrgeld bis zum Sammelplatze (Mistelbach oder Korneuburg). Hier wurden sie noch einmal überprüft, ihre Waffen untersucht und, wer untauglich war, sofort zurückgeschickt. Dafür musste ein anderer kommen. Die Krieger wurden oft gar nicht geschult, sodass man heute unsere vielen Niederlagen begreiflich findet. War der Krieg aus, so rüstete der Soldat ab und lieferte seine Waffen in der herrschaftlichen Rüstkammer ab. (Nach Dr. Frieß). Stehende Heere gab es keine, einige Regimenter wurden nach dem Dreißigjährigen Kriege nicht mehr aufgelöst, die blieben bestehen und bildeten den Grundstock der Wehrmacht, die dann immer mehr erweitert und vermehrt wurde.

Große Freude herrschte in unserem Lande, als es gelang, den Türken die starke Festung Raab zu entreißen. Es war am 29. März 1598, als dieses Bollwerk nach heißem Kampfe erobert wurde. Zur Erinnerung an diesen Sieg mussten die Grundherrschaften auf Befehl des Kaisers Rudolf II. an Wegen und Straßen ein Kreuz aufstellen, das im Volksmund „Weißes Kreuz“ genannt wird. Ein solches steht vor dem Laaer Friedhof und bei Ungerndorf.

Einen großen Teil der Steuern verschlang die teure Hofhaltung des Kaisers. Die italienischen Opern, die großen Feste, die prunkvoll ausgestatteten Ballette kosteten Unsummen. Fuhr der Kaiser aus, so begleiteten ihn 20 Prachtkutschen. Die Günstlinge, deren es sehr viele gab, erhielten Riesengeschenke. Dafür gingen die Soldaten in zerrissenen Kleidern umher, bettelten und stahlen und beschlossen oft als Wegelagerer ihr Leben.

1663 erschien ein Erlass, der bestimmte, dass in die Zufluchtsorte (Rabensburg, Falkenstein, Staatz, Mistelbach u. s. w.) genug Lebensmittel geschafft werden. Von den Dörfern ist alles wegzuführen, damit der Feind nichts findet. Von diesen Lebensmitteln brauchte man keinen Zoll und keine Maut zahlen. Besondere Sorgfalt wurde auf die Verpflegung Wiens verwendet, das von italienischen Baumeistern zeitentsprechend mit Wall, Mauer und Basteien umgeben wurde und das ja in den folgenden Kämpfen eine wichtige Aufgabe zu erfüllen hatte. Wien war die Schutzmauer für ganz Mittel- und Westeuropa. Fiel Wien, so stand den Türken der Weg nach Deutschland und Frankreich offen.

Handschrift von Franz Thiel

Die Turmuhr

Zum ersten Mal wird die Uhr im Jahre 1712 erwähnt. Da hat der bürgerliche Schlosser und Großuhrmacher Christoph Kaffel allhier zur Marktuhr eine *„Neue repetier mit ainem großen Hammer auf die große Glockenschlag Uhrwerk verfertigt“* wofür ihm „*contrahirter maßen* von den Gemeindeeinkünften 70 fl.“ bezahlt wurden. Daß aber schon früher eine Uhr vorhanden war, ersieht man aus der nächsten Bemerkung, wo es heißt, daß im gleichen Jahre 1712 die Uhrtafeln durch den Maler allhier Leopold Löw renoviert wurden; dafür gab ihm die Gemeinde 20 fl. Die Uhr brauchte man nur am Tage, in der Nacht mußten die beiden Nachtwächter die Stunden ausrufen, und zwar zweimal vor Mitternacht und zweimal nach Mitternacht. Viele Häuser entbehrten damals eine Uhr, die noch zu den Luxus-Artikeln gehörte.

In den nächsten Jahren wird die Turmuhr in den Aufzeichnungen gar nicht erwähnt. Erst 1791 malte der Meister Josef Löw die drei Uhrtafeln, wofür ihm die Gemeinde 12 fl. gab; durch 10 Tage hatte er einen Zulanger, der 2 fl. 30 kr. erhielt; die Magdalena Peterin besorgte die Vergoldung der sechs Uhrzeiger; das kostete 13 fl. 30 kr.; die Summe der Ausgaben betrug 28 fl.

Am 26. Mai 1795 schloß der Marktrat mit dem Uhrmacher Wendelin Hallauer und dem Schlossermeister Andreas Albrecht, beide allhier, wegen der Gemeindeuhr auf dem Turm der Pfarrkirche einen Kontrakt ab. Gegen eine Geldsumme von 160 fl. verpflichteten sich beide, die Uhr vollkommen und dauerhaft auszubessern. Genau werden die Bestandteile aufgezählt, damit man später einmal auch wußte, wo ein Rädchen oder eine Schraube fehlten. Fünfzig Gulden zahlte die Gemeinde sofort aus, nach Vollendung der Arbeit erhielten sie den gleichen Betrag, den Rest von 60 fl. aber erst nach einem Jahre. Hallauer besorgte auch das Aufziehen der Uhr, er führte die Aufsicht über das ganze Werk, wofür ihm die Gemeinde jährlich 12 fl. gab. Im Jahre 1819 übernahm der Uhrmacher Martin Mitnacht die Kirchenuhr auf drei Jahre; er mußte sie täglich aufziehen, genau putzen und rein halten, jede Ausbesserung auf seine Kosten besorgen, dafür zahlte ihm die Gemeinde jährlich 50 fl. Weil von 4 Uhrzeigern die Rede ist, dürfte es damals 2 Zifferblätter gegeben haben. Von nun an ist die Uhr das Schmerzens- und Sorgenkind des Marktes. Klagen laufen ein, Beschwerden werden geführt, aber niemand kann das Uebel beheben. Aerger und Verdruß erfüllen den Uhrmacher, der rat- und machtlos dieser Uhr gegenübersteht. Der Marktrat hat kein Geld, alle Auslagen sind zu hoch, es muß gespart werden.

1828 sollte die Uhr gründlich ausgebessert werden, doch fehlte das Geld (100 fl. Wiener Währung); die Herrschaft Wilfersdorf verbot eine so hohe Ausgabe. Da leitete der Marktrichter Schrapfeneder Ferdinand eine Sammlung ein, sodaß die Arbeit durchgeführt wurde. Aber schon 2 Jahre später mußte sie wieder ausgebessert werden; der Kämmerer, der die Gemeindekasse führte, hatte nichts. Da entdeckte man, daß der Cholerawein — der für die Kranken gesammelt wurde — noch vorhanden ist. Der wurde verkauft und mit dem Gelde die Arbeit bezahlt. Im Jahre 1836 kostete die Reparatur 99 fl. 20 kr. Damals riefen die Nachtwächter auch noch die Stunden in der Nacht aus. Im August 1842 malte der hiesige Maler Michael Hirner die beiden Uhrtafeln, die Gemeinde gab ihm 11 fl. C. M. Die Uhr selbst wollte gar nicht mehr gehen; sie hielt nicht die Zeit, stand lange Zeit, sodaß die Leute schimpften und die Schuld dem Uhrmacher in die Schuhe schoben. Der aber verwies auf Wind und Wetter, Kälte und Regen, da könne man nichts machen und überhaupt vermag er nicht zu hexen; es sei ein Sachverständiger zu fragen, der werde den Fehler finden. Dagegen wehrte sich der Rat, weil er die Auslage nicht bezahlen könne. Da fand sich ein Retter in der Not; es war ein gewisser Knoll, der die Uhr auf 4 Wochen zur Probe übernahm; er benötige nur einen Magneten und werde das Werk in Ordnung bringen. Leider war er nach 4 Jahren mit seiner Weisheit fertig, er trat ab und machte dem Schlossermeister Gaffel Platz, der das Sorgenkind in seine Obhut nahm. Der hatte mehr Glück; er reinigte das Werk, putzte es gründlich aus, sodaß es die Zeit einhielt. Der Rat entlohnte ihn mit 59 fl. Zu dem Manne faßte man Zutrauen und übergab ihm die Uhr; für seine Mühe bekam er jährlich 20 fl. 1864 wurden die Uhrtafeln gemalt. Die Klagen verstummten, man war allgemein zufrieden. Der Marktrat erhöhte 1871 die Gebühren des Aufziehers auf 30 fl. im Jahr.

Allmählich zeigte es sich, daß auch die Zeit der Uhr abgelaufen war. Man mußte eine neue einstellen. Da fand sich ein Wohltäter Johann Hotschek, welcher eine solche mit Doppelschlag im Werte von 1500 fl. spendete; sie hatte 3 Zifferblätter und diente 44 Jahre der Allgemeinheit; die Fehler, die sich manchmal zeigten, überging man stillschweigend. Die Aufsicht über die Uhr führte ein hiesiger Uhrmacher, der sie auch täglich aufzog. In der Zeit der Geldentwertung forderte er für seine Mühe 216 Kronen, später 2400 Kronen, schließlich übernahm der Nachtwächter die Arbeit des Aufziehens.

Im Jahre 1934 wurden über Anregung des Pfarrers Zeggl zum alten Uhrwerk beleuchtete Zifferblätter angeschafft, die eine Wiener Firma Emil Schauer lieferte. Sie waren kleiner als die der alten; da der gelbe Hintergrund störend wirkte, so wurde dieser Teil schwarz gestrichen; an Stelle der Ziffern wurden die Zeiger beleuchtet. Es war die erste Uhr im Gerichtsbezirk, die zur Nachtzeit beleuchtet wurde. Die Kosten dieses neuen Werkes betrugen 5.318.74 Schilling.

Veröffentlicht in: „Der Pfarrbote“, Nr. 2, 1935

Die Umgebung von Zistersdorf um 1775

Nach dem 7jährigen Kriege regte der General Daun eine Kartenaufnahme der österreichischen Länder für militärische Zwecke an, die in der Zeit von 1773 bis 1781 durchgeführt wurde; dazu kam eine Beschreibung des Landes, die für die Gegenwart sehr lehrreich ist, weil man daraus die starke Veränderung im Landschaftsbild erkennt. Die Aufnahme erfolgte in Sektionen, welche die natürlichen Grenzen nicht berücksichtigen.

Der P l a t t w a l d und die in dieser Gegend befindlichen Gehöfte, auch der Steinberg bestehen aus Eichenholz. Der Plattwald und die Höhen bei Hausbrunn-A. Lichtenwarth sind die höchsten und dominieren = beherrschen die ganze Gegend, so wie der Steinberg das Zayatal. Die Wege sind meist gut und bei schlechtem Wetter auch ziemlich leicht zu passieren; die durch Waldungen gehen, können bei ausgegossenem Wasser nicht passiert werden, sind auch sonst ziemlich schlecht. Die Kommerzialstraße, die aus Mähren herabkommt, ist zur Not passabel. Die Hohlwege sind alle zu skarbieren = böschen.

N e x i n g - ein kleines Dörfchen mit einem kleinen Schloß; das Dorf ist von geringer Bauart; hier ein Steinbruch.

O b e r s u l z liegt im Tal, hat eine Kirche mit Kirchhofmauer, eine Kapelle und Pfarrhof – alle solide gebaut.

N i e d e r s u l z hat ein solides Gebäude, eine Mühle, sonst aber mittelmäßig gebaut.

„E r d b r e s“ (Anm.: Erdpreß) hat eine solide Mühle, die Häuser aber aus Lehm. Die Schäferei ist ein solides Gebäude mit einem großen Stall und von einer Mauer umgeben.

B l u m e n t h a l , ein geringes Dorf, liegt im Tal.

L o i d e s t h a l , ein großes Dorf, hat eine solide Kirche mit Kirchhofmauer.

G a i s e l b e r g , ein aus Lehm erbautes Dorf, hat eine alte Schwedenschanze mit dreifachen [sic!] Graben.

I n z e r s d o r f , ein großes langes Dorf, hat eine solide Kirche mit Kirchhofmauer mitten im Dorf ist ein solider Turm; die Häuser sind mittelmäßig gebaut.

Z i s t e r s d o r f ist eine solide Stadt mit Ringmauern, an der einen Seite ein trockener Graben. Die Kirche umgibt eine Mauer. Ferner ist da ein Spital, eine kleine Kirche, ein solides Schloß und ein Franziskanerkloster. Die Häuser in der Stadt sind meist solid gebaut, in der Vorstadt aber aus Lehm.

B a u m g a r t e n ist ein von Lehm schlecht gebautes Dorf.

M a u s t r e n k , ein aus Stein und Lehm erbautes Dorf, wird vom Galgenberg und Steinberg dominiert.

E b e r s d o r f , ein kleines aus Lehm erbautes Dorf, liegt rechts von der Zaya im Tal und wird von den Höfen dominiert; oberhalb dem Dorf steht am Bach eine solide Mühle.

R a n n e r s d o r f , ein aus Lehm und Stein erbautes Dorf, hat eine solide Mühle und liegt rechts von der Zaya; links ist P r i n z e n d o r f , ein teils solides teils aus Lehm erbautes Dorf, hat eine solide Kirche mit Kirchhofmauer, ein solides Schloß mit Schafflerei und eine solide Mühle; an das Schloß ist eine große Gartenmauer angebaut. Das Schloß liegt am Abhang der Höhe und bestreicht so wie die Kirche das Tal und den Ort, wird aber vom Steinberg und den umliegenden Höhen dominiert. Unterhalb der Zaya steht eine Mühle und, nachdem der Poybach in die Zaya gefallen, steht die solide Steinbruckmühle.

H a u s k i r c h e n , ein aus Lehm erbautes Dorf, hat eine solide Kirche mit Kirchhofmauer, ein solides Schloß, Meierhof, Schafflerei und eine solide Mühle; das Dorf gehört teilweise in die Sektion 34. Das Schloß und die Kirche bestreichen das Tal der Zaya, werden aber vom Steinberg und den gegenseitigen Anhöhen dominiert.

N i e d e r – A b s d o r f , ein aus Lehm erbautes Dorf, hat eine solide Kirche mit Kirchhofmauer, ein solides Schloß mit Getreideboden, eine solide Mühle, aber morastige Wiesen.

G e s t i n g (Anm.: Gösting), ein geringes Dorf.

A i c h h o r n (Anm.: Eichhorn), ein kleines Dorf, hat solide Gebäude; auf der Anhöhe steht das Fleischhackerkreuz.

R i n g e l s d o r f ist aus Lehm erbaut, hat eine solide Kirche mit Kirchhofmauer, einen soliden Schafflerhof und einen soliden Schüttboden.

D r ö s i n g hat schlecht gebaute Häuser, eine gute Kirche mit Kirchhofmauer, rechts im Tal liegt eine Schanze mit Graben.

H o h e n a u , ein aus Stein und Lehm erbauter Markt; in demselben befinden sich nebst einer soliden Schäferei noch 3 solide Gebäude, worunter ein Bräuhaus. Gleich unterm Markt liegt ein altes solides Schloß auf einer kleinen Anhöhe, so den Markt dominiert, ist mit einem starken Wassergraben umfangen; ein Graben ist mit einer Mauer umgeben; an diesen stoßt die Kirchhofmauer, in welcher eine solide Kirche steht. Außer dem Orte sind ein solider Schüttboden und der solid erbaute Sommerhof, eine Viertelstunde unterhalb am Wald und am Weg der solide Fatzihof, am Abhang der Höhe nach Hausbrunn am Wege eine Ziegelhütte. Die Höhen ober der Ziegelhütte dominieren den Markt und das Tal der Thaya und werden wieder von den Höhen, wo das Kreuz steht, dominiert. In dieser Gegend fällt die Thaya in den Marchfluß, womit sich die mährische und ungarische Grenze scheidet.

S t . U l r i c h , ein aus Lehm erbautes Dorf, hat an der Höhe eine solide Kirche, so das Dorf dominiert, wird aber von den Platthöhen dominiert.

N e u s i e d l , ein aus Stein und Lehm erbautes Dorf, hat eine solide Kirche mit Kirchhofmauer, liegt am Abhang der Höhe und dominiert das Dorf. Im Dorf ist eine solide Mühle. Das Dorf liegt links der Zaya. In den Hohlwegen befinden sich Weinkeller.

P a l t e r n d o r f ist aus Stein und Lehm erbaut. Oberhalb des Dorfes steht die solide Kirche mit Kirchhofmauer, so den Eingang defendiert und das Ort bestreicht, wird aber von dem Weinberg dominiert.

Rechts vom Zayabach liegt das gleichfalls aus Lehm und Stein erbaute Dorf D o b e r m a n n s d o r f mit einer soliden Kirche und Kirchhofmauer. Diese bestreicht das Tal der Zaya, in welchem 3 solide Mühlen liegen. Diese Dörfer sind vom Plattberg und von den Abhängen des Steinberges dominiert.

Die Zaya ist hier mannstief, hat hohe Ufer und ist weder zu Fuß noch zu Pferd drüberzusetzen. Zu gewissen Jahreszeiten ergießt sie sich dergestalten, daß sie die ganzen Wiesen, die auch an einigen Orten sumpfig sind, überschwemmt, treibt viele Mühlen, die alle solide erbaut sind, und ist mit den nötigen Brücken versehen. Die Wälder bestehen meist aus Eichenholz, sind stark mit jungem Gestrüpp durchwachsen. Der Rücken, der von Staatz herabkommt und sich unter Erdberg gegen das Tal neiget, dann der Steinberg und dessen Abhänge dominieren diese Gegend und das Tal der Zaya. Von diesen Höhen und besonders von dem Steinberg ist eine ferne und freie Aussicht.

Die Wege sind bei trockener Zeit ziemlich passabel, bei nasser aber schwer zu befahren. Die Lebensmittel sind aus der Gegend. Grund und Boden ist gutes Erdreich mit Lehm.

Der Marchfluß, so die Grenze mit dem Königreich Ungarn macht, hat meist ungarischerseits steile, auf österreichischer Seite sehr niedrige Ufer, daher die Ausgießung bei anhaltendem Regen und besonders im Frühjahr diesseits sehr beträchtlich sind, alle dranstoßenden Waldungen und Wiesen überschwemmt, wozu die vielen Seen in den Waldungen beitragen. Die Breite des Flusses ist 30, an manchen Orten 40 Klafter und die Tiefe 1 bis 2 Klafter. Bei Hohenau ist eine Ueberfuhr nach Ungarn. Mit kleineren Schiffen kann sie befahren werden. Nördlich der Sierndorfer Schäferei ist eine Schanze.

Die Thaya fällt 2300 Schritte ober der Ueberfuhr in die March; wegen der Ausgießung hat es mit dieser wie bei der March dieselbe Beschaffenheit, wie auch mit den Ufern; die Breite beträgt 10-12 Klafter, die Tiefe ½ und an manchen Orten 1 Klafter. Bei Rabensburg und bei Hohenau sind Brücken über diesen Fluß geschlagen. Er bildet die Grenze mit dem Markgrafentum Mähren.

Die übrigen Wassergräben sind nicht beträchtlich, trocknen oft aus. Die stärksten Moräste sind bei der Thaya dahingezogen; diese sind niemals zu passieren. Jene an den Teichen trocknen zu Zeiten aus, wie auch die sogenannten Morastseen in der Hohenauer Waldung an einigen Orten. An den meisten Orten sind sie aber 2 Klafter tief. Die Waldungen bestehen aus Eichenholz und sind dicht bewachsen mit verschiedenen Gattungen, Eichen, Rusten und Aspen. Die darin befindlichen Morastseen trocknen an den meisten Orten nie aus und können durch selbe an wenigen Orten weder gegangen noch gefahren werden. Die Kommerzialstraße aus Mähren geht durch dieses Gebiet.

(Es war aber ein besserer Feldweg, auf dem die Viehhändler aus Polen und Mähren das Schlachtvieh nach Wien trieben).

Quellen: Die Josefinische Aufnahme im alten Kriegsarchiv in Wien.

Veröffentlich in: „Mistelbach-Laaer Zeitung“, 5. 11. 1955, S. 4

Die Urbanikapelle bei Herrnbaumgarten

Lustig wie ein leichter Kahn,auf des Hügels grüner Welle,schwebt sie lächelnd himmelan,dort die friedliche Kapelle. Lenau.

Wer auf der Bezirksstraße von Poysdorf nach Herrnbaumgarten wandert, sieht zur linken Hand auf einem Hügel eine kleine Kapelle, die mit ihren weißen Mauern weit in das offene Land schaut und deshalb ein wichtiger Orientierungspunkt ist. Sie heißt im Volksmund Steinbruch-, Neuberg- und Johanneskapelle. Vor einigen ]ahren wurde sie dem Schutzpatron des Weinbaues, dem Hl. Urban, geweiht und führt daher den Namen Urbanikapelle. Obwohl wir im Weinlande sind, finden wir nur wenige Orte, die dem Weinpatron eine Andachtsstätte errichteten. Dürnkrut und Obersulz machen da eine Ausnahme.

Gerne besuche ich diese Höhe, die einen weiten Ausblick auf das Grenzland gewährt und eine bewegte ereignisreiche Vergangenheit hat. Die weite Fläche hinter der Kapelle ist mehr eine Heide; die Mulden verraten uns, dass hier einmal ein Steinbruch war, der dem Fürsten Liechtenstein gehörte. In der schönen Zeit trieb ein Hirte die Stalltiere aus dem Meierhof, der gleich einer Burg im alten Markt von Herrnbaumgarten liegt, hieher, damit sie das spärliche Gras abweiden. Ein treuer Hund war sein Begleiter. Durch die Weide führte die alte Brünnerstraße und da gab es genug zu sehen. Die Hussiten, die Tschechen unter Georg von Podjebrad und die Ungarn unter Corvinus waren in diesem Tale, plünderten, raubten, steckten die Orte in Brand, misshandelten die Bewohner und schlugen sie nieder. Die Wüstungen Schirmesdorf, Pottendorf, Höbertsgrub, Reibersdorf und Maxendorf erinnern uns noch heute an jene dreimal elende Zeit, die unsere Heimat am Ausgang des Mittelalters erlebte. Die Herren von Liechtenstein holten sich von diesem Hügel die Bausteine für die Burg in Herrnbaumgarten, die dann im Dreißigjährigen Krieg zerstört wurde. Auch beim Bau des Meierhofes nahm die Herrschaft diese Steine. Von 1625 an benützten die kaiserlichen Postreiter die Straße, wenn sie die Briefe von Wien nach Brünn und Olmütz beförderten. Kaufleute mit vollbepackten Wagen fuhren hier vorbei, Pilger und Wallfahrer marschierten betend und singend dahin, Kriegsvölker rasteten auf der Weide, fahrendes Volk, Studenten und bömische Musikanten belebten diesen Handelsweg. Auch vornehme Reisende, die mit ihren reichen Wagen nach Wien zogen, hielten auf dieser einsamen Höhe eine Raststation. Zum Schutze gegen Überfälle hatten sie eine bewaffnete Wache, da sich in dem nahen Walde häufig Wegelagerer aufhielten, die vor Mord und Totschlag nicht zurückschreckten.

Nach 1710 nahm die Post ihren Weg über Poysdorf, doch zeigt die josefinische Kartenaufnahme hier das Postkreuz. Ob dieses für die Postreiter ein Orientierungszeichen im Winter war, wenn die ganze Landschaft im tiefen Schnee lag, oder hier ein Unfall sich ereignet hatte, ist ungewiss. In Kriegszeiten achtete der Hirte oder ein Bewohner auf die Feuerzeichen, welche den Gemeinden verkündeten, wenn der Feind über die March kam. Als die neue Poststraße 1732, über Poysdorf gebaut war, ließ der Verkehr stark nach. Das Postkreuz verfiel, niemand zog da vorüber. Im Sommer weidete das Vieh auf der Heide. Nur die Juden benützten den Weg, wenn sie von Nikolsburg die Liechtensteinischen Märkte im Grenzlande besuchten. Diese Erlaubnis erhielten sie nach dem Dreißigjährigen Krieg. Da brauchten sie nicht die verhasste Judenmaut zahlen. Deshalb nennt das Volk die alte Straße, von der jetzt nichts mehr zu sehen ist, „Judenweg“. Steht man heute bei der Urbani-Kapelle, so denkt man nicht so sehr an die Geschichte des alten Baumgartentales, das schon 1055 erwähnt wird, sondern freut sich an dem herrlichen Rundblick und an der gesegneten Gegend mit den vielen gepflegten Weingärten; da stört kein Auto, keine Eisenbahn und kein Fuhrwerk die Ruhe und den Frieden.

Die strengen und scharfen Linien der Falkensteiner Berge mit der altersgrauen Ruine verdecken die Aussicht gegen Westen. Die kahlen Kalkfelsen bilden einen starken Gegensatz zu dem dunkelgrünen Wald des Heid- und Galgenberges, die wie eine schützende Mauer den kalten „böhmischen Wind“ von den Rebenhügeln des Poybachtales abhalten. Die Pöllauer Berge im Norden sind ein Bild der Ruhe. Der Hl. Berg mit seiner Sebastianikapelle wurde von vielen Wallfahrern unserer Heimat besucht, wenn die unheimliche Pest im Weinlande wütete. Der geologisch interessante Muschelberg wird durch den Tennauwald verdeckt, in dem der strenge Klaudio Bene, den die Bauern wegen seiner Härte verflucht hatten, seine Ruhestätte fand.

Die dunklen Höhenzüge der Karpathen umhüllt ein leichter Dunstschleier, aus dem die Kirche von Gr. Schützen herausschaut. Hier suchten die Wiedertäufer, die gute und fortschrittliche Weinbauern waren, um 1625 eine neue Heimat, weil sie des Glaubens wegen unser Land verlassen mussten. Sie hatten in ihren „Brüderhöfen“ eine Art von Kolchosenwirtschaft. Die zahlreichen Bohrtürme von Zistersdorf verraten das große und ergiebige Ölgebiet, das von Jahr zu Jahr immer weiter in das Weinland vordringt und dem Bauern viele Arbeitskräfte nimmt. In dem Talkessel zu unseren Füßen liegt Herrnbaumgarten, das durch seine Weine berühmt ist. Gelangte doch vor hundert Jahren dieser gute Tropfen bis nach Petersburg an den Hof des russischen Kaisers. An den sonnigen Abhängen des Kessels breiten sich die vielen Weingärten aus, ein Stolz für die Bewohner, die auf den Namen

H e r r e n baumgarten besonders Wert legen, wenn ein gutes Weinjahr ist. Die freundlichen Häuser des wohlhabenden Marktes verschwinden in dem dunklen Grün der Obstbäume, die im Frühling zur Blütezeit ein liebliches Bild des Tales geben. Wie ein großes Auge liegt der Fischteich am Ortseingang - das Strandbad der Baumgartner Jugend zur Sommerszeit. Die geschützte Lage des Ortes hat man früher richtig eingeschätzt; schon um 1620 führte der Fürst Karl von Liechtenstein durch Italiener hier die Seidenraupenzucht ein. Der Familienname Kandioler dürfte auf diese Zeit zurückgehen. Die Baumgartner erzeugten einen ausgezeichneten Süßmost, „Fornatsch“ genannt, der sehr teuer war und nach Krems sowie nach Stein verkauft wurde. Um 1850 wurden hier Mandelbäume ausgesetzt, welche die Gemeinde von Feldsberg bezog. Baumgarten besitzt auch einen der ältesten Wein-Flurnamen - „Drugenbergen“, der auf die Feldsberger Truchseß zurückgeht.

Wie verschieden ist doch in den vier Jahreszeiten das Landschaftsbild, das man von der Urbanikapelle genießt! Zur Frühlingszeit erscheint das weite Tal im goldenen Glanze der warmen Sonne, die überall das saftige Grün mit der vielfarbigen Blumenpracht hervorzaubert. Lerchen trillern in der milden Luft und tausend fleißige Hände regen sich in den Weingärten. Der Hauer braucht in diesen Tagen vier Hände, um alle Arbeiten rechtzeitig fertig zu machen. Über die Getreide- und Kleefelder sowie über die saftiggrünen Weingärten ragt der Turm der Katzelsdorfer Kirche, eines der schönsten Bauwerke im Grenzlande; es ist ein Denkmal des kunstsinnigen Fürsten Johann von Liechtenstein, der persönlich den Bau in den Jahren 1906/07 überwachte und leitete. Im Sommer steht die Kapelle in einer richtigen pannonischen Steppe, aus der hie und da roter Mohn, weiße Schafgarbe, der Mauerpfeffer und die gelbe Königskerze hervorschauen. Bienen und Hummeln summen um die Blüten, dort zirpt die muntere Grille ihr eintöniges Lied, Falter gaukeln im hellen Sonnenschein, ein Marienkäfer turnt über das dürre Gras, Käfer laufen geschäftig hin und her, Eidechsen sonnen sich auf dem Schotterboden und Meister Lampe stillt in aller Ruhe dort im Kleefeld seinen Hunger. Lange Reihen von Getreidemandeln stehen auf den schmalen Ackerstreifen. Hochbeladene Wagen führen den reichen Segen heimwärts in die Scheunen. Da mäht ein Schnitter mit der Sense ein Haferfeld, zwei Pferde ziehen eine Mähmaschine und dort arbeitet ein Traktor mit einem Garbenbinder - überall ein Bild emsiger und unverdrossener Arbeit. Alles muss in diesen Tagen der Ernte zugreifen, um die Fechsung rasch unter Dach und Fach zu bringen. Wehe, wenn da ein Hagelwetter kommt und die Feldfrüchte sowie die Weingärten zusammenschlägt! Der Fischteich, der in der heißen Sommersonne wie ein großer Silbergulden schimmert, ist einsam und verlassen, weil auch die Kinder zur Arbeit herangezogen werden. Nur einige Möwen kreisen in weitem Bogen über dem dunkelgrünen Schilfrohr und den feuchten Wiesen.

Rasch ändert sich das Bild, wenn der Wind über die Haferstoppeln weht und die Hüter ihre Hutzeichen im „Biri“ aufstellen. Lustig knallen ihre Peitschen und die Stare, die sich dort in den Weingärten niederlassen wollen, schwenken nach Süden ab. Grell leuchten die Hetscherln aus dem Dornengesträuch am Wegrande. Heiter und sonnig ist das weite Tal in diesen Herbsttagen, weiße Rauchfahnen von Kartoffelfeuern ziehen über die dunklen Ackerstreifen und verlieren sich in den gelbfärbigen Weingärten, Fäden des Altweibersommers segeln durch die Luft und hängen sich an Blumen und Sträucher. Die Weinlese beginnt, überall herrscht eine fröhliche Stimmung; denn die Jugend scherzt und lacht, juchzt und singt. Der Bauer ist zufrieden mit dem Ergebnis. Wieder rollen die beladenen Wagen heimwärts, aber nicht in die Scheunen, sondern zu den Kellern, wo bis tief in die Nacht hinein gearbeitet wird. Die Wälder am Horizont gleichen einer Farbensymphonie. Die milde Herbstsonne erfüllt am späten Nachmittag das Baumgarten- und untere Zayatal mit einem rötlichen Schimmer, aus dem die Dörfer mit ihren Kirchturmspitzen wie die Inseln im Meer herausleuchten. Leise singt der Wind in den fahlen Blättern der Sträucher das Lied von der Vergänglichkeit des irdischen Lebens. Dumpf klingen die Baumgartner Kirchenglocken über die öden und leeren Fluren und gedenken der Toten, die in der Heimaterde nach einem arbeitsreichen Leben ruhen. Nebel ziehen nun über Berg und Tal, Kinder suchen an schönen Tagen in den Weingärten die letzten „Lesegerln“. Der Winter steht vor der Tür.

Still und ruhig wird es um die Urbanikapelle. Der Schnee deckt Felder und Weingärten zu, hungrige Raben fliegen schwerfällig zur Straße, wo sie im Pferdemist einige Haferkörner finden. Die Natur ruht, ebenso die Feldarbeit, aber in den Kellern regt sich an manchem Abend das Leben der Männer und Burschen, die bei einem guten Tropfen die heiteren Stunden einer Kellerpartie genießen. St. Urbanus, der Schutzpatron des Weinstockes, hält treue Wacht auf der einsamen Bergeshöhe und schirmt und behütet das weite Tal gegen jeden Feind der Rebe.

Veröffentlicht in: „Der Winzer“, März 1950, S. 35 + 36

Die Urzeit

Die ältesten Spuren des Menschen liegen in unserer Gegend weit in grauer Vorzeit; der Mensch jener Tage war noch Sammler, Jäger und Fischer, hatte noch keine Haustiere und kannte kein Getreide. Hart und aufreibend war der Lebenskampf, den der Mensch in der Eiszeit zu führen hatte. Seine Wohnung suchte er in Höhlen oder im dichten Urwalde. Holz, Stein und Knochen lieferten ihm den Werkzeug, den er brauchte. Der Faustkeil, seine beste Waffe, war noch roh und ungeschliffen. Er jagte das Mammut, das Renntier, den Höhlenbären, den Eisfuchs u. dgl. Ihre Knochen findet man in unserer Gegend häufig. Das Mammut war größer als der heutige Elefant. Es hatte einen Fetthöcker auf dem Rücken und langes dunkles Haar. Sein Begleiter war das wollhaarige, rotbraune Nashorn, das auch einen Fetthöcker besaß. Wenn man von Jagd in dieser Zeit spricht, dürfen wir nicht an Pfeil und Bogen denken. Die Dinge kannte man damals nicht. Der Mensch fing die Tiere in Fallgruben und erschlug sie wahrscheinlich mit Steinen. In den Pollauer Bergen entdeckte der Direktor des Naturhistorischen Museums in Wien Dr. Josef Bayer einen Fundplatz des Eiszeitmenschen, der zur Rasse des Neandertalers gehört. Zum Schutz gegen die grimmige Kälte legte der Mensch die Felle der erschlagenen Tiere an. Immer war er bemüht, seine Lebensverhältnisse zu bessern und mit aufmerksamen Augen betrachtete er die Natur, von der er soviel lernte. Nach dem Muster des Rollkiesels glättete und schärfte er seine steinernen Geräte wie Messer, Schaber, Spitzen und Beile. Wie genau er die Tiere seiner Umgebung zu zeichnen verstand, kann man an dem Gekritzel erkennen, das man an den Steinen und an den Höhlenwänden entdeckte. Diese einfachen Zeichnungen hatten noch eine andere Bedeutung. Der Mensch wollte durch das Bild einen Einfluss auf das Tier erlangen und glaubte, es auf diese Weise sicher in seine Hand zu bekommen.

Die Zeit, in der nicht mehr der rohe Faustkeil, sondern die geglätteten Steine verwendet wurden, nennt man die jüngere Steinzeit (7000 bis 2400 v. Ch.) Der Mensch dieser Zeit verstand es, Tiere zu zähmen und sie zur Arbeit zu verwenden. Solche Haustiere waren: Hund, Rind, Schaf, Ziege und Schwein. Das Pferd lebte noch wild in der Steppe, ebenso die Katze, die Hühner, Enten und Gänse. Den Ackerboden bearbeitete er und baute Gerste, Weizen, Flachs, Hirse, Erbsen, Linsen und Bohnen an. Seine Wohnung lag auf Bergen, nicht mehr in Höhlen oder im Urwalde. In die weiche Erde grub er sich seine Siedlung und unsere Heimat ist sehr reich an solchen Siedlungsstellen, die sich durch ihre dunkle Farbe von dem Ackerboden abheben. Die Frauen machten aus Lehm Gefäße, trockneten sie an der Sonne und brannten sie in der Feuersglut. Nirgends kann man das zähe Festhalten an den überlieferten Gebrauchsgegenständen so bewundern wie an den Heferln, die heute noch die gleiche Form und Gestalt haben wie ehedem. Die Töpferei war noch Handarbeit und die ersten Verzierungen machte man mit den Fingernägeln; später kamen gerade Linien, Dreiecke und Mäander in Verwendung. Der Mensch der jüngeren Steinzeit war schon ein seßhafter Bauer, er säte, erntete, rieb das Getreide zu Mehl, buk Brot, fütterte sich Schweine, preßte aus den Früchten Öl, wob sich aus dem Flachs Kleider, freute sich an den wogenden Saaten und weidenden Herden. Der Webstuhl war einfach und die Fäden hingen an Gewichten, die sich auf den Feldern unserer Heimat häufig finden. Das Zerreiben des Getreides war Sache der Frau, die glatte Reibsteine benützte. Auch die findet man bei uns. Die Wände der Siedlung waren aus Ruten geflochten und mit Lehm überstrichen. Die Frau verarbeitete die Milch zu Butter und Käse; das Oel benützte man zur Beleuchtung. Mit Schmucksachen zierten der Mann und die Frau ihren Körper und sie trugen Ohr-, Hals-, Fingerringe und Spangen. Sie glaubten an Götter und begruben ihre Toten in der Erde u. z. mit dem Gesichte gegen Osten. Auch in hockender Stellung, die Beine zum Leib angzogen, bestattete man die Verstorbenen. Solche Gräber ackert heute sehr oft der Bauer aus, wenn er seine Felder tief pflügt. Viele Fundgegenstände hat der eifrige Sammler B. Kudernatsch in seinem Museum aufbewahrt und sie beweisen uns, daß unsere Heimat in jener fernen Zeit reich besiedelt war.

Durch Handelsleute aus dem Osten und Süden wurden die ersten Metallgegenstände zu uns gebracht u. z. solche aus Kupfer und Bronze. Welche Mühe hatte es gekostet, um ein Steinbeil im Flußsande zu glätten und schärfen! Die Metalle übten auf die Lebensweise und Denkungsart der Menschen einen tiefgehenden Einfluß. Der kriegerische Geist, die Eroberungslust und die Landgier erwachte. Der erste Handwerker tauchte auf, der Schmied, der sich eines hohen Ansehens erfreute. Doch gab es in der Bronzezeit, die von 2200 bis 1100 v. Ch. dauerte, auch noch immer Steinwerkzeuge. Aus Bronze machte man: Äxte, Dolche, Lanzen-und Pfeilspitzen, Armringe, Spiralen und Nadeln. Den Toten legte man die Waffen und verschiedene Metallgegenstände in das Grab. Einzelne Händler versteckten ihre Sachen in der Erde und behoben sie dann nicht mehr; denn die Metallgegenstände hatten einen großen Wert und man verbarg sie sorgfältig wie später das Geld und die Wertsachen. Einen solchen Depotfund machte man bei uns im Jahre 1907 in Neudorf b. St. Bei der Entwässerung eines Feldes fand ein Arbeiter daselbst in der Tiefe von einem Meter viele Bronzegegenstände, die er mit nach Hause nahm und einem Hausierer (das Kilo zu K 1.2) verkaufte. Dieser übergab alles dem bekannten Krahuletz, der sofort den Wert der Gegenstände erkannte. Sonderbar ist es, daß alle Fundgegenstände doppelt vorhanden sind: Halsringe, Manschetten, Scheiben und Spiralrollen. In diese Zeit fällt die Zähmung des Pferdes, das der Mensch zu einem Haustier machte. Die Toten wurden noch immer bestattet, die Höckergräber überwiegen und vereinzelt kommt schon die Feuerbestattung vor.

Mit der Entdeckung des Eisens trat der Mensch in die Hallstattperiode oder in die ältere Eisenzeit, die noch immer die Bronze verwendet. In Hallstatt (Salzkammergut) fand man sehr viele Gegenstände, sodaß man mit Recht dem ganzen Zeitabschnitt den Namen Hallstattperiode gab. Das Eisen kam aus dem Morgenlande. Diese Zeit umfaßt die Jahre von 1100 bis 500 v. Ch. Die Töpfe zeigen eine große, bauchige Gestalt und eine reiche Verzierung: Schraffen, Mäander, Tierköpfe und Spiralen. Manche Gefäße haben Menschenfüße und als Schmuck treten kleine Vögel aus Ton oder Bronze auf. Reich und schön gearbeitet sind die Schmucksachen, die der Mensch trug. Aus dieser Zeit besitzen wir einen Depotfund, der in Herrnbaumgarten ausgegraben wurde. In dieser Lehmgrube fand man Hohlbeile, Messer, Sicheln, Ringe, Armringe und 200 kleine Ringelein. Die Messer hatten die Form eines Halbmondes und stammten aus Italien. Damals war auf der Bernsteinstraße, die an der March nach Norddeutschland führte, ein reger Verkehr. Neben den Skelettgräbern kommen Brandgräber in dieser Zeit vor. Die Asche der Toten gab man in Urnen, schüttete Erde darüber und errichtete einen Hügel - Tumulus genannt. Manche erreichen eine Höhe von sechs Metern. Bei Bernhardsthal und Rabensburg wurden diese Hügelgräber geöffnet und man fand darin Kammern, die zwei Meter lang, einen Meter breit und einen Meter hoch waren und von starken Eichenbalken gestützt wurden. Neben der Asche, die von dem Toten herrührte, fanden sich viele zerbrochene Gefäße. Es war Sitte, daß bei dem Leichenschmaus aus diesen Gefäßen gegessen wurde, die man dann zu Ehren des Verstorbenen zerschlug und ihm ins Grab mitgab. Die Gräber gehörten ohne Zweifel den Häuptlingen oder angesehenen Männern des Gaues und des Stammes. Das Volk, welches damals unsere Heimat bewohnte, waren die Veneto Illyrer, ein Zweig der indogermanischen Völkerfamilie. Sie leben in den heutigen Albanesen auf dem Balkan noch weiter.

Die reine Eisenzeit nennt man La-Teneperiode, die bis auf die Zeit von Christi Geburt reicht. Da herrschte das Eisen vor und die Bronze benützte man zu Schmucksachen. Die Töpfe erzeugte man auf der Drehscheibe, die man aus dem Morgenlande bekommen hatte. Als Verzierung der Tongeräte erscheinen Blatt- und Rankformen, die deutlich den griechischen Einfluß verraten. In dieser Zeit blüht der Handel und Verkehr mit Griechenland und Italien und diese innigen Beziehungen waren unserem Lande von großem Werte. Die Kelten unterwarfen die einheimische Bevölkerung und verjagten sie. Was ihrem gefürchteten Langschwerte entkam, mußte fliehen. Sie waren große, starke Leute, hatten goldblondes Haar, waren mutig, tollkühn und verwegen, dabei aber ehrlich und aufrichtig. Ihr Witz, ihre Redefertigkeit und ihr Frohsinn wurde von allen bewundert. Ihre Goldgier und ihre Prahlsucht artete zu einem Laster aus. Sie zerfielen in mehrere Stämme: Boier, Kampoi, Rakatai und Noriker. Von den Rakatai, die im Nordosten Niederösterreichs saßen, stammt die tschechische Bezeichnung Rakousko für Österreich. Die Kelten prägten Münzen und hatten tüchtige Fürsten. Im Kampf waren sie gefürchtet, da ihrem Ungestüm nichts widerstand. Ihr bedeutendster Fürst war Brennus, der die Römer im Jahre 390 v. Ch. vernichtend an der Allia schlug. Die Flußnamen: Donau - mächtiger Strom - und Kamp - gewundener Fluß - sind die letzten sprachlichen Denkmäler, die uns an dieses reich begabte Volk erinnern. Bei uns in Poysdorf, bei Ernstbrunn, Prinzendorf und Dürnkrut hatten sie ihre Siedlungen.

Der Oberleiserberg war von ihnen befestigt worden und hier fand man bei den Ausgrabungen, die Herr Dr. Mitscha Märheim leitete, sogar einen Bau, den die Kelten mit Mörtel ausführten. Die Festung war eine Stadtburg, mit Wall und Graben umgeben und dürfte wohl das stärkste Bollwerk der Kelten in unserer Gegend gewesen sein.

Man verlegte dieses keltische oppidum auch in die Laaer Gegend. Tschechische Geschichtsforscher sehen in dem Stamme der Rakaten Slawen. Neben dem Oberleiser Mediolanum hatten die Kelten noch am Leopoldsberg bei Wien, in Stillfried - hier war die Burg des Eburos das sogenannte Ebourodounon und bei Altenburg am Kamp ihre Festungen, die nicht nur der Verteidigung dienten, sondern auch Kulturmittelpunkt waren.

Um die Zeit, als Christus im Morgenlande geboren wurde, kamen andere Völker ins Donautal und unterwarfen die Einwohner. Von Norden drängten germanische Scharen gegen Süden die Markomannen und Quaden, von Süden kamen die Römer und drangen langsam und vorsichtig bis an die Donau vor. In unsere Gegend rückten die Quaden ein. Reste von Kelten blieben sicher hier und tauchten in dem Siegervolk allmählich unter. Kelten erscheinen in Kleinasien unter dem Namen Galater, die der Apostelfürst Paulus auf seinen Reisen besuchte und an die er einen Brief schrieb, in dem er sie vor dem jüdischen Geist und dem zersetzenden Einfluß derselben warnte. Mit dem Auftreten der Quaden fließen die Nachrichten über unsere Heimat etwas reger, das Dunkel beginnt sich langsam aufzuhellen, da die Römer ziemlich genau uns in den hinterlassenen Werken unterrichten. Die Beziehungen der Quaden zu den Römern waren nicht immer die friedlichsten, oft gab es Kämpfe und Einfälle, Verwüstungen und Plünderungen; denn den Germanen wurde das Land zu enge und der uralte Zug nach dem sonnigen Süden schlummerte ja in der Brust unserer Ahnen gleich einem verzehrenden Feuer.

Quellen:

Dr. Q. Menghin: Urgeschichte Niederösterreichs.

Krahuletz Johann: Der Depotfund bei Neudorf.

Szombathy Josef: Der Bronzedepotfund bei Herrnbaumgarten.

Dr. Ernst Winter: La Tene in Nieder-Österreich (Monatsblatt des Vereines für Landeskunde 1927)

Veröffentlicht in: „Niederösterreichisches Lehrerblatt“, 1930

Die Verehrung des hl. Nepomuk in Mistelbach

Der heilige Johann von Nepomuk war Beichtvater am Hofe des Königs Wenzel in Prag; einmal verlangte dieser eifersüchtige Herrscher von dem Geistlichen, daß er ihm mitteile, was die Königin gebeichtet hatte; Johann verweigerte diese Bitte, obwohl er gefoltert wurde; zum Schluß warf man ihn von der Moldaubrücke in den Fluß; es war der 20. März 1393.

Bald nach seinem Tode erschienen Pilger und Wallfahrer, um den Märtyrer des Beichtgeheimnisses zu verehren und um Hilfe in ihrer Not zu bitten. Es geschahen Wunder und Gebetserhörungen. Doch erst 1721 sprach ihn die Kirche selig und am 19. März 1729 heilig. Die Stadt Prag feierte deswegen ein großartiges Fest vom 9. bis 16. Oktober; in allen Kirchen gab es Festgottesdienste; farbenprächtige Prozessionen und Wallfahrer in ihren bunten Volkstrachten erschienen aus allen Teilen Böhmens; sie trugen kirchliche farbenreiche Fahnen; auf den Straßen stellte die Stadt blumenbekränzte Pforten auf, die des Nachts in einem bunten Lichte erstrahlten; an Unterhaltung und Belustigung der Fremden fehlte es nicht. Mit dem Fest verband man den Sieg der Gegenreformation und den der Türkengefahr, die durch mehr als 250 Jahren unsere Heimat bedroht hatte.

Johann von Nepomuk wurde der Schutzheilige Böhmens und des ungarischen Banates. Ihm zu Ehren baute die Kirche Gotteshäuser und weihte ihm Altäre; seine Statuen schmückte ein Kranz von 5 Sternen über dem Haupte; diese Ehre war keinem Heiligen zuteil, ausgenommen die Jungfrau Maria. Die Sterne bezogen sich auf das lateinische Wort tacui = ich habe geschwiegen (Beichtgeheimnis).

Kein Heiliger besitzt so viele Statuen wie unser Johann von Nepomuk; mit Recht sagt das Volk:

„An allen Wegen, Stegen und Brucken stehen hölzerne und steinerne Nepomuken.”

Ueberall sieht man den Heiligen im Gewande eines Beichtvaters, der in der einen Hand ein Kreuz und in der anderen die Märtyrerpalme hält. Da er ein Schutzpatron gegen Wassergefahren ist, steht sein Bild in der Nähe einer Brücke; Poysdorf besitzt fünf solche Statuen im Gemeindegebiet.

Der Jesuitenorden, deren Schutzpatron er ist, die tschechischen Geistlichen sowie der Adel sorgten für die Verbreitung des Märtyrers. In Südungarn sah ich im ersten Weltkrieg die Johannesstatuen in vielen Gemeinden. Mistelbach errichtete eine solche 1731 neben der Mistel vor dem Kloster; auch eine Bruderschaft gründeten die Bürger, die sogar beim Prager Bischof um eine Relique von diesem Heiligen ersuchten; doch verfügte der Oberhirte über keine.

Die Bruderschaft, in die nur Personen mit einem guten Ruf aufgenommen wurden, war bestrebt, das Andenken an den Märtyrer und seine Lebensgeschichte zu verbreiten. Das Johannesfest feierte die Kirche zuerst am 20. März, später am 16. Mai. Die Bruderschaft kämpfte gegen die Tratsch- und Klatschsucht, gegen das Fluchen, Schimpfen und Sakramentieren, gegen Verleumdung und Ehrabschneidung, sie organisierte das Johannesfest in Mistelbach und gab den Mitmenschen das Vorbild eines christlichen Lebenswandels; diesen vermißte man damals bei den Marktbewohnern, die keine Sonn- und Feiertagsheiligung kannten; denn die Bauern arbeiteten da auf dem Felde, ackerten, führten Dünger und luden Wein; der Halter trieb die Stalltiere mit großem Geschrei auf die Weide und die Handwerker betrachteten den Sonntag wie einen Werktag. Die Geistlichen klagten deshalb bei der Wilfersdorfer Herrschaft und forderten Mithilfe, um diese Mißstände zu beseitigen.

Die Johannesandacht war in Mistelbach ein Abendfest auf dem großen Platz vor dem Kloster, den die Bruderschaft herrichtete. Sie schmückte die Statue mit Blumen und Maiengrün und brachte einen Tisch mit mehreren Kerzen vor diese. Wie es dunkel wurde, erschienen die Marktbewohner und stellten sich in einem Halbkreis auf. Die Bruderschaft holte den Geistlichen von der Kirche ab und geleitete ihn unter dem Geläute der Glocken zu der Statue, die im hellen Kerzenschein aus dem Dunkel der Nacht hervorleuchtete. Weihrauchwolken umhüllten den Heiligen, die Gebete und die kurze Ansprache erklangen ganz gedämpft in die Maiennacht. Den Abschluß bildete das bekannte Johanneslied, von dem ich mir aus der Jugendzeit, als ich solche Andachten in meiner Heimat oft miterlebte, nur noch den Refrain gemerkt habe: „Wo die Blinden sehen und die Lahmen gehen in Prag auf der Moldaubrück.” Die Bruderschaft löschte die Kerzen aus, alle gingen heim und der Platz versank in Finsternis; nur der Wind säuselte in den Baumkronen und die Mistel plätscherte ihr eintöniges Lied in die Nacht. Diese schlichte Feier machte auf alle, die ihr beiwohnten, einen starken Eindruck, sie festigte den Glauben im Herzen der Bewohner mehr als die scharfen Anordnungen der Gegenreformation.

Am folgenden Tage wohnte die Bruderschaft einem Festgottesdienst in der Pfarrkirche bei und hielt ihn wie einen Feiertag. Die Leute kauften am Markte gerne die Nepomukzungen und trugen sie an einem Band um den Hals.

Im gleichen Jahre erhielt Alt-Prerau eine Nepomukstatue mit einer schönen Balustrade; Groß-Harras bekam eine schon 1720. Der Bildhauer Rochus Mayerhofer, der die Dreifaltigkeitssäulen für Laa und Poysdorf lieferte, schuf 1734 eine Johannesstatue für Fallbach. Als die in Großkrut 1740 eingeweiht wurde, erschienen zu dem Fest viele Prozessionen aus den umliegenden Dörfern. Von 1767 an brannte gemäß einer Stiftung hier ein Nachtlicht vor dem Heiligen. Pillichsdorf erbaute zu Ehren des Märtyrers eine Kapelle, die im Innern in Weiß und Gold gehalten war. 1749 stiftete Dobermannsdorf eine Statue und 1755 Neusiedl a. d. Zaya.

Eine starke Einbuße in der Johannes-Verehrung brachte 1778 die Aufhebung des Jesuitenordens, der viel zur Verbreitung dieses Heiligen beigetragen hatte. Kaiser Josef II. (1780 - 1790) löste alle Bruderschatten auf, die ihr Vermögen dem Armeninstitut übergeben mußten; auch sollten alle Wegkreuze, Bildstöcke und Statuen aus dem Landschaftsbild verschwinden. Bei uns ist keine Pfarrkirche diesem Heiligen geweiht; nur Münichsthal und Eibesbrunn besitzen eine Johanneskapelle.

Die Aufklärungszeit und die napoleonischen Kriege untergruben die Volksfrömmigkeit und schufen ein neues Weltbild. Die Herrschaftsbeamten gaben in Punkto Religion ein schlechtes Beispiel. Infolge der schlechten Schulverhältnisse herrschte in den Gemeinden eine tiefe Unkenntnis in den Religionswahrheiten. Die Obrigkeit untersagte die Trauung, wenn die Brautleute beim Brautexamen nichts wußten. Das änderte auch nicht die Frömmigkeitswelle, die nach 1820 bei uns einsetzte; denn ihr fehlte der Schwung und die Kraft der Barockzeit.

Die Marienverehrung stellte die Johannesandachten in den Schatten. Die Maiandachten gefielen dem Volke besser und breiteten sich von der Stadt aus über das Land. Die nationalen Gegensätze trugen auch viel dazu bei; denn die Tschechen sahen in dem Märtyrer einen Nationalheiligen, für den sich die Deutschen in der liberalen Zeit nicht begeistern konnten.

Die Gemeinde Mistelbach versetzte 1954 die Johannesstatue nach einer gründlichen Ausbesserung, an ihre Stelle kam eine Marienstatue, die auch dem Platze den Namen gab. Nach dem 2. Weltkrieg besserten viele Gemeinden die Bildstöcke und Statuen in ihrem Burgfrieden aus und ließen sie mit bunten Farben bemalen. Dies ist ein Fehler, weil nach einem alten Grundsatz Stein Stein bleiben soll. Farbe und Kalk schaden der Statue, die ohnedies durch die Witterung arg hergenommen wird.

Die Johannesstatuen sind ein Denkmal der glaubensstarken Einstellung unserer Ahnen in der Barockzeit und geben unserer Heimat das Bild einer Sakrallandschaft.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

G. Gugitz: Das Jahr und seine Feste im Volksbrauch Oesterreichs.

Wiener Diözesanblatt 1898.

Veröffentlicht in: „Mistelbach in Vergangenheit und Gegenwart“, 1954

Die Verehrung des hl. Sebastian in unserer Heimat

Krieg, Hungersnot und Pest waren von unseren Ahnen stets gefürchtet; letztere wütete oft im Weinlande und entvölkerte ganze Gemeinden. Der Mensch war gegen diese Seuche machtlos, da die Heilmittel der Bader und Wundärzte versagten. Da suchte das hartgeprüfte Volk Trost und Hoffnung in der Religion, im Gebet zu der hl. Dreifaltigkeit und den Pestpatronen.

Unsere Ahnen erblickten in der Pest eine Strafe Gottes, der die sündige Menschheit auf diese Weise bessern wollte. Unter den Pestpatronen, die in der Zeit der Seuche besonders verehrt wurden, ist der hl. Sebastian zu erwähnen. Er war ein Märtyrer, der unter dem römischen Kaiser Diokletian (284 — 305) wegen seines Glaubens starb. Mauretanische Pfeilschützen sollten ihn, der an einem Baum festgebunden war, töten; doch hatten die Pfeile keine Wirkung, sodaß ihn der Kaiser geißeln ließ.

Schon die alten Griechen glaubten, daß der Sonnengott durch Pfeilschüsse die Pest auf der Erde verbreite; Homer erwähnt diese Tatsache in der Ilias. Diese Vorstellung übernahm das Christentum (nach Haberlandt). Man glaubte, dass der hl. Sebastian diese Pestpfeile entgifte und sie unwirksam mache, wenn der Mensch zu ihm betete und seine Hilfe anflehte. Das Andenken an diesen volkstümlichen Pestpatron feiert die Kirche jährlich am 20. Jänner. In vielen Gemeinden war dieser Tag ein kleiner Feiertag, an dem die Arbeit ruhte und durch eine Wallfahrt zu einer Sebastiani-Kirche geehrt wurde.

In Mistelbach stiftete 1497 der Richter Hans Schrembs und seine Hausfrau Margarete ein Benefizium zu Ehren des hl. Sebastian. Der Geistliche, Benefiziat geheißen, sollte in der Gruft eine ewige Messe und einen Jahrtag zu Allerseelen abhalten. Dazu gaben die Stifter 24 Pfund Geld, je ½ Weingarten in Steinbergen zu Hüttendorf, in Anglhardt-Mistelbach und im Kolmthal, auch zu Mistelbach, ferner ½ Leiten Holz im Eibesthaler Wald, 3 Tagwerk Wiesen bei der Rohrmühle und ein Haus bei der Stiege. Jeder der 3 Knaben, die beim Seelenamt singen halfen, bekam einen Pfennig. Sollte der Benefiziat nachlässig sein, so gab er zur Pfarrkirche St. Martin ½ Pfund Wachs.

1544 wurden in der Gruft wöchentlich 3 Messen gelesen, und zwar am Mittwoch, Samstag und Sonntag. Der Schottenabt in Wien gab jährlich 24 fl Burgrecht Zins. Die 6 Viertel Weingärten sowie die 3 Tagwerk Wiesen waren um 6 Schilling den im Jahr verlassen. Die Weingärten waren schon recht öde. Brennholz hatte der Benefiziat nach Notdurft. Das Haus war recht baufällig im Gegensatz zu den Häusern des Katharina- und Johannes-Benefiziums, die man als gut bezeichnen konnte. Der Benefiziat hieß 1576 Desiderius Konrad.

In der Zeit der Gegenreformation nahm die Verehrung des hl. Sebastian mehr zu; in den Kirchen sah man seine Altäre, Bilder und Statuen. Wallfahrten unternahmen viele Gemeinden an seine Gnadenstätten. Die heimlichen Protestanten lehnten sie ab und nahmen nicht daran teil. Doch hieß es beim Volke: „Dieses Jahr heißt es zusehen, übers Jahr stille stehen und übers zweite Jahr mitgehen.” Es fehlte nicht an Stimmen, die sich über die bildliche nackte Darstellung des Heiligen ablehnend aussprachen; doch waren sie in der Minderheit. Bruderschaften wurden gegründet zu Ehren des Pestheiligen. Gefördert wurde die Verehrung des hl. Sebastian im Grenzlande durch den Olmützer Kardinal Dietrichstein (1570 — 1636), der eine Zeitlang die Herrschaft Steinebrunn besaß; er erbaute sicher die Kapelle in Alt-Ruppersdorf, die eine vielbesuchte Wallfahrtsstätte in unserer Heimat war. In Nikolsburg stiftete er 1630 auf dem alten Tanzberg, auf dem die Bürger der Stadt jährlich am 1. Mai die Walburgisnacht mit Orgien feierten, eine Kapelle zu Ehren des Heiligen sowie 16 Passionsstationen, den ersten Kreuzweg im Grenzland, mit einem hl. Grab. 1634 wurde Kettlasbrunn eine Wallfahrtsstätte, die am Sebastianitag viele Pilger aus der Umgebung besuchten. Es fehlten aber die Geistlichen, die gerade damals notwendig gebraucht waren; so wirkte 1648 in Mistelbach nur ein Kaplan, der den Gottesdienst versehen mußte; die Kinder erhielten keinen Unterricht; die Toten begrub man oft ohne ein kirchliches Begräbnis, die Kindbetterinnen konnten nicht zur rechten Zeit eingesegnet werden; der Weihbischof von Lampach war sehr oft abwesend von Mistelbach. 1651 brachen unbekannte Täter in die Pfarrkirche ein, plünderten und raubten sie aus, stahlen alles Silber sowie den Kirchenornat. Die Poysdorfer spendeten im Pestjahr 1655 nach Ruppersdorf eine große Wachskerze, damit der Heilige den Markt beschütze. Jeden Sonntag brannte sie in der Wallfahrtskirche.

Der Benefiziat klagte 1660 über die traurigen Verhältnisse, weil er von dem Zehent der Stiftung nicht leben konnte; denn die Wiesen waren verwüstet und das Holz (= der Wald) öde. Der eifrige Dechant Rieß, der auf die Mistelbacher nicht gut zu sprechen war, wollte dieses Benefizium wieder zu Ehren bringen und berief deshalb 1665 die Pfarrer von Poysdorf und Großkrut zu einer Besprechung, um die Stiftung zu ordnen. Das Holz im Eibesthaler Gebiet umfaßte 36 Viertel; die Lage der Grundstücke ließ sich nicht bestimmen, weil die Gemeinde durch mehrere Jahre keine Steuer gezahlt hatte; die Regierung drohte dem Marktrat mit Exekution, falls die Rückstände nicht in kurzer Zeit beglichen würden.

Zehn Jahre später hieß es, daß das Benefizium im Kriege und bei dem großen Sterben in Abgang kam; die Grundstücke verödeten und die Herren von Liechtenstein gaben sie teilweise den Untertanen.

Die gestifteten Messen unterblieben. Das religiöse Leben in Mistelbach ließ viel zu wünschen; denn die Bewohner hielten keinen Sonntag, trieben das Vieh auf die Weide, verluden Wein und führten Exekutionen durch. Verbot der Pfarrer derartige Arbeiten, so beschimpften sie ihn. Einige meinten: „Im Luthertum haben wir gleichwohl christlich gelebt, nun sind wir ärger als die Heiden.” Der Pfarrer ersuchte die fürstliche Herrschaft um Hilfe und Unterstützung, damit diese Entheiligung des Sonntages aufhöre. Die Herrschaft drohte mit strengen Strafen, und zwar sollte jeder Missetäter ein Pfund Wachs der Kirche reichen. Die Poysdorfer ließen 1676 die gestiftete Wachskerze vor dem Sebastiani-Altar in Alt-Ruppersdorf, die schon ganz abgeronnen war, bei dem Lebzelter Matthias Spindler erneuern; sie wog 42 Pfund und kostete 11 fl 48 kr; der Meister Daniel Ulrich, der sie bemalte, verlangte 6 fl.

Im Pestjahr 1679 gelobten viele Gemeinden eine Wallfahrt nach Kettlasbrunn, Alt-Ruppersdorf und Nikolsburg, die Poysdorfer nach Maria-Zell und nach Wranau bei Brünn. Der Festgottesdienst am 20. Jänner wurde in den Gnadenkirchen mit aller Pracht gefeiert, wie es in der Barockzeit Sitte war. Die Kirche erstrahlte in einem Lichtermeer; denn die Pilger opferten Kerzen und Wachsfiguren, auch kauften sie Sebastianipfeile, die als Amulette gegen die Pest getragen wurden. In Mistelbach starben 1680 noch 13 Personen an der Pest; 5 Häuser wurden gesperrt; auch in Obersulz wütete die Seuche.

Die Pest im Jahre 1714 brachte den Höhepunkt in der Verehrung unseres Heiligen; denn die Wallfahrten zu seinen Gnadenstätten nahmen zu, Bilder und Statuen sah man in allen Gemeinden; ich verweise nur auf die zahlreichen Pestsäulen in unserer Heimat. In Mistelbach gründeten 1720 die Bürger eine Sebastiani-Bruderschaft, die den Zweck hatte, Kranke und Notleidende zu unterstützen und ihnen zu helfen. Sie nahmen am 20. Jänner immer an dem Festgottesdienst in der Pfarrkirche teil und leiteten die Wallfahrten. Die Mitglieder trugen im Zuge der Pilger auf einer Tragbahre die reich geschmückte Statue des Pestheiligen.

Als 1732 die Seuche unser Grenzland bedrohte, stiftete der Poysdorfer Bürger Jakob Fried ein Bild des Heiligen, das man noch heute in der Pfarrkirche sehen kann; die Inschrift lautet: „Contra luem mortis, sis athleta fortis” (Gegen die Todesseuche sei ein tapferer Held). So groß war die Furcht vor der Pest, daß man das Wort nicht auszusprechen wagte.

Die Schützenvereine verehrten den Heiligen als ihren Schutzpatron und erschienen vollzählig beim Gottesdienst; nachher hielten sie eine Versammlung im Schützenhaus ab, bei der ein guter Tropfen nicht fehlen durfte; „Minnetrunk” hieß er.

Kaiser Josef II. verbot die Wallfahrten, doch erlaubte sie sein Nachfolger wieder. Die Ideen der Aufklärung, die Pflege der Naturwissenschaften, die Erfolge der Medizin und die sanitären Bestimmungen der Regierung lockerten die religiöse Bindung göttlicher Hilfe bei Krankheiten. Trotzdem hielt das Volk fest an der Verehrung des Pestheiligen, an den Wallfahrten und Wachsopfern.

Nach dem alten Bauernkalender steigt nach dem 20. Jänner der Saft in den Bäumen; es heißt: „Zu Fabian und Sebastian tut der Saft in die Bäume gahn”; deshalb untersagte die Herrschaft das Holzmachen im Walde nach diesem Tage. Im Kirchenkalender zählte der Heilige zu den 14 Nothelfern. Er ist der Kirchenpatron von den Pfarrkirchen in Alt-Ruppersdorf, Kettlasbrunn und von der Kapelle in Atzelsdorf. Die Bindung mit Nikolsburg löste sich 1918 mit unserer Heimat; doch grüßt der hl. Berg mit der Gnadenkapelle weit in unser Grenzland und erweckt Erinnerungen aus vergangenen Tagen.

Die Obersulzer pilgerten noch nach 1900 nach Kettlasbrunn und die Ginzersdorfer nach Alt-Ruppersdorf; bei dieser Wallfahrt trugen die Männer keine Kopfbedeckung; das war eine schwere Buße, wenn man bedenkt, daß oft am 2. Jänner eine große Kälte herrschte und der Weg 3—4 Stunden beanspruchte. Es war wirklich eine Wallfahrt glaubensstarker Menschen, die heute fast unmöglich wäre. In Ruppersdorf sah ich noch vor einigen Jahren die schönen weißen Wachsopfer, welche die Wallfahrer kauften und dem hl. Sebastian opferten. Es ist dies ein uralter Brauch, der sich noch in den Alpenländern findet, wo es aber Eisenfiguren sind. Auch bei Maria-Bründl ist der Brauch mit den Wachsfiguren zu sehen, nur sind sie braun. Vergessen sind aber die Sebastianipfeile.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

Gr. Wolny: Die Markgrafschaft Mähren.

G. Gugitz: Das Jahr und seine Feste im Volksbrauch Oesterreichs.

M. Haberlandt: Einführung in die Volkskunde.

Veröffentlicht in: „Mistelbach in Vergangenheit und Gegenwart“, 1958

Die Verkehrslage von Hohenau

Unsere Heimat war immer ein wichtiges Durchzugsland, durch das die Handelswege von Norden nach Süden führten. Der älteste Verkehrsweg ist die Bernsteinstraße, die von Carnuntum am rechten Marchufer zur Ostsee führte. Der kostbare Bernstein, den man hier im Norden fand, hatte in der vorgeschichtlichen Zeit die Bedeutung wie das Gold und wurde zu den verschiedenen Schmucksachen verwendet.

Von Griechenland und Italien zogen die Händler und Kaufleute gruppenweise auf der Bernsteinstraße nach Norden, weil der Einzelreisende sich nicht gegen Ueberfälle und Plünderung schützen konnte. Auf Tragtieren brachten sie Waren aus ihrem Lande zu uns (Kupfer und Bronze), die unsere Bewohner — Illyrer und Kelten im Tauschhandel erwarben. An der March gab es Handelsplätze sowie Weg- und Raststationen.

Eine zweite Bernsteinstraße führte von Brigetium = Komorn im Waagtal über den Jablunkapaß nach Norden, von dem ein Handelsweg durch das Miavetal bei Hohenau die March überschritt. An diesem wichtigen Schnittpunkt mußte ein Handelsplatz entstehen; vielleicht kann man hier das keltische Hborodunum suchen, das ein „oppidum“ war und an der March vermutet wird.

In der Römerzeit erschienen Kaufleute von Italien bei den Germanen im heutigen Weinlande. Römische Münzen fand man in Hohenau, Großkrut, Ketzelsdorf, Poysdorf und Wilfersdorf. Der Kaiser Mark Aurel benützte im Markomannenkrieg (167 bis 174 nach Christi) die Bernsteinstraße für den Aufmarsch seiner Legionen. Unter Theoderich dem Großen (493 bis 526) verlor die Bernsteinstraße ihre Bedeutung, Händler und Kaufleute blieben aus.

Die Slawen besaßen (568 bis 905) hier bei Hohenau eine Siedlung als Brückenwache für den Uebergang. Bei einer Lehrwanderung im Jahre 1937 fand Dr. H. Mitscha von Märheim zahlreiche slawische Tonscherben.

Die Ungarn benützten die Straße vom Waagtal längs der Miave, Hohenau, Poybachtal-Laaerebene und legten auch Siedlungen an: Groß-Krut-Schoderlee, Fallbach, Ungerndorf, Gaubitsch, Ober- und Unter-Schoderlee (nach Dr. Weigl in den „Monatsblatt für Landeskunde“ 1926). Die Straße mündete in den alten Handelsweg, der das Donau- und Elbetal verband, auf dem ein Teil des Heeres aus dem Awarenkrieg 799 nach Deutschland heimkehrte.

Als Kaiser Heinrich III. (1039 bis 1056) nach schweren Kämpfen die Marchgrenze erreichte, richtete er bei Hohenau einen Brückenkopf ein (Disinfurt), der später einging. Die Ungarn siedelten als Grenzwächter mongolische Pfeilschützen am linken Marchufer an; an sie erinnert der Ort Groß-Schützen. Nach den Kreuzzügen übernahm der Johanniterorden von Mailberg den Grenzschutz und erbaute Wehranagen an der Straße durch das Poybachtal, da er reiche Erfahrungen auf diesem Gebiete im Morgenland gesammelt hatte: Alt-Lichtenwarth, Großkrut, Walterskirchen, Poysdorf-Wehrkirche, Staatz, Fallbach; das Poysdorfer Kirchenpatrozinium dürfte mit dem Orden zusammenhängen.

Hohenau war immer eine wichtige Maut- und Zollstation, die 1372 erwähnt wird (Dr. Lechner in „Unsere Heimat“ 1937/279). War der Ort vielleicht schon damals ein Markt? 1414 betrug der Brückenzoll 6 Schilling (B. Bretholz „Das Nikolsburger Urbar“ 1414). In der Reformationszeit (1544 — 1625) fanden die Wiedertäufer=Habaner, die aus dem Grenzlande vertrieben wurden, in den ungarischen Gemeinden Aufnahme; in Groß-Schützen erinnert noch heute ein „Brüderhof“ an diese Habaner, die auf allen Gebieten hervorragende Leistungen vollbrachten. Ich verweise nur auf die „Groß-Schützener Gesundheitslehre“, ein medizinisches Fach.

Gundacker und Maximilian von Liechtenstein, Wallenstein und Rudolf von Teuffenbach forderten 1623 eine starke Befestigung der Marchlinie gegen die Türken. Kaiser Ferdinand II. und Ferdinand III. hatten für solche Dinge kein Verständnis. Wieviel Not und Elend hätten diese Wehranlagen von unserer Heimat in den Jahren 1663, 1683 und 1703 bis 1708 ferngehalten! „Tu felix Austria nube!“ ist ein Hohn auf die schweren Menschenverluste an dieser blutenden Grenze (Schuhmacher „Des Reiches Hofzaun“).

Der Passarowitzer Friede beendete 1718 die 200 Jahre dauernde Türkengefahr, an die kein Heldendenkmal in unserer Heimat erinnert. Nun begann in der folgenden Friedenszeit der Aufbau unseres Grenzgebietes mit slawischen Einwanderern. Ein reger Handelsverkehr konnte sich nun entwickeln, weil die Bewohner gerne die Märkte in Ungarn besuchten, wo die Waren billiger waren. Die Habaner lieferten vorzügliches „Brüdergeschirr“, Eisenwaren, Werkzeug, Leinen, Honig usw. Aus dem großen Burwald — Fläche = 11.000 Joch — kamen Bau-, Brennholz und Weinstecken. Zistersdorf hatte einen eigenen Holzmarkt. Die Bauern brachten Heu und Stroh, doch nahmen sie kein Geld, sondern Wein. Im Herbst erschienen die Schweinehändler mit ihren „Bakonern“ = schwarze Tiere, die unsere Hauer für die Lesezeit kauften. Auch große Scharen von Gänsen trieben Hausierer durch unsere Gemeinden zum Verkauf für Martini oder für den „Lesehahn“. Die Bauern holten sich ihre Pferde von Gr.-Schützen, das große Roß- und Viehmärkte abhielt. Da kauften auch unsere Fleischhauer billige Schlachttiere, die sie gern auf Umwegen über die March brachten. Noch 1921 erzählte mir der verstorbene Anton Piller von Kl.-Hadersdorf heitere Geschichten von diesem Viehschmuggel. Es gab in unseren Gemeinden Banden, welche mit dem Tabakschmuggel genug Geid verdienten.

Nach 1782 benutzten die Straße Wallfahrer, die nach Schoßberg gingen. Die mußten gut aufpassen, daß ihnen nicht die Zigeuner den „Pinkerlwagen“ ausplünderten. Auf der alten Bernsteinstraße trieben Viehhändler polnische Schlachttierherden gegen Wien, die im Sommer mächtige Staubwolken aufwirbelten.

Der Nordbahnverkehr wirkte sich nach 1839 für Hohenau sehr günstig aus; sogar von Poysdorf ging ein Stellwagen für Fahrgäste zur Station Hohenau.

Die Bahnlinien um Hohenau folgen alle den uralten Verkehrswegen; das gilt für die Nordbahn und für die Landsbahnen, die durchs Poybach- und Zayatal führen. Wir sehen hier, daß die Gegenwart fest in der Vergangenheit verwurzeit ist. Eine Bahnlinie von Hohenau durchs Miavetal war geplant, wurde aber nicht durchgeführt.

Die Ereignisse von 1918 und noch mehr von 1945 zerstörten alle Wirtschaftspläne für Hohenau, denn die March ist eine tote Grenze mit einem „eisernen Vorhang“, der jeden Handelsverkehr verhindert. Jenseits der March ist eine andere Welt.

Quellen:

E. Lichtenecker „Mähren, ein Land an der Bernsteinstraße“ in „Mähr. schles. Heimat“ 1960.

Dr. Mitscha Märheim „Hochadelsgeschlechter und ihr Besitz im nördl. Niederösterreich“

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv.

Veröffentlicht in: „Weinviertler Nachrichten“, 1960

Die Verteidigung des Weinviertels (1664 - 1708)

Unerwartet brachen die Türken im Herbst 1663 über die March gegen Lundenburg vor, verwüsteten das Land in der Richtung gegen Brünn und Olmütz, führten große Vieherden weg und nahmen 14.000 - 20.000 Bewohner mit in die Sklaverei. Unsere Heimat war auf diesen Vorstoß des Feindes gar nicht vorbereitet. Wohl hatte man im gleichen Jahr die Kreudenfeuer angeordnet, die den Bewohnern des flachen Landes das Herannahen der Türken verkünden sollten. Diese sollten abgebrannt werden in Angern, Dürnkrut, Schloß Falkenstein, Mailberg, Stadt Retz, Sitzendorf, Schloß Niederleis, Schloß Staatz, Dorf Haselbach und Schloß Grafenegg, im Waldviertel zu Martinsberg und Dürnstein.

Eine besondere Bedeutung kam in diesen Kämpfen der March zu, dem Grenzfluß gegen Ungarn. Es darf uns nicht wundern, wenn immer wieder Stimmen laut wurden, die betonten, daß man das rechte Marchufer gut verwahren müsse. Schon 1664 gingen Holzlieferungen und "Flözbäume" nach Theben und Marchegg. Im Hinterland waren in den Gemeinden Soldaten einquartiert. In Wilfersdorf lagen vom 6. - 10. Mai "Kiehlmanische Völker". Die Quartierungsunkosten der Untertanen des Stiftes Heiligenkreuz betrugen daselbst 71 fl 39 kr. Am 26. Juni 1664 erging die Weisung, daß die March und die Leitha zu besetzen seien mit nützlichen Werken, allermaßen vor Jahren an der March von Rabensburg an bis nach Theben geschehen; die Mannschaft der oberen Viertel ist anhero zu beorden, nebst Proviant und Requisiten auch Materialien, dann Handwerksleute, Holz, Eisen und Geld. Ein Regiment mit dem Stabe ist an die March zu beordern, wo es Schanzen aufwerfen sollte. Hätte es hier nicht genug Handwerksleute, so müßte der obere Viertelskommissär andere Zimmer- und Werksleute beischaffen, auch 900 Stamm Holz zur Reparierung an der March. Solange das Regiment zur Verschanzung an der March gebraucht würde, ist jedem Soldaten des Tages ein Brot von 2 Pfund zu reichen, dem Hauptmann, dem Leutnant und Fähnrich aber das Geld dafür (2 kr täglich). Der Viertelshauptmann erhält an Besoldung 200 fl. Auf die Kreudenfeuer haben die Soldaten zu achten, damit sie nicht ohne Grund angezündet werden und den Leuten Furcht und Schrecken einflößen. In den Zufluchtsorten sind auch genügend Leute auszurüsten. Jede Herrschaft stellt den 10. Mann mit Gewehr in den Zufluchtsort, an Sonntagen müssen erfahrene und taugliche Leute sie nach dem Gottesdienst einexerzieren. Jeder Zufluchtsort ist mit einem Zentner Pulver auszurüsten.

Musterungen fanden in den Gemeinden Zistersdorf und Marchegg statt. Noch vor dem Türkeneinfall waren hier am 20.und 22. August 1663 taugliche Männer gemustert worden, doch dürfte die Begeisterung keine große zu gewesen sein, weil viele sofort ausrissen und das Weite suchten.

Am 29. Oktober 1664 standen zwei Kompagnien zu Pferd in Stadt Enzersdorf, 4 Kompagnien zu Fuß in Marchegg, 1 Kompagnie zu Pferd und 4 zu Fuß in Zistersdorf. Die Kosten der Kleidungsstücke waren: 1 Rock 2 fl 30 kr, eine Hose 1 fl 24 kr, ein Degen 1 fl, 1 Hut 45 kr, 1 Schuh 45 kr, 1 Paar Strümpfe 30 kr, eine Patronentasche 24 kr, ein Hemd 36 kr und ein "Ransen" [? Ranzen] 30 kr.

Am 3. November 1664 kam der Befehl, die drei Kompagnien an der March besser zusammenzuziehen und gut zu verpflegen, damit Zucht und Ordnung erhalten bleibe. Das Land Nieder-Österreich hat sich mit dem Nachbarland Mähren ins Einvernehmen zu setzen, damit jeder feindliche Einfall und jede Streiferei verhindert werde. Einige Tage später am 13.und 17. wurden die Schanzen besichtigt und das Gelände beschrieben.

Die Landshuter Schanze: Das Wasser ist hier seicht, es geht einem Pferd bis an die Knie. Der Wald bei dem Ort ist verhaut und die Mühle verschanzt. Von Landshut bis zur Rohrwiese ist auf beiden Seiten die Gstetten sehr hoch, das Wasser ziemlich tief und der Wald wohl verhaut. Von der Rohrwiese bis zur Hohenauer Schanze muß der Wald an unserer Seite auf 3000 Schritte verhaut werden, in Ungarn ist die Gstetten sehr hoch.

Der Hohenauer Wald ist zu verhauen. Fostakota ist an zwei Posten und gegen den Gottauer Wald ist ein Posten zu verhauen. Das Wasser an den drei Posten ist sehr klein und geht den Pferden nicht bis an das Knie. Bei der Rändischga ist ein Posten und ¼ Meile davon entfernt ein zweiter Posten zu verhauen, ebenso bei bei dem Dorf Säkolau etliche Posten. Da ist eine "Blätten" auf der man 15 Pferde leicht hinüberbringen kann. Bei der Hohenauer Schanze sind zwei Meilen des Weges auf dem Wasser, die Gstetten sind überall hoch, alle Posten verhaut, sodaß kein Feind hier durchkomme. Die Ringelsdorfer Gstetten ist ziemlich hoch, mit keinem Pferd kann man hier hinaufkommen, das Wasser ist ziemlich tief, der Posten ist wohl verhackt. (Von Hohenau bis Abbsdorf ist alles wohl verwahrt und verhaut, die Gstetten sind wohl behächt).

Bei der Drösinger Gstetten kann man mit einem Pferd nicht durchkommen. Bei der "Zherenmarg" ist ein Posten, auch oberhalb der Überfuhr bei Drösing; hier geht bei der Schanze das Wasser den Pferden bis an den Bauch. Bei der alten Drösinger Überfuhr ist die March so klein und seicht, daß man durchreiten, durchfahren und durchwaten kann. Sand ist hier und kein Morast, auf der ungarischen Seite sind Gstetten und hohes Wasser. Bei der neuen Drösinger Überfuhr ist ein kleines Schanzl, beim Gilgensee konnte man auch durchreiten. Die March teilt sich in 3 Arme und kommt beim Zuckersee wieder zusammen. Dort wo die Waltersdorfer Freiheit anhebt, kann man über die 2 ersten Arme reiten, nicht aber über den dritten; auch beim Drösinger Mühlbach kann man durchreiten. Sierndorf hat ein dreieckiges Schanzl. Von der Sternschanze bis zu Eichbaum ist die March seicht und hat flache Gstetten. Bei der Niederspringer Überfuhr ist eine Schanze, das Wasser ist seicht und man kann durchwaten. Dann folgen der Stockert- und Nußsee. Eine Schanze ist bei der Wimmerau, dann die Peinhüttenschanz, zwei liegen bei der Dürnkruter Überfuhr. Unterhalb des Kröttl ist die March tief, man kann nicht durchkommen. Ein Schanzl ist in Eilwiesen.

Die Überschwemmungen ruinierten die Arbeiten. Bei Drösing und Dürnkrut wäre es gut, durch spanische Reiter und Bäume die Pässe zu verwahren, von einer Schanze zur anderen Linien zu ziehen und Brustwehren aufzuwerfen. 8 Kompagnien (= 1300 Mann) liegen hier, doch ist ein Drittel davon krank. Deshalb müsse man Untertanen zur Robot heranziehen, aus den Dörfern soll ein Viertel bei der Arbeit erscheinen. Da die Spanischen Reiter Tag und Nacht unter freiem Himmel sind, so errichte man für sie eigene Baracken.

Weil die Verpflegung oft ausblieb, liefen Soldaten davon. Das Getreide, das geliefert wurde, übernahmen die Mühlen zum Mahlen. Die kranken Soldaten blieben in den Gemeinden.

Nach dem Friedensschluß mit der Türkei, dem ein 20jähriger Waffenstillstand folgte, schritt man zur “Abdankung der Landvölker". Sie lieferten im Jahre 1665 das Schanzzeug, das aus dem kaiserlichen Zeughaus zu Wien stammte wieder ab, die Munition konnte von den Ständen verkauft werden und mit dem Erlös bezahlte man die Quartiersunkosten.

Munition und Schanzzeug der abgedankten Landschaftsvölker in Zistersdorf: 2 ½ Zentner Pulver , item eine Tunn, 3 Trucheln mit Kugeln, 2 Stück Blei, 10 "Puschenlunten", 411 Stück Krampen, 247 Schaufeln, 57 Faschienmesser und 7 große beschlagene Hacken. In Marchegg 12 Zentner Pulver, ein Trüchel mit Kugeln, 700 Stück Kugeln, 9 Stück "ganze stückh Bley", 9 ½ Zentner Lunte, ein Modell zu Musketierkugeln, 5 Buschen Eisen und 4 Stangen, 9 Stück Morgenstern, 119 ganze Schaufeln, 82 zerbrochene, 104 Krampen und 6 Zimmerhacken.

Als im Jahre 1572 die Kriegsgefahr mit den Türken sehr nahe rückte, traf man bei uns rasch verschiedene Vorkehrungen. Die Stadt Korneuburg wollte man befestigen oder wenigstens die Mauern reparieren, da sie im Schwedenkrieg großen Schaden gelitten hatten. Am 7. November 1682 erfolgte eine Visitierung der Schlösser, Städte und Zufluchtsorte.

Marchegg: Die Stadt ist mit einer Mauer umgeben, an 2 Orten ist sie auf 400 Schritt eingefallen. Die schadhaften Stellen seien mit Brustwehren und Palisaden zu verwahren, ebenso die Tore so herzustellen, wie sie sein sollten. Würden noch Blockhäuser mit der Galerie und Planken an der Mauer gemacht, so könnten viel Leut mit 2000 - 3000 Stück Vieh hinein "satuiert" werden. 1663 waren hier 3 Schanzen gemacht worden: bei dem Eck der Stadt, bei der Überfuhr und beim "Preyhaus". Sie sind eingefallen. Würden sie aber erbaut werden, so müßte die letzte größer gemacht werden, weil man hier durch die March fahren und reiten kann. Das Schloß der Stadt ist mit einem Graben umfangen, inwendig enge, kann sich vor einen Anlauf halten, keine Gewehre und Munition sind im Schloß und in der Stadt vorhanden.

Dürnkrut: Das Schloß hat sich einen guten Graben und eine Zwingermauer mit spanischen Reitern versehen, besitzt 55 Musketen, 5 Doppelhaken und keine Munition. Das Kreudenfeuer ist auf dem Bergl hinter dem Schoß. Unweit der Krudelbaches wäre eine Schanze zu errichten und bei der Überfuhr drei. Bis Sierndorf gab es mehrere Schanzen, 2 kleine bei Jedenspeigen, am Pinzerberg die Viehstallung, bei Sierndorf noch die Sternschanze, bei dem Zuchersee (Waltersdorfer Freiheit) eine Schanze, deren Hälfte noch steht. Bei Drösing befindet sich noch eine Schanze bei der Überfuhr, die in guten Zustand ist, doch muß sie ein wenig repariert werden. Im Schergenwinkel, wo die March eine Rundung macht, wurde im Schwedenkrieg und 1663 der Feind abgehalten; da wäre eine Schanze zu machen. Die Schanze bei der Hohenauer Überfuhr ist zu reparieren, weil sie schon zusammen gegangen ist. Bei dem großen Hohenauer Teich war 1663 ein Laufgraben, auch die Schanze bei der Rohrwiese ist jetzt völlig eingefallen. Beim Landshuter Paß drangen 1663 die Tartaren ein.

Die Werke und Linien sind meist verfallen. Hof, Marchegg, Angern, Dürnkrut und die Sternschanze sind mit je einem Stück zu besetzen.

Hohenau: eine Stunde vor dem Paß Rohrwiesen liegt ein Schloß, das wegen seiner guten Situation mit einer neuen Schanze versehen jeden Einfall verwehren könnte. Das Schloß war wie ein Fluchthaus. Das Rabensburger Schloß hat 4 Bollwerke mit draufgesetzten Palisaden, die Brustwehr ist neu gemacht, der Graben ist wohl trocken, das Schloß könnte einen Einfall ganz gut wehren, wenn es mit genug Mannschaft besetzt wäre. Es verfügt über Kanonen, Feldschlangen, 200 kleinere Musketen, 200 halbe Piken, 400 Pfund Blei und 15 Zentner Lunte. Bei der Brücke über die Thaya wurde 1678 eine Schanze aufgeworfen, die nun eingefallen ist.

Die Themenauerbrücke über die Thaya ist mit Brustwehren und durch ein Blockhaus gesichert. Vom Schloß Lundenburg kann man dies beschießen. Das Schloß in Feldsberg hat drei Bollwerke, die aber repariert werden müßten; zur Besetzung sind viel Leute notwendig. Weil die Häuser enge gebaut sind, besteht große Feuersgefahr. Die Mauer um die Stadt ist "luket und schlecht", die Tore wenig verwahrt.

Das Falkensteiner Schoß liegt auf einem Felsen, wurde von den Schweden und dann von de Souchez eingenommen, ist jetzt in solchen Stand, daß es mit Mannschaft und Stück bewehrt, sich längere Zeit halten könnte. Nach dem Schwedenkrieg kamen die Stuck wieder nach Wien ins Zeughaus. Doch wäre es gut die Basteien und Galerien zu reparieren, die von den Schweden gemacht wurden. Die Brustwehren hat der Herrschaftsverwalter erneuert. Da in der Burg eine Zisterne und ein Schöpfbrunnen ist, könnten sich hier viel Leute und Vieh halten. Das Kreudenfeuer ist allzeit in Stand gehalten worden, doch ist ein Lärmschuß hier anzuordnen. Vorhanden sind 1 Böller, 40 Doppelhaken, 50 Musketen, 1/2 Zentner Lunte, 2 Tonnen Pulver, 5 Zentner Blei, 1 Partisan, 2 kurze Gewehre, 4 alte Schlachtschwerter, 30 alte Harnische, 105 alte "Chajcet" und 10 alte Degen.

Die Stadt Laa ist notwendig zu besetzen, denn sie hat gute Mauern. Die Zwingermauer ist auf etliche Klafter eingefallen, die drei Tore haben jedes einen guten Turm. Die Gänge wären wieder zu reparieren. Allenthalben sind Moräste, die auch zur Sommerszeit wenig zu begehen sind. Im Jahre 1663 hatten sich die Leute vieler Dörfer hieher geflüchtet. Jetzt ist ein Viertel der Stadt öde. Um die Stadt zu besetzen sind 1300 - 1400 Mann erforderlich. Vorhanden sind 20 Doppelhaken, 2 eiserne Schlangen und 2 eiserne Stuck.

Das Schloß Enzersfeld in Tal liegt in der Ebene nahe bei einem großen Walde, in den sich die Leute flüchten können. Die Häuser sind hier entfernt. Die Landstraße führt hier durch. Das Bräuhaus ist nahe an das Schloß angebaut. Das wäre ein geeigneter Zufluchtsort.

Ernstbrunn ist ein ansehnlich erbautes Schloß, liegt auf einem hohen Berg und hat eine Zwingmauer. Der Meier- und Vorhof ist mit Basteien umfangen, von dem ersten Tor bis in das Innere des Schlosses sind 4 "Retirats", zwei Aufzugbrücken sind da , ebenso ein Schöpfbrunnen und eine Zisterne. Wenn es mit genügender Mannschaft versehen würde, könnte es sich gegen einen Anlauf halten. Es hat aber keine besonderliche Weite, vorhanden sind 20 Doppelhaken und 100 Musketen.

Das Schloß in Niederleis hat starke Mauern, 4 runde Türme, keinen Zwinger, aber einen tiefen morastigen Wassergraben und eine Aufzugbrücke, da wären Palisaden zu setzen. Das Schloß hat einen Schöpfbrunnen und einen weiten Hof. Die Kreudenfeuer müßten wieder gemacht werden. Vorhanden sind 13 Musketen, 7 Doppelhaken und eine kleine Kanone.

In Michelstetten ist ein rund gebautes Schloß, im Inneren ein kleiner und sehr enger Hof, Wasssergraben und Zugbrücke sind da, es könnte nur für die Ortsbewohner ein Zufluchtshaus sein.

Das Schloß in Ladendorf hat einen Wassergraben und eine Aufzugbrücke, drei gute Türme, es ist mit einer Zwingmauer umgeben.

Das Schloß in Asparn hat zwei starke Türme, einen tiefen Wassergraben. Von den Türmen kann der Vorhof und das darin stehende Kloster bestrichen werden. Eine Aufzugbrücke ist da, doch sollten die zwei "Revellin" wieder repariert werden; Vorhof und Kloster ist mit einer Ringmauer umfangen; es wäre nur für die Ortsbewohner.

Das Schloß Hagenberg liegt in einem flachen Grund, von den anderen Gebäuden entfernt, daneben ist ein Lusthaus. Es hat 4 neuerbaute Basteien, eine Brustwehr, einen Wassergraben und eine doppelte Aufzugbrücke, vorhanden sind 20 Musketen.

Das Schloß in Staatz liegt auf einem hohen Felsen. Durch mehrere Wochen hatte es de Souchez belagert, doch jetzt sind die Mauern ruiniert und zusammengefallen. Niemand kann darin wohnen. Hier beim Schloß wurde ein Kreudenfeuer befohlen, es sollte wieder repariert werden.Die Bewohner von Poysdorf wollten sich in dem Kirchhof halten, doch ist er zu enge, hat keine Flanken und ist nicht zu defendieren. Die Leute sind nach Falkenstein und Wilfersdorf zu weisen. 24 Doppelhaken ohne die Hausgewehre sind vorhanden.

Steinabrunn kann ein Zufluchtsort sein, doch ist der Wall beim Schloß auszubessern und auf demselben Palisaden zu setzen. 200 Gewehre sind da, mit denen die Leute ausgerüstet werden.

Das Schloß in Wilfersdorf hat 4 Bollwerke, einen tiefen Wassergraben, im Inneren eine schöne Weide, die Schäferei und das Bräuhaus sowie der Meierhof sind nahe beim Schloß. Die Schweden bezwangen es mit Kanonen. Vorhanden sind 3 Feldschlangen, 2 Stück von Metall, 2 eiserne Feldschlangen, 2 Orgeln, 2 Doppelhaken auf Rädern, 150 Musketen, 350 Kanonenkugeln, 500 Kugeln für Doppelhaken, 650 Kugeln für Musketen, 650 Pfund Pulver und 150 Piken.Das Schlößchen in Prinzendorf hat eine hohe Mauer, der Graben ist ganz der Erde gleich und morastig, es genügt nur für die Ortsbewohner.

Zisterdorf hat zwei Tore, Palisaden und Galerie wären an der Mauer zu machen. Das Schloß liegt in einer Ecke der Stadt, ist gegen das Feld zu mit Stroh gedeckt, das Werk hinter dem Schloß müßte wieder erneuert werden, dann könnte es zu einer defensive gleich sein, vorhanden sind 2 eiserne Stuck und 12 Doppelhaken.

Die Kirche von Hohenruppersdorf ist mit einer hohen Mauer umgeben, im Kirchturm befinden sich 12 Doppelhaken und 15 Musketen.

In Pirawarth könnte auch der Kirchhof ein "Retivat" sein, doch ist die Mauer zu niedrig. Im Jahre 1663 schafften die Leute ihr Vieh nach Klosterneuburg.

Das Schloß in Matzen könnte sich halten, wenn die Schanze außerhalb des Schosses repariert würde; das Schloß selbst wäre mit Palisaden zu umgeben.

Raggendorf und Schönkirchen könnten als Zufluchtsorte gebraucht werden, wohl aber Bockfließ, Wolkersdorf, Ulrichskirchen, Karnabrunn, Göllersdorf, Ober-Rußbach, Winkelberg, Grafenegg, -Kreudenfeuer nächst Sueßbrunn-, Grafenwörth - hier versteckten 1663 die Leute ihr Vieh auf einer Donauinsel. Neu-Aigen – die Bewohner retteten sich 1663 auf eine Donauinsel - Schmieda, Sierndorf, Stockerau - hier flohen die Bewohner 1663 nach Wien und über die Donau nach Korneuburg, dessen Mauer zerstört ist. Kein Zufluchtsort ist Stettelsdorf, am Michelsberg sollten die Haselbacher ein Kreudenfeuer abbrennen.

Am 6.jänner 1683 beanspruchte die Regierung vom Lande 3000 Roboter zur Fortifikation von Wien, das Schanzzeug wird jedem zur Verfügung gestellt, täglich erhält der Mann 4 kr. Weil man den Ausbruch von Krankheiten befürchtete, so sollten die Roboter nur außerhalb des Wassers verwendet werden, Rücksicht sollte man aber auf den Anbau und die Erntezeit nehmen. Von Wien selbst förderte man 300 Mann, auf dem Lande rechnete man auf 20 aufrechte Häuser einen tauglichen Roboter; auch die Inleute konnten zur Hilfeleistung genommen werden. Die Stadt Wien sollte den Robotern Dach und Fach gewähren, weil die Arbeit zwei Monate beanspruchen dürfte.Am 9.Jänner erging der Befehl, die March und Leitha zu visitieren, die Wälder zu verhauen, die Zufluchtsorte zu bestimmen, die Kreudenfeuer herzurichten, die Flußübergänge an der March und Leitha zu sichern, Schanzen und Redouten aufzuwerfen, die Gstetten abzustechen und nach Wien genügend Lebensmittel und Wein vom Lande hereinzuschaffen. Diese Viktualien sind mautfrei. Auch neue Kriegsvölker müßten angeworben werden.

Im März verlangte die Regierung eine genaue Beschreibung der Untertanen, wieviel Leute in den Häusern wohnen, ob es unter ihnen Soldaten gibt, die zu Fuß oder zu Pferd gedient haben, wieviel Schlosser, Büchsenschmiede und andere Handwerker vorhanden sind, ob einige mit dem Böllerschießen umgehen können, ob sie geschickt sind im Kommando; die Kreudenfeuer sind gut zu verwahren, daß sie nicht von herumstreichenden Gesindel angezündet und dem Landvolk kein Schrecken und Angst eingejagt werden. Für die Kreudenfeuer ist ein Büchsenmacher oder Schlosser anzustellen, damit gleich jemand zur Hand ist, falls der Böller versagt.

In jedem Zufluchtsort soll ein Offizier anwesend sein. Die March muß fleißig visitiert und beschrieben werden, damit die Schanzen und Reduten gut angelegt würden, ist ein Ingenieur notwendig. Die Stadt Laa ist zu befestigen, der Enzersfelder Wald zu verhacken, Kundschafter zu bestellen, die Verbindung mit Mähren und Ungarn zu unterhalten, die Zahl der Zufluchtsorte festzusetzen, ihre Besatzung und der Bedarf an Munition und Gewehren zu bestimmen.

Marchegg: Dieses Städtchen erfordert große Unkosten zur Reparierung, derzeit hat es nur einen Böller.

Angern: Das Schloß ist mit 50 Mann zu besetzen; vorhanden sind 1 Stuck zum Lärmschuß, 10 Doppelhaken, 70 Musketen und 5 kurze Gewehre.

Dürnkrut ist zu besetzen mit 80 Mann, da sind 1 Stuck, 15 Doppelhaken, 50 Musketen und 7 kurze Gewehre.

Ort: Mann: Stuck Doppelhaken Musketen kurze GewehreRabensburg 500 - - 30 250 -Falkenstein 130 4 - 50 7Laa (ein königliches Städl)Mailberg 50 - - - 5Stadt Retz (ein kaiserlicher Ort)Immendorf 40 - 5 30 4Maissau 100 - - 80 7+5 Feldschl.Enzersdorf im Tal 80 - - 60 6Ernstbrunn 80 - - - -Niederleis 40 - - 20 5Ladendorf 80 (was an Gewehren da ist, kannAsparn 40 (nicht erfahren werden.Wilfersdorf 140 - 10 30 12Zistersdorf 100 - 12 100 7 die Stadt ist zu reparierenMatzen 40 - 5 30 4Bockfließ 80 - 10 50 5Stranzendorf 80 - 10 100 -Wolkersdorf 150 - - 150 10Ulrichskirchen 50 das andere ist nicht zu erfahrenGrafenegg 300 - - - -Sierndorf 80 von Gewehren weiß man nichtsKorneuburg 2310 6 197 1070 80 und 1 Böller 5 Feldschlangen.

Die vorstehende Mannschaft erfordert in 8 Tagen auf 1 Mann pro Tag und Nacht 30 Schuß gerechnet - 165 3/4 Zentner Pulver, 331 1/2 Zentner Blei, 442 Zentner Lunte.

Für die Doppelhaken, Stuck und Böller 180 Zentner Pulver, 360 Zentner Blei und 85 Zentner Lunte.Summe für das ganze Viertel:345 3/4 Zentner Pulver, 691 1/2 Zentner Blei und 527 Zentner Lunte.Diejenigen, welche in Wien bei den Schanzen helfen, erhielten 1 gr Brotgeld. Die angesessenen Hausbewohner und Untertanen sind freizulassen und nicht mehr anzuwerben.Spezifikation der Zufluchtsorte: Musketen Pulver Lunte Blei Springstöcke Zentner Zentner ZentnerMarchegg: 100 5 4 2 1/2 5 (Am 29.Mai ist die Anmeldung geschehen)Dazu gehören: Marchegg, Baumgarten, Zwerndorf, Weikersdorf, Oberweiden, Sieh dich für, Neuhof, Schönfeld, Schönfelderhof, Obersiebenbrunn, Lassee, Loimersdorf, Groißenbrunn, Breitensee.Angern: 70 3 1/2 3 1,75 4 (Anmeldung am 30.Mai)Dazu gehören: Angern, Stripfing, Ollersdorf, Mannersdorf, Stillfried, Tallesbrunn, Grub, Dörfles.Dürnkrut: 30 1 3 2 4 (Patent am 1. Juni vorgezeigt)Dazu gehören: Dürnkrut, Waidendorf, Götzendorf, Spannberg, Velm, Erdpreß, Drösing, Sierndorf, Waltersdorf, Jedenspeıgen.Rabensburg: 50 7 6 3 1/2 12 (Anmeldung am 30. Mai)Dazu gehören: Rabensburg, Bernhardsthal, Hohenau, Fatzihof, Dobermannsdorf, Neusiedl, Palterndorf, Lichtenwarth, Hausbrunn, Reinthal, Hauskirchen, Ringelsdorf, Großkrut, Ob. Themenau, Schrattenberg, Bischofwarth, Garschönthal, Katzelsdorf.Falkenstein: 20 3 2 1/2 1 1/2 4 (Am 3.Juni wurde dies dem Haus Falkenstein erinnert)Dazu gehören:Falkenstein,Poysbrunn,Steinabrunn,Pottenhofen, Guttenbrunn, Weinburg, Bratelsbrunn, Stixenhofen, Wildendürnbach, Drasenhofen, Fünfkirchen, Kirchstetten, Herrnbaumgarten, Föllim, Altruppersdorf, Zlabern, Ameis, Wilhelmsdorf, Poysdorf, Hadersdorf, Harrersdorf, Wetzelsdorf.Zistersdorf: 80 2 1 1/2 1 4 (Am 1.Juni hat dies der Landschaftsbote angemeldet)Dazu gehören: Zistersdorf, Windischbaumgarten, Eichhorn, Gösting, Ebersdorf, Prinzendorf, Ober und Niedersulz, Martinsdorf, Blumenthal, Gaiselberg, Loidesthal.Wilfersdorf: - 3 2 1/2 1 1/2 8 (Anmeldung am 30. Mai)Dazu gehören: Wilfersdorf, Hobersdorf, Bullendorf, Ebersdorf, Eibesthal, Kettlasbrunn, Ebendorf, Lanzendorf, Mistelbach, Erdberg, Höflein, Prinzendorf, Ginzersdorf, Maustrenk, Rannersdorf.Asparn: 30 1 1/2 1 3/4 2 (Anmeldung geschah am 2. Juni)Dazu gehören: Asparn, Olgersdorf, Hüttendorf, Siebenhirten, Schletz, Grafensulz, Altmanns, Kautendorf, Loosdorf, Hagenberg, Wenzersdorf, Zwentendorf.Ladendorf: 30 1 1/2 1 3/4 2 (Anmeldung am 2. Juni)Dazu gehören: Ladendorf, Eggersdorf, Garmanns, Paasdorf, Thomaßl, Pürstendorf, Lanzendorf.Niederleis: 20 1 1/2 1 3/4 3 (Anmeldung am 29. Mai)Dazu gehören: Niederleis, Nodendorf, Helfens, Au, Herrnleis, Oberleis, Michlstetten, Gnadendorf.Ernstbrunn: - 2 1 1/2 1 5 (Anmeldung am 30. Mai)Dazu gehören: Ernstbrunn, Kostnitz, Dörfles, Steinbach, Gabmanns [?Garmanns], Hipples, Naglern, Lachsfeld, Simonsfeld, Maisbierbaum, Ober- und Unterteursch.Laa: 150 6 5 3 8Dazu gehören: Laa, Ober- Unter Schotterlee, Wulzeshofen, Hanfthal, Stinkenbrunn, Gaubitsch, Neusiedl, Wolfsgersdorf, Patzmannsdorf, Stronegg, Stronsdorf, Fallbach, Ungerndorf, Hagendorf, Neudorf.Matzen: 40 2 1 1/2 1 4 (Anmeldung am 30. Mai)Dazu gehören: Matzen, Prottes, Raggendorf, Hohenruppersdorf, Schönkirchen, Gänserndorf.Bockfließ: 80 3 2 1/2 1 1/2 5 (Anmeldung am 31. Mai)Dazu gehören: Bockfließ, Engersdorf, Pillichsdorf, Schweinbarth, Pirawarth, Kollnbrunn, Wollmersdorf, Deutsch Wagram, Auersthal.Wolkersdorf: 60 3 2 1/2 1 1/2 5 (Anmeldung am 31. Mai)Dazu gehören: Wolkersdorf, Obersdorf, Eibesbrunn, Wolfpassing, Traunfeld, Riedenthal, Königsbrunn.Ulrichskirchen: 40 2 1 1/2 1 2(Anmeldung am 31. Mai)Dazu gehören: Ulrichskirchen, Ebersdorf, Enzersfeld, Münichsthal, Putzing, Pfösing, Manhartsbrunn, Kronberg, Schleinbach, Olberndorf, Hautzendorf, Stetten, Flandorf.Enzersdorf im Tal: 30 2 1/2 2 1 1/2 3 (Anmeldung am 1. Juni)Dazu gehören: Kadolz, Patzenthal, Sierndorf, Dürnleis, Kammersdorf, Hasbach, Patzmannsdorf, Schnellendorf, Altenmarkt, Eggendorf, Wieselsfeld.Steinabrunn: - 3 2 1/2 1 1/2 10 (Anmeldung am 11. Juni)Dazu gehören: Steinabrunn, Fullersdorf , Herzogbirbaum, Ottendorf, Großmugl, Roseldorf, Ringendorf, Streitdorf, Senning, Bruderndorf, Unter-Fellabrunn, Unter-Hollabrunn, Viendorf, Porrat.Immendorf: 40 1 3/4 1/2 3 (Anmeldung am 4. Juni)Dazu gehören: Immendorf, Kalladorf, Hart, Steinabrunn, Grund, Roggendorf, Aschendorf, Hetzmannsdorf.Mailberg: 20 2 1 1/2 1 4 (Anmeldung am 4. Juni)Dazu gehören: Mailberg, Nappersdorf, Kl.Weickersdorf, Diepolz, Wullersdorf, Harras, Zwingendorf, Kadolz, Seefeld, Obritz, Hadres, Markersdorf, Alberndorf.Retz: 80 3 2 1/2 1 1/2 4 (Am 4. Juni angesehen)Dazu gehören: Retz, Ober-, Mitter-, Unter-Retzbach, Höflein, Riedenthal, Pernersdorf, Ober-, Untern-Alb, Haugsdorf, Augenthal, Alberndorf, Jetzelsdorf, Peigarten, Watzelsdorf, Zellerndorf, Schrattenthal, Dietmannsdorf, Rohrendorf, Merkersdorf, Waitzendorf, Lerdagger, Pulkau, Reipersdorf, Röschitz.Maißau: 100 5 4 1/2 2 1/2 8 (Anmeldung am 5. Juni)Dazu gehören: Parisdorf, Ober Ravelsbach, Markt Ravelsbach, Groß Meiseldorf, Ebersbrunn, Pfaffstetten, Baierdorf, Eggendorf, Dirmbach, Minichhofen, Gaindorf, Grübern, Wilhelmsdorf, Inndren, Mühlbach, Limberg, Straining, Grafenberg, Gumping, Ober und Unter Dürnbach, Hohenwarth, Gauderndorf, Zogelsdorf, Radelbrunn, Ober- Unter-Wetzdorf, Glaubendorf.Grafenegg: - 4 3 2 5 (Anmeldung am 7. Juni)Dazu gehören: Grunddorf, Sittendorf, Schlickendorf, Gösing, Straß, Ettsdorf, Engabrunn, Kammern, Diendorf, Waasendorf, Ob-Unter-Seebarn, Sachsendorf, Kollersdorf, Dierntal. St.Johann, Grafenwörth, Feuersbrunn, Wagram.Sierndorf: 54 3 2 1/2 1 1/2 5 (Anmeldung am 8. Juni)Dazu gehören: Sierndorf, Ob- Unter- Hautzenthal, Oberndorf, Hatzenbach, Burgersdorf, Wollmannsdorf, Haselbach, Höbersdorf, Grafendorf, Zissersdorf, Ober-,Unter-Zögersdorf, Ober-Unter-Grub, Ober-, Unter-Mallebarn, Senning, Gritzendorf.Stranzendorf: 80 3 2 1/2 1 1/2 5 (Anmeldung am ? Mai)Dazu gehören: Stranzendorf, Ober- Unter Hautzenthal, Rußbach, Goldgeben, Zissersdorf, Parschenbrunn, Wischathal, Weikersdorf, Wiesendorf, Hausleiten, Wolfpassing.Korneuburg: 300 8 7 4 12 (Anmeldung am 20. Juni)Dazu gehören: Korneuburg, Enzersdorf unterm Bisamberg, Jedlersee, Strebersdorf, Jedlersdorf, Leobendorf, Tresdorf, Harmannsdorf, Rückersdorf, Ober-,Unter-Rohrbach, Wilfersdorf, Seebarn, Leitzersdorf, Aderklaa, Leitzersbrunn, Gerasdorf.

Kreudenfeuer. Dazu muß die erwähnte Gemeinde beitragen, die Orte, an denen sie brennen müssen, sind: Angern bei der Rochuskapelle, der Lärmschuß erfolgt vom Schloß aus, Dürnkrut von dem Schloß, Falkenstein mit einem Böller, ebenso Mailberg, der Schuß erfolgt von der Stadt, Marchegg und Staatz mit je einem Böller, ebenso Sierndorf, auch bei dem Hof Haselbach auf dem Mühlberg ist ein Böller aufzustellen. Für den Lärmschuß verwende man 25 Pfund Pulver und 25 Pfund Lunte. Für die Kreudenfeuer sind notwendig 3 1/4 Zentner Pulver und 325 Pfund Lunte. An Munition braucht das ganze Viertel 8 Stück Böller, 150 Musketen, 87 3/4 Zentner Pulver, 71 1/4 Zentner Lunte, 42 1/4 Zentner Blei, 136 Springstöcke. Bei den Böllern und Kreudenfeuern sind nur geschickte Personen anzustellen, es können auch Handgranaten benützt werden. Der Drillmeister, den der Herr des Zufluchtsortes aufnimmt, suche sich nur die tauglichen für den Unterricht aus.

1 Böller kostet 50 fl, eine Doppelbüchse 15 fl, ein kurzes Gewehr 1 fl, 1 Zentner Pulver 24 fl, 1 Zentner Blei 9 fl, 1 Zentner Lunte 4 fl 30 kr.

Nach einem anderen Berichte brauchte die Stadt Laa als Besatzung 400 Mann, 400 Musketen, 10 Doppelhaken und 20 kurze Gewehre.

Am 1. Juli 1683 führte der Baron Schiefer bittere Klage über die Bewohner des Viertels. Er fand unterschiedliche widerwärtige Köpfe, so warf der Richter von Paasdorf die Order dem Boten vordie Füße, er parierte gar nicht und beschimpfte den Schiefer. Gift und Zorn müsse man essen wegen der ungeschickten Bauernköpfe.

Am 25. Juli erging der Befehl, daß für die Armada das ganze Getreide von den Schlössern, Klöstern und Kasten nach Krems zu führen und hier zu mahlen ist. Die ausgehobene Mannschaft ist mit Gewehren auszurüsten, sie versammle sich in Korneuburg und Maissau aus dem Waldviertel in Horn und Zwettl. Die Gemeinden treffen für die Einquartierung dieser Leute Vorsorge, dazu können auch die umliegenden Orte der Sammelplätze herangezogen werden.

Am 29. Juli erhielten die Viertelshauptleute die Weisung, den Leuten gütlich einzureden, daß sie ihre Häuser nicht verlassen, das Heu und Getreide einzuführen, ihre Arbeiten vollenden und gegenseitig helfen. Die Orte an der March und im Marchfelde waren geplündert worden, die Leute flohen in die Wälder und außerhalb des Landes nach Böhmen und Mähren; ja man fürchtete Zusammenrottungen der eigenen Bewohner.

Die Viertelshauptleute sollten nachschauen, ob die Drillmeister ihre Pflicht erfüllen und das Landvolk fleißig exerziere, ob die Wälder und Wege sowie die Pässe nach der Art wie im Jahre 1663 verhackt sind, ob die Herrschaften ihre Pferde- und Handroboter zur Verfügung stellen, ob in Angern die Aufzugbrücke gemacht ist. Die Herrschaften sollen das Holz für die Kreudenfeuer hergeben.

Der Fünfkirchner in Steinabrunn wollte sich nach Falkenstein flüchten obwohl er ein stark bewehrtes Schloß mit 4 Ecktürmen, einen Graben und einen Brunnen im Inneren besitze. Bei Zwerndorf sei vor einiger Zeit das steinerne Marcheggsche Wehr errichtet worden.

Der Baron Schiefer versah sein Amt als Viertelhauptmann genau, er wohnte dem Exerzieren der Drillmeister bei, gab Weisung und Belehrung. Nur benötigte er dringend einen Adjutanten zum Hin-und Herschicken und einen Ingenieur für die Befestigungen. Der Ort Kirchstetten widersetze sich gegen die Zufluchtsorte, ebenso erscheine nie Raggendorf.

Am 11. August brachen die Sachsen von Dresden auf und marschierten durch Böhmen und Mähren nach dem Sammelplatz. Die kranken Soldaten führte man nach Znaym mit Wagen.

Am 14. August erging neuerlich der Befehl, daß die Mannschaft die March und Thaya befestige, Schanzen aufwerfe und Brustwehren errichte. Die Pässe und Übergänge sind genau zu bewachen; sei zu wenig Mannschaft vorhanden, so verwende man die Bewohner der umliegenden Ortschaften. Für die durchziehenden Soldaten der Hilfsarmee sind Getreide und Nahrungsmittel zur Verfügung zu stellen (29. August). Doch verlange jede Gemeinde einen Schein und bewahre ihn sorgfältig auf. Auf der Donau wurden alle verfügbaren Schiffe bei Tulln gesammelt, da man hier eine Schiffbrücke benötigte.

Der Drillmeister von Rabensburg bat am 14. Dezember 1683 um die Bezahlung seines Lohnes - monatlich 6 fl. Er habe durch zwei Monate in Rabensburg und Zisterdorf fleißig die Leute einexerziert; der Erbfeind überraschte das Städtchen, steckte es in Brand, sodaß die Leute nur das Leben retten konnten. Der Soldat und der Bauer exerzierten fleißig.

Am 16. September 1697 erfolgte eine genaue Visitierung der Marchbefestigungen, die im Laufe der Zeit schwer gelitten hatten. In Marchegg, Angern und Dürnkrut waren in den Gräben Bäume und Sträucher gewachsen, die nun entfernt wurden, die Gräben ließ man tiefer und breiter machen. In Marchegg war die Mauer längs des Wassers totaliter eingestürzt, so daß die Bewohner der Umgebung ihr Refugium teilweise in der Stadt und in den Wäldern der Hohenleiten suchten. Die Enzersdorfer flüchten in die Auen der Vrnau, viele nahmen ihre Zuflucht in den Turm von Markgrafneusiedl. Die Redouten an der March dürfen von einander nicht mehr als 400 Schritte entfernt sein, sie sind auch untereinander zu verbinden.

Ein Ingenieur muß bei Baumgarten die Wege im Walde bezeichnen, die verhackt werden, auch hat er hier und bei der Wehr von Zwerndorf eine Schanze anzulegen, ebenso drei Redouten bei der Brücke zu Angern, 3 bei Jedenspeigen und eine bei Drösing. Um das Schloß in Hohenau sind Palisaden zu machen, auch ein neues Tor mit einer Aufzugbrücke. Die Basteien bei dem Rabensburger Schloß sind zu vertiefen, der Graben gründlich auszuräumen, der Turm mit Schießscharten zu versehen und vor dem Schloß ein kleines Werk anzulegen. Auf dem Wall müssen die Palisaden verschwinden. Genügend Munition und Gewehre sind nach Rabensburg zu schaffen, denn dieser Ort hatte sich immer tapfer gewehrt sowohl im Schwedenkrieg, wie in der Türkenzeit. Die Bewohner der umliegenden Orte flüchten hieher. Die Redouten bei Hohenau und Rabensburg "Pasker" sind ganz vernichtet, doch müssen sie wieder erstehen und noch zwei neue gebaut werden; jede erhält einen viereckigen gemauerten Turm.

Die wichtigsten Orte an der March sind Marchegg, Angern und Rabensburg. In Marchegg könnte ein Landobristmeister postiert werden, zu Angern der Viertelhauptmann und zu Rabensburg ein Drillmeister. Zigeuner, Räuber u. dgl. sind abzuschaffen oder wenigstens genau zu beobachten.

Die Mannschaft die zum Exerzieren bestimmt war betrug im Jahre 1701 in den Ortschaften: Marchegg 86 Mann, Orth 58, Enzersdorf Stadt 106, Angern 122, Zistersdorf 128, Rabensburg 112 - davon Rabensburg 16 Mann und 80 Häuser, Bernhardsthal 20 - 100, Hausbrunn 12 - 60, Hohenau 13 - 65, Dobermannsdorf 8 - 40, Hauskirchen 6 - 32, Lichtenwarth 11 - 55, Neusiedl 6 - 32, St.Ulrich 6 - 30, Herrnbaumgarten 14 - 70, Wilfersdorf 138 - davon Wilfersdorf 4 Mann und 60 Häuser, Hobersdorf 4 - 42, Prinzendorf 5 - 36, Ebersdorf 4 - 35, Rannersdorf 4 - 25, Ginzersdorf 4 - 30, Erdberg 2 - 16, Kettlasbrunn 6 - 32, Lanzendorf 5 - ?, Wetzelsdorf 4 - 20, Siebenhirten 8 - 56, Bullendorf 6 - 30, Mistelbach 24 - 197, Klein Höflein 4 - 27, Hörersdorf 8 - 60, Poysdorf 18 - ?, Wilhelmsdorf 4 - ?, Hadersdorf 5 - ?, Eibesthal 5 - ?, Hüttendorf 3 - ?, Ebendorf 2 - ?, Maustrenk 4 - ?, Schrick 5 - ?

Diese Leute sollen an Sonntagen fleißig exerzieren und nur im eigenen Fall zur Verwendung kommen, nie aber auswärts; eine genaue Beschreibung der Häuser wäre angezeigt. Es gab auch Stimmen, die verlangten, daß es genüge, wenn die Leute viermal im Jahr zusammenkämen und jeder 2 - 3 Groschen täglich erhielte. Die Leute seien auch selbst sehr nachlässig, viele erscheinen gar nicht, andere nur manchmal, sodaß sie das Erlernte bald wieder vergessen. Darum wäre es besser, wenn sie mehrere Tage beisammen blieben, damit sie alles gründlich erlernen. An den Sonntagen kommen wenig Leute, weil die Handwerker ihrer Beschäftigung nachgehen und andere lieber beim Krug, bei den Karten, Würfeln und Kegeln bleiben, an manchen Orten sind noch dazu Kirchfahrten. Kommt dann der Feind, so erleiden die Gemeinden große Verluste und einen bedeutenden Schaden. Dazu schicken die Herrschaften jedes Mal andere Leute zum Exerzieren. Der Schreiber führte deshalb eine genaue Liste; schon bei der Assentierung sei jeder aufzuschreiben, damit jede Konfusion im Exerzitiv vermieden werde. Der Marktrichter erscheine selbst beim Exerzieren, auch die Ratspersonen sollten sich zeigen und mit gutem Beispiel vorangehen. Im Jahre 1683 geschah es an manchen Orten, daß die Ratsherren die ersten waren, welche geflohen sind. Diese sollten sich nicht schämen eine Waffe in die Hand zu nehmen oder anzugreifen. Es wäre ein schönes Beispiel, wenn mancher vornehme Herr selbst verlangen möchte, das Exerzitium zu erlernen. Das Salzschießen übe man nicht mit gezogenen Gewehren, sondern mit Musketen; auch der gemeine Mann soll eine Freude haben, wenn er ein Küfel Salz für des Hauses Notdurft gewinnet, so aber kommen nur die Vornehmen zusammen, veranstalten teure Jausen und der Arme kann nicht mithalten. Das Salz gab früher der Hof, damit sich die Leute im Gebrauch der Musketen üben.

Die Briefe in den Grenzorten dürfen nicht lange liegen bleiben, sie sind sofort weiterzugeben. In den Grenzgemeinden soll den Bewohnern das Recht zustehen, etwas von den kaiserlichen Gefällen zurückzubehalten, wie es in den Sudetenländern geschieht, sie könnten dann leicht ihre Häuser und Gemeinden wieder aufbauen. Die alte Landmiliz müsse wieder erstehen. Hätte man alles zuvor genau und gründlich überlegt, so wäre das Unglück im Jahre 1683 nicht so groß gewesen, viel tausend Leute hätten gerettet werden können, ebenso wäre viel Vieh erhalten geblieben.

Im Juni 1701 gingen 4 Kompagnien Kastelli Dragoner an die March; in Rabensburg, Angern und Marchegg lagen Fußsoldaten, während Dragoner den Raum zwischen diesen Gemeinden beobachteten und aufklärten. Schrick, Lassee und Oberweiden wurden 1702 mit Militär u. zw. mit Dragonern belegt, weil von diesen Orten niemand zum Exerzieren erschien. Im August desselben Jahres verlangte die Regierung, daß 1736 Mann angeworben werden; auf 35 Häuser käme ein Mann und auf jedes aufrechte Haus rechnete man 1 fl 30 kr Verpflegsgelder. Die angeworbenen Leute sollten kriegsdiensttauglich, höchstens 40 Jahre und nicht unter 20, keinen Leibschaden, keine offenen Füße oder ein blödes Gesicht haben, gut sehen und hören, der deutschen Sprache kundig sein und nicht früher bei einem Regiment gedient haben; die Herrschaften gaben jedem Gemusterten ein Handgeld. Sammel- und Verwahrungsplatz waren in unserem Viertel Korneuburg, Zistersdorf und Retz, wo sie alle noch einmal gemustert wurden. Oft erschienen da ganz untaugliche Gestalten, andere wieder suchten möglichst bald auszureißen! In Korneuburg und Maissau waren die Viertelhauptleute, welche die Gemusterten übernahmen. Im Jahre 1703 wurden alle, die zweimal ausgerissen waren, auf 12 Monate in die ungarische Festung Raab geschickt, wo sie in Band und Eisen arbeiten mußten. Die Socken für unser Militär waren aus Iglauer Tuch.

Durch das ganze Jahr 1703 hielten Dragoner an der March und Leitha Wache, da man feindliche Überfälle befürchtete. Die Pferdehändler brachten die erforderlichen Pferde aus den Sudetenländern; es waren meist Juden, die das einträgliche Geschäft durchführten.

Im Jahre 1708 waren die Sammelplätze der Rekruten Retz, Laa, Stadt Enzersdorf und Korneuburg.

Quellen:

"Landes - Defension" E2 und E5 im n.ö. Landesarchiv.

Die Verwendung des Honigs in der Vergangenheit

Der Honig galt unseren Ahnen zuerst als Heilmittel gegen Hals- und Brustkrankheiten; da wurde er gerne mit einem heißen Tee getrunken, damit der Kranke leicht schwitzen konnte. Frühzeitig erkannte man auch seine blutbildende Kraft und verabreichte ihn mit Vorliebe den Schwerkranken, die sich auf dem Wege der Genesung befanden. In den Bienen sahen unsere Vorfahren Hausgenossen, denen man gleich den Nachbarn die Nachricht von dem Tode des Hausvaters mitteilen mußte.

Bienendiebe wurden nach den Bestimmungen des Dorfrechtes immer strenge bestraft. Wer in Hirschstetten 1550 einen Bienenstock aufbrach und ausraubte, dem öffnete man den Leib, nahm die Gedärme heraus, bis kein Darm im Bauche war. Wer in Poysdorf einen Bienenstock raubte, zahlte 5 fl (1660); dies war der Wert von fünf Bienenstöcken oder von fünf Schweinen.

Im Mittelalter war der Honig bei den Wohlhabenden ein beliebtes Nahrungsmittel an den hohen Feiertagen. Unsere Bienenzucht konnte gar nicht den Bedarf an Honig decken, der meist aus Polen und Rußland eingeführt wurde. Olmütz war der Hauptstapelplatz für Wachs und Honig, von wo die Händler diese Erzeugnisse in das Donautal brachten. Die Ritter liebten nicht süße Speisen, ihnen waren die stark gewürzten lieber, weil sie da recht Durst bekamen. Die Frauen waren große Freunde des Honigs und der süßen Speisen, daher vergriffen sich die Raubritter gerne an den Fuhrleuten, die Wachs und Honig nach Wien brachten und plünderten die Wagen aus. Ein gefürchtetes Raubritternest war um 1296 die Burg Falkenstein.

In den Städten entstand frühzeitig das Gewerbe der Lebzelter, die Vorläufer unserer Zuckerbäcker. Die ersten Meister dürften um 1190 von Italien gekommen sein und wurden in den Klöstern mit besonderer Vorliebe aufgenommen; hier war ja die Hochschule der feinen Kochkunst, die dann bei Adeligen und in den Kreisen des wohlhabenden Bürgertums Nachahmung fand. Doch war ein Unterschied zwischen den bürgerlichen Lebzeltern und den welschen feinen Bäckern; denn diese nannten sich Pfister und betrachteten die ersteren als nicht ebenbürtig. Die Italiener waren in diesem Fache unsere Lehrmeister, die auch deswegen stolz und selbstbewußt auftraten. Zur Zeit Rudolf des Stifters, der den Bau des Stephansdomes in Wien begann, machte sich in und um Wien die feinere Lebensweise des Bürgertums bemerkbar. Der Weinbauer, der ja wirtschaftlich gut stand, blieb in dieser Hinsicht nicht zurück und ahmte das Vorbild der Städter nach.

Viel Honig braucht man für den Lebzelt, für Marzipan, für den Met und für die Speisen, die z. B. am Weihnachtsfest gegessen wurden. Da buken die Frauen Kletzenbrot, Honig- und Lebkuchen in großer Menge; dazu nahmen sie Honig, Rosinen, Feigen, Dörrobst und Pfeffer – daher auch die Bezeichnung Pfefferkuchen. Für dieses Gewürz hatte das Mittelalter eine große Vorliebe und die Kaufleute – Pfeffersäcke spottweise genannt – verdienten reichlich an diesem Handel. Honig und Dörrobst durften am Weihnachtstische unserer Ahnen nie fehlen, weil diese Speisen ein Ernteopfer seit alter Zeit waren. Die Bäcker und auch die Hausfrauen liebten es, diese Mehlspeisen in bestimmten Formen zu backen. Da sah man Reiter, Hirsche, Pferde, Vögel, Ritter usw. Diese Formen stammten noch aus der Germanenzeit, wo die Opfer für die Götter in sogenannten Gebildbroten abgelöst wurde. Honigkuchen verzehrten die Leute um Sternberg in Nordmähren noch um 1880 nach altem Brauche am Weihnachtsabend, damit im kommenden Jahr die Bienen fleißig Honig eintragen.

In der Zeit der Renaissance wurde der Lebensstandard unseres Volkes merklich gehoben; man wollte das Leben genießen und sich keinen Abbruch tun in der Lebensfreude. „Man lebt nur einmal“ hieß es da. Von Italien und Holland erschienen Feinbäcker mit ihren Erzeugnissen, ohne aber bei uns festen Fuß zu fassen. Der Österreicher ist konservativ und hält an dem Althergebrachten fest. Der Leb- und Honigkuchen schmeckte ihm besser als der Marzipan von Venedig; dieses Wort kommt von Marci panis = Brot des Markus (= Schutzheiliger Venedigs). Die Wohlhabenheit jener Zeit erkennen wir aus der Tatsache, daß es in Mistelbach und Poysdorf Goldschmiede gab. 1618 werden in Mistelbach zwei Lebzelter erwähnt.

In Wilfersdorf verlangte der fürstliche Mautner 1629 von einer Tonne Honig 4 kr an Mautgebühren, von einem Wachswagen 10 kr und von einer Lebzeltertruchen auch 4 kr; ein Pfund Rindfleisch kostete damals 3 kr, ein Laib Brot 6 kr und ein Hufeisen 8 kr. Honig brauchte auch der Bauer in Küche und Keller; denn der Honigkuchen war ein Feiertagsessen, der auch am Kirtag nicht fehlen durfte. Saure Weine wurden mit Honig veredelt, heute sagt man „aufgezuckert“; daneben kamen auch Kräuter und Gewürze in Verwendung, während mit Safran die Farbe verbessert wurde. Die fremden Truppen brachten im Dreißigjährigen Kriege die verschiedenen Rezepte für Honigwein (Met) in unsere Dörfer, der beim weiblichen Geschlechte großen Anklang fand. Meister in der Bereitung dieses Honigweines waren vor allem die Bauersfrauen in den deutschen Gemeinden Südmährens, wo er ein bevorzugter Kirtagstrunk wurde. In mancher Familie war die Herstellung ein streng bewahrtes Geheimnis, das nicht verraten werden durfte.

Die Holzmodelle, welche der Lebzelter für seine Lebkuchen gebrauchte, stellten gewöhnlich reisende „Störarbeiter“ aus Birnbaum- und Nußbaumholz her. Neben Fischen und Eiern waren Lebzelt und Wein beliebte Fastenspeisen in besseren Häusern. 1739 arbeiteten in Poysdorf zwei Lebzelter: Josef Pacher und Philipp Hölzl; die Meister von Mistelbach, Laa, Poysdorf, Zistersdorf und Ernstbrunn bildeten eine Zunft, ihre Hauptlade befand sich in Wien. An Jahrmärkten und Kirtagen machten sie gute Geschäfte. Fremde Meister wurden mit ihren Erzeugnissen nur an den Jahrmärkten zugelassen, während der Kirtag den heimischen Meistern verblieb; daher finden wir um 1740 die Laaer Lebzelter in Dürnholz (Südmähren) und die Auspitzer bei uns.

So ein Lebzeltstand wurde belagert von Kindern, Mädchen, jungen Burschen und Frauen, die gerne etwas Süßes essen und einen Honigwein trinken wollten. Nach alter Sitte hatte jeder Bursche seinem Mädchen ein Lebzeltherz mit der Inschrift „Auf ewig Dein“ und ein Glas Honigwein zu kaufen. Auch hier ging die Liebe durch den Magen. Für die Daheimgebliebenen kaufte man eine Näscherei als „Mitbring“, damit keine Beleidigung entstand.

In Mißjahren waren aber die Geschäfte schlecht, die Kirtage hießen nichts und die Meister klagten über die miserablen Zeiten; besonders schwer getroffen wurde der Lebzelter Ferdinand Schrapfeneder in Poysdorf, der von den Franzosen ausgeplündert wurde und dann noch zweimal abbrannte. Da halfen ihm die anderen Meister von Brünn, Sternberg, Proßnitz, Auspitz, Feldsberg, Laa, Ottenthal, Stronsdorf und Falkenstein und unterstützten ihn, so daß er sein Haus aufbauen und das Geschäft einrichten konnte. In der Biedermeierzeit kauften die Bauersfrauen viel Lebzelt für die Küche, den sie für Kuchen, Knödeln, Grieß, Milchspeisen usw. benötigten. Der erste Christbaumschmuck wurde aus Lebzelt hergestellt; auch da konnte man Tiergestalten und Reiterfiguren sehen, die an den wilden Jäger (Wodan) erinnerten, der mit seinem Heer des Nachts durch die Winterlandschaft dahinjagte.

Nach 1850 tauchten die ersten Zuckerbäcker auf, die den Lebzelter verdrängten; der Honigwein und der Honigkuchen kamen in Vergessenheit, die Leute mußten ihren Geschmack ändern und sich auf die Zuckerwaren umstellen; das Gewerbe der Lebzelter, die den Imkern viel Honig abgenommen hatten, war zum Aussterben verurteilt. Wohl sträubte sich zum Beispiel die Gemeinde Poysdorf gegen die Einbürgerung eines Zuckerbäckers, weil sie nachteilige Folgen für die heranwachsende Jugend befürchtete. Doch war der Geist der Zeit stärker als der konservative Sinn einer Gemeindevertretung. Fast hatte es den Anschein, als ob die Bienenzucht aussterben sollte, weil überall nur Zucker verlangt wurde. Doch hat der Honig seinen Platz behalten und man schätzt ihn heute als Genuß- und Heilmittel mehr als früher, dazu trugen die beiden Weltkriege wesentlich bei.

Quellen:

G.Winter „Weistümer“, Wilfersdorfer Herrschaftsakte im Fürst Liechtensteinschen Hausarchiv in Wien.

Veröffentlicht in: „Der Bienenzüchter“, 1950

Die Viehweide

Kühe, Pferde und Schweine wurden im Sommer auf die Weide getrieben. Jede Gemeinde hatte eine eigene Weide für die Tiere; daher rühren die Namen Rösselbergen, Saubergweg, Ganserlpark u. a. Außerdem benützte man noch die Brachfelder und die Wintersaaten, die der Bauer deswegen im Herbste dichter säte als heutzutage. Weingärten und Krautfelder mussten eingezäunt werden. Ziegen und Schafe hatte der Weinbauer nicht gerne, da diese Tiere den Weingärten großen Schaden zufügten. Der Weidebetrieb ist noch ein Überrest aus dem Nomadenleben und der Bauer hielt mit althergebrachter Zähigkeit daran fest.

Die alte Viehweide und Viehtränke, die 1608 zum ersten Male erwähnt werden, lagen beim Rohrteiche. Der Grund gehörte der Herrschaft Falkenstein und der Markt reichte alle Jahre sechs fl Weidegeld. Außerdem leisteten die Bauern zur Erntezeit einige Tage Hand- und Pferderobot.

1636 wurde ein Prozess wegen der Viehtrift geführt, der viele hundert Gulden dem Markte kostete. Der Dienst betrug von nun an 1 fl 30 Kreuzer. Das geschah mit Wissen der Bürgerschaft und der auswendigen herrschaftlichen Richter. 1673 brach zwischen Hartmann von Liechtenstein und Paul Sixtus von Trautsohn wegen der Viehtrift und des Gehölzes ein Streit aus. Beide Teile suchten bei der n. ö. Regierung um eine Kommission an, da man diesen Streitfall in Güte schlichten wollte. Beide Parteien begaben sich an Ort und Stelle, besichtigten die Grenze und es kam ein Vergleich zustande. Der Seegrund, die Spital- Rabischleiten gehört bis zur alten Wolfsgrube dem Markte Poysdorf. Von dieser Grube bis zum Rohrteich gehört die Hälfte dem Grafen Trautsohn, die linke Hälfte aber dem Markte. Das Gehölz, das auf der Poysdorfer Seite liegt, lässt der Graf in den nächsten Jahren schlagen, dann bleibt das Gehölz den Poysdorfern „frei eigentümlich“. Die Marktgemeinde empfing im gleichen Jahre Nutz und Gewähr über die Viehtrift mit dem draufwachsenden Holz. Der Dienst = 1 fl 30 Kreuzer ist zu Georgi eines jeden Jahres und dann zu Michaeli nach Wilfersdorf in das Rentamt zu zahlen. Taxiert wurde die Viehtrift mit 500 fl. Zugleich wurden Grenzsteine gesetzt, auch in der Höbertsgrub mauerte man den großen dreieckigen Stein ein.

1676 änderte die Herrschaft Falkenstein die Bestimmungen über das Weidegeld. An Stelle der 6 fl und der Robot sind alljährlich am Georgitag 30 fl rh. im Rentamt zu Falkenstein zu erlegen. Sollte aber das Vieh durch Krieg vermindert werden, so braucht die Gemeinde nichts reichen. 1696 kündigte dieselbe Herrschaft der Gemeinde die Viehweide. Da wurde eine Wiese des Christian Wilfing mit einer gleichgroßen Wiese des Liechtenstein, die beim Rohrteich lag, eingetauscht. Die Wilfing Wiese befand sich im Gsol. Von der Gemeindeweide waren die jesuitischen Untertanen ausgeschlossen. Die Gemeinde benutzte die Wiesen am Poybach bei der Kirchenmühle als Gemeindeweide.

Poysdorf hatte keine Schäferei, wohl aber Wetzelsdorf, das im Jahre 1700 nicht weniger als 737 Schafe hatte. Der Liechtenstein besaß noch in Wilfersdorf (640 Stück), in Kettlasbrunn (905), in Loidesthal (712), in Mistelbach (419), in Eibesthal (378) und in Erdberg (500) je eine Schäferei. 1727 hatte der Wetzelsdorfer Hof 750 Schafe. Diese Tiere wurden dem Schafmeister pachtweise überlassen. Er bekam von der Herrschaft jährlich 13 Klafter Brennholz und musste einen Bürgen stellen. Die Tiere durften nicht in den Wald getrieben werden. Die Bewohner Poysdorfs führten öfters Beschwerde, dass die Schafe auf den Lüssfeldern einen Schaden machen. Bevor die Schafe geschoren wurden, mussten sie gut gewaschen werden. Die Schafe lieferten Fleisch, Wolle und Käse. In Wetzelsdorf lebte auch ein Käsemacher. 1 q Schafschmalz für die fürstliche Küche wurde mit 9 fl berechnet. 1 q Käse mit 5 fl, 1 „Lambl“ mit 30 Kreuzern. Die Nikolsburger Juden kauften die Wolle zur Tucherzeugung. Als in Wetzelsdorf Weingärten ausgesetzt wurden, hörte die Schafzucht auf. Die Bauern hielten sich auch Schafe wegen des Fleisches. Größere Mengen – 100 bis 150 Stück – hatten die Fleischhauer alle Jahre bis zum Weltkrieg. Sie konnten die Tiere im Gemeindegebiet weiden lassen, zahlten dafür 5 fl in die Gemeindekasse (1861). Vor Georgi und nach Michaeli war die Weide frei.

Früher als die Nachbargemeinden hörte Poysdorf mit dem Weidebetrieb auf und ging zur Stallfütterung über. Weinbau und Weidebetrieb vertragen sich nicht. Der Bauer brauchte Dünger für die Äcker und Weingärten, der aber durch den Austrieb des Viehes verloren ging. Die Gänseweide wurde 1847 mit Luzernklee bebaut, die Gemeindeweide aber in Äcker umgewandelt, die verpachtet wurden.

Eine schwere Sorge bereitete den Bewohnern die Stierhaltung. Diese hatten besondere Rieden und bei der letzten Gemeindeweide wurde ihnen der Teil zugewiesen, der vom Poybach und dem Mühlbach der Kirchenmühle begrenzt wurde. Die Aufsicht über die Weide, über die Kühe und Stiere führte eine eigene Viehaufsichtkommission. Für die Stiere kaufte man Heu, das nach einem Sitzungsbericht aus dem Jahre 1865 seit urdenklichen Zeiten aus der Gemeindekasse bezahlt wurde.

Als nach dem Weltkrieg die Wohnungsnot sich stark fühlbar machte, gab der Gemeinderat die ehemalige Weide als Bauplätze zu einem billigen Preis ab. Da entstanden in wenigen Jahren zahlreiche Neubauten.

Mit der Auflassung der Weide war die Schwemme eine unnötige Einrichtung, die man ebenfalls eingehen ließ schon deswegen, weil die Ufer des Poybaches durch die Tiere zerstört wurden. Weidebetrieb – Stallfütterung, darin liegt ein Stück Kulturgeschichte der Dorfwirtschaft.

Die Waldwirtschaft

Das Lössgebiet des Weinlandes, das nur geringe Waldbestände aufweist war immer ein offenes Land mit fruchtbaren Feldern und Weingärten. Gegen den Feldbau trat die Waldwirtschaft stark zurück und hatte bis zum Jahre 1740 fast gar keine Bedeutung. Der Bauer kümmerte sich im Gegensatz zur Herrschaft wenig oder gar nicht um den Waldbestand. Ortsnamen und Flurnamen weisen auch bei uns auf Rodungen hin z. B. der Name Maxendorf bei Poysdorf, weil die mittelalterliche Bezeichnung Mechsendorf von maisare = Holz machen abgeleitet wird; ebenso die Flurnamen „Im Gereut“, „Kreuttal“, „Waldbergen“ (Poysdorf), „Gaisleiten“ bei Walterskirchen, „Rotenlehm“ bei Alt Lichtenwarth u. a. Vor 1414 wurden 154 ½ Joch „Geraut Äcker“ bei Mistelbach gewonnen. Bei uns überwiegt der pannonische Eichenwald, dem der Boden und das Klima zusagt. Nadelwälder treten zurück; mehr einen Karstcharakter weisen die Oberleiser – und Falkensteiner Berge auf.

Der Wald gehörte bei uns immer dem Grundherrn, der ihn als Jagdgebiet betrachtete; eine geregelte Waldwirtschaft kannte das Mittelalter nicht. Die Aufsicht über die Waldungen führte daher auch der Jäger. Die ersten Gemeindewälder hatten Gaweinstal und Paasdorf (1294), die als Viehweide benutzt wurden und der Holzwirtschaft großen Schaden zufügten. 1414 hatte Rabensburg 2 Wälder, die „Wishoken“ und „Angerhoken“ und Neu Lichtenwarth = heute St. Ulrich „Am Pload“; den Dienst reichten die Gemeinden den Herren von Liechtenstein nach Nikolsburg . Der „Behemwald“ im March-Thaya Dreieck umfasste 29 „schachen“. Hier hatten die Liechtenstein eine Holzmaut. Der Rabensburger Dorfrichter musste dem Mautner das Essen geben. Bei Eibesthal besaßen die Liechtenstein 6 Wälder und bei Falkenstein 10 Hölzer. In den Marchwäldern konnten die Untertanen Eicheln, Schwämme und Hopfen klauben; für eine Fuder Hopfen zahlten sie nach Lundenburg einen Groschen = der Wert einer Henne. Die Eicheln benötigte der Bauer zur Schweinemast. Das Holz zum Zäunen der Wein- und Krautgärten lieferten die Felbergärten.

1460 erhielten die Ketzelsdorfer und Klein Hadersdorfer von den Liechtenstein den Gemeindewald und 1514 Wilfersdorf sein „Holz“. Weil die Untertanen und auch die Herren an den Waldungen einen Raubbau betrieben, erließ die Regierung 1533 eine Waldordnung; es war der erste Schritt zu einer Waldwirtschaft bei uns. 1570 bewilligte Hartmann von Liechtenstein dem Grafen Bernhard Leo Gall die Wildbahn im Gebiet von „Einzehnbrunn“ – Mosang bei Kl. Hadersdorf. 1575 wird der Wilhelmsdorfer Gemeindewald erwähnt, der nur 8 Joch umfasste. Der Fürst Maximilian von Liechtenstein gab 1626 den getreuen Neusiedlern a. d. Z. einen Wald, doch behielt er sich das Jagdrecht. Am 12. März 1653 „confirmierte“ die Wilfersdorfer Herrschaft den Ketzelsdorfern den Waldbesitz, der 90 ha umfasste. Noch heute lässt die Gemeinde am Stephanstage das „Holzleitenamt“ in ihrer Kirche lesen. Die Poysdorfer Kirche bekam von ihrem Vogtherrn Liechtenstein schon 1592 das „Wenighölzl“ = der heutige Kirchenwald als Lehen; weitere Lehensbriefe stammen aus den Jahren 1674, 1684, 1715, 1734, 1748 u. s. w. Der von 1674 war auf Pergament geschrieben und in einer Eisentruhe des Pfarrhofes aufbewahrt.

Bei der großen Trockenheit des Jahres 1644 gingen viel tausend Föhren zugrunde, die gefällt und zu Weinstecken verarbeitet wurden. Das Kettlasbrunner Revier lieferte Bau- und Langholz, aber kein „Gspör“. Im 30jährigen Kriege beachtete kein Mensch die Gesetze und Anordnungen der Obrigkeit. Die Leute gingen in die Wälder und stahlen, was sie brauchten, obwohl der Fürst den Jägern in Kettlasbrunn und Ringelsdorf den strengen Befehl gab, gut aufzupassen, damit kein Schaden gemacht würde. Ein wichtiger Holzmarkt war Zistersdorf, wohin die Slowaken Bretter, Weinstecken und Bauholz brachten. Die Armen konnten sich zeitweise dürre Äste und Klaubholz in den Wäldern sammeln. Für das Wilfersdorfer Bräuhaus suchten die Handroboter jährlich 4 Mut Hopfen = 120 Metzen. Die Ringelsdorfer und Waltersdorfer waren verpflichtet, alle Jahre 150 Klafter Brennholz in den fürstlichen Waldungen zu machen und an die bezeichneten Orte zu führen. Ihre Arbeit war sehr liederlich und gab oft Anlass zu scharfen Auseinandersetzungen. Eine Föhre kostete im Wald 1 Gulden = der Wert eines Kalbes und 1000 Schindeln 2 fl 30 kr. Das Wilfersdorfer Rentamt verrechnete 1665 an Holzgeld, im Mistelbacher Wald 445fl 12 kr und Kettlasbrunner 205 fl 34 kr. Die Hadersdorfer zahlten von einem Stück, das sie auf die Weide in den Wald trieben, 3 kr. Weidegeld; so billig bekamen nur die fürstlichen Untertanen das Recht, während die auswendigen 4 kr. reichten. Die Holzäcker der Bauern sahen trostlos aus, weil sie im Kriege ganz verwuchsen, was den Bewohnern eigentlich recht war; denn sie brauchten sie nicht bearbeiten und der Herrschaft keinen Zehent geben. Die fürstlichen Untertanen bekamen auch das Holz billiger und nach einem Brande gab die Herrschaft viel Bauholz umsonst her; eine solche Begünstigung genossen die passauischen und jesuitischen Grundholden in Poysdorf nicht. Die Eibesthaler und Mistelbacher führten mit der Wilfersdorfer Herrschaft um ihren Wald einen langen Prozess, der aber für die Gemeinden einen günstigen Ausgang nahm. Zur schuldigen Danksagung feierten seither die Eibesthaler zu Maria Opferung einen Gemeindefeiertag. Nach 1670 erforderte die Marchbefestigung viel Holz, weil die Regierung Schanzen, Vorwerke, Palisaden und Redouten hier bauen ließ, um das Eindringen der Türken zu verhindern. Die Herrschaft klagte über Waldbrände, die durch Tabakraucher verursacht wurden. Bei Kettlasbrunn werden „7 Linden“ erwähnt (vielleicht ein Pestfriedhof wie in Wilhelmsdorf bei den „5 Linden“). Nach dem großen Waldprozess ließ der Amtmann in Wilfersdorf von einem Maler eine Mappe des Mistelbacher Waldes malen. 1692 verbot die Herrschaft den Viehaustrieb in einen Jungwald, der noch nicht 6 Jahre alt war. Der Weidebetrieb war ein Schaden für die Wälder, die nicht recht wachsen konnten. Der Anteil am Gemeindewald war an den Hausbesitz gebunden; daher waren die Neubauern sowie Kleinhäusler vom Holzbezug ausgeschlossen. Die Folge waren Streitigkeiten in der Gemeinde, die oft zu teuren Prozessen führten. Nach den alten Dorfrechten musste im Winter das Holz gefällt und bei trockenem Wetter weggeführt werden. Nach Georgi sperrte die Herrschaft die Waldungen für jeden Verkehr. In den Marchauen, auf der Hohenleiten und im Tennau Wald hielten sich gerne Wegelagerer und Räuber auf, die den Handelsverkehr auf der Brünnerstraße beunruhigten. Das Weinland klagte häufig über den Holzmangel, da unsere Wälder den Bedarf niemals deckten. Die Poysdorfer fuhren bis in den Steinitzer Wald nach Mähren, nach Korneuburg am Spitz und ins Tuttendörfl an der Donau um Bauholz.

Der Holzleitendienst der Wilfersdorfer Herrschaft betrug 1711: von Kl. Hadersdorf 25 fl, von Siebenhirten 12 fl 30 kr, von Lanzendorf (13 Viertel Brennholz) 26 fl, von Eibesthal 60 fl , von Wilfersdorf = 49 Achtel = 49 fl und von Ottenthal 350 fl. Schöne Lindenbäume sah man auf dem Myrhenberg = hl. Berg in Wilfersdorf. Zum Schlossbau holten die Bauern das notwendige Holz von der mährischen Herrschaft Plumenau bei Prossnitz. In den heißen und trockenen Jahren um 1720 zeigten sich viele dürre Stämme. Starb ein Jäger, so schickte die Herrschaft einen Grenadier, der die Aufsicht führte, bis der neue Jäger sein Amt antrat. 1724 richtete ein Orkan einen schweren Schaden an, entwurzelte Bäume, deckte Häuser und Stadeln ab und drückte Hauswände ein; da musste der Fürst mit Holz aushelfen; Obersulz begehrte 204 Stamm, Ketzelsdorf 103, Blumenthal 106, Loidesthal 76, Kettlasbrunn 129 und Wilfersdorf 100; in Hüttendorf und Großkrut konnten nur die fürstlichen Untertanen berüchsichtigt werden. Der schneereiche Winter 1729 und das Hochwasser im Frühjahr beschädigte viele Häuser, Stallungen und Stadeln, sodass die Untertanen mit neuen Holzforderungen an den Fürsten herantraten. Die Folge war eine Teuerung und ein fühlbarer Mangel; 1734 konnte kein Bauholz aus den fürstlichen Waldungen abgegeben werden. Das Deputatholz führten die Bauern vor das Schloss auf den Tummelplatz; der Wilfersdorfer Pfarrer erhielt 26 Klafter, der Messeleser bei der Dominikkapelle 8 und der Schulmeister 2 „Fahrtl Klaubholz“. Die Holzäcker im „Einzehnbrunn“ und den Wald schätzte man früher auf 200 fl, 1743 auf 400 und später auf 3000 fl; die Gebühren und Abgaben zahlte die Herrschaft nach Ernstbrunn dem Grafen von Sinzendorf. Die Untertanen hielten sich an kein Gesetz, holten sich eigenmächtig Gras, Holz und Streu und kümmerten sich nicht um Ordnung und obrigkeitliche Bestimmungen. Unsere Wälder waren erschöpft und bedurften der Schonung. Die Herrschaft Poysbrunn ließ 1745 den Wald, der den Jesuiten in Wien gehörte, vermessen; er hatte 19 Joch und lag neben der „Kuchelleiten“. Die vielen Holzdiebstähle in Wetzelsdorf zwangen die fürstliche Herrschaft zum Bau eines Jägerhauses (1766).

Die Aufklärung nahm sich der Waldwirtschaft an und schuf die Grundlage zur modernen Forstwirtschaft. Die kahlen Abhänge sollten bepflanzt werden; bei uns geschah aber nichts, sowohl im Gebiet von Oberleis wie bei Falkenstein. Der konservative Geist war ein großes Hindernis, weil man sagte : „Der Wald wächst selber und der Herrgott sorgt schon dafür, dass Holz wächst“. Aus den verluderten Bauern- und Gemeindewäldern war fast nichts herauszubringen. Die Holzdiebstähle in Mistelbach, Wilfersdorf, Hohenau und Rabensburg um 1770 erreichten ein ungeahntes Ausmaß, sodass sich die Jäger nicht zu helfen wussten. Nun griff die Regierung ein, verbot 1777 die Viehweiden im Walde, jede Art von Rodung, Grasen, Moos holen, Streu rechen und das Anbohren der Birken und Ahorne. Wo Wald war, musste Wald bleiben; freie Plätze, Wege und Straßen seien mit Bäumen und Sträuchern an den Rändern zu bepflanzen. Statt Holzzäune sollten Hecken gemacht werden. Die Jäger wurden geschult, Mappen ließen die Gutsherren zeichnen und teilten den Wald in Schläge ein. Aus dem Jäger wurde der Förster, der die Waldungen fachmännisch behandelte. Jetzt erkannte man den Wert des „grünen Goldes“ und schonte dieses Gut, dessen Bedeutung man früher nicht kannte. Die Obrigkeit munterte die Gemeinden auf, die Bachufer und Gstetten mit Bäumen zu bepflanzen; sie rechnete aber nicht mit der Indolenz und der Bosheit der Untertanen, die im kalten Winter 1799 viele dieser Anlagen umhackten. Der Borkenkäfer trat 1808 sehr stark bei uns auf und vernichtete viele Stämme. Die Regierung eröffnete 1813 die Forstlehranstalt in Mariabrunn, die eine segensreiche Tätigkeit auf dem Gebiete der Waldwirtschaft entfaltete. Die Herrschaften übernahmen die Kontrolle der Bauern- und Gemeindewälder und schauten auf eine fachgemäße Schlägerung. Den Bauern passte diese Aufsicht gar nicht, doch konnten sie gegen diese vernünftige Bestimmung nichts machen. Nun tauchten die ersten Kohlen bei uns auf, die man aus Oslawan in Mähren bezog. Für militärische Zwecke lieferten die Marchwälder und die Hohenleiten 1830 viel Holz. Der Fürst Alois von Liechtenstein empfing 1833 Nutz und Gewähr von 4 Gwanten Holzäcker in „Einzehnbrunn, die zur Ernstbrunner Herrschaft gehörten. Die Wälder durften bei uns erst nach 80 Jahren geschlagen werden. Der fürstliche Waldbereiter bekam in Wilfersdorf 726 fl 40 kr, 8 Klafter hartes, 16 Klafter weiches Holz, 29 Zentner 20 Pfund Heu, 50 Pfund Schmalz, 12 Metzen Weizen, 42 Metzen Korn, 12 Metzen Gerste, 52 Metzen Hafer und 10 Eimer alten Wein, der Weidjunge 100 fl, als Zulage 16 fl 40 kr und an Hufbeschlag 30 fl.

Die kirchliche Topographie erwähnt 1840, dass das Marchfeld mehr Häuser hatte als Bäume. Als die Regierung 1852 ein neuzeitliches Forstgesetz herausgab, legte sie es dem Fürsten Liechtenstein vor, damit er es begutachte; denn seine Forstwirtschaft war auf den mährischen Gütern ein Muster und Vorbild. Nun fielen alle Servitute und Lasten der Wälder, sodass sie jetzt frei von allen Hemmungen der Vergangenheit waren. Unter den Bauern machte sich gegen das Gesetz ein Widerstand bemerkbar, da sie an dem Althergebrachten zähe festhalten wollten. Sie konnten den Verlust der Servitute nicht verschmerzen. Es fehlte damals die Aufklärung der breiten Masse, die den Anforderungen der Neuzeit verständnislos gegenüber standen. Um unsere Waldwirtschaft zu verbessern berief der Fürst Liechtenstein 1860 einen Brünner Forstinspektor nach Wilfersdorf, der folgendes Gutachten abgab: Der Besitz sollte 2 Reviere umfassen u. z. Kettlasbrunn und Eibesthal, zudem auch das Lanzendorfer mit den 1610 Joch gehörte sowie der Wetzelsdorfer Teil. In dem Hoch- und Mittelwald, der schlechte Wege aufwies, könnten Kiefern gesetzt werden. Im Lanzendorfer Niederwald fehlten Lärchen und Kiefern. Das schlechte Unterholz ist auszuhacken, die Waldwege sind zu verbessern, gute Brücken zu bauen, bessere Samen zu verwenden, Baumschulen anzulegen, Stieleichen, Kiefern und Lärchen zu setzen sowie das Forstpersonal teilweise abzubauen. Der Ottenthaler Wald gehörte noch 1623 dem Fürsten Liechtenstein.

Der Staat errichtete 1872 die Hochschule für Bodenkultur und förderte die Aufforstung des Marchfeldes, dessen Waldfläche von 1787 bis 1933 von 4,23 % auf 8,36 % stieg; dazu nahm man Robinien, Schwarzföhren und Weißkiefer. Mit gutem Beispiel ging da der Großgrundbesitz vor, während die Gemeinden zögerten und warteten, wie die Arbeit enden würde; man versprach sich keinen großen Erfolg von der Aufforstung. Und doch war es ein großer, weil nur durch Waldbestände die Gefahr des Flugsandes im Marchfeld wirksam bekämpft werden kann.

Aus dem alten Jäger, der früher die Waldaufsicht recht und schlecht nach dem Herkommen führte, wurde der geschulte Förster, der seit 1844 über sein Wissen und Können eine Prüfung ablegen muss, ehe er angestellt wird. Die Liechtenstein, die immer bestrebt waren, ihre Güter mustergültig zu führen, und dem Fortschritt huldigten, errichteten eine eigene Forstschule in Aussee, die 1867 nach Eulenberg in Nordmähren verlegt wurde. Aus ihr kamen tüchtige Männer heraus, die mit idealer Begeisterung an dem wirtschaftlichen Aufbau unserer Wälder arbeiten. Diese sind wichtig für die Zukunft unserer Heimat, die durch ihr trockenes Klima eine Steppe zu werden droht. Die Melioration schafft wohl neues Ackerland für Brotgetreide, stört aber das Gleichgewicht im Haushalt der Natur. Da brauchen wir den Wald, fließende Gewässer, Bodenfeuchtigkeit und Schutz der Ackererde. Die Holländer können uns da ein gutes Beispiel geben mit ihren Alleen im Landschaftsbild. Einzelne Grundherren befolgten bei uns dieses Vorbild und schufen z. B. in Feldsberg, Ernstbrunn, Ladendorf und Poysbrunn holländische Landschaftsbilder, die unserer Heimat nur zur Zierde gereichen. Daneben sehen wir noch genug kahle Flächen, die aufgeforstet werden sollten zum Wohle der Landwirtschaft und des Heimatbildes.

Quellen:

Dr. Bretholz „Das Nikolsburger Urbar 1414“.

Herrschaftsakte Wilfersdorf

Ferdinand Krug: „Das Marchfeld als Wirtschaftsraum“

Handschrift von Franz Thiel

Die Wandnischen der Poysdorfer Pfarrkirche

An der Nord- und Südwand unserer Pfarrkiche bemerkt man je 6 gleichgroße Nischen, nur die beiden neben dem Haupteingang sind etwas größer. Sie waren bestimmt für die 12 Apostel, die größeren für den Hl. Petrus und den Hl. Paulus. Im frühen Mittelalter verehrten unsere Ahnen die Jünger des Herrn als Beisitzer und Geschworenen des Totengerichtes, die einen starken Einfluss auf das Urteil ausübten, deshalb kann man ihre Gestalten noch heute an der Außenseite der alten Gotteshäuser sehen, z.B. beim Stephansdom in Wien, bei der Kirche in Schöngrabern und in Znaim beim sogenannten Heidentempel, dem ältesten Gotteshaus Südmährens. Wir können da mit Recht annehmen, dass auch die romanische und dann gotische Kirche in Poysdorf diesen Schmuck an der Außenseite besaß. Die Friedhöfe waren ja oft Gerichtsplätze für das Land- und Dorfgericht, denn nach altem Brauch, der noch heute weiterlebt, mussten die Gerichtsverhandlungen immer öffentlich sein. Beim Stephansdom sehen wir auch einen Richter, den das Volk irrtümlich als „Dornauszieher“ bezeichnet. Bei vielen Kirchen, z.B. in Wilfersdorf, stand bis in die Zeit der Aufklärung die Prechtl, die den gleichen Zweck hatte wie der Pranger auf dem Marktplatz.

Der konservative Geist unserer Ahnen verlangte auch beim Renaissancebau im Jahre 1629 die 12 Apostelstatuen. Die Nischen wurden wohl gemacht, doch blieben sie leer. Die Geldfrage spielte da eine untergeordnete Rolle, obwohl der unselige 30jährige Krieg viel Geld verlangte. Hat doch die Gemeinde 1652 die schönen Chorstühle machen lassen, die sicher nicht billig waren. Der Grund ist ein anderer. Der Krieg und die Gegenreformation bedeuten einen tiefen Einschnitt in das religiöse Denken und Fühlen unserer Vorfahren. Die Verehrung der 12 Apostel, in denen die Reformation eine Hauptstütze ihrer Lehre erblickte, musste nun zurückgedrängt werden; sie gerieten in Vergessenheit und niemand kümmerte sich um die Nischen. Auch die Geistlichen, die aus der Fremde kamen, und die vielen Einwanderer hatten keinen Zusammenhang mit der bodenständigen Überlieferung. Der Krieg und die Pest um 1624, 1645 und 1655 entvölkerten unsere Heimat, sodass die Herrschaft gezwungen war, die öden Bauernhäuser mit Fremden zu bestiften. Fand ich doch aus dieser Zeit in Wilfersdorfer Akten sogar eine tschechische Eingabe, von daher rührt auch der Name Pohlsdorf oder Puhlsdorf für unsere Gemeinde. Die Fremden hatten für das Bodenständige kein Interesse. Als der Wilfersdorfer Hauptmann um 1669 die Poysdorfer fragte, ob sie sich noch an den „Hündischen Hof“ erinnerten, der um 1640 der Herr von Mangen der Herrschaft entwendet hatte, konnte kein Mensch Auskunft geben. So dachte auch niemand an die Apostelstatuen für die Kirche. Nur die Apostelfürsten bekamen, als nach1730 das Innere der Kirche barockisiert wurde, ihren Platz am Hochaltar. Ein Hausbesitzer ließ auf seine Kosten die Statuen der Jünger des Herrn von der Singergasse-Abzweigung der alten Nikolsburger Straße bis zur Pfarrkirche in größeren Abständen aufstellten. Ein runder Stein vor dem Hause Singergasse Nr. 5 gibt Kunde von diesen Statuen (nach einer Mitteilung des verstorbenen V. Kudernatsch).

Sind auch die Nischen leer, so deuten sie doch auf ein hohes Alter unserer Kirche, die erst am 30. März 1351 zum ersten Mal erwähnt wird. Sie bestand sicher schon länger; doch fehlen die Urkunden, die uns das genaue Jahr angeben könnten. Ursprünglich war sie eine Filiale von Falkenstein, das die älteste Kirche im Grenzland hatte, die auch die Mutterkirche für alle im Falkensteiner Bergland war.

Veröffentlicht in: „Mistelbach-Laaer Zeitung“, 24. 4. 1954, S. 4

Die Wehrkirche in Groß-Krut

In der Ausstellung anlässlich der 900-Jahrfeier des Marktes Groß-Krut sah man ein Bild von der alten Wehrkirche, das Herr J. Koch entdeckte und sehr gut vergrößerte, sodass man die Einzelheiten genau feststellen kann.

Der Turm, der fast eineinhalb Meter dicke Mauern zeigt, stammt aus der Zeit um 1270, als man nach dem Mongoleneinfall und nach den Kämpfen mit den Ungarn die Wehrbauten unserer Heimat aus Stein herstellte. Die Lehrmeister auf diesem Gebiet waren die Johanniter, die den Grenzschutz in unserem Gebiete übernahmen und aus dem Heiligen Lande reiche Erfahrung mitbrachten. Sie hatten auch großes Interesse daran, dass der alte Verkehrsweg Hohenau – Groß-Krut – Staatz – Mailberg durch Wehranlagen gesichert wurde. Der wuchtige Turm unserer Kirche hat sein Gegenstück in Drösing, Hohenau, Palterndorf und Alt-Höflein. Die Kruter Wehrkirche, welche genau am Schnittpunkt der Verkehrswege von Süd nach Nord und von Ost nach West liegt, war nicht nur eine Sperrfestung im modernen Sinne, sondern auch ein Zufluchtsort für die Bewohner, die in dem offenen waldlosen Gelände kein Versteck hatten.

In den Kämpfen mit den mährischen Raubrittern nach 1402, mit den Hussiten 1419-1436, mit Georg von Podjebrad 1458 und mit Matthias Corvinus nach 1470 fanden die Einwohner hier eine Zufluchtsstätte, während der Feind raubte, plünderte und die Häuser niederbrannte; es waren bange Stunden für Männer, Frauen und Kinder, die vom Friedhof über die schützenden Mauern diese Zerstörung sahen und wie Vieh, Getreide und Wein weggeführt wurde.

Nach 1550 erhielt der Turm – im Wappen ist der alte festgehalten – den achteckigen Aufbau mit Uhr und Glocken. Es war die Zeit der Renaissance, in der unsere Gemeinde solche Glockentürme baute (Drösing, Ketzelsdorf, Wetzelsdorf und Erdberg).

Das Bild hält die Wehrkirche nach dem 30jährigen Kriege fest. Sicher verbesserten die Schweden die Wehranlagen für ihren Zweck, wie sie es in Poysdorf und Falkenstein taten. Die sternförmige Bastei beim Karner ist wohl ihre Arbeit, weil sie die Verkehrsstraße mit Hohenau für die Verbindung mit den Ungarn dringend brauchten.

Angeblich benützten sie die Georgskapelle in Alt-Höflein als Pulvermagazin. Auf dem Bilde fällt uns die hohe Wehrmauer auf, die den Friedhof einschließt. Ein Soldat in schwedischer Uniform führt einen Zivilisten, dessen Augen verbunden sind, und bedroht ihn mit seinem Degen. Die raufenden Buben im Vordergrund beweisen den Kampfesmut der heranwaschsenden Generation; ich glaube, in diesem Punkt hat sich in Krut bis heute nicht viel geändert. Da gilt der Satz: „Wie die Alten sungen (rauften), so zwitschern die Jungen.“ Im Hintergrund des Bildes steht der Pranger auf dem Marktplatz und neben der Kirche vermute ich die Schranne = öffentliche Gerichtsstätte. Von den Gebäuden erkennt man nur die Schule (links) und die Schmiede (rechts). Stufen führen von beiden Seiten zum Haupttor, das im Kriegsfall rasch vermauert wurde. Die Kirche, die mir etwas klein vorkommt, vergrößerte der Dechant Warendorf und später die Fürstin Maria Theresia von Liechtenstein, die mit dem Prinzen Emanuel von Savoyen vermählt war (1739).

Der Viertelhauptmann Freiherr Ehrenreich von Ehrenfels, der 1677 die Wehrbauten und Zufluchtsorte des Weinlandes visitierte, war sicher mit unserer Wehrkirche nicht zufrieden, weil er den Bewohnern die Feste Rabensburg zuwies. Wurde damals die sternförmige Bastei abgebrochen; vielleicht war sie ein Hindernis im Straßenverkehr? Als die Türken- und Kuruzzengefahr vorüber war – nach 1714, – kamen friedliche Zeiten für unser Grenzgebiet. Die Bewohner fühlten sich in ihren Häusern sicher, der Wehrgedanke verblasste und der große Platz bei der Kirche wurde langsam verbaut. Die neue Zeit brauchte andere Wehranlagen. Vor 100 Jahren verschwand die Friedhofmauer, nur der wuchtige Turm erinnert an die Festungskirche. Jeder Fremde bewundert diesen Bau, der uns soviel aus vergangenen Tagen der Heimat erzählen könnte. „Saxa loquuntur“ sagten die Römer. Ende Juli 1866 stand ein junger preußischer Leutnant vor diesem Wehrturm und betrachtete ihn mit stolzer Freude – es war der große General Hindenburg, der sich noch im hohen Alter an Krut erinnerte.

Möge das Bild von der Wehrkirche nie vergessen werden und den Grundstock für ein bescheidenes Ortsmuseum bilden, das die stummen Zeugen einer stolzen Vergangenheit der Nachwelt überliefert. Dafür hätte der Herr Koch „das Zeug in sich“ und die Zukunft würde es ihm lohnen. Es wäre ein wichtiger Erziehungsfaktor für die Jugend, die daraus lernen könnte: „Aus der Tugend deiner Ahnen mußt du deine Burgen bauen.“

Veröffentlicht in: „Mistelbacher Laaer Zeitung“, 10. 9. 1955, S. 3

Die Weinernten in Poysdorf

Eine genaue Zusammenstellung der Poysdorfer Weinkommission hat folgende Ziffern ergeben:

Im Jahre 1926 wurden in Poysdorf 3.391,09 Hektoliter gebaut. Verkauft wurden im selben Jahre 6.867,38 Hektoliter (Heuriger und alter Wein), hiefür wurden 57.470,44 S Weinsteuer, 2.062,02 Kontrollgebühren, 20.552,04 S Warenumsatzsteuer, somit in Summe 80.084,50 S an gesamten Steuern entrichtet.

1927: Gebaut wurden 2.040,31 Hektoliter; verkauft 3.944,59 Hektoliter. An Steuern wurden eingehoben: Weinsteuer 39.119,50 S, Kontrollgebühren 1.455,97 S, Warenumsatzsteuer 17.951,58 S, in Summe pro 1927 58.527,14 S.

1928: Gebaut wurden 10.582,76 Hektoliter, verkauft wurden 5.088,41 Hektoliter: An Steuern wurden eingehoben: Weinsteuer 43.490,57 S, Kontrollgebühren 1.805,13 S, an Warenumsatzsteuer 21.366,63 S, In Summa pro 1928 66.662,32 S.

1929: Gebaut wurden 7.823,93 Hektoliter, verkauft wurden 8.413,78 Hektoliter. An Steuern wurden eingehoben: Weinsteuer 67.376,63 S, Kontrollgebühren 2.946,05 S, Warenumsatzsteuer 31.364,97S, in Summa 101.176,65 S.

1930: Gebaut wurden 13.176,66 Hektoliter, verkauft wurden 8.582,46 Hektoliter. An Steuern wurden eingehoben: Weinsteuer 31.090,99 S, Kontrollgebühren 3.179,45 S, Warenumsatzsteuer 28.084,49 S; zusammen 112.354,93 S.

Aus dieser Statistik ersieht man, daß im Jahre 1930 bis 31. Märtz 1931 der meiste Wein seit 1925 verkauft wurde. Es mag dies auch auf den billigen Preis zurückzuführen sein. Es ist deshalb kein Wunder, wenn die Herren Bierbrauer wegen des schlechten Bierabsatzes lamentieren. Die Brauereien sollten deshalb auch ein wenig mit ihren Bierpreisen herabgehen.

Die Weingartenordnung des Johann Septimius Liechtenstein.

Johann Septimius war ein weitgereister Mann, der große Reisen ins Ausland machte, um seinen Wissensdurst zu stillen. Als er in Lausanne studierte, wurde er als Muster eines Studenten bezeichnet. Er bereiste Kleinasien, Nordafrika, Spanien und Mitteleuropa. Als Herr von Baumgarten, Schrattenberg und Ketzelsdorf lebte er im Schloss von Herrnbaumgarten, das heute nicht mehr besteht. Seine Kenntnisse und Erfahrungen stellte er gern in den Dienst der Allgemeinheit. Zu seiner Zeit herrschte im Weinbau eine große Unordnung, die er durch eine Weingartenordnung im Jahre 1580 behob. Sie gleicht mehr einem Bergtaiding.

Ueber jedes Gebirge wird ein Bergmeister gesetzt, der ehrbar, aufrichtig und im Weinbau erfahren ist. Er führt die Weingartenordnung durch, dafür bekommt er von jedem Viertelweingarten alle Jahre zu Michaeli (29. September) einen Kreuzer; ein Taglöhner oder Mitbewohner zahlt 3 Kreuzer. Verweigert jemand das Geld, so kann der Bergmeister die Fechsung im Weingarten solange verwehren, bis er zufriedengestellt ist. Ueber dem Bergmeister steht ein Oberbergmeister.

Das Schneiden, Hauen, Rebenklauben, Fastenhauen, Steckenschlagen und Abräumen geschehe zur rechten Zeit. Darüber wache der Bergmeister und zeige jeden Fehler an. Gegen sein Urteil kann jeder „eine Ueberschau begehren“ durch Richter und Bürger. Der Bergmeister schaue auch bei den Hütern nach, daß sie ihre Pflicht genau erfüllen. Der Ratsfreund zu Poysdorf gehe zu Georgi (24. April), Johanni (24. Juni) und Laurenzi (10. August) fleißig durch jedes Gebirge und schaue nach, ob die Arbeiten ordentlich durchgeführt sind und berichte alles dem Herrn oder seinem Verwalter. Die Pächter sagen nicht dem Bauherrn die Arbeit auf oder hören mitten in der Arbeit plötzlich auf. Die Pächter räumen die Gruben aus, wenn sie bei Regenwetter überschwemmt sind. Verläßt ein Arbeiter plötzlich die begonnene Arbeit, so kann der Bauer bei einer Stiege oder bei einem Falltor auf ihn warten und ihm die Haue wegnehmen. Der Arbeiter muß dann die Arbeit fertig machen und dem Bergmeister 12 Pfennig Strafe zahlen. Wer dem anderen die Arbeiter abredet oder aus dem Weingarten nimmt, ist mit 6 Schilling 2 Pfennig zu wandeln (zu strafen). Da eine große Steigerung des Taglohnes zu verzeichnen ist, so sollen sich zu Johanni um Weihnachten der Richter und die Bürger von Poysdorf betreffs des Taglohnes für die Weingartenarbeiter vergleichen. Wer einem Arbeiter mehr gibt, als festgesetzt ist, zahlt dem Bergmeister 72 Pfennig.

Ein Tagwerker ist schuldig, von Georgi bis Laurenzi von 4 Uhr früh bis 7 Uhr abends im Weingarten zu arbeiten, die Mittagsrast dauert eine Stunde. Erhält ein Taglöhner keinen Lohn, so zeigt er es dem Bergmeister an, der ihn bezahlt. Der Bauer vergleicht sich mit dem Bergmeister. Tut er es nicht, so darf er nicht früher lesen und fechsen. Jeder schließe die Stiege, daß nicht „2 gespannte Roß“ hineinkönnen. Tut er es nicht, so muß er den Schaden, der angerichtet wird, bezahlen und dem Bergmeister 72 Pfennig entrichten. Nach Georgi grase niemand im Weingarten. Wer es tut, ist dem Bergmeister „pfandmäßig“ (er kann pfänden, was zu pfänden ist). Nach dem Laurenztag nehme niemand einen Hund mit in den Weingarten; wer es am Tage tut, zahlt 3 Pfennig; die doppelte Strafe entrichtet, der in der Nacht mit einem Hund im Weingarten gesehen wird. Wer am Tage durch den Weingarten des Nachbars geht und einen Schaden macht, ist mit 6 Schilling 2 Pfennig zu bestrafen. Geschieht es in der Nacht, so ist er „in des Herrn Genaden Strafe“. Außerdem mache er den Schaden gut.

Geht ein Reisender durch den Weingarten und ruft dreimal den Hüter und kann ihn nicht errufen, so darf er zwei bis drei Weinbeeren abreißen und essen, doch lege er das Wahrzeichen (die Kempe) unter den Stock. Nimmt er mehr, so ist er „pfandmäßig“, d. h. er kann gepfändet werden. Keiner hebe dem anderen seinen Bogen auf (d. s. die Rebenschößlinge). Niemand verkaufe vor beendigter Weinlese Weintrauben über Feld. Zu Laurenz (10. August) sind die Hüter zu bestellen. Man nehme dazu ehrbare und fleißige Leute. Beginnt der Hüter seine Aufsicht, so stecke er sein Zeichen auf, damit man weiß, daß er im Gebirge ist. Sind im Gebirge noch 3 Weingärten nicht gelesen, so hat er die Aufsicht zu führen, als ob alle ungelesen wären. Sie dürfen nicht Weinbeeren und Nüsse verkaufen, keinen Most machen und die Boten, welche das Essen bringen, dürfen nicht den Weingarten betreten. Der Hüter muß zum Essen aus dem Gebirge herauskommen. Von einem Viertelweingarten zahlt man dem Hüter einen Kreuzer. Wer nicht zahlt, wird gepfändet. Ist die Lesezeit freigestellt, so muß sich jeder Bauer bei den Zehetnern anmelden, damit kein Unterschleif vorkommt.

Diese Ordnung kann der Grundherr vermehren oder vermindern. Zu Georgi und zu Laurenzi werden diese Bestimmungen verlesen. Niemand darf dabei fehlen. Die Bergmeister werden vereidigt.

1 Schilling hatte den Wert von 21 Schilling des heutigen Geldes und ein Pfennig war 70 Groschen wert.

Quellen: Gust. Winter: Niederöst. Weistümer.

Veröffentlicht in: „Mistelbacher Bote“, 1930

Die Weinhüter

Hat der Bauer das Korn in der Scheune und stehen nur mehr die Hafermandeln draußen, so stellt die Gemeinde die Weinhüter an, die nach uraltem Brauche am Laurenzitage (10. August) aufgenommen wurden. Eine stattliche Reihe junger Burschen meldet sich, von denen die besten und fähigsten ausgewählt werden, die auch sofort ihr Amt antreten. Jedem ist eine Ried zugewiesen und hier muss er vom frühen Morgen bis zum Abend sich aufhalten und die Felder durchstreifen, damit kein Felddiebstahl vorkommt. Gefährliche Zeiten sind die Mittags- und die Abendstunden, die von den Langfingern benützt werden, um Diebstähle auszuführen. Darum darf der Hüter nicht zu Mittag nach Haus gehen, er bekommt von den Angehörigen das Essen hinaus auf das Feld. Als noch die Anordnungen des Bandeidings galten, durften die Hüter nicht einmal zu Hause schlafen. Erschienen die Essensträger, dann mussten sie außerhalb der Ried stehen bleiben und den Hüter rufen. Niemand hatte das Weingebirge zu betreten, es war abgesperrt bis zu dem Tage der Weinlese, die von der Wilfersdorfer Herrschaft bestimmt wurde. Zum Zeichen, dass er sein Amt angetreten hat, stellt er noch heute eine hohe Stange auf, die er mit Landmannstreu schmückt. Zu seiner Ausrüstung gehören ein Stock und eine Peitsche, die einen kurzen Stiel hat. Sie kunstgerecht zu schwingen, dass es laut knallt, ist das Zeichen eines guten Hüters. Schon die Schulknaben versuchen es und im August kann man die Wahrnehmung machen, wie so kleine Knirpse die Peitsche in geschickter Weise schwingen, dass es laut kracht. Sind es doch vielfach Knaben, die später wirkliche Hüter werden wollen. An dem Stock schnitzt er herum mit dem Messer, so dass er zum Schluss ein wahres Prachtstück ist, das wert ist, in einem Museum aufbewahrt zu werden.

Der Aufenthalt in der freien Natur erzeugt Hunger und der Hüter weiß gar wohl, wo die besten Pflaumen und Äpfel und die frühreifen Weintrauben sind. Er richtet sich nach dem Volksspruch: „Ein Esel ist, wer an der Krippe sitzt und nicht mitfrisst.“ Seine Gänge richtet er so ein, dass er gerade zur Jausenzeit einen bekannten Bauer trifft, der ihn zum Essen einlädt. Kommt die Weinlese, dann blüht dem Hüter die goldene Zeit. Fröhliches Leben herrscht in den Weingärten, singend und scherzend wandert er durch die Fluren, sein Juchzen und Knallen verrät die frohe Laune, überall erhält er Zigarren oder Zigaretten, die er hinter das Hutband steckt, fleißig spricht er dem Moste zu und, wo der Fotograf eine Aufnahme macht, da stellt er sich auch zur Gruppe. Fleißig hat er die Stare verjagt, die der Weinbauer gar nicht gern sieht in den Weingärten, da sie ihm einen nicht unbedeutenden Schaden machen. Ist die Lese vorüber, so ist sein Dienst beendet, er geht von Haus zu Haus und holt sich seinen Lohn. In den alten Ratsprotokollen der Marktgemeinde fand ich einzelne beachtenswerte Bestimmungen, die den Feldhüter betreffen. Im Jahre 1821 erhielt jeder von einem Viertel-Weingarten 8 Kreuzer, 2 Pfund Hausbrot und 5 Gulden Pfandgeld für jeden ertappten Dieb. In schlechten Weinjahren, wo es infolge Hagel oder Fröste im Mai und Juni keine Weinlese gab, wurden keine Hüter aufgenommen. Da musste jeder Bauer selbst aufpassen und er konnte persönlich die Pfändung vornehmen. Der erwischte Dieb zahlte 2 Gulden Strafe, davon gehörte die Hälfte dem Armeninstitut, die andere aber dem Ergreifer. An Sonn- und Feiertagen führten 6 Bürger die Aufsicht im Gemeindegebiete, die der Reihe nach aus dem Markte genommen wurden. Weigerte sich jemand, so zahlte er 24 fl. Strafe. An Sonn und Feiertagen hatte sich niemand auf dem Felde zu zeigen.

Von 1827 entfiel das Brot, dafür bekamen die Hüter von jedem Viertel-Weingarten 15 Kreuzer. Die Hut dauerte vom 10 August und endete 8 Tage nach beendeter Lese. Die Gemeinde verlangte „mannbare, starke Leute“, die treu und ehrlich ihr Amt versehen, sonst werden sie sofort entlassen. Begehen die Hüter selbst gröbere Diebstähle, so werden sie bei der Herrschaft in Wilfersdorf angezeigt. An Sonn- und Feiertagen müssen sie sich besprechen, dass einige dem Gottesdienst in der Kirche beiwohnen können. Sie müssen es sich gefallen lassen, wenn die Bürger ihre Treue manchmal untersuchen. Das Weingebirge umfasste folgende Rieden: Hermannschachern, Kirchbergen, Steinbergen, Außern, Waldbergen, Neidharten und Maxendorf.

1837 erhielten sie von jedem Viertel-Weingarten 12 Kreuzer. Das Hutgeld teilten sie sich gemeinschaftlich. Das Pfandgeld betrug damals 30 Kreuzer, doch konnte es erhöht werden nach dem Werte des gestohlenen Gutes. 1846 war der Viehhirt zugleich Feldhüter. Poysdorf stellte für die Getreidefelder keine besonderen Hüter auf, wohl aber andere Gemeinden. Die erhielten meist 2 bis 3 Hutgarben für ein Joch. Die Herrschaft Poysbrunn gab schon am 10. Juli 1843 ihren Gemeinden bekannt, dass jene Bauern, die im Burgfrieden der Marktgemeinde Poysdorf Felder haben, keine Hutgarben geben dürfen. Gleichzeitig verlangte Poysdorf von der Herrschaft Wilfersdorf, dass sind die Gemeinden Wetzelsdorf, Ketzelsdorf und Erdberg verbiete, Hutgarben von Poysdorfer Bauern zu verlangen, die in den erwähnten Gemeinden Grundstücke haben. Darüber entstand ein langwieriger Streit; die Herrschaft Wilfersdorf trat auf Seite der drei Gemeinden, das Kreisamt teilte die Ansicht der Poysdorfer und die Hofkanzlei entschied im gleichen Sinne, sodass die Hutgarben gestrichen wurden. Nur in der Höbertsgrub und im Ketzelsdorfer Gemeindegebiet hatte der Lehrer das Anrecht auf eine Garbe für ein Joch; diese Schulgarbe sollte schon weiter gegeben werden, weil die Einkünfte des Lehrer sehr gering waren. Das Jahr 1869 räumte mit diesen Naturalabgaben auf, die Feldhüter verschwanden, weil jeder Besitzer auf seine Felder aufpasst. Nur die Weinhüter bestehen noch heute. Die Gemeinde stellt jetzt 9 Männer an, die für 1 Joch 1,20 S erhalten. Vorübergehend gab es in der Kriegszeit und in den folgenden Jahren noch Feldwachen, die zur Nachtzeit im Gemeindegebiet ihre Streifzüge unternahmen. Die waren bei den damaligen unsicheren Verhältnisse sehr notwendig, weil der Mangel an Lebensmitteln die Leute zum Diebstahl verleitete.

Vergessen sind die Bräuche der Feld- und Weinhüter, wie Hütereinzug, Hüterkrone usw. Der schwere, sorgenvolle Wirtschaftskampf der Gegenwart lässt eben diese Sitten und Bräuche verfallen, sie verschwinden langsam und finden sich nur mehr in Büchern oder bei Weinlesefesten.

Veröffentlicht in: „Mistelbacher Bote“, 27. 3. 1931

Die Wiedertäufer in Österreich

Was wir in den letzten Jahren erlebt haben, das Ringen der neuen Ideen mit den alten, die inneren Kämpfe, das hat unser Volk schon erlebt, als das Mittelalter der neuen Zeit wich und eine weitgehende geistige und soziale Revolution sich in unserer Heimat ausbreitete, die weit größer war als die vom Jahre 1918.

Die Bauernkriege, die Reformation, die Wiedertäufer, das alles war der gellende Aufschrei eines gedrückten Volkes, das sich endlich aufraffte, das sich selbst entdeckte und das sein Schicksal selbst bestimmen wollte. Seit den Hussitenkriegen, seit den Kämpfen der Schweizer Bauern mit den Habsburgern hatte sich auch bei uns das Standesbewusstsein der Bauern gehoben. Mit fliegenden Fahnen eilten fast alle in das Lager der Reformation. Ja vielen war Luther und seine Lehre zu wenig radikal. Die Lehre Luthers entsprach nicht ihrem Geiste und ihrer Gesinnung. Sie gingen noch weiter und verwarfen alles, was man durch Jahrhunderte hoch und heilig gehalten hatte, sie brachen vollständig mit der Zeit und gingen zurück auf das Urchristentum, wie es zur Zeit Christi und der Apostel bestand. Sie verlangen Selbstverwaltung, eine kommunistische Gemeinde, verwarfen die Kindstaufe, das Abendmahl, den Priesterstand, die geistliche und weltliche Obrigkeit, die Steuern, den Zehent, alle Abgaben, den Krieg, das Militär und den Eigenbesitz. Im Volke liege die geistliche und weltliche Gewalt, die Gesetzgebung, die Führung und Verantwortung, nicht beim Adel oder bei der Geistlichkeit. Man nannte diese Leute Wiedertäufer, sie waren die entschiedenen Reformer, die nicht auf halbem Wege stehen blieben. Bei ihnen wurde der Mensch getauft, als er schon erwachsen war. Christus war nach ihrer Ansicht nur ein Mensch. Die Ideen des Kommunismus setzten sie auch in die Tat um, lebten in gemeinschaftlichem Haushalte wie eine große Familie und nannten sich gegenseitig Bruder, beziehungsweise Schwester.

Nikolsburg und die Umgebung war der Hochsitz der Wiedertäufer. Die Grundherren, besonders der Liechtensteiner und der Fünfkirchner, schützten sie und darum kamen von allen Seiten die Wiedertäufer hierher. Als man sie verjagte, wanderten sie aus und erschienen in Südmähren; denn dieses Land hatte wegen seiner Duldsamkeit gegenüber Andersgesinnten einen guten Ruf. Nicht nur Bauern, Handwerker und Arbeiter fand man unter den Eingewanderten, sondern auch der Landadel und Gelehrte zogen hierher. Ihr geistiges Oberhaupt war Dr. Balthasar Hubmaier, ein gebürtiger Augsburger, der lange Zeit als Professor in Ingolstadt wirkte, dann nach Regensburg kam, wo er die Juden wegen ihres Wuchers und unredlichen Handels mit allen Mittel bekämpfte. Er predigte in freier Weise gegen die Marien Verehrung, griff die Kirche an und eiferte besonders gegen die Wallfahrten. In Waldshut wurde er Wiedertäufer, hielt die Bauern davon ab, Zins und Zehent den Grundherren zu zahlen, so dass die Stadt und die Umgebung immer mehr in Aufruhr geriet. Hubmaier floh nach Zürich, dann nach Konstanz und Augsburg und kam endlich in Nikolsburg an. Hier entfaltete er eine umfangreiche Tätigkeit, zog in der Umgebung von Ort zu Ort, lehrte und predigte überall die Lehre der Wiedertäufer, so dass die Bewegung mächtig um sich griff. Er schrieb auch Bücher, besaß eine eigene Druckerei in Nikolsburg, das er gern sein Emaus nannte. Der Zuzug von Fremden war so stark, dass es in der Stadt an Wohnungen mangelte. Wie zu einem Gnadenorte kamen die Leute, um den gelehrten Doktor zu sehen und zu hören. Es hätte nicht viel gefehlt und das Reich Sion wäre hier entstanden, so wie in Münster. Das befürchtete der Kaiser Ferdinand der I. Um dem vorzubeugen, ließ er Hubmaier gefangen nehmen. Er wurde an einen Wagen geschmiedet und über Poysdorf, Wolkersdorf nach Wien gebracht. In Greifenstein saß er in Untersuchungshaft. Diese Burg gehörte dem Passauer Bischof, der sie als Priestergefängnis für seine Diözese einrichten ließ. Hubmaier sollte seine Lehren widerrufen. Doch er tat es nicht und so wurde er auf der Gänsweide in Wien (heute dritter Bezirk) lebendig verbrannt. Seine Frau sprach ihm Trost zu bis zum letzten Augenblick. Auch sie wurde verurteilt und in die große Donau geworfen, nach dem man ihr einen schweren Stein um den Hals gebunden hatte. (1528.)

Jetzt ging die Regierung scharf gegen die Wiedertäufer vor. Ferdinand I. stellte ein eigenes Gericht auf, das sie suchen und ausforschen sollte. Ihre Häuser wurden niedergerissen und sie endeten auf dem Scheiterhaufen. Während die Flammen ihre Kleider ergriffen und sie im Rauch und Qualm fast erstickten, sangen sie das Lied: „Komm, heiliger Geist!“ Viele lieferten sich selbst aus und ertrugen standhaft die schmerzhafte Marter. Ihre Leichen hängte man auch oft zu beiden Seiten der Stadttore auf. Im Jahre 1528 fielen 91 Personen, die in Wien, Znaim, Olmütz und Brünn hingerichtet wurden. Die Grundherren schützten die Wiedertäufer und verheimlichten ihren Aufenthalt, weil sie die hohen Gerichtskosten tragen mussten. Ferdinand I. verfolgte sie auch, wenn sie ins Ausland flohen, da er ein geschworener Feind dieser Sekte war, die ja die staatlichen und sozialen Verhältnisse vom Grund aus reformierten.

In Falkenstein gab es sehr viele Wiedertäufer, weil der Burgherr Hans v. Fünfkirchen selbst ein Anhänger dieser Sekte war, die Burgkapelle ausräumte, alle Heiligenbilder verbrannte und die Kapelle als Rumpelkammer benützte. Im Jahre 1539 wurden 60 Falkensteiner nach Triest geführt, aber sie entkamen. Der Pfarrer Woisch war selbst ein stiller Anhänger, der mit dem Passauer Offizial – dies war der Stellvertreter des Bischofs – in handgreiflicher Weise stritt und dafür in Greifenstein eingesperrt wurde. 1551 wurden alle Wiedertäufer aus Falkenstein verjagt. In Steinebrunn verödete die Kirche und der Pfarrhof. Daraus machte der Fünfkirchner einen Schüttkasten und ein Bräuhaus. Das Kirchenvermögen zog der Grundherr ein. Die Leute zerrissen die Kirchenfahnen, eine Frau zündete den Pfarrhof an, ein Mann stahl die Meßgewänder und verkaufte sie einem Juden. Die Ottentaler standen im Rufe Wiedertäufer zu sein. Bei ihnen kannte man sich nicht aus. Sie zeigten sich bald als Katholiken, bald als Protestanten, bald als Wiedertäufer. In den übrigen Orten gab es auch Anhänger, so dass man diese Gegend damals mit Recht die Hochburg der Wiedertäufer nannte. In Mistelbach hatten sie eine Haushabe, eine Gemeinde, an die der Bruderhof erinnert; auch in Laa war eine Gemeinde, da hier der Name Brüdertor vorkommt.

Mit dem Tode Hubmaiers war die Sekte nicht vernichtet. Immer wieder kamen aus anderen Ländern neue Glaubensgenossen. Die politischen Verhältnisse der Heimat waren dieser Sekte günstig. Die drohende Türkengefahr ließ damals in den Menschen den Gedanken des Weltunterganges aufkommen. Die Wiedertäufer erzählten, dass die römische Kirche untergehen werde, dass der Jüngste Tag komme und alle ihre Feinde den Tod finden werden. Von den Alpenländern und besonders aus Tirol kamen zahlreiche Anhänger und machten Nikolsburg wieder zu einem Bollwerk ihres Glaubens. Es war im Jahre 1578.

Die Einigkeit ließ aber viel zu wünschen übrig, da sich viele Sekten bildeten. Die hießen: Die Reinen, die Freien, die Schweigenden, die Betenden, die Entzückten usw. Nach Hubmaier war der Tiroler Jakob Huter aus dem Weiler Moos im Pustertale der führende Organisator, der viele Gemeinden in Südmähren gründete. Seine erste war in Austerlitz. Er starb in Tirol 1536 eines qualvollen Todes, doch seine Ideen lebten weiter. 86 Gemeinden entwickelten sich und allgemein rühmte man sie, da sie keine Schwärmer und genusssüchtige, eitle Toren waren, sondern fleißige, verständige Arbeiter und Bauern, gute Handwerker, die vortreffliche Erzeugnisse lieferten. Die Grundherren hatten sie gerne, weil sie den Boden musterhaft bearbeiteten, einen tugendhaften Lebenswandel führten und ihre Gemeinden ein Bild der Ruhe und Ordnung boten. Diese Brüder, wie sie allgemein hießen, waren echte Kommunisten. Es gab keinen Privatbesitz. Was jeder einzelne hatte, gehörte der Gemeinde. Darum sah man bei ihnen weder arme noch reiche Leute, es gab keine Kaufleute, Händler, Wirtshäuser und keine Juden. Ihr Leben war ruhig und maßvoll waren sie im Genuss. Das Handwerk wurde stark eingeschränkt, da jeder sich selbst machen musste, was er zum Bedarfe brauchte. Die Gemeinde versorgte alle ihre Angehörigen; jeder hatte in der Krankheit seinen Arzt, jeder bekam sein Brot, seine Kleider, im Alter hatte er eine Versorgung; war er krank, so erhielt er seine Pflege, für alle Kinder gab es eine Schule. Niemand durfte für seine Arbeit oder für einen Dienst Geld annehmen. An der Spitze jeder Haushabe – das war ein großes Gebäude, eine Art Hof mit vielen Stuben und Kammern – stand der Älteste. Er führte über alle die Aufsicht, schaute auf die Kinder, auf die Kranken und Alten, kostete die Speisen und sorgte für Ruhe, Ordnung und Reinlichkeit. Ein Bruderhof fasste oft 200 Seelen und hatte auch mehrere Nebengebäude, wie Stallungen, Scheunen und Schupfen sowie Räume für Handwerker. Die Stuben hatten teilweise Öfen, zum größten Teil fehlten solche. Die Leute wohnten getrennt nach den Geschlechtern. Die Verheirateten hatten besondere Kammern. Ein größerer Saal war ihr Gotteshaus. Da hielt einer, der die innere Berufung hatte oder zu haben glaubte, den Gottesdienst ab. Es gab keine Bilder und kein Kreuz. In der Kleidung waren sie einfach; Waffen zu tragen war ihnen verboten. Alle gingen zur gleichen Zeit schlafen und standen gemeinsam wieder auf. Arbeitszeit, Ruhe und Erholung waren genau vorgeschrieben. Als Weber, Töpfer, Waldarbeiter, Obstzüchter und Hutmacher genossen sie hohes Ansehen und erfreuten sich eines guten Rufes. Sie betrieben auch die Seidenraupenzucht und pflanzten Maulbeerbäume zu diesem Zwecke. Karl v. Liechtenstein ordnete 1598 an, dass in der Umgebung von Feldsberg solche Bäume gesetzt werden. Besonders war es Herrnbaumgarten, wo die Seidenraupenzucht sehr stark betrieben wurde. Die Seidenraupenzüchter waren von jeder Robot befreit. Um 1700 ist diese Erwerbsquelle erloschen, aber die Maulbeerbäume findet man noch heute.

Ihre Schulen hatten ein kommunistisches Gepräge. Jede glich mehr einer Gemeinde oder einer großen Familie. Die Geschlechter waren getrennt und die Schulpflicht begann mit dem siebenten Lebensjahre. Für die kleinen Kinder hatten die Brüder eine Art Kindergarten, wo sie spielten oder mit einfachen Arbeiten sich die Zeit vertrieben. Die Aufsicht über diese führte die Kindsmutter. Schon in den Kleinen sah man Mitglieder der Gemeinde und der Unterricht glich fast dem der heutigen Arbeitsschule. Körper und Geist wurden harmonisch ausgebildet. Ein großes Gewicht legten die Brüder auf die körperlichen Übungen und auf die Arbeit. Ihre Schulordnung stammte aus dem Jahre 1568. Jeder Standesunterschied war aufgehoben. In der Brüderschule zu Eibenschitz saßen neben den Kindern des armen Arbeiters auch die des Feldsberger Liechtenstein Karl und Gundacker. Beide traten später zur römischen Kirche über, führten in ihrem Bezirke die Gegenreformation durch und spielten auch sonst in der Geschichte der Heimat eine wichtige Rolle. Die Lehrbehelfe, zum Beispiel die Landkarten, waren sehr gut.

Wenn sich die Erwachsenen trafen, so sprachen sie sich mit Bruder, beziehungsweise Schwester an und ihr Gruß lautete: „Der Friede sei mit Euch!“ Ob sie sonst geheime Erkennungszeichen hatten, wie es allgemein hieß, das wissen wir heute nicht. Dass einzelne Gemeinden reich und wohlhabend wurden, lässt sich ja leicht erklären und das war der Anlass zu dem Gerede, die Brüder besäßen einen unermesslichen Schatz. So fragte Ferdinand II. den Grafen Breuner von Asparn a.d.Z., ob er nichts wisse von dem Schatze der Brüder.

Doch wäre es einseitig, wollte man nur die Tugenden hervorheben und nicht auch ihre Fehler aufdecken. Gegen Andersgesinnte und Andersgläubige zeigte sie Hochmut, ja sogar eine gewisse Verachtung. Streit, Hader und Zwist brachen oft in ihren Reihen aus und es gehörte große Überredungskunst der Ältesten dazu, um den Frieden und die Eintracht wiederherzustellen. Dass ihre Gemeinde-Oberhäupter nicht gerade immer alles genau und redlich teilten, dass sie manches für sich behielten, dass die Jugend öfters anderer Ansicht war als die ergrauten Männer und dies den Anlass zu inneren Kämpfen gab, ist einleuchtend. Doch boten sie immerhin in jenen unruhigen Tagen ein Bild friedlicher Entwicklung und gedeihlicher Arbeit. Die Schlacht am Weißenberge vernichtete aber mit einem Schlage diese Gemeinden und fegte sie alle weg. Da die Brüder nicht zur katholischen Kirche zurückkehren wollten, so galten sie als Rebellen und man verjagte sie aus der Heimat, nachdem sie Hab und Gut um einen billigen Preis hergegeben hatten. Mit dem Säugling auf dem Arme wanderte die Mutter in die Ferne, während der Vater den Karren zog, in dem das Notwendigste mitgenommen wurde.

Die Mehrheit der Ausgewiesenen ging ins Burgenland, wo sie sich in der Umgebung von Oberwart niederließen; von hier ging es dann nach Südungarn und 1767 treffen wir sie in der Nähe von Bukarest. Überall erwiesen sie sich als tüchtige Pioniere der Kultur und gute Grenzwächter. Leider vergalt das Vaterland ihnen ihre Mühe und Arbeit mit schnödem Undank und schob sie immer weiter, je mehr die Türken zurückgedrängt wurden. In dem Kriege zwischen Rußland und der Türkei verloren sie Hab und Gut, die Rumänen raubten sie aus, die Malaria raffte viele weg und der Rest floh in die Wälder, wo sie Rat hielten, was zu tun sei. Sie entschlossen sich, nach Rußland auszuwandern, wo sie bei Tschernigow ein kommunistisches Gemeindewesen gründeten und eine segensreiche Tätigkeit entfalteten, wie es die Urkunden der russischen Regierung hervorheben. Sie hatten in allen Stücken freie Hand, genossen alle Vorrechte, kamen aber 1818 von ihrem Kommunismus ab, so dass jeder Privatbesitz erwerben konnte. Sie wanderten noch einmal aus, gründeten an dem Flusse Taschtschenok zwei Dörfer, Huttertal und Johannesruh, und blieben hier bis 1873. Da entzog Russland ihnen ihre Vorrechte, hob Steuern ein und zwang ihre Söhne zum Militärdienste. Doch bevor sie ihre Sitten und Bräuche antasten ließen, zogen sie lieber aus dem Lande und wanderten nach Nordamerika aus. Die Union rührte nicht an ihren Rechten. Als sie aber im Weltkriege Soldaten brauchte, wollte sie die Brüder zum Militärdienste zwingen. Da wanderten sie wieder aus und begaben sich nach Kanada, wo sie noch heute leben. Ihr Glaube, ihre Gebräuche standen ihnen höher als Hab und Gut, und dieses Festhalten an dem, was sie von den Ahnen ererbt hatten, das ist der erhebende Charakterzug in der Geschichte der Brüder, die im Glück und Unglück, in Freud und Leid fest zusammenhielten.

Von ihnen haben wir noch eine Reihe von Liedern, die sie in Graz, wohin 24 Stück von Oberwart gelangten, und in Nordamerika herausgaben. In den Liedern spiegelt sich die Geschichte dieser Brüder wider; sie erzählen uns von den Wanderfahrten, von den Verfolgungen der Katholiken und Protestanten, wie sie in unmenschlicher Weise gemartert, ertränkt, verbrannt und gehängt wurden. Einige sind religiöse Trostlieder, die von tiefen Gottvertrauen erfüllt sind und den Gedanken aussprechen: „Der Herrgott wird die Gemeinde nicht verlassen und die Leiden hier auf Erden sind nur eine Vorbereitung für die Freuden des Himmels.“ Die Lieder sind echte Volksdichtungen, einfach und schlicht ihr Ausdruck; die Verfasser sind zum Teil unbekannt. Zum Teil waren Prediger und Lehrer die Verfasser. Die Brüder sangen sie und kannten sie auswendig. Als die letzten vor einigen Jahren in Scothdali-Pennsylvanien erschienen, erregten sie allgemeine Bewunderung. Eine Probe daraus:

Dein heilig Stadt han sie zerstört,

dein Altar umgegraben,

dazu auch deine Knecht ermordt,

wo sie’s ergriffen haben.

Nur wir allein

dein Häuflein klein

sind wenig überblieben

mit Schmach und Schand

durch alle Land

verjaget und vertrieben.

Wir schleichen in den Wäldern um,

man sucht uns mit den Hunden,

man führt uns als die Lämmlein stumm

gefangen und gebunden.

Man zeigt uns an

vor jedermann,

als wären wir Aufrührer.

Wir sind geacht

wie Schaf zur Schlacht

als Ketzer und Verführer

(Wiedertäuferlied von dem Bischof Leonhard Schirmer.)

Wer Südmähren durchwandert, findet in vielen Ortschaften noch den Namen Bruderhof und den Flurnamen Tofary (= Täufer). Es waren dies jene Felder, die einst den Brüdern gehörten. In den Auen der Thaya liegt noch das stille Dörfchen Neumühl, wo die Brüder zusammenkamen, um ihre geistlichen Führer zu wählen. Erzeugnisse ihres Gewerbefleißes sind die Wischauer Fayencen, das sind Tongefäße, die wegen ihrer Farbenpracht gern gekauft wurden und heute nur noch in Museen zu sehen sind.

Ihre Gebäude wurden um 1630 zerstört, um das Andenken an diese Ketzer vollständig zu vernichten. Fürst Adam von Dietrichstein in Nikolsburg und sein Ratgeber, der Jesuit Michael Candaneus aus Wien, auch der Pfarrer Fischer von Feldsbeg kannten in ihrem Eifer keine Grenzen. Und doch hatte unser Land einen unermesslichen Schaden, da es die besten und fähigsten Arbeitskräfte verlor. An Stelle der vertriebenen Brüder kamen Tschechen.

Quellen:

Dr. J. Loserth, Die Huterischen Brüder in Mähren.

Dr. J. Loserth, Dr. Balthasar Hubmaier und die Anfänge der Wiedertäufer in Mähren.

Theodor Wiedemann, Geschichte der Reformation und Gegenreformation im Lande unter der Enns. Adolf Eichler, Deutschösterreichische Utopisten in der Ukraine.

Veröffentlicht in: „Alpenländisches Monatsheft für das deutsche Haus“, Heft 8, Mai 1930, S. 491 – 496

Die Wiedertäufer in unserer Heimat

Eine religiöse Sekte, die einige Jahre nach Beginn der Reformation bei uns im Grenzland auftauchte, waren die Wiedertäufer, Schwärmer und Utopisten, Leute voll religiöser Innerlichkeit, die das Urchristentum zur Zeit der Apostel wieder einführen wollten; schon um 1525 erschienen die Ersten in Nikolsburg. Sie verwarfen die Kindertaufe und verlangten die der Erwachsenen in einem fließenden Gewässer: Wer sich dieser Sekte anschloss, hatte auf sein Privateigentum zugunsten der Allgemeinheit zu verzichten; es war dies die Brüdergemeinde, da sie sich im Verkehr nur Bruder bzw. Schwester nannten. Das Wohnhaus - oft waren es mehrere - bezeichneten sie als Haushabe oder Brüderhof, der vom Ältesten der Sekte (dem Haushalter) geleitet wurde; hier war die Arbeit gemeinsam, ebenso die Ruhe, der Verdienst und der Gewinn. Durch diese Lebensgemeinschaft sollte eine neue Gesellschaftsordnung und eine neue Welt entstehen.

Die Brüdergemeinde war eine große Familie, die in Frieden und Eintracht lebte. Jeder Tadel und jede Zurechtweisung geschah nicht in einem herrischen Tone, sondern in kameradschaftlichem Geiste. Die Wiedertäufer verwarfen jede weltliche und geistige Obrigkeit, das Waffentragen und den Krieg, den Priester- und Richterstand. Der Haushalter war der Richter und an einem Sonntag verrichtete ein Mann den Gottesdienst, der eine innere Berufung für dieses Amt fühlte. Die Arbeit galt bei ihnen als wichtiges Erziehungsmittel, da der Müßiggang nur die Menschheit verderbe. Ihr Schulwesen war vorbildlich und erfreute sich eines guten Rufes; berühmt war die Brüderschule in Eibenschitz bei Brünn, wo neben den adeligen Kindern die der Arbeiter saßen; hier studierten z.B. die Liechtenstein und Zirrotin (die reichsten Herrschaftsgeschlechter um 1600). Von Eibenschitz bezogen die Studenten die Hochschulen in Genf, Lausanne, Padua und Bologna.

Der Fleiß, der Arbeitseifer, der sittliche Ernst der Brüder und ihre Moral erkannten die Grundherren an und gewährten ihnen stets Schutz und Schirm; sie lebten als glückliche und zufriedene Menschen bescheiden und zurückgezogen, vermieden Streit, Zank und Rauferei. Sie hielten fest zusammen, ließen keinen der Angehörigen im Stich; es war dies im Zeichen der praktischen und aktiven Nächstenliebe. Doch hatten sie auch Fehler: gegen Andersgläubige waren sie stolz und hochmütig, trauten ihnen nicht, rückten nie mit der Wahrheit heraus und vernachlässigten das Familienleben sehr stark; Neigungsheiraten waren ihnen unbekannt. Manche arbeiteten nichts und glaubten, dass Christus erscheinen werde und ein Wunder geschehe (Brotvermehrung).

Nikolsburg galt ihnen als „das Emmaus des Herrn“, später war es die Ortschaft Neumühl. In Nikolsburg wirkte ihr geistiger Führer Dr. Balthasar Hubmaier, der als Prediger und Schriftsteller tätig war; er zog von Gemeinde zu Gemeinde, predigte in Falkenstein, Steinebrunn, Mistelbach, Laa, Wilfersdorf und Ulrichskirchen, wo es Wiedertäufer gab. In seiner Druckerei zu Nikolsburg erschienen Flugschriften:1527 „von der Khindertauff“ – „ein Form zu Tauffen im Wasser“ – „ein Form des Nachtmahls“ (Wolny: „die Markgrafschaft Mähren“). Diese Schriften verbreitete er in den Dörfern und Märkten, wo sie eifrig gelesen wurden.

Da Hubmaier jede Obrigkeit und Staatsautorität leugnete, wurde er auf Befehl des Kaisers Ferdinand I. gefangen, in Greifenstein eingesperrt und am 10. März 1528 in Gänsweide (heute 3. Bezirk) verbrannt. Seiner Frau band man einen Stein um den Hals und warf sie in die Donau.

In Mistelbach gab es einen Bruderhof, ebenso in Wilfersdorf, wo sie den Friedhof bei der Kirche mehrere Fuß hoch zudeckten, denn sie sagten: „die Erde ist überall des Herrn und ein Friedhof ist nicht notwendig.“ In Falkenstein räumte der Fünfkirchner die Burgkapelle aus; ebenso geschah dasselbe in der Kirche von Steinebrunn, wo sich besonders einige Frauen hervortaten, als es galt, das Kircheninnere zu entfernen. Dabei wurden Bilder und Statuen zertrümmert, die Kirchenfahnen zerrissen, die Messgewänder einem Juden verkauft und die Kirche sowie der Pfarrhof Schüttkasten, zu einem Bräuhaus umgebaut. In Falkenstein war der Pfarrer Woisch selbst ein Wiedertäufer. Die Ottenthaler waren daheim Protestanten, kamen sie nach Drasenhofen, waren sie Wiedertäufer und in Falkenstein traten sie als Katholiken auf.

Nach dem Tode Hubmaiers ging eine Verfolgungswelle gegen die Wiedertäufer durch unser Land; die nicht rechtzeitig geflohen waren, wurden eingesperrt und hingerichtet (in Niederösterreich 91). Unsere Grundherren schützen aber die Brüder und die Richter ließen viele dieser harmlosen Menschen laufen. Die ausgewandert waren, gingen nach Ungarn, wo sie in Schoßberg und Groß-Schützen Aufnahme fanden. Schon 1535 kam eine neue Verfolgung und 1547 eine dritte; denn die Sekte erholte sich rasch und fand immer neue Anhänger. Die Bruderhöfe mussten höhere Steuer zahlen, durften kein Bier bräuen und keinen Wein ausschenken, obwohl sie gute Weine bauten.

Eine mächtige Stütze fanden die Brüder in den Fünfkirchnern, in den Liechtenstein und in den Teufenbach (Dürnholz). In Steinebrunn siedelte der Fünfkirchner nur Wiedertäufer an, da sie tüchtige Bauern und gute Handwerker waren, an denen es bei uns sehr mangelte. Besonders von Liechtenstein, der Beschützer Hubmaiers, hatte sich ein zweites Mal taufen lassen. 1587 starb in Tracht Michael Feldthaler, den die Brüder als „Gottesmann“ betrachteten; er war gebürtig aus Bayern und lebte eine Zeitlang als Verwalter in Falkenstein (A. Riß: „Geschichte des Marktes Tracht“). Viele Brüder verließen Österreich gerne und zogen nach Südmähren, wo eine größere Duldung herrschte. Hier gab es zahlreiche Brüderhöfe, während die in Mistelbach und Wilfersdorf nur eine kurze Zeit bestanden.

Um 1600 hatte der Graf Breuner in Staatz genug Wiedertäufer als Arbeiter in seinem Meierhof, die ihm der Kaiser bewilligte. Damals wanderten viele Bewohner von Tirol, Vorarlberg und aus dem Schwabenland am Bodensee in unserer Heimat; ich erwähne nur den Baumeister Michael Beer, der in Poysdorf das Maurerhandwerk lernte, wie die Pfarrkirche gebaut wurde. Später kehrte er wieder nach Vorarlberg zurück, wo er viele Bauwerke schuf, z.B. die berühmte Stiftskirche in Kempten. Namen wie Huter, Hurter, Rausch, Openauer, Ebenauer,Hipfinger, usw. erinnern an Einwanderungen aus den erwähnten Gebieten.

Mit dem Beginn der Gegenreformation setzt ein energischer Kampf gegen die Wiedertäufer ein, die nach ihrem Führer Huter, auch Huterische Brüder hießen; daneben kommt noch die Bezeichnung Habaner vor (Haushabe = Bruderhof). In Feldsberg schrieb 1603 der Pfarrer Andreas Fischer ein Buch über den Ursprung der Wiedertäufer und über ihre Lehre, das in Druck bei Znaim gedruckt wurde. Ein Stück dieses seltenen Buches befindet sich in Schweden und zwar in der bischöflichen Bibliothek zu Westeras; 1645 nahmen es die Schweden aus dem Dietrichsteinischen Schloss von Nikolsburg mit (B. Dudik: „Forschungen in Schweden für Mährens Geschichte“.) In diesem Buche wird den Brüdern jedes Lebensrecht abgesprochen, sie sollten gleich den Zauberern behandelt und als vogelfrei erklärt werden.

Der berühmte Pädagoge A. Comenius (und Bruderbischof) lebte längere Zeit im Schloss Dürnholz bei einer Tochter des Karl von Zierotin, der die Eibenschitzer Brüderschule besucht hatte. Als der Kurfürst von Sachsen 1619 in der Schlacht bei Unter-Wisternitz verwundet wurde, sollte er im Schloss von Nikolsburg gepflegt werden. Er ging aber in den Brüderhof der Stadt, wo er am 15. August 1619 starb (nach J. Freising). Nun erschienen strenge Ausweisbefehle gegen die Brüder, die der Kaiser Ferdinand II. erließ; wohl suchte Maximilian von Liechtenstein, der Besitzer von Rabensburg, diese Sekte zu schützen, doch es half nichts. Sie wanderten nach Ungarn in die Karpaten, wo sie mehrere Siedlungen gründeten, denen sie die Namen der Heimat gaben: Schweinbart und Eisgrub (J. Freising „Vor 300 Jahren“). Bei uns erzählte sich das Volk, dass die Habaner große Schätze besaßen, die sie vor ihrer Abwanderung schnell vergraben hätten. Deshalb fragte der Kaiser Ferdinand II. in einem Brief an den Grafen Breuner von Asparn a. d. Z. an, ob er Auskunft geben könne über den Goldschatz der Wiedertäufer.

1649 mussten die Liechtenstein brüderische Zimmerleute aus Ungarn rufen, als sie in Hohenau den Meierhof aufbauten. Gerne besuchten sie von Ungarn aus unsere Märkte, da ihre Erzeugnisse und ihre Waren einen guten Ruf hatten. Ihre Häferln und Krüge – „Brüdergeschirr“ - kauften die Bäuerinnen mit besonderer Vorliebe, da sie eine Zierde der Bauernstuben waren; noch heute suchen Liebhaber und Museen solche buntbemalte Teller, Schüsseln und Krüge. Doch sind sie schon selten. Einen Habaner Krug konnte ich noch 1924 in Poysdorf sehen. Sehr geschätzt waren die Messer und Eisenwaren der Brüder, die als Schutzzeichen ein Haus (= Bruderhof) hatten. Um 1880 wurden sie auf den Jahrmärkten feilgeboten. Gerne schicken die Handwerker aus den Marktgemeinden ihre Söhne zu den Brüdern in Ungarn in die Lehre, damit sie etwas Tüchtiges lernen sollten. Ihre Bruderhöfe hatten sie selbst um 1700 aufgelöst und waren zum Privatbesitz zurückgekehrt, weil sie die Nachteile des gemeinsamen Besitzes bald erkannten; jeder erwarb wieder sein Eigenheim und war Besitzer seiner Scholle. Den Ausdruck Habaner gebrauchten unsere Leute gerne als Schimpfwort z.B. in Großkrut, ohne seine Bedeutung zu kennen. In Mistelbach erinnert der Name „Bruderhofgasse“ an jene Wiedertäufer, die bei uns vor 300 bis 400 Jahren im religiösen Leben der Heimat eine Rolle spielten.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv in Wien .

Dr. Th. Wiedemann „Geschichte der Reformation und Gegenreformation im Lande unter der Enns“.

Veröffentlicht in: „Österreichische Volkspresse“, 1948

Die Wiedertäufer in unserer Heimat

Eine religiöse Sekte, die einige Jahre nach Beginn der Reformation bei uns im Grenzland auftauchte, waren die Wiedertäufer, Schwärmer und Utopisten, Leute voll religiöser Innerlichkeit, die das Urchristentum zur Zeit der Apostel wieder einführen wollten; schon um 1525 erschienen die Ersten in Nikolsburg. Sie verwarfen die Kindertaufe und verlangten die der Erwachsenen in einem fließenden Gewässer: Wer sich dieser Sekte anschloss, hatte auf sein Privateigentum zugunsten der Allgemeinheit zu verzichten; es war dies die Brüdergemeinde, da sie sich im Verkehr nur Bruder bzw. Schwester nannten. Das Wohnhaus - oft waren es mehrere - bezeichneten sie als Haushabe oder Brüderhof, der vom Ältesten der Sekte (dem Haushalter) geleitet wurde; hier war die Arbeit gemeinsam, ebenso die Ruhe, der Verdienst und der Gewinn. Durch diese Lebensgemeinschaft sollte eine neue Gesellschaftsordnung und eine neue Welt entstehen.

Die Brüdergemeinde war eine große Familie, die in Frieden und Eintracht lebte. Jeder Tadel und jede Zurechtweisung geschah nicht in einem herrischen Tone, sondern in kameradschaftlichem Geiste. Die Wiedertäufer verwarfen jede weltliche und geistige Obrigkeit, das Waffentragen und den Krieg, den Priester- und Richterstand. Der Haushalter war der Richter und an einem Sonntag verrichtete ein Mann den Gottesdienst, der eine innere Berufung für dieses Amt fühlte. Die Arbeit galt bei ihnen als wichtiges Erziehungsmittel, da der Müßiggang nur die Menschheit verderbe. Ihr Schulwesen war vorbildlich und erfreute sich eines guten Rufes; berühmt war die Brüderschule in Eibenschitz bei Brünn, wo neben den adeligen Kindern die der Arbeiter saßen; hier studierten z.B. die Liechtenstein und Zirrotin (die reichsten Herrschaftsgeschlechter um 1600). Von Eibenschitz bezogen die Studenten die Hochschulen in Genf, Lausanne, Padua und Bologna.

Der Fleiß, der Arbeitseifer, der sittliche Ernst der Brüder und ihre Moral erkannten die Grundherren an und gewährten ihnen stets Schutz und Schirm; sie lebten als glückliche und zufriedene Menschen bescheiden und zurückgezogen, vermieden Streit, Zank und Rauferei. Sie hielten fest zusammen, ließen keinen der Angehörigen im Stich; es war dies im Zeichen der praktischen und aktiven Nächstenliebe. Doch hatten sie auch Fehler: gegen Andersgläubige waren sie stolz und hochmütig, trauten ihnen nicht, rückten nie mit der Wahrheit heraus und vernachlässigten das Familienleben sehr stark; Neigungsheiraten waren ihnen unbekannt. Manche arbeiteten nichts und glaubten, dass Christus erscheinen werde und ein Wunder geschehe (Brotvermehrung).

Nikolsburg galt ihnen als „das Emmaus des Herrn“, später war es die Ortschaft Neumühl. In Nikolsburg wirkte ihr geistiger Führer Dr. Balthasar Hubmaier, der als Prediger und Schriftsteller tätig war; er zog von Gemeinde zu Gemeinde, predigte in Falkenstein, Steinebrunn, Mistelbach, Laa, Wilfersdorf und Ulrichskirchen, wo es Wiedertäufer gab. In seiner Druckerei zu Nikolsburg erschienen Flugschriften:1527 „von der Khindertauff“ – „ein Form zu Tauffen im Wasser“ – „ein Form des Nachtmahls“ (Wolny: „die Markgrafschaft Mähren“). Diese Schriften verbreitete er in den Dörfern und Märkten, wo sie eifrig gelesen wurden.

Da Hubmaier jede Obrigkeit und Staatsautorität leugnete, wurde er auf Befehl des Kaisers Ferdinand I. gefangen, in Greifenstein eingesperrt und am 10. März 1528 in Gänsweide (heute 3. Bezirk) verbrannt. Seiner Frau band man einen Stein um den Hals und warf sie in die Donau.

In Mistelbach gab es einen Bruderhof, ebenso in Wilfersdorf, wo sie den Friedhof bei der Kirche mehrere Fuß hoch zudeckten, denn sie sagten: „die Erde ist überall des Herrn und ein Friedhof ist nicht notwendig.“ In Falkenstein räumte der Fünfkirchner die Burgkapelle aus; ebenso geschah dasselbe in der Kirche von Steinebrunn, wo sich besonders einige Frauen hervortaten, als es galt, das Kircheninnere zu entfernen. Dabei wurden Bilder und Statuen zertrümmert, die Kirchenfahnen zerrissen, die Messgewänder einem Juden verkauft und die Kirche sowie der Pfarrhof Schüttkasten, zu einem Bräuhaus umgebaut. In Falkenstein war der Pfarrer Woisch selbst ein Wiedertäufer. Die Ottenthaler waren daheim Protestanten, kamen sie nach Drasenhofen, waren sie Wiedertäufer und in Falkenstein traten sie als Katholiken auf.

Nach dem Tode Hubmaiers ging eine Verfolgungswelle gegen die Wiedertäufer durch unser Land; die nicht rechtzeitig geflohen waren, wurden eingesperrt und hingerichtet (in Niederösterreich 91). Unsere Grundherren schützen aber die Brüder und die Richter ließen viele dieser harmlosen Menschen laufen. Die ausgewandert waren, gingen nach Ungarn, wo sie in Schoßberg und Groß-Schützen Aufnahme fanden. Schon 1535 kam eine neue Verfolgung und 1547 eine dritte; denn die Sekte erholte sich rasch und fand immer neue Anhänger. Die Bruderhöfe mussten höhere Steuer zahlen, durften kein Bier bräuen und keinen Wein ausschenken, obwohl sie gute Weine bauten.

Eine mächtige Stütze fanden die Brüder in den Fünfkirchnern, in den Liechtenstein und in den Teufenbach (Dürnholz). In Steinebrunn siedelte der Fünfkirchner nur Wiedertäufer an, da sie tüchtige Bauern und gute Handwerker waren, an denen es bei uns sehr mangelte. Besonders von Liechtenstein, der Beschützer Hubmaiers, hatte sich ein zweites Mal taufen lassen. 1587 starb in Tracht Michael Feldthaler, den die Brüder als „Gottesmann“ betrachteten; er war gebürtig aus Bayern und lebte eine Zeitlang als Verwalter in Falkenstein (A. Riß: „Geschichte des Marktes Tracht“). Viele Brüder verließen Österreich gerne und zogen nach Südmähren, wo eine größere Duldung herrschte. Hier gab es zahlreiche Brüderhöfe, während die in Mistelbach und Wilfersdorf nur eine kurze Zeit bestanden.

Um 1600 hatte der Graf Breuner in Staatz genug Wiedertäufer als Arbeiter in seinem Meierhof, die ihm der Kaiser bewilligte. Damals wanderten viele Bewohner von Tirol, Vorarlberg und aus dem Schwabenland am Bodensee in unserer Heimat; ich erwähne nur den Baumeister Michael Beer, der in Poysdorf das Maurerhandwerk lernte, wie die Pfarrkirche gebaut wurde. Später kehrte er wieder nach Vorarlberg zurück, wo er viele Bauwerke schuf, z.B. die berühmte Stiftskirche in Kempten. Namen wie Huter, Hurter, Rausch, Openauer, Ebenauer,Hipfinger, usw. erinnern an Einwanderungen aus den erwähnten Gebieten.

Mit dem Beginn der Gegenreformation setzt ein energischer Kampf gegen die Wiedertäufer ein, die nach ihrem Führer Huter, auch Huterische Brüder hießen; daneben kommt noch die Bezeichnung Habaner vor (Haushabe = Bruderhof). In Feldsberg schrieb 1603 der Pfarrer Andreas Fischer ein Buch über den Ursprung der Wiedertäufer und über ihre Lehre, das in Druck bei Znaim gedruckt wurde. Ein Stück dieses seltenen Buches befindet sich in Schweden und zwar in der bischöflichen Bibliothek zu Westeras; 1645 nahmen es die Schweden aus dem Dietrichsteinischen Schloss von Nikolsburg mit (B. Dudik: „Forschungen in Schweden für Mährens Geschichte“.) In diesem Buche wird den Brüdern jedes Lebensrecht abgesprochen, sie sollten gleich den Zauberern behandelt und als vogelfrei erklärt werden.

Der berühmte Pädagoge A. Comenius (und Bruderbischof) lebte längere Zeit im Schloss Dürnholz bei einer Tochter des Karl von Zierotin, der die Eibenschitzer Brüderschule besucht hatte. Als der Kurfürst von Sachsen 1619 in der Schlacht bei Unter-Wisternitz verwundet wurde, sollte er im Schloss von Nikolsburg gepflegt werden. Er ging aber in den Brüderhof der Stadt, wo er am 15. August 1619 starb (nach J. Freising). Nun erschienen strenge Ausweisbefehle gegen die Brüder, die der Kaiser Ferdinand II. erließ; wohl suchte Maximilian von Liechtenstein, der Besitzer von Rabensburg, diese Sekte zu schützen, doch es half nichts. Sie wanderten nach Ungarn in die Karpaten, wo sie mehrere Siedlungen gründeten, denen sie die Namen der Heimat gaben: Schweinbart und Eisgrub (J. Freising „Vor 300 Jahren“). Bei uns erzählte sich das Volk, dass die Habaner große Schätze besaßen, die sie vor ihrer Abwanderung schnell vergraben hätten. Deshalb fragte der Kaiser Ferdinand II. in einem Brief an den Grafen Breuner von Asparn a. d. Z. an, ob er Auskunft geben könne über den Goldschatz der Wiedertäufer.

1649 mussten die Liechtenstein brüderische Zimmerleute aus Ungarn rufen, als sie in Hohenau den Meierhof aufbauten. Gerne besuchten sie von Ungarn aus unsere Märkte, da ihre Erzeugnisse und ihre Waren einen guten Ruf hatten. Ihre Häferln und Krüge – „Brüdergeschirr“ - kauften die Bäuerinnen mit besonderer Vorliebe, da sie eine Zierde der Bauernstuben waren; noch heute suchen Liebhaber und Museen solche buntbemalte Teller, Schüsseln und Krüge. Doch sind sie schon selten. Einen Habaner Krug konnte ich noch 1924 in Poysdorf sehen. Sehr geschätzt waren die Messer und Eisenwaren der Brüder, die als Schutzzeichen ein Haus (= Bruderhof) hatten. Um 1880 wurden sie auf den Jahrmärkten feilgeboten. Gerne schicken die Handwerker aus den Marktgemeinden ihre Söhne zu den Brüdern in Ungarn in die Lehre, damit sie etwas Tüchtiges lernen sollten. Ihre Bruderhöfe hatten sie selbst um 1700 aufgelöst und waren zum Privatbesitz zurückgekehrt, weil sie die Nachteile des gemeinsamen Besitzes bald erkannten; jeder erwarb wieder sein Eigenheim und war Besitzer seiner Scholle. Den Ausdruck Habaner gebrauchten unsere Leute gerne als Schimpfwort z.B. in Großkrut, ohne seine Bedeutung zu kennen. In Mistelbach erinnert der Name „Bruderhofgasse“ an jene Wiedertäufer, die bei uns vor 300 bis 400 Jahren im religiösen Leben der Heimat eine Rolle spielten.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv in Wien .

Dr. Th. Wiedemann „Geschichte der Reformation und Gegenreformation im Lande unter der Enns“.

Veröffentlicht in: „Österreichische Volkspresse“, 1948

Die Ziegelerzeugung in unserer Heimat

Die Heimat des Ziegelbaues ist das Zwischenstromland – Mesopotamien – in Asien, wo er schon um 2500 v. Chr. bekannt war. Die Phöniker verbreiteten ihn durch ihren Handelsverkehr in den Ländern des Mittelmeeres, so daß er auch den Römern bekannt wurde. Die Kelten bevorzugten den Steinbau, wie es die Ausgrabungen von Oberleis bewiesen, während die Germanen Meister im Holzbau waren. Die römischen Legionäre, die in ihrer Freizeit Ziegel schlagen mußten, brachten diesen Baustoff in unsere Heimat, wo sich der Löß besonders dazu eignete; jede Legion (= Regiment) hatte ihren besonderen Stempel, mit dem jeder Ziegel bezeichnet wurde; solche Ziegel fanden sich in Oberleis, Niederleis (beim Friedhof) und in Muschau-Südmähren, wo die Römer ihre Bauten hatten. Frühzeitig übernahmen die Germanen, bei uns die Quaden, den Ziegelbau, da man bei Lundenburg auf dem Pohanstaudamm Ziegelbrocken fand (nach Angaben des Dr. G. Treixler in „Unsere Heimat“ 1941/73). Von den Römern entlehnten die Germanen auch das Wort Ziegel (tegula) und Mauer (murus). Die letzten Römerziegel fanden sich in Oberleis mit dem Stempel des Ursicinus (4. Jahrhundert n. Chr.).

Im Mittelalter baute man bei uns die Häuser, Kirchen und Burgen zuerst aus Holz, aus Aesten und Reisig; dieses Flechtwerk bestrich man innen und außen mit einer dicken Lehmschichte; so einen Lehmbewurf fand ich 1925 in Poysdorf auf dem „Rößlberg“, der leider von boshafter Hand zertrümmert wurde. Die letzte Scheune, deren Wände aus geflochtenen Aesten bestanden und die mit einer dicken Lehmschichte beworfen waren, sah ich in Wetzelsdorf, die erst 1934 abgebrochen wurde. An die alten Holzburgen, die in unserer Heimat sehr zahlreich waren, erinnert noch der Name „Hausberg“. Die ersten Kirchen baute man tief in die Erde auf einem Berg (Poysdorf) und Falkenstein sowie Kostel bei Lundenburg; in Falkenstein stieg man in diese Kapelle auf 22 Stufen hinab. Die Holzkirche in Joslowitz brannten die Ungarn im August 1304 nieder, nachdem sie dieselbe im Sturm genommen hatten (nach Dudik „Mährens allgemeine Geschichte“). Bei dem großen Holzmangel in unserer Heimat errichteten die Bewohner „Wutzelmauern“ aus Lehm, Gerstenspreu, heißem Kalk oder saurem Wein, der nicht verkauft werden konnte. Solche Mauern zeigten eine große Festigkeit, wie ich bei dem Hausbau des L. Haberler in Poysdorf, Brunngasse, sehen konnte. Den ältesten Ziegel in unserer Heimat aus dem Mittelalter fand ich nach dem ersten Weltkrieg auf der Falkensteiner Burg mit einem Sonnenradzeichen (um 1350); er wurde 1945 mit anderen alten Funden vernichtet.

Die Hussitenkriege, die Kämpfe unter Georg von Podjebrad und M. Corvinus zerstörten unsere Ortschaften und hinterließen ein trauriges Bild der Zerstörung. Da entstanden die ersten Ziegelöfen der Grundherren, so z. B. in Staatz 1438 (nach G. Markl); vielleicht bestanden solche schon um 1300, als Staatz und Asparn a. d. Zaya feste Burgmauern erhielten, neben den Ziegeln verwendete man bei uns den Leithakalk und den Nexinger Stein, der sich für Bauwerke sehr gut eignete. Als die Ungarn das Schloß Hagenberg zerstörten, erstand es 1496 als Neubau wieder. Damals besaßen die Grundherren Ziegelöfen und –stadeln in vielen Gemeinden, weil z. B. die Gülteinlage von 1537 solche in Wilfersdorf (2), in Poysdorf (1), in Ringelsdorf, Kettlasbrunn und Streifing (je 1) erwähnt; sie gehörten den Herren von Liechtenstein und waren in Bestand gegeben = verpachtet, doch kam nichts ein; denn die Bauern waren so arm, daß sie gar nicht dran denken konnten, ihre Häuser aus Ziegeln zu erbauen. Das war ein Vorrecht des Adels und der Kirche. Im Zeitalter der Renaissance wird dem Ziegelbau größere Aufmerksamkeit geschenkt. Die Grundherren errichten Mühlen, Schüttkasten, Meierhöfe, Schäfereien und Schlösser; diese zeigen noch deutlich den Wehrcharakter; denn Wall und Graben, Ecktüren sowie Rondells verliehen z. B. dem alten Schloß in Wilfersdorf das Aussehen eine Wehrbaues, ebenso war das Schloß Fünfkirchen bei Steinebrunn mehr eine Festung im Gegensatz zu dem in Poysbrunn. Die größeren Gemeinden richteten Feldöfen und Ziegelstadel her, z. B. verfügte Mistelbach 1573 über 7 Ziegelstadel, die nach Wilfersdorf 3 fl 30 kr an Zins gaben. Das Ziegelbrennen war noch zu teuer für die Bauern, die lieber die luftgetrockneten Lehmziegel verwendeten; daneben kamen noch Wutzeln und Hürdenwände vor = Flechtwerk, das mit Lehm innen und außen beworfen wurde. Der Staatzer Schüttkasten sowie der Fünfkirchner in Poysdorf mit dem sehenswerten Zehentkeller in der Singerstraße und die schöne Froschmühle daselbst – eine Nachbildung der alten Hochschule im Padua – sind die Ziegelbauten dieser Zeit. Der Nexinger Ziegelofen warf um 1600 einen Jahresnutzen von 30 fl. ab = der Wert von 30 Eimern Wein. Das Ziegelformat war damals etwas kleiner als heute. In Poysdorf und Wilhelmsdorf baute man schon die Wohnhäuser aus Ziegeln; die Oefen waren meist Gemeindebesitz. Poysdorf besaß damals einen Ziegelofen in der „Gstetten“, der das Material für die Neubauten nach den Kriegsjahren 1605 und 1619 lieferte. Diese Ziegelwerkstätte war zu nahe beim Markte, so daß dann später eine furchtbare Brandkatastrophe die Gemeinde heimsuchte. Der Grund gehörte zum alten Aspergerhaus 223/156 (heute im Besitz der Familie Taubenschuß), das bis 1848 ein eigenes Grundbuch über die Gstettenhäuser führte.

1649 führte der Nikolsburger Meister Michael das große Format ein; der Brennerlohn für 1000 Stück betrug 52 ½ kr.; 1000 Stück sechseckige Pflasterziegel kosteten 2 Gulden und viereckige 3 fl. (zum Vergleich 1 Metzen Korn 1 fl. 12 kr., Weizen 1 fl. 45 kr. im Jahre 1648). Den erwähnten Gstetten-Ziegelofen wollte 1650 der Wilfersdorfer Amtmann wegen Feuersgefahr sperren. Geheizt wurde der Ofen mit Stroh, Schilfrohr, Dornen, Wacholderstauden und anderen Abfällen. Der Weinaufschlageinnehmer Johann Georg Rienecker, der am 4. September 1669 das erwähnte Aspergerhaus um 2500 fl. gekauft hatte, ließ in der Gstetten den tiefen Schöpfbrunnen mit einer Pumpe graben – vor einigen Jahren wurde er verschüttet. Durch einen Vertrag mit der Marktgemeinde vom 6. März 1677 konnte jeder Poysdorfer hier Wasser unentgeltlich schöpfen für Trink- und Nutzzwecke; wollte aber jemand Ziegel schlagen, so hatte er sich deswegen mit dem Rienecker zu vergleichen.

Schon am 2. Mai 1675 konnte die Gemeinde durch den Maurermeister Ulrich Donau am „Weißenberg“ ein Ziegelgewölbe eröffnen, das im Licht 15 Schuh lang, 18 Schuh hoch und 81/2 Schuh breit war. Der Marktrichter war Hans Knoll, der 2 Jahre vorher sicher den berühmten „Renaissancefund“ hatte einmauern lassen, die Ratsbürger hießen Stephan Hirsch und Hans Maidl. Die ersten Ziegel nahm die Gemeinde im September zum Ausbessern der Schwemme und der Brücke – sicher bei der „Poluka“.

1680 baute sie die 2 Halterhäuser außerhalb des Hadersdorfer Tores. 1674 bekam das Wilfersdorfer Schloß ein Ziegeldach, während die Bauernhäuser Stroh-, Rohr- oder Schindeldächer zeigten. Der Poysdorfer Kirche gab man 1678 ein Blechdach, das 1700 fl kostete = der Wert von 850 Fuhren Heu á 2 fl. 1685 konnte der Oelberg in Poysdorf mit Ziegeln eingedeckt werden. Tüchtige Bauhandwerker, Kalkbrenner und Steinbrucharbeiter wanderten damals (1690) aus Italien und Tirol bei uns ein. In Wetzelsdorf errichtete Liechtenstein 1701 einen Ziegelofen; der fürstliche Baumeister Giulietti führte 1710 in Wilfersdorf nach eigenen Angaben ein besonderes Ziegelmodell ein; am 16. Mai desselben Jahres entstand in der Gstetten (im Pöschlischen Ziegelofen) ein Feuer, das den ganzen Markt bis auf 30 Häuser einäscherte, so daß hier nicht mehr gebrannt werden durfte. Noch immer verbrauchte man bei einem Hausbau viele Steine, die von Kromau, Hauskirchen, Neusiedl a.d. Zaya und von Garschönthal geholt wurden; zur Erdberger Schäferei wählte man 1720 Hauskirchner Steine und für die Wilfersdorfer Kirche Neusiedler (1730). Der Eggenburger Steinmetzmeister Andreas Steinböck, der im Schloß zu Wilfersdorf arbeitete, war sehr liederlich, so daß ihm 1717 eine Strafe angedroht wurde; die Herrschaft erzeugte in ihren Ziegelöfen zu Wilfersdorf, Kettlasbrunn und Wetzelsdorf jährlich 112.000 Ziegel; 1000 Ziegel kosteten 7 fl. Für 40.000 Ziegel brauchte man 50 Klafter Holz á 2 fl. Als „Löschbraten“ für die Arbeiter rechnete der Amtmann 12 Pfund Rindfleisch, 2 Metzen Korn, 6 Doppellaibl Gesindebrot und 12 Maß Wein (1725). Für 1000 Pflasterziegel zahlte der Käufer 9 fl (Dachziegel 11 fl und Gewölbeziegel 8 fl, 1 Metzen Kalk 20 bis 30 kr, 1 Sandfuhre 3 kr, 1 Pfund Rindfleisch 4 kr, 1 Eimer Wein 1 fl 36 kr, 1 Zentner Karpfen 7 fl und 1 Klafter Brennholz 1 fl 15 kr). 1738 sank der Preis für 1000 Mauerziegel auf 5 fl (1 Metzen Hafer 36 kr, 1 Eimer Wein 2 fl 20 kr) und 1752 stieg er auf 6 fl 30 kr. – 1 Schwein 4 fl, 1 Schaf 1 fl, 1 Huhn 9 kr, 1 Gans 15 kr, 1 Zugochse 17 fl, 1 Pferd 11 fl, 1 Melkkuh 7 fl, 1 Metzen Korn 39 kr, Hafer 24 kr, Gerste 30 kr und Linsen 45 kr). Dachziegel stellte die Herrschaft Poysbrunn her. Die Poysdorfer Kirche kaufte sich hier 2700 Stück um 27 fl 54 kr – der Fuhrlohn kostete 36 kr. Für 1000 Dachschindeln zahlte der Bauer 2 fl 6 kr und für einen Metzen Kalk 24 kr.

Feldziegelöfen gab es in Poysdorf: 2 Liechtensteinische in „Rößlbergen“, je einen im „Gsol“ neben der Brünnerstraße, neben der Zehenthütte „in Steiglern“ und in „der roten Erd“ oder der Einsiedlerkapelle, der aber erst 1781 erwähnt wird. Von dem gemeinschaftlichen Ziegelofen am „Weißenberg“ reichte man nach Wilfersdorf ins Rentenamt von 1 Ofen mit 1 Röhre 1 Dukaten, mit 2 Röhren aber 2 Dukaten. Nach der Josefinischen Kartenaufnahme sah man in unseren Gemeinden meist Lehmhäuser, Holzscheunen und Patzenhäusel; Falkenstein war ein mit Lehm schlecht gebauter Markt. Daraus können wir einen Schluß ziehen auf die gesundheitlichen Verhältnisse jener Zeit. Festgebaute oder solide Häuser waren die herrschaftlichen Gebäude, Kirchen und Pfarrhöfe, während die große Masse des Volkes in engen und muffigen Räumen lebte, in die wenig frische Luft und heller Sonnenschein drangen. Kirchstetten war ein mit Lehm schlecht gebautes Dorf, Hadersdorf ein aus Stein und Lehm schlecht erbautes Dorf, Poysdorf ein solider Markt, Laa zum Großteil Lehm schlecht gebaut usw.

Bei der großen Wohnungsnot um 1770 baute man auf Weinkeller und Presshäuser Wohnräume, was aber bald verboten wurde. Im Zeitalter der Aufklärung verlangte der Staat geprüfte Maurermeister, genaue Baupläne, Baukommissionen und eine strenge Feuerbeschau aller Häuser durch das Dorfgericht – Gemeindevertretung. Leider standen diese guten Vorschriften meist auf dem Papier und wurden wenig beachtet. Die Gemeinden errichteten Ziegelöfen: Ketzelsdorf 1727 in „Maxendorf“, Hohenau 1762, Herrnbaumgarten 1770, Maustrenk 1780, Hauskirchen 1795, Hausbrunn 1832 usw. 1000 Mauerziegel bezahlte man 1778 mit 3 fl 35 kr und Dachziegel mit 5 fl 3 kr, während Gewölbe- und Pflasterziegel denselben Wert hatten – 3 fl 35 kr (6 Hühner kosteten 1 fl); 1794 war der Preis von 1000 rohen Ziegeln (1 fl) gleich einem neuen Pferdekummet, 1801 stieg er 1 fl 30 kr und 1816 kosteten 1000 Mauerziegel 30 fl, Dachziegel 60 fl – 2 Metzen Korn oder 3 Metzen Hafer oder 6 Metzen Erdäpfel. In Feldsberg machte sich der Baumeister Josef Hardtmuth (1752 – 1816), ein Tischlersohn von Asparn a. d. Zaya, ein eigenes Ziegelformat, er ist auch der geistige Urheber der berühmten Hardtmuthbleistifte.

Blumenbach erwähnte in seiner Landeskunde größere Ziegelöfen in Ernstbrunn, Stronegg und Laa a. d. Thaya. Hervorzuheben ist, daß die Herrschaften an Arme und Unbemittelte Ziegel um einen billigen Preis abgaben und für gemeinnützige Zwecke oft umsonst. Nach 1840 verschwanden langsam die Stroh- und Schindeldächer, die Wohnhäuser wurden umgebaut, Scheunen aus Ziegeln errichtet (in Poysdorf 1856) und das Dorfbild allmählich verändert. Der erste Ringofen befand sich in Frättingsdorf (1873), dann kam Ernsdorf (1883). Die alten Feld- und Gemeindeöfen verschwanden, nur hie und da sieht man noch Ruinen von ihnen, z. B. in Herrnbaumgarten und Klein-Hadersdorf. Mistelbach baute den Gemeindeziegelofen zeitgemäß um und sicherte sich auf diese Weise eine Einnahmsquelle, während andere Gemeinden ihn verfallen ließen; nur Flurnamen erinnern uns heute an jene Stellen im Burgfrieden, wo die Ahnen einst mit eigener Hand Ziegel schlugen, z. B. in Oberschotterlee, Ernsdorf, Enzersdorf, Bullendorf usw. Auch die alten Herrschaftsziegelöfen sind verfallen in Wilfersdorf, in Erdberg und Walterskirchen; der Pflug geht über sie und niemand denkt, wenn er die Ackermulden in den Feldern sieht, an die vergangenen Tage, wo die Handroboter fleißig unter der Aufsicht eines Draben Lehm kneteten und Ziegel formten.

Die Ringöfen benötigten viele Arbeitskräfte, die aus den Sudetenländern und von Italien zu uns kamen und hier oft ein menschunwürdiges Dasein führen mußten, weil man einen Ziegelschläger als Menschen zweiter Güte betrachtete; denn oft reichte der Verdienst nicht auf ein Stück Rindfleisch, so daß man zu Hunde- oder Katzenfleisch griff, um den Hunger zu stillen. Im Kriegsjahr 1918 traf ich in einem Dorfe bei Feltre in Italien einen Greis, der in seinen jungen Jahren im Ernstbrunner Ziegelofen arbeitete; noch gerne erinnerte er sich an den Dörfleser Kirtag, den er lebhaft zu schildern wußte. Ich hatte ihn ja in den Jahren 1909 bis 1914 selbst miterlebt, als ich in Ernstbrunn an der Schule wirkte.

Der unscheinbare Ziegel hat das äußere Bild unserer Gemeinden stark beeinflußt, da wir alle Gebäude aus diesem Material errichteten; das Strohdach, die niedrigen und feuchten Wohnungen, die Holzscheunen und die dumpfen und lichtlosen Stallungen gehören der Geschichte an. Sprunghaft stieg die Häuserzahl in der Zeit von 1834 bis heute an, z. B. in Poysdorf um 74 Prozent, in Wilhelmsdorf um 29 Prozent, in Klein-Hadersdorf um 28 Prozent, in Wetzelsdorf um 29 Prozent, in Ketzelsdorf um 27 Prozent und in Hohenau um 129 1/2 Prozent; ein anderes Bild bietet die Einwohnerzahl; da gibt es z. B. eine Zunahme in Poysdorf um 20 Prozent, in Wetzelsdorf um 0,75 Prozent, in Hohenau um 141 Prozent, eine Abnahme dagegen in Wilhelmsdorf um 24 Prozent, in Klein-Hadersdorf um 8 Prozent und in Ketzelsdorf um 7 Prozent. Wir sehen da eine merkliche Verschiebung, die wir als Landflucht bezeichnen; vom Dorfe wandern die Leute in die Industrieorte, die sich rasch vergrößern. Auf 1 Haus entfallen im Durchschnitt in Poysdorf 4,6 Bewohner, in Wilhelmsdorf 4,1, in Ketzelsdorf 3,4, in Wetzelsdorf 3,6 und in Hohenau 5,8 Bewohner.

Im Beton, Holz und Eternit ist dem Bau- bzw. dem Dachziegel ein Gegner erwachsen, da unsere Zeit nach neuen Formen sucht, um der großen Wohnungsnot Herr zu werden. Oberstes Ziel für jeden Bau ist heute: Preiswert, praktisch, gesund und feuersicher. Jeder wünscht sich heute ein eigenes Heim zu haben, so daß der Wohnungsbau weit über die persönlichen Interessen des einzelnen ragt, er steht im Brennpunkt der Gemeinden und des Staates, die regen Anteil daran nehmen, die Wohnungsfrage im sozialen Geiste zu lösen. Dabei bildet das Baumaterial eine wichtige Rolle. 1949 konnte man in Poysdorf anläßlich der Gewerbeausstellung ein modern eingerichtetes Holzhaus des Zimmermeisters H. Iser sehen, das berechtigtes Aufsehen erregte und eine lebhafte Kritik auslöste.

Quellen:

Herrschaftsakte Wilfersdorf im Fürst Liechtensteinischen Hausarchiv, derzeit in Vaduz.

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1950, S. 7 + 8, S. 11 + 12

Die Zunftordnung der Maurer und Steinmetzen in Poysdorf

Maria Theresia gab dem Bauhandwerk des Marktes Poysdorf 1759 eine neue Zunftordnung, die folgende Bestimmungen enthielt:

1. Alle Steinmetz- und Maurermeister können in allen Orten, Städten, Klöstern, Märkten und sonsten hin und wieder auf dem Lande man ihrer begehren würde, allerlei Gebau annehmen.

2. Die Steinmetzmeister sollen bei allen ihren Gerechtigkeiten bleiben, damit ihr Gesinde im ganzen hl. Römischen Reich und den anderen auswärtigen Ländern hiedurch gefördert und nicht gesperrt wird. Die Innungsgebühren sind in die Hauptlade sowie die Maurermeister erlegen und sie sind auch berufen zu der Aufding und Freisprechung.

3. In der Stadt Wien ist die Haupthütte und alle Meister des Landes gehören zu dieser Hütte. Sie dürfen nicht mit absonderlichen kaiserlichen Privilegien und Ordnungen begabt sein und vidimierte Abschriften von ermelter wienerischen Bauhütte nehmen, derselben sich gemäß verhalten, auch Assistenz wider die Störer leisten, ordentliche Laden und 2 taugliche Zechmeister bestimmen, Handwerk- und Meisterbücher aufrichten, jährlich ordentlich Raitung der Einnahmen und Ausgaben durchführen. Sie müssen dem Gelübde gemäß und nach dieser Ordnung ohne Ansehen der Person, wie sie es gegen Gott und der Welt zu verantworten haben, ehrbar handeln; der Haupthütte in Wien leisten sie Gehorsam (in Handwerksachen), sich gegen dieser zu verraiten und die jährliche Gebühr dahin zu erlegen schuldig sein.

4. Sollen die geordneten Zechmeister alle die, so in solche Bruderschaft und Zech begehren und der Ehrbarkeit gemäß sind, fleißig einschreiben und diese Ordnung um der Nachricht willen auch sonsten in Zusammenkünften wenigstens im Jahr einmal vorlesen lassen.

5. Soll kein Meister des Steinmetz oder Maurer Handwerks, so er nicht der katholischen Religion zugetan ist, in Städten, Märkten oder auf dem Lande „passiert“ oder in der Zukunft aufgenommen werden bei Straf und Erkanntnus der hohen landesfürstlichen Obrigkeit. Da ein Geselle Meister werden will, soll er sich desselben Ortes bei den Zechmeistern anmelden und die Stück aufzugeben ordentlich begehren und sollen ihnen dieselben von einem ganzen Handwerk aufgeben werden, da er anderst genugsam darum gedient hat laut Artikulsbrief. Die Stück darf er nur in der Wohnung des Zechmeisters machen und sonst nirgends. Vor allen Dingen muß er seinen Geburtsbrief, daß er ehelich (ehrlich?) geboren, oder den rechtmäßigen kaiserlichen oder landesfürstlichen Legitimationsbrief, bei einem ehrlichen Meister gelernt und die Zeit erstrecket, auch seinen ordentlichen Lehrbrief haben und fürweisen. Hat er die Meisterschaft bestanden, so soll er sich durch die Zechmeister bei dem Ortsmagistrat vorstellen und daselbst das Bürgerrecht inner Jahr und Tag empfangen.

6. Jeder Maurer und Steinmetz soll einen ehrbaren Wandel führen, gottfürchtig leben und in seinem Tun und Lassen wohl verhalten, auch in der Kunst der Steinmetz und Maurer wohl erfahren sein; nimmt sich aber ein Meister einer Arbeit an, die er nicht versteht, so soll nach alter Ordnung kein Geselle bei ihm arbeiten und in seine Förderung nicht ziehen, damit nicht Fürst, Herr, Stadt und Stifte und wer sonst zu bauen hat, zu Schaden, Unkosten komme. Es soll auch jeder ehrlich und treulich sich verhalten nach christlicher Ordnung und brüderlicher Liebe gegen seine Mitbrüder und Gotteshäuser, die er baut, ihnen Nutzen treulich schaffen. Kommt ein Meister zu einem Bau oder Werk, das er fürter versehen soll, darf er es nicht verwerfen oder abbrechen, damit die Herren, und die ehrbare Arbeit nicht zu vergeblichen Unkosten kommen. Es soll kein Meister oder Geselle den anderen hindern oder dringen von dem Werk, das er in Handen (hat). Item wenn auch ein Meister ein Werk oder einen Bau dingt, die Visierung dazu gibt, wie das werden soll, demselben Werk soll er nicht abbrechen, sondern es so machen, wie er die Visierung dem Herrn, der Stadt, dem Land gezeigt hat, damit es nicht geschwächt werde. Jeder Meister soll sich aufrecht und ehrliche gegen die Gesellen verhalten mit Stund und Zeit nach Handwerks Recht und Gebrauch, als in den Orten gewöhnlich und Herkommens ist.

7. Soll an allen Orten, wo sonst eine Lade liegt, so der Haupthütte in Wien zugeteilt und nach laut des Artikelbriefes 3 nicht mit absonderlich landesfürstlichen Ordnungen und Privilegien versehen ist, von allen Werkleuten, welcher Nation sie immer angehören, keiner ausgeschlossen am Donaustrom auf und hinab und, was abwendig an der Mark ist gegen Mähren, Böheim und Ungarn und in Oesterreich ob und unter der Enns, ein jeder seiner Lad und Zechamt dieser Freiheit und Satzung gemäß gehorsam sein, geloben und sich der Haupthütte in Wien incorporieren auch der Haupthütte den schuldigen Respekt leisten und versprechen, treulich und ohne Gefährde zu halten. Es sollen auch auf dem Lande ohne Ansehung der einen oder anderen Nation 2 Zechmeister, jedesmal ein Maurer oder Steinmetz, verordnet werden und welcher Meister, Palier oder Geselle wider dieser Ordnung täte, daß sich auf wahrer Kundschaft befinde, der soll von dem Handwerk vorgenommen und gestraft werden und solche Straf soll, so man anders nicht brauchen kann zu dem Gottesdienst. Wolle aber einer aus Mutwillen nicht gehorsam sein und sich der Handwerk Erkanntnus freventlich widersetzen, der soll der Obrigkeit angezeigt werden und nach Befund der Sache neben gebührender Abfindung mit dem Handwerk absonderlich gestraft werden.

8. An den heiligen 4 gekrönten und des hl. Beichtigers Rochustag, an den 4 Quantembersonntagen, an dem hohen Festtage Maria Heimsuchung und des hl. Apostels Andreas soll man einen heiligen Gottesdienst in der Pfarr- oder Domkirche und an allen Orten, wo eine Lade oder Zeche ist, halten und, da man Gesellen fördert, vorderist dem Allmächtigen und seiner würdigen Mutter Maria auch allen lieben Heiligen zu ehren, den Handwerksgenossen aber zu ihrem Heil auch zu deren Seelen und Personen Trost, die in dieser Ordnung sind und künftig darin kommen möchten. Es soll auch für sie und ihre Nachkommen aufgesetzt und verordnet sein, zu haben 5 Vigilien und 5 Seelenmessen und zu jeder singenden Messe 3 besondere Messen zu den 4 frommen Fasten jährlich im Domstift bei Allerheiligen zu St. Stephan allhier zu Wien und wo sonst auf dem Land eine Zech oder Lade ist, da man Gesellen fördern mag, soll auch ein Gottesdienst gehalten werden von wegen ihrer Bruderschaft nach ihrem Vermögen. Jeder Mann soll auch eines seglichen Todes begehen, der aus dieser Bruderschaft stirbt, mit Seelenmessen, wo er in der Bruderschaft ist kommen und sein Geld dahin gelegt hat, und soll Meister und Gesellen den Seelenmessen beiwohnen und opfern denen zu Trost, die da verschieden sind aus der Bruderschaft, daß auch die Ehre Gottes, wie schuldig umso mehr befördert wird, sonderlich damit bei jeder Lade einmal alle Brüder, Meister und Gesellen mit der Gebühr einverleiben und alle Quatember ihre Gebühren erlegen, am corporis Christi-Tag und in der Oktav neben ihren Zechmeistern zusammenkommen, sich zu ihren Zechmeistern verfügen und mit einander den Gottesdienst besuchen. Sie sollen auch mit ehrerbietiger Reverenz und andächtigem Gebet mit dem in der Kirche habenden Kreuz oder Fahnen aus und wieder in die Kirche den Fronleichnam Christi Jesu andächtig begleiten und helfen bei der Strafe nach Erkanntnus eines Handwerks, wie denn keiner verschont soll werden – außer Verhinderung Gottes Gewalt.

9. Welche nun in dieser Bruderschaft eingeschrieben, zum Meister genugsam erkannt und aufgenommen werden, soll jederzeit anfangs in die Bruderschaftslade die Gebühr zu geben, hernach alle Quatember zu erlegen schuldig und verbunden sein.

10. Soll gleichmäßig ein jeder Steinmetz und Maurergesell keiner ausgenommen, alle Quatember die Gebühren in die ermelte Bruderschaftslade zu geben und in allen Punkten dieser aufgerichteten Ordnung gemäß sich zu verhalten bei Strafe und Erkanntnus eines Handwerks schuldig sein.

11. Wenn einer Steinmetz oder Maurer worden und sich in die Bruderschaft eingelassen hat, soll er sich entzwischen nach Verfließung eines Jahr und Tages entweder in Stadt, Markt oder auf dem Lande anzukaufen, das Bürgerrecht zu nehmen und also angesessen zu machen schuldig und verbunden sein, im widrigen Fall er in diesem Land nicht weiter geduldet wird.

12. Soll ein Meister einen Lehrjungen zum Steinmetz auf 5 Jahre, zum Maurer aber auf 3 Jahre (dingen). Wenn ein Meister und der Junge 14 Tage vorher mit einander versucht haben vor den Zechmeistern und dem ganzen Handwerk mit seinem Geburtsbrief oder mit Legitimationsbrief und Bürgen, so dem Handwerk per 32 fl für den Jungen einsprechen, aufdingen, und wenn einer ausgelernt hat, ledig fehlen (?) und der Steinmetz wie der Maurerlehrjung einen Lehrbrief zu nehmen schuldig sein, auch ohne solchen nicht gefördert werden und so ein Junge sich in seinen verdingten Lehrjahren gegen einen Meister, Meisterin, Gesellen unmänniglich ehrbar und wohl, wie sichs gebührt, verhält, der Meister ihm doch altersherr nichts weiter zu geben verbunden sein, als wie es vor und nach Handwerks Gewohnheit beschehen ist; da sich aber ein Lehrjunge in seinen Lehrjahren nicht gebührlich und ehrbar verhielte, es wäre gegen seinen Meister, Meisterin oder Gesellen oder andere Personen, nicht was Ungelegenheiten das beschehe, so mag derselbe neben dem, was ihm sein Lehrmeister schuldig in gebräuchige Sorge, Zucht und Strafe von den Zechmeistern und einem gesamten Handwerk genommen und zum Fall, das Verbrechen so groß, daß dasselbe eine Infamiam und dahero die Entsetzung des Handwerks nach sich ziehete, soll solcher der Obrigkeit gebührend angezeigt und nach derselben Erkanntnus, ungeachtet daß er seine Lehrjahre erstrecket hätte, des Handwerks gar entsetzt werden. Wie denn kein Lehrjunge von seinem Lehrmeister ohne genugsamer und erheblicher Ursache außer Vorwissen der Zechmeister aufgehalten noch von einigen Meistern nicht befördert werden soll.

13. Soll einem Steinmetz- oder Maurermeister erlassen sein, 2 Lehrjungen nebst einem allenfalls vorhandenen Meisterssohn und nicht mehr – er führe Gebäude so viel er wolle, auf, aufzudingen und die zu halten und, wenn die ihre Zeit völlig vollstrecket, bis etwan noch auf einen Quatember, soll der Meister Macht haben wiederum andere 2 Jungen nebst vorbesagtem Meisterssohn (doch daß sie wie vor gemeldet ehelicher Geburt oder mit landesfürstlicher Legitimation versehen sein (und sie es 14 Täge oder längstens 4 Wochen mit einander versucht haben), aufzudingen und zu der gebührlichen Zeit ledig zu sprechen. Hingegen sollen die Jungen vom Land herein allhier gesellenweis zu arbeiten nicht gestattet werden.

14. Da ein Steinmetz oder Maurermeister, der das Steinmetz- oder Maurerhandwerk wie Handwerksgebrauch und Ordnung, nicht gelernet hätte oder einem Handwerk nicht passieret und daß ein Lehrjunge, der sich sonst ehrbar und redlich verhielt, aus Unwissenheit bei einem solchen eine Zeitlang oder gar ausgelernt hätte, so soll dieses, ob der Junge zu passieren oder die Zeit zu lernen de novo erstrecken müßte zu des Handwerks Villkür und Erkanntnus (mit Prozedierung eines ehrlichen Geburtsbriefes) gesetzt sein, dabei doch das Handwerk in Bescheidenheit in allen Wegen gebrauchen und beobachten solle, daß ein solcher Lehrjung, welcher um des Meisters Untüchtigkeit nicht gewußt oder gar erhebliche Ursache zu neuer Erstreckung seiner Lehrzeit nicht angehalten wird.

15. Soll auch kein Meister dem anderen sein Gesinde heimlich oder öffentlich nicht aufreden, aufwiegeln oder abwendig machen; der aber darwider täte, soll nach Erkanntnus der Zechleute und eines ganzen Handwerks „unnachlaslich“ gestraft werden. Es soll auch ein Meister einen anderen nicht in seiner Arbeit stehen oder dieselbe verachten oder verkleinern noch sonst heimlich „untergrüblen“ bei Straf nach Erkanntnus dies Handwerks. Da aber ein Bauherr selbst den vorigen Meister freiwillig entlassen und sich mit ihm ordentlich verraitet, so mag demselben Herrn ein anderer Meister auf sein Begehren wohl einstehen und arbeiten. Da hingegen wo ein Bauherr den Meister mutwillig und „fürseslich“ mit der Bezahlung aufziehen, ihn von der Arbeit verstoßen und einem anderen Meister die Arbeit übergeben täte und nun erweislich vorkommen, daß dieser letzte Meister dem Bauherren boshaftigerweise durch heimliche Anstiftung „schänd und verkleinerung“ der vorigen Arbeit darzu überredet und bewegt hätte, so soll alsdann derselbige Meister, wie oben vermeldet, nach Erkanntnus des Handwerks und noch besonders auf gebührende Anzeige von der Obrigkeit neben billigmäßiger Abfindung des zugefügten Schadens wohl empfindlich gestraft werden.

16. *(dieser Punkt fehlt in der Aufzählung des Autors!)*

17. Welcher Meister sich ungebührlich, unzüchtig und unehrbar in einem oder dem anderen hielte, das Seinige Unnutz zu Schaden und Abbruch seines Weibes und Kinder verschwende, auch in Jahr und Tag nicht zu Gottes Tisch und hl. Sakramenten und Hörung Gottes Wort ginge, der soll anfangs durch die Zechmeister treu und christlich vermahnt, zum anderen Mal durch sie gestraft, zum 3. Mal aber, da keine Bekehr oder Besserung erfolget, dergleich Widersetzlichkeit jeder Ort-, Magistrats oder Obrigkeit zur weiteren Bestrafung angezeigt werden.

18. Da ein Meister oder Geselle in dieser Bruderschaft, der sich ehrbar und wohl verhält, durch Brunst, langwierige Krankheit oder anderen Zufall in Armut geriete, demselben soll die gebührliche Notdurft aus der Bruderschaftslade fürgeliehen werden; und da der liebe Gott einem solchen Meister oder Geselle seine Gnade erteilt, ist er das „Darleyhen“ zu erstatten schuldig, zum Fall aber einer unter denen hinging, stürb und nichts verließe, auch nicht die Konduktsunkosten, wie sichs gebührt, nicht hätte, derselbe soll ehrbar und christlich aus der gesamten Lade der Meister und Gesellen mit der gewöhnlichen Handwerk Bartuch und Kreuz durch eigene Leute getragen und zur Erde bestattet und ihm solche Darleihen aus christlicher Liebe nachgesehen werden.

19. Der wissentliche Störer so in der Stadt Wien sowohl als auch in die dasige frei und bürgerliche Vorstadtgründ innerhalb deren Linie oder von auswendigen Meistern das schon ausgearbeitete Steinwerk-Bau Parteien zum Verkauf hineingeführt würden, soll ihnen dieselbe auf Anzeigung durch die Obrigkeit ergriffen, aufgehebt und zu gemeiner Stadtnutzen verwendet werden. Desgleichen soll auch kein Maurermeister oder Geselle einige Steinwerk, es sei gemacht oder ungemacht, nicht Macht haben zu verkaufen, weniger drin zu arbeiten, sondern jeder seinem gelernten Handwerk, wie sichs gebührt, abwarten. Item es soll auch kein Steinmetz keine Arbeit, wie die genannt mag werden, annehmen; es soll auch kein Meister keinen Jungen aufnehmen in das Handwerk, der nicht ehrlich geboren oder wie obgemeldet von der landesfürstlichen Obrigkeit rechtmäßig legitimiert ist, auch kein Geselle nicht fördern, der eine Frau mit sich führt in der Unehre oder sonst ein unredliches Leben führt.

20. Soll ein jeder Meister seinen Gesellen besolden nach seiner Arbeit, Kunst und Fleiß; da er nicht zufrieden, zur Erkanntnus des Handwerks oder Zechmeisters gestellt und, da der Geselle damit noch nicht kontent wäre, soll er gestraft werden.

21. Welcher Meister einen Palier an seiner Statt das Werk zu verrichten gestellt und das Vertrauen zu ihm hat, daß er in Werk und Arbeit fördersam, ehrbar, treu und fleißig sein, auch das ihm untergebene Gesinde zum Treu, fleiß und Arbeit halt; kein Ungebühr gestatt, so ist ihm da andere Gesinde allen gebührlichen Gehorsam bei der Strafe zu leisten schuldig. Item soll hinfüro kein Geselle viel oder wenig Arbeit, wodurch öfter große Bau- und Feuergefährden erfolget sein, für sich selbst anzunehmen oder zu dingen passiert werden. Da aber einer darwider täte, soll ein solcher bei erster Anzeigung auf Befehl der Obrigkeit durch die Wache von der Arbeit hinweggeführt auf einige Tage arrestlich angehalten und bei dem Handwerk zum ersten Mal mit 12 Pfund Wachs gestraft, im ferneren Betretungsfall aber mit einer größeren Bestrafung allenfalls mit Eliminierung von dem Handwerk. Wie denn auch ein Meister so hievon Wissenschaft hätte, gleichfalls zur Bestrafung zu ziehen sein und da vorkommt, daß auch sogar diejenigen Gesellen so kaum vor einem oder anderem Jahr freigesprochen worden, sich ohne Meisterschutz mit „Kieselarbeiten“ erhalten, nicht weniger sich verehelichen tun, als solle.

22. Fürohin ein jeglicher Junggeselle 2 Quartal nach seiner Freisprechung sich in die Wanderschaft begeben und nicht ehenders bei seinem Handwerk (wo er freigesprochen worden), dann nach Verlauf 2er Jahren auch bis dahin sich keineswegs verehelichen, wie ansonsten wegen Ueberschreitung ein als des andern derselbe allhier hätte gefördert; ein Meister aber so ihm gleichwohl fördern täte, mit 12 Pfund Wachs angesehen werde. Belangend hingegen die Küffelmaurer oder sogenannte Störer (so bis anhero vielfältig sträfliche Arbeiten unternommen) sollen von nun bei schwerer Strafe vollends abgestellt sein.

23. Soll auch kein Palierer oder anderer Geselle, wie er ist, seinen Dienst, die Arbeit und das Handwerk verkleinern oder gegen seinen Bauherren verunglimpfen oder untergrübeln bei Vermeidung gewisser Strafe wie denn ein jeder Palier und Geselle sich seines dem Meister getanen Zusagnus zu erinnern und seinem Gelübde gemäß zu leben wird.

24. Soll kein Geselle Förderung haben, allein: geloben an dieser Ordnung in allen Punkten nachzukommen wie auch kein Geselle so wissentlich bei einem unredlichen Meister Förderung gesucht und gearbeitet hätte, in dieser Bruderschaft und Zunft nicht aufgenommen, viel weniger ihm Förderung gegeben oder für gut erkennet werden, er hat sich zuvor nach billigem Ding mit dem Handwerk abgefunden.

25. Soll kein Geselle um Förderung jemand anderen nicht ansprechen allein den Meister selbst oder in Abwesenheit desselben seinen Palier, der ihm dann bis auf des Meisters Ankunft zu fördern und Arbeit zu geben hat. Soll auch kein Geselle ohne Vorwissen und Bewilligung seines Meisters in der Woche einen Feiertag oder, wie sie es sonst zu nennen pflegen, blauen Montag zu machen und dadurch dem Bauherren und dem Meister in der Arbeit zu hindern, hinfüro mehr gestattet werden, der aber freventlich hierwider täte, derselbe soll vor jeden halben, so er gefeiert, einen halben und vor jeden ganzen Tag einen ganzen Wochenlohn verlieren und nach Erkenntnus der Handwerks bestraft, auf Verweigerung aber von der Obrigkeit dazu angehalten werden nach laut der landesfürstlichen Polizeiordnung.

26. Da ein Geselle über den Meister was Unehrbares und Unredliches wüßte, soll er es den Zechmeistern im Geheimen anbringen und sonst nirgends, nicht ausschwätzen, die dann solche Sachen nach Handwerksbrauch zu richten haben. Als soll auch kein Geselle dem anderen an der Arbeit nichts Ungebührliches zufügen, verleumden, verkleinern oder an seiner Ehre verletzen. Da es aber geschähe, soll solches an Sonntag oder nächsten Feiertag hernach dem Meister angezeigt und von den Zechmeistern der verlustigte Teil gestraft werden. Unter denen soll weder einer noch der andere Geselle von der Arbeit nicht ausstehen, damit dem Bauherren seine Arbeit nicht verhindert und diesorts auch ein jeder ehrliche Geselle danach unveracht gehalten wird. Da es sich aber begäb, daß zwen oder mehr strittig oder uneins mit einander würden, die in dieser Bruderschaft sein, das dieses Handwerk berührend ist, sollen sie doch einander nirgends anderswo fürnehmen. Denn für das Handwerk, wo man die Bruderschaft halt, mögen sie dann daselbst die Sachen nicht verrichten, so sollen sie doch einander nicht weiter treiben denn gegen Wien auf die Haupthütte. Da soll der Zechmeister als ein oberster Richter samt seinen Mitmeistern und allenfalls Gesellen, soviel er deren haben mag, die Sachen verhören und darin handeln nach Ordnung des Handwerks. Die aber so darwider tun, daß man solches erführ und einander weiter (und nicht gegen Wien auf die Haupthütte) treiben wollt, dieselben Zechleute oder Parteien sollen nach Erkanntnus des Handwerks unnachläßlich gestraft und solche Strafe zum Gottesdienst angewendet werden.

27. Sollen alle ehrbaren und redlichen Gesellen, so dieser Zech oder Bruderschaft zugetan sein, zu ihrem Abzug und Urlaub von ihrem Meister und männiglich ehrbar und redlich abschieden und jemand ohne Klag und Beschwer halten. Da aber der eine oder der andere hier wider täte und dessen an den Ort, wo er Arbeit sucht, ordentlich bei dem Handwerk überwiesen wurde, soll ein solcher Gesell nicht für gut erkennet oder befördert und ehe nicht, bis er alles zur Richtigkeit bringt, aufgenommen und für redlich gehalten wird.

28. Weil in vergangenen Zeiten und bis anhero in diesem Erzherzogtum Oesterreich der Tracht halber ein Unterschied und gleichsam ein Uneinigkeit gewesen, in denen etliche ein „Schermb“ oder Schurzfell vorher an den Gürtl, etliche aber ein Schurz von Leinwand getragen und deswegen einer dem andern die Gesellen nicht fördern wollen, so soll allermaßen die allhier in guter Anzahl versammelten Meister und Gesellen für sich selbst und im Namen aller anderen in diesem Erzherzogtum Oesterreich dahin vereinigt und vergleichen und hinfüran der angedeuteten Tracht des Fells oder Schurz halber ganz kein Innungsunterschied oder Mißverstand sein, sondern jeder Meister und Geselle, soweit der Haupthütte Wien ihr Gebiet ist und Bezirk, eines oder anderes zu tragen frei bevorstehen und ein Meister dem andern die Gesellen ohne Weigerung zu befördern schuldig sein und gleichwie von uns der von ihnen Maurer- und Steinmetzmeister unter sich errichtete Vergleich unter 26. Marty des 1752 Jahres allergnädigst ratifiziert worden ist als sollen.

29. bei sothanen Bericht und radifizierten Handwerksvergleich in allem und jedem sein unabbänderliches und beständiges Bewenden haben. Schließlich verstehen sich alle obgemeldete Strafen so nach der Handwerk Erkanntnus aufzuerlegen bewilligt, allein auf diejenigen Verbrechen und Uebertretungen, so dem Handwerk anhängig und demselben von altershero zu strafen zuständig und sollen dergleichen Strafen über 12 Pfund Wachs nicht extendiert, die andern größern so dem Handwerk nicht zuständig und eine mehrere Strafe oder gar eine Infamiam nach sich ziehen wie auch, da einer oder der andere sich gegen den Handwerk fürsetzlich und ungehorsam und widersässig erzeigte, soll jedesmal der vorgesetzten Obrigkeit gebührend angezeigt und von derselben nach Befund und Beschaffenheit der Sachen bestraft werden.

Tun auch das konfirmieren, vermehren, erneuern und bestätigen ihnen solche Handwerksordnung und Freiheit, wie vorstehet und soviel wir daran von Rechts- und Billigkeitswegen zu vermehren und zu bestätigen haben aus kaiserlicher, königlicher und landesfürstlicher Machtvollkommenheit hiemit wesentlich in Kraft dieses Briefs ordnen und setzen wollen dasselbe stets bei Kraft sein und bleiben und die dies Handwerk einverleibte Maurer und Steinmetzmeister gegenwärtig und künftig sich derselben in billigen Dingen nützlich freuen und gebrauchen sollen, können und mögen von allermänniglich ungehindert und doch mit ausdrücklichem Vorbehalt solche Handwerksordnung und Freiheit nach unserem gnädigsten Gefallen auch Erfordernus deren Zeit und Umständ zu mehren, zu mindern oder gar aufzuheben.

Gebieten darauf allen und jeden unser nachgesetzten geistlichen und weltlichen Obrigkeit, insonderheit aber jetzig und künftig unseren Präsidenten der nö. Repräsentation und Kam mer und allen unseren Amtleuten, Untertanen und Getreuen, was Würde, Amtes und Standes oder Wesens sein, hiemit so gnädig als ernstlich und wollen, daß sie die oft genannte gesamte Maurer- und Steinmetzmeister in unserer kaiserl.-königl. Haupt- und Residenzstadt Wien wie auch ihren Nachkommen bei dieser ihnen gehörter Maßen gnädigst erneuert, bestätiget und vermehrten Handwerks Ordnung und Freiheit verbleiben und sich derselben, wie gemeldet, nützlich freuen und gebrauchen lassen, dabei obrigkeitlich schützen und handhaben, darwider nicht beschweren oder verfechten noch anderen es zu tun gestatten als lieb einem jeden sein mag, unser schweren Ungnad und Straf dazu ein Pön nämlich 10 Mark lötigen Goldes zu vermeiden, die ein jeder, so oft er freventlich hier widertäte uns halb in unser Kammer und den anderen Halbteil unnachläßlich zu bezahlen verfallen sein solle.

Das meinen wir ernstlich mit Urkund dieses Briefes besiegelt mit unserem kaiserl.-königl. und erzherzoglichen anhangenden größeren Insiegl, der gegeben ist in unserer Haupt- und Residenzstadt Wien den 27. Jänner 1759.

Veröffentlicht in: „Heimat im Weinland“, Heimatkundliches Beiblatt zum Amtsblatt der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach, 1963, S. 183 - 187

Dienst und Zehent des Marktes Poysdorf im Jahre 1767

Vor dem Jahre 1848 war der Bauer ein Untertan der Grundherrschaft, der er den Dienst zahlte, Robot leistete und den Zehent ablieferte. In Poysdorf vermißt man die Einheitlichkeit, da hier mehrere Grundherren Besitz hatten u. zw. weltliche und geistliche, von denen jeder ein Grundbuch führte. Die Herrschaft des Fürsten Liechtenstein in Wilfersdorf verfügte über den größten Teil der Marktgemeinde; noch heute beherrscht der alte Schüttkasten, wohin der Zehent geführt wurde, das östlich gelegene Stadtviertel – eine stattliche Zwingburg des unfreien Bauernstandes jener Zeit. Was dem Grundherrn gehörte, war Herrenbesitz, auch Dominikalbesitz genannt. Im Grundbuch des Jahres 1767 ist bei jedem Hause genau angegeben, wem es den Dienst zu leisten hat und wem der Zehent gehörte. Diesen forderte die Herrschaft Wilfersdorf und Poysbrunn, den Dienst verlangten die Pfarren Wildendürnbach, Oberleis, Falkenstein, Ameis, Poysdorf, das Jungfrauen-Kloster zu Tulln, die passauische Herrschaft Königstetten, die Jesuiten in Wien, die Herrschaft Wilfersdorf und Poysbrunn und das heutige Taubenschuß-Haus. Daß dieses Gebäude ein eigenes Grundbuch führte, ist bei dem Mangel an Urkunden schwer zu erklären. Es gab im Markte gegen Ende des Mittelalters mehrere größere Höfe, die gewiß einige Vorrechte genossen im Vergleich zu den Bauern, die eben nur Hörige waren. Ein solcher Hof war ja z. B. die heutige Attenbrunner Mühle.

Der Pfarre Wildendürnbach dienten die beiden Häuser Nr. 331 (10 Kreuzer) und Nr. 333, die Falkensteiner Pfarre besaß Nr. 341 (30 Kreuzer-Dienst) und 343, Oberleis, das eine stattliche und uralte Pfarre war – soll sie doch Karl d. G. gegründet haben, - verfügte über 5 Keller, davon 4 in Oberlüß, und über 15 Häuser. Es waren dies: Nr. 8, 10, 335, 337, 347, 348, 350, 351, 358, 360, 362, 364, 366, 368, 372. Diese 7 Häuser waren ursprünglich ein Hofstatthaus, das dann zerstückelt wurde.

Dem Kloster Asparn a. d. Zaya, bzw. der Pfarre Ameis zahlten folgende Häuser den Dienst: 63, 65, 67, 79, 90, 92, 130, 174, 176, 180, 187, 188, 189, 216, 270, (und 4 Tage Handrobot), 272, 291, 306, 308, 312, 374, die Schießstätte, also 21 Wohnhäuser und außerdem 5 Keller.

Der kleine Besitz des Jungfrauen-Klosters in Tulln, der die Nummern 309, 328, 330 und 2 Keller umfaßte, ging später auf die Herrschaft Walterskirchen über.

Der Pfarre Poysdorf gehörten eine stattliche Zahl von Häusern und Kellern u. zw.: 12, 14, 39, 81, 103, 113, 190, 199, 255, 257, 259, 261, 263, 269, 271, 273, 285, 287, 289, 300, 302, 304, 311, 345, 357, 382, 393, 395, 397, 409, 412, 413, 414, 415, 158 alt, und 3 Gebäude ohne Nummer, also 38 Häuser, 1 Ziegelschupfen in der Gstetten, 62 Keller, u. zw. 5 im Sauberg, 13 in der Gstetten, 41 in den Kirchbergen und 3 andere, außerdem hatte sie noch in Wetzelsdorf, das bis 1784 zu Poysdorf gehörte, den vollen Zehent in der Ried „In Oeden“.

Einen einheitlichen Dienst von je 2 fl. führten die Häuser 426, 427, 428, 429, 430, 431, 432, 433, 434, 435 an das Ganzlehenhaus ab, das heute der Witwe Taubenschuß gehört, auch Aspergerhaus genannt, der es durch Kauf im Jahre 1845 um 7520 fl. E. M. erwarb.

Passauisch waren die Gebäude: 11,13, 15, 40, 42, 44, 50, 58, 60, 62, 72, 83, 85, 87, 89, 91, 94, 98, 100, 101, 102, 104, 105, 136, 138, 156, 158, 162, 164, 166, 222, 281, 283, 377, 379, 432(?), im ganzen 36 Häuser, dann 18 Keller und der Ziegelofen im Radaweg.

Die Jesuiten übernahmen den Besitz von dem Wiener St. Klara-Kloster; sie hatten im Jahre 1544 im Dorfe 33 Holden, im Jahre 1767 aber folgende Nummern: 9, 19, 21, 23, 25, 27, 29, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 43, 45, 49, 52, 54, 55, 56, 57, 59, 61, 64, 66, 68, 69, 70, 71, 73, 74, 75, 76, 78, 82, 84, 86, 88, 95, 108, 146, 147, 149, 151, 155, 157, 159, 161, 178, 182, 192, 196, 197, 220, 224, 228, 230, 232, 234, 236, 275, 284, 293, 295, 297, 313, 314, 315, 316, 332, 334, 339, 340, 342, 353, 373, 376, 380, 389, das Zehrungsgeld à 1 fl. von 157, 159, 161, d. s. 82 Häuser, dazu noch 9 Keller. Ihr Dominikalbesitz war die heutige Attenbrunner Mühle, die früher Jesuitenmühle hieß.

Die Trautsohnsche Herrschaft in Poysbrunn war im Markte reich begütert. Viele Häuser, die der hiesigen Pfarrkirche und dem Kloster in Asparn dienten, gehörten einmal dem Fünfkirchner, der ja vor den Trautsohns Falkenstein und Poysbrunn besaß. Hörige der Trautsohns, deren Herrensitz die heutige Voglsangmühle war, sind im Grundbuche folgende Hausnummern: 206, 266, 321, 322, 323, 326 und 355; dazu muß man 10 Keller im Radaweg und 12 in den Rößlbergen rechnen. Für den Zehent hatte diese Herrschaft einen großen Keller und Schüttkasten, der nur mehr als Ruine im Westen der Stadt emporragt. Der Keller diente der Wilfersdorfer Herrschaft alljährlich mit 30 Kreuzern. Folgende Häuser waren dem Poysbrunner Grundherren „zehentbar“: 64, 68, 69, 71, 72, 73, 74, 81, 90, 92, 100, 102, 136, 138, 152, 154, 183, 185, 199, 264, 271, 275, 289, 291, 297, 299, 301, 303, 305, 307, 309, 341, 342, 343, 347, 349, 353, 355, 380. Die Hausbesitzer von 269, 270 und 272 mußten je 4 Tage Handrobot leisten, die von 187, 189, 199, 126 alt je 2 Tage und das Haus 271 3 Tage Zugrobot. Der erste Stock von 285 zahlte 3 fl. Schutzgeld. Die Schießstätte diente der Pfarre Ameis, der Grund gehörte nach Poysbrunn und den Zehent entrichtete sie nach Wilfersdorf.

Den größten Teil des Marktes besaß der Fürst Liechtenstein, der ja in unserer Gegend eine vorherrschende Stellung einnahm. Dieses Geschlecht wußte im Laufe der Jahrhunderte seinen Besitz zu vermehren und hatte auch in kirchlicher und rechtlicher Hinsicht einen großen Einfluß, da es der Patron vieler Kirchen war und eine größere Anzahl von Landgerichten in seiner Hand vereinigte. Weil er auch den Marktrichter bestätigte, der die Gemeinde selbstherrlich verwaltete, so waren die Bauern in jeder Hinsicht von der Gnade des Fürsten abhängig. Zu Georgi und Michaeli zahlten die Besitzer folgender Häuser den Dienst in der Herrschaftskanzlei: 1, 5, 7, 28, 30, 46, 48, 53, 80, 86, 97, 99, 114, 121, 123, 125, 127, 129, 131, 132, 133, 135, 137, 139, 140, 141, 142, 144, 145, 148, 150, 152, 154, 165, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 173, 175, 177, 179, 201, 203, 204, 210, 213, 221, 223, 225, 229, 233, 235, 237, 238, 239, 240, 241, 242, 244, 246, 247, 248, 249, 250, 252, 253, 254, 256, 258, 260, 262, 264, 274, 276, 277, 278, 279, 280, 282, 286, 288, 290, 292, 294, 299, 301, 303, 305, 307, 317, 319, 320, 325, 327, 329, 336, 338, 344, 346, 359, 361, 363, 365, 369, 406, 421, 422, 423, 425, 426, 427, 428, 429, 430, 431, 433, 435 und 12 alt, das sind 129 Gebäude. Dazu kamen alle Neubauten, die dann nach 1784 auf dem Grunde des aufgehobenen Kapuzinerklosters errichtet wurden, die Heid- oder Singermühle und 171 Keller, von denen 31 im Plankengrund, die anderen an der Brünnerstraße und im Bürsting sich befanden. Das Herrenhaus unten auf der Wiese war der Sitz der fürstlichen Kanzlei und sollte 1848 neu aufgebaut werden. Da kam aber die Bauernbefreiung und der Neubau unterblieb. Heute ist der Grund im Besitze der Familie Spieß. Den Schüttkasten erwarb die Familie Schwayer. Dem Liechtenstein waren folgende Besitzer „zehentbar“: 52, 60, 62, 66, 70, 75, 76, 78, 79, 80, 82, 83, 84, 86, 88, 89, 91, 94, 98, 104, 140, 142, 146, 148, 150, 156, 158, 161, 162, 164, 166, 168, 170, 172, 187, 189, 191, 197, 236, 281, 293, 295, 313, 315, 317, 319, 321, 323, 325, 327, 329, 335, 337, 345, 351, 12 alt, also 57 Häuser. Ein Geld von 3 fl. entrichtete der Hausbesitzer vonNr. 121. Der Friedhof, das Bürgerspital und die alte Wachsbleiche neben der Schießstätte waren fürstlicher Grund. Eine neue Wachsbleiche wurde neben 421 angelegt.

Das Haus des Philipp Rößler von Eichenfeld neben dem Saubergweg diente der Pfarre Poysdorf und gab 3 fl. Vogtgeld. Dieser gesinnte Mensch stiftete am 19. April 1777 im Spital der Barmherzigen Brüder in Feldsberg die Geldsumme von 3000 fl., damit für ewige Zeiten 2 Betten für Poysdorfer Bürger frei bleiben. Die alte Schule und das Nachtwächterhaus stehen auf kirchlichem Grunde. Auch das Hofstatthaus 103 (252 alt), das eine Baderstube mit chirurgischem Gewerbe besaß, leistete der Kirche den Dienst. Die Fleischbank im Kirchengäßchen (neben dem heutigen Steirerhaus) lieferte Unschlitt nach Wilfersdorf. Heute ist dieses Häuschen längst verschwunden.

Dienstfrei war der Bewohner von 310. Ungewiß ist, wohin folgende Gebäude gehörten: 17, 41, 65, 93, 268, 272, 381, 383, 385, 387.

Das eine muß aber hervorgehoben werden, daß man nicht so peinlich auf die Einzahlung der vorgeschriebenen Abgaben schaute. Die alten Bauern wußten viel zu erzählen, wie sie damals die Herrschaft „hinters Licht führten“ und die sprichwörtlich gewordene Bauernschlauheit entwickelte sich in jenen Tagen, da die Freiheit dieses Standes noch ein goldener Traum war. Das Grundbuch spricht nicht nur von „abgängigen Feldern“, sondern erwähnt auch, daß ein Hof dem Fürsten entwendet wurde. Da muß wohl bisweilen eine große Schlamperei geherrscht haben in der Schreibstube des Herrenhauses. Der Amtmann war auch manchmal ein hartherziger Teufel, der seinen Hörigen genau auf die Finger schaute. In den Volkssagen erscheinen solche Gestalten als „Feuermandeln“, die nach dem Tode ruhelos herumwandern müssen. Ein Beispiel dafür haben wir in Steinabrunn, wo der Klaudio Bene noch heute als Geist im Tennauer Walde umgeht.

Das Jahr 1848 löst die Grundherrschaften auf, der Bauer wurde ein freier Staatsbürger und eigener Herr seines Besitzes.

Veröffentlicht in: „Mistelbacher Bote“, 1930/Nr. 28

1. [↑](#footnote-ref-1)